Weltgeschic... Bd. Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean

Bibliographisches Institut Leipzig

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Weltgeſchichte.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von

Thomas Achelis, Georg Adler, Karl Georg Brandis, Max von Brandt, Berthold Bretholz, Gottlob Egelhaaf, Heinrich Friedjung, Konrad Haebler, Eduard Heyck, Julius Jung, Clemens Klein, Arthur Kleinschmidt, Josef Kohler, Richard Mahrenholtz, Richard Mayr, Wladimir Milkowicz, Carl Niebuhr, † Karl Pauli, Johannes Ranke, Friedrich Ratzel, Rudolf von Scala, Hans Schjöth, Emil Schmidt, Heinrich Schurtz, Alexander Tille, Armin Tille, Wilhelm Walther, Karl Weule, † Eduard Graf Wilczek, Hugo Winckler, Heinrich von Wlislocki, Heinrich Zimmerer und Hans von Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von

Hans F. Helmolt.

Mit etwa 51 Karten, 48 Farbendrucktafeln und 136 schwarzen Beilagen.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Digitized by Google

Plan der Helmoltschen „Weltgeschichte".

I. Band.

Allgemeines. — Vorgeschichte. — Amerika. — Stiller Ozean.

Der Begriff ‚Weltgeschichte'.
Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit.
Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde.
Die Vorgeschichte der Menschheit.
Amerika.
Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans.
Register.

II. Band.

Ostasien und Ozeanien. — Indischer Ozean.

Japan, China und Korea.
Hochasien und Sibirien.
Australien und Ozeanien.
Indien.
Indonesien.
Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans.
Register.

III. Band.

Westasien und Afrika.

Das alte Westasien.
Westasien im Zeichen des Islams.
Afrika.
Ägypten.
Register.

IV. Band.

Die Randländer des Mittelmeers.

Der innere geschichtliche Zusammenhang der Mittelmeervölker.
Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeere.
Die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung.
Nordafrika.
Griechenland.
Die Urvölker der Apenninenhalbinsel.
Italien und die römische Weltherrschaft.
Die Pyrenäische Halbinsel.
Register.

V. Band.

Osteuropa. — Ostsee.

Byzanz und Neugriechenland.
Die europäische Türkei und Armenien.
Die Albanesen.
Die Donauvölker.
Die Slowenen und Serbokroaten.
Böhmen, Mähren und Schlesien bis 1526.
Die Kolonisation des deutschen Ostens.
Osteuropa.
Russische Binnenvölker.
Die geschichtliche Bedeutung der Ostsee.
Register.

VI. Band.

Mittel- und Nordeuropa.

Die Bildung der Romanen.
Die Kelten und die Germanen; Deutschland bis 1350.
Italien zwischen 500 und 1800.
Die westliche Entfaltung des Christentums.
Die Kreuzzüge.
Frankreich bis 1300.
Der germanische Norden.
Großbritannien.
Register.

VII. Band.

Westeuropa, erster Teil.

Die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas seit den Kreuzzügen.

Digitized by Google

Renaissance, Reformation und Gegenreformation.
Das abendländische Christentum und seine Missionstätigkeit seit der Reformation.
Die soziale Frage.
Die Entstehung der Großmächte.
Register.

VIII. Band.

Westeuropa, zweiter Teil. — Atlantischer Ozean.

Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion.
Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859.
Die Einigung Italiens und Deutschlands (1859—66).
Westeuropa in den Jahren 1866—1902.
Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.
Die geschichtliche Bedeutung des Atlantischen Ozeans.
Register.

Ergänzungsband.

Methodologischer Rückblick auf die Ergebnisse der ‚Weltgeschichte‘.
Die hauptsächlichsten Quellen.
Anleitung zum Studium der ‚Weltgeschichte‘.
Gesamtregister zu sämtlichen Bänden der ‚Weltgeschichte‘.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Weltgeschichte.

Zweiter Band.

Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean.

Von

Max von Brandt, Dr. **Heinrich Schurtz**, Prof. Dr. **Karl Weule**
und Prof. Dr. **Emil Schmidt**.

Mit 10 Karten, 6 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen
von Dr. **Franz Ehrlich**, **Oskar Schulz** und **L. Sütterlin**.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1902.

Digitized by Google

1016
.4.f9
V.2

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Von dem hiermit vorliegenden II. Bande der „Weltgeschichte", dem fünften in der Reihe des Erscheinens, hoffen wir, daß er ebenso, wie seine beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken: Band I und Band III, von der Überlegenheit der in unserm Werke zum erstenmal befolgten Anordnung beredt zeugen werde. Weil unsre „Weltgeschichte" auf ethnogeographischem Grunde sich aufbaut, ist ihr der Vorwurf gemacht worden, sie verletze dadurch das oberste Gesetz der Geschichtschreibung, die zeitliche Abfolge des historischen Geschehens. Demgegenüber haben wir — unter ausdrücklicher Rückverweisung auf den im Vorworte zum IV. Band erwähnten Aufsatz des Herausgebers in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 26. Oktober 1899 — das Recht und die Pflicht, wiederholt zu betonen, daß in keinem andern ähnlich betitelten Werke der Strom der berichtenden Erzählung von den grausten Zeiten bis auf die Gegenwart so ununterbrochen fließt, wie innerhalb der Hauptabschnitte unsrer „Weltgeschichte". Dadurch erst ist die Möglichkeit geboten, überall entwickelnd Geschichte zu schreiben; denn die Einschnitte, die wir machen, entstammen weder dem Zufalle noch der Willkür, sondern lediglich der sich in deutlich voneinander abgrenzenden Völkerkreisen ausdrückenden, historisch gewordnen Verschiedenheit im ursprünglich einheitlichen Menschengeschlechte. So konnten wir den I. Band seinem amerikanischen Gliede widmen, das sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem Stamme für sich entfaltet hat; so haben wir im III. Bande die Schicksale der eine andre Einheit bildenden Völker Westasiens und Afrikas geschildert; so schließen wir denn nun in diesem Buche die noch klaffende Lücke, indem wir das Mittelglied zwischen jenen beiden, den ostasiatisch-ozeanischen Kulturkreis, in allen seinen Unterabteilungen vorführen.

Um vom Erdteil Amerika über den Stillen Ozean hinweg (Bd. I) den Übergang zu Ostasien zu finden, gibt es drei von der Natur gewiesne Hauptwege: im Norden von Alaska über die Beringstraße nach Ostsibirien, in der Mitte der Wasserwüste entlang der Dampferlinie San Francisco-Yokohama nach dem Britannien des Großen Ozeans und im Süden über die weithin verstreute Inselflur Polynesiens nach Australien und Indonesien. Da der äußerste Norden mit geschichtlichem Eigenleben gar zu dürftig ausgestattet und Neuhollands beglaubigte

APR 12 1918 395894

Digitized by Google

Geſchichte bei aller Vielſeitigkeit verhältnismäßig ſehr jung iſt, haben wir kein Bedenken getragen, den mittelſten Weg vorzuziehen, d. h. den vorliegenden Band mit der Geſchichte Japans zu beginnen und daran zunächſt ſeine natürlichen Nachbarn China und Korea zu ſchließen. Dieſen wieder durften am ungezwungenſten Hochaſien und Sibirien folgen; dahinter fand am beſten die faſt ausſchließlich den letztvergangnen Jahrhunderten angehörige Geſchichte des fünften Erdteils mit ſeinen zahlreichen Anhängſeln ihren Platz. Die dreiteilige zweite Hälfte des Bands wird vom indiſchen Kulturkreis in ſeiner Geſamtheit ausgefüllt: Vorder- und Hinterindien, der Malaiiſche Archipel und der Indiſche Ozean bilden in ihrer ganzen Vergangenheit eine innerlich geſchloßne Einheit, die nicht zerriſſen werden durfte. Im Schlußabſchnitte, der von den Randländern des Indiſchen Meers handelt, werden wir bereits ſo oft mit weſtaſiatiſchen und afrikaniſchen Völkern zuſammengeführt, daß ſich nunmehr der Zugang zu den Thoren des III. Bands gewiſſermaßen von ſelber öffnet.

Damit iſt alſo das geſamte Nicht-Europa, ſämtliches Ausland in einer ſeiner Bedeutung entſprechenden Weiſe zuſammenhängend behandelt. Schon im Vorworte zum III. Band iſt auf die bisher ſtark verkannte und unterſchätzte *Wichtigkeit der orientaliſchen Geſchichte* hingewieſen worden. Angeſichts der Seltenheit von Stimmen, die uns als Eideshelfer dienen könnten, verfehlen wir nicht, an die Worte zu erinnern, die Guſtav *Strakoſch-Graßmann* im Frühjahr 1893 ſeiner gediegnen Arbeit über den „Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242" vorausgeſchickt hat. Er ſagt dort mit vollem Recht: „Eine Erweiterung der Kenntniſſe wird hauptſächlich möglich ſein durch intenſivere Erforſchung der orientaliſchen Geſchichtſchreibung, welche ſo manchen ſchätzenswerten Beitrag zur Geſchichte des mittelalterlichen Mitteleuropa in ſich birgt. Durch eine ſyſtematiſche Durchforſchung der orientaliſchen Werke würde eine Fülle neuer Erkenntniſſe der Geſchichtsforſchung zuſtrömen, indem ſie viele bisher unbeachtete Beiträge zur *Geſchichte der Beziehungen zwiſchen den orientaliſchen und den europäiſchen Völkern* gewähren würde."

Dies eben genannte Ziel iſt es aber vor allem, das wir uns mit unſerm Unternehmen geſtellt haben. Der unterzeichnete Herausgeber hat auf Seite 20 ſeiner Betrachtung, die den I. Band der „Weltgeſchichte" einleitet, verſprochen, wir würden nicht bloß eine Anzahl von Monographien über einzelne Völker bieten, ſondern auch „die Brücken von einem Bau zum andern herſtellen". Dieſe ſchwere Aufgabe kann er ſelbſtverſtändlich nur erfüllen, weil ihm die Mitarbeiter, die ihre Beiträge in den weitaus meiſten Fällen einzeln für ſich ausarbeiten, erlauben, über das rein redaktionelle Feilen hinaus unter Umſtänden auch eingreifend zu ändern, Gegenſätzliches auszugleichen oder wenigſtens zu mildern, vor allen Dingen aber und im vollſten Umfange die Verbindungen zwiſchen den Einzelabſchnitten herzuſtellen. Nicht umſonſt trägt das ganze Werk den Namen des Herausgebers; dieſer erblickt darin nicht bloß eine kaum verdiente Ehre, ſondern leitet daraus vielmehr in erſter Linie die gern übernommne Pflicht ab, dafür zu ſorgen, daß ſeine „Weltgeſchichte" mehr werde als die Summe von fünfzig bis ſechzig Monographien und ſich zu einer wirklichen Lebensgeſchichte der Menſchheit entfalte. Damit

werden die Verfaſſer der einzelnen Geſchichten zu „Mitarbeitern“ eines Geſamtwerks im ſchönſten Sinne des Worts. Damit übernimmt aber auch der Herausgeber einen Teil der Verantwortung. Es war an der Zeit, davon einmal öffentlich Zeugnis abzulegen. In dieſem Band iſt es namentlich die Geſchichte Indiens, an deren überarbeiteter Form der Herausgeber einen verhältnismäßig beträchtlichen Anteil zu verantworten hat.

Dies würde er aber gar nicht haben leiſten können, wenn er ſich nicht auch diesmal wieder wertvoller Auskünfte von Autoritäten und uneigennütziger Unterſtützung jüngerer Fachgenoſſen zu erfreuen gehabt hätte. Hierzu kommt das für das Gelingen des Ganzen ſo wichtige Entgegenkommen der Behörden und Privatperſonen, die uns mit der Überlaſſung intereſſanter Originale für den illuſtrativen Teil verpflichten. Wir haben zu danken namentlich den Vorſtänden des Muſeums für Völkerkunde zu Berlin, der k. k. Hofbibliothek und des k. k. Naturhiſtoriſchen Hofmuſeums zu Wien, ſowie Seiner Hoheit dem Prinzen Roland Bonaparte zu Paris; die Vorlagen der Tafeln zur Geſchichte Chinas hatte uns größtenteils der am 30. Januar 1902 zu früh abgerufne Herr Profeſſor E. Arendt, die zur Geſchichte Ozeaniens Herr Profeſſor Dr. Felix von Luſchan in Berlin zur Verfügung geſtellt.

Eingedenk der oft und beweglich angeſtimmten Klagen der Indologen und Arabiſten, daß in populären Werken auf die Schreibung orientaliſcher Eigennamen meiſt zu wenig oder gar kein Gewicht gelegt werde, haben wir uns, teils im Einklange mit dem Vorgehen des gelehrten Jeſuiten Alexander Baumgartner in ſeiner großen, übrigens ähnlich angeordneten „Geſchichte der Weltliteratur“, teils der von Ferdinand Juſti in ſeinem „Iraniſchen Namenbuche“ gegebnen Richtſchnur folgend, bemüht, wenigſtens einigen Hauptforderungen der Orientaliſten gerecht zu werden. Deshalb haben wir vor allem die Unterſcheidung der drei harten Ziſchlaute im Sanskrit: des palatalen ś, des lingualen ṣh und des dentalen ṣ, ſowie die Auseinanderhaltung der entſprechenden Reihen der übrigen Konſonanten (ṅ = guttural, ñ = palatal, ṇ = lingual, n = dental; ṭ und ṭh, ḍ und ḍh = lingual, t und th, d und dh = dental u. ſ. w.) durchzuführen verſucht; ṁ wird wie das auslautende franzöſiſche n ausgeſprochen, namentlich vor Ziſchlauten (saṁskṛta) und vor h (siṁha). Dagegen haben wir auf die genaue Wiedergabe des ſeltnen Vokals ṛ (ähnlich dem böhmiſchen vokaliſierten r) verzichten zu dürfen geglaubt. Ferner ſind wir dem in vielen Werken üblichen Verfahren, den Halbvokal v durch w (z. B. Weda) zu verdeutſchen, treu geblieben und haben die harten Palatale c und ch nur im chineſiſchen Abſchnitte ſo, ſonſt durch die deutlichere Verbindung tſch, die weichen Palatale j und jh im allgemeinen durch die ebenfalls ſinnfälligere Zuſammenſtellung dj und djh erſetzt. Alle andern gelegentlichen Abweichungen (Auszeichnung der langen Vokale â, ê und û durch einen Zirkumflex, den die im Sanskrit von Natur langen Diphthonge e und o nicht nötig haben, u. a. m.) bedürfen keiner beſondern Erklärung.

„Aber nicht deshalb treiben wir die Sprachen des Morgenlands, weil der Geiſt ſeiner Völker in vergangnen Jahrhunderten mächtig auf das Abendland eingewirkt hat, ſondern weil wir einen noch größern Gewinn aus dieſen Studien für die Zukunft erhoffen. Wir erwarten,

daß unſere Wiſſenſchaft im Verein mit andern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſich mehr entwickelnden Disziplinen an hervorragender Stelle mitberufen ſein wird, die Menſchheit von einer einſeitigen Weltanſchauung zu erlöſen und ihr das Verſtändnis für das Schöne in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit wiederzugeben. Und für die ſie pflegenden Nationen werden mit den idealen Errungenſchaften praktiſche Hand in Hand gehen; denn nur durch die ſyſtematiſche Vereinſeitigung früherer Zeiten iſt uns der Blick für das Allgemeine getrübt, die Welt andern Völkern überlaſſen und die deutſche Michelei großgezogen worden, deren traurige Folgen heute noch lange nicht überwunden ſind.“ Dieſe Mahnung, mit der Georg Jacob am Schluſſe ſeines Vortrags über „Öſtliche Kulturelemente im Abendlande“ ſein Eintreten für die Erweiterung des geiſtigen Horizonts mannhaft verteidigt, mögen dieſen Band beim Beginne ſeines Ganges in die gebildete Welt freundlich und verheißungsvoll geleiten.

Leipzig, im September 1902.

Die Verlagshandlung. **Der Herausgeber.**

Inhalts-Verzeichnis.

I. Japan, China und Korea.

Seite

1. Japan 3
A. Land und Leute 3
a) Der Schauplatz 3
b) Die Bevölkerung 4
B. Die Götter- und Heroenzeit (bis zur angeblichen Aufrichtung des Reichs 660 v. Chr.) 6
C. Die sagenhafte Zeit (bis zur Einführung der Buddhalehre 552 n. Chr.) 7
a) Die äußern Geschicke 7
b) Die innere Entwicklung 10
D. Der Buddhismus in Japan von seiner Einführung 552 n. Chr. bis auf die Gegenwart 12
E. Die Umgestaltung der Regierung . . . 15
a) Die Herrschaft der Fujiwara . . . 15
b) Die Kämpfe der Taira und der Minamoto (bis 1185 n. Chr.) 18
F. Die Minamoto, die Hodjo und die Aſikaga (1186—1573) 20
a) Yoritomo 21
b) Die Schattenſiogune und die Hodjo . 21
c) Die Aſikaga 23
G. Das Chriſtentum und die Fremden in Japan (1543—1624) 24
a) Der geſchichtliche Verlauf der Beziehungen Japans zum Chriſtentum . . . 24
b) Die Urſachen für das ſchnelle Heimiſchwerden und den ſchnellen Niedergang des Chriſtentums in Japan . . . 27
c) Die Art des Vorgehens der Japaner gegen die Fremden 28
d) Die Lage ſeit der Wiedereröffnung Japans 29
H. Die Zeit der Emporkömmlinge (1573—1600) 30

Seite

a) Nobunaga 30
b) Hideyoſhi 31
c) Der Sieg des Oſtens (Jyeyas') . . 33
J. Die Entſtehung und Entwicklung des Feudalſtaats 34
a) Bis zum Jahre 1615 34
b) Unter Jyeyas' und ſeinen Nachfolgern 35
K. Die Tokugawa (1603—1868) 39
L. Der Sturz des Siogunats 43
a) Die letzten Tokugawa-Siogune . . 43
b) Die Eröffnung Japans 44
c) Der Sturz des Siogunats 47
M. Die neue Zeit 48
a) Die Wiederherſtellung des Mikadotums 48
b) Japans äußere Politik 1874—1893 . 50
c) Der Krieg gegen China 1894/95 . . 51
d) Japan in den letzten Jahren . . . 53
2. China 55
A. Der Name 55
B. Land und Leute 56
a) Der Boden 56
b) Die Bevölkerung 57
C. Die mythiſche Zeit 60
D. Die ſagenhafte Zeit 61
E. Die Religion, die Philoſophie und die Kultur der alten Chineſen 62
a) Die Religion 62
b) Die Philoſophie 63
c) Der Kulturzuſtand der alten Chineſen 66
F. Die ältere Geſchichte Chinas 68
a) Die Chau-Dynaſtie (1122—249 v. Chr.) 68
α) Die Schickſale der Chau bis 600 v. Chr. 68
β) Kung fu tſze 69
γ) Meng tſze 71
δ) Der Ausgang der Chau 72
b) Die Chin-Dynaſtie (220—206 v. Chr.) 72

Digitized by Google

Seite

c) Die frühere westliche Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 8 n. Chr.) . . . 74
α) Von Kao Tsu bis Ching Ti . . 75
β) Wu Ti 75
γ) Von Chao Ti bis Ju tsze Ying . 77
δ) Das Wirken der westlichen Han auf den Gebieten der Litteratur und Baukunst 77
d) Die Zeit des Usurpators Wang Mang und der Anarchie (9—24 n. Chr.) . 78
e) Die spätere, östliche Han-Dynastie (25 bis 220 n. Chr.) 78
G. Der Buddhismus in China 79
a) Die geschichtliche Entfaltung der Buddhalehre in China 79
b) Der Einfluß des Buddhatums auf die chinesische Kultur 83
H. Die mittlere Geschichte Chinas . . . 83
a) Die „drei Reiche" (216 oder 220—265) 83
b) Die westliche und die östliche Tsin-Dynastie (265—316 und 317—420) 85
c) Die Zeit der Teilung zwischen Norden und Süden 420—581 (589) . . . 86
α) Der Süden 86
β) Der Norden 86
d) Die Sui-Dynastie (581 oder 589 bis 617 oder 619). 87
e) Die Tang-Dynastie (618—907) . 87
f) Die fünf Dynastien (907—960) . . 89
g) Die nördliche Sung-Dynastie (960—1127) 90
h) Die südliche Sung-Dynastie (1127—1295) 91
i) Die mongolische Yüan-Dynastie, 1206 (1260 oder 1280) bis 1368 . . . 92
J. Die Anfänge des Christentums in China (635—1368) 94
a) Das nestorianische Bekenntnis . . 94
b) Das römisch-katholische Bekenntnis . 95
K. China im Übergange von der mittlern zur neuern Zeit: die Ming-Dynastie (1368—1644) 97
L. Das zweite Zeitalter des Christentums in China (seit 1581) 99
a) Die Blütezeit der jesuitischen Mission 99
b) Der Niedergang der christlichen Missionen in China 100
c) Das Wiederaufleben der christlichen Missionen in China 101
M. Die neuere Geschichte Chinas . . . 102
a) Die Mandschu-(Ta Ching-)Dynastie 1644—1820 102

Seite

b) Die Mandschu-Dynastie 1821 bis zur Gegenwart 104
α) Vom Opiumkriege bis zu den Pekinger Verträgen 104
β) Die Wirren der letzten 40 Jahre . 105
N. Rückblick 107
3. Korea 110
A. Land und Leute 110
B. Die ältere Geschichte Koreas 111
C. Koreas mittlere Geschichte 111
D. Korea im Übergang aus seinem mittlern zum neuern Zeitalter 113
a) Die Vorherrschaft der Ming . . . 113
b) Hideyoshis Angriffspolitik 113
E. Die neue Zeit 115

II. Hochasien und Sibirien.

1. Die Urzeit und die geschichtlichen Anfänge Hochasiens 119
A. Das Land als Schauplatz der geschichtlichen Vorgänge 120
B. Die wirtschaftlichen Bedingungen . . 124
C. Die vorgeschichtliche Zeit 126
D. Die Entstehung des Nomadentums . . 129
2. Hochasien seit dem Entstehen mongolischer Nomadenstämme 132
A. Allgemeines 132
a) Die Quellen 132
b) Das Verhalten Chinas zum Nomadentume 133
c) Die Völkermischung in Hochasien . 135
B. Die Hunnen 136
C. Das westliche Hochasien und seine Nachbargebiete 139
D. Das Tarymbecken (Ost-Turkestan) . . 141
a) Das Tarymbecken und der westöstliche Handel 141
b) Die Wandlungen im Handelsverkehre 144
c) Die Chinesen als Eroberer im Tarymbecken 147
E. Die westlichen Hunnen 150
F. Hochasien nach dem Falle des Hunnenreichs 152
a) Die Sien pē und die Yen yeu . . 152
b) Die Uiguren 153
G. Die Türkenreiche 154
a) Die Anfänge 154
b) Die östlichen und die westlichen Türken 155
c) Die Kirgisen und die Khi tan . . . 157

Digitized by Google

	Seite
H. Tibet	157
a) Die Vorgeschichte	158
b) Das Reich Tibet	159
c) Der Niedergang des tibetischen Reichs	160
J. Kultur- und Religionsverhältnisse Hochasiens bis zur Mongolenzeit	161
a) Der Buddhismus in Hochasien	162
b) Die Lehre Zarathustras in Hochasien	163
c) Das Christentum in Hochasien	163
d) Der Islam in Hochasien	164
3. Hochasien von der Mongolenzeit bis zur Gegenwart	165
A. Djengis Chan	165
a) Die Anfänge der Mongolen	166
b) Temudjin (Djengis Chan)	167
c) Die Reichsverwaltung Temudjins	169
B. Das Mongolenreich bis zu seiner Teilung	170
C. Der Zerfall des mongolischen Weltreichs	173
a) Der Beginn des Zerfalls	173
b) Die westlichen Teilreiche	175
D. Timur	177
a) Die Anfänge Timurs	178
b) Timurs Eroberungszüge	179
E. Die Timuriden	181
F. Tibet und der östliche Buddhismus seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert	182
G. Die Mongolei und das Tarymbecken von 1300 bis zur Gegenwart	187
a) Die letzten Djengisiden	187
b) Das Reich der Kalmüken (1630—1757)	187
c) Das Vordringen Rußlands und der zähmende Einfluß der Buddhalehre	188
d) Das Zeitalter der Dunganenaufstände (1825—94)	190
II. Das westliche Turkestan vom Ausgange der Timuriden bis zum Eindringen der Russen	191
a) Die Kirgisen vom angehenden 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert	191
b) Die uzbegischen Staaten Chiwa, Bochara und Khokand seit 1500	192
4. Sibirien und das asiatische Rußland	194
A. Die hyperboreische Zone	195
a) Die langköpfigen Jäger und Renntierzüchter	196
b) Die hyperboreische Mischkultur	198
c) Die Nordwanderung der Jakuten	199
B. Die Westsibirier	199
a) Die Magyaren, Alanen und Awaren	200
b) Jugrien	201
c) Das Reich Sibir	202
C. Die Ostsibirier	203
a) Die Nordwanderung der Tungusen	203
b) Die südöstlichen und südlichen Ausstrahlungen der Tungusen	204
α) Die Wu hwan und die Sien pē	205
β) Die Khi tan, Nü chi und Mandschu	206
D. Die Völker am Strand und auf den Inseln des nordwestlichen Stillen Ozeans	207
a) Die allgemeinen Züge in der Geschichte Nordasiens	208
b) Einiges aus den Einzelgeschichten der Paläasiaten	208
E. Die Russen in Sibirien und Hochasien	210
a) Die Kosaken bis zum Jahre 1600	211
b) Das Vordringen Rußlands nach Osten und nach Süden (seit 1600)	213
α) Die friedliche Gewinnung Ost- und Nordsibiriens (bis 1800)	213
β) Der Kampf gegen den Nomadismus in Südwestsibirien	215
γ) Das Streben nach einer sichern Stellung am Stillen Ozeane (seit 1800)	218

III. Australien und Ozeanien.

1. Vorbemerkungen	225
2. Australien und Tasmanien als Teile der bewohnten Erde	229
A. Australien	229
a) Die Lage Australiens	229
b) Die Bodenformen Australiens	230
c) Die Bewässerung Australiens	231
d) Das australische Klima	232
e) Die Pflanzenwelt Australiens	233
f) Australiens Tierwelt	234
g) Australiens nutzbare Minerale	235
B. Tasmanien	235
3. Die Bevölkerung Australiens und Tasmaniens	235
A. Die anthropologische Stellung der Australier	236
B. Die anthropologische Stellung der Tasmanier	237
C. Der Weiße	238
4. Die geschichtlich erkennbaren Schicksale der Australier und Tasmanier	240
A. Rückschlüsse auf die voreuropäische Zeit	240
B. Die Geschichte der Tasmanier	242
C. Die Geschichte der Australier	244

Seite

5. Die Kolonialgeſchichte Auſtraliens und Tasmaniens 247
A. Auſtraliens Kolonialgeſchichte, Anfänge 247
a) Die Entdeckungsgeſchichte 247
b) Die Gründung und die Jugendzeit von Neuſüdwales 249
c) Die Entwicklung von Neuſüdwales bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts . 257
α) Die Landfrage 259
β) Die Deportationsfrage 262
B. Die Entſtehung und Entwicklung der Tochterkolonien bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts 264
a) Die koloniſatoriſche Wirkung der Erweiterung der räumlichen Kenntnis des Erdteils 264
b) Die Kolonialgeſchichte Tasmaniens (Vandiemenslands) 266
c) Port Phillip (Victoria) 271
d) Queensland 273
e) Weſtauſtralien 274
f) Südauſtralien 277
C. Die Kolonien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 280
a) Die Erlangung der Selbſtändigkeit . 280
b) Die Goldfunde 282
c) Die Entwicklung Auſtraliens bis zur Gegenwart 284
α) Die wirtſchaftliche Entfaltung . . 284
β) Die Entwicklung auf geiſtigem Gebiete 288
γ) Die militäriſche Entwicklung . . 289
δ) Die Vollendung des innern Ausbaus und die erſten Angriffe über See 290
ε) Die Einheitsbeſtrebungen . . . 291

6. Ozeanien als Teil der bewohnten Erde 293
A. Die Lage, die Größe und die Verteilung der Inſeln 293
B. Die Bodenformen der Inſeln 294
C. Das Klima Ozeaniens 295
D. Die Pflanzenwelt Ozeaniens 296
E. Die Tierwelt Ozeaniens 297

7. Die Bevölkerung Ozeaniens . . . 298
A. Die anthropologiſche Stellung der Ozeanier 298
B. Die Wanderungen der Ozeanier . 299

8. Die Geſchichte der Ozeanier 301
A. Rückſchlüſſe auf die Vorgeſchichte der Ozeanier 301

Seite

B. Die Geſchichte der Melaneſier 303
a) Allgemeines 303
b) Fidji 305
C. Die Geſchichte der Mikroneſier . . . 306
D. Die Geſchichte der Polyneſier 307
a) Oſtpolyneſien 307
α) Tahiti 308
β) Die übrigen Archipele 309
γ) Rapanui (die Oſterinſel) . . . 309
δ) Pitcairn 311
b) Hawaii 311
α) Die heidniſche Zeit 311
β) Die chriſtliche Zeit bis zum Ausſterben der Kamehamehas . . . 313
γ) Das letzte Zeitalter Hawaiis als ſelbſtändigen Staatsweſens . . 315
c) Samoa 317
α) Die Eigengeſchichte 317
β) Die Eingriffe von außen . . . 319
γ) Samoa unter den Vertragsmächten 320
d) Tonga 321
e) Neuſeeland 324
α) Neuſeelands Lage und Naturbeſchaffenheit 324
β) Die Geſchichte der Maori bis 1839 325
γ) Der Vertrag von Waitangi . . 327
δ) Die Schickſale der Maori von 1840 bis zur Gegenwart 329
ε) Die koloniale Entwicklung Neuſeelands 331

9. Die Miſſion in der Südſee 332
A. Die Miſſion in Auſtralien 332
B. Die Miſſion in Ozeanien 332

10. Die Kolonialgeſchichte der Südſee. 334

11. Die Antarktis 336

IV. Indien.

1. Die Natur Vorderindiens 339
A. Das Land 339
a) Allgemeines 339
b) Die Gliederung des Lands . . . 339
c) Die Lage 342
B. Die Bevölkerung 343
a) Das körperliche Verhalten 344
b) Die Sprachen Indiens 345
c) Die Verbreitung der indiſchen Religionen 346
d) Das Kaſtenweſen 348

2. Die Geſchichte Vorderindiens . . 348
A. Das indiſche Altertum 348

Seite

a) Die Vorgeschichte 348
α) Die Urbewohner des Lands . . 349
β) Die iranisch-indischen Arier in ihren Urſitzen 353
b) Die erſte Stufe der ariſchen Einwanderung ins Pandjab. 356
α) Die Wege der Einwanderung . . 356
β) Kulturfortſchritte 358
γ) Die Religion der indiſchen Arier im Pandjab 359
c) Die Ausbreitung der Arier im Gangesgebiete 361
α) Die Geſchichtsquellen: das Mahâbhârata 361
β) Politiſche und ſoziale Wandlungen 365
γ) Das brahmaniſche Kaſtenweſen . 367
δ) Die brahmaniſche Philoſophie . 374
ε) Die brahmaniſche Götterlehre . . 376
ζ) Die Verbreitung des Brahmanentums nach Südindien 377
η) Die alten Königreiche im Süden Indiens. 379
ϑ) Das Vordringen des Brahmanentums an der Malabarküſte. . . 380
d) Der Buddhismus in Indien . . . 381
α) Das Leben Buddhas 382
β) Die „drei Konzile“ 385
γ) Buddhas geſchichtliche Perſönlichkeit 386
δ) Der Buddhismus aus der Zeit nach Aſoka 388
ε) Das buddhiſtiſche Mönchsweſen . 389
ζ) Der Buddhismus in ſeiner Bedeutung für die indiſche Kultur . . 391
η) Der Djainismus 393
e) Die Zeit vom Zug Alexanders des Großen bis zum Eindringen des Islams 395
α) Alexanders Unternehmung gegen Indien 395
β) Das Maghadareich: Tſchandragupta und Aſoka 396
γ) Die ſkythiſch-tibetiſchen Reiche in Nordweſtindien 397
δ) Die nord- und mittelindiſchen Hindudynaſtien des 1. nachchriſtlichen Jahrtauſends 398
ε) Der Hinduismus 399
1) Der Buddhismus: ſeine Ausbreitung; ſeine Spaltung in die ſüdliche und die nördliche Lehre; ſein Ende in Indien 399
2) Die hinduiſche Religion . . . 401

Seite

3) Die hinduiſche Ausbildung des Kaſtenweſens 403
4) Die Stellung der Frau . . . 404
5) Die Pflege der Wiſſenſchaften u. Künſte durch die Brahmanen 405
B. Das mohammedaniſche Zeitalter Indiens (1001—1740) 409
a) Die Religionskämpfe zwiſchen Islam und Hinduismus (1001—1526) . . 409
α) Das Haus Ghazni 410
β) Das Haus Ghôr 411
γ) Die Mamelukenherrſcher (die „Sklaven- oder erſte tatariſche Dynaſtie“) 411
δ) Das Haus Khildji (die zweite tatariſche Dynaſtie) 414
ε) Das Haus Toghluqs (die dritte tatariſche Dynaſtie). 416
ζ) Die Seyyiden 417
η) Das Haus Lôdhî 417
ϑ) Die politiſchen Veränderungen im Süden Indiens ſeit 1347 . . . 418
b) Das Mogulkaiſertum der Timuriden bis auf Âlamgîr II. (1526—1759). 418
α) Baber 418
β) Humâyûn und die Süriden . . 420
γ) Akbar 421
δ) Djihângîr 425
ε) Shâh Djihân 427
ζ) Aurang zêbs Anfänge 428
η) Die Begründung der Mahratthenmacht 429
ϑ) Aurang zêbs Ausgang 431
ι) Die ſpätern Mogulkaiſer . . . 431
κ) Die Sikh 433
λ) Nâdir Shâhs und Ahmed Durrânis Einfälle in Hindoſtân . . . 434
μ) Das Mahratthenreich auf der Höhe 435
ν) Die Umwandlung des Mahratthenſtaats in einen lockern Staatenbund 436
ξ) Das Reich des Nizâms 437
C. Die Erſchließung Indiens durch Europäer und die Kämpfe um ſeine wirtſchaftliche Beherrſchung (1498—1858) . . 438
a) Die Entdeckung des weſtöſtlichen Seewegs nach Indien und die ihr folgenden Handelsunternehmungen europäiſcher Staaten (1498—1740) . . 438
α) Die Portugieſen in Indien . . 438
β) Die Holländer in Indien . . . 441
γ) Die Handelsunternehmungen andrer europäiſchen Staaten . . . 442

Seite

δ) Die ersten Niederlassungen der Engländer 443
b) Das Ringen der Engländer und der Franzosen um die Vormachtstellung in Indien (1740—60) 447
α) Dupleix 447
β) Clives erstes Auftreten und kriegerische Erfolge 449
c) Das Zeitalter der Gelderpressungen (1760—98) 450
α) Clives zweites Auftreten in Indien 450
β) Mir Kasim; weitere Erfolge der Kompanie (1761—65) und die Verderbnis ihrer Beamtenschaft . . 452
γ) Clives letztes Auftreten in Indien und sein Ende 453
δ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit Haider Ali von Maisur 454
ε) Warren Hastings 454
ζ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit den Mahratthen; der zweite Krieg mit Maisur; Hastings' Heimkehr 456
η) Lord Cornwallis; der dritte Krieg gegen Maisur 457
ϑ) Sir John Shore und das Erzwingen „subsidiärer Allianzen" . . 458
d) Der imperialistische Gedanke und das Zeitalter der großen Gebietserwerbungen (1799—1828) 459
α) Wellesley: Tippus Ende; der zweite Mahratthenkrieg 459
β) Sir George Barlow 461
γ) Lord Minto: die Eröffnung politischer Beziehungen zu nichtindischen Staaten 462
δ) Lord Moira (Hastings): die Kriege mit den Gurka, Pindhari und Mahratthen 463
ε) Lord Amherst und der erste Krieg mit Barma 465
e) Lord William Bentinck (1828—35) . 466
f) Auckland, Ellenborough und Hardinge (1836—48) 468
α) Der erste Krieg gegen Afghanistan 469
β) Die Unruhen in Sindh und Gwalior; der erste Krieg mit den Sikh 471
g) Dalhousie (1848—56) 473
α) Die zweiten Kriege mit den Sikh und mit Barma 473
β) Dalhousies innere Verwaltung; das Einverleiben einheimischer Staaten nach dem Grundsatze des „Anheimfallens" 474
h) Lord Canning; der Sepoy-Aufstand (1857) 476
i) Die Einverleibung Indiens in das Britische Kaiserreich (1858) . . . 478
3. Ceylon 479
A. Die Natur Ceylons 479
a) Das Land 479
b) Ceylons Urbevölkerung 480
B. Die Vorgeschichte Ceylons 480
a) Die arische Einwanderung . . . 480
b) Die ceylonischen Geschichtsquellen . 481
c) Die Sage von der Besiedelung Ceylons 482
α) Widjaya 482
β) Die Nachfolger Widjayas . . . 484
γ) Die Chronologie der sagenhaften Zeit 485
C. Die ältere Geschichte Ceylons (300 vor bis 1500 n. Chr.) 485
a) Der Buddhismus auf Ceylon. . . 485
b) Die ersten geschichtlichen Einfälle der Tamilen 488
c) Die letzten Könige aus dem Hause Widjayas und ihre Nachfolger (88 v. Chr. bis 1164 n. Chr.) 489
α) Unruhen auf dem Thron und in der Kirche; Buddhaghosha . . . 489
β) Die Abnahme der königlichen Macht und das Vordringen der Tamilen (434—1164 n. Chr.) 490
d) Parakkama Bahu I. der Große . . 492
e) Verfall des Reichs und der Kirche (1200—1500). 494
D. Die neuere Geschichte Ceylons (seit 1500) 495
a) Die Portugiesen in Ceylon . . . 495
b) Die Holländer in Ceylon 497
c) Die Briten auf Ceylon 498
4. Indochina 499
A. Der Schauplatz 499
a) Das Land 499
b) Die Völker Indochinas 500
B. Die Vor- und Frühgeschichte Indochinas 501
C. Die Geschichte Indochinas 504
a) Das westliche Indochina (Barma) . 504
b) Das mittlere Indochina 508
α) Tschampa und Kambodja . . . 508
β) Siam 509
1) Das erste Zeitalter der neuern siamesischen Geschichte (1344—1556) 509

Seite

2) Das zweite Zeitalter der neuern siamesischen Geschichte (1556—1767) 510
3) Das dritte Zeitalter der neuern siamesischen Geschichte (seit 1767) 511
c) Das östliche Hinterindien (Tongking, Anam und Kotschinchina) 513
α) Die chinesische Zeit 513
β) Die Regungen nationaler Selbständigkeit 514
γ) Das Zeitalter des französischen Einflusses in Ost-Hinterindien . . 515

V. Indonesien.

1. Ethnographischer Überblick . . . 521
2. Die indonesische Geschichte . . . 522
A. Die urgeschichtlichen Zustände . . . 523
B. Die gegenwärtige Verteilung der Völker Indonesiens 523
C. Die Wanderungen der Malaien . . . 525
a) Die Kultur der ältern Wanderzeit . 525
b) Die Wanderzüge früherer Zeiten . . 527
c) Die Wanderungen der Malaien im engern Sinne 528
D. Die Eingriffe von außen 529
a) Die Chinesen 529
b) Die Inder 531
c) Die Araber 533
d) Die Europäer 535
α) Die Portugiesen 535
β) Die Niederländer 536
E. Die einzelnen Teile Indonesiens in ihrer geschichtlichen Sonderentwicklung . . 540
a) Java 540
b) Sumatra 545
c) Borneo 548
d) Celebes 550
e) Die Molukken 552
f) Die kleinen Sunda-Inseln . . . 554
g) Die Philippinen 554
3. Madagaskar 557
A. Die Urgeschichte Madagaskars . . . 557
B. Die beglaubigte Geschichte Madagaskars 560
a) Die arabische Zeit 560
b) Die nationalen Staatengründungen 560
c) Die französische Zeit 563
C. Die Maskarenen 564

VI. Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans.

Seite

1. Die Lage und die Gestalt des Indischen Ozeans 567
2. Die frühgeschichtliche Dämmerung 571
3. Die geschichtliche Zeit bis zum Auftreten des Islams 573
A. Bis zum Auftreten der Chinesen . . . 575
a) Die alten Ägypter 575
b) Indien 575
c) Die Phöniker, die Hebräer und Necho II. von Ägypten 576
d) Der Zwischenhandel auf dem Indischen Ozeane 600—30 v. Chr. . . 577
e) Die Anfänge eines internationalen Verkehrs in der römischen Kaiserzeit . 578
B. Vom Auftreten der Chinesen bis auf Mohammed 579
a) Die Chinesen 579
b) Die westlichen Nationen 580
4. Von Mohammed bis auf Vasco da Gama 581
A. Der Osten 582
B. Der Westen 585
a) Die Araber 585
b) Die Folgen der Irrtümer des ptolemäischen Erdbilds 586
5. Die neue Zeit 588
A. Von Vasco da Gama bis zum Beginne der britischen Herrschaft in Indien (1498 bis 1757) 588
a) Die Bedeutung des selbständigen Eindringens der Weißen Rasse in den Indischen Ozean 589
b) Der Kampf um die Vorherrschaft im Indischen Ozean 591
c) Der Indische Ozean als Teil des Weltmeers 592
B. Vom Beginne der britisch-indischen Herrschaft bis zur Durchstechung der Landenge von Sues (1757—1859) . . . 594
C. Die Gegenwart (seit 1859) 596
a) Der Bau des Sueskanals u. seine Folgen 596
b) Die Sicherung der britischen Vorherrschaft im Indischen Ozeane durch die Nil-Kap-Politik 598
c) Der nördliche und nordöstliche Indische Ozean 598
6. Rück- und Ausblick 599

Register 601

Verzeichnis der Beilagen.

Tafeln in Farbendruck.

	Seite
Die Entführung Go Shirakawas, gewesnen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nobuyori im Jahre 1159 (mit Textblatt)	19
Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte (mit Textblatt)	88
Melanesische Schnitzwerke (mit Textblatt)	298
Mikronesische Schnitzwerke (mit Textblatt)	306
Benares am Ganges	363
Der Tadsch Mahal bei Agra (mit Textblatt)	427

Farbige Karten.

Japan und Korea	4
China und Japan	56
Mittelasien	120
Die Mongolenreiche vom 12.—15. Jahrh.	171
Nord-Polarländer	195
Sibirien	203
Ozeanien	227
Ostindien von dem ersten Einfall der Mohammedaner 1001 bis zum Zerfall des Reichs der Groß-Mogule 1788	420
Hinterindien und Malaien-Archipel	525
Der Indische Ozean	569

Tafeln in Holzschnitt und Ätzung.

Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko in Japan	40
Altchinesisches Steinrelief: Flachornamente auf dem 6. Steine der vordern Grabkammern der Familie Wu in Shantung, um 150 n. Chr.	67
Vier einflußreiche Chinesen des ausgehenden 19. Jahrhunderts	106
Chinesische Residenzen zu Canton	109
Die 8. Seite aus der alttürkischen Ethik Kudatku Bilik (mit Textblatt)	154
Das Thor von Kiu-hung kwan	165
Die Gur-Emir-Moschee in Samarkand, mit dem Grabe Timurs	180
Polynesische Altertümer und Schnitzereien	326
Altindische Bildhauerkunst	382
Das Innere eines Dschainatempels zu Mount Abu in Radschputana	394
Ein Säulengang im Innern des Hindutempels auf der Insel Rameswaram im Golfe von Manaar	403
Altindische Malerei und Baukunst	408
Der Bahnhof „Victoria Terminus" in Bombay	478
Frühbuddhistische Tempelanlagen bei Anuradhapura auf Ceylon	486
Buddha und seine Schüler, Steinbildnisse im Tempelinnern der siamesischen Pagode Bät-Suthät in Bangkok	503
Zwei Darstellungen zur Hindu-Mythologie, aus dem Tempel von Rusamba in Kelungkung auf Südost-Bali	554

Hierüber: Die japanischen Kabinette von Dezember 1886 bis Anfang 1902 (Beilage) 52
Skizze der ozeanischen Wanderungen (im Texte) 300
Die wellenkreisartige Ausbreitung der Indogermanen (im Texte) 355

I. Japan, China und Korea.

Von

Max von Brandt,

vormaligem deutſchen Miniſterreſidenten in Japan und Geſandten in China.

1. Japan.

A. Land und Leute.

a) Der Schauplatz.

Zwiſchen den japaniſchen Inſeln Kiuſ(h)iu (Saikaidō), Honſhiu (Hondo, Nipon), Jeſo (Hokkaidō) und dem nur politiſch (ſeit 1875) von Japan getrennten Sachalien (Karafuto, Krafto) im Süden und Weſten und dem Feſtland Oſtaſiens von der Südſpitze Koreas bis zur Amur-Mündung im Weſten und Norden liegt das als die Japaniſche See bekannte große mittelländiſche Meer Oſtaſiens, das mit dem Stillen Ozean und ſeinen Teilmeeren nur durch wenige enge Straßen in Verbindung ſteht. Im Norden trennt die von Europäern erſt ſeit kaum 50 Jahren als ſolche feſtgeſtellte Newelski- oder Tatariſche Straße die Inſel Sachalien vom Feſtland; im Süden wird die Verbindung zwiſchen der Japaniſchen See und dem Chineſiſchen Oſtmeer durch die zwiſchen Korea und Honſhiu durchführende, durch die Tſuſ(h)ima-Inſeln und Iki(-ſhima) in drei Teile geteilte Koreaſtraße gebildet. Im Oſten vermitteln die Tſugaruſtraße zwiſchen Honſhiu und Jeſo und die Lapérouſe-Straße zwiſchen Jeſo und Sachalien die Verbindung zwiſchen dem Stillen Ozean und der Japaniſchen See. Aber dieſes große Mittelländiſche Meer hat bis jetzt mehr getrennt als verbunden. Falls es nicht in vorgeſchichtlicher Zeit eine oder zwei Einwanderungen von dem aſiatiſchen Feſtland aus über Sachalien und Jeſo nach der japaniſchen Hauptinſel gegeben hat, haben nur in neuſter Zeit unbedeutende Mengen von Giljaken die kaum 8 km breite Straße überſchritten und die Ainō aus dem nördlichen Teile von Sachalien verdrängt. Auch für eine Einwanderung von Korea nach Honſhiu liegen Beweiſe erſt im 2. Jahrhundert n. Chr. vor, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß dieſer Weg ſchon früher benutzt worden iſt.

Die langgeſtreckten japaniſchen Inſeln, die von 24° 20′ bis 54° 20′ nördl. Breite reichen, ſind vulkaniſchen Urſprungs; die hohen Bergketten im Innern, die meiſtens von Südweſten nach Nordoſten oder Südſüdweſten nach Nordnordoſten ſtreichen, tragen zahlreiche augenblicklich erloſchne und eine größre Anzahl noch thätiger Vulkane. Überall im Lande ſtößt man auch ſonſt vielfach auf Spuren noch andauernder vulkaniſcher Thätigkeit in der Form von Solfataren und heißen Quellen, einer Thätigkeit, die merkwürdigerweiſe auf die japaniſche Kosmogonie wie auf die Mythologie im einheimiſchen Shintoismus ohne jeden Einfluß geblieben zu ſein ſcheint. Eine wichtige Rolle ſpielt die unter dem Namen des „ſchwarzen Stroms“ (Kuro ſ[h]iwo) bekannte, dunkelfarbige warme Strömung, die ihren Urſprung zwiſchen Luzon und Formoſa nimmt und mit ihrem Hauptarme die ſüdöſtliche Küſte von Kiuſiu, S(h)ikoku und Honſhiu beſpült und ihr ſubtropiſchen Reiz und entſprechend große Fruchtbarkeit verleiht. Das Klima der Nordweſtküſte Honſhius iſt weniger warm, obgleich auch hier der ſonſt gewöhnlich bei 36°

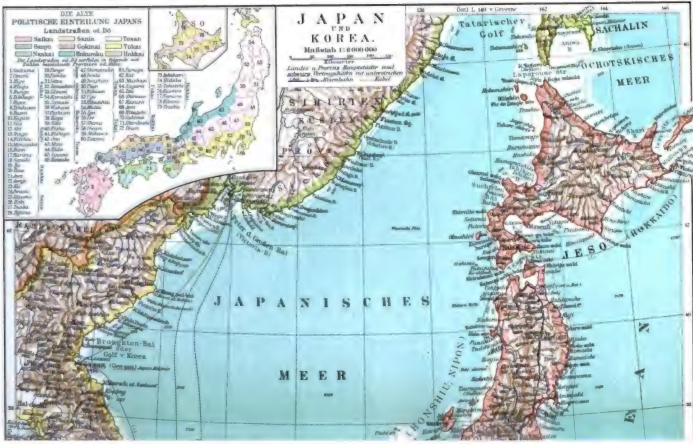
nördl. Breite aufhörende Theestrauch bis beinahe 39° nördl. Breite angebaut wird; aber die von Süden und Norden in die Japanische See eindringenden warmen und kalten Strömungen erzeugen vielen Nebel und machen sie unwirtlich und gefährlich. Von weit größerm Einfluß auf die Entwicklung und damit die Geschichte des Lands ist aber die Gestaltung der Küsten (s. die beigeheftete Karte „Japan und Korea") gewesen. Während diese auf der südöstlichen Seite der Hauptinsel, auf Sikoku und Kiusiu meistens steil ins Meer abfallen und den Fischern und Schiffern in unzähligen größern und kleinern Buchten und Häfen sichre Zufluchtsorte bieten, ist die Nordwestküste Honshius vielfach flach, mit Geröll und Sand bedeckt und fast ohne Häfen. Daraus ergab sich von selbst die frühre und stärkre Besiedlung der Südostküste.

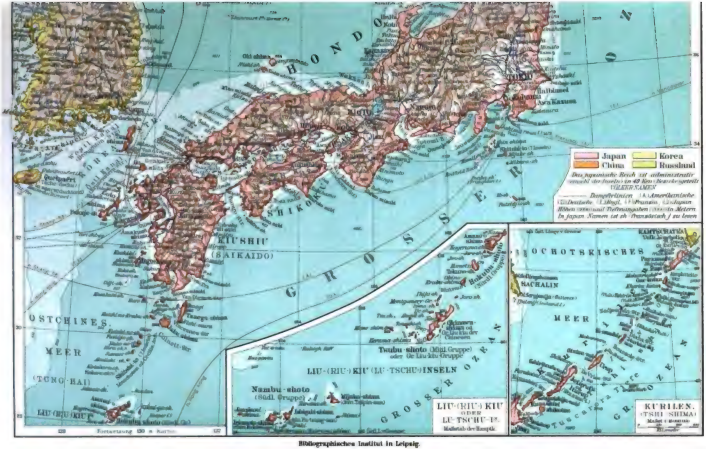
b) Die Bevölkerung.

Über die ältesten Bewohner Japans liegen keinerlei zuverlässige Nachrichten vor. An verschiednen Stellen auf Jeso und den Kurilen sind Aushöhlungen des Bodens 3—6 Fuß tief und mit einer Seitenlänge oder einem Durchmesser von 15—20 Fuß häufig in großer Anzahl, bis zu 1000 bei einander liegend, gefunden worden, die nach den Ainos einem Koko-pok-guru („Vertiefungen habende Leute", „Höhlenbewohner") oder Koshito („Zwerge") genannten Volke zugeschrieben werden, das vor den Ainos die Inseln bewohnt haben und von diesen ausgerottet worden sein soll. Bei Ausgrabungen in der Nähe dieser Vertiefungen, über denen sich ursprünglich aus Baumzweigen hergestellte, mit Erde bedeckte Dächer befunden haben dürften, sind Topfscherben und steinerne Pfeilspitzen gefunden worden, was um so auffallender ist, da die Ainos niemals Töpferei getrieben zu haben scheinen und sie auch heute noch nicht treiben. Dagegen haben sie sich bis vor einigen Jahrhunderten ebenfalls der steinernen Pfeilspitzen bedient; dann haben sie diese durch solche aus Bambus ersetzt, die leichter anzufertigen sind und sich besser zur Aufnahme des von ihnen bei der Jagd benutzten Gifts eignen.

Über die Herkunft der Koko-pok-guru wie die der Ainos (Ainu, Ebisu, Emishi; vgl. unten, S. 209) ist nichts bekannt; wahrscheinlich sind beide zu verschiednen Zeiten von Norden her eingewandert und, wenigstens die Ainos, bis in die Nordhälfte Honshius, vielleicht noch weiter nach Süden vorgedrungen. Von den einen werden die Ainos zu den Mongolen gerechnet, von andern als von den Polynesiern abstammend angesehen; Doktor E. Baelz zählt sie zu den kaukasoiden Völkern und glaubt an ihre Verwandtschaft mit den großrussischen Bauern, den Muschiks, denen sie, wenigstens in höhern Lebensjahren, allerdings auffallend ähnlich sind. In diesem Falle hätten wir es mit Angehörigen eines größern kontinentalen Stamms zu thun, die, in vorgeschichtlicher Zeit nach Japan eingewandert, von spätern Ankömmlingen allmählich immer weiter nach Norden und endlich über die Tsugarustraße nach Jeso zurückgedrängt wurden. Es leben von ihnen vielleicht noch 20,000 auf Jeso, in dem südlichen Teile von Sachalien und auf den Kurilen. Ihr Kulturzustand ist, wo sie sich rein erhalten haben, heute kaum höher als zu der Zeit, da sie mit den Japanern zuerst in Berührung kamen.

Auch die Herkunft der Japaner ist in Dunkelheit gehüllt. Der Versuch, die Frage auf anthropologischem Wege zu lösen und die heutigen Japaner als ein Mischvolk aus Ainos, Koreanern, Chinesen und Malaio- (Süd-) Chinesen darzustellen (vgl. Band I, S. 584), ist insofern als gelungen zu bezeichnen, als alle diese Stämme unzweifelhaft zu der Bildung des in der Gegenwart Japan bewohnenden Volks beigetragen haben; aber er gibt keinen Aufschluß darüber, welchem Stamme die Hauptmasse der Einwanderer angehört haben mag, die wahrscheinlich sehr lange vor dem 7. Jahrhundert v. Chr. in Japan eingedrungen sein dürften.


JAPAN
UND
KOREA.
Maßstab 1:6 000 000
Tatarischer Golf
SACHALIN
OCHOTSKISCHES MEER
JESO
HONSHIU (NIPPON)
JAPANISCHES MEER
Gelbes Meer
Golf v. Korea
Broughton-Bai
Hakodate
Aomori
Sendai
Niigata
Yokohama
Nagoya
Kioto
Osaka
Kobe
Hiogo
Nagasaki
Kagoshima
Tsushima
Liancourt-Felsen
Quelpart
Port Hamilton
Gensan
Fusan
Masampho
Chemulpho
Seoul
Gensan
Wons



Bibliographisches Institut in Leipzig.

Einen beſſern Erfolg verſprechen ethnologiſche Vergleiche. Die Skapulamantik (Omoplatoſkopie), d. h. das Wahrſagen aus den Schulterknochen eines getöteten Tiers und die Sitte, geſtorbnen Fürſten Diener und Pferde als Begleiter mitzugeben, die nicht getötet und mit ihm begraben, ſondern gewiſſermaßen wie eine lebendige Schutzhecke aufrecht um den Grabhügel teilweiſe eingegraben wurden, ſcheinen bei den Japanern bis in die älteſten Zeiten zurückzugehen. Für die Skapulamantik bedienten ſie ſich der Schulterknochen des Hirſchs, da das in Nordaſien gewöhnlich für dieſen Zweck gebrauchte Schaf in Japan nicht vorkommt. Über die Begräbnisgebräuche ſchreibt das Nihongi: „Der Bruder des Kaiſers Suinin (29 v. Chr. bis 70 n. Chr.) ſtarb und wurde zu Muſa begraben. Dabei wurden die verſammelt, die in ſeinem unmittelbaren Dienſte geſtanden hatten, und alle aufrecht um ſeinen Grabhügel herum lebendig begraben. Für viele Tage ſtarben ſie nicht, ſondern jammerten und klagten Tag und Nacht. Schließlich ſtarben ſie und verweſten. Hunde und Krähen verſammelten ſich und fraßen ſie auf.“ Der Kaiſer, der das Jammern mit angehört hatte, befahl, dem Gebrauch ein Ende zu machen; und vom Jahre 3 n. Chr. an ſollen ſtatt der Menſchen thönerne Figuren, von denen man noch häufig Stücke findet, um die Grabhügel oder darin vergraben worden ſein. Dieſer Befehl iſt aber häufig nicht befolgt worden. So berichten die chineſiſchen Jahrbücher der Wei-Dynaſtie, daß bei dem 247 n. Chr. erfolgten Tode der Königin Himeko (nach den japaniſchen Liſten: Djin go kogu) ein großer Hügel über ihrem Grab errichtet worden und mehr als tauſend ihrer männlichen und weiblichen Diener ihr in den Tod gefolgt ſeien. Es iſt eben ſchwer, Gebräuche, die in Fleiſch und Blut eines Volks übergegangen ſind, auszurotten, namentlich wenn im Laufe der Jahrhunderte aus dem erzwungnen Opfer ein freiwilliges, eine Ehrenſache geworden iſt. Im Jahre 646 n. Chr. erließ der Mikado einen Befehl, daß mit allen Gebräuchen (ſich ſelbſt oder andre zu töten, um dem Verſtorbnen zu folgen, deſſen Pferd zu töten, Schätze zum Beſten der Toten zu begraben, ſich das Haar abzuſchneiden, ſich in den Schenkel zu ſtechen oder um den Toten laut zu wehklagen) aufgehört werden ſolle; doch beinahe tauſend Jahre ſpäter mußte Iyeyas' den Samurai verbieten, ſich auf dem Grab ihres Herrn zu töten oder zu verſtümmeln.

Beide Gebräuche, die Skapulamantik und das Töten des Gefolges am Grabe des Herrn, ſind unzweifelhaft nordaſiatiſchen, tatariſchen Urſprungs. In China haben ſie auch beſtanden: Kungfutſe erwähnt der zweiten Sitte als der Vergangenheit angehörig, wie des Erſatzes der Lebenden durch hölzerne Figuren, und das letzte bekannte Beiſpiel ſtammt aus den Zeiten der jetzigen mandſchuriſchen Dynaſtie nach der Thronbeſteigung Kanghis (1662); ſie laſſen ſich auf den Einfluß tatariſcher Dynaſtien zurückführen. Auch der obſzöne Charakter der ſhintoiſtiſchen Mythologie und der volkstümliche Phallusdienſt, der bis gegen das Ende der ſechziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Japan ganz offen geübt wurde, ſprechen für einen tatariſch-ſchamaniſtiſchen Urſprung. Endlich, und das iſt wichtig, verlegt die ſhintoiſtiſche Mythologie ihre erſten Hauptereigniſſe nicht nach Kiuſiu, was für eine Einwanderung von Weſten oder Süden ſpräche, ſondern nach Idſumo, Yamato und Setzu, was auf eine Einwanderung von Norden her ſchließen läßt. Nach chineſiſchen Berichten wäre Korea durch einen Anhänger der Shan-Dynaſtie, Kitſze, bei ihrem Untergange 1122 v. Chr. erobert und ziviliſiert worden; eine Auswanderung von dort nach Japan hätte alſo vor dieſer Zeit ſtattfinden müſſen, da die in Frage kommenden Einwanderer ſicher nicht mit chineſiſcher Kultur in Berührung gekommen waren. Nichts ſchließt aber aus, daß dieſe Einwanderung ihren Ausgangspunkt in einem der nördlich von Korea in der eigentlichen Mandſchurei gelegnen Staaten, wie z. B. in Fuyu, gehabt habe, deſſen Bewohner nach chineſiſchen Quellen manche mit altjapaniſchen übereinſtimmende Anſchauungen

und Gewohnheiten beſeſſen zu haben ſcheinen. So würde denn der alte Engelbert Kämpfer recht behalten, der 1712 in ſeinen „Amoenitates Exoticae“ ſchrieb: „Latuerunt din obscuro nomine e Datz seu Tartaria hospites in Japonia et per provincias disseminati incultam ichtyophagorum vitam vixerunt“ (Lange ſind unter dunkelm Namen Fremde aus Datz oder der Tatarei in Japan verborgen geblieben und haben, in die Provinzen verſtreut, das rohe Leben von Fiſcheſſern gelebt).

B. Die Götter- und Heroenzeit (bis zur angeblichen Aufrichtung des Reichs 660 v. Chr).

Die japaniſche Götter- und Heroenzeit umfaßt in ihren zwei Abteilungen, den ſieben Generationen der himmliſchen und den fünf der irdiſchen Geiſter, viele 100,000 Millionen Jahre. Im Anfange war das eiförmige, wellenſchlagende Chaos; die leichten, reinen Teile ſteigen auf und bilden den Himmel, die groben, feſtern ſchlagen ſich nieder und bilden die Erde; zwiſchen beiden entſteht der erſte Gott, der Herr des ewigen Reichs. Er wie ſeine beiden Nachfolger, die ſich ſelbſt erzeugen, regieren jeder während eines Zeitraums von 100,000 Millionen Jahren. Die nächſten drei Götterpaare, bei denen das Weib bereits getrennt vom Mann erſcheint, und die ihre Nachfolger dadurch erzeugen, daß ſie ſich in gegenſeitiges Anſchauen verſenken, herrſchen während 600,000 Millionen von Jahren, und zwar, wie ihre beiden Vorgänger, durch die Kraft je eines Elements, des Waſſers, Feuers, Holzes, Metalls und der Erde. Die letzte, ſiebente Generation der himmliſchen Geiſter umfaßt den männlichen Iſanagi no mikoto und die weibliche Iſanami no mikoto; dieſe vereinigen ſich zuerſt körperlich, erzeugen die acht Länder, d. h. Inſeln und Provinzen Japans (acht iſt die überall wiederkehrende heilige Zahl der Shintoreligion), das Meer, die Flüſſe, die Berge, den Urbaum und die Urpflanze, die Göttinnen der Sonne und des Monds, den Meergott Yebis und den Gott der Stürme und kehren darauf in den Himmel zurück. Mit ihnen ſchließen die ſieben Generationen der himmliſchen Geiſter ab.

Die fünf Generationen der irdiſchen Geiſter bilden gewiſſermaßen die Heroenzeit der japaniſchen Geſchichte. Das Böſe, Soſan, der Gott der Winde und der Stürme, nach den japaniſchen Erklärern der verkörperte Winter, wird durch den belebenden Einfluß der Sonnengöttin Amateraſu beſiegt und die Erde fruchtbar gemacht. Soſan unterwirft ſich und ſteigt zur Erde hinab, wo er in der Provinz Idſumo eine Tochter des erſten Menſchenpaars von einem Drachen befreit und ehelicht. Nachdem er einen Sohn mit ihr gezeugt hat, verläßt er ſie und zieht nach dem wüſten Südoſten Japans, der ihm ſchon früher von ſeinen Eltern als Wohnſitz angewieſen worden war. Der Enkel der Sonnengöttin, Amatſu, ſoll darauf zum Herrſcher des irdiſchen Reichs gemacht werden, und verſchiedne Götterſöhne begeben ſich auf die Erde hinab, um die böſen Geiſter zu vertreiben und alles zur Ankunft des Gottes vorzubereiten; aber anſtatt den Auftrag auszuführen, laſſen ſie ſich auf der Erde nieder und verbinden ſich mit dem Sohne Soſans. Zwei neuen Götterboten, ſelbſt Göttern (Kami), gelingt es endlich, die Widerſpenſtigen zum Gehorſam zurückzuführen: ein Teil der irdiſchen Kamis unterwirft ſich, ein andrer wird vernichtet; Amatſu ſteigt zur Erde herab und übernimmt die Regierung der Provinz Hiuga auf Kiuſiu. Sein Sohn und ſein Enkel folgen ihm nach; mit ihnen ſchließt die Reihe der irdiſchen Geiſter. Damit beginnt, nach den Japanern, die geſchichtliche Zeit.

Der jüngſte Sohn des letzten irdiſchen Geiſtes und der Tochter des Drachengotts Rioſiu, in dem die japaniſchen Erklärer einen Herrſcher der Liukiu-Inſeln ſehen wollen, Jhauriko, folgt als der fähigſte ſeinem Vater in der Regierung von Hiuga nach. 667 v. Chr. zieht er im Alter

von 45 Jahren mit seinen drei Brüdern aus, um das ganze Reich zu erobern; er unterwirft zuerst Tsukushi (das heutige Chikuzen und Chikugo), dann Kibi (d. h. Bizen, Bichiu und Bingo), auf Kiushiu und Aki auf Honshiu. Nachdem er drei Jahre lang den weitern Feldzug vorbereitet hat, schifft er mit seiner Flotte längs der Küste nach Naniwa (Osaka) und landet. Bei Kusagesaka in Yamato und Kumano in Kii wird er aber geschlagen und muß sich wieder auf seine Flotte zurückziehen. In einem Sturme verliert er den größten Teil seiner Schiffe; der Rest wird nur dadurch gerettet, daß zwei seiner Brüder sich ins Meer stürzen, um so den Zorn der Götter zu besänftigen. Mit frischen Truppen kehrt er nach Yamato zurück und gewinnt hier, zum Teile durch Verrat, 660 v. Chr. die Herrschaft über die kleinen unabhängigen Häuptlinge, die durch die Übergabe der bisher in verschiednen Händen gewesnen Reichsabzeichen: Schwert, Spiegel und Kleinod (Perle?), bestätigt wird; er erbaut seine Residenz, halb Palast, halb Tempel, d. h. Ahnenhalle, auf dem Berg Unchi in Yamato und überträgt die Regierung des Reichs vier Ministern, von denen einer der Stammvater des berühmten Geschlechts der Fujiwara wird. Der Name Djimmu (Kriegsgeist), unter dem der erste Tenno (himmlischer König) von Japan bekannt ist, ist nach dem Tode verliehen. So die japanischen Berichte.

Wenn sich aus diesen Überlieferungen überhaupt ein glaubhafter Kern herausschälen läßt, so dürfte es der sein, daß die Provinzen Idsumo, Yamato und Setzu, die auch später mit Yamashiro und Kawachi zusammen als Gokinai (die fünf Stammprovinzen) den Mittelpunkt des Reichs bildeten, als der Hauptsitz der Einwanderer anzusehen sind: von dort aus ist die Eroberung der westlichen und südlichen Teile erfolgt; wahrscheinlich hat es sich bei dem Zuge Djimmus um die Geltendmachung thatsächlicher oder angeblicher ältrer Rechte gehandelt: er soll mit der Tochter des Herrschers von Idsumo vermählt gewesen sein. Die Kämpfe scheinen zwischen Angehörigen desselben Stamms stattgefunden zu haben. Ob die später als auf Kiushiu ansässig erwähnten Takeru und Kumaoso (Kumaso) dieselben gewesen sind, ob sie zu den Eingewanderten gehört haben, ob und wie weit sie mit Malaiochinesen oder Koreanern vermischt gewesen sind, muß dahingestellt bleiben. Die erste koreanische Einwanderung soll, nach japanischen Quellen, 59 n. Chr. stattgefunden haben; koreanische Gesandtschaften sollen aber schon früher, zuerst 33 v. Chr., eingetroffen sein. Im Nordosten haben die Einwanderer wohl nur mit den Ainо zu kämpfen gehabt, wenngleich ihrer Gegner dort unter verschiednen Namen Erwähnung geschieht.

C. Die sagenhafte Zeit (bis zur Einführung der Buddhalehre 552 n. Chr.).

a) Die äußern Geschicke.

Die große Schwierigkeit, die sich dem Verständnis und der Beurteilung der ältern japanischen Geschichte in den Weg stellt, ist, daß es für sie bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. an allen eignen schriftlichen Quellen fehlt. Bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. besaßen die Japaner überhaupt keine Schrift und von da an bis zur Erfindung des Katakana (9. Jahrhundert) nur die chinesischen Zeichen. Das älteste vorhandne Geschichtswerk, das Kojiki, das Buch der alten Überlieferungen, ist in den Jahren 711 und 712 geschrieben worden; zwei angeblich ältre Werke aus den Jahren 620 und 681 sind verloren gegangen. Das Kojiki enthält die Schöpfungs-, Götter- und Heldengeschichte und die der Mikados bis 628 n. Chr.; es ist zum ersten Male zwischen 1624 und 1642 gedruckt worden. Das zweitälteste Werk, das Nihongi (Geschichte Japans), stammt aus dem Jahre 720 n. Chr. und behandelt dieselben Gegenstände wie das Kojiki, nur führt es die Jahrbücher der Kaiser bis 699 fort. Beide Werke, die schon deshalb nur mit großer

Vorsicht benutzt werden können, sind außerdem stark von chinesischen und koreanischen, buddhistischen und konfutsianischen Lehren beeinflußt. Selbst die in ihnen gegebnen Herrscherlisten stimmen vielfach nicht mit denen in chinesischen Werken (z. B. Matuanlin) enthaltnen überein; sie tragen außerdem in sich selbst den Stempel der Unwahrscheinlichkeit. So hat Djimmu nach ihnen ein Alter von 127 Jahren erreicht, und unter seinen 16 ersten Nachfolgern, von denen der letzte 399 n. Chr. stirbt, werden 13 über 100 Jahre alt; einer, Suinin, der Solon der japanischen Geschichte, lebt 141 Jahre und herrscht 99 davon. Übrigens beruht die lange Reihe der Mikados (der regierende, Mutzuhito, ist der 123.) nach unsern Begriffen nicht auf direkter Abstammung, sie ist auch nach japanischen Quellen durch sieben Kaiserinnen und vielfache Adoptionen durchbrochen.

Wo gleichzeitige chinesische und koreanische Berichte vorliegen, und das ist bei den Geschichten der einzelnen Dynastien und Staaten in diesen Ländern vielfach der Fall, erweisen sich die japanischen Angaben meistens als ganz unhaltbar. So z. B. mit Bezug auf die Kaiserin Djingo Kogu (201—269) und der angeblich unter ihr 202 (200) erfolgten Eroberung von Shiraki (Silla) in Korea, die von dem Verfasser des Nihongi mit allem Möglichen und Unmöglichen ausgeschmückt worden ist. Abgesehen von den Gründen (Erwähnung von nachweisbar erst aus spätern Zeiten stammenden Namen u. s. w.), die gegen einen geschichtlichen Kern der Erzählung sprechen, erwähnen die chinesischen und koreanischen Jahrbücher japanischer Angriffe gegen Silla nur in den Jahren 209, 233 und 249; der erste war ein ganz unbedeutendes Vorkommnis, während bei den beiden letzten die Japaner mit großem Verlust an Schiffen und Menschen zurückgeschlagen wurden. Vom Jahre 247 erwähnen die Jahrbücher der chinesischen Wei-Dynastie, daß die Königin Himeko, d. h. die „Fürstin" (Djingo Kogu), gestorben und nach einem Bürgerkriege, worin nicht weniger als 100,000 Menschen umgekommen seien, ein dreizehnjähriges Mädchen ihre Nachfolgerin geworden sei: eine viel wahrscheinlichere Angabe als die, daß Djingo Kogu nach dem Tod ihres Gemahls noch 68 Jahre regiert habe.

W. G. Aston stützt auf diese und ähnliche Unterschiede zwischen chinesischen und koreanischen Berichten auf der einen und japanischen auf der andern Seite seine Überzeugung, daß nicht nur bis 400 und 500 n. Chr., sondern auch während des 6. Jahrhunderts die japanischen Angaben keinen unbedingten Glauben verdienten. Die erste erweislich richtige Angabe in der japanischen Chronologie falle auf das Jahr 461; eine japanische Geschichte, die den Namen verdiene, habe nicht vor 500 n. Chr. bestanden und die Einführung chinesischer Kultur in Japan 120 Jahre später, als von den Japanern angegeben: 397 statt 277 n. Chr., stattgefunden. Auch die moderne japanische Kritik hat sich gegen die Glaubwürdigkeit des Nihongi erhoben: Tachibana Nichei hat bereits 1889 eine große Anzahl von darin enthaltnen Angaben aufgeführt, die die Unzuverlässigkeit der Arbeit bewiesen. Yamato dake, der Nationalheld der Japaner, stirbt nach dem Nihongi im 43. Jahre des Kaisers Keiko, d. h. 114 n. Chr.; sein Sohn Tsinai wird aber, nach dem Nihongi, im 19. Jahre der Regierung Seimus (150) geboren, also 36 Jahre nach dem Tode seines Vaters. Prinz Oho usu no mikoto ist der Zwillingsbruder Yamato dakes; letzterer war 16 Jahre alt, als er 98 n. Chr. gegen die Kumasos zu Felde zog, so daß beide Brüder 83 n. Chr. geboren sein müssen. Von Prinz Oho wird aber im Nihongi erzählt, daß er im Jahre 75, d. h. acht Jahre vor seiner Geburt, die Tochter eines Adligen verführt habe. Ähnliche Beispiele von Unzuverlässigkeit werden von Tachibana noch zahlreich angeführt.

Demnach hat man sich für die japanische Geschichte von der Begründung des Reichs (660 n. Chr.) bis zur Einführung der Buddhalehre auf das zu beschränken, dessen Richtigkeit sich aus

andern als japaniſchen Quellen nachweiſen läßt, da dieſe, im beſten Fall eine willkürliche Zuſammenſtellung unbeglaubigter Überlieferungen, wahrſcheinlich mit der Abſicht niedergeſchrieben worden ſind, eine Unterlage für die ſpätern Zeiten entſtammenden Anſprüche der herrſchenden Dynaſtie zu ſchaffen. So kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß noch lange nach Djimmu tenno die drei urſprünglichen Hauptſitze der Einwanderer, Yamato, Idſumo und Tſukuſhi (Nordkiuſiu), unabhängig nebeneinander beſtanden haben. Noch in den Jahrbüchern der Han-Dynaſtie (25—220 n. Chr.) wird japaniſcher Geſandtſchaften Erwähnung gethan, die nur von Teilfürſten abgeſandt geweſen ſein können. Die chineſiſchen von Matuanlin im 13. Jahrhundert zuſammengeſtellten Berichte über die Japaner zeigen, auf welch niedriger Stufe dieſe zur Zeit der Abfaſſung dieſer Berichte geſtanden haben.

Die Jahrbücher der ſpätern Han ſagen, daß im Südoſten von Korea eine gebirgige Inſel ſei, die in mehr als hundert Gebiete zerfalle. Seitdem Wuti (140—86 v. Chr.) Korea erobert habe, hätten 32 dieſer Völkchen, die ihre erblichen Herrſcher Könige nennen, mit den Behörden der Han durch Boten verkehrt. Der Herrſcher von Groß-Wo (Wa, Japan) reſidiere in Yamato. Die Sitten ſeien denen der Provinz Tſchekiang, die Wo gegenüberliege, ähnlich. Der Boden ſei für die Kultur von Getreide, Hanf und Maulbeerbäumen günſtig. Sie verſtänden die Kunſt, zu weben. Das Land bringe weiße Perlen und grünen Nephrit hervor. In den Bergen gebe es Zinnober. Das Klima ſei mild, und Gemüſe könnten im Winter und im Sommer gezogen werden. Sie hätten keine Ochſen, Pferde, Tiger, Leoparden oder Elſtern. Ihre Soldaten führten Lanzen und Schilde, hölzerne Bogen und Pfeile, die manchmal Spitzen aus Knochen hätten. Die Männer tättowierten alle ihre Geſichter und machten ſich Zeichnungen auf den Körper. Die Rangunterſchiede würden durch die Größe und Stellung der Zeichnungen angegeben. Die Kleider der Männer würden in der Breite durch Knoten befeſtigt und beſtänden aus einem Stücke Stoff. Die Weiber bänden ihr Haar in einen Knoten, und ihre Kleidung erinnre an unſere chineſiſchen Kleider von der Dicke eines Stücks; ſie zögen ſie über den Kopf. Sie gebrauchten rote und Purpurfarbe, um ſich die Körper damit zu beſchmieren, wie wir (in China) Reispuder gebrauchen. Sie hätten mit Paliſſaden verſehne Forts und Häuſer. Vater und Mutter, ältre und jüngre Brüder lebten getrennt; aber wenn ſie zuſammenkämen, werde kein Unterſchied zwiſchen den Geſchlechtern gemacht. Sie nähmen ihr Eſſen mit der Hand, aber legten es auf Teller von Bambus und hölzerne Platten. Sie gingen alle barfuß; Achtung erwieſen ſie dadurch, daß ſie ſich hinhockten. Sie liebten ſtarke Getränke ſehr. Sie ſeien eine langlebige Raſſe, und Leute von 100 Jahren ſeien ſehr gewöhnlich. Die Weiber ſeien zahlreicher als die Männer; alle Männer von hohem Range hätten vier oder fünf Frauen, die andern zwei oder drei. Die Weiber ſeien treu und nicht eiferſüchtig. Diebſtahl komme nicht vor, und gerichtliche Streitigkeiten ſeien ſelten. Die Frauen und Kinder von Verbrechern würden eingezogen, und für ſchwerere Verbrechen würde die Familie des Verbrechers vernichtet. Die Trauer daure nur zehn Tage; ſo lange weinten und wehklagten die Mitglieder der Familie, während ihre Freunde kämen, ſängen, tanzten und Muſik machten. Sie trieben Wahrſagekunſt, indem ſie Knochen (über dem Feuer) brännten und dadurch (zuvor) Glück und Unglück feſtſtellten. Sie beſtellten einen Mann, den ſie den „Trauerhaltenden“ nännten; der dürfe ſein Haar nicht kämmen, ſich nicht waſchen, kein Fleiſch eſſen und ſich keiner Frau nähern. Wenn es ihnen, den Hinterbliebnen, gut gehe, machten ſie ihm wertvolle Geſchenke; träfe ſie aber Unglück, ſo gäben ſie dem „Trauerhaltenden“ die Schuld, weil er ſeine Gelübde nicht beobachtet habe, und töteten ihn alle zuſammen: eine Sitte, die durch japaniſche Quellen beſtätigt wird.

Weiter wird berichtet: „Zwiſchen 147 und 190 war Wo in einem Zuſtande großer Verwirrung, und Bürgerkriege dauerten viele Jahre, während welcher Zeit kein Herrſcher war. Dann trat ein Weib Pimihu (Himeko) auf. Sie war alt, unverheiratet und hatte ſich der Zauberei ergeben, ſo daß ſie das Volk betrügen konnte. Das Volk kam überein, ſie als Königin anzuerkennen. Sie hat 1000 Dienerinnen; aber wenige nur ſehen ihr Geſicht, außer einem Manne, der ihre Mahlzeiten aufträgt und die Verbindung mit ihr aufrecht erhält. Sie wohnt in einem Palaſte mit luftigen Hallen, der von Paliſſaden umgeben iſt und durch eine Wache von Soldaten geſchützt wird."

Geſandtſchaften von Japan nach China werden ſeit dem 3. Jahrhundert n. Chr. als Geſchenke (Tribut) bringend und um die Verleihung von Titeln und Siegeln nachſuchend häufig erwähnt. Mag auch manche von dieſen Nachrichten auf die Eitelkeit der Chineſen zu ſchreiben ſein, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß ſich die japaniſchen Halbbarbaren dieſer Zeit durch die Verleihung von auswärtigen Auszeichnungen geſchmeichelt gefühlt haben mögen, wenngleich ihre Nachkommen eine gewiſſe Abhängigkeit ihres Vaterlands von China, von der ſich Spuren bis in die Zeit des großen mongoliſchen Einfalls in den ſiebziger Jahren des 13. Jahrhunderts finden, natürlich leugnen.

Häufigere und engre Beziehungen haben ſeit dem letzten Jahrhundert v. Chr. zwiſchen Japan und den Staaten im Süden der koreaniſchen Halbinſel Peh tſi (Pékché, Hiak'ſai, Kudara), Shinra (Shiragi, Silla, Sinlo), Kara und Kaya (Mimana), Kokuli (Konia, Korai) ſtattgefunden. Es iſt ſchwer zu unterſcheiden, was bei den verſchiednen Geſandtſchaften, Einfällen und größeren Zügen vom Staat oder von Privaten ausgegangen ſein mag; jedenfalls aber hat es ſich bei vielen berichteten feindlichen Landungen von Japanern an der koreaniſchen Küſte ebenſo oft um bloße Seeräubereien wie um die Unterſtützung koreaniſcher Parteipolitik gehandelt. Der japaniſche Staat war damals zu locker zuſammengefügt, als daß er ſtets hinter den verſchiednen Ereigniſſen geſtanden haben könnte. E. H. Parker, der die Beziehungen Chinas und Japans zu Korea beſonders unterſucht hat, ſagt darüber: „Die Chineſen haben Korea zweimal überlaufen, einmal im 3. Jahrhundert v. Chr. und einmal im 7. Jahrhundert n. Chr. In beiden Fällen war ihre direkte Herrſchaft nur von kurzer Dauer, und ihre vizekönigliche Herrſchaft erſtreckte ſich niemals über die nördliche Hälfte von Korea hinaus, für einige Zeit ſogar nicht über die Bergkette hinaus, die den nördlichen Teil in eine öſtliche und eine weſtliche Hälfte teilt. Die Japaner haben nie einen Fuß in den Teil von Korea geſetzt, der unter thatſächlichem chineſiſchen Einfluſſe ſtand, mit Ausnahme von einigen Monaten zur Zeit Hideyoſhis am Ende des 16. Jahrhunderts. Sie haben niemals wirklich über irgend einen Teil von Korea geherrſcht; möglicherweiſe haben ſich jedoch einzelne Überbleibſel der japaniſchen Raſſe in den erſten Jahrhunderten n. Chr. im äußerſten Süden der Halbinſel befunden. Unzweifelhaft waren die Japaner bis zum zweiten chineſiſchen Eindringen in dem ſüdweſtlichen Teil einflußreich, ſpäter nur noch als Seeräuber, bis Hideyoſhi auf den Gedanken verfiel, China über Korea angreifen zu wollen. Dagegen ſcheinen ſie von ſehr alten Zeiten her bis auf die neuſten immer wenigſtens eine Niederlaſſung im äußerſten Süden Koreas, in oder bei Fuſan, beſeſſen zu haben."

b) Die innere Entwicklung.

Die japaniſchen Quellen erwähnen vielfacher Kämpfe mit den Kumaſo auf Kiuſiu, die bald in ihrer Heimat aufgeſucht und bekämpft werden, bald ſelbſt hervorbrechen und die weſtlichen Provinzen der Hauptinſel mit Krieg überziehen. Der erſten Kämpfe gegen die öſtlichen

Nachbarn wird unter Keiko tenno (71—130 n. Chr.) Erwähnung gethan, deſſen Sohn Yamato dake, der Kriegerfürſt, den Ruhm der japaniſchen Waffen wohl nur vorübergehend bis in die Gegend hinter dem ſpätern Jedo in die Gebirge von Nikko getragen haben ſoll. Im übrigen beſchränken ſich die Nachrichten auf die allmähliche, ſehr langſame Entwicklung im Innern, die natürlich auf Rechnung einzelner Kaiſer geſetzt wird. Sujin tenno, der zehnte Kaiſer (97 bis 30 v. Chr.), ſoll die erſten Waſſerbehälter für die Bewäſſerung der Reisfelder haben anlegen laſſen; ſein Nachfolger Suinin (29 v. Chr. bis 70 n. Chr.) hat dieſe Arbeiten fortgeſetzt und durch Anlegung von Kanälen erweitert, wie er auch den nationalen Kami-(Gottes-)dienſt befördert haben ſoll. Er ſcheint auch die erſte Beſteuerung ſeiner Unterthanen, in erſter Linie zu gottesdienſtlichen Zwecken, eingeführt zu haben. Unter dem zwölften Mikado, Seimu (131 bis 190) fand der Zug gegen die Ainos im Oſten ſtatt und unter dem 15., der Kaiſerin Djingo Kogu (201—269) die fabelhafte Fahrt nach Korea. Ihr Sohn, den ſie damals unter dem Herzen getragen haben ſoll, und der wohl aus dieſem Grunde ſpäter als Kriegsgott, Hachiman, verehrt worden iſt, folgte ihr als Odjin tenno (270—310) und ſoll ſich ganz beſonders um die Gewerbe, wofür er Lehrer aus Korea kommen ließ, und um den Handel verdient gemacht haben, was auch von ſeinen Nachfolgern berichtet wird. Wir treten damit in die Zeit der Einführung weſtlicher Kultur in Japan, wenn auch viele Angaben weſentlich ſpäter geſetzt werden müſſen.

Die Beziehungen der Einwanderer zum Kaiſer ſcheinen während dieſer ganzen Zeit ziemlich locker geweſen zu ſein. Wenn Tokuzo Fukuda dieſe „Yamato" ſchon in den älteſten Zeiten aus drei Unterſtämmen: den Tenſon (Enkeln des Himmels), Tenjin (himmliſchen Göttern) und Chiji (irdiſchen Göttern), je nach ihrem Verwandtſchaftsgrade zur Sonnengöttin, zuſammengeſetzt ſein läßt, ſo greift er damit wahrſcheinlich einer ſpätern Entfaltung vor; ſolche Unterſchiede pflegen erſt dann ſtärker hervorzutreten, wenn ſich das Bedürfnis herausſtellt, die Grenze nach oben und unten ſchärfer zu ziehen, was bei der Bildungsſtufe der Einwanderer 660 v. Chr. kaum notwendig geweſen ſein dürfte. Die Entwicklung zur Prieſterherrſchaft muß aber, auch nach den japaniſchen Berichten, ſehr langſam geweſen ſein; man darf das ſtärkere Hervortreten des Ahnendienſtes, an das ſich die ſchärfere Scheidung nach oben und unten angeſchloſſen haben wird, ſpätern konfutſianiſchen Einflüſſen zuſchreiben.

Jedenfalls iſt der in Mitteljapan (und nicht viel weiter) herrſchende Stamm aus einer größern Anzahl von Geſchlechtern, Uji, zuſammengeſetzt geweſen, von denen jedes aus einer Familie hervorgegangen war. Ähnlich iſt es in Griechenland, in Rom, in Deutſchland und bei den Indianern Nordamerikas, in Japan und in China zugegangen; dieſe Geſchlechtsverfaſſung verleiht merkwürdigerweiſe den Gemeinweſen, in denen ſie das erſte Alter ſtaatlicher Entwicklung überlebt, etwas ungemein Dauerhaftes und Stetiges. In Japan bildete jedes Geſchlecht unter ſeinem Haupt ein abgeſchloſſnes Ganze, das des Kaiſers unter deſſen perſönlicher Führung das zahlreichſte und mächtigſte. Die Verehrung gemeinſamer Ahnen war das Band, das jedes einzelne Uji zuſammenhielt, das der Sonnengöttin das Band zwiſchen dem Kaiſer und den andern Geſchlechtern. Die Neuſchaffung von Ujis, beſonders aus Kriegsgefangnen, Sklaven, Tomobe, ſcheint ein Vorrecht des Kaiſers geweſen zu ſein, der dieſe dann zur Verſtärkung ſeiner Hausmacht ſeinem eignen Uji angegliedert haben dürfte. Wahrſcheinlich haben innerhalb der Uji anfänglich, ſolange ſie noch klein waren, Gemeinſchaft der Erträge von Jagd, Fiſchfang, Ackerbau und endlich Erwerbsgemeinſchaft, aus der ſich handwerksgildenartige Formen entwickelt haben dürften, beſtanden; trat ja doch auch nach außen hin das Uji als Ganzes auf,

gewissermaßen als juristische Person. Ämter lagen in der Hand des Geschlechts und waren in ihm erblich; die Männer folgten der Frau in ihr Geschlecht, dem auch die Kinder angehörten: eine merkwürdige Übereinstimmung z. B. mit den Sitten der Irokesen; vielleicht entstanden in Zeiten, wo Frauen selten und der Besitz eines Mädchens für ein Geschlecht daher besonders wertvoll war. Die Gewalt der Geschlechtshäuptlinge scheint den Mitgliedern gegenüber sehr groß, der römischen patria potestas ähnlich gewesen zu sein; die Beziehungen der einzelnen Uji zum kaiserlichen dagegen sehr locker. Tokuzo führt an, daß sie hauptsächlich in der Anerkennung des Kaisers bei dem Kultus der gemeinsamen Hauptahnengöttin als Oberpriesters, bei der Vertretung der gemeinsamen Interessen nach außen als Kriegsherrn und bei Streitigkeiten der Uji untereinander als obersten Richters bestanden hätten. Ein Recht auf das Land oder den Erwerb der Uji habe der Kaiser nicht besessen.

D. Der Buddhismus in Japan von seiner Einführung 552 n. Chr. bis auf die Gegenwart.

Dem Buddhismus ist in Japan die Rolle zugefallen, in die sich im Westen das klassische Altertum und das Christentum geteilt haben: er hat den Japanern eine bessre Religion und die chinesische Kultur gebracht. Über Zeit und Art seiner Einführung gehen die Angaben auseinander. Das Wahrscheinliche ist, daß ein König von Kudara in Korea 552 dem Kaiser Kimmei (540—571) einige buddhistische Heiligenbilder geschickt hat und die neue Lehre auf guten Boden gefallen ist. Ganz ohne Schwierigkeiten scheint sie aber doch nicht Fuß gefaßt zu haben: infolge des Ausbruchs einer Krankheit sei sie unter dem Kaiser Bindats (572—585) verfolgt und verboten worden. Einen wesentlichen Einfluß auf die Verbreitung des Buddhatums scheint Prinz Shotoku, ein Sohn der Kaiserin Suiko, gehabt zu haben, der 587 einen großen Tempel baute und die milden Stiftungen und wohlthätigen Einrichtungen förderte. Eine Art offizieller Anerkennung erhielt die Lehre dadurch, daß Kaiser Simmu, 715—731, die Errichtung eines Tempels in jeder Provinz des Reichs anordnete.

Chinesische und koreanische Einflüsse mögen dann die Veranlassung gewesen sein, daß auch der japanische Buddhismus bald in eine größre Anzahl (6) von Sekten zerfiel; zugleich machten sich die Widersprüche und Feindseligkeiten zwischen Buddhismus und Shintoismus in immer höhern Maße geltend; merkwürdigerweise sagte den Kaisern die fremde, im Grund ihren göttlichen Ursprung bedrohende Lehre sehr zu. So mag auf beiden Seiten der Wunsch entstanden sein, eine Verschmelzung des alten und des neuen Glaubens herbeizuführen. 794 verlegte Kaiser Kwammu seine Residenz von Nara nach dem heutigen Kioto; gleichzeitig begannen die Reisen japanischer Buddhisten nach China, um dort an der Quelle der neuen Lehre, soweit Japan in Betracht kam, Unterricht und Erleuchtung zu suchen. Dengio ging nach China und gründete, von dort zurückgekehrt, 798 die Tendaisekte, als deren Ausgangs- und Mittelpunkt er auf dem Hieizan das Kloster Enriakuji erbaute.

Einen noch bedeutendern Einfluß auf die Entfaltung des religiösen und auch wissenschaftlichen Lebens sollte Kukai (Kobodaishi; 774—835) ausüben, der ebenfalls China besuchte und, von dort heimgekehrt, 816 der Stifter der Shingonsekte wurde; er gründete auf dem Koyaberge das Kloster Kougaji, das mit der Unterstützung des Kaisers Saga gewissermaßen der Hauptplatz der buddhistischen Lehre in Japan wurde. Kobodaishi erfand das japanische Alphabet Iroha, aus 47 Zeichen bestehend, und damit die erste japanische Schrift, das Katakana; bis dahin waren nur die chinesischen Zeichen in Gebrauch gewesen, die übrigens fortfuhren, dies für alle auf einen wissenschaftlichen Charakter Anspruch machenden Werke zu bleiben. Das

größte Werk aber von Kobodaishi war der für lange Zeit erfolgreiche Versuch einer Verschmelzung der Buddhalehre mit dem Shintoismus; die alten Gottheiten wurden in den japanischen Himmel aufgenommen und für Inkarnationen Buddhas erklärt, während den vergöttlichten Helden und Kriegern als „gongen" allgemeine oder wenigstens örtliche Verehrung zu teil wurde. Er hat also den Buddhismus japanisiert; ihm ist es unzweifelhaft zuzuschreiben, daß auch die Kaiser sich rückhaltlos der fremden, nunmehr national gewordnen Lehre hingaben. Seit seiner Zeit haben während mehrerer Jahrhunderte die meisten Kaiser nach kurzer Regierung abgedankt, sich den Kopf geschoren und ihr Leben als buddhistische Mönche beschlossen. Auch die Einführung der Feuerbestattung ist auf ihn zurückzuführen; sogar einige Kaiser haben sich dazu verstanden.

Während der Kämpfe zwischen den Taira und Minamoto wuchs das Ansehen und die Macht der buddhistischen Priesterschaft; und mit dem Siege Yoritomos über seine Nebenbuhler 1186 und der Verlegung der Residenz des Sioguns nach Kamakura (beim heutigen Yokohama) beginnt die Glanzzeit des japanischen Buddhatums, was die Zahl der Sekten, den politischen Einfluß und seine Macht betrifft. 1191 gründete Yeisai die Rinzaisekte und 1220 Shinran die Shinsekte, die Nationalisten unter den Buddhisten Japans. Shinran erlaubte den Priestern seiner Sekte, Fleisch zu essen und sich zu verheiraten, und verlegte die Tempel von den Bergen und Einöden, wo sie bisher errichtet worden waren, in die Städte, um so der Entfremdung der Priester vom Volke vorzubeugen. Entgegen dem Gebrauche der andern Sekten sind die Schriften der Shinsekte im japanischen Alphabet abgefaßt; sie sind auch unter den Namen Ikko (von dem Anfangswort ihres hauptsächlichsten Werks, dem Buche des dauernden Lebens) und Monto (Diener des Thors, wegen der Einheit ihrer Organisation) bekannt. Nicht unpassend heißen sie die Protestanten Japans; sie verwerfen, wie schon gesagt, die Ehelosigkeit und die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen, aber auch Bußübungen, asketisches Leben, Pilgerfahrten und Klöster und lehren die Rechtfertigung durch den Glauben an Buddha; die Priesterschaft ist bei ihnen erblich. 1227 wurde von Daghin die Jodosekte gegründet und 1261 von Nichiren die nach ihm benannte Sekte, die als der Gegensatz der Shinsekte bezeichnet werden darf und dem Gefühl von der Notwendigkeit eines solchen vielleicht ihre Entstehung verdankt. Wie ihr Gründer, der durch das wunderbare Zerspringen des Schwerts an seinem Halse dem von Hodjo Tokiyori verhängten Todesurteil entging, hat sich die Sekte stets durch Unduldsamkeit und Fanatismus ausgezeichnet und so auch in den Kämpfen gegen die Christen eine Hauptrolle gespielt. Ihr gehörte der durch die Berichte der Jesuiten berüchtigte Christenverfolger Kato Kiyomasa zu Anfang des 17. Jahrhunderts an; und ihr Wahlspruch: „Namu mio ho ren ge kio" („Ehre sei dem Erlösung bringenden Buche des Gesetzes"), das sie an Stelle des alten „Namu Amida Buddha" („Ehre dem heiligen Buddha") annahm, stand auf dem Feldzeichen manches Heerführers. 1288 wurde die letzte der großen Sekten, Ji („Jahreszeiten"), von Jippen gegründet.

Während der Kämpfe, die das Land zwischen 1332 und 1602 zerfleischten, waren die Priester die Bewahrer der Wissenschaften und der Litteratur; aber sie nahmen auch einen ganz entschiednen Anteil an den politischen Streitigkeiten der Zeit, und mancher Abt ritt gepanzert und bewaffnet an der Spitze seiner Mönche und Lehnsträger in den Streit. So konnte es nicht ausbleiben, daß der erste bedeutende Mann, Oda Nobunaga, der es sich zum Ziel setzte, Ruhe und Ordnung im Lande wieder herzustellen und dem Kaiser, freilich zu seinen eignen Gunsten, Gehorsam zu verschaffen, sich gegen die Klöster wandte. 1571 wurde auf seinen Befehl die

ſchlimmſte dieſer geiſtlichen Burgen, das Kloſter der Shingonſekte auf dem Hieizan, zerſtört und alle ſeine Inſaſſen niedergemacht; einige Jahre ſpäter traf den großen Tempel Hongwandji der Shinſekte in Oſaka dasſelbe Schickſal. Die dortigen Prieſter hatten Räubern und wohl auch politiſchen Gegnern Nobunagas Aſyl gegeben; nach wochenlangen Kämpfen wurden drei der fünf Befeſtigungen, aus denen das Kloſter beſtand, genommen. Auf das Einſchreiten des Mikado hin wurde den Überlebenden (20,000 Mann der Beſatzung ſollen gefallen ſein) freier Abzug geſtattet. Aber die buddhiſtiſche Prieſterſchaft hat ſich nie von dieſen beiden Schlägen erholt; und wenn es auch ſpäter noch notwendig wurde, die eine oder andre der Hochburgen des politiſchen Buddhatums zu brechen, ſo hatte doch Nobunaga nach dieſer Richtung hin die ſchwerſte Arbeit bereits gethan.

Unter den Tokugawa war die Jodoſekte die angeſehenſte. Bezeichnenderweiſe ließen die Siogune dieſer Dynaſtie jener Sekte beſondre Gunſt zu teil werden, die man als die wenigſt gebildete bezeichnen kann. Ihre Prieſter hielten an den Hauptregeln der indiſchen Buddhalehre feſt und lehrten, daß das Heil der Seele mehr von Gebeten und der ſtrengen Befolgung äußerlicher Gebräuche und frommer Vorſchriften abhänge, als von ſittlicher Reinheit und Vervollkommnung. So konnte das Siogunat ihr die religiöſe Leitung des Volks anvertrauen, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie einen ſeinen Plänen entgegengehenden Einfluß auszuüben verſuchen würde. Die Prieſter dieſer Sekte verſahen auch den Dienſt in den Begräbnisplätzen der Siogune in Shiba und Nikko (ſ. die Tafel „Die Grabſtätten und Tempelhaine von Nikko“ bei S. 40); ebenſo gehörte ihnen der in dem erſtern gelegne, 1874 abgebrannte Tempel Zozoji. Wie alle Zweige des öffentlichen Dienſtes war der zur Staatsreligion, wenigſtens des Bak'fu, gewordne Buddhismus in der letzten Zeit des Siogunats heruntergekommen; er verſagte daher auch in dem Entſcheidungskampfe des Siogunats gegen den Mikado vollſtändig. Wenn die Anhänger des Siogunats, nachdem der Siogun ſelbſt den Kampf bereits aufgegeben hatte, noch zuletzt den Verſuch machten, den in dem Tempel Toyeiſan in Ugeno reſidierenden Oberprieſter der Tendaiſekte, Riunoji no mya, einen kaiſerlichen Prinzen, als Gegenmikado aufzuſtellen, ſo hatte das mit dem Buddhismus nichts zu thun; er war wohl wenig mehr als eine hiſtoriſche Erinnrung an die Gründe, die die Siogune der Tokugawa-Dynaſtie veranlaßt hatten, in dem Haupte dieſer Sekte, der bei ihrer Gründung durch einen kaiſerlichen Prinzen der Kaiſer Kwammu beigetreten war, eine Waffe gegen den Mikado in der Hand zu haben.

Nach dem Ende der Tokugawa-Dynaſtie zeigte ſich bei den Siegern zuerſt eine große, hauptſächlich doktrinäre Gereiztheit gegen den Buddhismus, die zu ſeiner Verfolgung führte. Es war dies um ſo natürlicher, als die litterariſche Thätigkeit der Shintoiſten und der Schriftſteller, die ſich für ſolche ausgaben, ſeit dem 18. Jahrhundert weſentlich dazu beigetragen hat, den Sturz des Siogunats von 1868 vorzubereiten. Der Mikado erließ ein Dekret, das eine ſcharfe Trennung zwiſchen dem buddhiſtiſchen und dem ſhintoiſtiſchen Gottesdienſt anordnete, den buddhiſtiſchen Prieſtern die Ausübung der bisher erlaubten ſhintoiſtiſchen Zeremonien unterſagte und alle Tempel, in denen bis dahin beide Lehren vereinigt geweſen waren, den Shintoiſten zuſprach. Zugleich wurde ein beſondres ſhintoiſtiſches Kultusminiſterium eingerichtet, das Shingaikwan, deſſen Aufgabe ſein ſollte, durch die Ausbildung und Benutzung von Miſſionaren für die Ausbreitung der Shintolehre zu ſorgen. 1870 erſchien ein neuer Erlaß, der aus dieſen Miſſionaren gewiſſermaßen eine politiſche Körperſchaft machte, zu der auch die Präfekten und andre Verwaltungsbeamten gehörten; und 1871 wurden die Beziehungen zwiſchen dem Buddhismus und der Regierung ganz abgebrochen. Das buddhiſtiſche

Heiligtum des kaiserlichen Hauses wurde geschlossen, das buddhistische Fest des Kaisers aufgehoben und das Standbild Buddhas aus dem kaiserlichen Palast entfernt. Gleichzeitig wurden alle Ehrentitel der Tempel abgeschafft und ihr Grundeigentum mit Beschlag belegt. 1872 nahm die Regierung den Priestern die geistlichen Titel und Würden und zwang sie, ihre Familiennamen wieder anzunehmen. Zugleich wurden das Verbot der Ehelosigkeit und das gegen die Fleischnahrung gerichtete aufgehoben, alle Tempel ohne Priester und Gemeinden beschlagnahmt und den Priestern untersagt, sich an die Mildthätigkeit der Gläubigen zu wenden. 1874 endlich wurde die Feuerbestattung verboten. Von der Bedeutung dieser Maßregeln kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich 1872 unter einer Gesamtbevölkerung von etwas über 33 Millionen 75,925 buddhistische Priester und 9621 Nonnen befanden, zu denen noch ungefähr 126,400 Novizen, Studierende und Familienangehörige der Shinsekte kamen, und daß die Zahl der im Besitze der sieben hauptsächlichsten Sekten befindlichen Tempel über 67,000 betrug.

Die Bemühungen der Regierung, auf diese Weise den Buddhismus zu unterdrücken und einen Aufschwung des Shintotums herbeizuführen, blieben indessen vergeblich und mußten es bleiben, da der Shintolehre alles fehlt, was ihr eine erfolgreiche religiöse Propaganda ermöglichen könnte. Das Shingaikwan wurde also aufgelöst und die religiösen Fragen dem Kultusministerium unterstellt, das nun den staatlichen Missionaren die drei Sätze verordnete: die Achtung vor den Göttern und die Vaterlandsliebe zu verbreiten, die Gesetze der Natur und der guten Sitte zu erklären, dem Kaiser zu dienen und seinen Befehlen zu gehorchen. Die Regierung ernannte zugleich in jeder buddhistischen und shintoistischen Sekte ein Haupt dieser amtlichen Missionare und gestattete den Angehörigen aller buddhistischen Sekten freie Lehrthätigkeit unter der Bedingung, daß sie nichts verbreiteten, was gegen die drei Vorschriften verstieße. Als auch dies nicht den erwünschten Erfolg hatte, hob die Regierung 1884 die Einrichtung der amtlichen Missionare auf und überließ den von ihr zu ernennenden Häuptern der verschiednen Sekten die Regelung der Missionarfrage; 1889 endlich erkannte die neue Verfassung die religiöse Duldung als Grundsatz an. Der Entwurf eines die Frage der buddhistischen, shintoistischen und christlichen Sekten regelnden Gesetzes wurde 1899 von der Ersten Kammer nicht angenommen. Das greifbarste Ergebnis der Einmischung der Regierung in die religiöse Frage und der Verfolgung der Buddhalehre dürfte darin bestehen, daß, mit Ausnahme der Shinsekte, die in dem Kampf ums Dasein neue Kräfte geschöpft zu haben scheint, alle buddhistischen Sekten finanziell mehr oder weniger schwer geschädigt worden sind, daß aber der Lehre selbst mehr Nutzen als Schaden aus dieser Zeit der Prüfung erwachsen ist.

E. Die Umgestaltung der Regierung.

a) Die Herrschaft der Fujiwara.

Wenn man den japanischen Jahrbüchern Glauben schenken könnte, so hätte Djimmu tenno sofort nach der Gründung des Reichs die Regierung vier Ministern, unter denen sich auch einer der Ahnen der Familie Fujiwara befunden habe, übergeben. Wahrscheinlich darf man in dieser Nachricht nur den 1500 Jahre jüngern Wunsch dieser mächtigen Familie erblicken, ihre nun thatsächliche Machtstellung durch eine möglichst weit zurückliegende Unterlage zu rechtfertigen. In Wirklichkeit werden die Verhältnisse wohl während langer Zeit derart gewesen sein, daß die Oberhäuptlinge (Kaiser: Sumera Mikoto), des siegreichen Stamms, denen erst spätre

Zeiten den chinesischen Titel Tenno gaben, selbst ihre schwankende Oberhoheit zu verteidigen und zu vermehren trachten mußten. Wie sie versuchten, ihre Hausmacht zu verstärken, so thaten die Häuptlinge der andern Uji dasselbe; im Laufe der Jahrhunderte ist es nachgewiesnermaßen mehr als einmal zum Kampfe zwischen dem Kaiser und unbotmäßigen Ujihäuptlingen gekommen, der dann meistens durch das Eingreifen andrer Häuptlinge zu gunsten einer der streitenden Parteien, nicht immer des rechtmäßigen Herrschers, entschieden wurde. Solche Streitigkeiten fanden vielfach bei Thronfolgefragen statt, da das Erstgeburtsrecht erst unter Kwammu (782–806) eingeführt worden ist und zwar mehr in der Theorie als in der Praxis.

Hand in Hand mit diesem Streben nach Macht und Herrschaft ging der Verfall der alten Geschlechterverfassung. Die Ursachen davon werden in der Vermehrung der Zahl der Einwohner und damit der Mitglieder der einzelnen Uji zu suchen sein, sowie in der dadurch hervorgerufnen Notwendigkeit angestrengtrer Arbeit zur Ernährung der Einzelnen, also im Übergange von Jagd und Fischfang zum Ackerbau. So mußte das Aufgehen der Familie und des Einzelnen im Geschlecht allmählich als eine Gefahr nach oben wie nach unten erscheinen; nach oben, weil die Ujiverfassung die sehr gewachsne Zahl der Angehörigen eines solchen dem aufrührerischen Vasallen zur beliebigen Verfügung aushändigte, nach unten, weil das Geschlecht nicht mehr genügend für das Wohl seiner Mitglieder Sorge tragen konnte. In diesen Schwierigkeiten bot die chinesische Verfassung ein Mittel, das von den Kaisern oder ihren Ratgebern begierig ergriffen wurde. In dem großen Nachbarreiche war die Person des Herrschers für die Masse der Bevölkerung längst unnahbar geworden: er regierte nur durch seine Beamten, von denen er allein die höchsten sah; alles im Lande, Menschen wie Grund und Boden, war sein Eigentum, über das ihm die freie Verfügung zustand, die er in der Hauptstadt durch seine Minister, in den Provinzen durch seine Statthalter ausübte. In ähnlicher Weise wurde nun die Verfassung des japanischen Reichs umgestaltet. Der Mikado trat dem Namen nach an die Spitze der Regierung; doch wurde er, nicht rechtlich, aber thatsächlich, in das Innre seines Palastes verwiesen und im Laufe der Zeit immer mehr seinen Unterthanen entfremdet; schließlich wurde er das, was er bis 1868 geblieben ist: eine mythische Persönlichkeit, um deren Besitz die streitenden Parteien miteinander kämpften, weil sie allein ihren Maßnahmen den Stempel der Gesetzmäßigkeit aufdrücken konnte, die aber die Mittel, dem eignen Willen Nachdruck zu verschaffen, nur insoweit besaß, als einer ihrer Diener sie ihr, in seinem Interesse und für persönliche Zwecke, zur Verfügung stellte. Die Regierungsgewalt lag in den Händen der nach chinesischem Muster umgewandelten Zentralverwaltung, an deren Spitze der stand, der sich durch List oder Gewalt zum Herrn der Lage gemacht hatte. Aus den Häuptlingen der Geschlechter wurde ein Hofadel, die Kuge, geschaffen, aus denen die obern Beamten der Zentralverwaltung und die Statthalter der Provinzen wie der Bezirke genommen wurden.

Die Geschlechter als solche verloren den politischen und den wirtschaftlichen Stand, den sie bisher besessen hatten, und ihr Besitz hörte auf, gemeinsam zu sein. An ihre Stelle trat die Familie, Ko, die ihren Mitgliedern mehr Bewegungsfreiheit gab. Dagegen wurde, ebenfalls nach chinesischem Muster, die solidarische Haftpflicht der Mitglieder des „Ko" der Regierung gegenüber eingeführt und dadurch verstärkt, daß mehrere Ko (fünf) gemeinschaftlich für ihre Mitglieder haften mußten: eine Anordnung, die in der Schaffung ähnlicher Verbände von zehn, zwanzig u. s. w. Familien eine weitre Kräftigung gefunden zu haben scheint. Nur einigen der größten Geschlechter, wie den Fujiwara, den Taira und Minamato, blieb der Einfluß erhalten, den früher die Uji besessen hatten, wenn auch der Zusammenhang unter ihren Mitgliedern fehlte,

der die Grundlage der Macht der Uji gewesen war. Man darf aber annehmen, daß diese Geschlechter und besonders die Fujiwara zu diesen Umwandlungen die Hauptveranlassung gewesen sind. Dies hat insofern auf die ganze innre Entwickelung Japans nachgewirkt, als die Kämpfe der nächsten 800 Jahre fast ausschließlich zwischen und in solchen Geschlechtern stattgefunden haben.

Daß sich diese Umwandlung nur langsam vollziehen konnte, ist selbstverständlich. Chinesische und buddhistische Einflüsse werden sie angeregt und unterstützt haben; doch zu ihrer Durchführung bedurfte sie des Zerfalls des Bestehenden, der dadurch herbeigeführten Stärkung der Stellung der Kaiser, vor allen Dingen aber thatkräftiger Räte. Bereits 603 schuf die Kaiserin Saiko einen Adelsstand in zwölf Stufen; 647 gab ihm Kaiser Kotoku eine neue Einteilung in 30 Abstufungen. Hierin ist wohl der Ursprung des Hofadels, der Kuge, zu sehen. Gleichzeitig mit der ersten Maßregel wurden acht Ministerien des kaiserlichen Palastes, der Verwaltung und Erziehung, der Zeremonien, der Finanzen und der Volkszählung, des Kriegs, der Justiz, des Schatzes und des kaiserlichen Haushalts geschaffen, während der „Rat der Götter des Himmels und der Erde" (Djingi kuan), der früher die höchste Behörde gewesen war, wegen der Fortschritte des Buddhatums sein Ansehen einbüßte. 786 wurde der Daijo kuan geschaffen, die oberste Regierungsbehörde, die aus vier Ministern (Prinzen und höchsten Kuge) bestand: dem Daijo daijin (Großen Minister der großen Regierung), dem Sadaijin und dem Udaijin (Großen Ministern der Linken und der Rechten) und dem Naidaijin (Innern großen Minister), in deren Hand die ganze Verwaltung lag; das Jahr 889 endlich sah die Schaffung der erblichen Kwambaku- oder Regentenwürde.

Andres griff tiefer in die Verhältnisse des Volks ein. Unter dem Kaiser Kotoku (645—654) trennte eine Reihe von Maßregeln, die nach der Ära („Taikwa") benannt werden, die Ämter von den Uji und bestimmte, diese sollten fortan nur brauchbaren Personen verliehen werden; die Angehörigen der Uji wurden Unterthanen des Kaisers und das Land in Provinzen (Kuni) und Kreise (Kori) geteilt, deren Bewohner von nun an dem Kaiser gegenüber zur Zahlung von Naturalabgaben und Leistung von Frondiensten verpflichtet sind. Im Jahre 689 folgte die „Taiho"-Gesetzgebung, d. h. die schriftliche Niederlegung des gesamten Gesetzstoffs. Das Wesentlichste darin war die Einführung der in China seit unvordenklichen Zeiten bestehenden Verteilung des nunmehr dem Kaiser gehörenden Ackerlands zur zeitweiligen (sechs- oder zwölfjährigen) Nutznießung an die Familien, je nach der Zahl ihrer Mitglieder, wofür Dienste und Abgaben zu leisten waren. Wald, Weide u. s. w. blieben Gemeindeland; auf neu urbar gemachtes Land erhielt der Bauer ein längres abgabenfreies Nutzungsrecht, das er sogar mit obrigkeitlicher Bewilligung weiter verkaufen durfte. Dies Haudensystem trug später wesentlich zur Bildung des Feudalstaats bei, als die Territorialherren die Stelle des Kaisers dem Nutznießer gegenüber beanspruchten, die Abgaben für das Ackerland von 3 bis auf 50 vom Hundert hinaufschraubten, sich des Gemeindelands bemächtigten und von den gesetzlichen Bestimmungen überhaupt nur die achteten, die ihrem Nutzen entsprachen. Auch der Besitz der Tempel und Klöster wuchs durch dieses System ungemein schnell; zu dem Lande, das sie durch Urbarmachung erwarben, kamen trotz wiederholter Verbote reiche Geschenke und Legate, die den Priestern erlaubten, in den Kämpfen der kommenden Jahrhunderte eine ihrem Armutsgelübde wenig entsprechende Rolle zu spielen.

Im Jahre 669 erhielt Nakatomi no Kamatari von dem ihm befreundeten Kaiser Tenji den Familiennamen „Fujiwara" (Glycinenfeld; nach seinem Geburtsorte). Die Familie war von göttlicher Abstammung: Amano koyane no mikoto war ihr Ahnherr; und einer ihrer Vorfahren

hatte Djimmu auf seinem Zuge begleitet und war von ihm mit der Tochter eines unterjochten Fürsten vermählt worden; unter dem Mikado Kimmei (540—571) hatte ein andrer den Familiennamen Nakatomi erhalten. So waren und blieben die Fujiwara neben der Familie des Mikados das älteste und vornehmste Geschlecht des Lands. Von den 155 Familien des Hofadels (Kuge) leiten die 95 ersten ihre Abstammung von Kamatari her, und aus den fünf ersten unter diesen, den Gosekke, durfte der Mikado allein seine Gemahlin wählen. Von 888—1868 war das Amt des Regenten, ebenso wie das des Daijo daijin, erblich in dieser Familie. Die zahlreichen Verschwägerungen mit dem Mikadohause, dessen Töchter meistens ebenfalls in diese Familie heirateten, trugen dazu bei, ihren Einfluß zu erhöhen. Aber gerade diese fast allmächtige Stellung, die die Familie sich zu erwerben gewußt hatte, mußte zum Verlust ihrer politischen Macht führen. Die Mikados waren in der Hand der Fujiwara nur noch Puppen, meist Kinder, oft in den zartesten Lebensaltern. Die Gouverneure der Provinzen blieben ruhig in Kioto und ließen ihre Posten durch Stellvertreter wahrnehmen; und wurde bei einem Aufstande der Ainо oder eines Gouverneurs ein Siogun (Kronfeldherr; seit dem 1. vorchristlichen Jahrhundert) ernannt, so überließ er die Arbeit andern und fuhr fort, am Hofe den Freuden zu leben, die sich dort nach jeder Richtung hin boten. War die Zeit der Fujiwara die der höchsten Blüte der japanischen Litteratur, die ihren Sitz am Hofe des Mikado hatte, so war sie unzweifelhaft auch die des freiesten Lebensgenusses und der größten Sittenlosigkeit.

b) Die Kämpfe der Taira und der Minamoto (bis 1185 n. Chr.).

So kam es, daß die wirkliche Macht allmählich in die Hände von den Leuten überging, die die Arbeit thaten; neben dem immer mehr verweichlichten Hofadel kam eine stärkre Kaste auf, die Buke, die wohl als Schwertadel bezeichnet werden können. Sie fanden ihre hauptsächlichsten Vertreter in zwei Familien, den Taira und den Minamoto. Jene leiteten ihre Abstammung von Takamochi, dem Großenkel des Kaisers Kwammu (782—806), ab, die andern von Tsunemoto, einem Enkel des Kaisers Seiwa; beide gehörten ursprünglich ebenfalls dem Hofadel an, unter dem noch 1868 fünf Familien ihre Abstammung auf die Taira, 17 auf die Minamoto zurückführten. Die erste ernsthafte Gefahr, die die Fujiwara zu bestehen hatten, war eine auf dem ränkevollen Felde des Hofs auszufechtende Rangstreitigkeit gegen die beinah ebenso alte Kugefamilie Sugawara, die mit der Niederlage ihres Vertreters, Michizune, endete, der unter Daigo tenno (898—930) gestürzt und in die Verbannung geschickt wurde. Der Aufstand eines Taira, der unter dem Mikado Shujaku (931—946) im Kwanto als Gegenkaiser aufstand und auch bei einzelnen Fujiwara Unterstützung fand, war bedenklicher; er wurde indessen nach blutigen Kämpfen unterdrückt. Ungeschwächt behauptete sich der Einfluß der Fujiwara in Kioto bis zum angehenden 12. Jahrhundert. Die Taira waren im Süden und Westen thätig, die Minamoto im Norden und Osten, wo sie großen Kriegsruhm ernteten und Scharen tapfrer, beutelustiger Krieger um sich sammelten. Kämpfe mit den Ainо im Norden und den in Kiusiu einfallenden Koreanern im Süden gaben beiden hinreichende Beschäftigung.

Indessen fingen die Taira wie die Minamoto an, auch in der Hauptstadt selbst eine Rolle zu spielen. Ein Günstling des Kaisers Toba, Taira no Tadamori, erzeugte mit einer Nebenfrau seines Herrn (oder einer Palastdienerin, die er später ehelichte) 1118 einen Sohn, den er Kiyomori nannte. In den Erbfolgestreitigkeiten, die nach dem Tode des Kaisers Konoye 1155 ausbrachen, standen sich hauptsächlich zwei Prätendenten gegenüber: der frühre Mikado Siutoku, der 1141 abgedankt hatte und den Kaisertitel für seinen Sohn beanspruchte, und

Die Entführung Go Shirakawas, vormaligen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nobuyori im Jahre 1159.

(Nach einem um 1700 von dem Mönche **Keion** *gemalten Bilde zu dem „Heiji-monogatari".)*

Digitized by Google

Die Entführung Go Shirakawas, gewesnen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nobuyori im Jahre 1159.

Die bildlichen Darstellungen zu dem Buche Heidji-monogatari, d. h. „Erzählungen aus dem Jahre Heidji", sind teilweise verloren gegangen. Das hier wiedergegebne Bild ist ein Teil der zu dem Abschnitte Sandjōden-Yakiuti (die Zerstörung des Schlosses Sandjōden durch Brand) gehörigen Illustration. Am 9. Tage des 12. Monats des Jahres Heidji (1159 n. Chr.) überfiel um Mitternacht Fujiwara no Nobuyori das Schloß Sandjōden, wo der ehemalige Kaiser Go Shirakawa residierte, mit 500 Reitern unter dem Feldherrn Minamoto no Yoshitomo. Der Kaiser ergriff erschrocken die Flucht; aber Nobuyori, Yoshitomo, Mitsuyasu, Mitsumoto und Suefane brachten ihn in seinem Wagen mit Gewalt in den kaiserlichen Palast zurück. Über den Mönch Ueion, der dieses Bild gemalt hat, gibt es nur sehr mangelhafte Angaben; doch dürfte er nicht später als zwanzig Jahre nach dem „Heidji Aufstande" geboren sein.

(Aus dem 14. Hefte der durch Yamamoto im Auftrage der Gesellschaft Kokkura-sha in Tokio herausgegebnen Monatsschrift „Kokkura" (Flora des Lands) übersetzt von Dr. Kitasato in Berlin.)

Wie Dr. Kitasato hinzufügt, sind die Unruhen des Jahres Heidji aus folgenden Ursachen entstanden: Der Kaiser Go Shirakawa, der seit 1156 regiert hatte, entsagte 1158 dem Thron und übergab ihn seinem kleinen Sohn Nidjo (1159–65), behielt aber, als Regent, die Regierung in Händen und lebte bis 1192. In diese Zeit fiel ein politischer Zwist zwischen zwei Hofbeamten, Shinsei und Nobuyori aus der hochadligen Familie der Fujiwara. Nobuyori griff aus Eifersucht, weil Go Shirakawa Shinsei bevorzugt hatte, den Ex-Kaiser in seinem Schlosse Sandjoden an, brachte ihn als Gefangnen in den kaiserlichen Palast und ermordete seinen Gegner Shinsei. Dieser Aufstand wird die „Heidji-Empörung" genannt. Als Verfasser des Heidji-monogatari wird, ohne Sicherheit, Hamura Tokinaga, der im 13. Jahrhundert lebte, angegeben.

Die Entführung Go Shirakawas, verwaligen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nobuyori im Jahre 1159

Digitized by Google

Die Entführung Go Shirakawas, gewesnen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nobuyori im Jahre 1159.

Die bildlichen Darstellungen zu dem Buche Heidji-monogatari, d. h. „Erzählungen aus dem Jahre Heidji", sind teilweise verloren gegangen. Das hier wiedergegebne Bild ist ein Teil der zu dem Abschnitte Sandjōden-Yakiuti (die Zerstörung des Schlosses Sandjōden durch Brand) gehörigen Illustration. Am 9. Tage des 12. Monats des Jahres Heidji (1159 n. Chr.) überfiel um Mitternacht Fujiwara no Nobuyori das Schloß Sandjōden, wo der ehemalige Kaiser Go Shirakawa residierte, mit 500 Reitern unter dem Feldherrn Minamoto no Yoshitomo. Der Kaiser ergriff erschrocken die Flucht; aber Nobuyori, Yoshitomo, Mitsuyasu, Mitsumoto und Suesane brachten ihn in seinem Wagen mit Gewalt in den kaiserlichen Palast zurück. Über den Mönch Keion, der dieses Bild gemalt hat, gibt es nur sehr mangelhafte Angaben; doch dürfte er nicht später als zwanzig Jahre nach dem „Heidji Aufstande" geboren sein.

(Aus dem 13. Hefte der durch Yamamoto im Auftrage der Gesellschaft Kokkura-sha in Tokio her ausgegebnen Monatsschrift „Kokkura" (Flora des Lands) übersetzt von Dr. Kitasato in Berlin.)

Wie Dr. Kitasato hinzufügt, sind die Unruhen des Jahres Heidji aus folgenden Ursachen entstanden: Der Kaiser Go Shirakawa, der seit 1156 regiert hatte, entsagte 1158 dem Thron und übergab ihn seinem kleinen Sohn Nidjo (1159–65), behielt aber, als Regent, die Regierung in Händen und lebte bis 1192. In diese Zeit fiel ein politischer Zwist zwischen zwei Hofbeamten, Shinsei und Nobuyori aus der hochadligen Familie der Fujiwara. Nobuyori griff aus Eifersucht, weil Go Shirakawa Shinsei bevorzugt hatte, den Ex-Kaiser in seinem Schlosse Sandjōden an, brachte ihn als Gefangnen in den kaiserlichen Palast und ermordete seinen Gegner Shinsei. Dieser Aufstand wird die „Heidji-Empörung" genannt. Als Verfasser des Heidji-monogatari wird, ohne Sicherheit, Hamura Tokinaga, der im 13. Jahrhundert lebte, angegeben.

einer der Söhne des Kaisers Toba, der 1123 abgedankt hatte; auf der Seite des erstern befanden sich fast alle Minamoto, auf Seite des andern fast alle Taira. Letztere setzten die Ernennung ihres Kandidaten als Go Shirakawa tenno durch; ihm bot Kiyomori, der alle Würden und Ämter seines Vaters geerbt hatte, seine Unterstützung an. In dem Kampfe zwischen den beiden Parteien focht auch ein Minamoto, Yoshitomo, bei den Taira. Die Minamoto unterlagen: ihr Führer Yorinaga gab sich den Tod; ein andrer, Tametomo, berühmt als Bogenschütze, wurde gefangen genommen und verbannt. Dem Sieger wurde die Stelle als Daijo daijin zum Lohne; nun herrschte er ebenso, wie die Fujiwara es bisher gethan hatten. Sein Haß galt namentlich den Minamoto; er verfolgte sie so, daß sich endlich 1159 Minamoto no Yoshitomo, der bisher zu ihm gestanden hatte, gegen ihn erklärte. Aber er wurde schnell überwunden und auf der Flucht ermordet. Der Sieg machte Kiyomori zum unumschränkten Herrscher. Sein Schwiegervater, der Mikado Go Shirakawa, der bereits 1158 abgedankt hatte (s. die beigeheftete Tafel „Die Entführung Go Shirakawas im Jahre 1159"), wurde in die Verbannung geschickt und der Vernichtungskampf gegen die Minamoto fortgesetzt. Yoritomo, der vierte Sohn Yoshitomos, entging durch die Fürbitte der Söhne Kiyomoris dem Schicksale seiner Brüder und wurde verbannt. Ebenso entrannen drei seiner Halbbrüder, darunter Yoshitsune, dem Tode; ihre schöne Mutter Tokiwa, von Geburt eine kluge Bäuerin, die die Beischläferin Yoshitomos gewesen war, rettete sie, nachdem ihr jeder Weg zur Flucht abgeschnitten worden war, indem sie sich selbst dem Sieger preisgab. Yoritomo, der sich mit der Tochter des Manns, dem er zur Bewachung übergeben worden war, Hodjo Tokimassa, vermählt hatte, erhob die Fahne des Aufstands gegen die Taira. Der erste Versuch mißglückte; aber er entkam nach dem Kwanto, sammelte bald ganze Scharen um sich und setzte sich in Kamakura fest, wo ihn die Taira nicht anzugreifen wagten. Bald darauf (1181) starb Kiyomori; seine letzten Worte an seine Familie waren, daß man an seiner Leiche die Beobachtung der gewöhnlichen Totengebräuche unterlassen und nur den Kopf Minamoto no Yoritomos vor seinem Grabhügel aufpflanzen möge.

Seinem Sohne Munemori fehlten die Fähigkeiten und vor allem die blutige Thatkraft des Vaters. Er verlor kostbare Zeit mit Beratungen, während seine Feinde im Norden, denen sich alles anschloß, was von den Minamoto übrig war, jeden Tag neue Kräfte sammelten; auch viele Fujiwara, die Priester des Hieizan und der verbannte Go Shirakawa nahmen für sie Partei. Der erste Zusammenstoß fand zwischen einer Armee der Taira und Minamoto no Yoshinaka, dessen Vater ebenfalls ein Opfer Kiyomoris gewesen war, in den Gebirgen des Nakasendo statt; die Taira wurden 1182 vollständig geschlagen, und Munemori flüchtete mit dem jungen Mikado Antoku aus Kioto. Der alte Go Shirakawa begrüßte dort den Sieger. Antoku wurde für abgesetzt erklärt und Go Toba an seiner Stelle zum Kaiser gewählt. Dieser ernannte Yoshinaka zum Siogun, der damit in den Gegensatz zum Haupte der Familie Yoritomo trat. Minamoto no Yoritomo sandte seine jüngern Brüder, Yoshitsune und Noriyori, gegen ihn; sie schlugen ihn 1184 am Biwasee, und Yoshinaka nahm sich das Leben. Yoshitsune benutzte den errungnen Vorteil und nahm die Verfolgung Munemoris auf; nach verschiednen Gefechten, die alle für die Taira unglücklich waren, kam es 1185 bei Dannoura, in der Nähe von Simonoseki, zur Entscheidungsschlacht. Trotz tapferster Gegenwehr wurden die Taira in dem Seegefechte vollständig besiegt. Die Witwe Kiyomoris ertränkte sich mit dem fünfjährigen Mikado Antoku; was von den Taira nicht in der Schlacht fiel, starb durch eigne Hand oder wurde auf der Verfolgung erschlagen. Die Vernichtung, mit der die Taira einst den Minamoto gedroht hatten, wurde jetzt ihnen selbst durch die frühern Besiegten zu teil.

Die Kämpfe der Taira und Minamoto sind nicht unpassend mit denen der Weißen und der Roten Rose in England verglichen worden; selbst die Feldzeichen der japanischen Parteien trugen diese Farben: die Minamoto hatten weiße, die Taira rote Fahnen. Die Vorgänge in diesen Kämpfen bilden den Gegenstand der berühmtesten japanischen Novellen, die unter dem Namen Heike (chin. für Taira, Friede) und Genge (chin. für Minamoto, Quelle) -Monogatari noch heute das Entzücken der Jugend und der Erwachsnen in Japan bilden.

F. Die Minamoto, die Hodjo und die Asikaga (1186—1573).

Die nächsten vier Jahrhunderte der japanischen Geschichte sind mit den Kämpfen aller gegen alle ausgefüllt. Weder Recht noch Gesetz herrschen, Verrat und Mord sind an der Tagesordnung; und wenn die Treue des niedern Lehnsträgers gegen seinen Herrn oft wohlthuend berührt, erscheint die Unzuverlässigkeit des Höhern dem Mikado, dem Siogun und dem Regenten gegenüber dafür desto verächtlicher. Jeder ist nur auf seinen Vorteil bedacht und sucht ihn auf alle Weise zu erreichen; versöhnend wirkt allein, daß der Besiegte, der als Sieger kein Mitleid kennt, mit stoischem Mute zu sterben weiß: er fällt, wie der Römer der alten Zeit, in das eigne Schwert.

Schon zu Beginn der Herrschaft der Fujiwara im 8. Jahrhundert hatte sich, vermutlich durch die Verweichlichung einzelner Schichten der Bevölkerung, das Bedürfnis herausgestellt, eine besondre Soldatenklasse (die Samurai) zu schaffen; früher war jeder Soldat und zog ins Feld, wenn er dazu gerufen wurde, jetzt wurde dieser Landsturm durch Leute ersetzt, die aus dem Kriegsdienst ein Handwerk machten. Wenn angegeben wird, daß es ursprünglich Leibeigne gewesen seien, aus denen sich die militärische Gefolgschaft größrer Herren zusammengesetzt habe, so mag das für vereinzelte Fälle zutreffen; im großen und ganzen war dies aber gewiß nicht der Fall. Vielmehr hat, wie in andern Ländern, z. B. in Deutschland, die Not der Zeiten den freien Bauern und oft auch den kleinen Adligen bewogen, sich unter den Schutz eines Mächtigern zu stellen und seine Freiheit gegen die Sicherheit einzutauschen, die dieser ihm bieten konnte. Dafür spricht auch, daß von den Japanern selbst bei Gelegenheit der Frage der Kapitalisierung der Einkünfte der Samurai in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts stets behauptet wurde, daß diese, d. h. die zweischwertige Adelsklasse, im 8. Jahrhundert aus dem Bauernstande hervorgegangen sei und wieder dahin zurücktreten müsse. Die hörigen Bauern wie die, die sich freiwillig unter den Schutz eines Herrn begaben, waren eben nunmehr diesem, nicht mehr dem Kaiser, zum Kriegsdienste verpflichtet, und bei den gar nicht mehr abbrechenden Kämpfen erwies es sich schließlich für beide Teile, den Herren wie den Bauern, als vorteilhafter, eine schärfere Scheidung zwischen dem Wehr- und dem Nährstande eintreten zu lassen.

Mit der Entstehung der großen Lehen wird es ähnlich gegangen sein. In den Zeiten, wo Macht vor Recht ging, wird von den Regenten, Kronfeldherren oder, wer immer die Macht in Händen hatte, das Eigentum der Besiegten entweder in eignen Besitz genommen oder an Anhänger verteilt worden sein; später, als die Zahl derer sich mehrte, die sich aus dem angeblichen Besitztume des Kaisers ein eignes mit dem Schwerte zurechthieben, als größre und kleinre Herren sich in die Fetzen des Landes teilten, war der thatsächliche Besitz neun Zehntel des Rechts, wenn nicht das ganze — gleichgültig, ob er durch die Schenkungsurkunde einer der dem Namen nach zu Recht bestehenden Gewalten verbrieft war oder nicht. Was das Schwert gewonnen hatte, konnte nur das Schwert erhalten. So kam es, daß, als die Verhältnisse zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine festere Form annahmen, aller Grund und Boden im Besitze der größern

und kleinern Landesherren war, die ihn theoretisch vom Mikado direkt oder durch den Siogun zu Lehen hatten; dies wurde zur Wahrheit, als nach der Wiederherstellung des Mikadotums der Grund und Boden wie alle Einwohner des Reichs von der Regierung als kaiserliches Eigentum angesprochen wurden.

Für die Zeit von dem Siege der Minamoto über die Taira bis zu dieser Wiederherstellung (1868), d. h. in fast sieben Jahrhunderten, sind für die innern Beziehungen Japans zwei Thatsachen maßgebend; zuerst die, daß, während bisher Kioto der Schwerpunkt des Lands auch in politischer Beziehung gewesen war, dieser nun weiter nach Nordosten, zuerst nach Kamakura, einer Schöpfung Yoritomos, später nach Jedo, einer solchen des Iyeyas', verlegt wurde; dann die nicht weniger wichtigere, daß während des größten Teils dieser Zeit nicht die Träger der verschiednen Amtstitel: Mikado, Siogun und Regent, meist Kinder, manchmal Säuglinge, die thatsächliche Gewalt ausübten, sondern daß diese sich in den Händen von Verwandten und andern Persönlichkeiten hinter den Kulissen befand. Nur in sehr seltnen Fällen haben die Titulare selbst eine andre Rolle als eine leidende gespielt, und das zu einer Zeit, wo es in Japan sicherlich nicht an entschlossnen und thatkräftigen Männern gefehlt hat.

a) Yoritomo.

Gleich nach dem Siege bei Dannoura kam es im Schoße der Familie Minamoto zu ernsten Zerwürfnissen, die wohl der Eifersucht Yoritomos auf die kriegerischen Erfolge seines Halbbruders Yoshitsune zuzuschreiben sind; letztrer wurde nicht lange nachher auf Befehl Yoritomos ermordet. Um die Person dieses sympathischsten aller Minamoto hat sich ein wahrer Kranz von Sagen gebildet; nach den einen wäre er zu den Ainos entflohen und habe lange unter ihnen gelebt, andre wollen ihn in dem großen Djinghis Chan wiedererkennen, der die Mongolen zur mächtigsten Nation Asiens machte. Das wahrscheinlichste ist, daß er, nachdem er sein Weib und seine Kinder getötet hatte, Harakiri beging und sein Haupt nach Kamakura gebracht wurde, um dem Bruder als Beweis für die Ausführung seines Befehls vorgelegt zu werden. Yoritomo selbst, der 1192 die Ernennung zum Sei-i Tai Siogun („Großen, die Barbaren unterwerfenden General") erhielt, starb 1199. Er schuf im Kwanto, seinem Erbland, eine geordnete Regierung: das „bak' fu" („hinter dem Vorhange", der das Zelt des Feldherrn umgibt), gewissermaßen die militärische Verwaltung des Kronfeldherrn, und setzte an Stelle der unfähigen Statthalter der Provinzen seine tüchtigsten Unterführer. Kamakura wurde unter ihm eine große und schöne Stadt, von der freilich heute nur noch ein paar stattliche Tempel, ein großer Buddha (der Daibuz) und das einfache Grabdenkmal ihres Erbauers vorhanden sind.

b) Die Schattensiogune und die Hodjo.

Nach Yoritomos Tod ergriff sein Schwiegervater Hodjo Tokimassa zusammen mit der Witwe Masago die Vormundschaft über den achtzehnjährigen Yoriiye, der nach vierjähriger Regierung 1203 abgesetzt, verbannt und ein Jahr später ermordet wurde. Ihm folgte sein elfjähriger Bruder Sanetomo, der 1219 durch seinen Neffen Kokio, den Sohn Yoriiyes, ermordet wurde. Mit ihm erlosch die direkte Nachkommenschaft Yoritomos. Die Hodjo hatten jetzt die Macht in Händen. Sie nahmen nicht selbst den Titel Siogun an, sondern begnügten sich mit dem der Sikken (Regenten) von Kamakura und zogen es vor, Kinder zuerst aus der Familie Fujiwara, dann aus dem kaiserlichen Hause zu Siogunen zu ernennen und unter ihren Namen zu regieren. Von den acht Siogunen, die der Zeit von 1220—1338 angehören, waren sechs

bei ihrer Ernennung zwischen 3 und 16 Jahre alt; alle sind abgesetzt und zwei nachweisbar ermordet worden. Auch in der Regentenfamilie sah es nicht besser aus: von 1205—1326 regierten acht und in dem kurzen Zeitraume von 1326—33 drei oder vier; dann ging die Familie unter.

In Kioto war man mit der Übernahme der Herrschaft durch die Hodjo wenig zufrieden. Die drei Exmikados Go Toba und seine Söhne Tsutsi und Djuntoku sowie der seit 1222 regierende Sohn des letztern, Tchukio tenno, versuchten Widerstand zu leisten, wurden aber besiegt; die drei Exmikados wurden in die Verbannung geschickt und dort ins Gefängnis geworfen, der regierende abgesetzt. Die ersten der Hodjo Sikken oder ihre Berater waren tüchtige Leute. Yositoki (1205—1224), Yasutoki (1225—42) thaten ihr Bestes, um Ruhe im Lande zu halten, hatten aber gegen die Parteien in Kioto und die buddhistischen Priester, namentlich in Yamato, zu kämpfen, die die Landbevölkerung gegen sie aufhetzten. Tsunetoki regierte nur drei Jahre (1243—46) und dankte zu gunsten seines jüngern Bruders, Tokiyori (1246—56), ab. Auch dieser that viel, namentlich in Bezug auf Hebung der Gerechtigkeitspflege. Das größte Verdienst um Japan erwarb sich aber Tokimune (1257—84). Nach der Eroberung von China sandte Kublai Khan durch die Koreaner an den Mikado Go Uda (1275—87) ein Schreiben, worin er von Japan die Anerkennung seiner Herrschaft und Tributzahlung verlangte; Tokimune wies dies mit Entrüstung zurück. Weitere chinesische Gesandtschaften folgten, ohne bessern Erfolg zu haben. Da bemächtigten sich die Mongolen von Korea aus der Inseln Tsusima und Iki und versuchten 1275 auf Kiusiu festen Fuß zu fassen, wurden aber daran verhindert. Im Jahre 1279 kamen aufs neue chinesische Gesandte mit der Aufforderung zur Unterwerfung nach Nagasaki, wurden aber auf Befehl von Kamakura enthauptet. 1281 endlich erschien eine gewaltige mongolische Flotte an der Küste von Kiusiu. Die japanischen Jahrbücher sind voll von Berichten über einzelne Heldenthaten; das Wahre wird wohl sein, daß die zwischen 3000 und 4000 Segel zählende Flotte, die 100,000 Krieger, darunter 10,000 Koreaner, an Bord gehabt haben soll, fast ganz durch einen Taifun vernichtet wurde und die Japaner den geretteten Rest der Besatzung schonungslos niedermachten.

Dieser Erfolg und die unumschränkte Gewalt, die sie im Reich ausübten, scheint die Hodjo veranlaßt zu haben, alle Grenzen, die Vernunft und Vorsicht ihnen hätten ziehen sollen, zu überschreiten. Hatten sie vorher mit eiserner Hand regiert, die Mikado und Siogune nach Belieben ein- und abgesetzt, so waren sie wenigstens um die Wohlfahrt des Volks besorgt gewesen; jetzt aber begannen sie und ihre Beamten die untern Schichten in furchtbarer Weise zu unterdrücken, um sich die Mittel für ihr ausschweifendes Leben zu verschaffen. Die Aufregung und Entrüstung wuchs im Lande, bis endlich Go Daigo tenno, seit 1287 der fünfte Mikado und selbst von den Hodjo eingesetzt, 1330 die Fahne des Aufstands erhob. Schon 1327 hatte ein Sohn von ihm, Moriyoshi, versucht, das Joch, das auf dem Kaiserhause und dem Lande lag, abzuschütteln, sein Plan war aber entdeckt und er ins Kloster gesteckt worden; der Vater war jetzt nicht glücklicher: er wurde besiegt, abgesetzt und in die Verbannung geschickt. Kusunoke Masahige, der sich in Kawadzi erhoben hatte, wurde ebenfalls geschlagen, entkam aber noch.

Die Ketten schienen jetzt fester geschmiedet als je zuvor; aber die Rettung sollte durch die Minamoto gebracht werden. Zwei Enkel von Minamoto Yoriiye, dem Urgroßvater Yoritomos (bekannt in der japanischen Geschichte als Hachiman taro, d. h. ältester Sohn des Kriegsgotts, der die Macht seiner Familie in dem von ihm zum Teil erst eroberten Kwanto geschaffen hatte), hatten in Nita und Asikaga zwei Familien gegründet, die sich jetzt gegen die Hodjo erhoben. Nita Yoshisada, der früher in den Diensten der Regenten gestanden hatte, setzte sich 1333 mit

Moriyoſhi (jetzt Otonomiya) in Verbindung, ſammelte deſſen Anhänger und die ſeiner Familie und warf ſich in Gewaltmärſchen auf Kamakura, vor dem er am 14. Tage ſeiner Schilderhebung erſchien. Der für die letzten Kinderregenten thatſächlich die Regierung führende Takatoki, der als Regent 1326 abgedankt hatte, wurde vollſtändig überraſcht. Das Schloß von Kamakura wurde nach kurzem Widerſtande genommen; Takatoki und eine große Anzahl ſeiner Anhänger entleibten ſich, alle andern wurden von den Siegern oder den Bauern, die aufſtanden, niedergemacht. Gleichzeitig hatte Aſikaga Takauji zuſammen mit Kuſunoki die Macht der Hodjo in Kioto gebrochen. Auch dort wurden alle ihre Anhänger, deren man habhaft werden konnte, getötet. Das Andenken der Hodjo iſt noch heute in Japan mit Haß und Schmach beladen.

c) Die Aſikaga.

Nach dem Siege ſeiner Freunde kehrte der Exmikado Go Daigo wieder aus der Verbannung zurück und beſtieg aufs neue 1334 den Thron; er ernannte ſeinen Sohn Moriyoſhi zum Siogun von Kamakura und belehnte Aſikaga Takauji mit Hitachi, Muſaſhi und Shimoſa, Kuſunoki Maſahige mit Settſu und Kawadzi und Nita Yoſhiſada mit Kodſuke und Arima, während viele andre kleinere Beſitzungen erhielten. Aber die Einigkeit ſollte nicht lange dauern. Go Daigo in Kioto und Moriyoſhi in Kamakura führten ein ſelbſt für die damalige, ſehr nachſichtige Zeit zu lockres Leben; ein frührer buddhiſtiſcher Prieſter zog an der Spitze eines Haufens von Geſindel unter dem Vorwande, nach Anhängern der Hodjo zu ſuchen, raubend und mordend im Kwanto umher, bis ihn Takauji kreuzigen ließ. Das gab zu heftigen Beſchwerden Moriyoſhis bei ſeinem Vater Veranlaſſung, bis endlich ein jüngrer Bruder Takaujis, Todoyoſhi, aufſtand und einen neuen Siogun ausrief; zuerſt auf verſchiednen Seiten kämpfend, vereinigten ſich die beiden Brüder endlich, rückten zuſammen auf Kamakura und vertrieben Moriyoſhi. Takauji erklärte ſich nun ſelbſt zum Siogun. Go Daigo rief ſeine Anhänger, beſonders Nita Yoſhiſada, zum Kampfe gegen ihn auf; aber dieſe wurden nach einigen erſten Erfolgen bei Takenoſh'ta am Hakonepaß geſchlagen. Takauji zog nun auf Kioto, Go Daigo flüchtete mit den Abzeichen der Herrſchaft nach dem feſten Tempel Miidera auf dem Hieizan, wurde aber auch von dort vertrieben. Unterdeſſen hatten ſich ſeine Anhänger wieder geſammelt und warfen Takauji aus Kioto und Miidera heraus, wurden aber endlich am Minatogawa bei Hiogo aufs Haupt geſchlagen; auch Kuſunoki Maſahige, der die Truppen des Mikados befehligt hatte, fiel. Go Daigo flüchtete wieder nach Miidera, und Takauji ernannte 1337 einen jüngern Sohn von Go Fuſhimi (1299—1301) zum Mikado unter dem Namen Komiyo tenno. Schließlich kam es zur Verſtändigung zwiſchen den ſtreitenden Parteien: die Mikadowürde ſollte in zehnjährigen Zwiſchenräumen zwiſchen den Nachkommen Go Daigos und Go Fuſhimis abwechſeln. Go Daigo gab die Herrſchaftsinſignien zeitweilig heraus, und Komiyo wurde gekrönt. Takauji wurde Großſiogun und reſidierte als ſolcher in Kioto, während ſein Sohn Yoſinori als Siogun in Kamakura blieb. Unter letzterm leitete ein Sikken von Kioto aus die Angelegenheiten der weſtlichen, ein Kwanrei (Gouverneur) von Kamakura aus die der öſtlichen Provinzen. Lange dauerte der Frieden zwiſchen den beiden Parteien indeſſen nicht. Go Daigo erklärte ſich noch in demſelben Jahre (1337) wieder für den allein rechtmäßigen Mikado, ſeinen Gegner für einen unechten, und ſammelte ſeine Anhänger, beſonders Kuſunoki Maſayuki, den Sohn Maſahiges, und Nita Yoſhiſada um ſich.

Von dieſem Zeitpunkt an haben bis gegen Ende des Jahrhunderts in Japan zwei Mikados beſtanden, im Süden und im Norden, von denen die erſtern für echt angeſehen wurden,

die andern aber die thatsächliche Macht besaßen. Indessen fiel einer nach dem andern von den Verteidigern der südlichen Mikados, und 1392 kam es unter denselben Bedingungen wie 1337 zu einer Verständigung: Go Kameyama tenno, der zweite der südlichen Kaiser, der seit 1366 dem Namen nach die Herrschaft geführt hatte, dankte ab und übergab seinem nördlichen Gegner die Reichsabzeichen.

Takauji war 1358, 53 Jahre alt, gestorben. Ihm folgte sein Sohn Yoshinori, der 1367 abdankte; sein Enkel Yoshimitsu, der ebenfalls 1393 abdankte, lebte bis 1409 und bewahrte einen großen wohlthätigen Einfluß auf die Regierung. Unter ihm kam das Reich freilich nur für kurze Zeit zur ersehnten Ruhe. Bald brachen aufs neue Streitigkeiten unter den verschiednen Familien aus, die in den Kämpfen der letzten Jahrhunderte zu Macht und Ansehen gelangt waren; die Hosokawa, Takeda, Uyesugi, Tokugawa, Ota, Odawara im Norden und in der Mitte des Lands, die Mori im Westen, Satzuma, Hisen, Bungo auf Kiusiu lagen fortwährend im Krieg unter sich und mit andern ihrer Nachbarn, ohne daß die schwachen Asikaga Ruhe zu schaffen im stande gewesen wären, bis endlich der letzte von ihnen, Yoshiaki, 1573 von Ota Nobunaga abgesetzt wurde. Das Land war in einem furchtbaren Zustand: überall nur Ruinen einst blühender Städte und Dörfer und verwüstete Felder. Kioto selbst lag fast vollständig in Trümmern; wer die Hauptstadt verlassen konnte, war längst geflohen und hatte Schutz in dem Feldlager eines der großen Landesherren gesucht. Das Ansehen des Mikado war so gesunken, daß der Leichnam Go Tsutsi tennos 1500 vierzig Tage lang an den Thoren des Schlosses stand, weil die Mittel zu seiner Beerdigung fehlten. Der Bauernstand war fast ganz ausgerottet; wer kräftig genug war, war Soldat geworden oder machte als Seeräuber die Küsten Chinas, Koreas und des eignen Lands unsicher. Es war ein Zustand, wie er in Deutschland während des Dreißigjährigen Kriegs herrschte; und wie die deutschen Fürsten Anlehnung und Schutz beim Auslande: Frankreich, Spanien, Schweden, suchten und fanden, erbat und erhielt Yoshimotsi, vielleicht richtiger sein Vorgänger Yorimitsu für ihn, zu Anfang des 15. Jahrhunderts von dem Kaiser Yung lo der chinesischen Mingdynastie den Titel eines „Königs von Japan" gegen das Versprechen von 1000 Unzen Gold jährlich.

6. Das Christentum und die Fremden in Japan (1543—1624).

a) Der geschichtliche Verlauf der Beziehungen Japans zum Christentum.

In den Schluß der traurigen Asikagazeit fällt die erste Berührung zwischen Europäern und Japanern. Das Jahr (zwischen 1530 und 1545) steht nicht fest; auch über die Namen der ersten Besucher besteht keine Übereinstimmung. 1543 ist das gewöhnlich angenommne Jahr; das schlösse allerdings, wenn Fernand Mendez Pinto, der „Vater der Lügen", der es dennoch verdient, daß man sich ernstlich mit ihm beschäftige, seine Abenteuer überhaupt in chronologischer Reihenfolge erzählt hat, ihn von der von ihm beanspruchten Ehre aus, einer der drei ersten Fremden in Japan gewesen zu sein. Jedenfalls haben aber diese ersten Besucher, welches immer ihre Namen gewesen sein mögen, zu den Abenteurern gehört, die damals auf eigne Faust oder als Genossen chinesischer Freibeuter die ostasiatischen Meere und Küsten unsicher machten. Bald nach der Entdeckung Japans und den ersten Berichten über die guten Aussichten, die sich dem fremden Handel dort böten, muß ein ziemlich starker Zusammenfluß von Fremden dort stattgefunden haben.

Nach dem Kaufmann kam der Missionar. Franciscus Xavier traf 1549 in Kagosima ein und ging, da er dort keine freundliche Aufnahme fand, weil der Fürst (König, wie es in den

Berichten heißt) von Satzuma darüber erzürnt war, daß die portugiesischen Schiffe sich während des letzten Jahrs in seinem Gebiete nicht hatten sehen lassen, nach Nagato und Bungo und von da nach Kioto, wo er wegen der Unruhen ebenfalls wenig Erfolg hatte. Er verließ Japan 1551, um nach Indien zurückzukehren und dort Missionare für Japan zu werben, starb aber auf dem Wege dorthin. An Arbeitern sollte es indessen auf dem neuen Felde nicht lange fehlen. Bereits 1564 bestanden sieben Kirchen und Kapellen in den Vorstädten von Kioto und eine Menge kleiner christlicher Gemeinden im Südwesten von Japan, besonders auf der Insel Kiusiu. In 1581 war die Zahl der Kirchen in Japan auf mehr als 200 und die der eingebornen Christen auf 150,000 gestiegen; und bis zu dem im nächsten Jahr erfolgten Tode Nobunagas, der die Christen offen begünstigte, vielleicht um in ihnen ein Gegengewicht gegen die ihm feindliche buddhistische Priesterschaft zu finden, ging das Bekehrungswerk ohne Störungen weiter. Im Jahre 1583 sandten die christlichen Fürsten von Bungo, Arima und Omura auf Kiusiu eine aus vier jungen Edlen bestehende Gesandtschaft an den Papst, um sich zu Vasallen des heiligen Stuhls zu erklären; 1591 kehrte diese nach Japan zurück, nachdem sie von Sixtus V. und König Philipp II. empfangen worden war, und brachte 17 jesuitische Missionare mit.

Im Jahre 1587 hatte sich aber bereits die erste Wolke über dem Haupte der fremden Glaubensboten zusammengezogen in der Form eines Verbannungsbefehls, für den vermutlich der Wunsch Taikosammas, sich in dem Kampf um die Oberherrschaft die Unterstützung der Buddhisten zu sichern, die Veranlassung gegeben hatte. Die Jesuiten, die es in Ostasien stets verstanden haben, den ihnen und ihrem Werke drohenden Gefahren durch scheinbaren äußern Gehorsam auszuweichen, schlossen ihre Kirchen und hörten auf, öffentlich zu predigen; die Bekehrungen nahmen aber ununterbrochen und ungestört ihren Fortgang mit solchem Erfolge, daß in den drei auf diesen Befehl folgenden Jahren 30,000 Japaner getauft wurden. Taikosamma (Hideyoshi) schien anfänglich mit der äußern Unterwerfung unter seinen Willen zufriedengestellt zu sein; vielleicht mochte er auch befürchten, bei zu scharfem Vorgehen des aus dem Handel mit dem Ausland entspringenden Vorteils verlustig zu gehen oder die christlichen Fürsten auf Kiusiu zum Abfalle von seiner Sache zu treiben. Aber das Auftreten der spanischen Bettelmönche, die in großer Menge von den Philippinen herüberkamen und seinen Befehlen Trotz boten, indem sie ihre geistlichen Gewänder trugen und öffentlich predigten, führte zu weitern Maßregeln. Das Ausweisungsdekret wurde erneuert; einige Kirchen und den Missionaren gehörige Häuser wurden zerstört und endlich 1596 sechs Franziskaner, drei Jesuiten und siebzehn japanische Christen nach Nagasaki gebracht und dort gekreuzigt.

Aber auch diesmal schien die Gefahr infolge des klugen Verhaltens der Jesuiten vorübergehen zu sollen. Nach Taikosammas Tode zeigte sich Iyeyas', der mächtigste der um die Herrschaft kämpfenden Führer, anfänglich den Missionaren nicht abgeneigt; er versuchte sogar die spanischen Mönche zur Herstellung direkter Handelsbeziehungen zwischen seinem Erblande, dem Kwanto (Gebiet um Jedo) und den Philippinen zu benutzen. Bald aber sah auch er sich genötigt, Stellung gegen die fremden Missionare und die einheimischen Christen zu nehmen. Was ihn dazu veranlaßt hat, war wohl deren Benehmen selbst. Einerseits fuhren die spanischen Bettelmönche fort, den Befehlen der Regierung offen Trotz zu bieten und auch ihre Bekehrten dazu aufzustacheln; anderseits gab an vielen Stellen die Unbotmäßigkeit der letztern zu ernsten Bedenken Veranlassung. Während der Zeit der Blüte des Bekehrungswerks waren in manchen der von christlichen Fürsten beherrschten Gebieten, besonders auf Kiusiu, wenn nicht auf Anraten, so doch jedenfalls mit der Billigung der Missionare, wie aus ihren Berichten klar

hervorgeht, grausame Verfolgungen gegen die Buddhisten ins Werk gesetzt worden. In Omura wurden z. B. nach der 1562 erfolgten Bekehrung des Fürsten alle Tempel und Götzenbilder im Lande durch Truppen zerstört; in Amak'sa ließ der Fürst 1577 seinen Unterthanen nur die Wahl zwischen Bekehrung oder Auswanderung, und auch in manchen andern Gebieten wurde, wer sich weigerte, die neue Lehre anzunehmen, gleichgültig welches Stands, von Haus und Hof vertrieben. Als infolge der Siege von Taikosamma und Iyeyas' gerade im Süden, wo sich ihre hauptsächlichsten Gegner befanden, vielfach eine neue Einteilung und Besetzung der Fürstentümer stattgefunden hatten und die heidnischen Fürsten nunmehr begannen, ihre christlichen Unterthanen zu verfolgen, wie ihre Vorgänger dies mit den heidnischen gethan hatten, zeigte sich namentlich unter der bäurischen Bevölkerung ein Geist der Auflehnung und des Widerstands, wie man ihm auf Japan in diesen Klassen zu begegnen nicht gewohnt gewesen war; dies rief neue Maßregeln gegen Missionare und Christen wie bald gegen alle Fremden hervor. Im Jahre 1606 wurde das Christentum verboten und 1613, vielleicht infolge einer 1611 auf der goldreichen Insel Sado, wohin Tausende von eingebornen Christen zur Strafarbeit verbannt worden waren, angeblich entdeckten Verschwörung, für staatsgefährlich erklärt, die Zerstörung aller Kirchen sowie die Ausweisung aller Missionare angeordnet und ausgeführt. Im Jahre 1614 wurden 22 Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, 117 Jesuiten und einige Hundert japanische Priester und Katechisten mit Gewalt an Bord von drei Djunken gebracht und fortgeschickt, so daß die in Japan lebenden 600,000 (nach japanischen Quellen 2 Millionen) eingebornen Christen auf einen Schlag ihrer Seelsorger beraubt wurden. Der Sieg des Iyeyas' über Hideyori, den Sohn Taikosammas, in der Schlacht von Sekigahara, in der die christlichen Fürsten auf der Seite des Besiegten gestanden hatten, verschlechterte die Lage der Christen noch mehr.

Vor allen Dingen aber veranlaßten die fortwährend wiederkehrenden Versuche fremder Priester, heimlich Eingang in das Land zu erlangen, die japanische Regierung zu immer schärferm Vorgehen. Hidetada, der Sohn und seit 1616 (oder 1605) Nachfolger des Iyeyas', verhängte 1617 nun auch gegen fremde, in Japan gefundne Priester die Todesstrafe, die bisher nur einmal (1596) gegen sie zur Anwendung gebracht worden war. Im Jahre 1617 wurde der fremde Handel auf Hirado und Nagasaki beschränkt, 1621 allen Japanern verboten, das Land zu verlassen, und 1624 alle Fremden, mit Ausnahme der Holländer und Chinesen, des Lands verwiesen: eine Maßregel, die indessen erst 15 Jahre später ganz ausgeführt wurde. Inzwischen ging die Verfolgung gegen die eingebornen Christen ihren Weg. Tausende wurden gekreuzigt, verbrannt, ertränkt oder sonst zu Tode gemartert, ohne daß jedoch, wie es sich nach mehr als 200 Jahren herausstellen sollte, die angestrebte Ausrottung des Christentums ganz erreicht worden wäre.

Im Dezember 1637 brach auf Kiusiu ein Aufstand aus, der, wenn auch nur mittelbar mit dem Christentume zusammenhängend, zu einer Erneurung und Verschärfung der Verfolgung führte. Es handelte sich in erster Linie wohl um eine Erhebung der durch die Auferlegung immer neuer Steuern und sonstige Bedrückungen zur Verzweiflung gebrachten Bauern von Arima, denen sich aber bald alles anschloß, was sich von Christen noch in der Umgegend befand. Die Aufständischen trugen nach zeitgenössischen holländischen Berichten leinene Kleider, waren kahl geschoren, verwüsteten die heidnischen Tempel und hatten als Feldgeschrei Sankt Jago gewählt. Sie setzten sich, nachdem sie vergeblich versucht hatten, ein Schloß des Fürsten von Amak'sa zu erstürmen, auf der Halbinsel Simabara fest und verteidigten sich dort heldenmütig

nicht nur gegen die Macht ihrer Landesherren, der Fürsten von Arima und Amak'sa, sondern auch gegen die Regierungstruppen, bis sie nach heftigen Kämpfen am 16. und 17. April 1638 der Übermacht unterlagen. 17,000 Köpfe sollen als Siegeszeichen aufgesteckt worden sein, und von den angeblich 35,000 Aufständischen sind wohl nur wenige mit dem Leben davongekommen. Am 25. April wurden die Vorsteher der portugiesischen Faktoreien gefangen gesetzt, da man ihnen wohl eine Mitschuld an dem Aufstande zuschrieb. Am 22. August wurde den portugiesischen Galeotten unter Androhung der peinlichsten Todesstrafe die Fahrt nach Japan verboten, und am 2. September wurden die letzten Portugiesen mit ihren beiden bis dahin gefangen gehaltnen Vorstehern ausgewiesen. Am 11. Mai 1641 erhielten die Holländer, die einzigen Fremden, die sich noch in Japan befanden, den Befehl, nach Nagasaki überzusiedeln, wohin auch die Chinesen geschickt wurden. So endete für den Augenblick nach kaum hundert Jahren die erste Berührung der Japaner mit Europa und dem Christentume.

b) Die Ursachen für das schnelle Heimischwerden und den schnellen Niedergang des Christentums in Japan.

Für die Schnelligkeit der anfänglichen Erfolge der religiösen und der Handelsbeziehungen geben die in Japan in der zweiten Hälfte des 16. und den ersten fünfzehn Jahren des 17. Jahrhunderts herrschenden innern Zustände die beste Erklärung. Das Land war von Zwistigkeiten und Kämpfen zerrissen, in denen der materielle Wohlstand der mittlern und untern Klassen der Bevölkerung zu Grunde gegangen war. Die beiden einheimischen Religionen konnten keinen Trost bringen: der Shintoismus war seit langem eine Mythe geworden und hatte überhaupt nie einen Halt an den Herzen oder dem Gemüte des Volks besessen; der Buddhismus hatte längst seine belebende Kraft eingebüßt und sie durch die Lehre ersetzt, daß nur durch Gebete und die Priester Hilfe und Errettung von den Gefahren, mit denen die Seelenwanderung drohte, erreicht werden könnten. Außerdem beteiligten sich die Priester an den politischen Fragen des Tags zu lebhaft, um ein Ohr und ein Herz für die Leiden des kleinen Manns haben zu können. Daher fanden die christlichen Missionare bald zahlreichen Zulauf; sie versprachen den Armen und Elenden sofort nach dem Tode die Freuden des Paradieses, die die Buddhisten erst nach langen Prüfungen und Wechselfällen in Aussicht stellten, und durch die Pracht des Gottesdienstes, zahlreiche Zeremonien und Mysterien, an denen die Bekehrten selbst Anteil nehmen durften, schlugen sie die Gegner auf ihrem eignen Felde.

Wesentlich für den ersten Erfolg war es wohl auch, daß die Einleitung der Beziehungen in den Händen der Jesuiten lag, während ein großer Teil der Schuld am Zusammenbruche des Bekehrungswerks auf die Bettelorden fällt. Durch die Bulle vom 28. Januar 1585 hatte Papst Gregor XIII. den Jesuiten das ausschließliche Recht zugesprochen, Missionare nach Japan zu entsenden. Klemens VIII. erteilte am 12. Dezember 1600 den Bettelorden dasselbe Recht, vorausgesetzt, daß sie sich in Portugal einschifften und über Goa nach Japan gingen; und am 11. Juni 1608 hatte Papst Paul V. dies Recht auch auf die Bettelmönche ausgedehnt, die sich über die Philippinen nach Japan begeben würden. Die Mitglieder der Bettelorden hatten aber in den meisten Fällen überhaupt nicht auf die Erteilung der nachgesuchten Erlaubnis gewartet, sondern waren auch ohne sie nach Japan gegangen, obgleich darauf die excommunicatio major ipso facto incurrenda stand. Dies Verfahren gab in mehr als einer Beziehung nicht nur zu unziemlichen Streitigkeiten zwischen den Missionaren selbst Veranlassung, sondern es trug auch dazu bei, ihr Ansehen in den Augen unfreundlich gesinnter

Japaner zu untergraben. Außerdem war die Art, wie die Bettelorden bei ihrem Bekehrungswerk in Japan verfuhren, sehr verschieden von der der Jesuiten. Während die letztern sich den Anschauungen, Wünschen und Befehlen der japanischen Machthaber so weit wie möglich anzupassen suchten, legten die Franziskaner, Dominikaner und Augustiner ersichtlich Wert darauf, ihnen trotzig entgegenzutreten und für den zu erreichenden Zweck auch keine Äußerlichkeit zu opfern.

Zu gleicher Zeit bestand zwischen Portugiesen und Spaniern ein politischer Gegensatz, der durch die Vereinigung der beiden Königreiche (1580) eher vermehrt als vermindert worden war. Seit der ersten Berührung der Fremden mit Japan war Portugals Macht und damit das Ansehen seiner Sendlinge sehr zurückgegangen; der Aufstand der spanischen Niederlande, die Kriege zwischen England und Holland, der Niedergang der spanischen Macht unter Philipp II. und III. erlaubten den japanischen Machthabern, im 17. Jahrhundert zu wagen, was sie im 16. zu thun nicht im stande gewesen wären. Außerdem war das Betragen der fremden Kauf- und Seeleute nicht derart gewesen, um ihnen die Zuneigung oder die Achtung der Japaner zu erwerben. Zwar brachte der fremde Handel auch den Fürsten des Lands reichlichen Gewinn; aber er war zugleich eine fortwährende Quelle der Eifersucht und der Besorgnis unter ihnen, da jeder von ihnen den größten Anteil an sich zu reißen suchte, um daraus den Vorteil zu ziehen, den er seinen Nachbarn nicht gönnte. Nachdem eine starke Zentralgewalt, das Siogunat des Iyeyas', hergestellt worden war, versuchte diese natürlich, sich des Handels ganz zu bemächtigen und ihre bisherigen Nebenbuhler und jetzigen Unterthanen davon auszuschließen. Die Haltung der verschiednen in Japan anwesenden Nationalitäten: Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer, die sich bei den Japanern gegenseitig anschuldigten und verleumdeten, die Klagen, die sie bei ihnen wegen weggenommner Güter und Schiffe vorbrachten, schadeten ebenfalls ihrem Ansehen. Auch die fortwährenden Händel unter den in Japan anwesenden Fremden, wie ihre Überhebung den Eingebornen gegenüber, lassen die Abneigung erklärlich erscheinen, die unter den stolzen Japanern im Laufe der Jahre gegen sie entstand.

Gleichzeitig gab der Sklavenhandel, den alle Fremden in Japan trieben, besonders aber die Portugiesen, den Japanern Vorwand und Grund zur Unzufriedenheit. Die innern Kriege und der Zug gegen Korea, wie die Verarmung der niedern Klassen hatte so viele Ware auf den Markt geworfen, daß, wie Bischof Cerqueira erzählt, sich selbst die malayischen und schwarzen Diener der portugiesischen Kaufleute japanische oder koreanische Sklaven kaufen konnten, um sie nachher in Macao wieder zu verkaufen. Dieser Handel in Menschenfleisch, den die Behörden in Macao ebenso wie die geistlichen Behörden (Bischof Cerqueira 1598 und seine Vorgänger vor ihm) vergeblich zu unterdrücken versucht hatten, war unzweifelhaft eine der berechtigtsten Beschwerden der Japaner, die bereits 1621 die Ausfuhr von gemieteten oder gekauften Japanern ohne besondere Erlaubnis untersagten und später unter den härtesten Strafen ganz verboten.

c) Die Art des Vorgehens der Japaner gegen die Fremden.

So kam es, daß, als die bis dahin in Japan unbekannte Aufsässigkeit der Landbevölkerung die Machthaber mit Besorgnis erfüllte und diese hinter den religiösen Zwecken der Missionare politische Absichten vermuteten, der von jenen gefaßte und ausgeführte Beschluß, mit dem Christentum auch den Verkehr mit den Fremden zu vernichten, im Land ungeteilten Beifall fand. Die Regierung hatte es sich außerdem angelegen sein lassen, im Laufe der Jahre durch eine Anzahl von Maßregeln die Fremden in den Augen der Bevölkerung herabzusetzen und ihres

Einflusses zu berauben. 1635 wurde den Portugiesen verboten, sich Sonnenschirme von Japanern nachtragen zu lassen oder mehr als eine Kleinigkeit Almosen zu geben; gleichzeitig wurde ihnen befohlen, bei dem Betreten eines Rathauses ihre Schuhe auszuziehen; in demselben Jahre wurde ihnen, mit Ausnahme ihrer Vorsteher, verboten, Waffen zu tragen, und sie mußten ihre alten Diener entlassen und neue annehmen. Den Holländern wurde befohlen, sich in Zukunft nur innerhalb ihrer Häuser von japanischen Dienern bedienen zu lassen. 1638 wird ein holländischer Bootsmann enthauptet. 1639 werden alle mit Holländern oder Engländern lebenden japanischen Frauen ausgewiesen und den Japanerinnen verboten, mit Holländern eheliche Verbindungen einzugehen. 1640 wurde ein Bottelier von den Japanern wegen Ehebruchs mit einer Japanerin hingerichtet. Auf dem Schiffe „Die Gracht" waren zwei weiße Kaninchen nicht auf die Liste gesetzt worden, die von allen lebenden Tieren angefertigt werden mußte: der Kapitän ward seines Amts enthoben. Die holländische Faktorei in Hirado wird nach Kirchengerätschaften untersucht und den Holländern befohlen, alle Gebäude niederzureißen, an deren Giebeln sich eine Jahreszahl befände. Der kaiserliche Befehl lautete: „Seine Kaiserliche Majestät (d. h. der Siogun) haben sichere Nachricht, daß ihr ebenso wie die Portugiesen Christen seid. Ihr feiert den Sonntag, ihr schreibt das Datum von Christi Geburt an die Dächer und Giebel eurer Häuser, ihr habt die zehn Gebote, das Vaterunser, das Credo, den Kelch und die Verteilung von Brot, die Bibel, das Testament, Moses, die Propheten und die Apostel, in Summa, ein Werk. Die Hauptsache bleibt; die Verschiedenheiten zwischen beiden halten wir für gering. Daß ihr Christen seid, ist lange vorher bekannt gewesen; aber wir meinten, daß es ein andrer Christus sei. Worauf Seine Majestät Euch durch mich befehlen läßt" u. s. w. Und 1641 erfolgte der Befehl, daß die Toten der Holländer nicht mehr begraben, sondern 4—5 Meilen von der Küste im Meere versenkt werden sollen. Am 29. August wird dieser Befehl zum erstenmal ausgeführt, „weil eine Christenleiche nicht der Erde wert sei". Im nächsten Jahre wird auch der frühre Begräbnisplatz der Holländer in Hirado zerstört. Wenn man den Holländern und Chinesen trotzdem gestattete, in Nagasaki zu bleiben, so geschah dies, weil man ohne sie gewisse Waren, deren man bedurfte, nicht hätte erhalten können, und weil man auf sie angewiesen war, um von etwaigen Ratschlägen der andern Mächte gegen Japan rechtzeitig unterrichtet zu werden. Im übrigen wurden die Angehörigen beider Nationen wenig besser als wie Gefangne behandelt.

d) Die Lage seit der Wiedereröffnung Japans.

Als Japan 1854—58 dem fremden Handelsverkehre geöffnet worden war, fanden die katholischen Missionare, die auch diesmal dem Kaufmann auf dem Fuße gefolgt waren, bei Nagasaki, namentlich im Dorf Urakami, Überreste der frühern christlichen Gemeinden, die man durch die lange und grausame Verfolgung ganz ausgerottet geglaubt hatte. Unvorsichtigkeiten der Missionare lenkten auch die Aufmerksamkeit der japanischen Regierung auf den Fall; 1867 wurden 78 dieser eingebornen Christen verhaftet und der Versuch gemacht, sie durch Drohungen zur Abschwörung ihres Glaubens zu veranlassen. Den Bemühungen der fremden Vertreter, besonders des französischen Gesandten M. Roches, gelang es, die Freilassung der Leute gegen das Versprechen zu erlangen, daß die Missionare außerhalb der Niederlassungen von aller Proselytenmacherei Abstand nehmen würden. Kaum war aber der Mikado 1868 zur Regierung gelangt, als die Verfolgung gegen diese Leute und ihre Glaubensgenossen wieder aufgenommen und die Verbote gegen die schlechte Sekte der Christen erneuert wurden. Über 4000 eingeborne Christen wurden verhaftet und trotz alles Einschreitens der fremden Vertreter in kleinen Gruppen

an verschiedne Landesfürsten zur Strafarbeit verteilt. Erst 1873 gelang es, ihre Freilassung zu erreichen und die Aufhebung der Verbote gegen die christliche Lehre durchzusetzen. Seit dieser Zeit ist der Thätigkeit der Missionare innerhalb der allen Fremden zum freien Verkehre zugewiesnen Grenzen kein Hindernis in den Weg gelegt worden. Deren Bemühungen scheitern aber hauptsächlich an dem stark entwickelten Nationalgefühle der Japaner; unzweifelhaft ist außerdem in weiten Kreisen eine Abneigung gegen den fremden Missionar vorhanden, der oft nur als ein politischer Agent seines Heimatlands angesehen wird. Namentlich ist die Überstellung von Gott, Jesus, dem Papste, der Kirche und der Bibel über den Mikado der Hebel, womit das japanische Selbstbewußtsein, auch als Neushintoismus, einsetzt. Jedenfalls hat sich dieser nach Gefühl und Bekenntnis der einzelnen mehr oder weniger abgewandelte „Japano-Zentrismus" bis jetzt als das größte Hindernis für die Ausbreitung des Christentums erwiesen; ihm sind die verschiednen erfolgreichen Versuche auch japanischer Christen zuzuschreiben gewesen, sich von dem Einflusse fremder Missionsgesellschaften und der Verbindung mit ihnen frei zu machen. Will man an eine Christianisierung Japans glauben, so wird man sie daher auf japanischer Grundlage suchen müssen (vgl. unten, S. 55).

II. Die Zeit der Emporkömmlinge (1573—1600).

a) Nobunaga.

Der Sturz der Asikagafamilie war durch einen ihrer eignen Anhänger, Ota Nobunaga, herbeigeführt worden (S. 13). Der Knabe stammte von einem Enkel Taira no Kiyomoris ab, der auf der Flucht vor den verfolgenden Soldaten der Minamoto von seiner Mutter bei dem Schulzen des Dorfes Tsuda verborgen worden war; dieser trat ihn kurze Zeit darauf an einen Shintopriester aus Ota in Etzisen ab, der ihn als Sohn annahm. Der Knabe wuchs heran, wurde wie sein Pflegevater Shintopriester und gründete eine Familie, der beinahe 400 Jahre später, 1533, Nobunaga entsprang. Die unmittelbaren Vorfahren des letztern hatten an den Wirren der Zeit einen thätigen Anteil genommen; und sein Vater Ota Nobuhide, der 1549 starb, hinterließ ihm nicht unerhebliche Besitzungen, die der Sohn im Dienst der Asikaga bald zu vergrößern wußte, bis er sich im Besitze von sechs Provinzen und der Hauptstadt sah. Unter ihm dienten Kinoshita Hideyoshi und Tokugawa Iyeyas' (Minamoto), zwei Männer, die in der Geschichte Japans noch große Rollen spielen sollten. 1574 überwarf sich Nobunaga mit den Asikaga, zog gegen sie, schlug den Siogun Yosaki, nahm ihn gefangen und setzte ihn ab. Das war das Ende der Asikaga-Dynastie. Er selbst übernahm als Naidaijin die Reichsregierung, da er, als nicht von den Minamoto abstammend, nicht Siogun werden konnte. Von seinen Kämpfen gegen die buddhistischen Mönche und seiner Bevorzugung der Christen ist bereits die Rede gewesen (S. 25). Aber während der allerdings nur kurzen Dauer seiner Herrschaft (1574—82) gelang es ihm nicht, die Ruhe im Lande herzustellen. Die Kämpfe gegen die mächtigen Fürsten im Westen Honshius und auf Kiusiu dauerten fort; und während Hideyoshi mit dem größten Teile der Truppen seines Herrn gegen Mori im Westen kämpfte, fiel Nobunaga einem Verrate zum Opfer. Er hatte einen seiner Generale, Akeshi Mitsuhide, beleidigt; dieser machte, als er mit dem Reste der Truppen auf einen andern Zug entsandt wurde, vor den Thoren von Kioto Halt, forderte seine Soldaten zur Empörung auf, kehrte mit ihnen in die Stadt zurück und umzingelte den Tempel von Honnoji, worin sich Nobunaga befand. Überrascht und durch die Anwesenheit so vieler Soldaten beunruhigt, öffnete Nobunaga ein Fenster, um sich

persönlich vom Stande der Lage zu überzeugen; ein Pfeilschuß verwundete ihn am Arme; sich verloren sehend, tötete er sich selbst, nachdem er die ihn begleitenden Frauen zur Flucht aufgefordert und den Tempel in Brand gesteckt hatte. Der Verräter nahm den Sioguntitel an, wurde aber zwölf Tage später von dem herbeieilenden Hideyoshi besiegt und fiel auf der Flucht.

b) Hideyoshi.

Hideyoshi war der Sohn eines Bauern und 1536 zu Nakamura in Owari geboren. Er trat jung unter dem Namen Kinoshita Tokichiro als Soldat in die Dienste Nobunagas; unter ihm zeichnete er sich schnell durch Tapferkeit und militärische Kenntnisse aus, bis er zu seinem besten und vertrautesten Heerführer aufstieg. Als der Angriff auf Nobunaga gemacht wurde, befand er sich mit dessen Sohne Nobutaka den Truppen Moris gegenüber; ein schnell mit diesem abgeschlossner Vergleich erlaubte ihm, mit dem schon angeführten Erfolge nach Kioto zurückzukehren. Von den drei Söhnen seines frühern Herren war der eine gestorben und hatte einen Sohn hinterlassen, der unter dem Namen Sanhosi von 1582—86 dem Namen nach die Herrschaft seines Großvaters weiterführte; ein zweiter befand sich bei Iyeyas', der sich verpflichtet hatte, ihn ruhig zu halten. Der dritte, Nobutaka, verbündete sich mit einem Schwager seines Vaters, Shibata, der Etzisen hielt, vermochte aber Hideyoshi nicht zu widerstehen. Er wurde geschlagen, und auch der Bundesgenosse erlag dem nachdringenden Feind in Etzisen. Die Erzählung von dem Tode Shibatas ist eine der packendsten Einzelheiten in der an solchen Ereignissen überreichen Geschichte Japans. In seinem Schlosse zu Fukui eingeschlossen und ohne Hoffnung auf Ersatz, beschloß Shibata zu sterben; er lud alle seine Freunde und Begleiter zu einem Fest ein, an dessen Ende er seiner Gattin, der Schwester Nobunagas, seinen Entschluß mitteilte und ihr freistellte, das Schloß zu verlassen und so ihr Leben zu retten. Aber die stolze Frau lehnte es ab, davon Gebrauch zu machen, und verlangte, das Schicksal ihres Gemahls zu teilen. So töteten Shibata und seine Genossen ihre Frauen und Kinder, die ihnen dafür dankten, mit ihnen sterben zu dürfen, und begingen dann Harakiri; sie alle wurden von den Trümmern des vorher angezündeten Schlosses begraben.

In seinen Bemühungen, Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen, war Hideyoshi, wenn auch nach schweren Kämpfen, erfolgreich. Im Kwanto, womit er selbst ihn belehnt hatte, herrschte Iyeyas', der sich in Jedo eine Hauptstadt gebaut hatte, wie man sagt: auf den Rat Hideyoshis, dem es vielleicht wegen politischer Rückerinnerungen und Anklänge nicht erwünscht scheinen mochte, den mächtigen Minamoto, der sich erst nach längern Kämpfen unterworfen hatte, in Odawara, dem Sitze der Siogune nach der Zerstörung von Kamakura, residieren zu sehen. Zwischen Iyeyas' und Hideyoshi bestand ein allgemeines, freilich stark mit Argwohn vermischtes Einvernehmen: jener weigerte sich z. B., nach Kioto zur Audienz beim Mikado zu gehen, bevor Hideyoshi, der sich dort aufhielt, ihm nicht seine Mutter als Geisel übergeben hätte. Der wichtigste Fürst des Westens, Mori von Nagato (Choshiu), hatte sich gleichfalls Hideyoshi unterworfen; und der mächtigste Fürst auf Kiusiu, Shimadzu von Satzuma, der sich nach langen Kämpfen mit Riuzogi von Hizen und Otomo von Bungo zum fast alleinigen Herrn der Insel gemacht hatte, wurde nach einem wechselvollen Feldzuge (1586—87), in dem Hideyoshi schließlich selbst die Führung übernahm, vollständig besiegt. Warum Hideyoshi diesen mächtigsten und unruhigsten seiner Gegner nicht vollständig vernichtet hat, ist unklar. Daß er ein so altes Haus nicht ausrotten wolle, wie er selbst als Grund für seine Milde angab, als er dem Sohne des Besiegten, der abdanken und den Sieger als Geisel nach Kioto begleiten

mußte, im Besitze seiner Erblande ließ, ist bei einem Realpolitiker, wie Hideyoshi es war, kaum anzunehmen; vielmehr mochte er hoffen, durch diese Milde die Dankbarkeit des Fürsten von Satzuma und des Vaters zu erwerben und sie als Gegengewicht gegen die andern Fürsten des Südens und Westens zu benutzen.

Nachdem die Ruhe im Reiche hergestellt worden war, ging Hideyoshi an die Ausführung seines Lieblingsplans, den er seit früher Jugend mit sich herumgetragen haben soll, die Eroberung Koreas und Chinas. Schon 1582 hatte er an den König von Korea die Aufforderung gelangen lassen, die früher üblichen Tributgesandtschaften nach Japan wieder aufzunehmen; als diese und das spätre Verlangen: Korea solle ihm bei seinem Kriege gegen China, wo die Mingdynastie herrschte, als Vorhut dienen, erfolglos blieben, entsandte er im Frühjahr 1592 ein annähernd 200,000 Mann starkes Heer gegen Korea. Die ersten Erfolge waren schnell und groß: 18 Tage nach der Landung bei Fusan fiel Söul in die Hände der Japaner; bald standen diese am Tatung (Tai-dongg) und bemächtigten sich des am Norduser des Flusses gelegnen Pingan (Phyöng-yang). Hier aber kam der Vormarsch zum Stehen, zum Teile wegen der Schwierigkeiten der Ernährung, hauptsächlich aber, weil die japanische Flotte, die den weitern Vormarsch decken sollte, von der koreanischen geschlagen worden war. Bald darauf erschienen auch die Chinesen, an die die Koreaner sich mit der Bitte um Hilfe gewendet hatten; Eifersüchteleien unter den japanischen Befehlshabern, von denen der eine, der Christ Konishi Yukinaga, an der Spitze einer ganz aus Christen gebildeten Abteilung stand, während der andre, Kato Kiyomassa, ein christenfeindlicher Buddhist war, begünstigten die Pläne der Chinesen. Beinahe ein Jahr nach der Einnahme von Söul mußten die Japaner die Stadt räumen, die ein japanisches Heer erst 300 Jahre später (1894) wieder betreten sollte.

Kriegerische Ereignisse und Verhandlungen zwischen Kioto und Peking füllten die Zeit bis Ende 1596. Als die letztern ergebnislos verliefen, sandte Hideyoshi 1597 weitre Verstärkungen nach China, während auch die Chinesen ein neues Heer abschickten, das weit über Söul hinaus vordrang. Zu Anfang erwies sich das Waffenglück den Japanern günstig: im Oktober waren sie wieder bis dicht vor Söul vorgedrungen; aber ein zweiter Sieg der vereinigten chinesisch-koreanischen Flotte und ein drohender Vorstoß der Chinesen nötigte sie aufs neue zum Rückzuge, wobei sie die Gegend, die sie durchzogen, auf das Furchtbarste verwüsteten. Die Chinesen folgten dem weichenden Feinde bis Urusan, wo das geschlagne japanische Heer Zuflucht fand; die Chinesen versuchten vergeblich, sich der Festung zu bemächtigen, bis nach einigen Wochen, am 13. Februar 1598, eine japanische Abteilung ihre eingeschloßnen Landsleute entsetzte. Damit war der große Krieg beendigt. Einzelne kleinre Zusammenstöße fanden noch statt; aber Hideyoshi, der am 8. September 1598 starb, rief mit seinem letzten Atemzuge die Expedition zurück. Als sichtbarer Erfolg blieb nur der Mimizuka (Ohrenhügel), ein bei Kioto errichtetes Denkmal, unter dem die Nasen und Ohren von 185,738 erschlagnen Koreanern und von 29,014 Chinesen vergraben sein sollen.

Ob Hideyoshi bei dem Unternehmen gegen Korea wirklich nur den von ihm angegebnen Zweck verfolgte, oder ob er damit nicht auch die Absicht verband, einerseits die Unruhigen im Lande zu beschäftigen und anderseits die militärische Macht der Christen möglichst zu schwächen, muß dahingestellt bleiben; unter ihm sind zahlreiche Verbote gegen die christlichen Lehrer und Bekenner erlassen worden, aber er hat auch die Politik Nobunagas gegen die buddhistischen Mönche fortgesetzt und unter anderm deren Kloster zu Kumano zerstört. Jedenfalls ist er in der japanischen Geschichte eine der bekanntesten Erscheinungen, die noch heute allgemeine

Verehrung bei allen Klassen des Volks genießt, wozu seine Korea-Fahrt nicht am wenigsten beigetragen hat. Aber auch in andern Beziehungen war seine Regierung für das Land segensreich. Im Namen des Kaisers sorgte er für Recht und Gerechtigkeit und schuf in vielen Zweigen der Verwaltung nicht allein Ordnung, sondern trug auch durch neue Gesetze und Verordnungen wesentlich zu deren Verbesserung bei. Ohne ihn wäre voraussichtlich der Versuch seines Nachfolgers Iyeyas', dauernd geordnete Zustände im Lande zu schaffen, vergeblich gewesen. Wenn es auch heute Sitte geworden ist, den Stein auf die Dynastie der Minamoto-Siogune zu werfen, so darf man doch nicht vergessen, daß sie dem seit Jahrhunderten von dem Kampf aller gegen alle zerrissnen Reich über 250 Jahre des Friedens zu geben verstanden haben.

Hideyoshi erscheint in der japanischen Geschichte unter verschiednen Namen. Dessen, unter dem er zuerst in die Dienste Nobunagas trat, ist bereits Erwähnung geschehen (S. 31); als Heerführer nahm er den Namen Hashima an, und später verlieh ihm der Mikado den Namen Toiotomi. Am bekanntesten ist er aber als Taico samma, unter dem Titel, den die Kwambaku zu führen pflegten, nachdem sie ihr Amt niedergelegt hatten. Da er nicht aus der Minamotofamilie stammte, deren Angehörigen seit beinahe 400 Jahren der Titel Siogun ausschließlich verliehen worden war, konnte er diesen nicht erhalten; er ließ sich aber in reiferm Alter von einem der Familie Fujiwara angehörigen Kuge adoptieren und konnte so die Stellung als Kwambaku (Premierminister) erhalten. Wie jedem großen Mann sind ihm Spottnamen nicht erspart geblieben: er wurde Momen Tokichi, d. h. Baumwolle Tokichi, genannt, da er, wie die Baumwolle, zu allem brauchbar sei, und wegen seiner Häßlichkeit, nachdem er die Kwambakuwürde erlangt hatte, Saru kwanja, der gekrönte Affe. Trotz seiner hohen Stellung und der ihm dargebrachten Verehrung ist der Platz, wo er in Kioto begraben liegt, nicht genau bekannt.

c) Der Sieg des Ostens (Iyeyas').

Nach japanischer Sitte hatte er 1591 die Kwambakuwürde niedergelegt und sie seinem Sohn übertragen, fuhr aber fort, die thatsächliche Herrschaft auszuüben; vor seinem Tode vermählte er seinen sechsjährigen Sohn (oder Adoptivneffen?) Hideyori mit einer Enkelin des Iyeyas', indem er glaubte, ihm so die Unterstützung dieses mächtigsten der Reichsfürsten sichern zu können. Zu Regenten ernannte er fünf Staatsräte; thatsächlich lag die Regierung aber wohl in der Hand der Mutter des Erben, einer Frau von seltner Schönheit und Thatkraft. Der Friede sollte indessen nicht lange erhalten bleiben. Wer ihn zuerst gebrochen hat, ist schwer festzustellen; der Ehrgeiz des Iyeyas', der wie andre Große sich vor den Vorzügen des Vaters hatte beugen können, aber den Sohn verachtete, mag die Veranlassung gewesen sein, wie anderseits die Furcht vor den wirklichen oder angeblichen Plänen des Iyeyas' die Regentin dazu getrieben haben mag, den ja doch unvermeidlichen Kampf zu eröffnen. Die Thatsache, daß die mächtigsten Fürsten des Westens und Südens, besonders Mori und Shimadzu (S. 31), auf seiten Hideyoris standen, wird außerdem zweifellos dazu beigetragen haben, Iyeyas', den Vorkämpfer des Ostens, unter die Waffen zu rufen.

Nach längern Vorbereitungen und verschiednen Zusammenstößen, bei denen Iyeyas' sich als der stärkre und auch nachsichtigere erwies, kam es 1600 zum vollständigen Bruch. In einer bei Sekigahara am Biwasee, nicht weit von Kioto, gelieferten Schlacht siegte Iyeyas' über die Verbündeten zum Teile durch Verrat und nutzte den Erfolg mit beispielloser Thatkraft aus. Osaka, Fushimi, der durch Taico samma stark befestigte Schlüssel von Kioto, und die Hauptstadt selbst fielen schnell hintereinander in die Hand des Siegers. Viele der feindlichen

Führer begingen Harakiri; andre, die wie Konishi als Christen Selbstmord zu begehen verschmähten, wurden öffentlich hingerichtet, die feindlichen Fürsten zur Unterwerfung gezwungen und die befreundeten mit Iyeyas' durch Belehnungen und Heiraten noch fester verbunden. Trotz dieser großen Erfolge beließ Iyeyas' Hideyori im Besitze seiner Stellung und Würden und trug nur dafür Sorge, seine Einkünfte durch die Auferlegung kostbarer Bauten und andrer kostspieligen Unternehmungen zu schmälern, während ihm selbst die neuentdeckten Goldminen auf Sado reiche Mittel für seine weitern Pläne lieferten. 1603 wurde Iyeyas' zum Siogun ernannt. Er dankte indessen bald ab und ließ 1605 seinem Sohn **Hidetada** die Würde verleihen, behielt aber die thatsächliche Macht in Händen. Hidetada residierte in Jedo, während Iyeyas' von Suruga aus die Gegner überwachte. 1614 kam es, wohl infolge der wachsenden Beliebtheit Hideyoris, zu einem neuen Zusammenstoß. Iyeyas' und Hidetada griffen Osaka, die Residenz Hideyoris, anscheinend erfolglos, an und zogen, nach Abschluß eines Abkommens, wieder nach dem Kwanto zurück, machten dann aber plötzlich kehrt, warfen sich aufs neue auf Osaka und eroberten es nach kurzem Kampf, angeblich durch Verrat. Hideyori verschwand bei der Erstürmung der Feste; Iyeyas' selbst, der dabei verwundet worden war, starb im nächsten Jahre (1615). Aber der **Osten** hatte endgiltig den **Sieg** über den Westen davongetragen und sollte den so erreichten Erfolg bis zur Wiederherstellung des Mikadotums (1868; vgl. S. 48) bewahren.

J. Die Entstehung und Entwicklung des Feudalstaats.

a) Bis zum Jahre 1615.

Der Beginn des **Feudalwesens** in Japan wird meist in das Jahr 1192 verlegt, in dem Yoritomo die bisher den Kuge entnommenen kaiserlichen Zivilgouverneure (Kokushu) durch Militärgouverneure (Shugo, Beschützer) ersetzte, die zu den Buke gehörten. Indessen dürften die wirklichen Anfänge schon in die Zeiten fallen, in denen seit dem Ende des 9. Jahrhunderts an Stelle des Kubundenbesitzes der Bauern (des durch die Taikwareform geschaffnen steuerpflichtigen Lehnguts; vgl. S. 17) der steuerfreie Großgrundbesitz von Shoyen und Denyenbesitzern trat. Die erstern verdankten ursprünglich Rodungen und Schenkungen, die letztern der weniger gesetzmäßigen Aneignung von Regierungsland durch die Gouverneure und diesen unterstellte Beamte ihren Ursprung. Vom 10.—12. Jahrhundert nahmen, wie Fukuda sagt, die Shoyen den größten Teil von allem Grund und Boden ein; das Land war reines Sondereigentum ihrer Inhaber geworden, der Gewalt der Provinzialstatthalter nicht unterworfen und steuerfrei. Die Besitzer wurden als Ryoshu (Besitzherren) oder Honjo (Stammgutherren) bezeichnet; sie wohnten meistens in Kioto oder auf ihrem Stammsitz und ließen ihre Ländereien durch Shoshi, Meier, verwalten. Die den Gouverneuren unterstehenden Ländereien (Kokuga) unterlagen einer ähnlichen Entwicklung. Diese Beamten und ihre Untergebnen wie auch die Kuge von Kioto zogen Bauerngüter ein, kauften Kukundenbesitz auf und bemächtigten sich der Gemeindewälder und Wiesen, was dann alles als Denyen in Privatbesitz überging. Die Gerichtsbarkeit folgte meistens dem Besitze; damit wurden bald nicht allein die Einnahmen des Kaisers, d. h. der Regierung, sondern auch deren richterlichen Befugnisse erheblich geschmälert, und was sie verlor, ging auf die Großgrundbesitzer über.

Diese Zustände mußten in den folgenden, mit Bürgerkriegen angefüllten Jahrhunderten eine weitre Ausdehnung erfahren. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts befand sich das ganze

Land in den Händen von Großgrundbesitzern, aus dem Soldatenstande hervorgegangnen größern und kleinern Landesherren, denen statt dem Kaiser der Bauer Steuerzahlungen und Frondienste zu leisten hatte. Wo einzelne bedeutende Persönlichkeiten große Macht gewannen und ausübten, wurden die innerhalb ihres thatsächlichen Besitzes oder ihres Machtkreises gelegnen kleinern Landesherren von ihnen abhängig. Somit hatte sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein doppeltes Lehnsverhältnis herausgebildet: das theoretische der großen Landesherren dem machtlosen Kaiser gegenüber und das thatsächliche der kleinern Landesherren zu ihren mächtigern Genossen. An dieses letztere schlossen sich die Beziehungen der Mitglieder der Samurai- (Soldaten-, Adels-) Klasse zu ihren Herren, die sich wieder danach unterschieden, ob der Betreffende mit Land belehnt war oder nur Sold, meistens in der Gestalt von Reis, empfing; je nach seinem Range diente er dann allein oder mit einem persönlichen Gefolge, zu Pferd oder zu Fuß. Der Dienst zu Pferde war, wie in allen Feudalstaaten, auch in Japan der angesehnere und zog die Auszeichnung nach sich, auch in Friedenszeiten reiten zu dürfen.

b) Unter Iyeyas' und seinen Nachfolgern.

So lagen im ganzen und großen die Verhältnisse, als Iyeyas' in die Lage kam, die Grundzüge seiner Verwaltung festzusetzen; er änderte im allgemeinen wenig, sondern begnügte sich damit, das Gegebne den Bedürfnissen seiner Regierung namentlich auch dadurch anzupassen, daß er zahlreiche Verschiebungen in dem Besitzstande der Landesherren vornahm: unter Vermehrung oder Verminderung ihrer Einkünfte versetzte er sie, je nachdem er belohnen oder strafen wollte, von einer Provinz in die andre. Nur die Reichsunmittelbaren waren von dieser Maßregel ausgenommen. Hierin hatte ihm Hideyoshi durch die Einteilung der Landesherren in drei Klassen vorgearbeitet: die Kokushu, die mindestens eine Provinz besaßen; die Ryoshu (Besitzherren), die Land besaßen, das ihnen jährlich 100,000 Koku (zu je 1,8 Hektoliter) Reis oder mehr abwarf, und die Joshu (Schloßherren), deren Besitz weniger als 100,000 Koku jährlich eintrug; die Landesherren wurden als Daimio (großer Name, Landesherr) bezeichnet, ein Titel, der indessen rechtlich nur den beiden ersten zustand. Die Kokushu waren die Militärgouverneure Yoritomos, denen nach dem Sturze der Hodjofamilie (um 1333) die frühre Bezeichnung für die Zivilgouverneure wieder beigelegt worden war, ohne daß dadurch an ihrer Stellung dem Kaiser gegenüber etwas geändert worden wäre, es handelte sich damals, als die Regierung während kurzer Zeit dem Kaiser und den Kuge wieder zufiel, nur um ein scheinbares, keinen praktischen Wert besitzendes Entgegenkommen gegen jene.

Zu den drei vorhandnen Klassen schuf Iyeyas' zwei weitre: die Hatamoto und die Gokenin. Die Hatamoto, wahrscheinlich 2000 an der Zahl, hatten verschiedne Stellungen und Einkünfte: einige waren kleine Landesherren mit Grundbesitz, andre erhielten vom Siogun nur ein jährliches Einkommen in Reis; sieben von den erstern waren den Daimios insofern gleichgestellt, als sie abwechselnd in Jedo und auf ihren Besitzungen residieren mußten, während alle andern sich dauernd in Jedo aufzuhalten hatten. Die Gokenin, ungefähr 5000 stark, erhielten ein geringes Einkommen und fanden bei der Besetzung der niedrigern Beamtenstellen im Dienste des Sioguns Verwendung. Auf diese folgten die gewöhnlichen Samurai.

Bei den größern Landesherren bestanden ähnliche Zustände, da auch sie eine Anzahl direkter Lehnsträger unter sich hatten. Im allgemeinen wird für diese die nachstehende Ordnung zutreffen. Zunächst besaßen die Karo, meistens als Minister bezeichnet, wohl immer Land im Gebiet ihrer Herren, denen sie mit Gefolge zum Kriegsdienste verpflichtet waren. Bei einer

Anzahl von Landesherren scheint Jyeyas' die Karos ernannt und in das Gebiet geschickt zu haben, vermutlich um so eine Aufsicht über und, falls erforderlich, einen Druck auf den Landesherrn ausüben zu können. Die Samurai erhielten entweder Land und waren dann angesehner, oder sie bekamen nur Reis. Sie hatten ihren Wohnsitz meist in der Residenz des Fürsten und in der nächsten Umgebung seines Schlosses. Während viele der Landesherren bei ihrer Versetzung in andre Gebiete einen großen Teil ihrer Gefolgschaft mitzunehmen pflegten, fanden sie oft auch an Ort und Stelle zahlreiche Samurai vor, die ihren frühern Herren, die vielleicht abgesetzt, verbannt oder getötet worden waren, nicht hatten folgen können. Aus diesen Leuten (Goshi) wurde dann eine Art von Landmiliz gebildet, in der der älteste Sohn den Namen, Rang und Landbesitz seines Vaters erbte, während die andern Kinder gewöhnliches Volk wurden. Der Goshi durfte mit Genehmigung des Landesherrn Namen, Stellung oder Land verkaufen; geschah dies nur mit einem Teile des letztern, so behielt er Namen und Stellung; verkaufte er aber sein ganzes Besitztum, so verlor er beides. Sie durften Pferde besitzen und reiten und waren oft Leute von Einfluß und Stellung; ihre Diener aber waren gewöhnliche Bauern. Bei der Wiederherstellung der Mikadowürde waren sie die einzigen, die ihren Grundbesitz behielten, da angenommen wurde, daß sie ihn nicht von den Tokugawa erhalten hätten, sondern von alter Zeit her besäßen (vgl. oben, S. 20). Zwischen den Samurai und den gewöhnlichen Bauern standen noch die Kukaku, ebenfalls eine Art niedrigen Landadels, die einen jährlichen Betrag an Reis erhielten, zwei Schwerter trugen, aber nicht reiten durften und an den Grenzen der Residenzstadt oder auf dem Lande wohnten.

Die Bauern bezahlten die Steuern an den Landesherrn, den Karo oder den Samurai, dem ihr Land zugewiesen war; der Karo oder der Samurai hatte dann aber seinerseits für sie keine Abgaben an den Landesherrn zu entrichten. Die Bauern scheinen nicht unbedingt an die Scholle gebunden gewesen zu sein, da sie einerseits bei grober Nachlässigkeit aus ihrem Besitz entfernt werden und anderseits diesen unter gewissen Bedingungen verkaufen konnten; im Kriege dienten sie nur als Arbeiter oder Lastträger. Die Einheit für den Bauern war das Dorf, Mura, das gewöhnlich aus 50 Männern (Familien) bestand, die zehn Verbänden von je fünf angehörten. Die Steuern wurden nicht für den einzelnen ausgeschrieben oder von ihm bezahlt, sondern für das Dorf, dessen Bewohner einer für den anderen haften mußten. Jeder Bauer besaß sein eignes Hausgrundstück und Feld; aber Bergland, d. h. Weide und Hutung, gehörte der Gemeinde, während Wälder und Heide meistens Eigentum der Landesherren waren.

Als Jyeyas' die Regierung übernahm, waren 18 Kokushu vorhanden; im Laufe der Jahre vermehrte er sie um zwei, die Fürsten von Kii und Owari, 32 Ryoshu und 212 Joshu. Er traf aber auch noch eine andre Einteilung der Landesherren. Von den Tosamma, den neben den Fürsten genannten (gewissermaßen den frühern Reichsunmittelbaren), gab es 75. Alle andern wurden als Fudai (lange Zeit höflich oder alte Diener) bezeichnet; sie hatten ihre Besitzungen vom Siogun zum Lehen und konnten oder mußten wohl Regierungsstellungen annehmen. Jyeyas' selbst führte für diese Einteilung an, daß die Gofudai die Landesherren gewesen seien, die schon vor der Einnahme des Schlosses von Osaka, 1603, zu ihm gehalten hätten, während die Tosamma sich ihm erst später unterwarfen.

Wichtiger noch als diese Einteilungen waren die der Landesherren, Hatamoto und Beamten nach den Ratskammern, in denen sie, vom Siogun zusammenberufen, getrennt beratschlagten. Die Namen dieser Ratskammern nach den Namen ihrer Gemächer und ihre Zusammensetzung waren die folgenden: 1) Oroka: 9 Fürsten aus der Familie Tokugawa und der Fürst

von Kaga, der reichſte und mächtigſte der Kokuſhu. 2) Ohiroma: 12 Fürſten aus der Familie Tokugawa und 17 Kokuſhu. 3) Tamarinoma: die 7 vornehmſten Gofudai; davon 6 aus der Familie des Minamoto no Yoritomo und einer, Jkamon no Kami, aus der Familie Fujiwara. 4) Ganaginoma: 75 Toſamma. 6) Tekanoma: 67 Gofudai. 7) Ganoma: 43 Gofudai. 8) Kikunoma: 31 Gofudai. 9) Fudſionoma: die Hatamoto und Beamten vom Range der Bunyo, Gouverneure. 10) Nakanoma: Beamte, denen vom Mikado der Titel Hoii, der ſechſte der Ränge am Kaiſerhofe, verliehen worden war. 11) Kikionoma: niedre Beamten. 12) Takiminoma: niedre Beamten bis zum Range der Kumi yaſſira; Vizegouverneure und Narui, Vizeinſpektoren. Dieſe Kammern wurden bei allen wichtigen Fragen einberufen; ſie ſtimmten abgeſondert und nach Stimmenmehrheit, und die Entſcheidung erfolgte nach dem Ausſpruche der Mehrzahl der Kammern. Indeſſen ſcheint die Regierung beſondern Wert auf die Anſichten der Tamarinoma und der aus den Hatamoto und Beamten zuſammengeſetzten Kammern gelegt zu haben. Die laufenden Geſchäfte wurden durch Ausſchüſſe beſorgt, die aus den in Jedo anweſenden Mitgliedern der einzelnen Kammern beſtanden.

Das Verhältnis zum Kaiſer und zu den Kuge wurde in der Weiſe geregelt, daß ihnen alle Titel und Ehrenrechte belaſſen, Einfluß und Macht aber genommen wurden. Die Einkünfte des kaiſerlichen Hofs und der Kuge wurden auf das äußerſte beſchränkt, der Verkehr mit der Außenwelt faſt ganz verhindert. 137 Kuge mit 5 Titeln zweiten und 27 dritten Ranges hatten eine jährliche Einnahme von etwa 42,500 Koku, während 263 Buke, den Siogun mit einbegriffen, bei 30 Millionen jährlicher Einkünfte nur einen Titel zweiten und vier dritten Ranges beſaßen. Die Einkünfte des kaiſerlichen Hofs wurden 1615 auf 10,000 Koku feſtgeſetzt und allmählich bis auf 120,000 im Jahre 1706 erhöht. 1632 betrugen die jährlichen Einkünfte aller Landesherren 18,7 Millionen Koku, während ſich die des Siogunhauſes aus ſeinem unmittelbaren Beſitz auf 11 Millionen beliefen. Jyeyas' hat es ſich in verſchiednen Kundgebungen, beſonders in den ſogenannten 18 und 100 Geſetzen, von denen die erſtern ſich hauptſächlich auf die Beziehungen des Sioguns zum Kaiſerhofe, die letztern auf die zwiſchen dem Siogun einer- und den Landesherrn, Samurai und Volk anderſeits bezogen, angelegen ſein laſſen, darauf hinzuweiſen, daß den größern Einkommen der Buke auch größre Leiſtungen an den Staat gegenüberſtänden, während die Kuge ihr allerdings geringres Einkommen einſchließlich für ihre perſönlichen Zwecke verwenden könnten. Außerdem waren die Buke nach Maßgabe der Hälfte ihrer Einkünfte zur Stellung von Reitern verpflichtet, und zwar kamen auf je 1000 Koku fünf, ſo daß z. B. ein Landesherr von 200,000 Koku jährlichen Geſamteinkommens im Kriegsfalle 500 Reiter zu ſtellen hatte.

Die Art, wie die thatſächliche Beſeitigung des Kaiſers und der Kuge und die Übertragung der Regierungsgewalt an den Siogun und die Buke von dem Urheber der Maßregel begründet wurde, iſt ebenfalls ſehr bezeichnend für die japaniſche Auffaſſung und die damaligen Zuſtände. „Nach einer alten Lehre des Götterlands (Japan) ſind die Götter die Genien des Himmels und die Kaiſer die der Erde. Die Genien des Himmels und der Erde ſind der Sonne und dem Monde vergleichbar. Und aus demſelben Grunde, aus dem Sonne und Mond ihren Lauf vollziehen, ſoll der Kaiſer ſein erhabnes Herz unverſehrt erhalten. Deshalb wohnt er auch in ſeinem Palaſte wie im Himmel: er heißt ja, den neun Himmeln entſprechend, neunfache Wohnung und hat 12 Thore und 80 Gemächer; ferner ſind ſeine Kennzeichen die zehn Tugenden, und er gebietet über 10,000 Wagen (in China zog der Kaiſer mit 10,000 Streitwagen in den Krieg). Jeden Tag ſoll er zum Himmel flehen, daß er durch

Menſchenfreundlichkeit, Liebe zu den Eltern, Scharfſinn und Sparſamkeit dem Land als Muſter vorherrſche; auch ſoll er in der Pflege der Wiſſenſchaft und Schreibkunſt nicht nachläſſig ſein. Dadurch offenbart ſich die erhabne Tugend des Kaiſers, daß auf den Geſichtern der Unterthanen die Farbe des Kummers nicht erſcheint und überall zwiſchen den vier Mauern Ruhe und Friede herrſcht.“ (18 Geſetze, Nummer 1.) „Nachdem das Amt des Aufſehers der beiden Hofſchulen in Kioto (der unter anderm auch die Etikette am Kaiſerhofe regelte) dem Siogun übertragen worden iſt, ſtehen die drei Shinno (kaiſerlichen Prinzen), die Sekke (die Familien, in denen die höchſten Würdenſtellen erblich waren), die Kuge und Landesherren ſämtlich unter ſeiner Herrſchaft. Er ordnet durch ſeine Befehle alle Leiſtungen an den Staat an und braucht in Angelegenheiten der Regierung nicht die Genehmigung des Kaiſers einzuholen. Wenn das Land zwiſchen den vier Meeren nicht ruhig iſt, ſo trägt der Siogun die Schuld daran.“ (18 Geſetze, Nummer 2.) „In alten Zeiten pflegten die Kaiſer nach verſchiednen Tempeln zu wallfahren, und zwar geſchah dies eigentlich deshalb, damit ſie auf dem Wege die Leiden des Volks kennen lernten. Der Kaiſer hat aber jetzt die Regierung reformiert und den Buke anvertraut. Sollten dieſe die Leiden des Volks nicht kennen, ſo trifft den Siogun die Schuld. Darum ſoll der regierende Kaiſer ſeinen Palaſt nicht mehr verlaſſen, ausgenommen, wenn er ſich zum Beſuche des abgedankten Kaiſers in deſſen Palaſt begibt.“ (18 Geſetze, Nummer 4.) „Mit Minamoto no Yoritomo, der als Hao (Gehilfe des Kaiſers) die Regierung führte, iſt die Herrſchaft über Japan in die Hände der Buke übergegangen. Weil nämlich die Kuge die Regierung läſſig führten und nicht im ſtande waren, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, blieb nichts andres übrig, als daß die Buke vom Kaiſer den Befehl erhielten, die uralte Regierung zu übernehmen. Mit geringen Einkünften aber iſt es unmöglich, das Land zu regieren, das Volk zu ernähren und die öffentlichen Dienſtleiſtungen auszuführen. Die Kuge würden nun ein großes Unrecht begehen, wenn ſie die Buke gering ſchätzen wollten. Dem alten Worte gemäß ‚alles Land unter dem Himmel gehört dem Kaiſer‘ hat der Kaiſer vom Himmel den Auftrag erhalten, das Volk zu ernähren und zu erziehen; deshalb befiehlt er den Beamten und Kriegern für die Ruhe und das Wohl des Lands Sorge zu tragen. Mit dieſem Amte hätten auch die Kuge beauftragt werden können; aber weil dies dem Volke nicht gefällt, hat der Kaiſer es den Buke übertragen. Da, wenn das Land nicht ruhig iſt, die Unterſchiede zwiſchen hoch und niedrig ſchwinden und Aufruhr entſteht, ſo ſollen die Buke ihre Amtspflichten gewiſſenhaft erfüllen.“ (18 Geſetze, Nummer 15.) „Wenn die fünf Feldfrüchte nicht reifen, ſo iſt die Regierung des Tenchi (Himmelsſohns, Kaiſers) ſchlecht; wenn aber in dem Reiche viele Strafen vollzogen werden müſſen, ſo müßt Ihr wiſſen, daß die Kriegerfähigkeit des Sioguns unzureichend iſt. Bei jeder Angelegenheit ſollt Ihr (meine Nachfolger) Euch daher ſelbſt prüfen und nicht läſſig ſein.“ (100 Geſetze, Nummer 89. Vgl. Kempermann in den „Mitteilungen der deutſchen Geſellſchaft für Natur- und Völkerkunde Oſtaſiens“.)

Die ſonſtige Stellung des Sioguns war zu Anfang namentlich den Kokuſhu gegenüber wenig mehr als die eines primus inter pares; erſt allmählich nahm ſie auch hier die eines Herrſchers an. Urſprünglich waren die Kokuſhu von der Regel entbunden geweſen, die die Landesherren verpflichtete, abwechſelnd jedes zweite Jahr in Jedo und das andre in ihrem Gebiete zuzubringen, während ihre Familien überhaupt Jedo nicht verlaſſen durften; aber ſchon unter dem dritten Siogun wurde ihnen auch in dieſer Beziehung dieſelbe Behandlung wie den kleinern Fürſten zu teil. Der einzige Vorzug, den ſie beſaßen, war, daß ſie als Reichsunmittelbare theoretiſch Lehnsträger des Mikados waren und von ihm ihre Beſtallungen

empfingen; doch auch für sie ging der Weg zum Mikado nur über den Siogun, der für die Verleihung der Titel durch den Kaiser an die Landesherren Sorge trug. Jeder direkte Verkehr mit dem Kaiserhofe war den Landesherren streng verboten. Selbst auf den Reisen von ihren Gebieten nach Jedo oder zurück durften sie die Hauptstadt nicht berühren; wenn sie diese und die Umgegend besuchen wollten, bedurften sie dazu einer besondern Erlaubnis des Sioguns, und selbst dann durften sie sich dem Kaiserpalaste nur bis auf eine bestimmte Entfernung nähern. Zu einer ehelichen Verbindung zwischen dem Mitglied einer Bukefamilie mit dem einer Kugefamilie bedurfte es ebenfalls einer ausdrücklichen Genehmigung des Sioguns; und der Fall, daß Redereien über die Zustände am kaiserlichen Hofe vorkämen, war als schweres Verbrechen mit Strafe bedroht.

Auch sonst geschah alles, um die Landesherren in Abhängigkeit zu erhalten. Abgesehen davon, daß bei der Neueinteilung der Gebiete Freunde und frühre Gegner so untergebracht worden waren, daß die erstern die letztern überwachen konnten, lagen die Besitztümer des Sioguns im ganzen Lande zerstreut, so daß er überall mühelos einschreiten konnte. Außerdem befanden sich starke Garnisonen in Kioto und Fushimi sowie in mehreren Plätzen in Suruga; alle Pässe, die nach dem Kwanto führten, waren mit Wachen versehen, und die hauptsächlichsten Handels- und sonstigen Plätze (Osaka, Sakai, Nagasaki; 18 an der Zahl) befanden sich in seinem Besitze. Die frühern, alle 5 oder 7 Jahre vorgenommnen Besichtigungsreisen von Abgesandten des Mikados wurden nunmehr von Beamten des Sioguns vorgenommen; und wo die hohe Stellung der Landesherren, wie bei den Kokushu, solche Überwachung unmöglich machte, betraute man Freunde und mutmaßliche Gegner zur gegenseitigen Überwachung mit denselben Aufgaben: z. B. wurde die Verteidigung der Insel Kiusiu Satzuma und seinem alten Gegner Hizen übergeben, die sich jedes Jahr abzulösen hatten. Außerdem wurde das ganze Land mit einem Netze von Beamten und Spionen des Bak'fu überzogen. Von seiten des Iyeyas' und seiner ersten Nachfolger war daher alles geschehen, um die Landesherren im Zaume zu halten. Dies System ist schließlich weniger äußern Angriffen unterlegen, als weil gerade die, die nach der Annahme seines Schöpfers am meisten zu seiner Unterstützung berufen gewesen wären, es zuerst untergruben und dann stürzten. Das Siogunat fiel, weil es von denen verlassen wurde, die eigentlich das größte Interesse daran hätten haben sollen, es zu erhalten.

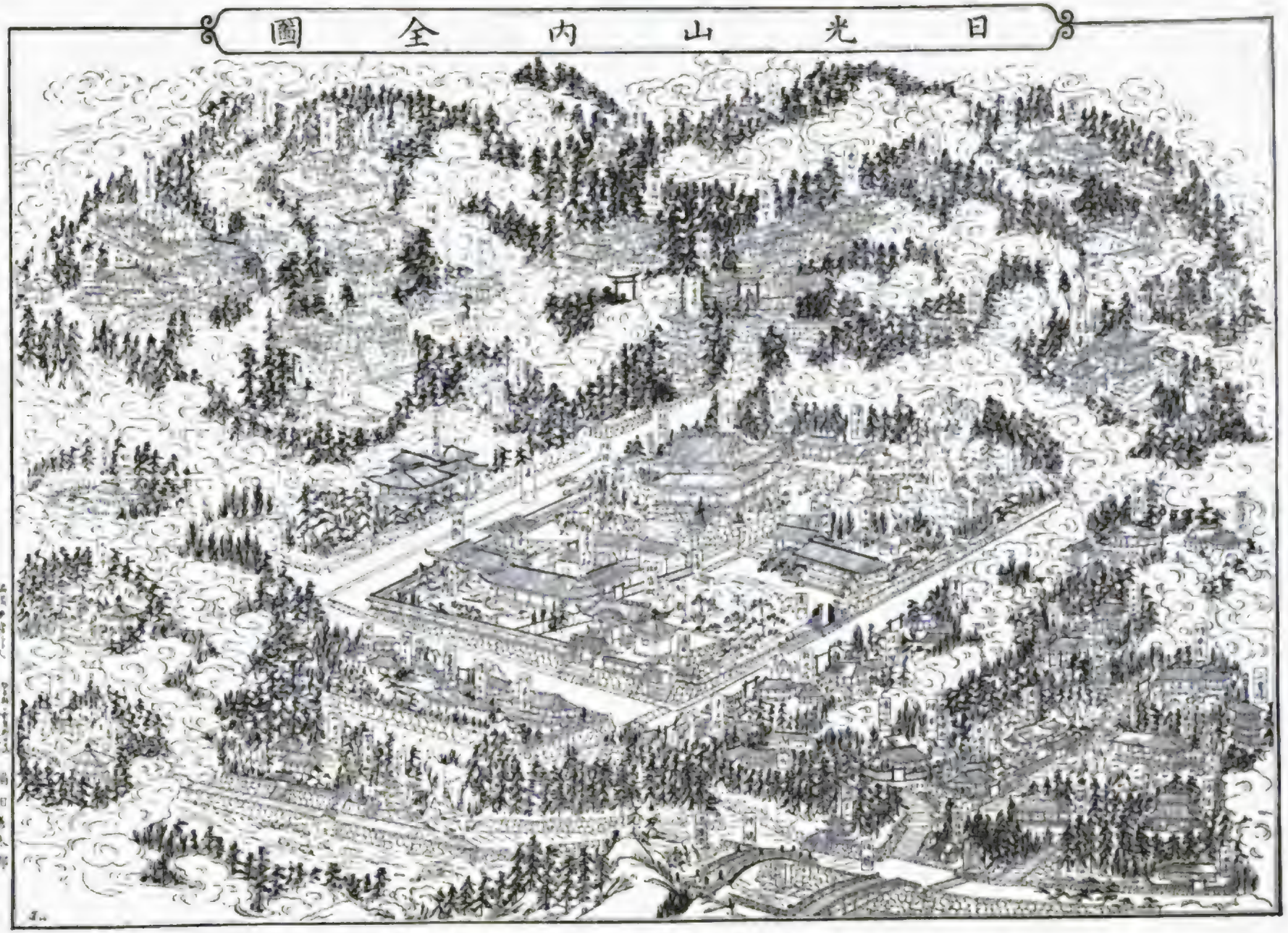
K. Die Tokugawa (1603—1868).

Hatte schon die Regelung der Beziehungen zum Kaiser, den Kuge und den Landesherren dem Gründer der Dynastie Schwierigkeiten bereitet, so scheint das mit der des Familiengrundgesetzes und des Erbfolgerechts in noch höherm Maße der Fall gewesen zu sein. Iyeyas' hinterließ fünf Söhne: die Fürsten von Etzisen, Kii, Owari, Mito und den zweiten, Hidetada, den er schon bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger ernannt und eingesetzt hatte. Er bestimmte, daß die Nachfolge in der direkten Nachkommenschaft Hidetadas stattfinden, und falls dort kein Erbe vorhanden sei, ein solcher aus den Häusern Kii oder Owari gewählt werden solle. Diese Häuser und das Hidetadas wurden als die drei großen Häuser „Gosanke" bezeichnet; später ging diese Benennung auf die Häuser Kii, Owari und Mito über, ohne daß das letztere dadurch nachfolgefähig geworden wäre. Dagegen erhielt der Fürst von Mito das Recht, in gewissen Fällen die Absetzung eines Sioguns, der sein Amt nicht gebührend wahrnähme, zu beantragen oder auszusprechen, während dem Prinzen von Etzisen unter andern Voraussetzungen die Stellung eines Regenten eingeräumt wurde. Der Fürst von Mito war aus diesem Grund auch

der einzige Landesherr, dem das Recht direkten Verkehrs mit dem Kaiser zustand. Warum Etzisen, der älteste Sohn, und Mito, der jüngste, von der Nachfolge ausgeschlossen wurden, ist nicht recht klar; der erstere sei ursprünglich von Hideyoshi adoptiert gewesen und habe damit nach japanischen Begriffen aufgehört, zur Familie seines Vaters zu gehören, während der letztere sich mit der Tochter eines frühern Gegners vermählt habe. Iyeyas' selbst soll seinen Sohn Mito als eine sehr bedeutende, aber äußerst gefährliche Persönlichkeit bezeichnet und ihn mit einem scharfen Schwerte verglichen haben, das unschädlich sei, so lange es sich in der Scheide befinde, aber Schaden bringe, sobald es diese verlassen habe. 250 Jahre später sollte sich die Voraussicht des Gründers der Dynastie bestätigen: jedenfalls hat das Haus Mito zum Sturze des Siogunats wesentlich beigetragen.

War die Nachfolgefrage schon so ziemlich verwickelt gewesen, so wurde sie es noch mehr dadurch, daß, als 1715 die direkte Nachkommenschaft Hidetadas ausstarb, der zum Siogun gewählte Prinz von Kii sich beeilte, seinen zweiten, dritten und vierten Sohn zu Fürsten von Taiassu, Shimidzu und Hitotsubashi zu ernennen und zu bestimmen, daß aus diesen drei Familien, denen er die gemeinsame Bezeichnung „Gosankio" (die drei hohen Herren) gab, im Falle des Aussterbens der direkten Nachkommenschaft seines ersten Sohns der Nachfolger gewählt werden solle. Auch diese Maßregel erwies sich als nachteilig: nun konnte ein jüngrer Sohn des Hauses Mito, der von einem Fürsten von Hitotsubashi adoptiert worden war, zum Siogun gewählt werden; als der letzte der langen Reihe hat er in wenig ehrenvoller Weise die Herrschaft eingebüßt.

Iyeyas' starb zu Sumpu in Suruga am 8. März 1616 und wurde seinem Wunsche gemäß ein Jahr später in Nikko beigesetzt, einem ungefähr 160 km nördlich von Jedo gelegnen, an Naturschönheiten aller Art reichen Waldgebirge, wo sich seit den letzten Jahren des 8. Jahrhunderts je ein von dem heiligen Shodo Shonin errichteter buddhistischer und shintoistischer Tempel befanden. Der Feier wohnten ein Vertreter des Mikados und des Sioguns sowie eine große Anzahl von Kuge, Landesherren und alten Kampfgenossen des Verstorbnen bei, dem bei dieser Gelegenheit vom Mikado besondre Ehrentitel beigelegt wurden. Der Tote wurde zum Sho-ichi-i, To-scho, Dai Gon-gen, d. h. zum Edlen der ersten Klasse des ersten Ranges, Großen Lichte des Ostens, zur großen Inkarnation Buddhas ernannt. Nach dem Tode des frühern Abts und der Amtsniederlegung seines Nachfolgers wurde 1654 der fünfte Sohn des Mikados Go Midzuno unter der Bezeichnung Rinnoji no miya zum Oberpriester von Nikko ernannt. Er und seine Nachfolger, stets Prinzen des kaiserlichen Hauses, residierten für gewöhnlich zu Jedo in dem Tempel von Ueno und besuchten Nikko jährlich dreimal; der letzte dieser Prinzenpriester, der später als Kita Shirakawa no miya in Deutschland seine Erziehung erhielt, wurde während des Bürgerkriegs 1868 von der nördlichen Partei entführt und als Gegenmikado aufgestellt, mußte sich aber bald nachher den siegreichen Südlichen ergeben. Außer Iyeyas' ist nur noch sein zweiter Nachfolger, Iyemitzu (1623 –51; gestorben 1652), in Nikko begraben worden; alle andern Siogune sind zu Jedo, teils in den Tempelgründen von Ueno, teils in denen von Shiba, beigesetzt. Die Tempelanlagen von Nikko (s. die beigeheftete Tafel „Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko in Japan") sind wohl die größten, schönsten und reichsten in Japan, gleich ausgezeichnet durch die künstlerische Vollendung der Bauten und innern Ausschmückung wie durch die landschaftliche Schönheit der Gegend. Auch die zahlreichen Weihgeschenke, die sich in und bei ihnen befinden, und die aus allen Teilen des Lands, zum Teil auch aus Korea, stammen, erhöhen das Interesse des Orts und der Anlagen.



Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko in Japan.

(Nach einem japanischen Holzschnitte.)

Der erste Nachfolger des Jyeyas', Hidetada, trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters und hielt streng an dem von ihm Eingeführten fest. Erst der Enkel des Gründers, Jyemitzu, unbedingt der bedeutendste in der Reihe der 14 Siogune nach Jyeyas', griff mit starker Hand ein, zwang die großen Landesherren, ihn auch äußerlich als über ihnen stehend anzuerkennen, und machte sich und seine Nachfolger zu den wirklichen Herren Japans. Ein Besuch, den er 1623 in Kioto dem Mikado abstattete, war der letzte, den bis zum Jahre 1863 ein Siogun dort gemacht hat. Unter ihm wurden 1641 die Holländer und Chinesen nach Nagasaki, alle andern Fremden aus dem Lande verwiesen und den Japanern verboten, es zu verlassen. Münzen, Maße und Gewichte wurden geregelt, die Aufnahmen der Grenzen begonnen und durchgeführt, Karten und Pläne von den Gebieten und Schlössern der Landesherren angefertigt, deren Stammbäume festgestellt und dabei alle Namen ausgemerzt, mit denen unliebsame politische Erinnerungen oder Ansprüche hätten verbunden werden können. Ferner wurden die beiden Staatsräte, der obere und der untere, eingerichtet. Endlich machte Jyemitzu seine Residenzstadt Jedo nicht nur zur schönsten, sondern auch zur reinlichsten und sichersten Stadt des Reichs, deren Schloß mit seinem dreifachen Gürtel von Mauern und Wassergräben damals für unüberwindlich galt und auch jetzt noch die Bewunderung der Besucher erregt. Jyemitzu war es auch, der zuerst im Verkehre mit dem Auslande, d. h. Korea, aus eigner Machtvollkommenheit für sich den Titel „Taikun" (Großer Herr) einführte.

Von seinen Nachfolgern ist nur Yoshimune (1716—45) zu erwähnen, der letzte direkte Nachkomme des Jyeyas'; er hat viel für die Hebung der Industrie und des Ackerbaus gethan und das Verbot der Zulassung europäischer Bücher beseitigt, solche ausgenommen, die die christliche Religion behandelten. Von den übrigen kann man nur sagen, daß sie sich wenigstens äußerlich im Rahmen der ihnen gestellten Aufgabe hielten, daß ihnen aber der Beamtenschaft gegenüber, die sich immer mehr der Verwaltung bemächtigte, die Selbstthätigkeit ganz verloren ging. Damit trat wenigstens in den Regierungskreisen die Versumpfung ein, die schließlich zum Sturze des Siogunats geführt hat.

Wenn Tokuzo Fukuda in seiner Arbeit über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung Japans die Herrschaft der Tokugawa als die Zeit des unumschränkten Polizeistaats bezeichnet, so trifft dies wohl nur für die zweite Hälfte der Regierung der Siogune zu und auch dann nur insoweit, als sich die Verwaltung bemüht hat, das Bestehende aufrecht zu erhalten und Neuerungen abzuwenden, die der Beamtenschaft in Japan wie überall als gefährliche Bedrohungen des staatlichen Daseins erschienen. Ein vollständiges Stillstehen der Entwicklung hat selbst der härteste Druck stets nur auf kurze Zeit zu erreichen gewußt; auch in Japan hat es unter dem Siogunate weniger einen Stillstand gegeben als einen Kreislauf, bei dem sich die bestehenden Verhältnisse nach der einen oder andern Richtung hin verschoben. Am sichtbarsten ist das bei der Rolle gewesen, die dabei die Städte, vielleicht richtiger die Kaufmannschaft gespielt haben.

Die kraftvolle Regierung der ersten Siogune, besonders des dritten, hatte den Landesherren die Überzeugung gegeben, daß die Dynastie der Tokugawa im stande sei, die Herrschaft dauernd zu behaupten, und daß Angriffe gegen sie auf die Urheber zurückfallen würden; sie hatten aber zugleich aus den Maßnahmen der Siogune, namentlich in betreff des Erbrechts in den großen Familien, die Gewißheit gewonnen, daß deren Fortbestand nicht allein nicht gefährdet, sondern sogar gesicherter als früher sei. Sie konnten sich daher in aller Ruhe der Entfaltung ihrer Gebiete zuwenden. Schlimmer daran waren die gewöhnlichen Samurai

(vgl. oben, S. 20), besonders soweit sie nur einen jährlichen Gehalt in Reis erhielten. Ihr Geschäft war der Krieg; jede andre Beschäftigung war ihnen verboten. Da nun der Gehalt meist unzureichend war, so kam es, daß im Laufe der Zeiten ein großer Teil der Samurai immer tiefer in Schulden geriet, entweder zeitweilig oder ganz die Schwerter ablegen und eine andre Beschäftigung ergreifen mußte oder unter Beibehaltung der Schwerter aus dem Dienst ihrer Landesherren ausschied und zu der Klasse der herrenlosen Samurai, der Lohnine, übertrat, die nicht allein ein Schrecken und eine Gefahr für den ruhigen Bürger, sondern auch für die Regierung wurden. Was die Bauern (vgl. oben, S. 36) betrifft, so war die Stellung derer, die sich im Gebiete des Sioguns befanden, im allgemeinen der der Bauern in den Gebieten der Landesherren vorzuziehen. Während jene mit Milde und Rücksicht behandelt wurden, waren diese fast schutzlos den Erpressungen der fürstlichen Beamten ausgesetzt. Der Besitz des Bauern war durchschnittlich klein: das Mindestmaß betrug ungefähr einen Hektar und wird selten überschritten worden sein; die Wirtschaft war daher meistens eine Gartenwirtschaft.

Fukuda spricht die Ansicht aus, daß die Städte sich aus und an den festen Schlössern der Landesherren entwickelt hätten, weil die Stadtebildung in Japan aus der kriegerischen Zeit nach dem 12. Jahrhundert stamme. Das ist wohl nur in gewissem Sinne zutreffend. Bei einem Jahrtausende alten staatlichen Bestehen müssen sich doch an besonders für den Verkehr geeigneten Punkten größre Ansammlungen von Menschen und Häusern gebildet haben. Selbstverständlich wählten dann die neu entstehenden Landesherren solche Plätze mit Vorliebe zu Mittelpunkten ihrer Macht, ließen sich dort nieder und errichteten dort ihre befestigten Schlösser; natürlich schlossen sich die Bewohner dann enger an das schützende Schloß an, und vielleicht haben sich im Laufe der Zeiten zwei oder drei Dörfer zu einer größern Gemeinde vereinigt. Allerdings haben die Städte in Japan niemals staatliche Selbständigkeit besessen, nicht einmal unabhängige Gemeindewesen gebildet, und ihr Wachstum und ihre Blüte rühren hauptsächlich aus der Zeit nach Iyeyas' her. Jahrhundertelange Kriege sind eben keine günstigen Zeiten für Kaufleute und Handwerker, aus denen sich doch die Bevölkerung der Städte meistens zusammensetzt. Das Kastenwesen, das in Japan herrschte, mußte ebenfalls die Entfaltung des Kaufmannsstands hindern. Der Kriegerstand war der erste; ihm waren, wenn auch nicht rechtlich, doch bis zu einem gewissem Grade thatsächlich die Gelehrten, Ärzte, Künstler, Priester und andre angeschlossen; dann folgten der Ackerbauer, der Handwerker und als letzter der Kaufmann. Unter diesen standen die Unehrlichen (Schauspieler, Gaukler, Tänzerinnen u. s. w.) und die Unreinen (Schinder, Gerber, Scharfrichter u. s. w.).

Je nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte entstanden waren, lagen die Städte entweder im Gebiete der Landesherren, wo ihr Wachstum wesentlich von deren Launen und Ansichten abhing, oder im Gebiete des Sioguns, der es verstanden hatte, sich der wichtigsten Handelsplätze Jedo, Osaka, Kanagawa, Nagasaki, Sakai, Hakodate und Niegata zu bemächtigen. Damit war das Siogunat vor die Aufgabe gestellt, seinem Handel Ausdehnung und dessen Vermittlern Anerkennung zu verschaffen. Schon während der Anwesenheit der Fremden war es das Bestreben der Siogune gewesen, den Vorteil aus dem Verkehre mit jenen möglichst ganz an sich zu ziehen; mit der Verweisung der Holländer und Chinesen nach Nagasaki war dieses Ziel vollständig erreicht worden. Gleichzeitig wurden Einfuhr und Ausfuhr so geregelt, daß sich die Bilanz für Japan möglichst gunstig stellte. Die Preise für die fremden Waren wurden so hoch gestellt, daß nur die reichsten Leute sie kaufen konnten, während die Ausfuhr von allem, was das Land gebrauchte oder zu gebrauchen schien, beschränkt oder ganz untersagt wurde. So wurde

1752 die schon früher wiederholt beschränkte Ausfuhr von Gold durchaus verboten; 1685 wurde die Ausfuhr von Silber, das zur Deckung der Wareneinfuhr diente, auf 2000 Pfund, 1790 auf 500 Pfund herabgesetzt; 1685 die Ausfuhr von Kupfer auf 2000 Pikuls (ungefähr 1000 kg) beschränkt. Von 1715 an durften nur zwei, seit 1790 nur ein holländisches Schiff nach Japan kommen. Der Verkehr mit den Chinesen wurde in ähnlicher Weise beschränkt.

Dagegen wurde dem Binnenhandel möglichst große Aufmerksamkeit und Förderung zu teil, besonders seitdem (1694) in Osaka und Jedo Gilden (Kumiai), zuerst je 10, entstanden waren, die sich in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts auf einige 20 an beiden Plätzen vermehrt hatten. Sie waren freie Vereinigungen, die kaufmännische Geschäfte und Reederei betrieben und ihren Hauptverdienst in dem Verkaufe des in den Gebieten der Landesherren Erzeugten gefunden zu haben scheinen. Es war daher ein besonders harter Schlag für sie, als in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Landesherren die Erlaubnis verlangten und erhielten, ihre Erzeugnisse an den größern Handelsplätzen durch eigne Händler verkaufen zu lassen. Vielleicht hat diese Maßregel die Regierung veranlaßt, 1813 die Gilden auf andrer Grundlage wiederherzustellen. Sie wurden jetzt kaufmännische und gewerbliche Zwangsgilden, deren Anzahl und Mitgliederzahl gesetzlich festgesetzt wurde, die keine neuen Mitglieder aufnehmen, sondern bei dem Ausscheiden einzelner nur deren Blutsverwandte zulassen durften, und die das Monopol des Handels mit den von ihnen vertriebnen Artikeln erhielten. 1841 wurde diese Einrichtung ob vieler Klagen über die dadurch veranlaßte Verteurung der Preise aufgehoben, 1851 aber wieder eingeführt, voraussichtlich, weil die Regierung der durch die Gilden geübten Überwachung nicht entbehren zu können glaubte.

Im übrigen blieben die Verhältnisse unter der Herrschaft der Tokugawa dieselben, wie sie vorher gewesen waren. Der Ahnendienst, die väterliche Gewalt in der Familie, die Verantwortlichkeit des Familienhaupts für die Handlungen der Familienmitglieder, die Erbschaftsordnung, die dem ältesten Sohn eine ungewöhnlich bevorzugte Stellung gab, die Erblichkeit der meisten Stellungen im Dienste des Siogunats wie der Landesherren, die von der Sitte auferlegte Verpflichtung des Sohns, der Nachfolger des Vaters auch in seinem Geschäft oder Handwerk zu werden, und die außerordentlich große Schwierigkeit, aus einem Stand in den andern überzutreten, mußten jeder freien Entwicklung des Einzelnen und damit jedem Fortschritte der Allgemeinheit hemmend in den Weg treten.

L. Der Sturz des Siogunats.

a) Die letzten Tokugawa-Siogune.

Nach dem Übergange des Siogunats an die Tokugawafamilie begann sich in deren Schoße sehr bald eine gewisse Gegnerschaft gegen die Anmaßung geltend zu machen, die den Mikado seiner Rechte beraubt hatte. Sie war und blieb für lange Zeit ausschließlich litterarisch und fand ihre hauptsächlichsten Vertreter und Beschützer unter den Fürsten des Hauses Mito. Die älteste Geschichte dieses Hauses bietet ein gutes Beispiel für die Art, wie die Geschicke der landesherrlichen Häuser während der Zeitalter wechselten, die der endgiltigen Beruhigung des Reichs vorhergingen. Nachdem seit dem 10. Jahrhundert Abkömmlinge der Tairafamilie in der Gegend des spätern Fürstentums geherrscht hatten, wurden sie 1427 durch Yedo Michifusa besiegt; dieser führte zuerst den Namen Mito ein. Im Jahre 1590 wurden die Yedo durch die Satake vertrieben; von diesen wurde Yoshinobu, der sich auf die Seite Hideyoris gestellt hatte,

von Iyeyas' 1602 nach Akita verſetzt. An ſeiner Stelle wurde zuerſt der fünfte, nach deſſen auf der Reiſe nach Mito erfolgtem Tode der zehnte und, nachdem dieſer 1609 nach Suruga verſetzt worden war (um zehn Jahre ſpäter Fürſt von Kii zu werden), der elfte, 1603 geborne Sohn des Iyeyas', Yorifuſa, zum Fürſten von Mito ernannt (vgl. oben, S. 39).

Yorifuſa ſtarb 1661, und ſein zweiter Sohn, Mitſukuni, wurde ſein Nachfolger. Dieſer verſammelte Gelehrte um ſich, darunter angeblich eine Anzahl von Chineſen, die vor den Mandjus nach Japan geflohen waren, und gab mit ihrer Hilfe neben anderm das „Dainihonſhi" heraus (die Geſchichte von Groß-Japan von Djimmu Tenno bis 1393, in 240 Büchern), das noch heute als das maßgebende Werk für die Geſchichte Japans angeſehen wird, und das „Reigiruiten" (über die Zeremonien am Kaiſerhofe, in 510 Büchern). Dieſe Arbeiten und eine große Sammlung chineſiſcher und japaniſcher Bücher, die der Fürſt bis zu ſeinem Tode (1700) zuſammenbrachte, trugen viel dazu bei, die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf die älteſte Geſchichte Japans zu lenken, ſo daß Mitſukuni mit Recht als der Vater und Urheber der Bewegung angeſehen werden darf, die, gemeinhin als die Wiedererweckung der reinen Shintolehre bezeichnet, unzweifelhaft die Wiederherſtellung der Mikadowürde wirkſam vorbereitet hat. Die Männer, die nach dieſer Richtung hin am meiſten gewirkt haben, waren Kada (geſtorben 1736), Mabuſhi (geſtorben 1769) und Motoori (geſtorben 1801); der letzte hat das Kojikiden, d. h. Erklärungen zum Kojiki, herausgegeben, die das größte Aufſehen nicht nur unter den Gelehrten, ſondern auch beſonders unter den Landesherren erregten. Auch das „Dainihonſhi" wurde von den Fürſten von Mito fortgeſetzt und 1851 gedruckt, nachdem es lange handſchriftlich in Umlauf geweſen war. Die Nachfolger Mitſukunis waren, wie er, Beſchützer der Litteratur und gute, ſparſame Verwalter ihres Lands, ſo daß die Fürſten von Mito im Gegenſatze zu den Siogunen ſich den Ruf vortrefflicher Herrſcher gewannen. 1829 wurde Nariaki, der Bruder ſeines Vorgängers Narinaga, Fürſt; er war berufen, eine ausſchlaggebende Rolle in dem Kampfe gegen das Siogunat zu ſpielen.

Die Verarmung der Samurai, die büreaukratiſche Verſumpfung der Regierung der Siogune, die weitre Verbreitung der Kenntnis ausländiſcher Gedanken und das mit der Abnahme der Macht der Siogune wieder erwachende Streben der Landesherren nach größrer oder gänzlicher Unabhängigkeit fanden ihren Ausdruck in Machenſchaften am Kaiſerhofe wie an dem der Siogune. Außerdem wurde die Lage geſpannter, ſeitdem durch das wiederholte Erſcheinen fremder Schiffe an den japaniſchen Küſten (zuerſt 1792 ein ruſſiſches Geſchwader vor Jeſo) die Beſorgnis vor einem feindlichen Angriffe wuchs. Als 1842 die Regierung des Sioguns wegen ähnlicher Befürchtungen die Landesherren aufforderte, für die Befeſtigung der Küſten Sorge zu tragen, ſtieß ſie auf wenig Entgegenkommen, dagegen überall auf Klagen über Geldmangel und Unterſtützungsgeſuche.

b) Die Eröffnung Japans.

In Mito war es einige Jahre nach der Ernennung Nariakis zu Zuſammenſtößen zwiſchen den politiſchen Schulen (Sekten) des Lands gekommen, von denen die eine für den Mikado, die andere für den Siogun war, während die dritte, die der (ſchwankenden) Weiden, ſich neutral verhielt. Die Unruhen führten zu offnem Aufſtande gegen die Regierung des Sioguns, der zwar verhältnismäßig leicht unterdrückt wurde, aber doch nach ſo langer Ruhe als ein ſehr bedenkliches Anzeichen angeſehen werden mußte: die Gegenſätze, die in Mito vorhanden waren, beſtanden in allen Fürſtentümern. In dieſe Zeit der Gärung fiel 1853 die

Ankunft des Kommodore Mathew Calbraith Perry, der im Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Eröffnung Japans forderte. Während der Erörterungen, die sein Erscheinen im Schoße der Regierung, wie unter den Landesherren, veranlaßte, starb der Siogun Iyeyoſi, angeblich ermordet. Mit ihm verlor das Reich einen thatkräftigen und klugen Fürſten, den der erbliche Regent, Ikamon no kami, der die Zügel der Regierung für den unmündigen Iyeſada ergriff, nicht zu erſetzen vermochte. Da Ikamon, der vornehmſte der Gofudai Daimios, entſchloſſen war, die alte Siogunatsverfaſſung aufrecht zu erhalten, und den alten innern Gegnern keinen äußern Feind geſellen durfte, ſchloß er am 31. März 1854 mit Kommodore Perry den Vertrag von Kanagawa, der die Häfen Simoda und Hakodate den Nordamerikanern öffnete.

Damit aber gab er dem Mikado und deſſen Anhängern ein gemeinſames Feldgeſchrei: „Joi“ („Fort mit den Fremden“), das in Wirklichkeit allerdings mehr gegen das Siogunat als gegen jene gerichtet war. Während neue Verhandlungen mit dem Miniſterreſidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Townsend Harris, über den Abſchluß eines weitern Vertrags ſchwebten, ſtarb 1859 der junge Siogun, angeblich ebenfalls, und zwar auf Betreiben des Fürſten von Mito, ermordet. Diesmal hätte eine Veranlaſſung dazu vorgelegen: nach dem Reichsgeſetze hätte nun einer der drei Gofankio zum Siogun gewählt werden müſſen, und der Fürſt von Hitutzbaſhi war ein Sohn Nariakis. Aber Ikamon zeigte ſich noch einmal als der ſtärkre und wußte die Wahl des 12jährigen Fürſten von Kii durchzuſetzen. Der Fürſt von Mito wurde zu ſtrenger Einſchließung in ſeinen Palaſt verurteilt, und die Fürſten, die auf ſeiner Seite zu ſtehen ſchienen, teils zur Abdankung genötigt, teils mit Gefängnis beſtraft. Der Regent ſchien allen Widerſtand gebrochen zu haben. Aber im März 1860 wurde er durch Lohnine von Mito angegriffen und ermordet. Seinen Nachfolger in der Leitung der Geſchäfte, Ando Tſuſima no kami, traf ein ähnliches Schickſal: er wurde ein Jahr ſpäter ebenfalls angegriffen, entkam ſchwer verwundet, legte aber bald darauf ſein Amt nieder.

Inzwiſchen waren 1858 Verträge, durch die Kanagawa, Nagaſaki und Hakodate dem fremden Handel geöffnet, die Eröffnung weitrer Häfen in Ausſicht genommen, diplomatiſche Vertreter in Jedo, Konſuln in den geöffneten Häfen zugelaſſen und die fremden Unterthanen der Gerichtsbarkeit ihrer Konſuln unterſtellt wurden, mit Nordamerika, England, Frankreich, Rußland und Portugal, 1861 mit Preußen abgeſchloſſen und damit dem Mikado und den Landesherren neue Gründe zur Unzufriedenheit mit dem Siogun wie zu Feindſeligkeiten gegen die Fremden gegeben worden. Die durch den ſich ſchnell entwickelnden Ausfuhrhandel veranlaßte Steigerung der Preiſe aller Artikel erregte unter den Samurai große Aufregung und gab den Anſtoß zu der Ermordung einer Anzahl von Fremden. Ein ruſſiſcher Verſuch, ſich 1861 der Tſuſima-Inſeln zu bemächtigen, trug, obgleich Englands Einſpruch die Ruſſen zum Aufgeben der Inſeln zwang, dazu bei, das Feuer zu ſchüren. Am 5. Juli 1861 wurde die engliſche Geſandtſchaft in Jedo von einer Bande von Lohninen angegriffen. Der engliſche Geſandte Rutherford Alcock konnte die verlangte Genugthuung nicht erlangen; zugleich erklärte die Regierung des Sioguns, daß die Stimmung im Land es ihr nicht erlaube, an die Öffnung der andern in Ausſicht genommnen Plätze zu gehen. Alcock kehrte nach England zurück, gefolgt von einer japaniſchen Geſandtſchaft; aber die japaniſche Regierung ſah ſich nicht im ſtande, die Bedingungen zu erfüllen, die von engliſcher Seite an die Gewährung der erbetnen Friſt zur Ausführung der eingegangnen Vertragsverpflichtungen geknüpft worden waren. Inzwiſchen hatte am 26. Juni 1862 in der engliſchen Geſandtſchaft ein zweiter Angriff von

Leuten ihrer japanischen Schutzwache auf die Posten der englischen Seesoldatenwache stattgefunden; und am 14. September 1862 waren einige Engländer auf dem Tokaido von Leuten aus der Begleitung Shimadzu Saburos, des Vaters des Prinzen von Satzuma, angegriffen, verwundet und einer (Richardson) ermordet worden.

Während diese Vorgänge in und bei Jedo stattfanden, waren die Gegner des Sioguns in Kioto nicht müßig gewesen; große Scharen herrenloser Samurai hatten sich dort zusammengefunden, angeblich um den Mikado zu schützen und etwas gegen die Fremden zu unternehmen; den Landesherren von Satzuma, Choshiu (Nagato, Familie Mori) und Tosa, die sich dorthin begeben hatten, wurde vom Mikado die Leitung der Bewegung gegen seine Gegner übertragen. Das Zusammenwirken dieser drei Fürsten, das in den nächsten Jahren eine große Rolle spielen sollte, wurde von den Japanern nach den Anfangssilben der drei Namen als „Sat-cho-to" bezeichnet. Der alte Nariaki war im September 1861 gestorben; doch der Mikado fand bei den vorgenannten Fürsten und dem von Etzisen eifrige Unterstützung für alle seine Pläne. Am 1. Januar 1863 wurde die auf dem Gotenyama in Jedo neu errichtete englische Gesandtschaft durch Lohnine niedergebrannt, weil der Mikado verboten hatte, daß sie den Engländern ausgehändigt werde und diese sich weigerten, ihr Recht auf den Platz aufzugeben. Unterdes hatten die Verhandlungen über die England für die Ermordung Richardsons und den zweiten Angriff auf die Gesandtschaft zu gewährende Genugthuung ihren Fortgang genommen. Die japanischen Behörden hatten dadurch, daß sie im Mai einen Auszug der gesamten japanischen Bevölkerung aus Yokohama anordneten oder erlaubten, versucht, einen Druck auf den englischen Geschäftsträger, Oberst Edward Saint-John Neale, und die andern Fremden auszuüben, und erst, nachdem dieser und andre Winkelzüge mißlungen waren, sich am 24. Juni zur Zahlung der geforderten Entschädigung entschlossen. Am folgenden Tage hatten sie aber auf Befehl des Mikados die Schließung Yokohamas verlangt, eine Forderung, die trotz der ablehnenden Haltung der fremden Vertreter am 25. Oktober erneuert wurde. Für dieses merkwürdige Vorgehen hatte die japanische Regierung insofern eine Entschuldigung, als in dem Schreiben des Präsidenten Millard Fillmore (1850—53), das Kommodore Perry überbracht hatte, die Eröffnung Japans ausdrücklich als ein Versuch bezeichnet worden war: eine Erklärung, die der Unterhändler des Vertrags von 1858 wiederholt hatte.

Am 30. September 1863 machten die in Kioto befindlichen Choshiuleute den — von den Truppen des Sioguns blutlos vereitelten — Versuch, sich der Person des Mikados zu bemächtigen, räumten die Stadt und zogen sich mit den sieben Kuge, die sich an der Sache beteiligt hatten, in das Gebiet ihres Herrn zurück; zwei der Kuge, Iwakura und Sawa, sind nach der Wiederherstellung des Mikadotums als Ministerpräsident und als Minister der auswärtigen Angelegenheiten wichtig geworden. Wenige Tage vor diesem Vorgang eröffneten die Batterien des Fürsten von Choshiu in der Straße von Simonoseki das Feuer auf einen dort vor Anker liegenden amerikanischen Handelsdampfer und 14 Tage später auf einen französischen Aviso Kienchan und die niederländische Korvette Medusa, die vorüberfuhren: der Fürst versuchte so dem Befehle des Mikados, die Fremden zu vertreiben, nachzukommen. Eine amerikanische und eine französische Flottenbewegung zerstörten zwar einige Schiffe und Batterien des Fürsten, waren aber nicht im stande, die Straße dem Verkehre wieder zu eröffnen. Die Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande traten daher am 25. Juli 1863 in Yokohama zusammen. Daraufhin begab sich Oberst Neale mit dem englischen Geschwader nach Kagoshima, um dort von dem Landesherrn Genugthuung für den

von seinen Leuten verübten Mord Richardsons zu verlangen. Die Weigerung führte am 15. August zur Beschießung von Kagosima, die, wenn auch kein militärischer Erfolg, doch den maßgebenden Persönlichkeiten in Satzuma die Überzeugung von der Notwendigkeit gab, sich mit England zu verständigen. Am 11. Dezember 1863 bezahlten Abgesandte des Fürsten in Yokohama die geforderte Entschädigung. Versuche der französischen Regierung, die Eröffnung der Straße von Simonoseki durch ein Abkommen mit einer zu andern Zwecken an sie abgeschickten japanischen Gesandtschaft herbeizuführen, schlugen fehl; ebenso vergeblich waren die persönlichen Bemühungen von zwei jungen, aus Europa zurückgeeilten Choshiuleuten, Ito und Inouye, beide berufen, später eine große Rolle in Japan zu spielen (vgl. die Übersicht der letzten Ministerien auf der Beilage zu S. 52). In den ersten Tagen des Septembers 1864 zerstörte endlich ein vereinigtes Geschwader der vier Mächte die Befestigungen in der Straße und zwang den Fürsten, sich den Forderungen der Fremden zu unterwerfen.

c) Der Sturz des Siogunats.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen, die trotz der europäischen Beteiligung nur Glieder in der Kette der Kämpfe der westlichen und südlichen Fürsten gegen den Siogun waren, entwickelten sich die Dinge in Kioto weiter. Am 20. August versuchten die wieder in die Nähe der Stadt gerückten Choshiuleute aufs neue, sich der Person des Mikados zu bemächtigen; es kam zum Kampf in den Straßen der Stadt, wobei diese zum großen Teil in Flammen aufging. Aber den Truppen der Sioguns, denen sich die über das eigenmächtige Vorgehen Choshius entrüsteten Satzumaner angeschlossen hatten, gelang es, den Angriff abzuschlagen. Wer von den Angreifern nicht gefallen war, beging Harakiri; der Fürst von Choshiu wurde als Empörer in den Bann gethan und die Fürsten des Reichs gegen ihn aufgeboten. Die Verhältnisse hatten sich also günstig für den Siogun gestaltet; doch es fehlte ihm an Geld, Mannschaften, Entschlossenheit und vor allen Dingen in seiner Partei und Familie an Treue und Einigkeit. Mito, Kii, Owari und Etzisen waren zum mindesten lau, und nur bei den nördlichen Fürsten konnte der Siogun auf thatkräftige Unterstützung rechnen. So entwickelte sich der Streit immer mehr zu einem solchen zwischen Süden und Westen einerseits, Osten und Norden anderseits; es wiederholte sich (vgl. S. 33) der Daseinskampf zwischen den beiden Reichsteilen, in dem bis dahin stets der nördliche den Sieg davongetragen hatte.

Der Widerstand des Mikados gegen die Anwesenheit der Fremden und die ihnen in den Verträgen gemachten Zugeständnisse waren bisher die Hauptschwierigkeit gewesen, der die Europäer in ihren Beziehungen zum Lande begegneten; die Anerkennung der Verträge durch den Mikado erschien also als eine politische Notwendigkeit. Dieser Erfolg wurde durch ein gemeinsames Vorgehen im November 1866 erreicht, ohne daß dadurch die Stimmung im Lande gegen die Fremden wesentlich verbessert worden wäre. Im September 1866, bald nachdem den Truppen des Sioguns von denen Choshius eine empfindliche Niederlage zugefügt worden war, war der Siogun Iyemochi gestorben, und im Januar des folgenden Jahrs starb der Mikado Komei; jenem folgte Hitotsubashi, diesem der noch jetzt regierende Mikado Mutzuhito. Der Wechsel der Persönlichkeiten brachte indessen keine Veränderung in der politischen Lage mit sich: die Gegensätze platzten vielmehr immer schärfer aufeinander. Zwischen Satzuma und Choshiu kam es, besonders durch Vermittlung des als Nationalhelden gepriesnen ältern Saigo, zu einer Verständigung, die ihrerseits zu immer schärferm Druck auf den schwachen und unentschloßnen Hitotsubashi führte. Am 16. November 1867 legte dieser endlich sein Amt als Siogun

nieder, soweit die innern Verhältnisse in Frage kamen, behielt sich aber die Leitung der Äußern vor und verlangte, daß die ganze Frage einer einzuberufenden Versammlung der Landesherren vorgelegt werde. Seine Gegner wollten indessen davon nichts hören und bemächtigten sich am 3. Januar 1868 der Person des Mikados. Der Siogun, der sich bis dahin in Kioto aufgehalten hatte, verließ die Hauptstadt, begab sich nach Osaka und unternahm Ende Januar 1869 einen Vorstoß auf Kioto; am 30. bei Fushimi, teilweise durch Verrat, besiegt, floh er zuerst auf ein amerikanisches Kriegsschiff auf der Reede von Osaka und von dort an Bord eines japanischen nach Jedo. Zum Empörer erklärt, *unterwarf er sich* ohne Schwertstreich den auf Jedo vordringenden Truppen des Mikados. Sein Leben wurde geschont, aber der Tokugawa-Clan fast aller seiner Einkünfte beraubt und auf das Gebiet um Sumpu beschränkt.

Was sich von Tokugawa-Leuten und solchen der *nördlichen* Daimios in Jedo befand, wurde am 4. Juli bei der Erstürmung von Uyeno besiegt; der dort residierende kaiserliche Prinz wurde aber nach dem Norden entführt und von den dortigen Fürsten als eine Art von Gegenmikado aufgestellt. Am 6. November war auch hier der *Widerstand* mit der Einnahme des Schlosses von Wakamatz, der Residenz des Fürsten von Aidzu, *gebrochen*. Unentschlossen hatte sich die *Flotte* des Sioguns weder an den Kämpfen beteiligt, noch sich dem Mikado unterworfen. Am 4. Oktober verließ sie mit einigen Landtruppen die Bai von Jedo und begab sich unter Führung des Admirals Enomoto nach Jeso; die hauptsächlichsten Plätze im Süden der Insel wurden schnell erobert und eine Republik ausgerufen. Es dauerte ziemlich lange, bis sich die Streitkräfte des Mikados gegen Jeso in Bewegung setzten; doch nach einigen Gefechten *übergab* Enomoto am 26. Juni 1869 das letzte Bollwerk der Verteidiger, das Fort von Kamida bei Hakodate, den Truppen des Mikados. Auch sein Leben wurde geschont.

So fiel, wenig ehrenvoll und fast ohne Widerstand, die Dynastie der Tokugawa-Siogune, die während eines Vierteljahrtausends dem Lande Ruhe und Frieden gegeben hatte. Sie ging an der eignen Schwäche und Erbärmlichkeit zu Grunde, wie daran, daß sie von denen verlassen wurde, die — zum eignen Vorteile — die Pflicht gehabt hätten, sie zu stützen. Ihr und ihren Anhängern fehlte die Entschlossenheit, die ihre Gegner, die Fürsten des Südens und Westens, auszeichnete. Wie in allen frühern Kämpfen auf Japan blieb die Partei Sieger, der es gelungen war, sich der Person des Mikados zu bemächtigen. Jedenfalls ist es eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte, daß der moralische Einfluß eines Herrschergeschlechts, das seit 700 Jahren keine eigne Macht besessen hatte, und dessen Häupter seit 250 Jahren thatsächlich von jedem Verkehre mit der Außenwelt abgeschnitten gewesen waren, einen so wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung ausüben konnte. Thatsächlich hatte mehr der *Südwesten über den Nordosten* als der Mikado über den Siogun *gesiegt*.

M. Die neue Zeit.

a) Die Wiederherstellung des Mikadotums.

Die Erhebung gegen das Siogunat war mit dem Rufe: „Weg mit den Fremden!“ begonnen worden; sicherlich entsprach dieser Ruf dem Wunsche der Mehrzahl derer, die an der Bewegung teilnahmen. Der Zufall wollte es, daß gleich zu Beginn die Fremden durch Angriffe in Mitleidenschaft gezogen wurden. Am 4. Februar feuerte eine Anzahl durch Kobe marschierender Bizenleute auf die dem Schauspiele zusehenden Fremden, am 8. März wurden elf französische Kriegsschiffsmatrosen in Sakai verräterisch von Tosaleuten ermordet, und am 22. März griffen zwei

zu der Leibwache des Mikados gehörige Soldaten den englischen Gesandten mit seinem Gefolge auf dem Wege zur Audienz an. Diese Vorfälle hatten ein doppeltes Ergebnis: sie zwangen die fremden Vertreter, die vielleicht nicht alle derselben Ansicht gewesen waren, sich zu gemeinsamer Abwehr zusammenzuschließen, und nötigten die Ratgeber des Mikados vor und hinter den Kulissen, Farbe zu bekennen. Zur Ehre der letztern muß es gesagt sein, daß die meisten sich nicht scheuten, für gute Beziehungen zu den Fremden und die Annahme westlicher Zivilisation nicht allein ihre Beliebtheit, sondern sogar ihre persönliche Sicherheit einzusetzen. Wie in den vorhergehenden Jahren Fremde das Ziel der Angriffe von Unzufriednen gewesen waren, so wurden dies nun die Ratgeber des Mikados: mehr als einer hat mit dem Tod oder mit schweren Wunden für das gebüßt, was die Anhänger der Joipartei als einen Verrat am Vaterland ansahen. Die Aufgabe der Ratgeber des Mikados war in der That schwer. Ihr erster Schritt war gewesen, die (Taikwa-) Konstitution des Jahres 786 n. Chr. (vgl. S. 17) wieder einzuführen. Bald danach, Anfang April 1868, leistete der Mikado in Gegenwart seines ganzen Hofs einen feierlichen Eid, daß eine beratende Versammlung einberufen werden solle; wenige Tage darauf nahm er in Osaka eine Besichtigung der Truppen und der Flotte vor, und am 5. Januar 1869 empfing er zu Jedo die fremden Vertreter.

Trotzdem mit dieser Herausreißung des Mikados aus der alten Abgeschlossenheit ein ungeheurer Schritt vorwärts geschehen war, blieb die Lage sowohl im Innern wie nach außen gespannt und gefährlich. Bereits 1867 war auf Anordnung von Kioto aus durch die Regierung des Sioguns eine Verfolgung eingeborner Christen in der Umgegend von Nagasaki, verborgen gebliebnen Überbleibseln der alten Christengemeinden, eingeleitet worden; diese wurde in verstärktem Maß aufgenommen, nachdem der Mikado wieder zur Regierung gekommen war, und es bedurfte langer Bemühungen der fremden Vertreter, bis es 1873 gelang, die Aufhebung der alten Verbote gegen das Christentum herbeizuführen. Noch schwieriger gestalteten sich die Beziehungen der Regierung zu den Reaktionären im Lande. Die kaiserliche Leibgarde (Shimpei) weigerte sich, als sich Mutzuhito von Kioto wieder nach Jedo, das nun in Tokio (östliche Hauptstadt) umgetauft worden war, begeben wollte, in der alten Hauptstadt zurückzubleiben: sie begleitete den Mikado nach Tokio, wo ihre Anwesenheit bald zu fremden- und fortschrittfeindlichen Auftritten Veranlassung gab; nur mit vieler Mühe gelang es der Regierung, sie wieder aus Tokio zu entfernen, aber nicht, ohne daß der Kriegsminister, der den Rückmarsch leitete, unterwegs von seinen eignen Leuten als fremdenfreundlich ermordet worden wäre. Auch in den Versammlungen von Abgeordneten der Samurai-Klasse, von denen die erste im April 1869, eine zweite im Juni 1870 zusammentrat, fand die Regierung keine Unterstützung: sie erwiesen sich vielmehr als unerfahren und jedem Fortschritt abgeneigt.

Dennoch schritt das Reformwerk vorwärts und zwar in einer Weise, wie es die meisten der Urheber und Teilnehmer an der gegen den Siogun gerichteten Bewegung wohl kaum erwartet haben mochten. Im März 1869 richteten die Fürsten von Satzuma, Choshiu, Tosa und Hizen, die Häupter des südwestlichen Bunds, an den Mikado eine Eingabe, worin sie ihm ihre Gebiete und Unterthanen zur Verfügung stellten. Das Anerbieten wurde angenommen, nachdem sich ihm die Mehrzahl der andern Landesherren nach einigem Zögern angeschlossen hatte; die Landesherren wurden zuerst zu kaiserlichen Statthaltern ihrer Gebiete (Han) ernannt, im August 1871 aber ihrer Ämter enthoben und mit ihren Familien nach Jedo berufen. Gleichzeitig erfolgte die Einteilung des Lands in Provinzen (Kin), die kaiserlichen Präfekten unterstellt wurden. Den Landesherren war schon bei ihrer Ernennung zu Gouverneuren der größte

Teil ihres Einkommens für Verwaltungszwecke genommen worden; jetzt wurden die Beträge festgestellt, womit ihre frühern Einkünfte und die der Samurai abgelöst werden sollten. Den letztern (nach der Zählung von 1872 bei einer Gesamtbevölkerung von etwas über 33 Millionen: 634,761 Männern und etwas mehr Frauen) wurden die erblichen Einkünfte mit dem sechsfachen, die zeitweiligen mit dem vierfachen Betrage kapitalisiert und teils in bar, teils in achtprozentigen Obligationen ausgezahlt; trotzdem daß später notgedrungen etwas vorteilhaftere Bedingungen gestellt wurden, sind die meisten Samurai dadurch finanziell ruiniert worden. Mit dem Aufhören der Landeshoheit der Fürsten verschwanden selbstverständlich auch die persönlichen Beziehungen, die zwischen ihnen und ihrer Gefolgschaft bestanden hatten; den Samurai wurde gestattet, die Schwerter abzulegen und jede beliebige Beschäftigung zu ergreifen. Gleichzeitig wurden die Unterschiede aufgehoben, die bisher zwischen den verschiednen Klassen der Bevölkerung (Unehrliche und Unreine einbegriffen) bestanden hatten, und ein neuer Adel geschaffen, der aber nur Ehrenrechte bekam. Der Besitz der Bauern wurde persönliches Eigentum, die bisher gesetzlich vorgeschriebne Fruchtfolge 1871 aufgehoben. 1872 wurde der Verkauf des Grundeigentums und 1875 seine Teilbarkeit erlaubt. Für den Kaufmann und den Handwerker wurde dem Namen nach der Gildenzwang aufgehoben, Handel und Gewerbe für alle freigegeben. Auch die Haftpflicht des Familienhaupts und der Familienglieder untereinander wurde abgeschafft; mit den Pflichten des Familienhaupts kamen natürlich auch viele Rechte in Wegfall.

Daß so tiefgehende Änderungen nicht ohne vielfache Reibungen und Mißstimmungen durchgeführt werden konnten, war selbstverständlich. An Stelle der Regierung des Sioguns war in Wirklichkeit nicht die des Mikados getreten, der fortfuhr, ein allgemein verehrtes Symbol der Herrschaft zu bleiben, sondern die der südwestlichen Fürsten oder vielmehr ihrer Hintermänner. Die neue Regierung wurde sehr bald eine Clanregierung: an ihrer Spitze standen einzelne Persönlichkeiten, die die Mittel und die Macht ihrer Clans zur Durchführung ihrer Pläne benutzten. Außer ihnen war eine Anzahl von Kuge, die ebenso wie die Mitglieder des Schwertadels mediatisiert worden waren, an der Regierung beteiligt. Unter den beiden mächtigsten Clans, Satzuma und Choshiu, kam es 1871 wegen der Verteilung der Posten in der neuen Verwaltung, bei der Satzuma sich benachteiligt glaubte, zu Streitigkeiten, die nach ihrer Beilegung zur Schaffung eines eignen kaiserlichen Heers führten. Bauernaufstände fanden in Bungo, Shinano, Etzigo und andern Orten statt. 1871 wurde eine Verschwörung in Tokio entdeckt, an deren Spitze einige Kuge standen; 1874 kam es zu einem Aufstande der Samurai in Hizen unter Leitung des frühern Justizministers Eto Shimpei, und das Jahr 1877 sah den nur schwer zu bewältigenden Aufstand in Satzuma, dessen Führer der frühre General und Staatsrat Saigo war, das Muster aller Samurai (S. 47).

b) Japans äußere Politik 1874—1893.

Auch ihre äußere Politik brachte der Regierung vielfache Verlegenheiten. Das durch ein Abkommen mit China beendigte Unternehmen nach Formosa 1874 führte zu einer Mißstimmung zwischen den beiden Staaten, die 1880 durch Japans Einverleibung der Liukiu-Inseln, die seit 1372 Tribut an China und seit 1609 gleichzeitig an Satzuma gezahlt hatten, noch erhöht wurde.

Es war indessen die koreanische Frage, die den Krieg zwischen China und Japan hervorrief. Bald nach der Wiederherstellung des Mikadotums hatte die japanische Regierung von der koreanischen die Wiederaufnahme der Tributzahlungen verlangt; Hohn war die Antwort. Die

Erregung darüber war groß in Japan, und man hatte, teilweise um sie zu beruhigen, die Fahrt nach Formosa unternommen. Als im September 1875 Matrosen eines mit Vermessungsarbeiten an der Küste beschäftigten japanischen Kriegsschiffs angegriffen wurden, flammte der Nationalstolz aufs neue auf, obgleich das Fort, zu dem die Angreifer gehörten, am nächsten Tage gestürmt und fast die ganze Besatzung niedergemacht worden war. Ein japanischer Gesandter wurde nach Peking geschickt, um sich über die Stellung der chinesischen Regierung zu Korea zu vergewissern, und als diese jede Verantwortung für die Vorgänge dort ablehnte, wurde eine japanische Expedition nach Korea gesandt. Aber statt zu Kämpfen kam es zu Verhandlungen: am 27. Februar 1876 wurde ein Vertrag unterzeichnet, durch den Japan thatsächlich die Unabhängigkeit Koreas, das dem japanischen Handel drei Plätze öffnete, anerkannte. Der friedliche Verlauf des Unternehmens war mit eine der Haupturſachen des Aufstands in Satzuma (S. 50). Es dauerte bis zum Jahre 1882, ehe die Vereinigten Staaten, bald darauf England und Deutschland, dem Beispiele Japans folgend, Verträge mit Korea abschlossen. Im Juli 1882 brach in Söul ein Aufstand aus, der von dem Vater des Königs, dem Tai wen kun, angestiftet und gegen den König und die Japaner gerichtet war: die japanische Gesandtschaft mußte flüchten, kehrte aber einige Wochen später zurück; und in dem Vertrage von Chemulpo (Tschemulpo) wurde Japan das Recht zuerkannt, zum Schutze seiner Gesandtschaft Truppen nach Söul zu legen. Chinesische Truppen befreiten den König und nahmen nach einiger Zeit den Tai wen kun gefangen; nach China gebracht, durfte er indessen nach einigen Jahren wieder nach Korea zurückkehren. Das Jahr 1884 brachte neue Unruhen in Söul, die, diesmal von der radikalen, mit den Japanern in Verbindung stehenden Partei angestiftet, den Zweck verfolgten, sich der Person des Königs zu bemächtigen und die Königin, die Seele der Regierung, zu beseitigen. Die japanische Regierung entnahm aus diesen Vorgängen die Veranlassung, Ito als Gesandten nach China zu entsenden. Dieser unterzeichnete am 18. April 1885 mit Li Hung (tſ)chang in Tientsin ein Abkommen, durch das sich beide Teile verpflichteten, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und für den Fall, daß sie sich durch die Verhältnisse genötigt sehen sollten, solche wieder dorthin zu senden, dem andern Teil rechtzeitig Nachricht davon zu geben. Die nächsten Jahre verliefen ruhig, obgleich der Wettbewerb der beiden Mächte in Korea die Spannung fortsetzte und das Drängen der Opposition in Japan, wo seit 1890 eine Verfassung und eine parlamentarische Vertretung eingeführt worden waren, auf ein entschlossneres Auftreten dem Auslande gegenüber, die Regierung mehr als einmal in Verlegenheit brachte. Das rücksichtslose Vorgehen des 1893 zum Gesandten in Söul ernannten radikalen Abgeordneten Oishi hätte schon damals einen Bruch herbeigeführt, wenn er nicht durch Li Hung changs Vermittlung noch vermieden worden wäre.

c) Der Krieg gegen China 1894/95.

Im Jahre 1894 brach in Korea ein Aufstand der Tonghaks aus, einer fanatischen religiösen Sekte. Die Regierung wandte sich in ihrer Not an die chinesische Regierung; diese sandte ihr eine kleine Truppenabteilung zu Hilfe und benachrichtigte die japanische Regierung davon. Japan erwiderte sofort, daß es die von China gebrauchte Bezeichnung Koreas als eines tributpflichtigen Staats nicht anerkennen könne und seinerseits Truppen nach Korea senden werde. Die ersten chinesischen Truppen landeten bei Assan an der Ostküste Koreas am 8., die ersten japanischen in Chemulpo am 12. Juni 1894. Der Aufstand der Tonghaks wurde schnell unterdrückt; aber auf die chinesische Mitteilung davon sowie von der Absicht, die Truppen zurückzuziehen,

erfolgte die Antwort, daß Japan nicht beabsichtige, die seinen eher aus Korea zurückzuberufen, als es sich mit China über die dort einzuführenden Reformen verständigt habe.

Auf die Weigerung Chinas, sich auf diese Frage einzulassen, wurde am 25. Juli der englische Dampfer „Kowshing", da sich die chinesischen Truppen, die er für Assan an Bord hatte, nicht ergeben wollten, ohne Kriegserklärung von einem japanischen Kriegsschiff in den Grund gebohrt; und am 28. Juli wurden die chinesischen Truppen bei Assan von den Japanern angegriffen und geschlagen. Die Japaner benutzten die ersten Vorteile mit großer Entschlossenheit; ein aus ihren Anhängern in Söul zusammengesetztes Ministerium schloß ein Bündnis mit Japan ab und forderte die Japaner auf, die Chinesen aus dem Lande zu vertreiben. Am 15. September nahmen die Japaner Phyöng yang; am 17. wurde die chinesische Flotte an der Mündung des Yalu geschlagen, und am 25. Oktober überschritten die Japaner diesen Fluß und schlugen die Chinesen zum zweiten Male. Während das Heer, das diese Erfolge erreicht hatte, in die Mandschurei vordrang, in der der Feldzug allerdings während des Winters zum Stehen kam, landete Ende Oktober ein zweites japanisches Heer an der Ostküste der Halbinsel Liaotung, besetzte am 2. November Talienwan und erstürmte am 21. Port Arthur. Diese Niederlagen nötigten die chinesische Regierung zur Eröffnung von Friedensverhandlungen; doch wurden zwei Gesandtschaften von den Japanern im November 1894 und Februar 1895 wegen angeblich mangelnder Vollmachten zurückgewiesen. Ende Januar 1895 setzte eine japanische Truppenabteilung nach Weihaiwei in Chili (Tschili) über; am 30. wurden die Festland-Forts dieses Kriegshafens genommen, und am 14. Februar ergaben sich, vom Wasser und Land aus angegriffen, der Hafen und die darin eingeschloßne chinesische Flotte den Japanern.

Jetzt entschloß sich die chinesische Regierung, Li Hung chang als Unterhändler nach Japan zu entsenden; nach längerm Zögern erklärten sich die Japaner bereit, ihn zu empfangen. Li traf am 18. März 1895 in Simonoseki ein, erwartet vom Ministerpräsidenten Ito und dem Minister des Auswärtigen Munemitsu Mutsu (vgl. die beigeheftete Übersicht der „japanischen Kabinette 1886—1902"), dem eigentlichen geistigen Urheber des Kriegs. Die ersten Forderungen der Japaner, die für die Bewilligung eines Waffenstillstands die Übergabe der Takuforts, Tientsins und der Bahn von Shanhaikwan–Tientsin verlangten, schienen jede Verhandlung unmöglich zu machen. Doch als Li am 24. März von einem japanischen Mörder verwundet worden war, bewilligte der Mikado einen Waffenstillstand auf der Grundlage des augenblicklichen Besitzstands. Am 17. April wurde zu Simonoseki der Frieden unterzeichnet, durch den China die Unabhängigkeit Koreas anerkannte, Formosa, die Pescadores und Liaotung an Japan abtrat und sich verpflichtete, eine Entschädigung von 200 Millionen Taels (über eine Milliarde Mark) zu zahlen. In Europa hatten inzwischen die Fortschritte und Forderungen der Japaner ernste Besorgnisse erregt: der Besitz von Liaotung machte Japan thatsächlich zum Herrn von China und zerstörte damit das politische Gleichgewicht in Ostasien. Rußland, Deutschland und Frankreich traten zusammen (England, zur Beteiligung aufgefordert, lehnte ab) und empfahlen in Tokio Mäßigung; so gestand Japan die Rückgabe von Liaotung am 5. Mai gegen eine Erhöhung der Entschädigung um 30 Millionen Taels zu. Der Vertrag von Simonoseki wurde von beiden Teilen urkundlich vollzogen und Formosa, dessen Gouverneur sich für unabhängig und zum Haupte der formosanischen Republik erklärt hatte, mit leichter Mühe von den Japanern besetzt.

In Korea entwickelten sich die Verhältnisse für die Sieger weniger vorteilhaft. Noch während des Kriegs waren an verschiednen Stellen Aufstände gegen die Japaner ausgebrochen,

Die japaniſchen Kabinette von Dezember 1886 bis Anfang 1902

Zeitdauer	Dezember 1886 bis März 1888	April 1888 bis Oktober 1889	Oktober 1889 bis Dezember 1889	Dezember 1889 bis April 1891	Mai 1891 bis Juli 1892
Vorſitz	Hirobumi Ito C.	K. Kuroda † S.	S. Sanjō † K.	A. Yamagata C.	M. Matſukata S.
Kaiſ. Haushalt	Hirobumi Ito C.	H. Hiſikata S.	H. Hiſikata S.	H. Hiſikata S.	H. Hiſikata S.
Auswärtiges	Ka. Inouye C. S. Ōkuma H.	S. Ōkuma H.	S. Ōkuma H.	Shūzo Aoki C.	B. E(Ye)nomoto T.
Inneres	A. Yamagata C.	A. Yamagata C.	A. Yamagata C.	A. Yamagata C. Y. Saigō S.	Y. Shinagawa † C. T. Soyeſhima H. B. Kōno † To.
Finanzen	M. Matſukata S.	M. Matſukata S.	M. Matſukata S.	M. Matſukata S.	M. Matſukata S.
Krieg	J. Ōyama S.	J. Ōyama S.	J. Ōyama S.	J. Ōyama S.	T. Takaſhima S.
Marine	Y. Saigō S.	Y. Saigō S.	Y. Saigō S.	Y. Saigō S. S. Kabayama S.	S. Kabayama S.
Juſtiz	Akiyoſhi Yamada † C.	Akiyoſhi Yamada † C.	Akiyoſhi Yamada † C.	Akiyoſhi Yamada † C.	F. Tanaka Aichi B. Kōno † To.
Unterricht	Y. Mori † S.	Y. Mori † S. B. E(Ye)nomoto T.	B. E(Ye)nomoto T.	A. Yoſhikawa Awa	K. Oki † H.
Landwirtſchaft und Handel	K. Tani To. H. Hiſikata S. K. Kuroda † S.	Kaoru Inouye C.	M. Iwamura To.	M. Mutſu † Kii	M. Mutſu † Kii B. Kōno † To. T. Sano H.
Verkehr	B. E(Ye)nomoto T.	B. Enomoto T. S. Gotō † To.	S. Gotō † To.	S. Gotō † To.	S. Gotō † To.
Kolonien					

Clan-Zugehörigkeit: C. = Choshiu, H. = Hizen, Hi. = Higo, K. = Kioto (Kuge), Ok. = Okayama,

(teilweiſe nach der Zeitſchrift „Oſt-Aſien“ und nach Dr. Takeſhi Kitaſato).

Auguſt 1892 bis Auguſt 1896	Sept. 1896 bis Dez. 1897	Januar 1898 bis Juni 1898	Juli 1898 bis Oktober 1898	Nov. 1898 bis Oktober 1900	Oktober 1900 bis Mai 1901	Juni 1901
Hirobumi Ito C.	M. Matſukata S.	Hirobumi Ito C.	S. Ōkuma H.	A. Yamagata C.	Hirobumi Ito C.	T. Katſura C.
H. Hiſikata S.	H. Hiſikata S.	H. Hiſikata S. M. Tanaka To.	M. Tanaka To.	M. Tanaka To.	M. Tanaka To.	M. Tanaka To.
M. Mutſu † Kii	S. Ōkuma H. T. Niſhi S.	T. Niſhi S.	S. Ōkuma H.	Shūzō Aoki C.	Kōmei Katō Aichi	A. Sone C. J. Komura S.
Ka. Inouye C. Y. Komura C. T. Itagaki To.	S. Kabayama S.	A. Yoſhikawa Awa	T. Itagaki To.	Y. Saigō S.	Kenchō Suyematſu Buzen	Tadakatſu Utſumi K.
Kunitake Watanabe Sh.	M. Matſukata S.	Kaoru Inouye C.	Maſahiſa Matſuda H.	M. Matſukata S.	Kunitake Watanabe Sh.	Kunitake Watanabe Sh.
J. Oyama S.	T. Takaſhima S.	T. Katſura C.	T. Katſura C.	T. Katſura C.	T. Katſura C. Gentarō Kodama C.	Gentarō Kodama C.
K. Nire S. Y. Saigō S.	Y. Saigō S.	Y. Saigō S.	Y. Saigō S.	G. Yamamoto S.	G. Yamamoto S.	G. Yamamoto S.
A. Yamagata C. A. Yoſhikawa Awa	K. Kiyoura Hi.	A. Sone C.	G. Ōhigaſhi Ōmi	K. Kiyoura Hi.	Kentarō Kaneko Fukuoka	Keigo Kiyoura Hi.
Ki Inouye † Hi. K. Saionji K.	S. Hachiſuka Awa A. Hamao Ta.	K. Saionji K. M. Toyama † T.	Yukio Oſaki Ise K. Inukai Ok.	S. Kabayama S.	Maſahiſa Matſuda H.	Dairoku Kikuchi Mimasaka
B. E(Ye)nomoto T.	B. E(Ye)nomoto T. S. Ōkuma H. Shindō Yamada † Hi.	Miyoji Ito H.	Maſami Ōiſhi To. K. Kaneko Fukuoka	Araſuke Sone C.	Yūzō Hayaſhi To.	Tōſuke Hirata Akita
K. Kuroda † S. S. Shirane † C.	Y. Komura C.	Kenchō Suyematſu Buzen	Yuzo Hayaſhi To.	A. Yoſhikawa Awa	Tōru Hoſhi T. Kei Hara Wakamatsu	A. Yoſhikawa Awa
T. Takaſhima S.	T. Takaſhima S.					

S. = Satzuma, Sh. = Shinano, T. = Tokio (Tokugawa), Ta = Tajima, To. = Tosa.

und nach dem Friedensschlusse machte sich die Erbitterung gegen die Eingriffe der Japaner in die Verwaltung besonders stark in den Hof- und höhern Regierungskreisen bemerkbar. Der Versuch, durch die am 8. Oktober 1895 auf Anstiften der japanischen Gesandtschaft durch Japaner im Vereine mit radikalen Koreanern erfolgte Ermordung der Königin hierin Änderung zu schaffen, mißlang: am 11. Februar 1896 entflohen der König und der Kronprinz aus dem königlichen Palast, flüchteten in die russische Gesandtschaft und blieben hier bis zum 20. Februar 1897. Während dieser Zeit wurden im Mai 1896 in Söul und im Juli desselben Jahrs in Sankt-Petersburg **Vereinbarungen zwischen Japan und Rußland** getroffen, wodurch jeder der beiden Mächte gestattet wurde, 1000 Mann Truppen in Korea zum Schutz ihrer Interessen zu unterhalten; sonst verpflichteten sie sich, sich nicht in die innern Angelegenheiten des Lands zu mischen. Der Krieg zwischen China und Japan hatte daher, was Korea betraf, den Erfolg gehabt, dort an Stelle des ohnmächtigen China das mächtige Rußland zu setzen, obgleich für die japanische Militärpartei das hauptsächlichste Ziel des Kriegs gerade gewesen war, Rußland in Ostasien zuvorzukommen und es zurückzudrängen.

d) Japan in den letzten Jahren.

In den Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande sind dadurch erhebliche Veränderungen eingetreten, daß die alten Verträge, die auf der Grundlage der Exterritorialität der Fremden abgeschlossen worden waren, durch neue ersetzt wurden, wodurch die **Fremden den japanischen Gerichten unterstellt** werden. Sofort nach der Übernahme der Regierung durch den Mikado hatten die Bemühungen, eine Änderung der Verträge nach dieser Richtung hin zu erlangen, begonnen. Eine hierzu 1871 nach den Vereinigten Staaten und Europa entsandte Gesandtschaft kehrte erfolglos zurück; die Verhandlungen, während deren einer der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Okuma, durch ein Attentat ein Bein einbüßte, schleppten sich ergebnislos hin, während die Aufregung und die Angriffe gegen die Regierung in Japan sich mehrten, bis sich England 1894 zum Abschluß eines Vertrags entschloß, der die Wünsche der Japaner erfüllte. Die andern Mächte folgten. So ist seit 1899 der neue Grundsatz in Kraft, wonach die Fremden der japanischen Gerichtsbarkeit unterstellt sind und Japan, wenige vertragsmäßig festgesetzte Artikel ausgenommen, freie Hand in der Zollgesetzgebung gelassen ist. Die Befürchtungen, die an die Einführung dieser Neuerungen geknüpft wurden, sind bis jetzt nicht eingetroffen. Einen weitern Schritt vorwärts in der Richtung der Erlangung völliger **Ebenbürtigkeit** mit den Westmächten hat Japan Anfang 1902 insofern gethan, als es durch das unterm 30. Januar abgeschloßne **Gegenseitigkeitsbündnis mit England** die Genugthuung erlebte, als erste gelbe Macht einen bindenden Vertrag mit einer weißen Großmacht eingehen zu dürfen; ob freilich neben dieser moralischen Stärkung dadurch zugleich auch der praktische Erfolg erreicht wird: dem beängstigenden Vordringen Rußlands in der Mandschurei und auf Korea einen Riegel vorgeschoben zu haben, kann erst die Zukunft lehren.

Bei Gelegenheit des Ausbruchs der Boxerunruhen in **China** 1900 hat Japan wohl wegen der Eifersucht einzelner Mächte und der eignen finanziellen Schwierigkeiten nicht die Rolle gespielt, zu der es durch die geographische Lage und seine Interessen in China vielleicht berechtigt war; anerkannt muß dagegen werden, daß auch bei dieser Gelegenheit die militärische Organisation sich voll bewährt und die Thatkraft der japanischen Führer und ihrer Truppen wesentlich zum rechtzeitigen Entsatze der in Peking belagerten Gesandtschaften beigetragen hat. Weniger klar war die Haltung Japans bei Gelegenheit des mißlungnen Reformversuchs Kang Yu weis

im Herbſt 1898 geweſen; wenigſtens hat die gleichzeitige Anweſenheit des damals gerade allerdings nicht im Amte befindlichen Miniſterpräſidenten Ito (vgl. die Beilage zu S. 52) die Annahme aufkommen laſſen, daß japaniſche Ratſchläge dem Verſuche nicht gefehlt hätten.

Wer den ſchnellen Zuſammenbruch des Feudalweſens aus innern Gründen zu erklären unternimmt, darf nicht vergeſſen, daß die Erblichkeit wenn nicht aller, ſo der meiſten Ämter ſowohl im Gebiete des Sioguns wie der einzelnen Landesherren ſehr dazu beigetragen hatte, die Fähigkeiten der Inhaber bedeutend herabzuſetzen. Die wirkliche Macht lag ſeit langem in den Händen von Mitgliedern des kleinen Adels, die hinter der Bühne die Drähte zogen, an denen ſich auf ihr die Puppen bewegten; dieſe Männer haben die Revolution gemacht, aus ihr Nutzen gezogen und leiten heute noch, offen, die Geſchäfte des Reichs. Die Revolution hatte daher auch von vornherein, obgleich ſie von der Adelsklaſſe ausging, einen demokratiſchen, ja demagogiſchen Zug. Sie räumte nach dem Sieg über den Siogun ſchnell mit den Landesherren und dem Hofadel wie mit den Vorrechten der Samuraiklaſſe auf; und wenn ſie den Mikado ſchonte, ſo geſchah es wohl hauptſächlich, weil ſie nun einmal ſeinen Einfluß nicht entbehren konnte. Aber ſchon damals ſind Stimmen laut geworden, die das Ausrufen einer Republik empfahlen. Die Landesherren haben im allgemeinen durch ihr Mittelbarwerden gewonnen; für eine Scheingewalt, welche die meiſten nur innerhalb der Mauern ihres Schloſſes und in den Feſſeln der beengendſten Zeremonien genießen konnten, haben ſie ein reichliches Einkommen, einen Adelstitel und die Freiheit zur Arbeit wie zum Genuß eingetauſcht.

Am ſchlimmſten iſt die große Klaſſe der Samurai gefahren, die bei der Revolution ihr Einkommen, ihren Einfluß, wenn und wo ſie ſolchen beſaß, und ihre Beſchäftigung eingebüßt hat. Es kann darum nicht wundernehmen, daß gerade in dieſer Klaſſe die Unzufriedenheit mit dem Verlaufe der Bewegung, von der die meiſten etwas ganz andres erwartet hatten, ſehr groß war; daher hat das Bedürfnis, dieſe Klaſſe zu beſchäftigen, die, als gewandteſte, auch am meiſten zu Gewaltthätigkeiten neigte, weſentlich die äußre Politik der Regierung beeinflußt und namentlich zur Fahrt nach Formoſa wie zum Kriege gegen China beigetragen. Auch heutzutage iſt dieſe Klaſſe noch die einflußreichſte und muß als die Führerin der neuen ſozialen Entwicklung auf geiſtigem wie auf materiellem Gebiet angeſehen werden. Teils durch eigne Kraft, teils mit Unterſtützung der Regierung, die ſelbſt aus frühern Samurai beſteht, ſtehen Samurai (jetzt Shizoku genannt) an der Spitze der meiſten wirtſchaftlichen Unternehmungen, wie faſt der ganzen Tages- und ſonſtigen Preſſe. Kaufmanns-, Handwerker- und Bauernſtand ſind allgemein genommen zurückgeblieben und befinden ſich auch heute mehr auf dem Standpunkte des alten als des neuen Japans.

Man begeht daher keine Ungerechtigkeit, wenn man die jüngſte Entwicklung als auf verhältnismäßig kleine Kreiſe beſchränkt bezeichnet, die es allerdings verſtanden haben, vieles Fremde ſich ſelbſt einzugliedern und dem Land aufzuzwingen. Japan hat nie eine eigne Ziviliſation von irgend welcher Bedeutung beſeſſen; die Annahme der chineſiſchen brachte dem Lande die Taikwa-Reform, d. h. die Regierung der kaiſerlichen Zentralgewalt, die allmählich bis auf den Namen im militäriſchen Feudalismus unterging; die Annahme der weſtlichen Kultur brachte den Sturz des Feudalweſens, die Wiederherſtellung der kaiſerlichen Gewalt dem Namen nach, die Clanregierung, aus der ſich bis jetzt weder eine freie noch eine Parteiregierung zu entfalten vermocht haben, und ſeit 1889 den Parlamentarismus: alles Dinge, deren weitre Entwicklung bis jetzt nicht vorauszuſehen iſt. Im Grund iſt in Japan trotz der ſichtbaren äußern Veränderungen vieles beim alten geblieben. Weder in der Familie, noch im Verkehre

hat die neue Gesetzgebung einschneidende Änderungen zu schaffen vermocht. Die Familie ist noch immer die Einheit, nicht der Einzelne, und, wie Fukuda richtig bemerkt, ist der Einzelne außerhalb seiner Familie auch heute noch undenkbar. Die als offizielle Monopolbesitzerin bestehende Gildenschaft ist aufgehoben worden; aber private Vereinigungen der Gewerbe- und Handeltreibenden bestehen noch heute mit denselben Pflichten und wahrscheinlich, wenn auch nicht ausdrücklich anerkannt, denselben Rechten. Auch in der ländlichen Bevölkerung hat sich wenig verändert: es fehlt ihr noch immer wie früher an Selbständigkeit; und ist auch der Fünf-Familienverband in Wegfall gekommen, so hat man ihn durch andre auf privatem Eingreifen beruhende, aber amtliche Verpflichtungen besitzende Vereinigungen ersetzt.

Nur in einem Punkt unterscheidet sich die Gegenwart wesentlich von der Vergangenheit. Während in den niedern Klassen, besonders in der ländlichen Bevölkerung, der alte Glaube und Aberglaube trotz amtlicher Versuche, beide zu zerstören, fast unverändert weiterbestehen, ist in den sogenannten höhern Klassen eine vollständige religiöse Teilnahmlosigkeit an Stelle des früher aus dem Buddhismus, dem Shintoismus und dem Confucianismus zusammengesetzten offiziellen Kultus getreten. Der Buddhismus ist zum Teil durch die Regierung selbst in Mißachtung geraten; der Shintoismus ist, nachdem er durch die Wiederbelebung des kaiserlichen Gedankens seine politische Aufgabe erfüllt hatte, in sein religiöses Nichts zurückgesunken, und der Gleichgiltigkeit des modernen Japaners entspricht kaum noch die confucianische Sittenlehre. Nur der mit ihr und dem Shinto-Glauben eng verbundne Ahnendienst besitzt noch einige Lebenskraft und bildet sozusagen die Grundlage der japanischen Ethik. Ob das Christentum dereinst berufen sein wird, an die Stelle aller dieser zerfallenden Lehren zu treten, scheint zweifelhaft; jedenfalls wird es nie das europäische oder amerikanische Christentum sein, sondern ein besonders zurechtgelegtes, national-japanisches mit einer starken Hinneigung zum Nationalismus.

2. China.

A. Der Name.

Die älteste von den Chinesen selbst für ihr Land angewendete Bezeichnung ist wohl „Tien Hia", Unter dem Himmel; „Sz' Hai", (alle innerhalb) der vier Meere, und „Chung* Kwoh", das Reich der Mitte, sind ebenfalls alte Namen. Himmlisches Reich ist die Übersetzung von „Tien Chau", d. h. himmlische Dynastie oder das Land, über das die vom Himmel eingesetzte Dynastie herrscht. „Chung Hwa Kwoh", das blumenreiche Land der Mitte, wird besonders litterarisch verwendet und ist darauf zurückzuführen, daß die Chinesen sich für die gebildetste (Hwa) Nation der Erde halten. „Nui ti", das innre Land, im Gegensatze zu den äußern Barbaren, wird hauptsächlich in diesem Sinn angewendet. „Li Min", die schwarzhaarige Rasse, ist ein häufig für das Volk gebrauchter Ausdruck. Auch der Name „die hundert Familien" findet sich. Das Land wird weiter als „Chung Kwoh jin" (Leute des Reichs der Mitte) und als „Han jin" oder „Han tsze" (Männer oder Söhne Hans) bezeichnet. Schon unter der Chin-Dynastie, 221 v. Chr., scheint die Sitte aufgekommen zu sein, das Land und die Bewohner nach der Dynastie zu nennen; die Dauer dieser Dynastie war aber zu kurz und der Haß gegen ihren Gründer zu groß, um die Bezeichnung zu einer dauernden werden zu

* spr. Tschung. Bei allen chinesischen Namen, deren Anlaut wir hier mit Ch wiedergegeben haben, ist ein Tsch ... zu sprechen.

laſſen. Dagegen haben die Namen andrer Dynaſtien, wie ſchon bemerkt, der Han-, der Tang- und der jetzigen mandſchuriſchen Ching-Dynaſtie, ſich mehr eingebürgert; „Tang jin", Männer von Tang, und „Ching jin", Männer von Ching, wird oft angewendet. Die jetzige Dynaſtie nennt das Reich nach ihrer eignen Bezeichnung „Ta Ching Kwoh", das große, reine Reich; auch „Ching Chau", die reine Dynaſtie, wird oft gebraucht. „Hwa Hſia", die herrlichen Hſia, iſt ein auf die alte Hſia-Dynaſtie (2205—1769 v. Chr.) zurückzuführender, aber wohl erſt ſpäter angewendeter Name. Das „Kitai" der Ruſſen und „Kathay" der Perſer ſtammt von den Kitan-Tataren, die unter dem Namen der Liau- (Liao-) Dynaſtie von 937—1125 in Nordchina herrſchten. — Die indiſchen Buddhiſten nennen China „Chin tan", Morgendämmerung. Manzi, Manji iſt Südchina, und ſeitdem die Sung-Dynaſtie von den Mongolen aus dem Norden vertrieben worden war und als ſüdliche Sung-Dynaſtie 1227 n. Chr. ihre Reſidenz in Hangchau aufgeſchlagen hatte, auch die Bezeichnung für ganz China; Kolumbus ſuchte Manzi (vgl. Bd. I, S. 351). „Tung tu", das Land des Oſtens, findet ſich für China nur bei mohammedaniſchen Schriftſtellern.

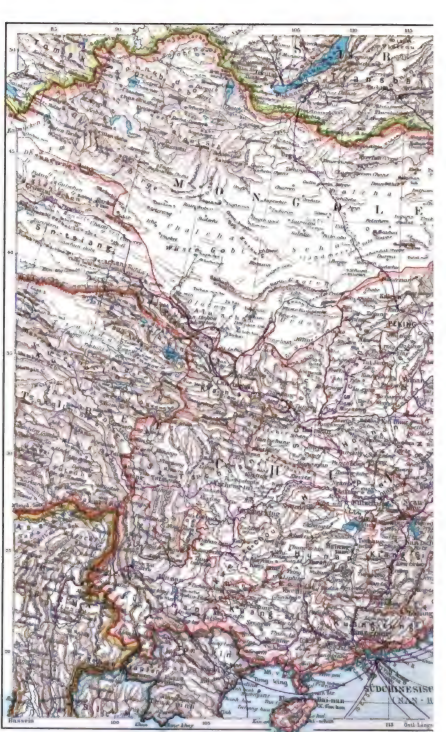
Woher der Name China kommt, iſt heute noch zweifelhaft. Daß er auf die Chin-Dynaſtie zurückzuführen ſei, iſt beſonders nach Ferdinand Freiherrn von Richthofens Ausführungen unwahrſcheinlich. Mit dem Sinim des Alten Teſtaments (Jeſaias), dem altperſiſchen Matſchin, dem großen Tſchin, das im Mittelalter allerdings für China angewendet wurde, und dem im Geſetzbuche des Manu und im Mahâbhârata vorkommenden Tſchina hat es ebenfalls, nach Richthofen, keinen Zuſammenhang. Dagegen war China den verſchiedenſten Völkern des Altertums als Jin, Chin, Tſin, Tſchin, Tſchina und Tziniſtan bekannt. Richthofen glaubt, daß der Name, der allen dieſen Bezeichnungen zu Grunde gelegen habe, auf dem Seewege verbreitet worden ſei, und führt ihn auf „Ji nan", ſüdlich von der Sonne, zurück, mit dem die Chineſen im Altertume Tongking und Cochinchina (Kotſchinchina), vielleicht auch noch Cambodja bezeichneten; daß Marco Polo das bei Zayton (Chwang chau fu, zwiſchen Amoy und Fuchau) gelegne Meer das von Tſchin nennt, ſcheint dafür zu ſprechen. — Die den Römern gebräuchliche Bezeichnung „Seres" dürfte auf ſze, ſſe, ſſer (chineſiſch = Seide) zurückzuführen ſein.

B. Land und Leute.

a) Der Boden.

Das ungeheure Reich, das mit ſeinen beiden Außenländern, der Mandſchurei und der Mongolei (Dſungarei, Jli und Oſtturkeſtan) 9,881,100 qkm umfaßt, von denen 5,369,100 auf das eigentliche China, 942,000 auf die Mandſchurei und 3,543,000 qkm auf die Mongolei kommen, liegt im öſtlichen Teile von Aſien zwiſchen 50° und 19° nördl. Breite und 75° und 132,5° öſtl. Länge v. Gr. Seine öſtliche Grenze wird mit Ausnahme der Stelle, wo die Halbinſel Korea anſetzt und die ruſſiſche Küſtenprovinz von Oſtſibirien ſich vorlegt, vom Stillen Meere gebildet, das dort, von Süden nach Norden, die Namen Chineſiſches, Oſt- und Gelbes Meer führt; im Norden und Nordweſten grenzt China an Rußland, im Südweſten an das tributpflichtige Tibet, im Süden an Tongking und Siam (ſ. die beigeheftete Karte „China").

Die Gebirge haben in der Entwicklungsgeſchichte des Lands nur inſofern eine Bedeutung beſeſſen, als ein Ausläufer des Himalaya, der Nan-ling (Südkette), der durch Yünnan ſtreicht, Kuangtung und Kuangſi nördlich begrenzt, durch Chekiang geht, das Meer erreicht und in den Chuſan- und andern dort gelegnen Inſeln verläuft, Südoſtchina durch einen ſchroffen Riegel,



Digitized by Google

Digitized by Google

über den nur wenige Päſſe führen, von dem übrigen China trennt; daher die längere Unabhängigkeit und Abgeſchloſſenheit dieſer Landſtriche. Im allgemeinen ſenkt ſich der Boden Chinas von Weſten nach Oſten: das Bergland liegt weſtlich von dem Cantoner Meridiane bis an die Grenzen von Tibet, das Hügelland öſtlich von dieſem Meridian und ſüdlich vom Yangtſzekiang; nordöſtlich von dieſem Strome liegt die große Ebene, der fruchtbarſte Teil des Lands. In Chili, Shanſi, Shenſi und Kanſu herrſcht Löß vor, jener eigentümliche gelbe Lehm, der, zuerſt 1864 von Raphael Pumpelly beſchrieben, auf Niederſchläge aus Süßwaſſerſeen zurückgeführt wurde; aber mit Richthofen iſt anzunehmen, daß, abgeſehen von den Stellen, wo er als Niederſchlag in Salzſteppenbecken (Seelöß) auftritt, der Löß ſich unter der Atmoſphäre niedergeſchlagen habe. Die ſenkrechten Schluchten des Löß, die oft eine Tiefe von vielen hundert Fuß haben, erſchweren die Verbindung ungemein; doch bieten ſie der Bevölkerung inſofern einen Vorteil, als in die Wände zahlreiche Wohnungen, oft ganze Dörfer eingeſchnitten ſind. Wo genug Regen fällt, iſt der Löß außerordentlich fruchtbar; freilich fehlt dem Bewohner ſonſt faſt jede Möglichkeit künſtlicher Bewäſſerung.

Wichtiger als die Berge ſind für China die Flüſſe geworden, beſonders die drei großen, das Reich von Weſten nach Oſten durchſtrömenden: der Hoangho, der Yangtſzekiang und der Chukiang. Der Hoangho („Gelbe Fluß"), wegen ſeiner häufigen Dammbrüche und dadurch verurſachten Überſchwemmungen, die neunmal von einer vollſtändigen Veränderung ſeines untern Laufs begleitet geweſen ſein ſollen, auch „Chinas Kummer" genannt, entſpringt ſüdlich vom Kwenlungebirge in der Ebene von Odontala und durchfließt Nordchina in einer Länge von über 4800 km. Sein Bewäſſerungsgebiet umfaßt annähernd 1,211,700 qkm. Dem Laufe des Hoangho ſind wahrſcheinlich die erſten Einwandrer gefolgt, deren Nachkommen wir heute Chineſen nennen, und in ſeinem Thale hat ſich ein großer Teil der alten und mittlern Geſchichte Chinas abgeſpielt. Seit 1852 ergießt ſich der Hoangho in den Golf von Pechili (Tſchili), während er vorher ſüdlich von der Halbinſel Shantung in das Gelbe Meer floß. Für die Schiffahrt iſt er ſeiner Strömungsverhältniſſe wegen faſt ohne Bedeutung.

Der Yangtſzekiang (nur im untern Laufe von Nanking an, wegen Yangchau, ſo bezeichnet), heißt in ſeinem obern Laufe Kin ſha kiang (Fluß des goldnen Sands), im mittlern nur Kiang oder Takiang (Fluß oder Großer Fluß) und von Wuchang an gewöhnlich Changkiang (Langer Fluß). Er entſpringt auf der Tanglakette, kaum 160 km von den Quellen des Hoangho und dem Kwenlun, und durchſtrömt in einer Länge von reichlich 5100 km die Mittelchina bildenden Provinzen von Szechuen, Hupeh, Anhui und Kiangſu. Sein Waſſerbecken ſchließt über 1,402,000 qkm ein. Er iſt der bedeutendſte Verkehrsweg Chinas; an ihm liegen Städte wie Nanking, Hankau, Wuchang, Ichang und Chungking. Seine Waſſertiefe geſtattet großen Dampfſchiffen bis Hankau zu gehen; mehr iſt noch zu hoffen, wenn einmal die Stromſchnellen zwiſchen Ichang und Chungking durch einen Kanal umgangen ſein werden.

Der Chukiang (Perlfluß), der aus Yünnan kommt und ſich aus dem Oſt-, Nord- und Weſtfluß zuſammenſetzt, von denen der letzte, der Sikiang, der bedeutendſte iſt, durchſtrömt Südchina und erreicht unterhalb Cantons das Meer; ſeine Bewäſſerungsfläche wird auf mehr als 332,000 qkm geſchätzt.

b) Die Bevölkerung.

Über den Urſprung des chineſiſchen Volks iſt nichts Sichres bekannt. Für die Annahme, die ihn auf die Vorgänge beim babyloniſchen Turmbau zurückführt, fehlt ebenſo eine

genügende Begründung, wie für die von Terrien de la Couperie und Robert Kennaway Douglas aufgestellte Behauptung, wonach es unter andern auf Grund angeblicher Ähnlichkeiten zwischen Keilschrift und der ältesten chinesischen Schrift als von den Akkadern abstammend anzusehen wäre. Wahrscheinlicher erscheint Richthofens Ansicht, daß der ursprüngliche Wohnsitz der nach China Einwandernden im Tarimbecken gewesen sei, wo sie mit akkadischer und indischer Kultur in Berührung hätten kommen können. Für die großen Verschiedenheiten der Chinesen von allen andern Völkern Asiens (z. B. das vollständige Fehlen eines Priester- und Soldatenstands) und noch mehr für die Ähnlichkeiten (z. B. das anscheinende Vorhandensein bestimmter astronomischer Kenntnisse in ältester Zeit, so unter der Hsia-Dynastie) gäbe aber auch diese Heimat keine Aufklärung. Ebensowenig ist eine solche auf ethnographischer Grundlage zu finden. Nach E. Baelz ist Ostasien der Hauptsache nach (der größte Teil von China, Japan, Korea, Formosa, die Mongolei und Tibet) von der etwa 500 Millionen zählenden mongolischen Rasse bewohnt, wozu die hinterindischen Völker mit den Malaien kämen; eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen diesen und den Mongolen sei kaum durchführbar. In Nordasien, der Mandschurei, im Gebiete des Sungariflusses, einem Teile von Korea und in einem Stücke der japanischen Westküste lebe der mandschu-koreanische Typus; in China treffe man sodann noch die Miotze und die wenig bekannten Lolo an; in Südchina und Japan lasse sich polynesisches Blut nachweisen, während Spuren der wollhaarigen Negrito selten beigemengt seien; die eigentlichen Mongolen überwögen in Mittel- und Südchina, weiter südwärts trete der malaiische Typus mehr hervor, gegen Norden herrschten die Mandschu-Koreaner.

Das ist alles unzweifelhaft richtig; aber damit wird weder das Rätsel der Herkunft der Chinesen, noch das der Stämme, die sie bei ihrer Wanderung nach Osten vorfanden, erklärt. Und solcher unabhängigen Stämme, die von den Chinesen teils ausgerottet, teils aufgenommen wurden, muß es eine große Anzahl gegeben haben, wenn auch die einzelnen Stämme vermutlich nicht sehr zahlreich gewesen sein werden. Der San Miau wird im Shuking, dem Buche der Geschichte zur Zeit Yaos und Yüs (2145—2046 und 2255—2206 v. Chr.) Erwähnung gethan; und in der Rede, die König Wu von Chau (1134—1116 v. Chr.) vor der Schlacht von Mu gegen Chau hsin von Shang hält, wendet er sich an acht Hilfsvölker: die Yung, Shu, Chiang, Mao, Wei, Lu, Phang und Pho. Später werden im 8.—7. Jahrhunderte v. Chr. acht Stämme der Dsung (Jung), Westbarbaren in Shantung, Chili, Honan, Shansi, Shensi und an den Grenzen des Reichs erwähnt; die Ti, Nordbarbaren, wohnten in Shansi und Chili, die I-Barbaren von Shantung bis zum Hanfluß und die Man am mittlern und obern Yangtsze, hauptsächlich auf dem rechten Ufer. Aber die Zahl der damals noch nicht unterworfnen Stämme muß viel größer gewesen sein; finden sich doch noch heute: über 2600 Jahre später, in den südlichen und westlichen Provinzen des Reichs zahlreiche, ganz oder teilweise unabhängige Stämme von Ureinwohnern. Daß sich solche auf Formosa und auf Hainan, wo die Li (Limin oder Limu; angeblich Abkömmlinge der Miaotsze, denen Kublai Chan [Shi Tsu] 1292 einen Teil der Insel angewiesen haben soll) noch im Innern gehalten haben, ist weniger wunderbar, als daß auch in Provinzen auf dem Festland, in denen die chinesische Herrschaft seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden besteht, noch heute ganze Stämme der Ureinwohner ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewußt haben.

Die Miao tsze, die in sung (wilde) und shuh (zahme) eingeteilt werden, je nachdem sie etwas oder nichts von der chinesischen Kultur angenommen haben, leben in reichlich 80 verschiednen Stämmen in Kuangtung, Kuangsi, Hunan, Yünnan und Kueichau; man sieht in

ihnen Verwandte der Siameſen und Barmanen, und vielleicht gehören die Hakkas, Fremde, die angeblich zur Zeit der Mongolen-Dynaſtie 1206—1368 von Kiangſu oder Shantung in die beiden Kuang eingewandert ſein ſollen, derſelben Raſſe an. Erſt nach 1730 wurden die Miaotſze in Yünnan und Kueichau unter chineſiſche Oberhoheit gebracht; in Kuangſi gibt es dagegen noch heute unabhängige Stämme. Die Yao oder Yau jin, die auch zu den Miaotſze gehören ſollen, lebten bis zum 12. Jahrhundert in Kuangſi und wanderten dann nach der Halbinſel Liendſhau aus, wo ſie eine halb unabhängige Stellung einnehmen; 1832 wurde ein von ihnen verſuchter Aufſtand nur mit Mühe unterdrückt. Die andre große Gruppe der Ureinwohner, die ſich erhalten hat, ſind die Lolo in Szechuan und Yünnan, in denen man Verwandte der Kakyen, Shan und Barmanen finden will; auch ſie zerfallen in ſolche, die ſich den Chineſen wenigſtens dem Namen nach unterworfen haben, und ſolche, die den Chineſen keinen Eintritt in ihre Berge geſtatten, von denen ſie Raubzüge in die Umgegend unternehmen.

Bei dieſem Mangel an beſtimmten Anhaltspunkten erſcheint es geraten, ſich für die Beurteilung des Bildungsgrads, den die Vorfahren des das heutige China bewohnenden Miſchvolks bei ihrer Einwanderung beſeſſen haben mögen, nach andern Quellen umzuſehen. Das zuverläſſigſte Zeugnis dürfte in der älteſten, nachahmenden (hieroglyphiſchen) Klaſſe der chineſiſchen Schrift gefunden werden, welche die Zeichen (angeblich 608, in Wirklichkeit mehr) umfaßt, die Bilder der auszudrückenden Gegenſtände waren; bei ihnen iſt die Ähnlichkeit zwiſchen der urſprünglichen Form und dem darzuſtellenden Gegenſtande deutlich erkennbar. Die Erfindung dieſer Schrift ſoll bis in die ſagenhafte Zeit hinaufreichen; aber bereits vor dem 4. Jahrhundert v. Chr. hatten die hieroglyphiſchen Zeichen aufgehört, Bilder der Gegenſtände zu ſein, und an ihre Stelle waren konventionelle Zeichen getreten. Die älteſten Zeichen ſind beſonders in den Zuſammenſetzungen mit Weſten, Schaf, Kuh und Frau bedeutſam. Weſten und zurückkehren bedeutet als Richter urteilen; Weſten und Erde: Opfer des Herrſchers; Weſten und Frau: wünſchen, ſuchen; Weſten und wertvoll: kaufen oder verkaufen (weſtliche Wertſachen?); Schaf und groß: gut, ausgezeichnet; Schaf und ich: Selbſtgefühl, Selbſtachtung (der Beſitz des Schafs ein Zeichen des Anſehens); Schaf und Mann: falſch (Schafdieb?); Schaf und Fürſt oder Weiſer: eine Herde, Menge (Fürſt als Herdenbeſitzer); Schaf und Worte: genau unterſuchen, über etwas reden; Schaf und Flügel: ſchweben, zurückſchauen, würdig, ernſt (geflügelte Widder?); Schaf und krank: jucken, kratzen; Kuh und bedecken: Gewahrſam, Gefängnis; zwei Kühe: Freund; Kuh und ſelbſtſüchtig: wegnehmen (Rinderdieb?); Frau und Wahrheit: einſchmeichelnd, überredend, wohl bewandert im Sprechen; eine Frau über der andern: ſchön; Hände über Frau: ſicher, feſt, ruhig; Dach über Frau: Ruhe, Frieden, beruhigen; zwei Frauen nebeneinander: zanken, ſtreiten; Getreide über einer Frau: unter einer ſchweren Laſt ſich beugen, Laſt oder Amt tragen, ſchicken um etwas zu thun; Frau neben Schmutz: Gattin, gehorchen; Frau und nehmen: heiraten; Mann und Feld: ein Mann.

Verſucht man, ſich aus den hieroglyphiſch dargeſtellten Gegenſtänden ſowie aus den vorſtehenden Zuſammenſetzungen ein Bild der Zuſtände zu machen, die zu den Zeiten der Bildung dieſer Zeichen geherrſcht haben mögen, ſo darf man auf ein von Weſten her eingewandertes und noch manche, wenn auch unklare Erinnerungen an die alte Heimat bewahrendes Volk ſchließen oder auf ein Volk, dem von Weſten gekommen war, was es an Kultur beſitzt, ein Volk, das ſich im Übergange vom Nomadenleben zu Ackerbau und feſtern Wohnſitzen befindet. Noch aber beſteht der Reichtum hauptſächlich in großen Herden: ihr Beſitz gewährt Macht und Einfluß; Schaf- und Rinderdiebſtahl ſind die gewöhnlichſten Verbrechen, der Geſundheitszuſtand, das

Verlaufen eines Tiers hauptsächlicher Gegenstand des Interesses. Die Frau, die der Mann vielleicht noch mit Gewalt raubt, wird als ein untergeordnetes, neidisches, eifersüchtiges Geschöpf betrachtet, das in strenger Zucht gehalten werden muß; ihr liegen der Haushalt und die niedrigen Geschäfte ob. Der Mann bebaut das Feld; für ihn Freiheit und Ansehen, für die Frau Arbeit und Zurückgezogenheit. Ein ausgebildeter (Geister- oder Ahnen-) Kultus scheint zu bestehen; wenigstens deuten die zahlreichen, in derselben Form vielfach bis auf den heutigen Tag erhaltnen Opfergefäße auf umfassende, bis ins kleinste geregelte Gebräuche.

C. Die mythische Zeit.

Nach der Ansicht der Chinesen hat sich die Welt aus dem eiförmigen Chaos entwickelt, aus dem zuerst die lebendige Kraft, der große Odem, das Leben (Tai Chi) hervorgeht, durch dessen Einfluß der vorhandne Keim anschwillt und sich in das männliche und das weibliche Prinzip (Yin und Yang) teilt. Rein, licht und leicht steigt das Männliche empor und bildet den Himmel; das unreine, dunkle und schwere Weibliche sinkt nieder und bildet die Erde; beide sind heute noch, zerstörend und erneuernd, fortwährend thätig. Nach dieser Teilung entsteht aus ihnen (wird geschaffen) Panku, der oft mit Hammer und Meißel dargestellt wird, als die Erde bildend; doch wird von ihm auch erzählt, daß nach seinem Tod aus seinem Atem der Wind, aus seiner Stimme der Donner, aus seinem linken Auge die Sonne, aus seinem rechten der Mond, aus seinem Blute die Flüsse, aus seinen Haaren die Bäume und Pflanzen, aus seinem Fleische der Boden, aus seinem Schweiße der Regen und aus dem auf ihm lebenden Ungeziefer die Menschen entstanden seien. Panku ist der Stammvater des ersten Herrschergeschlechts, der himmlischen Kaiser, 13 Generationen; ihnen folgen die irdischen, 11 Generationen, und die menschlichen, 9 Generationen. Auf diese folgen: das Zeitalter der fünf Drachen (Brüder), das von Shih ti, 59 Generationen, von Ho lo, 3 Generationen, von Lientung, 6 Generationen, von Su ming, 4 Generationen und von Sun fei, 22 Fürsten, die durch ihr Beispiel bildend auf die Menschen einwirken.

Das achte Zeitalter ist das von Yin ti, 13 Herrscher, unter denen Yü chao, der im Neste lebende, und Sui jen hervorragen. Sui jen, der chinesische Prometheus, erzeugte Feuer durch die Reibung von zwei Hölzern; auch soll er eine Art Knotenschrift erfunden haben, während Yüchao die Menschen Wohnstätten zu bauen lehrte, als sie von der reinen Pflanzenkost zur Fleischnahrung übergegangen waren und sich so die bis dahin friedlichen Tiere zu Feinden gemacht hatten. Das neunte Zeitalter: von Shan tung, umfaßt fünf Herrscher, die meistens auf wunderbare Weise empfangen und geboren wurden. Fu h(f)i (angeblich 2852—2738 v. Chr.) mit dem Körper einer Schlange und einem Ochsen- oder Menschenkopfe mit zwei hörnerartigen Auswüchsen, lehrt die Menschen fischen, sowie die sechs Haustiere züchten und zum Lebensunterhalte verwenden; ihm bringt das Drachenpferd auf seinem Rücken die Schrift des Lo-Flusses, die zur Erfindung der acht Diagramme (Pakwa) geführt haben soll. Fuhi soll in Gemeinschaft mit Tsangki, den andre freilich 600 Jahre später setzen, die erste Buchstabenschrift erfunden haben; ihm wird auch die Einführung von Familiennamen und musikalischen Instrumenten zugeschrieben. Sein Nachfolger Shen nung (Yen Ti; angeblich 2737—2705), der göttliche Ackerbauer, mit Menschenleib und Ochsenkopf, erfindet den Pflug, dessen Gebrauch nebst der Kenntnis der fünf Getreidearten er dem Volke beibringt, entdeckt die medizinischen Eigenschaften der Pflanzen und führt Märkte und Tauschhandel ein. Auf ihn folgen sieben weitre Generationen. Dies letzte Zeitalter zeichnet sich dadurch aus, daß die Herrschergewalt sich in der Familie vererbt.

Für die Dauer der mythischen Zeit, d. h. bis Huang ti (2704 v. Chr.), werden von einigen chinesischen Schriftstellern 2,264,777 Jahre, von andern eine Million Jahre mehr gerechnet.

D. Die sagenhafte Zeit.

Die sagenhafte Zeit geht nach einigen bis Yü, d. h. bis zum Beginne der Hsia-Dynastie, 2205 v. Chr., nach andern bis zum Anfange der Chau-Dynastie, 1122 v. Chr. Wie Karl Arendt in seinen „Synchronistischen Regenten-Tabellen zur Geschichte der chinesischen Dynastien" hervorhebt, weichen die von den verschiednen Geschichtschreibern und Handbüchern gegebnen Daten erheblich voneinander ab. Namentlich rechnen die „Bambusbücher", die 279 n. Chr. im Grabe des 319 v. Chr. gestorbnen Königs Hsiang von Wē gefundnen Bambustafeln, die die mythische und sagenhafte Geschichte sowie die Annalen von Chin und Wē enthalten, weniger, zu Anfang 213 Jahre; Übereinstimmung tritt erst mit dem Jahre 850 v. Chr. ein.

Das Zeitalter Suh yi umfaßt die folgenden Herrscher: Huang Ti, 2704—2595 v. Chr., residiert in Chili; Sha Hao, 2594—2511, sein Sohn, residiert in Shantung; Chuan hsü, 2510—2433, Neffe des vorigen, residiert in Chili; Ti Ku, 2432—2363, sein Neffe, residiert in Honan; Ti Chi, 2362—2358, Sohn des vorigen, wird abgesetzt; Yao, 2357—2258, sein Bruder, residiert in Shansi; Shun, 2258—2206, Schwiegersohn Yaos, residiert in Shansi. Fu hi, Shen nung, Huang Ti, Yao und Shun werden häufig gemeinsam als die „Fünf Kaiser" bezeichnet, ein Name, der auch auf das ganze Zeitalter übergegangen ist, obgleich es eine größre Zahl von Herrschern umfaßt. Vieles in der Geschichte der Kaiser dieser Zeit ist Sage. Die Entwicklung des Volks schreitet nur langsam vor; es muß, selbst nach Ansicht der Chinesen, auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden haben, da unter Huang Ti die Benutzung bemasteter ausgehöhlter Baumstämme zu Booten als etwas Neues aufgeführt wird und derselbe zuerst die fünf Farben (grün oder rot, blau, schwarz, gelb und weiß) nach denen der Vögel und Blumen bestimmt haben soll. Als Beginn einer langandauernden staatlich-sozialen Ackerbauwirtschaft wichtig, ist die Einteilung des Ackerlands in je neun Felder, jedes zu hundert Mau (675,68 Ar). Von diesen Feldern, die in drei Reihen zu je drei Feldern # liegen, sind die acht äußern für das Volk, das mittlere für die Regierung bestimmt, die ihre Interessen, wie die Aufsicht über die Volksfelder, durch besondre Beamte ausüben läßt. Ein solches Feld hieß ein Lin, 3 Lin = 1 Ping, 3 Ping = 1 Li, 5 Li = 1 J, 10 J = 1 Du, 10 Du = 1 Shy, 10 Shy = 1 Chau; aus dem Chau (Bezirk oder Provinz) scheinen sich die spätern Lehnsfürstentümer entwickelt zu haben.

In die Regierungszeit Shuns fallen die Arbeiten Yüs, die den Inhalt eines „der Tribut von Yü: Yü Yükung" betitelten Abschnitts (III. 1) des Shuking, bilden. Von vielen sind sie nach dem Beispiele der chinesischen Erklärer als die Erzählung einer großen Flut und der von Yü unternommnen Arbeiten zu ihrer Ableitung aufgefaßt worden, von Richthofen und andern nach ihm besser als ein Abschnitt von besondrer, wenn nicht ausschließlich geographischer Bedeutung. Yü, der es verstanden hatte, sich durch seine Thätigkeit das Wohlwollen Kaiser Shuns zu erwerben, erhielt von ihm seine beiden Töchter zu Gemahlinnen, wurde, da der Sohn des Kaisers sich als unwürdig erwies, zu seinem Nachfolger bestimmt und schlug seine Residenz in Shansi auf.

Yü war der erste Kaiser der Hsia-Dynastie, die mit 17 rechtmäßigen Herrschern von 2205 bis 1766 regierte. Die Zwischenzeit von 2118—2079, während deren der Usurpator Han Cho herrschte, ist das bewegteste Stück dieses Zeitalters. Der Enkel Yüs, Tai Kang, war ein ausschweifender Fürst, der nach neunundzwanzigjähriger Regierung 2160 abgesetzt wurde; ihm

folgte sein jüngrer Bruder Chung kang. Dessen Sohn Ti Hsiang wurde 2119 von Han Cho besiegt, der alle Angehörigen der Yü-Familie ermorden ließ. Der Kaiserin war es aber gelungen, zu entfliehen; sie gebar auf der Flucht einen Sohn, Shao Kang, der nach vielfachen Abenteuern im Jahre 2079 den Usurpator tötet. Der letzte Kaiser dieser Dynastie Ti Kuei (Chiĕ) und seine Gemahlin Mei hi werden als ausschweifende Tyrannen geschildert, deren Herrschaft thatsächlich bereits 1783 durch Lü, Prinzen von Shang, einen Nachkommen Huang Tis, ein Ende gemacht wird. Doch erst 1766 besteigt Lü als Cheng Tang und erster Kaiser der Shang- (seit 1401 auch Yin genannten) Dynastie, die bis 1122 regierte, den Thron. Auch über die 28 Fürsten dieser Dynastie, von denen in den Annalen meistens nur die Namen aufgeführt werden, ist wenig zu berichten. Cheng Tang (1766—54), der seine Residenz in Honan aufschlug, war ein kräftiger und gerechter Herrscher. Unter seinen Nachfolgern wurde die Residenz häufig verlegt: nach verschiednen Plätzen in Honan, nach Shantung, Chili und Shensi (bei Singanfu).

Der letzte Kaiser Chau hsin (1154—22), wie der letzte der Hsia ein grausamer Tyrann, dem ebenfalls eine entartete Fürstin, Tan ki, zur Seite steht, wird durch Wu wang von Chau entthront. Die Feindseligkeit zwischen beiden Familien scheint schon lange bestanden zu haben, zum mindestem seitdem Tan fu, der „alte Herzog" (Ku kung), seinem Gebiete 1327 den Namen Chau beigelegt hatte. Sein Enkel Wen wang (König Wen) oder Hsi po (Häuptling des Westens) versucht, nach den chinesischen Schriftstellern, vergeblich den Kaiser auf bessre Wege zurückzuführen; er stirbt 1135. Sein Sohn Wu wang endlich steht gegen Chau hsin auf und besiegt ihn in der Schlacht bei Mu 1122, worauf sich der Kaiser mit seinen Weibern und Schätzen in seinem Palaste verbrennt. Wu wang besteigt den Thron 1122; mit ihm beginnt die Chau-Dynastie (bis 249 v. Chr.). Der Beginn der geschichtlichen Zeit wird gewöhnlich in das Jahr 875 gesetzt wegen einer in diesem Jahr am 29. August beobachteten Sonnenfinsternis, der unter der Regierung des Kaisers Yü wang Erwähnung geschieht, weil man damit ein Datum genau feststellen kann; es liegt aber kein Grund vor, nicht bereits mit der Chau-Dynastie die historische Zeit anfangen zu lassen.

E. Die Religion, die Philosophie und die Kultur der alten Chinesen.

a) Die Religion.

Die altchinesische Religion, über deren Ursprung nichts bekannt ist, kennt ein höchstes Wesen, den Himmel, Tien, verkörpert als höchsten Herrscher, Shang ti. Sie ist indessen weit entfernt davon, ein reiner Monotheismus zu sein; vielmehr ist die ganze Natur von himmlischen, irdischen und menschlichen Geistern belebt, die als solche Einfluß ausüben und Verehrung genießen. Zu den ersten gehören Sonne, Mond, die Planeten und einzelne Sternbilder, zu den zweiten Berge, Meere, Ströme, Flüsse, Quellen, Bäume und andres mehr; außerdem gibt es einen besondern Schutzgeist des Reichs und die Geister des Bodens: früher für jedes einzelne Fürstentum, jetzt für jede einzelne Stadt und Örtlichkeit, Schutzgeister des Ackerbaus, der Saaten, des Herds u. s. w. Zu den dritten endlich gehören die Geister der Verstorbnen in ihren Beziehungen zur Familie, d. h. die Ahnen, und die Geister hervorragender Menschen. Einen Priesterstand besaß und besitzt die Religion nicht: der Kaiser ist ihr Hoherpriester, der einzelne Handlungen wie die Gebete im Himmelstempel nur persönlich vollbringen, bei andern sich zeitweilig oder dauernd durch Beamte vertreten lassen darf. In der doppelten Eigenschaft als Kaiser und als Vater des Volks übernimmt er dem Himmel gegenüber die Verantwortlichkeit für das Verhalten seiner Unterthanen und erblickt in Landplagen die Folgen eigner Fehlerhaftigkeit.

b) Die Philosophie.

Neben der Religion, die nur durch den Ahnendienst und die damit verbundnen Gebräuche mit dem Volke zusammenhängt, bestehen seit alter Zeit zwei philosophische Richtungen: eine beschaulich metaphysisch-theosophische, aus der sich der Taoismus entwickelt hat, und eine ethisch-politische, die als Confucianismus bekannt geworden ist. Aber weder Lao tsze noch Kung fu tsze (latinisiert Confucius) sind die Schöpfer der ihnen zugeschriebnen oder nach ihnen benannten Lehren gewesen; beide haben im Gegenteile stets ausdrücklich betont, daß sie nur Verkünder und Erklärer der Lehren frührer Weisen seien. Für den Confucianismus ist der Beweis dafür außerdem dadurch erbracht, daß seine sogenannten klassischen Werke, die gemeinhin als die „Fünf King" und „Vier Shu", oft auch als die „Dreizehn King" bezeichnet werden, einer viel ältern Zeit als Kung fu tsze angehören.

Die großen Klassiker sind nach dieser Einteilung: 1) das Jking (Buch der Verwandlungen), war dazu bestimmt, die für Wahrsagezwecke gebrauchten, aus ganzen und gebrochnen Linien zusammengesetzten acht Trigramme und die daraus weiter entwickelten 64 Hexagramme zu erklären; diese Zeichen, die in die mythische Zeit (vgl. S. 60) hinüberreichen, sind unzweifelhaft älter als das 13. Jahrhundert v. Chr. Wen wang von Chau, der Vater, und Chau kung, der Bruder des ersten Kaisers dieser Dynastie, sollen die im Jking bewahrten Erklärungen dieser Zeichen gegeben haben; die weitern zehn Abteilungen des Werks werden, wohl irrtümlich, Kung fu tsze zugeschrieben. 2) Das Shu king (Buch der historischen Aufzeichnungen), enthält die von 2357 bis 627 v. Chr. reichenden Überreste einer einst viel umfangreichern Sammlung geschichtlicher Vorgänge und Zeugnisse. Die Zusammenstellung dieses Werks wird ebenfalls Kung fu tsze zugeschrieben; aber die erste Erwähnung seiner Verfasserschaft findet sich erst im 2. Jahrhundert v. Chr., d. h. 350 Jahre nach seinem Tod. Überhaupt hat Kung fu tsze während seines Lebens durchaus nicht die Rolle gespielt, die ihm nach seinem Tode hauptsächlich nach dem Vorgehen Shi Huang tis (220—210; vgl. unten, S. 73) zugefallen ist, als die Litteraten eine Fahne brauchten, um die sie sich scharen konnten. In seinem Geburtsfürstentume Lu wurden ihm nach seinem Tod auf Befehl des Herzogs Tempel errichtet, in denen vierteljährliche Opfer gebracht wurden; doch erst 1 n. Chr. verlieh ihm Kaiser Ping Ti aus der ältern westlichen Han-Dynastie nachträglich einen Ehrentitel, und erst 57 n. Chr. wurden Opfer für ihn in allen kaiserlichen und Landes-Schulen eingeführt. Bis 609 n. Chr. teilte er diese Ehren mit Chau kung, dem Herzog von Chau, und erst 628 wurden ihm außerhalb Lus eigne Tempel geweiht; keine Dynastie hat aber so viel für seine Ehrung gethan, wie die jetzt regierenden Mandschu. 3) Das Shi king (Buch der Lieder), enthält 305 Lieder, am besten wohl als Volkslieder zu bezeichnen, und Festgesänge für verschiedne Gelegenheiten aus der Zeit von 1765—585 v. Chr. Auch das Shi king wird wohl unberechtigterweise dem Kung fu tsze zugeschrieben; jedenfalls haben ein Shi, wie auch ein Shu lange Zeit vor ihm bestanden. 4) Das Chau li, die Staatseinrichtungen (Staatskalender) der Chau-Dynastie, angeblich aus dem 12. Jahrhundert v. Chr.; es ging wie die meisten andern Bücher unter der Chin-Dynastie verloren und wurde erst 40 n. Chr. wieder entdeckt. 5) Das Jli (Buch der Zeremonien), besteht in seiner heutigen Form aus zwei im 2. Jahrhundert n. Chr. wieder aufgetauchten Texten. Erwähnt wird ein Jli durch Meng tsze; doch hat ein solches jedenfalls schon zu Zeiten des Kung fu tsze, wenn nicht vor ihm, bestanden. 6) Das Liki (auch: Buch der Zeremonien), ist wahrscheinlich eine Arbeit aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., das ältere Erklärungen über die im Jli behandelten Fragen enthält. In ihm befindet

ſich der ſogenannte Kalender der Hſia-Dynaſtie, der, wäre er echt, aſtronomiſche Daten gäbe, die 2000 Jahre älter als die chriſtliche Zeitrechnung wären. 7—9) Das Chun chiu (Chronik des Kung fu tſze), eigentlich Herbſt und Frühling, d. h. Jahrbuch, enthält die Chronik des chineſiſchen Reichs von 722—484 v. Chr., nach den Fürſten von Lu geordnet. Das Werk, von Meng tſze dem Kung fu tſze zugeſchrieben, iſt eine trockne und unvollſtändige Arbeit, ein Knochengerüſt, das erſt durch die Zuſätze der drei Erklärer Tſo chiu ming, Kung yang und Ku liang Fleiſch und Intereſſe erhalten hat. 10) Das Lun Yü, die Geſpräche des Kung fu tſze: Ausſprüche des Weiſen, von ſeinen Schülern geſammelt. 11) Die Werke des Meng tſze, nach einigen ein Werk des Philoſophen ſelbſt, der von 371—288 v. Chr. lebte, nach andern von ſeinen Schülern verfaßt; ebenfalls eine Zuſammenſtellung von Ausſprüchen dieſes Meiſters. 12) Das Hſiao king (Buch der kindlichen Liebe), angeblich von Kung fu tſzes Enkel Tſze ſze, nach Geſprächen des Kung fu tſze mit einem ſeiner Schüler; es behandelt die Frage der Erfüllung der Pflichten der kindlichen Liebe, die auch die zwiſchen Herrn und Diener umfaſſen. 13) Das Wörterbuch Urhya, aus dem Jahre 500 v. Chr., enthält angeblich bis in das 13. Jahrhundert zurückgehende Teile. 14) Das Tahio (große Lehre), ebenfalls dem Enkel des Kung fu tſze zugeſchrieben, lehrt Tugend zu bethätigen, das Volk zu erziehen und in der Vollkommenheit zu beharren. 15) Das Chung yung (unveränderliche Mitte), ein Werk des Enkels des Kung fu tſze, lehrt, daß das, was der Menſch vom Himmel empfangen habe, ſeine Natur ſei; daß, wer in Übereinſtimmung mit ihr handle, auf dem Pfade der Pflicht wandle, und daß der Menſch dieſen Pfad durch Unterweiſung zu gehen lerne. Jeder, beſonders aber der Fürſt, müſſe durch ſein Beiſpiel wirken und, um dadurch Einfluß ausüben zu können, ſelbſt nach Vollkommenheit ſtreben; der Weg nach dieſem Ziele liege aber in der Mitte. 16) Das Tſhu ſhu (Bambusbücher), deren Urſprung ſchon früher (S. 61) erwähnt worden iſt. Die mit mehr als 100,000 Zeichen beſchriebnen Bambustäfelchen enthielten außer den Jahrbüchern eine Abſchrift des Jking und dreizehn andrer, zum Teile ſehr phantaſtiſcher Werke. Ein unechtes, aber wegen ſeiner großen Menge von Überlieferungen geſchätztes Werk iſt das aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. ſtammende Kung tſze kia yu (Ausſprüche des Kung fu tſze im Kreiſe ſeiner Schüler).

Die meiſten der aufgeführten Werke ſind, mit Ausnahme des Jking, der Werke des Meng tſze und des Urhya, bei der Zerſtörung der Bücher unter Shi Huang ti (vgl. S. 73) verloren gegangen und teilweiſe erſt nach längerer Zeit wieder zum Vorſcheine gekommen: vielfach nur unvollſtändig oder in verſchiednen, nicht übereinſtimmenden Texten. Der Fleiß der Sammler nnd Erklärer hat dann hergeſtellt, was herzuſtellen war; aber die chineſiſche Kritik hält ſelbſt viele der amtlich als echt anerkannten Stellen für zweifelhaft oder gefälſcht. Trotzdem müſſen die klaſſiſchen Werke der Chineſen, wie ſie heute vorhanden ſind, als ein treues Bild der Zeiten angeſehen werden, in denen ſie entſtanden ſein ſollen, oder wenigſtens wie ſie den ſpätern Chineſen erſchienen ſind.

Von der andern Richtung, dem Taoismus, beſtehen keine ältern Werke als das dem halb ſagenhaften Lao tſze zugeſchriebne Tao teh king, das Buch des Wegs und der Tugend. Li R, wie der eigentliche Name Lao tſzes (des alten Knaben), gelautet hat, ſoll 604 v. Chr. geboren worden und 517 nach einer (kaum geſchichtlichen) Zuſammenkunft mit Kung fu tſze verſchwunden ſein. Vielfache im Tao teh king mit den Worten „Ein Weiſer“, „Ein Alter“ eingeſchaltete Anführungen beweiſen, daß die Lehren Lao tſzes ebenfalls nicht neu geweſen ſein können. Was Lao tſze als das Ergebnis der Weisheit frührer Zeiten empfiehlt, iſt vollſtändige

Enthaltung und Beſchaulichkeit. Die Bedeutung des Worts Tao iſt nie ganz aufgeklärt oder verſtanden worden; wie das helleniſtiſche „Logos“ iſt es Urſache und Wirkung zugleich. Lao tſze ſagt vom Tao: „Es war unbeſtimmt und vollkommen, vorhanden vor Himmel und Erde. Ruhig war es und nicht greifbar, allein und unwandelbar, alles erfüllend und unerſchöpflich, die Mutter aller Dinge. Ich weiß ſeinen Namen nicht, und ich bezeichne es als Tao. Ich ſuche nach ſeinem Namen, und ich nenne es das Große. Groß fließt es für immer; es entfernt ſich und kehrt zurück. Darum iſt das Tao groß.“ Eine andre Stelle hat die Vermutung hebräiſcher Einflüſſe hervorgerufen. „Wir ſchauen nach dem Tao, und doch ſehn wir es nicht: es iſt farblos; wir horchen nach ihm, und wir hören es nicht: es iſt tonlos; wir verſuchen, es zu ergreifen und können es nicht faſſen: es iſt körperlos. Was farb-, ton- und körperlos iſt, kann nicht beſchrieben werden; darum nennen wir es: Eins.“ Die Thatſache, daß farblos, tonlos und körperlos in dem chineſiſchen Texte Ji, hi, wei lauten, hat Abel Rémuſat, Viktor von Strauß und Joſeph Edkins auf den von faſt allen andern Sinologen bekämpften Gedanken gebracht, daß Lao tſze damit habe den hebräiſchen Jehovah ausdrücken wollen. Wahrſcheinlicher iſt, daß allerdings auch nicht nachweisbare indiſche Einflüſſe auf die Entwicklung dieſer Beſchaulichkeitslehre eingewirkt haben. Kosmogoniſch ſteht Lao tſze auf dem alten chineſiſchen Standpunkte: „Das Tao brachte Eins hervor; Eins Zwei und Zwei Drei. Drei brachte alles hervor. Alles läßt hinter ſich die Dunkelheit, aus dem es kam, und geht vorwärts zum Lichte, während der Odem der Leere es vervollkommnet“; d. h. aus dem Urchaos, das alle Keime enthält, aber, weil unkörperlich, als Leere bezeichnet wird, entwickelt ſich die hier zweigeteilte, männliche und weibliche Kraft, welche die tote Form ſchafft, dargeſtellt durch ihre drei höchſten Erſcheinungen Himmel, Erde und Menſch, denen der Odem das Leben gibt.

Die weitere Entwicklung der Taolehre läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß ſeine Höhezeit die des Kampfs gegen den Confucianismus und der ſcharfen Kritik Kung fu tſzes war; Chwang tſze, Lieh yu kan (lateiniſch Licius) und vielleicht auch Chang Chu, bei dem Epikureismus und Kynismus etwas zu ſcharf hervortreten, ſtehen als Denker hoch über Kung fu tſze und auch über Meng tſze (Meng ko, Mencius, 371—289 v. Chr.), der ſelbſt ſeinen Meiſter weit übertrifft. Aber ſchon zur Zeit des Meng tſze beginnt die alchimiſtiſch-nekromantiſche Richtung, die immer im Taoismus gelegen zu haben ſcheint, ſchärfer hervorzutreten und gewinnt allmählich ganz die Oberhand; mit der ſich daraus ergebenden zunehmenden Verflachung der Lehre wenden ſich die Tao-Prieſter immer mehr von der Beſchäftigung mit der Philoſophie ab und der Ausbeutung des Aberglaubens zu. Wo ſie trotzdem Einfluß auf Fürſten und Staatsmänner erworben haben, iſt er ſtets der geſunden Entwicklung nachteilig geweſen.

Im Gegenſatze zu dieſem Herabgehen des geiſtig urſprünglich höher ſtehenden Tao-Tums hat ſich die trockne Weltweisheit des Kung fu tſze und ſeiner Schule auf ihrer alten Stufe behauptet und übt bis auf den heutigen Tag ihren Einfluß auf die Chineſen unvermindert aus. Was der Confucianismus lehrt, iſt die Kunſt, ein guter Hausvater, Beamter, Miniſter, Landesherr und Kaiſer zu werden, die Pflichten der eignen Stellung zu erfüllen und darauf zu ſehen, daß die Untergeordneten, Kinder und Volk wie Beamte, dies auch ihrerſeits thun. Mit der Liebe des Kinds zu ſeinem Vater beginnend und mit der des Kaiſers zu ſeinem Volk endigend, umfaßt die Philoſophie dieſer Schule die ganze Stufenleiter der menſchlichen Beziehungen: zwiſchen Fürſt und Miniſter, Vater und Sohn, Ehemann und Ehefrau, älterm und jüngerm Bruder, Freund und Freund, und hat damit einen Halt über die Lebensführung des Einzelnen und der Geſamtheit erworben, den bisher nichts zu erſchüttern vermocht hat (vgl. S. 66 oben).

c) Der Kulturzustand der alten Chinesen.

Selbstverständlich hat eine so hohe geistige Entwicklung, wie Taoismus und Confucianismus sie aufweisen, und wie sie nach dem Zeugnisse der großen Erklärer dieser Lehren und den in den klassischen Werken enthaltnen Belegen schon lange vor der Zeit des Lao tsze und Kung fu tsze bestanden haben muß, nur auf dem Boden einer allgemeinen Bildung und einer verhältnismäßig hohen Kultur stattfinden können. Im Chau li, I li und Li ki finden wir Beweise für eine streng durchgebildete Verwaltung. Die Rechte und Pflichten aller Schichten des Volks sind bis auf das kleinste vorgezeichnet. Jede Jahreszeit hat ihre bestimmten Aufgaben. Alle bei Begräbnissen, Empfängen, Einweihung von Tempeln, Festmahlen und Trinkgelagen, Bogenschießen u. s. w. zu beobachtenden Handlungen sind genau vorgesehen und angeordnet. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und die von diesen gegenüber jenen zu beobachtenden Formen sind vorgeschrieben.

Der Bewaffnung und den Bewegungen der Truppen, denen die Befehle durch Signale erteilt werden, wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Mit ein, zwei, drei und vier Pferden nebeneinander bespannte offne und bedeckte zweiräderige Wagen sind im Gebrauche; für den Krieg dienen mit zwei Pferden bespannte Wagen, die drei Personen tragen: den Wagenlenker, einen Lanzenträger und einen Bogenschützen; der Kaiser zieht mit 10,000 Wagen ins Feld. Reiterei scheint in den ältesten Zeiten nicht verwendet worden zu sein; aber schon im 2. Jahrhundert n. Chr. finden sich Abbildungen von Reiterkämpfen. Die Waffen sind Spieß, Hellebarde, Schwert, Keule und Axt, Bogen und Pfeile und Armbrüste; Schutzwaffen scheinen ein kleiner Schild und ursprünglich wohl aus Leder gefertigte Harnische gewesen zu sein, denen bald Ketten- und Plattenpanzer folgen.

Auch in den Künsten des Friedens hatten die Chinesen tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die Bronzegefäße, angeblich aus der Hsia-, Shan- und Chau-Dynastie, von denen einzelne wohl bis auf die heutige Zeit erhalten sind (im Po ku tu lu, dessen erste Ausgabe aus den Jahren 1119—1126 stammt, und im Si tsing Kan kien, dem auf Befehl des Kaisers Kien lung 1759 herausgegebnen Werk über seine Sammlung von Altertümern, befinden sich zahlreiche Abbildungen davon), zeigen vortreffliche Arbeit und reiche, oft Tiergeschlinge darstellende Ornamente; auch größere und kleinere Glocken und Schellen finden sich vielfach. Schöne Nephritarbeiten, besonders Opfergefäße, Teller und Endstücke für Wagendeichseln, sind ebenfalls in großer Anzahl vorhanden. Die Seidenweberei muß weit vorgeschritten gewesen sein, und die Aufmerksamkeit, die ihr auch an den Höfen des Kaisers und der Fürsten entgegengebracht wurde, hat sicherlich auf ihre Entwicklung vorteilhaft eingewirkt. Über Töpferei ist wenig bekannt. Aus dem 2. und 3. Jahrhundert v. Chr. liegen bestimmte Beweise für die Herstellung von thönernen Gefäßen und namentlich Dachziegeln vor; aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß irdene Ware schon viel früher angefertigt worden sei. Porzellan dagegen stammt erst aus dem 6. oder 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung (vgl. S. 109).

Über die Erfindung der Schriftzeichen ist nichts Bestimmtes bekannt. Aus dem wohl dem 12. Jahrhundert v. Chr. entstammenden Chau li geht hervor, daß in jedem neunten Jahre die Geschichtschreiber der verschiednen Fürstentümer zur Vergleichung der Aussprachen und Schriftzeichen in der Reichshauptstadt zusammenkamen. Nach einem Lexikographen des 12. Jahrhunderts n. Chr., Tai tung, haben die ersten kraftvollen Fürsten der Chau-Dynastie in dieser

Erklärung des altchinesischen Steinreliefs.

Am Fuße des Höhenzugs Wu che shan (Ts'e yun shan) im Bezirke von Kia siang (Shantung) befindet sich die umfangreiche und für unsre Kenntnis der altchinesischen Steinbildhauerei überaus wichtige Grabanlage der Familie Wu, die im zweiten nachchristlichen Jahrhundert geblüht hat.

Wu ting (Kao Tsung, 1324—1266); 20. Kaiser der Shang-Dynastie, angeblicher Ahnherr der Familie Wu

Wu N. N.

Wu She kung	Wu Suei tsung (Leang) † 151 n. Chr.		Wu King hing	Wu K'ai ming, General in der Provinz Wu	
Wu Chung chang	Wu Ki chang	Wu Ki li		Wu Siuen chang (Pan)	Wu sian ho (Jung) † 169
	?			* 115, † 145 als Befehlshaber von Tuenhang (Kansu)	
	Wu Tse-Kiao				

Die von den 4 Söhnen dem gemeinsamen (ungenannten) Vater 147 n. Chr. und dem frühverstorbnen Wu Pan gesetzten Denkmäler sind wegen ihrer Bas-Reliefs, die das Leben und Treiben unter der spätern oder östlichen Han-Dynastie getreulich wiedergeben, auch den neuern Chinesen selbst interessant erschienen: 1786 sind von den Flachornamenten Abklatsche durch Hoang J (Siao sung) genommen worden, ergänzt 1789 durch Li K'o cheng und Lin Chao yung und zuletzt 1820.

Über die Beschaffenheit dieser Reliefs sagt Edouard Chavannes: „Die Personen und die Gegenstände sind flach, erheben sich aber ungefähr 2 mm über die Außenseite des Grundes; man könnte sagen, sie seien mit dem Ausschneideeisen ausgeschnitten und dann auf eine gleichmäßige Fläche aufgeklebt. Die Schatten und die Einzelheiten sind durch Hohlrisse angedeutet." Vgl. auch den Abschnitt über „La pierre sculptée" in Paléologues ‚L'art chinois' (Paris 1887).

Die umstehend wiedergegebnen Bas-Reliefs befinden sich auf dem 6. Steine der vordern Grabkammern, der eine Länge von 2 m und eine Höhe von 0,8 m hat. Die Darstellung zerfällt in zwei Bänder von ungleicher Größe.

Oberes Band. Die zwei letzten Wagen links sind, wie die Inschriften bezeugen, die des Schreibers und des militärischen Befehlshabers. Am äußersten Rande links befinden sich drei Edle auf Pferden, von denen das eine, kühn-ungeschickt gezeichnet, den Kopf rückwärts dreht. Rechts (auf unsrer Wiedergabe nicht mehr sichtbar) hält eine Person einen Schild und ein Schwert, eine zweite eine Armbrust; eine knieende Frau scheint um Gnade zu bitten.

Unteres Band. Ein Kampf, der gleichzeitig zur ebenen Erde, auf einer Brücke und auf einem Flusse mit Booten geführt wird. Zur Rechten (bei uns nur zum kleinsten Teile noch sichtbar) befinden sich, wie die Inschriften sagen, die Wagen des Polizeihauptmanns, des Steuereintreibers und des Schreibers, zur Linken die des Hauptsteuereinnehmers und des Schriftmeisters.

Zum größten Teile nach Edouard Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine au temps des deux dynasties Han (Paris 1893).

Altchinesisches Steinrelief. Flachornamente auf dem sechsten Steine der vorderen Grabkammern der Familie Wu in Shantung, um 150 n. Chr. Y. nat.Gr. Getuve.

Nach dem von Ed. Chavannes in seiner „Sculptures sur pierres en Chine" herausgegebenen Abklatsch gezeichnet von Dr. Franz Sarre.

Beziehung Ordnung und Einheit geschaffen; und in der aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. stammenden „Unveränderlichen Mitte" wird erwähnt, daß es nur dem Kaiser gebühre, die Gebräuche anzuordnen, die Maße festzusetzen und die Zeichen zu bestimmen: jetzt hätten durch das ganze Reich alle Wagen Räder von derselben Form, und alle Schrift werde mit denselben Zeichen geschrieben. Durch Riemchen zusammengehaltne Täfelchen aus Bambus dienten bis nach Kung fu tszes Zeiten zum Schreiben; in diese wurden die Zeichen zuerst eingeschnitten, später mit einer lackähnlichen Flüssigkeit aufgemalt. Die Erfindung oder wenigstens Verallgemeinerung des Haarpinsels stammt erst aus der Zeit nach 220 v. Chr. Später kamen Seide und andre billigere Stoffe zur Verwendung. Papier aus Baumrinde, Hanf, Lumpen und alten Netzen stammt erst aus 105 n. Chr.; indessen ist auch Seide nachweisbar noch bis 418 n. Chr. benutzt worden.

Von ganz besondrem Interesse für unsre Kenntnis der alten Kultur der Chinesen sind die in Shantung an verschiednen Orten noch vorhandnen Überreste der innern Beläge von Grabkammern. Die beiden hauptsächlichsten Fundstellen befinden sich am Wu tsze shan und am Hiao tang shan; an andern Stellen Shantungs sind Platten vereinzelt oder zu zweien und dreien gefunden worden. Sie stammen aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., hauptsächlich von 147—169 und 125—137; doch kann es nach litterarischen Angaben keinem Zweifel unterliegen, daß bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. die Kunst, flache Reliefs darzustellen, in China weit verbreitet gewesen ist. Die auf den innern Belägen der vorerwähnten Grabkammern dargestellten Szenen, deren Kenntnis uns namentlich durch Edouard Chavannes vermittelt worden ist, sind fast ausschließlich den klassischen Werken entnommen; aber sie geben in ihrer Mannigfaltigkeit, bei der Darstellung von Wagen, Reitern, Kampf, Jagd und Fischfang, kaiserlichen Empfängen und feierlichen Aufzügen mit Elefanten, Kamelen und Affen ein charakteristisches Bild von Altchina (s. die beigeheftete Tafel „Altchinesisches Steinrelief").

Einige Abbildungen von Palästen mit reichem äußern Schmucke finden eine vervollständigende Erklärung in einem von Wang Wen kao in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. verfaßten Gedicht über den „Palast der übernatürlichen Klarheit", den König Kung, Sohn des Kaisers King (154—140 v. Chr.), in der zweiten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts zu Lu in Shantung hatte errichten lassen. Wang beschreibt den Palast folgendermaßen: „Ganz oben befinden sich in großer Anzahl Barbaren auf den obern Balken; sie scheinen die Regeln des Anstands zu beobachten, indem sie niederknien, und sie sehn sich einer den andern an; sie haben große Köpfe und den stieren Blick des Geiers; sie haben ungeheure Köpfe mit tiefliegenden Augenhöhlen und machen die Augen weit auf; sie machen den Eindruck von Leuten, die sich an einem gefährlichen Platz befinden und Furcht haben; von Schrecken ergriffen, runzeln sie die Augenbrauen und sind voller Unruhe. Göttliche Wesen sind ganz oben auf dem First; eine Frau aus Nephrit sieht das Fenster an und blickt nach unten. Plötzlich wird der Blick getrübt durch die Menge der Geräusche und Formen, als wenn Dämonen und Geister dort wären. Man hat alle Arten und die Menge der Wesen dargestellt, die im Himmel und auf der Erde sind, die verschiedensten Gegenstände, die merkwürdigsten Wunder, die Götter der Berge, die Geister der Meere. Man hat ihre Bilder dargestellt. Mit roten und blauen Farben hat man die tausend Figuren und die zehntausend Verwandlungen dargestellt. Jedes Ding hat seinen Platz und seine Art; dank der Farbe sieht jedes seiner Gattung ähnlich, durch die Kunst hat man ihr Wesen ausgedrückt. Oben geht man zurück bis zu der großen Trennung (der beiden Elemente aus dem Chaos) und bis zum Anfang des ältesten Altertums; da sind die fünf

Drachen mit zwei Flügeln, Dſen hoang mit ſeinen neun Köpfen, Fu hi mit ſeinem ſchuppenbedeckten Körper; Niu kwa und ſein Oberkörper, der in eine Schlange ausläuft. Das Chaos iſt groß und unförmlich; ſein Ausſehen iſt roh und unbearbeitet. Und hier erſcheinen, glänzend von Licht, Hoang ti, Tang und Yü; ſie haben den Wagen hien und den Hut nien; ihre Mäntel und ihre Kleider ſind verſchiedne Kleidungsſtücke. Unten kommt man zu den drei Dynaſtien (den Hſia, Yü und Chau); hier ſind die kaiſerlichen Lieblingsfrauen und die Häupter der Aufſtände, die treuen Unterthanen und die frommen Söhne, die hervorragenden Männer und die tugendhaften Frauen; die Weiſen und die Dummen, die Sieger und die Beſiegten; es gibt niemand, der nicht vorhanden wäre. Die böſen Beiſpiele ſind da, um die Welt vom Schlechten abzuwenden, die guten, um die Nachwelt zu lehren.“ Die auf den Tafeln der Grabkammern abgebildeten Paläſte zeigen Vögel (Pfauen, Faſanen, Trappen, Eulen, Reiher, Krähen) und ſpielende Affen, auch einen auf einen Haſen ſtoßenden Falken auf den Firſten der Dächer und auf den breiten, dachförmigen Bedeckungen anſcheinend freiſtehender Säulen; andre Tafeln enthalten Abbildungen fabelhafter Weſen aus der mythiſchen Zeit und Bilder der alten Kaiſer und Helden, die den von Wang beſchriebnen ähneln.

F. Die ältere Geſchichte Chinas.

a) Die Chau-Dynaſtie (1122—249 v. Chr.).

Der Sitz der Vorfahren der Chau hatte urſprünglich in der Nähe des jetzigen Pinchau am mittlern Laufe des Ching-Fluſſes gelegen, eines linken Nebenfluſſes des Wei, der ſich ſelbſt wieder in den Hoangho ergießt. Von den Ti-Barbaren (S. 58) bedrängt, die er weder durch Geſchenke noch durch Tributzahlungen hatte gewinnen können, hatte ſich der erſte Herzog von Chau, Tanfu (S. 62), 1327 v. Chr. ſüdlich auf dem halben Wege zwiſchen Ching und Wei, auf den Chi-Bergen (Chi ſhan), niedergelaſſen. Sein Sohn Wen wang verlegte dann die Reſidenz noch weiter ſüdlich auf das rechte Ufer des Wei an den Feng, in die Gegend des heutigen Singanfu in Shenſi. Die Annahme, daß Volk und Dynaſtie der Chau tatariſchen Urſprungs geweſen ſeien, hat manches für ſich, ſo beſonders das in ihrer Zeit zu beobachtende Eindringen ſchamaniſcher Einflüſſe in die Staatsreligion. Hexen und Zauberer nehmen unter den Chau eine amtliche Stellung ein; ſie ſind die ſtändigen Begleiter der Fürſten, und es geſchieht kaum etwas in Staat oder Familie, ohne daß ſie nicht vorher befragt worden wären. Ebenſo dürften die Menſchenopfer (bei Begräbniſſen), die im Shiking, im Liki, bei Meng tſze erwähnt werden und bis in die Anfänge der jetzt regierenden Mandſchu-Dynaſtie (Mitte des 17. Jahrhunderts) vorkommen, auf tatariſche Einflüſſe zurückzuführen ſein.

α) Die Schickſale der Chau bis 600 v. Chr.

Die Schaffung einer großen Anzahl von Lehnsſtaaten durch den erſten und zweiten Herrſcher der Dynaſtie läßt ſich vielleicht auf das doppelte Bedürfnis zurückführen, einerſeits durch die Belehnung von Verwandten und Dienern die eigne Macht zu ſtärken, anderſeits ſich Freunde unter den vorhandnen Großen zu erwerben. So werden neben 15 Brüdern des erſten Herrſchers auch den Nachkommen der fünf Kaiſer, andrer Herrſcher und verdienter Staatsmänner Lehen, im ganzen 55, verliehen; außerdem aber beſteht noch oder wird geſchaffen eine große Anzahl (angeblich bis 1800) von kleinern und größern Reichsunmittelbaren. Die Größe der Lehen wurde nach dem Range der Beliehnen geregelt und ſcheint zwiſchen 100 Li für

Fürſten und Grafen und 50 für einfache Edle geſchwankt zu haben. Von den größern Lehen, von denen 125 mit Namen erhalten ſind, lagen Chi, Lu, Tſao in Shantung, Yen in Chili beim heutigen Peking, Tſin, von dem ſich ſpäter Chao, Han und We abzweigten, in Shanſi, alle nördlich vom Hoangho; ſüdlich davon in Honan: Chen, Cheng (zuerſt in Shenſi), Sung, Tſai, Wei; in Shenſi, weſtlich von dem großen Bogen des Hoangho: Chin (Tſin); am mittlern Yangtſze in Hukuang: Chu; endlich Wu im heutigen Kiangſu und Yue in Chekiang. Mit der Schaffung dieſer Lehnsſtaaten wurde aber auch der Grund zum Untergange der Dynaſtie gelegt; mit dem Niedergange der kaiſerlichen Gewalt wuchs die Macht der großen Territorialherren, die zuerſt ihren Ausdruck in Familienzwiſtigkeiten innerhalb der Fürſtentümer ſelbſt, dann in Kämpfen zwiſchen den verſchiednen Lehnsſtaaten fanden.

Das erſte Zeichen in dem Wechſel der Beziehungen zwiſchen Kaiſer und Fürſten war ein Aufſtand in Lu und die Thronbeſteigung Tſis, des Mörders ſeines Bruders (1039), ohne daß der Kaiſer Chao wang eingegriffen hätte. Mu wang (1001—946) ſpielt eine große Rolle in der ſpätern taoiſtiſchen Litteratur; vermutlich auf Grund eines thatſächlich von ihm ausgeführten Kriegszugs gegen einen Stamm der Djung wird erzählt, daß er der Si Wang mu, der weſtlichen königlichen Mutter, die im Kwenlun ihren Wohnſitz gehabt haben ſoll, einen Beſuch abgeſtattet habe, den die Bambusbücher mit vielen Einzelheiten phantaſievoll ſchildern. Li wang (878—827) wurde 842 wegen ſeines ſchlechten Lebenswandels vom Volke verjagt und verbrachte den Reſt ſeines Lebens in Verbannung, während die Regierung von ſeinen Miniſtern geführt wurde. Sein Sohn Hſüan wang (827—782) unternahm perſönlich oder durch ſeine Generale eine Anzahl von Feldzügen, beſonders gegen die Grenzvölker, die während der Regierung ſeines Vaters von China abgefallen waren, und unterwarf ſie wieder.

Mit ſeinem Sohne Yu wang (781—771) beginnt die „geſchichtliche" Zeit. In ſeine Regierung fällt die Erzählung vom ſchönen Mädchen von Pao, Pao ſſe, das, von dem Fürſten des kleinen Vaſallenſtaats Pao, den er bekriegen wollte, als Geſchenk überſandt, es bald verſtand, ihn vollſtändig in ſeine Feſſeln zu ſchlagen. Die chineſiſchen Geſchichtſchreiber erzählen, daß er, um ſeiner Geliebten ein Lächeln abzulocken, eines Tags die Signalfeuer habe anzünden laſſen, die beſtimmt geweſen ſeien, die Truppen der Lehnsſtaaten zur Hilfe herbeizurufen. Die genarrt zu ſehen, habe ſie wirklich lachen gemacht; als aber einige Jahre ſpäter wirklich ein Einfall der Djung ſtattgefunden habe, ſeien die Fürſten trotz des gegebnen Zeichens nicht herbeigeeilt, und der Kaiſer ſei mit ſeiner Geliebten von den Feinden erſchlagen worden. Sein Sohn und Nachfolger Ping wang (770—720) verlegte die Reſidenz nach der ſchon von Cheng wang, Wu wangs Sohn (1115), gegründeten öſtlichen Hauptſtadt Tung tu in Lo yang. Mit ihm beginnt das Zeitalter der Tung Chau, d. h. der öſtlichen Chau. Die weitere Geſchichte Chinas iſt mehr die der Kämpfe zwiſchen den verſchiednen Lehnsſtaaten als die des kaiſerlichen Hauſes, innerhalb deſſen viel Unordnung herrſchte.

β) Kung fu tſze.

Unter Ling wang (571—544) ward Kung fu tſze (Confucius; vgl. S. 63) aus einer Seitenlinie des Kaiſerhauſes Shang 550 in Lu geboren. Bereits in jungen Jahren erhielt er, vermutlich durch den Einfluß der Familie Ki, einer der drei größten des Fürſtentums, zu der er in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe geſtanden zu haben ſcheint, ein Amt, vertauſchte es aber gegen 517 mit der Lehrthätigkeit, indem er eine Anzahl junger Leute aus den großen Familien um ſich verſammelte, mit denen er im Land umherzog und ſich auch nach der

damaligen Reichshauptſtadt begab. Dort ſoll er, einer ſpätern Überlieferung nach, mit dem viel ältern Lao tſze zuſammengetroffen ſein, der die Stelle eines Aufſehers der Schatzkammer bekleidete. Nachdem er nach Lu heimgekehrt war, brachen dort zwiſchen den drei mächtigſten Familien des Fürſtentums, Ki, Shuh und Mang, Streitigkeiten aus; als dabei der Herzog vertrieben ward, folgte ihm Kung fu tſze in das benachbarte Fürſtentum Tſe. Da er dort keine Anſtellung fand, kehrte er wieder nach Lu zurück; indeſſen dauerte es auch hier 15 Jahre, ehe er ein Amt erhielt, zuerſt als erſter Beamter der Stadt Chung tu, dann als Gehilfe des Oberaufſehers der öffentlichen Bauten und ſchließlich als Juſtizminiſter. In allen drei Stellungen ſoll er Bedeutendes geleiſtet haben, ſchließlich aber den Machenſchaften ſeiner Gegner unterlegen ſein, die in dem Geſchenke von 60 ſchönen Tänzerinnen und Sängerinnen an ſeinen Herzog ihren wirkungsvollſten Ausdruck gefunden hätten. Wahrſcheinlicher iſt, daß die Familie Ki, die ihm die Stellungen verſchafft hatte, ihn auch wieder geſtürzt haben wird, als ſie ſah, daß Kung fu tſze verſuchte, die Macht der großen Lehnsträger im Fürſtentume zu brechen und ihre befeſtigten Städte zu zerſtören. Dem Einfluſſe dieſer Familie wird auch zuzuſchreiben ſein, daß Kung fu tſze, nachdem er jahrelang im Reiche herumgezogen war, ohne eine Anſtellung zu erlangen, erſt 483 als gebrochner Greis nach Lu zurückkehren durfte. Hier iſt er 478 v. Chr., 73 Jahre alt, verbittert durch das Fehlſchlagen aller ſeiner Hoffnungen, geſtorben. Seine letzten Worte waren: „Kein weiſer Herrſcher erſcheint, niemand im ganzen Reiche will mich zu ſeinem Berater machen; es iſt Zeit für mich, zu ſterben.“

Kung fu tſze war ein echter Sohn ſeiner Zeit und ſeines Lands; gerade dies Vermeiden eines Heraus- oder Hinübergehens über die alltäglichen Beziehungen des Lebens dürfte ihm den dauernden Einfluß auf ſeine Landsleute geſichert haben. Einer ſeiner neuern Erklärer ſagt von ihm: „Confucius ſprach mit Vorliebe von dem Gewöhnlichen, Regelrechten und nicht von dem Ungewöhnlichen, Außerordentlichen; er ſprach von dem, was man durch Thätigkeit und darauf beruhende Kraft, und nicht von dem, was man durch überlegne Macht erreichen kann; er ſprach von Zuſtänden der Ordnung und nicht von anarchiſchen Zuſtänden mit ihren Intrigen; er ſprach von menſchlichen und nicht von überirdiſchen Dingen. Er lehrte das Verſtändnis der in den Schriften der Alten enthaltnen Grundſätze, und in Gemäßheit derſelben zu handeln, die Moralität des Herzens und wie den ethiſchen Prinzipien treu zu bleiben.“ Wenn er auf die Frage eines ſeiner Schüler, ob es kein Wort gebe, das als Regel für das Verhalten während des ganzen Lebens angeſehen werden könne, erwidert: „Iſt nicht Gegenſeitigkeit ein ſolches Wort?“ und dann, auf die Vorhaltung eines andern Schülers, ob man nicht Böſes mit Gutem vergelten ſolle, fortfährt: „Und womit ſoll man dann Gutes vergelten? Vergeltet Böſes mit Gerechtigkeit und Gutes mit Gutem“, ſo ſtand er damit ebenſo auf dem Standpunkte der großen Menge (Lao tſze im Tao teh king vertritt ſchon die goldne Regel), wie wenn er die in China damals und noch lange herrſchende Blutrache ausdrücklich beſtätigte.

In der Lehrthätigkeit des Kung fu tſze und ſeinem Herumziehen von einem Fürſtenhofe zum andern etwas Beſonderes ſehen zu wollen, wäre falſch: lange vor ihm und nach ihm ſind in China Leute herumgezogen, meiſtens mit einem ſtarken, oft mehrere Tauſende betragenden Gefolge von Schülern und Anhängern, die vielleicht mit den jüdiſchen Propheten, mit den brahmaniſchen und buddhiſtiſchen Weiſen und den griechiſchen Philoſophen zu vergleichen wären. Halb Rhetoren, halb Politiker, ſuchten ſie an den Fürſtenhöfen Beſchäftigung und Anſtellung; wegen ihrer Anmaßung, ihrer Überhebung und ihrem Beſſerwiſſen, mehr vielleicht noch wegen ihrer materiellen Anſprüche nirgends gern geſehen, den Fürſten und oft auch der Bevölkerung

eine Laſt und den zünftigen Staatsmännern ein Greuel, konnten ſie ſich meiſtens, auch wo ſie anfänglich Anerkennung und praktiſche Verwendung gefunden hatten, nicht lange halten und unterlagen den Ränken der eingebornen Adels- und Beamtenfamilien, die ſich in jedem der kleinern Staaten um die Macht ſtritten. „Nach dem Tode des Kung fu tſze", heißt es in der Geſchichte der frühern Han-Dynaſtie (210 v. Chr. bis 24 n. Chr.), „war es mit ſeiner Lehre zu Ende, und nachdem ſeine 70 Schüler (damit ſind wohl die hauptſächlichſten gemeint) hingegangen waren, wurde ſie entſtellt. Es gab eine große Anzahl verſchiedner Texte des Schu king, des Shi king und des I king; während der Unordnungen und Fehden zur Zeit der kämpfenden Staaten lagen Wahrheit und Falſch noch mehr im Streit, und in den Lehren der verſchiednen Gelehrten herrſchte große Verwirrung."

γ) Meng tſze.

In dieſer Zeit des Niedergangs der Lehre und des Reichs trat Meng tſze (Mencius) auf. 371 ebenfalls in Lu geboren als ein Abkomme einer der drei großen Familien, die ſich zur Zeit des Kung fu tſze in die Herrſchaft des Fürſtentums geteilt, dann aber ihre Stellung eingebüßt hatten und verarmt waren, hat er eine der ſeines Vorbilds ähnliche Laufbahn gehabt. In ſeinem heimatlichen Staate ſammelte er bereits früh eine Anzahl von Schülern um ſich, die nach der Sitte der Zeit je nach ihren Mitteln zu ſeinem Lebensunterhalte beitrug; aber bereits 331 gab er dieſes ruhige Leben auf und zog mit ſeinen Schülern aus, um eine politiſch-reformatoriſche Thätigkeit an den Höfen der kleinern Fürſtentümer zu beginnen. In Tſe bekleidete er bis 323 ein unbedeutendes Staatsamt, anſcheinend ohne beſondern Erfolg, zog dann weiter nach Sung, Su, Tſao, Tang, Leang und ſchließlich wieder nach Tſe, bis er endlich 309 entmutigt und enttäuſcht nach Lu zurückkehrte. Hier lebte er zurückgezogen und ſtarb, vergeſſen und unbeachtet, 289 v. Chr.

Obgleich Meng tſze unzweifelhaft ein viel bedeutenderer und thatkräftigerer Mann als Kung fu tſze geweſen iſt, hat es doch über 1300 Jahre: bis 1088 n. Chr., gedauert, ehe er eine offizielle Anerkennung und einen Platz, wenn auch nur als vierter unter den Schülern in den Tempeln des Kung fu tſze, erhalten hat und ſeine Werke unter die klaſſiſchen (S. 63) aufgenommen wurden. Dieſe amtliche Mißachtung, die wenig mit der Beachtung übereinſtimmt, die ihm ſeit dem 2. Jahrhundert n. Chr. durch litterariſche Kreiſe geworden war, iſt wohl darauf zurückzuführen, daß, während Kung fu tſze ſtreng an der Oberherrlichkeit und Herrſchaft des Kaiſerhauſes feſthielt, auch jede Überſchreitung der enggezognen Grenzen des Zeremoniells durch einen der Reichsfürſten als eine unberechtigte Anmaßung verurteilte, Meng tſze bereits die Unhaltbarkeit der beſtehenden Dynaſtie, die in der That 40 Jahre nach ſeinem Tode zuſammenbrach, eingeſehen hatte und für den Gedanken eintrat, daß das Kaiſertum dem Würdigſten gehöre. Außerdem war ihm in ſeinen Lehren das Volk alles. „Das Volk", ſagt er, „iſt das Weſentlichſte in einem Lande; die Gottheiten des Ackerlands und Getreides kommen dann, der Herrſcher iſt das wenigſt Wichtigſte." Bei der Erklärung der Stelle im Shuking: „Der Himmel ſieht, wie mein Volk ſieht; der Himmel hört, wie mein Volk hört", ſagt Meng tſze, daß der Himmel nicht ſpreche. Wenn der, dem die Herrſchaft zugefallen ſei, ſie gut führe, ſo ſei das ein Beweis, daß der Himmel ſie ihm übertragen habe; führe er ſie ſchlecht, ſo werde ſchon jemand aufſtehen, der ſie ihm nehme. So habe der Gründer der Chau-Dynaſtie den letzten unwürdigen Herrſcher der Shang-Dynaſtie geſtürzt und ſich dadurch als ein Werkzeug des Himmels gezeigt; und Meng tſze fordert ſogar den König Süen, bei dem er ſich befindet, auf, dasſelbe zu

thum und die Chau-Dynastie zu stürzen, die sich des Throns unwürdig gezeigt habe. Selbstverständlich haben solche Grundsätze den Mann, der sie so offen aussprach, bei den Herrschern seiner und späterer Zeiten nicht beliebt machen können; die von ihm verkündeten Grundsätze sind aber ein wesentliches Gegengewicht gegen absolutistische Gelüste der chinesischen Herrscher geblieben. Meng tszes Erörterungen über die Frage, ob die Natur des Menschen gut oder schlecht sei, gegen die Forderung der damaligen Sozialisten, daß jeder, besonders der Fürst, sich seines Leibes Nahrung selbst beschaffen, d. h. säen, ernten und zubereiten müsse, gegen Mi Tihs Lehre von der „allgemeinen Liebe", d. h. dem Wohlwollen gegen alle, gegen den Grundsatz des Taoisten Chan Chu, „Jeder für sich selbst", seine philosophischen Auseinandersetzungen über Vorausbestimmung, kindliche Liebe, leidenschaftliche Natur und andres mehr beweisen, wie rege das geistige Leben in China zu seiner Zeit gewesen sein muß. Vielleicht hat dort, wie in Deutschland, dieselbe Kleinstaaterei, die den politischen Gesichtskreis des Volks und der Fürsten beschränkte, die wissenschaftliche Entwicklung gefördert.

δ) Der Ausgang der Chau.

Außer den Kämpfen zwischen den Fürsten des Reichs wurde die Macht des Kaisertums durch Familienzwistigkeiten und oft mit Aufstand und Mord verbundne Erbfolgestreitigkeiten so geschwächt, daß es überhaupt nicht mehr im stande war, in die fortwährenden Kämpfe zwischen den Vasallen des Reichs einzugreifen. Die Ergebnisse der Kämpfe, die mit dem Beginne des 5. vorchristlichen Jahrhunderts ihren Anfang nahmen und 221 v. Chr. endigten, läßt die nachstehende, aus den Arendtschen Tabellen geschöpfte Übersicht erkennen.

Sung erobert Tsao 487; von Chi erobert 286 (Chi von Chin erobert 221).
Chu erobert Chen 478; Tsai 447; Chi 445; Yue 334; Lu 249; von Chin 223 erobert.
Yue erobert Wu 473; von Chu 334 erobert (Chu von Chin erobert 223).
Han teilt Tsin mit Chao und Wē 376; erobert Cheng 375; von Chin 230 erobert.
Chao (später Tai) teilt Tsin mit Han und Wē 376; 228 von Chin erobert; Tai 222 ebenso.
Wē teilt Tsin mit Han und Chao 376; von Chin erobert 225.
Chi erobert Sung 286; von Chin 221 erobert.
Chin erobert Han 230; Chao 228; Wē 225; Chu 223; Tai und Yen 222; Chi 221; annektiert Wei 209.

b) Die Chin-Dynastie (220—206 v. Chr.).

Der Staat, der schließlich aus diesem Kampf aller gegen alle als Sieger hervorging und auch dem Kaiserhause der Chau das Ende bereitete, war der wohl auch stark tatarischen Einflüssen unterworfne der Chin (Tsin). Der Ahnherr des Geschlechts, Fei tsze, war der Aufseher der Pferde des Kaisers Hsiao (909—895) der Chau-Dynastie gewesen und von ihm mit dem Gebiete von Chin belehnt worden. Sein Sohn regierte als Graf von Chin von 857—848; Po (847—845) war der erste Herzog, Hui wen (337—311) der erste König von Chin. 256 v. Chr. trat Nan wang, der letzte Herrscher von Chau, die Herrschaft an Chao Hsiang von Chin ab; sein zweiter Nachfolger Chuang Hsiang (249—247) setzte 249 den Regenten der östlichen Chau, den letzten Sprossen der kaiserlichen Familie, ab und machte damit der Dynastie ein Ende. Sein Nachfolger in Chin unterwarf von 246—221 die bis dahin noch unabhängigen Staaten Han, Chao, Wē, Chai, Tai, Yen und Chi und besiegte 220 v. Chr. unter dem Titel Chin Shi Huang ti, erster (erhabner) Kaiser der Chin-Dynastie, den Thron des geeinigten Reichs.

Shi Huang ti, einer der größten Fürsten Chinas, hat bei seinen Landsleuten einen sehr schlechten Ruf hinterlassen, wofür vor allen Dingen zwei Gründe maßgebend gewesen sind:

die „Verbrennung der Bücher“ und die Erbauung der Großen Mauer. Sze ma tsien (163—85 v. Chr.) hat in seinen „historischen Aufzeichnungen“ eine dramatische Schilderung von den Vorgängen gegeben, die der 213 v. Chr. angeordneten Vernichtung der Klassiker (der nur die Bücher über Arznei- und Wahrsagekunst, den Ackerbau und die des Meng tsze entgangen sein sollen) vorhergegangen sind. In Wirklichkeit dürfte der Kaiser, um den fortwährenden, sich auf die Überlieferungen der alten Zeiten berufenden Kritiken der Litteraten ein Ende zu machen, zuerst die Vernichtung der diese Überlieferungen enthaltenden Werke befohlen und, nachdem diese Maßregel sich als ungenügend erwiesen hatte, die Hinrichtung der schuldigen Litteraten selbst angeordnet haben. Über 460 Gelehrte, die solche Werke, statt sie zur Zerstörung abzuliefern, zurückbehalten und über den Kaiser böse Reden geführt hatten, wurden lebendig begraben und die Gesetze mit der größten Strenge gegen alle Verdächtigen in Anwendung gebracht. Der Befehl, der auf Veranlassung des Ministers Li Sze erlassen worden war, lautete dahin, daß alle Chroniken, mit einziger Ausnahme derer des Hauses Chin, sowie alle Abschriften des Shi king, des Shu king und der Bücher der 100 Schulen verbrannt werden sollten; wer sie nicht ablieferte, wurde gebrandmarkt und zur Arbeit an die Große Mauer geschickt. Daß dem Manne, der eben erst mit gewaltiger Faust das Lehnswesen unterdrückt und das Reich, das ohne seine Familie und ihn in Trümmer gefallen wäre, geeint hatte, die Lobredner vergangner Zeit lästig waren und vielleicht gefährlich erschienen, ist erklärlich; außerdem sind ähnliche Maßregeln schon früher in China von Eroberern und Usurpatoren ergriffen worden, wenigstens hinsichtlich der Annalen der von ihnen unterworfnen Fürstentümer.

Schon Vorfahren Shi Huang tis hatten seit den letzten Jahren des 4. vorchristlichen Jahrhunderts einzelne Befestigungen gegen die Hu, die Fürsten von Chao und Yen ähnliche an andern Stellen gegen dieselben und die Djung angelegt, die nun unter dem Namen der Hiung nu auftraten. Shi Huang ti hat wohl nicht mehr gethan, als diese einzelnen Stücke zur Großen Mauer zu verbinden, die dann in der Form eines Erdwalls als hinreichender Schutz gegen die Einfälle berittner Räuber in einer Länge von annähernd 2500 km von Minchau, östlich von Lunchaufu in Kansu, bis nach Chili hinein ging, vielleicht bis ans Meer, wo eine spätere Mauer jetzt bei Shanhaikuan endigt. Er schritt aber zu diesem Bau erst, nachdem er die Hiung nu mit einem großen Heere zurückgetrieben hatte: die Herstellung der Großen Mauer war daher ebenso ein Siegeszeichen wie eine Abwehr; und aus der spätern Erstarkung Chinas und seinen Vorstößen gegen die im Norden und namentlich im Westen vorhandnen nomadischen Stämme ist deren Ausweichen nach Westen und damit die Überflutung Westasiens und Osteuropas durch sie besser zu erklären, als aus dem Vorhandensein der Mauer. Wie weit den Gerüchten von den fabelhaften Menschenmassen, die bei dem Bau verwendet worden sein sollen, Glauben zu schenken ist, mag dahingestellt bleiben: selbst nach chinesischen Schriftstellern sollen dazu nur Strafgefangne benutzt worden sein. Aber es ist bezeichnend für die Auffassung des Volks, daß in seiner Erinnerung die Zeit der Erbauung der Großen Mauer als die einzige lebt, in der die Geburt einer Tochter mit Freuden begrüßt worden sei, da eine solche nicht an die Mauer zur Arbeit hätte geschickt werden können.

Shi Huang ti (220—210) hat ferner in Hsienyang bei Singanfu ein Schloß, das berühmte O fang kung, gebaut, in dessen Haupthalle im obern Stocke Raum für 10,000 Personen gewesen sein soll, und in dessen untern Räumen 50 Fuß hohe Fahnen aufgestellt werden konnten. Um diese Räume herum liefen Galerien; ein als Weg dienender Hochbau führte von dort auf der einen Seite zum Kamme des südlich gelegnen Gebirges, ein andrer über den Fluß

Wei nach der Hauptstadt. Ein Thor des Palastes soll aus Magnetstein bestanden haben: suchte ein Krieger im Eisenpanzer oder auch nur jemand mit einer heimlichen Waffe durch das Thor zu gehen, sei er durch den Stein auf der Stelle festgebannt worden. Eine ähnliche, sich auf die Wirkung des Magnetsteins auf das Eisen beziehende Sage findet sich später in der Geschichte des volkstümlichen Helden Chu ko liang (181—234) und ist dort wohl auf indische Einflüsse zurückzuführen; wenn die sich auf Shi Huang ti beziehende Sage nicht ebenfalls aus jüngerer Zeit stammt, so könnte sie auf die Maßregeln zurückzuführen sein, die durch ihn zur allgemeinen Entwaffnung des Volks getroffen worden waren. Aus den bei der Gelegenheit eingesammelten Waffen sollen Glocken und zwölf Standbilder von Barbaren angefertigt worden sein; von den letztern sind angeblich die meisten 192 n. Chr. zerschlagen und zur Anfertigung von Käsch verwendet worden, einige aber bis übers 3. Jahrhundert n. Chr. erhalten geblieben.

Zur Befestigung und Erhaltung der Dynastie der Chin und des von ihrem ersten Kaiser geschaffnen Werks hätte es einer Reihe von bedeutenden Männern bedurft; doch Shi Huang ti, der seine Residenz in der Nähe von Singanfu gehabt hatte, starb bereits 210. Sein Begräbnis, bei dem eine Anzahl seiner Frauen und Diener und der bei den Arbeiten beschäftigten Handwerker ihm mit in das Grab gegeben worden sein soll, wurde mit großer Pracht gefeiert. Da sein älterer Sohn Fusu beseitigt worden war, bestieg der jüngere als Örhshi Huang ti, zweiter Kaiser, den Thron. Aber sofort erhoben sich in allen von seinem Vater unterworfnen Lehnsstaaten neue Prätendenten, gegen welche die kaiserlichen Heere zuerst erfolgreich, dann aber unglücklich kämpften. Endlich (207 v. Chr.) ermordete der Eunuch Chao Kao den Kaiser und setzte dessen Neffen Tsze Ying auf den Thron; dieser aber übergab schon nach 64 Tagen die Herrschaft an Liu Pang, Herzog von Pei, einen frühern Beamten und spätern ersten Kaiser der Han-Dynastie. So endete ruhmlos 206 die Chin-Dynastie.

c) Die frühere westliche Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 8 n. Chr.).

Die Zeit der Han-Dynastie darf als die der litterarischen, und wenn man den tatarischen Ursprung der vorhergehenden Dynastie oder wenigstens ihre tatarische Beeinflussung berücksichtigt, auch als die der politischen, nationalen Reaktion gegen fremde Herrschaft und Einflüsse bezeichnet werden. Es bedurfte aber harter Kämpfe, bis es dem Gründer der Dynastie gelang, Ruhe und Ordnung im Reiche herzustellen. In allen 36 Bezirken des Reichs waren Prätendenten, Könige aufgestanden, die zum mindesten Unabhängigkeit von der Zentralgewalt erstrebten. Liu Pang, der, ursprünglich ein Bauer aus dem heutigen Kiangsu, seinen Einfluß dort einer reichen Heirat verdankte, hatte sich an der Spitze eines Haufens von Aufständischen zum Herzoge von Pei gemacht und zusammen mit Hsiang Chi, dem „Tyrannen oder König-Protektor" des westlichen Chu (Honan und Nord-Anhui) und Neffen des 206 verstorbnen Hsiang Liang, der sich bereits 209 v. Chr. gegen das Haus Chin erhoben hatte, das meiste zu dessen Sturze beigetragen. Der letzte Chin, Tsze Ying, hatte ihm die Abzeichen des Reichs übergeben; aber Hsiang Chi gegenüber, der 206 das ganze Heer der Chin (200,000 Mann), das sich ihm ergeben hatte, angeblich hat niedermachen lassen, war Liu Pang nicht mächtig genug: er ließ sich von Hsiang Chi zum Könige von Han ernennen. Erst als Hsiang Chi oder „Pa wang" zuerst Tsze Ying und 205 v. Chr. auch den dann von ihm eingesetzten Schattenfürsten I Ti (Prinzen Huai von Chu) ermorden ließ, erhob sich Liu Pang gegen ihn und besiegte ihn nach langem Kampfe. 202 beging Pa wang Selbstmord, und Liu Pang bestieg als erster Kaiser der Han-Dynastie den Thron unter dem Namen Kao Tsu (oder Kao Ti).

α) Von Kao Tsu bis Ching Ti.

Kao Tsu (202—195) soll ein gerechter und milder Fürst gewesen sein; doch hatte auch er fast fortwährend gegen aufständische Große, denen er im Gegensatze zu den Chin wieder eigne Gebiete angewiesen hatte, zu kämpfen und starb an den in einem solchen Feldzug erhaltnen Wunden. Was unter seiner Regierung Ungerechtes und Grausames geschehen ist, wird auf die Rechnung seiner Gemahlin, der Kaiserin Lü hau, gesetzt. Ihr Sohn Hui Ti (194—188) folgte seinem Vater; aber unter ihm und seinem Nachfolger, seinem Adoptivsohn Shao Ti, wie unter dem nach dessen Entthronung durch die Kaiserin eingesetzten Prinzen Hung von Hengshan regierte die Kaiserin unumschränkt: sie ist die einzige Frau, die in den chinesischen Herrscherlisten als Kaiserin unter dem Namen Lü hau oder Kao hau (187—180) aufgeführt wird. Ihr Bestreben scheint gewesen zu sein, ihrer Familie den Thron zu sichern; aber nach ihrem Tode wurde Prinz Hung abgesetzt und der Sohn einer Beischläferin Kao Tsus, der als Prinz von Tsai zurückgezogen gelebt hatte, durch Chau Po, einen alten Anhänger Kao Tsus, nach der Niedermetzelung aller Mitglieder der Lü-Familie, als Wen Ti auf den Thron gesetzt.

Wen Ti (179—157) scheint viel für das Wohl des Volks gethan zu haben. Er hob das Bücherverbot, das schon von Kao Tsu nicht mehr durchgeführt worden war, auf, schaffte eine Art allgemeiner Wehrpflicht ab, die die Leute zwischen 23 und 56 Jahren zum Dienst an der Grenze verpflichtet hatte, und legte Militärkolonien an der Großen Mauer an. Statt der „fünf Strafen": Brandmarken, Naseabschneiden, Verstümmlung, Entmannung und Tod, die seit der Chau-Dynastie in Gebrauch gewesen waren, führte er Haarabschneiden und Prügel ein und behielt nur für die schwersten Verbrechen die Todesstrafe bei; auch hob er die Bestimmung auf, durch welche bei gewissen Verbrechen die Familie des Schuldigen mit bestraft wurde. Unter Wen Tis Nachfolger, seinem Sohne Ching Ti (156—141), brach 155 ein großer Aufstand der hauptsächlichsten Lehnsträger aus, der nur mit Mühe unterdrückt wurde. Mit dem mächtigsten dieser Großen, Chao To, der seit dem Sturze der Chin-Dynastie als Fürst von Süd-Yuëh in Kuangtung und Kuangsi herrschte, war es schon früher wiederholt zu Zwistigkeiten gekommen, die aber immer wieder beigelegt worden waren. 196 v. Chr. erkannte Chao To die Oberherrschaft des Kaisers Kao Tsu an; eine Erhebung unter der Kaiserin Lü hau fügte seinen Besitzungen Hunan hinzu. Er starb 137 v. Chr. über hundertjährig; sein Enkel, der ihm nachfolgte, wurde von Wu Ti, dem Sohn und Nachfolger Ching Tis, unterworfen.

β) Wu Ti.

Wu Ti (140—87) ist wohl der bedeutendste Herrscher dieser Dynastie, obgleich er vollständig in den Händen der Taoisten gewesen zu sein scheint, die damals schon ganz Alchimisten und Nekromanten geworden waren. Auf der andern Seite that er viel für die Entwicklung der chinesischen Litteratur durch die Unterstützung, die er den Schriftstellern durch Einrichtung öffentlicher Prüfungen, Gründung einer Akademie und Bibliothek, Erörterung und Neuordnung der einen wesentlichen Teil der chinesischen Bildung ausmachenden Zeremonien erwies. Er führte auch die Sitte der Jahresdevisen (nien h'ao) ein, d. h. die Bezeichnung einer längern oder kürzern Reihe von Jahren mit besonders als glückbringend angesehnen Namen, wie „Ewiger Frieden", so daß die Vorfälle, die sich in einer solchen Jahresreihe ereignet haben, als im ersten, zweiten u. s. w. Jahre vom „Ewigen Frieden" vorgekommen bezeichnet werden. Während in alten Zeiten diese Devisen häufig wechselten (Wu Ti hatte deren bei einer Regierungsdauer von 53 Jahren elf), haben seit der Ming-Dynastie die Kaiser während ihrer Regierungszeit

nur ein Nien hao gehabt und sind, wenigstens den Fremden, nur unter diesem bekannt, so z. B. Yung lo, Wan li (Ming), Kang Hsi, Kien Lung, Kwang Sü (Mandschu).

Die gewöhnliche Zeitrechnung der Chinesen erfolgt nach Kreisen von 60 Jahren, von denen jedes durch einen aus zwei Zeichen (Wörtern) zusammengesetzten Namen bezeichnet wird, von denen eins den zehn Zeichen der Himmelsäste, das andre einem der zwölf Erdzweige entnommen ist. Diese werden der Reihe nach zusammengesetzt, so daß die ersten zehn Himmelsäste mit den ersten zehn Erdzweigen zusammengestellt werden, dann der erste der erstern mit dem elften der zweiten, der zweite der erstern mit dem zwölften der zweiten, dann der dritte der erstern mit dem ersten der zweiten u. s. w., bis die zehn Himmelsäste sechsmal, die zwölf Erdzweige fünfmal verbraucht sind und so die Zahl von 60 Zusammenstellungen erreicht ist. Die Erfindung dieses zuerst ausschließlich für Wahrsagezwecke verwandten Systems wird Ta Nao, einem Beamten Huang Tis, im Jahr 2697 v. Chr. zugeschrieben; doch der wohl zurückgerechnete erste Kreis beginnt erst mit 2637 v. Chr. Für chronologische Zwecke (Jahresbezeichnung) sollen diese Zyklen zuerst unter der Han-Dynastie von dem Usurpator Wang Mang (330—323 v. Chr.) eingeführt worden sein; doch gehen Spuren älterer Anwendung viel weiter zurück: die beiden ältesten so bestimmten Tage fallen in die Jahre 1753 und 1122 v. Chr. Die Verwendung der zwölf Zeichen des Tierkreises für chronologische Zwecke, d. h. für einen zwölfjährigen Zyklus, scheint tatarischen Ursprungs und zuerst unter der Tang-Dynastie (618 [628]—907) in Gebrauch gekommen, aber erst unter der Mongolen-Dynastie (1206 [1280]—1367) allgemein geworden zu sein; chinesische Geschichtschreiber wollen indessen Spuren dieser Kreise auch schon unter der Han-Dynastie entdecken. Man spricht so von einem im Jahre der Ratte u. s. w. geschehnen Ereignisse. Die Zeichen des chinesischen Tierkreises sind: Ratte, Ochse, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund und Schwein.

Der Befestigung seiner Herrschaft scheint Wu Ti besondere Aufmerksamkeit zugewendet zu haben; er brach aufs neue die Macht der großen Vasallen und setzte 106 v. Chr. an die Stelle der 74 Bezirke, worein das Reich allmählich geteilt worden war, 13 Provinzen: 1) Sy li Chiao Wei: der nordwestliche Teil des heutigen Shansi; 2) Yü: Honan; 3 und 4) Chi und Yen: Teile von Shantung und Chili; 5) Hsü: Teile von Shantung und Kiangsu; 6) Tsing: der östliche Teil von Shantung; 7) Ching: Hupeh und Hunan; 8) Yang: Kiangsu, Kiangsi und Anhui; 9) J: Teile von Hupeh und Szechuen; 10) Liang: Teile von Shensi und Kansu; 11) Ping: Kansu; 12) Yu: Teile von Chili und Liaotung; 13) Chiao: Kuangtung, Kuangsi und Tongking. Die Aufstellung ergibt, daß der bevölkertste und darum wichtigste Teil des Reichs damals an beiden Seiten des untern und mittlern Laufs des Hoangho gelegen haben muß. Chinesische Quellen geben das von der ältern Han-Dynastie beherrschte Gebiet auf 145,136,405 Ching (1 Ching = 100 Mau) an, von denen 8,270,536 Ching Ackerland gewesen sein sollen; hierzu sei angemerkt, daß eine Schätzung von 1874 nur 7,368,050 Ching und die letzte vor dieser Zeit gemachte 8,150,188 Ching Ackerland, beide also erheblich weniger als 2 Jahrtausende vorher ergeben haben. Die hauptsächlichste Einnahmequelle der Regierung war schon damals die Grundsteuer, die allgemein auf ein Fünfzehntel des Bodenertrags festgesetzt war; manchmal wurde sie zeitweilig auf ein Dreißigstel ermäßigt, auch in Notjahren oder in Gegenden, durch die der Kaiser auf seinen Reisen gekommen war, ganz erlassen. Die Steuerdeklaration erfolgte von den Besitzern selbst; auf falscher Angabe stand der Tod. Die Zahlung erfolgte in Naturalien, unter der spätern Han-Dynastie in Baumwollentuch und Seide. Die 13 Provinzen standen unter ebenso vielen reisenden Überwachern, den Vorläufern der spätern Gouverneure.

Auch nach außen hin versuchte Wu Ti die Macht des Reichs zu mehren. Verschiedne Züge gegen die Hiung nu (123, 121 und 110) waren erfolgreich, weniger ein solcher 99; 108—106 wurde Korea unterworfen und wenigstens ein Teil davon China zeitweilig einverleibt. Die Bemühungen des Kaisers, den Einfluß Chinas nach Westen hin auszudehnen, scheinen zur Entsendung verschiedner Boten geführt zu haben; der bekannteste Gesandte war der General Chang kien, der zu den mit den Hiung nu fortwährend im Kriege liegenden Yue-tschi (Yueh Ti = Geten?) geschickt, aber von den Hiung nu gefangen genommen und viele Jahre zurückgehalten wurde. Endlich freigelassen, wurde er wieder mit einem diplomatischen Auftrage nach Ta Yüan (Ferghana) entsendet und 122 nach Si Yü (Turkestan). Durch seine Vermittlung wurde bereits 115 ein diplomatischer und Handelsverkehr mit 36 in jenen Gegenden gelegnen Staaten angeknüpft. In An hsi und Ta tsin, die seit dieser Zeit häufiger erwähnt werden, erblickt Friedrich Hirth Parthien und Syrien (Hauptstadt Antu = Antiochien).

γ) Von Chao Ti bis Ju tsze Ying.

Wu Ti, der seine gesetzmäßige Gemahlin und den Thronerben wegen angeblicher Verschwörung gegen sich hatte hinrichten lassen, ernannte den Sohn einer seiner Beischläferinnen zu seinem Nachfolger, nachdem er dessen Mutter zum Selbstmorde gezwungen hatte, um sie zu verhindern, eine zweite Lü hau zu werden. Von den spätern Kaisern dieser Dynastie: Chao Ti (86—74), Hsüan Ti (73—49), Yüan Ti (48—33), Cheng Ti (32—7), Ai Ti (6—1 v. Chr.), Ping Ti (1—5 n. Chr.) und Ju tsze Ying (6—8 n. Chr.), ist wenig zu sagen. Familien-, Nachfolge- und Harems-Streitigkeiten, die oft zu Aufständen führten, füllen die Zeit aus im Innern; nach außen scheint dagegen der Einfluß Chinas zu wachsen: wenigstens erscheinen Gesandtschaften der Hiung nu häufiger und regelmäßiger bei Hofe. Die Mutter des Kaisers Cheng Ti gehörte der Mang-Familie an, deren Mitglieder sich allmählich ganz der Gewalt bemächtigten, bis Wang Mang 8 n. Chr. den sechsjährigen letzten Vertreter des westlichen Han absetzte und sich als Kaiser unter der Bezeichnung „Hsin" (Neue Dynastie) ausrufen ließ.

δ) Das Wirken der westlichen Han auf den Gebieten der Litteratur und Baukunst.

Die Bemühungen der Kaiser aus der frühern Han-Dynastie um die Wiedererweckung der chinesischen Litteratur (vgl. S. 75) scheinen von Erfolg gewesen zu sein: von den klassischen Werken allein befanden sich 294 Sammlungen (Stücke, Teile?) des I king, 412 des Shu king, 416 Bände des Shi king, 555 Sammlungen des Li ki, 165 des Buchs über Musik, 948 über Geschichte, 229 des Lun Yü, 836 der rechtgläubigen Gelehrten und andres mehr in der kaiserlichen Bibliothek. In gleicher Weise thaten die Kaiser, namentlich Wu Ti, viel, um das Interesse an der Litteratur zu beleben und zu erhalten.

Aber auch auf andern Gebieten darf man das Zeitalter der westlichen Han als besonders glänzend bezeichnen; selbst wenn man von den Beschreibungen, welche die chinesischen Berichterstatter von den Palästen und Gärten der Kaiser dieser Zeit geben, recht viel abzieht, bleibt immer noch genug zum Staunen übrig. War schon unter der Chin-Dynastie in Bauten Großes geleistet worden (vgl. S. 73), so übertrafen sie die Han-Kaiser, und besonders Wu Ti, bei weitem. Kaiser Kao Tsu ließ zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. in Changan eine Palaststadt anlegen, die 65 Li (ungefähr 33 km) Umfang, 12 Thore und 16 Brücken besessen haben und von einem 35 Fuß hohen Erdwall umgeben gewesen sein soll. Die Stadt bestand bis 582 n. Chr. und wurde dann von dem Kaiser Wen Ti der Sui-Dynastie verlassen, der nach

Singanfu überſiedelte; der Erdwall beſteht zum Teil noch. In dieſer Stadt lag ein Palaſt der Kaiſerin Chao Yang, der früher als Chao Fei yen (Chao, die fliegende Schwalbe) bekannten Tänzerin, die Kaiſer Cheng Ti 18 v. Chr. in ſeinen Harem aufnahm und 16 v. Chr. zu ſeiner Gemahlin machte; die innern Gemächer ſeien, ſo erzählte man, zinnoberrot bemalt, die Decken rot lackiert, die einzelnen Teile der Wände mit kupfernen, vergoldeten Klammern zuſammengehalten und die Treppen aus Marmor geweſen. Auf den Balken wären Drachen und Schlangen geſchnitzt und die Wände mit Perlen, Edelſteinen und den (blauen) Federn des Königsfiſchers ſowie mit goldnen Ampeln geſchmückt. Alle Vorhänge hätten aus Perlen und die Fenſter und Thürflügel aus Glas beſtanden. Ein großer, von Wu Ti gebauter Palaſt ſoll verſchiedne, über 500 Fuß hohe Gebäude enthalten haben, die durch brückenartige Hochbauten ſo verbunden waren, daß er über Stadtmauer und Stadtgraben von einem zum andern fahren konnte. Auf den Dächern der Paläſte, Tempel und Thore befanden ſich große kupferne, zum Teil vergoldete Standbilder von Männern, Phönixen (als Wetterfahnen?) und Ungeheuern; auch ſonſt wird von bronzenen und ſteinernen Figuren von Menſchen, Einhörnern und andern Tieren, aſtronomiſchen Inſtrumenten, großen Glocken berichtet und von einem aus Stein gehauenen, 30 Fuß langen Walfiſch in einem künſtlichen See, den der Kaiſer für die Übungen ſeiner Soldaten und zu Luſtfahrten für die Frauen ſeines Harems hatte herſtellen laſſen.

d) Die Zeit des Uſurpators Wang Mang und der Anarchie (9—24 n. Chr.).

Wang Mang, ein Neffe der Gemahlin des Kaiſers Yüan Ti, war 6 v. Chr. zum Generaliſſimus ernannt worden. Beim Tode des Kaiſers Ai Ti 1 v. Chr. übertrug ihm die als Regentin eingeſetzte Witwe die Regierung, und im folgenden Jahr erhielt er den Titel als Herzog-Protektor des Hauſes Han. 3 n. Chr. vermählte er ſeine Tochter mit dem unmündigen Kaiſer Ping Ti, und nachdem er 5 n. Chr. dieſen vergiftet hatte, veranlaßte er ſie, die kinderlos war, einen zweijährigen Ururenkel des Kaiſers Hſüan Ti (vgl. S. 77) an Kindes Statt anzunehmen. 8 n. Chr. ſetzte er ihn ab und erklärte ſich ſelbſt zum Kaiſer. Als ſolcher griff er auf die alte Bodenverteilung der Chau in neun Felder (S. 61) zurück und ſchaffte die Sklaverei ab; die dadurch erregte Unzufriedenheit wurde durch einen großen Kriegszug gegen die Hiung nu und die deswegen erhöhten Steuern noch vermehrt. Ein 19 n. Chr. ausgebrochner Aufſtand wurde unterdrückt; ein neuer, an deſſen Spitze zwei Abkömmlinge des Han-Hauſes, Liu Hüan und Liu hſiu, ſtanden, war erfolgreicher. Wang Mang wurde nach verſchiednen Niederlagen 23 von ſeinen eignen Truppen ermordet.

e) Die ſpätere, öſtliche Han-Dynaſtie (25—220 n. Chr.).

Unter den Aufſtändiſchen und andern Prätendenten brachen Streitigkeiten und Kämpfe aus; Liu Hüan, der ſich nach dem Tode Wang Mangs zum Kaiſer erklärt hatte (nach andern regierte er für den Prinzen von Huai Yang, den er zum Kaiſer gemacht hätte), dankte zwei Jahre ſpäter zu gunſten Liu hſius ab. Dieſer, ein Nachkomme des Kaiſers Han Ching Ti (156—141), trat 25 n. Chr. als erſter Kaiſer der ſpätern, öſtlichen Han-Dynaſtie die Regierung an. Ein großer Teil der Regierungszeit dieſes „Shi Tſu" (oder Kuang Wu Ti; 25—57) war mit Kämpfen gegen die andern Thronprätendenten angefüllt; erſt 37 wurde Lu fang, der letzte der innern Gegner, beſiegt, ſpäter (41) ein Einfall des Herrſchers von Cochinchina ſiegreich zurückgewieſen. Die zweite Hälfte der Regierung dieſes Kaiſers ſcheint ſo friedlich geweſen zu ſein, daß der Kaiſer ſeiner Dankbarkeit dafür durch feierliche Opfer auf dem

Taishan, einem der fünf heiligen Berge, in Shantung Ausdruck gab. Unter seinem Sohne Ming Ti (58—75) fand, besonders auf Veranlassung seines jüngern Bruders Ying, der Buddhismus Eingang in China (vgl. unten).

Von den Kaisern dieser Dynastie ist wenig zu berichten; die meisten von ihnen: Shang Ti (106), An Ti (107—125), Chung Ti (145), Chi Ti (146), Huan Ti (147—167), Ling Ti (168—189) und Shao Ti (189), bestiegen den Thron als Kinder unter der Regentschaft ihrer Mütter, was natürlich Haremsränken Vorschub leistete. Als die Eunuchen 189 den jungen Kaiser Shao Ti und seinen Bruder aus der Hauptstadt entführten, eilte ihnen der General Yüan Shao nach und rottete sie, angeblich, vollständig aus. Innere Streitigkeiten und Kämpfe gegen die Hiung nu, wie gegen die Man und andre Grenzvölker gaben ehrgeizigen Soldaten Gelegenheit, Macht und Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, die sie im eignen Interesse mißbrauchten, so daß die zweite Hälfte der Regierungszeit der Dynastie fast ganz mit Handlungen usurpierender Minister und Erhebungen gegen diese ausgefüllt ist. Während der ersten Zeit der Dynastie geschah viel für die Litteratur: 175 wurden die festgestellten Texte der fünf Klassiker in Stein gehauen und zu Loyang in Honan, der Residenz der Dynastie (die erste Han-Dynastie hatte in Changan Hof gehalten), aufgestellt. Mit Hsien Ti (189—220) endet die spätere Han-Dynastie. Aber schon lange vor seiner Absetzung hatte die Empörung der Aufrührer mit den „gelben Turbanen" und das Entstehen der drei Reiche Shu (westliches Südchina) unter Liu Pei, Wē (Wei; Nordchina) unter Tsao Tsao und Wu (östliches Südchina) unter Sun Chüan seiner Herrschaft ein thatsächliches Ende bereitet (vgl. S. 84).

G. Der Buddhismus in China.

a) Die geschichtliche Entfaltung der Buddhalehre in China.

Das für die sittliche Entwicklung Chinas wichtigste Ereignis, das während der Herrschaft der Han-Dynastien und wohl überhaupt in China stattgefunden hat, ist die Einführung der Buddhalehre gewesen. Nach unverbürgten Nachrichten wären schon 217 v. Chr. indische Missionare in China eingetroffen, und 122 v. Chr. soll von einem bis hinter Yarkand geführten chinesischen Vorstoß ein goldner Buddha mitgebracht worden sein. Seit dieser Zeit wurden die Beziehungen Chinas zu Indien häufiger; Nachrichten von der fremden Lehre trafen ein, und 61 n. Chr. sandte Kaiser Ming Ti, vielleicht auf Veranlassung der Taoisten, die in der buddhistischen Zurückziehung von der Welt eine Ähnlichkeit mit der eignen Anschauung finden mochten, oder auch, wie die Sage berichtet, auf Grund eines Traums, Boten nach Indien, um buddhistische Bücher und Priester zu holen. Das geschah, und einer von diesen Priestern, Kashiapmadanga, übersetzte in Loyang eine Sutra. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. übersetzte ein andrer Indier in Changan den „Lotus des guten Gesetzes".

Die Entfaltung des Buddhatums scheint danach anfänglich ziemlich langsam gewesen zu sein, da auch erst zu Anfang des 4. Jahrhunderts erwähnt wird, daß Chinesen begonnen hätten, buddhistische Mönchsgelübde abzulegen; 355 erlaubte dies ein Prinz des Chau-Hauses zur Zeit der östlichen Tsin seinen Unterthanen, und 381 erbaute Kaiser Hsiao wu Ti eine Pagode in seinem Palast in Nanking. Zu derselben Zeit wurden in Nordchina große Klöster errichtet, und neun Zehntel des gewöhnlichen Volks sollen damals dort der buddhistischen Lehre angehangen haben. Der Hauptsitz des Buddhatums scheint das Reich von Tsin (das südliche Shensi und Kansu) gewesen zu sein, wo 405 eine neue Übersetzung der heiligen buddhistischen

Bücher angeordnet wurde; hierzu wurden indische Gelehrte angeblich durch ein nach Indien entsandtes Heer nach Changan gebracht, um dort gemeinschaftlich mit 800 andern Priestern unter der persönlichen Leitung des Kaisers die Arbeit vorzunehmen. Damals wurde der Verkehr zwischen China und Indien sehr lebhaft; zahlreiche Reisende begaben sich nach dem Süden, brachten Sagen und Bücher zurück und beschrieben ihre Reisen; so schilderte Fa hien den blühenden Zustand des Buddhatums in der Tatarei, bei den Uiguren, den Stämmen westlich vom Kaspischen Meer, in Afghanistan, am Indus, in Mittelindien und auf Ceylon, woher er über See nach 15jähriger Abwesenheit 414 nach Changan zurückkehrte, und widmete sich dann mit Hilfe eines indischen Gelehrten der Herausgabe der mitgebrachten Werke.

420 fiel die Tsin-Dynastie, die im Norden hauptsächlich durch die tatarischen Wē, im Süden durch die eingebornen Sung ersetzt wurde. Die Fürsten der beiden neuen Dynastien zeigten sich anfänglich dem Buddhismus abgeneigt: in Wē wurde die Errichtung von Tempeln und Bildsäulen streng verboten und die Priester verfolgt und 426 ein Erlaß verkündet, daß Bücher und Bilder zerstört werden sollten; bei dieser Verfolgung wurden auch viele Priester hingerichtet. Nach dem Tode des ersten Kaisers wurden diese Befehle wieder rückgängig gemacht und 451 gestattet, in jeder Stadt einen buddhistischen Tempel zu errichten, worin 40 oder 50 der Einwohner Priester werden durften; der Kaiser selbst schor einigen der sich dem Priesterstande Widmenden den Kopf. Auch unter den Sung-Herrschern dauerte die Verfolgung nicht lang, und bald galt ihre Regierung als dem Buddhismus besonders geneigt: aus Ceylon und von Kapilavastu (dem Geburtsorte Shakyamunis) kamen Gesandtschaften, die sich alle auf die Gleichheit der Religion beriefen und den Ruhm des Sungkaisers vom Reiche Yauchen (Kiangnan mit Teilen von Honan) priesen.

Die Pflege, die dem Buddhismus zu teil wurde, und sein dadurch veranlaßter Aufschwung gaben den Confucianisten selbstverständlich vielen Grund zur Klage und Veranlassung zu Angriffen gegen die neue Lehre. Schon unter den Sungkaisern wurde in Eingaben von Beamten darauf hingewiesen, daß die frühere Reinheit des Buddhatums verloren gegangen und Leichtsinn an Stelle frommer Gefühle getreten sei. Prunksucht und Eifersüchteleien hätten die Stelle von Einfalt und Reinheit eingenommen; neue Tempel würden fortwährend mit größter Pracht errichtet, aber niemand denke daran, die alten wiederherzustellen. Darum sei amtliche Aufsicht notwendig, und niemand solle ein Götterbild aufsetzen dürfen ohne vorherige obrigkeitliche Genehmigung. Eine 458 entdeckte Verschwörung, bei der ein buddhistischer Priester die Hauptrolle spielte, gab die Veranlassung zur Verwirklichung dieses Gedankens. Eine bei dieser Gelegenheit erlaßne kaiserliche Verordnung führte aus, daß sich unter den Priestern viele Leute befänden, die vor Strafe geflohen seien, die Gelübde nur zu ihrer persönlichen Sicherheit abgelegt hätten und dann den angenommnen Charakter als Deckmantel neuer Verbrechen benutzten; die Behörden sollten daher die Führung der Mönche scharf untersuchen und die Schuldigen mit dem Tode bestrafen. Ein späterer Erlaß ordnete an, daß die Mönche, welche die Gelübde der Enthaltsamkeit und Armut nicht beobachteten, zu ihren Familien und frühern weltlichen Beschäftigungen zurückkehren sollten; zugleich wurde den Nonnen verboten, den Palast zu betreten und mit den Frauen des Kaisers zu sprechen.

Auch zu öffentlichen Unterredungen gaben die Unterschiede zwischen Buddhisten und Confucianisten Veranlassung. Bei einer solchen, die 483 unter dem Kaiser Wu Ti der Ch'i-Dynastie stattfand, vertrat ein Staatsminister Tse Liang die buddhistische Seite; der Hauptbeweis des Confucianisten wendet sich gegen die Auffassung, daß der gegenwärtige Zustand des

Menſchen auf die Vergeltung der während eines frühern Daſeins begangnen guten oder ſchlechten Thaten zurückzuführen ſei. „Die Menſchen ſind wie die Blüten an den Bäumen", ſagt er, „ſie wachſen gemeinſam auf ihnen und werden von demſelben Wind abgebrochen und zerſtreut; einige fallen auf Vorhänge und Teppiche, wie die Menſchen, die in Paläſten geboren werden, während andre zwiſchen Schmutzhaufen fallen, ähnlich denen, die in niedrigem Stande geboren werden." Reichtum und Armut können daher recht gut erklärt werden, ohne auf die Lehre von der Vergeltung zurückzugreifen. Außerdem verhalte ſich die Seele zum Körper wie die Schärfe zum Meſſer; die Seele könne ebenſowenig nach der Zerſtörung des Leibes fortbeſtehen, wie die Schärfe, wenn das Meſſer nicht mehr vorhanden ſei.

518 wurde Sun yün durch den Kaiſer Hſiao ming Ti von Pei We nach Indien geſandt und kehrte nach längerm Aufenthalt in Kandahar und Udyana mit 75 Werken zurück. 526 kam der 28. der buddhiſtiſchen Patriarchen, Ta mo (Bodhidharma), über See nach China; der Niedergang des Buddhatums in dem Lande ſeiner Entſtehung war wohl für ihn, wie für viele ſeiner Landsleute (in China, zum größten Teil in Loyang, ſollen zu Anfang des 6. Jahrhunderts 3000 Inder gelebt haben) die Veranlaſſung, eine neue Heimat aufzuſuchen. Er beſuchte zuerſt Nanking; aber eine Zuſammenkunft dort mit Wu Ti, dem erſten Kaiſer der Liang-Dynaſtie (502—549), war für beide Teile wenig befriedigend. Ta mo begab ſich daher nach Loyang und lehnte auch alle ſpätern Einladungen Wu Tis ab. Bodhidharma vertrat die von allem Äußerlichen abgewendete Beſchaulichkeit und den Myſtizismus im Buddhismus. In Loyang ſoll er, ſo erzählte man von ihm, neun Jahre ohne zu ſprechen mit dem Geſicht nach der Wand des Zimmers geſeſſen haben, was ihm beim Volke den Namen des „auf die Wand ſchauenden Heiligen" einbrachte; er ſtarb an Altersſchwäche, nachdem fünfmal der Verſuch gemacht worden war, ihn zu vergiften, und hinterließ die Patriarchenwürde einem Chineſen, dem zweiten der ſechs öſtlichen Patriarchen.

Kaiſer Wu Ti wurde zum Schluſſe ſeines Lebens Mönch. Sein Sohn Chien wen Ti begünſtigte den Taoismus und verſuchte, eine Verbindung zwiſchen dieſem und dem Buddhismus herbeizuführen; die Taoiſten, die ſich dagegen ſträubten, wurden hingerichtet. 558 wurde auch Kaiſer Wu Ti aus der Chen-Dynaſtie Mönch. Unter dem erſten Kaiſer der Sui-Dynaſtie, Wen Ti (581—604), wurde dem Buddhismus volle Duldung zu teil: gegen Ende ſeiner Regierung verbot er jede Zerſtörung von Heiligtümern und Bildern der Buddhiſten oder Taoiſten. Auch die Tang-Kaiſer, die ſich bei Beginn der Dynaſtie (618) dem Buddhismus nicht freundlich erwieſen hatten, wendeten ihm bald ihre Gunſt zu. Beſonders der zweite Herrſcher der Dynaſtie, Tai Tſung (627—649), unter dem 639 auch die ſyriſchen Chriſten nach China kamen, erwies ſich ihm günſtig: als Hſüen Tſang, der 629 ohne kaiſerliche Erlaubnis nach Indien gegangen war, nach 16jähriger Abweſenheit zurückkehrte, empfing ihn der Kaiſer freundlich und beauftragte ihn, in Changan die 637 mitgebrachten Werke zu überſetzen. Damals ſollen in China 3716 Klöſter beſtanden haben. 714 brach eine ſtarke Verfolgung der Buddhiſten aus: 10,000 Prieſter und Nonnen mußten in ihre Familien zurückkehren; trotzdem behielten einzelne Prieſter Staatsämter, und Inder wurden mit der Feſtſtellung des Kalenders betraut. Unter den ſpätern Kaiſern der Tang-Dynaſtie, beſonders Su Tſung (756—762), Tai Tſung (763—779) und Hſien Tſung (806—820), machte der Buddhismus große Fortſchritte; und als 819 unter dem letztgenannten Han Yü (Han Wen kung) gegen die Überführung einer buddhiſtiſchen Reliquie in den kaiſerlichen Palaſt Einſpruch erhob, wurde er vom Hofe verbannt und als Gouverneur nach dem damals noch ganz barbariſchen Chaochau in Kuangtung geſchickt.

845 fand unter dem Kaiser Wu Tsung eine dritte und besonders scharfe Verfolgung statt; 4600 Klöster mit 40,000 kleinern Gebäuden wurden zerstört, der Besitz der Tempel eingezogen und zur Errichtung von Regierungsgebäuden verwendet, die Glocken und Bildsäulen eingeschmolzen, um Kasch daraus zu machen, und über 260,000 Priester und Nonnen mußten ins Volk zurückkehren. Aber schon unter Wu Tsungs Nachfolger Hsüan Tsung durften neue Klöster errichtet werden, wenn er auch einige Jahre später den Eintritt neuer Mönche untersagte. Kaiser Yi Tsung (860–873) war ein ebenso eifriger Buddhist, wie seine Nachfolger und die Herrscher der spätern Tang-Dynastie (923–936). Unter der kurzen spätern Chau-Dynastie (951–960) wurden ebenfalls viele Tempel aufgehoben und nur 2694 beibehalten; auch wurde den Priestern untersagt, sich selbst zu martern und zu verstümmeln. Die ersten Kaiser der nördlichen Sung-Dynastie (960–997) waren dem Buddhismus weniger günstig, ihre Nachfolger desto mehr, wenn sie auch oft eigenmächtig, namentlich was Benennungen von Tempeln, Klöstern, Priestern und selbst Buddha betraf, eingriffen. Auch unter dieser Dynastie fand viel Verkehr mit Indien statt, und der Einfluß des indischen Buddhatums auf das chinesische fuhr fort, recht erheblich zu sein.

Eine wesentliche Unterstützung fand der Buddhismus unter der Mongolen-(Yüan-) Dynastie (1280–1368). Kublai Chan, der als Shi Tsu von 1280–94 den Thron von China einnahm, war dem Buddhismus sehr zugethan; die der alten nationalen Religion der Chinesen gewidmeten Tempel wurden in buddhistische verwandelt, während der Taoismus verfolgt wurde. Kublai wird dabei allerdings mehr an seine Mongolen, als an die Chinesen gedacht haben: schon bevor er das chinesische Reich unter seinem Zepter vereinigte, war er auf die Verbreitung der Buddhalehre bei seinen Landsleuten bedacht und ließ sich ihren Unterricht durch Kuoshi, nationale Unterweiser, angelegen sein. Seine Nachfolger folgten seinem Beispiel. Eine gegen das Ende des 13. Jahrhunderts aufgenommne Schätzung ergab 42,318 buddhistische Tempel und 213,148 Mönche in China. Auch Übersetzungen aus dem Tibetanischen werden häufig erwähnt und fanden Anwendung; ebenso, d. h. nur bei den Mongolen, die unsittlichen, aus dem brahmanischen Shivadienst in den tibetanischen Buddhismus übergegangnen Darstellungen. Dagegen scheinen die chinesischen Buddhisten auch damals noch Belehrung und Eingebung in Indien gesucht zu haben. Ein chinesischer Priester, Tau wu, zog zu Lande nach Indien und brachte von dort, wie gewöhnlich über See zurückkehrend, eine Anzahl Werke nach China zurück. Dies Beispiel, das in die erste Zeit der Mongolenherrschaft fällt, ist das letzte seiner Art.

Merkwürdigerweise brachte die nationale Erhebung der Chinesen gegen die Mongolen, die mit der vollständigen Ausrottung ihrer Herrschaft endete, keine ähnliche Erscheinung auf religiösem Gebiete hervor; im Gegenteil erwiesen sich auch die ersten Herrscher der national-chinesischen Ming-Dynastie den Buddhisten durchaus freundlich. Erst 1426 wurden Maßregeln ergriffen, um dem Überhandnehmen des Mönchwesens entgegenzutreten. Leute, die in die Klöster eintreten wollten, mußten sich einer Prüfung unterwerfen, und 1450 wurde bestimmt, daß kein Kloster mehr als 60 Mau Grundeigentum besitzen dürfe, eine Maßregel, wie sie ähnlich auch schon unter den Mongolen stattgefunden hatte. Unter Shi Tsung (1522–66) wurden Versuche der Confucianisten, eine Verfolgung der Buddhisten herbeizuführen, von der Regierung zurückgewiesen; sie hatten nur die Zerstörung des im kaiserlichen Palaste befindlichen Tempels zur Folge.

Von der jetzt regierenden Mandschu-Dynastie war der erste Herrscher, Shi Tsu (1644 bis 1661), ein Freund der Buddhalehre; aber schon sein Nachfolger Sheng Tsu wendete sich, wohl aus politischen Gründen, dem Confucianismus zu. Aus ähnlicher Ursache haben er und

seine Nachfolger dem lamaistischen Gottesdienst ihrer tibetanischen und mongolischen Unterthanen besondre Förderung zu teil werden lassen, und die Errichtung lamaistischer Tempel und Klöster am Sitz ihrer Regierung, in Peking, schreibt sich aus dieser Zeit her.

b) Der Einfluß des Buddhatums auf die chinesische Kultur.

Wenn man versucht, sich über die Wirkung klar zu werden, die der Buddhismus und seine Priester in China gehabt haben, so kommt man zu dem Ergebnisse, daß sie, abgesehen von dem politischen persönlichen Einflusse, den Anhänger und Verkünder der indischen Lehre auf einzelne Kaiser und Staatsmänner ausgeübt haben mögen, hauptsächlich auf dem philologischen und philosophischen Gebiete zu suchen sei. Hervorragend ist jedenfalls der verdienstvolle Versuch, für die Silbensprache und Schrift der Chinesen ein Alphabet einzuführen: im 3. Jahrhundert begann man mit 16 Symbolen und machte im 6. Jahrhundert unter der Liang-Dynastie mit 36 ein Ende. Der Erfinder dieser letzten Reihe, der Priester Shen kung, und seine Nachfolger haben die Chinesen gelehrt, die Laute ihrer Sprache mit ihren eignen Zeichen zu schreiben: ein nicht gering zu schätzendes Verdienst, wenn es auch nach einigen Jahrhunderten durch Veränderungen in der Sprache selbst viel von seinem praktischen Wert eingebüßt hat. Auch in litterarischer Beziehung hat sich der Buddhismus befruchtend erwiesen; es gab eine Zeit, wo buddhistische Werke zahlreicher als confucianistische waren: so wird in der Geschichte der Sui-Dynastie (589—618) das Vorhandensein von 1950 verschiednen buddhistischen Werken aufgeführt.

Der Einfluß buddhistischer Anschauungen und Lehren auf die philosophische Entwicklung der Chinesen ist ebenfalls, namentlich was die Kosmogonie betrifft, bedeutend gewesen; er tritt besonders bei dem größten der modernen Erklärer der alten klassischen Lehren, Chu hi (1130—1200), hervor, dessen Werke noch heute die maßgebende Grundlage für das bilden, was man den offiziellen Confucianismus nennen könnte (S. 92). In den letzten 150 Jahren hat sich allerdings eine schärfere Kritik unter den Chinesen selbst gegen ihn bemerkbar gemacht, hauptsächlich wohl wegen der bei ihm zu Tage tretenden buddhistischen Einflüsse; trotzdem hat die ihm zu teil werdende offizielle Anerkennung darunter nicht gelitten. Für die große Masse ist die mit allen möglichen eignen und fremden, taoistischen und chinesischen Sagen und Persönlichkeiten vermischte Lehre, in der vom ursprünglichen Buddhismus wenig übriggeblieben ist, im wahrsten Sinne des Worts Volks- oder Aberglaube geworden. Confucianismus, Taoismus und Buddhismus spielen dieselbe Rolle im Leben des Volks und nicht nur der niedern Klassen; aber der Buddhismus hat seinen Einfluß vor allem bei dem Ausgang aus diesem Leben zu bewahren gewußt: bei dem Begräbnisse des Kaisers wie des Ärmsten seiner Unterthanen stehen buddhistische Gebräuche und das Lesen der heiligen Bücher im Vordergrunde.

II. Die mittlere Geschichte Chinas.

a) Die „drei Reiche" (216 oder 220—265).

Die Zeit der drei streitenden Reiche, für den Historiker eine der schwierigsten im ganzen Verlaufe der chinesischen Geschichte, ist unzweifelhaft diejenige, welche im Geiste des chinesischen Volks die lebhaftesten Eindrücke hinterlassen hat, nicht am wenigsten wegen des berühmten historischen Romans „San kuo chi", der „die Geschichte der drei Reiche" in 120 Abschnitten behandelt. Einer der Helden des Buchs und der Geschichte, Kuan Yü, der geschworne Bruder und 219 n. Chr. verstorbne General Liu Peis, ist später, im 12. Jahrhundert, kanonisiert und

1594 als Kuan Ti zum chinesischen Kriegsgott erhoben worden, während Chu ko liang (Kung Ming), ein andrer General Liu Peis, heute noch der volkstümlichste Held und das Vorbild jedes chinesischen Staatsmanns ist und in einem Dutzend Dramen die Hauptrolle spielt.

Die Empörung der Aufständischen mit den gelben Turbanen (H'uang chin tsêi), die das ganze Reich überrannten (S. 79), war die indirekte Veranlassung zum Sturze der spätern Han-Dynastie; diese wäre aber wohl auch so den Ränken der Staatsmänner und Generale erlegen, die sich aus den Fetzen des Reichs eigne Gebiete zu schaffen suchten. Einer der erfolgreichsten dieser Emporkömmlinge war Tsao Tsao, der Sohn eines niedrigen Offiziers, der, nachdem er sich 184 gegen die „gelben Turbane" ausgezeichnet hatte, sich 192 zum Statthalter des heutigen Shantung machte. In der Zwischenzeit hatte er sich mit Yüan Shao (vgl. oben, S. 79) verbunden und bekriegte mit ihm den General Tung Cho, der den Kaiser Shao Ti 189 abgesetzt und an seiner Stelle ein andres Kind, Hsien Ti, auf den Thron gesetzt hatte. Tung Cho ließ, nachdem er die Kaiserin-Witwe und den abgesetzten Kaiser hatte ermorden lassen, Loyang, das einen Umfang von 80 km gehabt haben soll, mit allen Palästen und sonstigen Gebäuden niederbrennen und verlegte die Residenz nach Changan; bald darauf wurde er 192 von einem seiner Offiziere ermordet. Tsao Tsao benutzte diese Gelegenheit; nachdem er Lü Pu, einen Anhänger Tung Chos, besiegt hatte, bemächtigte er sich 195 der Regierung und ernannte sich selbst zum Generalissimus des Reichs; 213 nahm er den Titel eines Herzogs von Wē an.

Bei diesem Versuche waren ihm indessen aus frühern Genossen Gegner entstanden. Liu Pei, ein Nachkomme des Prinzen Ching von Chung shan, eines Sohns des 141 v. Chr. gestorbnen Kaisers Ching Ti, seines Zeichens ein Verkäufer von Strohschuhen, hatte sich 185 ebenfalls an der Spitze von Freiwilligen im Kampfe gegen die „gelben Turbane" ausgezeichnet. Er focht später gegen Tung Cho, erhob sich aber bei Tsao Tsaos Versuchen, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, gegen ihn und erklärte sich beim Untergange der Han-Dynastie 220 zum Kaiser der kleinern (Shu-) Han-Dynastie, ohne freilich für den Augenblick mehr als das Fürstentum Shu zu besitzen.

Ein dritter erfolgreicher militärischer Führer war Sun Tsch, der durch Tsao Tsao zum Marquis von Wu gemacht worden war. Nach seinem Tode (200) folgte ihm sein Bruder Sun Chüan, der sich von Tsao Tsao lossagte und dessen wie seines Schwagers Liu Peis Angriffe siegreich zurückwies. Doch in der Schlacht von Ho Fei unterlag er jenem und mußte nach langen weitern Kämpfen 221 Tsao Tsaos Oberhoheit anerkennen; 229 machte er sich aber wieder auch dem Namen nach unabhängig, nahm als Ta Ti gleichfalls den Kaisertitel an und gründete die Dynastie von Wu.

So bestanden in den zwanziger Jahren des 3. nachchristlichen Jahrhunderts drei Reiche: Wē, das die ganze nördliche Hälfte des heutigen China einnahm, mit der Hauptstadt Yië, dem heutigen Changtê fu in Honan; Wu, der östliche Teil von Südchina mit der Yangtsemündung, dessen Hauptstadt Nanking (damals Chien yië) war, und Shu, die westliche Hälfte Südchinas, besonders die jetzige Provinz Szechuen, mit Tchau als Hauptstadt, dem heutigen Chengtu fu. Die Zeit der drei Reiche ist ganz durch gegenseitige Kämpfe ausgefüllt: 263 vernichtet We Shu und 280 Wu. In We selbst ward die regierende Familie 265 durch Sze ma Yen (Tsin Wu Ti), einen Enkel des Generals Sze ma I (gest. 251), der in den ersten Kämpfen zwischen den drei Staaten eine große Rolle gespielt hatte, entthront. Sein Sohn Sze ma Chao war als Minister des dritten Herrschers der Wē-Dynastie, Fei Ti (240—253), zum Prinzen von Tsin ernannt worden; unter dieser Bezeichnung gründete nun dessen Sohn 265 eine neue Dynastie.

b) Die westliche und die östliche Tsin-Dynastie (265—316 und 317—420).

Unter den Kaisern des Hauses Tsin, von denen die westlichen in Loyang, die östlichen in Nanking residierten, entstanden überall im Reiche kleinere unabhängige Staaten, zum Teil unter fremden, tatarischen Herrschern („Zeit der 16 Staaten"). Karl Arendt führt folgende 18 auf:

1) Han, seit 319 Chao, später Chien Chao (das frühere Chao) in Shansi 304—329);
2) Cheng, seit 338 Han oder Cheng Han in Szechuen (304—347), mit der Hauptstadt Cheng tu;
3) Liang oder Chien Liang (das frühere Liang) in Kansu (317—376 und 386—387);
4) Hou Chao, 319—352 (350—352 von dem Prätendenten Jan [oder Shi] Min auch Wē genannt);
5) Yen oder Chien Yen (das frühere Yen) 345—370;
6) Chin, Ta Chin oder Chien Chin (351—394);
7) Tai (338—376) im nördlichen Shansi, unter dem Hause T'o pa (To ba) der Hsien pi-Tataren (Tungusen), die 386 das nördliche Wē gründen;
8) Hou Yen (das spätere Yen), 384—407; vgl. Nr. 18;
9) Hsi Yen (das westliche Yen) in Shensi (384—394);
10) Hou Chin (das spätere Chin) in Kansu (384—417), gegründet durch Yao Chang in Pei ti (Ching yang fu);
11) Hsi Chin (das westliche Chin) in Kansu (385—408) und 409—431), gegründet durch Chi fu Kuo-yen in Lung yo (Min chou);
12) Hou Liang (das spätere Liang) in Kansu (386—403); von ihm zweigten sich ab:
13) Nan Liang (das südliche Liang) in Kansu (397—404 und 408—414), begründet 397 durch die Familie Tu fo der Hsien pi-Tataren, und
14) Pei Liang (das nördliche Liang) in Kansu (397—439), begründet von Tuan Yie, seit 401 beherrscht von dem Hiung nu Chü chü Meng hsün;
15) Nan Yen (das südliche Yen) in Honan (398—410), gegründet durch Mu jung Te in Hua tai;
16) Hsi Liang (das westliche Liang) in Mittelasien um Tun huang (400—421), außerhalb der Nordwestecke der Großen Mauer;
17) Hsia oder Ta Hsia (das große Hsia) in Kansu (407—431), von dem Hiung nu Ho lien Po po errichtet;
18) Pei Yen (das nördliche Yen), 407—436, aus Hou Yen (Nr. 8) hervorgegangen (Gründung Kao Yüns).

Diese wie die Pilze hervorsprießenden und ebenso schnell untergehenden Staaten beweisen die Schwäche der Zentralgewalt während der Dynastie Tsin. Thatsächlich ist deren ganze Geschichte, kaum die ersten Herrscher ausgenommen, von innern Zwistigkeiten und Kämpfen mit den neu entstehenden Staaten ausgefüllt, an deren Spitze bald Kaiser, bald Könige stehen, die sich untereinander ebenfalls befehden. 304 gründet Liu yüan das Königreich Han; 308 nimmt er den Kaisertitel an. 310 folgt ihm Liu tsung, der 311 den Tsin-Kaiser Huai Ti gefangen nach seiner Hauptstadt Ping yang in Shansi abführen läßt. 313 läßt Liu tsung den Kaiser ermorden und setzt Min Ti an dessen Stelle, der 316 ebenfalls nach Ping yang gebracht und dort ermordet wird. Yüan Ti, der erste Kaiser der östlichen Tsin-Dynastie (317—22), verlegt die Residenz nach Nanking. 350 erobert Mi Chün, seit 349 Kaiser von Chien Yen, Chi cheng, das jetzige Peking, und erhebt es zu seiner Hauptstadt. 371 erklärt sich der Prinz von Kuei chi, der den seit 366 regierenden Tsin-Kaiser Ti Yi vom Throne stößt, als Chien-wen Ti selbst zum Kaiser. 403 bemächtigt sich der Empörer Huan Hsüan des Throns, den der von ihm abgesetzte östliche Tsin-Kaiser An Ti (397—418) nach der Ermordung des Usurpators wieder besteigt. Doch auch er wird 418 von Liu Yü ermordet, der An Tis jüngern Bruder Te Wen auf den Thron setzt; 420 dankt Kung Ti (früher Te Wen) zu gunsten Liu Yüs ab. Dieser, ursprünglich wie Liu Pei ein Verkäufer von Strohschuhen, der es durch militärische Tüchtigkeit zum General gebracht, sich beim Vorgehen gegen Huan Hsüan ausgezeichnet hatte

und von An Ti zum ersten Minister ernannt worden war, bestieg 420 den Thron als der erste Kaiser der Sung-Dynastie.

c) Die Zeit der Teilung zwischen Norden und Süden 420–581 (589).

α) Der Süden.

Es dauerte bis 439, ehe der letzte der bei der Thronbesteigung des sich nun Wu Ti nennenden Gründers der Sung-Dynastie aus dem Hause Liu noch vorhandnen fünf selbständigen Staaten zu bestehen aufhörte; die letzten: Pei Yen und Pei Liang, wurden 436 und 439 dem aus dem Staate Tai hervorgegangnen Pei We (Nord-We) einverleibt, das seit 386 sich immer weiterer Gebiete in Nordchina bemächtigt hatte, bis es annähernd den Umfang des zur Zeit der „drei Staaten" bestehenden We erlangte. Die Sung-Dynastie, die in der kurzen Zeit von 420—479 acht Kaiser aufzuweisen hatte, ging an innern Streitigkeiten zu Grunde; vier dieser Kaiser wurden ermordet, der vorletzte, Tsang wu wang oder Fei Ti, 477 durch den Feldmarschall Hsiao Tao cheng, der den von ihm auf den Thron gesetzten Shun Ti 479 erst zur Abdankung zwang, dann ihn und seine ganze Familie hinrichten ließ.

Hsiao Tao cheng, der 479 zum Prinzen von Chi befördert worden war, wurde damit als Kao Ti der Begründer der Chi-Dynastie (479—502). Von deren sieben Kaisern, die besonders blutdürstige Tyrannen gewesen zu sein scheinen, wurden vier ermordet, der letzte, Ho Ti, durch Hsiao Yen, der 502 als erster Kaiser der Liang-Dynastie (502—557) die Herrschaft an sich riß. Die Hauptstadt dieser Dynastie war ebenfalls Nanking. Wu Ti, früher Hsiao Yen (502—549), war ein kräftiger Kaiser, der zu Anfang seiner Regierung viel für den Confucianismus, später noch mehr für den Buddhismus that und sich der Angriffe Wes kräftig erwehrte. Die letzten Jahre seiner Regierung wurden aber auch durch innere Unruhen gestört, die 557 mit der Absetzung seines fünften Nachfolgers, Ching Ti (ermordet 558), ihren Abschluß finden.

Der siegreiche Empörer Chen Pa hsien besteigt 557 als erster Kaiser der Ch'en-Dynastie den Thron. Ein seit 550 bestehender Staat Hou Liang in Honan und Hupei dauert auch unter der neuen Dynastie fort, neben der seit 581 in Shensi die ersten Anfänge der spätern Sui-Dynastie beginnen. Auch die Ch'en-Dynastie geht an Familien- und Erbfolgestreitigkeiten und dem liederlichen Leben ihrer Fürsten zu Grunde; 587 besetzt Yang Chien Hou Liang und stürzt 589 die Ch'en-Dynastie, deren letzten Kaiser, Hou Chu, er gefangen nimmt; damit besteigt er als erster Kaiser der Sui-Dynastie unter dem Namen Wen Ti oder Kao Tsu den Thron und vereinigt das ganze Reich unter seinem Zepter.

β) Der Norden.

Die Pei We-Dynastie (386–534) war tatarischen Ursprungs; aber je mehr die Völkerschaften seßhaft wurden, die ihr unterthan waren, desto schärfer spitzten sich die Gegensätze zu den andern noch nomadisch lebenden tatarischen Stämmen zu, so daß sich Ming yüan Ti (409 bis 423) entschloß, gegen deren Einfälle einen großen, 2000 Li langen Wall zu erbauen. Später scheinen sich die Verhältnisse mit den verwandten Stämmen besser gestaltet, ausgedehnte Handelsbeziehungen nach Norden und Westen bis an den Obi und den Baikalsee sich entwickelt zu haben. Abwechselnd dem Taoismus und dem Buddhismus zugethan, wurden die Anhänger dieser beiden Sekten von den Kaisern bald beschützt und bald verfolgt; Streitigkeiten und Kämpfe gegen den Süden nahmen Zeit und Kräfte des Staats vielfach in Anspruch, und Familienzwistigkeiten schwächten die Macht des zuletzt in Greueln erstickenden Kaiserhauses.

534 empörte ſich Kao Huan, der Statthalter einer der Provinzen des Reichs; der Kaiſer Hſiao wu Ti floh nach Chang an (Si ngan fu) in Shenſi, das nun die Hauptſtadt von Hſi Wē, dem weſtlichen We (535—557), wird, als deſſen erſter Herrſcher Wen Ti 535 erſcheint, nachdem Hſiao wu Ti Ende 534 vom Premierminiſter Yü wen Tai vergiftet worden war. Kao Huan ernannte 534 in Loyang Yüan Shan chien als Hſiao ching Ti zum Kaiſer des öſtlichen We, Tung We (534—550); die Hauptſtadt des neuen Reichs (Pei We verſchwindet ganz) wird Chang te fu in Honan. Wenige Jahre ſpäter (550) gründete ein Sohn Kao Huans, Kao Yang, auf Tung Wes Trümmern Pei Chi (550—577), das nördliche Chi. Und 557 entſtand an Stelle von Hſi We das nördliche Chau oder Pei Chau (557—581), unter Yü wen Chio, der in demſelben Jahr ermordet ward; der Mörder Yü wen Hu ſetzte Ming Ti auf den Thron. 576 wurde Kaiſer An te wang von Pei Chi durch Wu Ti von Pei Chau gefangen genommen, und 577 geht Pei Chi in Pei Chau auf. 581 trifft Pei Chau dasſelbe Schickſal durch Wen Ti, womit nach der Einverleibung von Hou Liang (587; vgl. oben) im Jahre 589 die Einigung des Reichs unter der Sui-Dynaſtie erfolgt.

d) Die Sui-Dynaſtie (581 oder 589—617 oder 619).

Wen Ti (581—604) ließ eine Vermeſſung des Reichs vornehmen und richtete inſofern eine neue Verwaltung ein, als er die einzelnen Verwaltungsbezirke voneinander abhängig machte. Er beſchützte die Litteratur und den Handel und machte einen vergeblichen Verſuch, das indiſche Kaſtenweſen in China einzuführen. 604 wurde er, angeblich, von ſeinem Sohne Kuang ermordet, der ihm als (Sui) Yang Ti (605—617) nachfolgte. Changan in Shenſi, Loyang in Honan und Chiangtu (Yangchou) in Kiangſi waren die drei Hauptſtädte des Reichs. Bereits 613 ſtanden jedoch in verſchiednen Teilen des Reichs „Kaiſer" neuer kleiner Staaten auf. Li Yüan, Herzog von Tang, oder richtiger ſein Sohn Li Shi min, ſetzte 617 gegen den Kaiſer Yang Ti, der ſich wüſten Ausſchweifungen hingab und zwei erfolgloſe Feldzüge gegen Korea geführt hatte, Kung Ti I. (Yö) auf den Thron und nach ihm Kung Ti II. (Tung), der 619 ermordet wurde. Li Shi min hob darauf ſeinen Vater als den erſten Kaiſer der Tang-Dynaſtie, unter dem Namen Kao Tſu auf den Thron.

e) Die Tang-Dynaſtie (618—907).

Die Regierung Kao Tſus (618—626) war faſt ganz mit Kämpfen gegen die mehr als 20 Uſurpatoren angefüllt, die entweder noch aus der Zeit der Sui-Dynaſtie her beſtanden oder ſich unter der neuen Regierung an verſchiednen Stellen des Lands erhoben und ſich zu unabhängigen Königen (Wangs) oder Kaiſern erklärten. Der letzte dieſer „Königlein", Shi tu, der ſich bereits 617 zum Herrſcher von Liang gemacht hatte, wurde erſt 628 beſiegt. Damit war die Tang-Dynaſtie im ganzen Reich anerkannt.

Kao Tſu, müde der Regierung, dankte 626 ab, und ſein Sohn Li Shi min übernahm die Regierung unter dem Namen Tai Tſung (627—649). Unter ihm, einem der bedeutendſten Herrſcher, war überall Ruhe. Die noch an der Südküſte vorhandnen freien Stämme wurden dem chineſiſchen Reich einverleibt, deſſen Grenzen im Weſten bis an das Kaſpiſche Meer ausgedehnt wurden. Im heutigen chineſiſchen Turkeſtan wurden vier Statthaltereien errichtet, und noch über die äußerſte, Kaſchgar, hinaus, erkannten viele Stämme die Oberhoheit Chinas an, die in der Errichtung von 16 Befehlshaberſtellen ihren Ausdruck fand. Chineſiſcher Einfluß reichte bis nach Sogdiana, Choraſan und Nepal; 643 ſchickte der griechiſche Kaiſer Theodoſios

eine Gesandtschaft nach Changan. Kao Tsu und sein Sohn thaten viel für die Litteratur und Bildung des chinesischen Volks: sie richteten Schulen und Prüfungen ein; und Tai Tsung verfaßte ein Gesetzbuch für seine Beamten.

Gegen Ende seiner Regierung unternahm er einen Zug gegen Korea, der erst unter seinem Sohne glücklich zu Ende geführt wurde. Kao Tsung (650– 683) war ein schwacher Wollüstling, in dessen Leben und nach dessen Tode seine Gemahlin Wu Hau, die Kaiserin Wu (s. Fig. 2 der beigehefteten Tafel „Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte") eine große Rolle spielte. Ursprünglich eine der niedrigern Beischläferinnen Tai Tsungs, zog sie sich nach dessen 649 erfolgtem Tod in ein buddhistisches Nonnenkloster zurück. Als Kao Tsung unter den Einfluß einer seiner Palastdamen zu geraten schien, erinnerte sich seine Gemahlin der frühern Geliebten ihres Schwiegervaters und zog sie an den Hof. Hier nahm Wu Chao (ihr ursprünglicher Name) bereits 654 den ersten Platz ein. Bald gelang es ihr auch, die echte Kaiserin zu verdrängen und ganz zu verderben, und 674 wußte sie die Ernennung ihres Neffen Wu Chengsze zum Herzog von Chau durchzusetzen, während ihr Gemahl (seit 655) und sie den Titel Kaiser und Kaiserin des Himmels annahmen. Nach dem Tode des Kaisers (683) setzte sie zuerst zwei Söhne, Chung Tsung und Jui Tsung, auf den Thron, übernahm aber noch in demselben Jahre selbst die Regierung. Von 684– 705 hat sie mit großer Grausamkeit und Willkür, aber mit solchem Erfolg geherrscht, daß sie, von dem aus der Verbannung herbeigeholten Chung Tsung abgesetzt, bis zu ihrem kurz danach erfolgten Tode mit Auszeichnung behandelt wurde. Sie ist am besten unter dem Namen Wu Tse tien bekannt.

Chung Tsung, der während seiner langen Verbannung seine geistigen Fähigkeiten fast ganz eingebüßt hatte, war ein Spielblatt in den Händen seiner ehrgeizigen und wollüstigen Gemahlin, der Kaiserin Wei Hou, die ihn 710 vergiftete und seinen Sohn Chung Mao auf den Thron setzte, der aber auch nach kurzer Zeit entfernt und durch den ebenfalls wieder aus der Verbannung geholten Jui Tsung (710—712) ersetzt wurde. Dessen Sohn Lung chi erhob sich darauf, erstürmte den Palast, tötete die Kaiserin Wei und wurde von seinem Vater als Kaiser anerkannt.

Unter Hsüan Tsung (auch Tang Ming Huang; 712—756) herrschte am Hof und im Reiche die größte Unordnung. Der Kaiser lag vollständig in den Banden seiner Geliebten Yang Kwei Fei (Kwei Fei ist der nächste Titel nach dem der Kaiserin), deren drei Schwestern er ebenfalls in seinen Harem aufgenommen hatte; sie und ihre Verwandten überhäufte er mit Gunstbezeigungen. Unter seinen männlichen Günstlingen nahm An Lüh shan, ein Tatar, der ursprünglich A la shan hieß, die erste Stelle ein; an die Spitze eines großen gegen die Turk- und tatarischen Stämme bestimmten Heers gestellt, erklärte er sich 755 unabhängig und wandte sich gegen die Hauptstadt. Auf der Flucht wurde der Kaiser von seinen empörten Soldaten gezwungen, Yang Kwei Fei durch seinen Lieblingseunuchen (und Minister) Kao Li sze erdrosseln zu lassen, während die Soldaten einen Bruder und eine Schwester der Geliebten öffentlich hinrichteten. Dieser Zwischenfall hat zu einigen der schönsten chinesischen volkstümlichen Balladen Veranlassung gegeben. Überhaupt war die Zeit der Tang-Dynastie und besonders Hsüan Tsungs die der höchsten Blüte der chinesischen Dichtkunst. Unter ihm lebte und starb der berühmteste Lyriker Chinas, Li Tai peh. An Lüh shan wurde im Augenblicke seines Erfolgs von einem seiner Söhne ermordet; seine Nachkommen, von denen einer immer durch die Hand des andern fiel, hielten sich in den Grenzgebieten, bis 763 mit der Ermordung des letzten die kaiserliche Herrschaft auch dort wieder hergestellt wurde.

Helden und Heldinnen der chineſiſchen Geſchichte.

Oben links: 1. **Tsch'iao-kuŏ-fu-jen**, die heldenmütige Anführerin einer Freiwilligen-Schar gegen Ende des 6. Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung.

Unten links: 2. **Wu Tsê-t'ien**, berühmte Kaiſerin (625—705).

Unten rechts: 3. **Yo Fei**, Nationalheld und großer Patriot (1105—1141).

Oben rechts: 4. **Hu Ta-hai**, der Führer der Vorhut und treue Freund des Gründers der Ming-Dynaſtie (2. Hälfte des 14. Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung).

Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte.
(Kunst- und gewerbeschichtliches Material zur Kleidungsfrage.)

Su Tſung (756—762) war ein ſchwacher Fürſt, der ganz in den Händen einer ſeiner Geliebten, Chang Liang ti, war, die durch den Einfluß eines Eunuchen, Li Fu kuo, zur Kaiſerin erhoben wurde. Als die beiden ſich entzweiten, benutzte Li den Tod des Kaiſers, um auch die Kaiſerin ermorden zu laſſen. Unter Tai Tſung (763—779) erfreute er ſich anfänglich ebenfalls großen Einfluſſes, wurde aber dann mit andern Eunuchen hingerichtet. Ein Aufſtand der Grenzvölker, der von unzufriednen Chineſen angeſtiftet worden war, wurde 765 beſonders durch die Bemühungen des Generals Kwo Tſze i unterdrückt, der ſchon unter dem vorigen Kaiſer eine hervorragende militäriſche Rolle geſpielt hatte. Te Tſung (780—805), dem es nicht an Willen, wohl aber an Ausdauer und Kraft fehlte, ſeine Abſichten durchzuführen, verſuchte in der Verwaltung des Reichs verſchiedne Änderungen einzuführen, namentlich die Macht der Statthalter der Provinzen (in jedem der zehn Tao gab es oft mehrere), die ſich teilweiſe zu erblichen Herren der Gebiete gemacht hatten, zu brechen; aber der Kaiſer mußte flüchten und konnte erſt nach längern Kämpfen wieder in ſeine Hauptſtadt zurückkehren. Auch in andern Reformen war er nicht glücklicher; der Verſuch des Miniſters Yang Yen, die Grundſteuer, die Fronarbeit und die Entrichtung von Naturalabgaben aufzuheben und durch eine halbjährlich zu entrichtende Geldſteuer zu erſetzen, endete 781 mit der Hinrichtung des Reformators. In den letzten Regierungsjahren des Kaiſers herrſchte die größte Unordnung in allen Zweigen der Verwaltung, und die Ämter wurden dem Meiſtbietenden zugeſprochen.

Von dieſer Zeit an geht es mit der Tang-Dynaſtie abwärts; die Herrſcher ſtehen entweder ganz unter dem Einfluſſe taoiſtiſcher Schwindler oder ſind in den Händen der Eunuchen, die verſchiedne von ihnen abſetzen oder ermorden. Die Verſuche der Statthalter, ſich ſelbſtändig zu machen, führen zu immer neuen Aufſtänden, die nur mit Mühe unterdrückt werden. 880 bemächtigte ſich Huang Chao der Hauptſtadt Changan und erklärte ſich zum Kaiſer; erſt 884 wurde er, und nur mit Hilfe von tatariſchen Grenztruppen, beſiegt; Chu Chüan chung, einer der Anhänger Huang Chaos, der zu den Kaiſerlichen übergegangen war und ein Kommando im Heer erhalten hatte, begann eine große Rolle zu ſpielen. Die Eunuchen, die viele Prinzen des kaiſerlichen Hauſes ermordeten, verſuchten den Kaiſer Chao Tſung zu entführen; Chu führte ihn wieder nach Changan zurück, wo er ihn 904 ermordete und ſeinen Sohn Chao-hſüan Ti auf den Thron ſetzte. Nachdem Chu alle Beamten und Prinzen, von denen er Widerſtand gegen ſeine Pläne befürchten konnte, aus dem Wege geräumt hatte, ſetzte er 907 den Kaiſer ab. Damit hat die Tang-Dynaſtie ihr Ende erreicht, und Chu Chüan chung wird als Tai Tſu der erſte Herrſcher der ſpätern (Hou-)Liang-Dynaſtie.

f) Die fünf Dynaſtien (907—960).

Schon vor dem Falle der Tang-Dynaſtie hatten ſich an verſchiednen Stellen des Reichs unabhängige Staaten gebildet. Zu dieſen kamen ſpäter andre, in denen ſich Anhänger der Tang-Dynaſtie erfolgreich gegen die Uſurpatoren der Hou-Liang-Dynaſtie und der nachfolgenden verteidigten. Häufig bezeichnen die Chineſen dies Zeitalter der „ſpätern fünf Dynaſtien“ auch als das der „zehn Staaten“; von dieſen lagen (Chien) Shu in Szechuen, Wu in Kiangſu, Min in Fukien, Wu Yüe in Chekiang, Nan Han in Kuangtung (Canton), Chu in Hunan, Ching nan in Hupei. Außerdem beſtanden Chi in Shenſi und Kanſu und Yen in Chili (Peking) als beſondere Staaten. Im Norden und Weſten hatten ſich zwei tatariſche Stämme, die Khitan (Liao) und die Hſia, weiterer Gebiete bemächtigt und bildeten, die erſtern ſeit 937, die andern ſeit 1031, eigne Reiche.

Von den fünf Dynastien herrschte als erste die spätere (Hou-) Liang-Dynastie (907 bis 923), die thatsächlich nur über Honan und Shantung herrschte; ihr zweiter Kaiser, Mo Ti, erlag einem Usurpator aus dem Fürstentume Tsin, Li Tsun hsü, von Turkabstammung. Dieser gründete 923 als Chuang Tsung die spätere (Hou-) Tang-Dynastie, die bereits 936 nach einer unrühmlichen Regierung von vier Kaisern zu Ende ging, deren letzter, Fei Ti, von den Khitan belagert, sich in Loyang mit seinem Palast verbrannte. Die von den Khitan eingesetzte spätere (Hou-) Tsin-Dynastie, die ihnen tributpflichtig war, wurde auch durch sie zerstört: 946 erobern die Khitan die Hauptstadt Kaifengfu in Honan und führen den Kaiser Chu Ti gefangen weg. Nach einem kurzen Interregnum besteigt Liu Kao als Kao Tsu, erster Kaiser der spätern (Hou-) Han-Dynastie, 947 den Thron; es gelingt ihm, die Khitan zum Abzuge zu bewegen. Aber schon sein Sohn Yin Ti erliegt 950 dem General Kuo Wei, der, von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen, als Tai Tsu, erster Kaiser der spätern (Hou-)Chau-Dynastie, 951 den Thron besteigt. Doch schon sein Enkel Kung Ti wird von dem durch sein Heer zum Kaiser gemachten General Chao Kuang yin 960 entthront.

Diese Kämpfe haben sich fast ausschließlich im Thale des Hoangho abgespielt; in den südlichen und westlichen Teilen Chinas herrschte damals verhältnismäßig Ruhe.

g) Die nördliche Sung-Dynastie (960—1127).

Tai Tsu (960–976), der erste Herrscher der nördlichen Sung-Dynastie, bewährte sich, obgleich er von seinen Soldaten betrunken aus seinem Zelte gezogen und mit dem kaiserlichen Gewande bekleidet worden war, als ein tüchtiger Mann, der nach langen, heftigen Kämpfen im Reich Ordnung und Ruhe wiederherstellte. Ching nan, einer der zehn Staaten, unterwarf sich 963, Hou Shu 965, Nan Han 971, Nan Tang 975, Wu Yüe 978, Pei Han 979; nun war das ganze Reich, mit Ausnahme der von den Khitan und den Hsia beherrschten Gebieten, in der Hand Tai Tsungs (976–997) vereinigt. Die Regierungen von Chen Tsung (998 bis 1022) und Jen Tsung (1023—1063) waren ebenfalls für das Land glücklich, obgleich der letztere von den Khitan einen schimpflichen Frieden erkaufen mußte. Erfolgreicher war er den bei Ning hsia in Kansu ansässigen Hsia gegenüber, die wenigstens dem Namen nach seine Oberhoheit anerkannten; dies dauerte indessen nur bis zum Jahr 1038, wo der Hsia-wang Chao Yüan hao den Kaisertitel annahm. Während einer Erkrankung Jen Tsungs wie in den ersten Jahren seines Nachfolgers Ying Tsung spielte die Kaiserin Tsao (Tsao Hau) als Regentin eine bedeutende Rolle, mußte aber auf das Drängen namentlich des berühmten Staatsmanns Han Ki zurücktreten.

In die Zeit Shen Tsungs (1068–85) fallen die interessanten Reformversuche, die der Minister Wang An shih, selbst ein bedeutender Gelehrter und Schriftsteller, auf die Vorschriften und Gebräuche der alten Chau-Dynastie (1200 v. Chr.) begründete. Es handelte sich dabei im wesentlichen um eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende, gewissermaßen väterliche Einmischung der Regierung in die Angelegenheiten der Ackerbauer; und für die ganze Bevölkerung wurde das System der Zehntschaften mit gegenseitiger Verantwortlichkeit der Mitglieder wieder eingeführt und ein Milizsystem mit allgemeiner Dienstpflicht bezirksweise eingerichtet. Den Bauern wurden im Frühjahre jedes Jahrs Vorschüsse aus der Staatskasse gegeben, die im Herbste nach der Ernte mit 20 Prozent Zinsen zurückerstattet werden mußten; auch die Frondienstpflichtigen hatten ihre Leistungen mit Geld abzukaufen. Die Einwendung, die von einigen der höchsten Staatsbeamten (Han Ki, Sze Ma kuang, Su shih u. a.) dagegen

erhoben wurde, war: die Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit der Beamten würden ihre Ausführung unmöglich machen; wirklich sind sie hauptsächlich aus diesem Grunde mißlungen. Die Kämpfe zwischen den beiden Parteien dauerten mit wechselndem Erfolg unter verschiednen Herrschern fast 40 Jahre; endlich siegten die Altkonservativen: Wang An shih, der kanonisiert worden war und dessen Tafel einen Platz in den Tempeln des Kung fu tsze gefunden hatte, wurde lange nach seinem 1086 erfolgten Tod aller nachträglichen Ehren entkleidet und lebt heute noch im Gedächtnisse des chinesischen Volks als der „schändliche" Minister.

Auch in andrer, namentlich philosophischer und antiquarisch-litterarischer Richtung war die Zeit reichbewegt. Aber maßgebend für den Staat war doch seine militärische Stärke; und in der Beziehung erwies sich auch diese Dynastie nach der ersten ruhmreichen Zeit als durchaus unzureichend. Schließlich ist sie dem Ansturme der an ihren Grenzen vorhandnen und sich bildenden tatarischen Reiche unterlegen. 907 hatte Apaochi, der Häuptling eines wahrscheinlich tungusischen Stamms, der über den Amur und den Liaofluß bis an die Nordostgrenze Chinas vorgedrungen war, dort das Reich der Khitan und 916 als Tai Tsu die Liao-Dynastie (916—1125) gegründet, deren Reich sich allmählich vom Amur bis nach Nordchili und vom Golfe von Liaotung bis an die Wüste Gobi (Shamo) ausdehnte; in häufigen langen Kämpfen hatten sie China geplündert, gedemütigt und zur Tributzahlung gezwungen, bis ihnen endlich in den Kin-Tataren (Nü chen, Nü chi), den Vorfahren der noch jetzt in China herrschenden Mandschu, ein zuerst ebenbürtiger, bald übermächtiger Gegner erstand. Von den Liao bedroht, wendete sich der Kaiser Hui Tsung (1101—25) an Akuta, den Fürsten der Kin, um Hilfe gegen die Liao, mit denen dieser selbst im Kriege lag. Akuta, der unter dem Namen Tai Tsu (1115—22) den Titel eines „Kaisers von Kin" angenommen hatte, kam diesem Wunsche nach; sein Bruder und Nachfolger Tai Tsung stürzte 1125 das Reich der Liao, indem er deren Hauptstadt nahm und den letzten Kaiser, Tien tsu Huang ti, gefangen wegführte. Te Tsung (Yé lü Ta shi), ein Mitglied der kaiserlichen Familie, floh westwärts und gründete in Mittelasien das Reich der Kara Khitai, der schwarzen Khitan, oder die Dynastie der Hsi Liao (westlichen Liao), die 1201 vom Chan der Naiman-Mongolen zerstört wurde. Die Chinesen gewannen nichts durch die Vernichtung der Liao; denn die Kin erwiesen sich als viel gefährlichere Feinde. Nachdem diese China zur Abtretung von Gebiet und Zahlung eines Tributs gezwungen hatten, brachen sie 1125 aufs neue über die Grenze, nahmen 1127 Loyang und führten den Kaiser Chin Tsung (1126—1127) als Gefangnen mit sich weg. Ihr Reich, dessen Hauptstadt zuerst Yen (Peking) gewesen war, erstreckte sich bis Honan, wo zuerst Kaifengfu, später das südlich gelegne Junningfu ihre Hauptstadt wurde. Der von ihnen unter dem Titel Kaiser von Chu 1127 eingesetzte Chang Pang chang, ursprünglich ein Beamter, dankte noch in demselben Jahr ab, und Kao Tsung, der neunte Sohn Hui Tsungs, bestieg als erster Kaiser der südlichen Sung-Dynastie den Thron.

h) Die südliche Sung-Dynastie (1127—1295).

Die fortwährenden Einfälle der Kin zwangen Kao Tsung (1127—62), der seine Residenz zuerst in Nanking aufgeschlagen hatte, diese bereits 1138 nach Lin an (Hangchau) in Chekiang zu verlegen. Die Kämpfe der Chinesen gegen die Kin waren nicht immer unglücklich. Namentlich zeichnete sich General Yoh Fei gegen sie aus; aber seine Versuche, den Kaiser zu einem entschloßnen Angriffe gegen die Reichsfeinde zu bestimmen, wurden durch den anscheinend von den Kin bestochnen Minister Tsin Kuei vereitelt: schließlich wurden Yoh Fei und sein Sohn ins

Gefängnis geworfen und 1141 hingerichtet. 1179 freilich ist Yoh Fei kanonisiert worden, während sein Gegner noch heute vom Volke wie von den chinesischen Geschichtschreibern verabscheut wird.

In der Geschichte der südlichen Sung-Dynastie, die aus einer Reihe von Kämpfen zuerst gegen die Kin, dann gegen die Mongolen besteht, tritt erfreulich nur der Aufschwung des philosophischen Studiums hervor, das seinen Höhepunkt in der exegetischen Schule Chu his (1130 bis 1200; S. 83) fand. Seine Arbeiten über die klassischen Werke, wie die seiner Schüler Chau Tun i, Cheng Teh shiu und andrer, sind noch heute maßgebend für die orthodoxe Auffassung.

Die Kämpfe gegen die Kin, denen China dem Namen nach, meist auch thatsächlich tributpflichtig war, erschöpften die Kraft des Reichs, bis seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die Kin genug damit zu thun hatten, sich selbst der Angriffe der Mongolen zu erwehren. Ein Vertrag, den Kaiser Li Tsung (1225—64) 1233 mit Ogotai, dem Nachfolger Djengis Chans, abschloß, brachte, obgleich die chinesischen Truppen einen großen Sieg über die Kin davontrugen, den Mongolen mehr Vorteile: sie bemächtigten sich Tsaichaus (Junmingfus), wobei Ai Tsung und Mo Ti, die beiden letzten Kaiser der Kin-Dynastie, ihr Leben verloren. Alle Versuche der Chinesen, mit den Waffen oder durch Unterwürfigkeit das Vordringen der Mongolen aufzuhalten, waren vergeblich; 1276 eroberte der mongolische General Bayan (Po yen) Hangchau, nahm den Kaiser Kung Ti mit fast allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie gefangen und schleppte sie nach dem Norden. Der älteste Sohn Tu Tsungs (1265—74), Chao Shi, dem es gelungen war, sich vor den Feinden zu retten, wurde neunjährig in Fuchau unter dem Namen Tuan Tung zum Kaiser ausgerufen; er mußte aber bald vor den nachdrängenden Mongolen nach Kuangtung fliehen, wo er 1278 starb. Sein jüngerer Bruder Ti Ping flüchtete mit seinen letzten Begleitern nach der Insel Yai shan; 1279 wurden auch sie von den Mongolen angegriffen. Als die Schlacht verloren war, sprang der Minister Lu Hsiu fu mit dem neun Jahre alten Kaiser auf dem Rücken ins Meer und ertränkte sich mit ihm: ein Beispiel, das eine Anzahl der Hofleute des jungen Kaisers nachgeahmt haben soll, um nicht in die Hände der Mongolen zu fallen. So endete die südliche Sung-Dynastie zugleich mit der Unterjochung des chinesischen Volks durch die Mongolen.

i) Die mongolische Yüan-Dynastie, 1206 (1260 oder 1280) bis 1368.

Temudschin, besser bekannt als Dschengis Chan, war 1155 als der Sohn eines der Häuptlinge der Nirun-Mongolen geboren; in langen Kämpfen machte er sich zum Oberhäuptlinge dieses Stamms und wurde, nachdem er 1203 seinen hauptsächlichsten Nebenbuhler Ong chan besiegt hatte, zum Oberhaupt aller mongolischen Stämme gewählt. Er nahm seinen Sitz in Karakorum und zog von dort zur Eroberung der Welt aus, unterwarf 1209 die Uiguren, 1220 die Chwaresm und schlug 1223 die mit den Kumanen verbündeten Russen an der Kalka. Auf einem Zuge gegen die Tanguten starb er 1227, dem Jahre des Untergangs der westlichen Hsia-Dynastie, auf dem Berge Lu pan shan in Kansu. Auf China wirkte er nur indirekt durch die Bedrängung der Kin-Dynastie. Sein Titel als Kaiser und der chinesische Name Tai tsu (seit 1206) sind wohl nur spätere Ehrenbezeigungen. Nach einer kurzen Reichsverweserschaft seines Sohns To lei (Tuli; 1227—29) folgte ihm sein dritter Sohn, Ogotai Chan (Wokuo tai; chinesisch Tai Tsung), 1229—41. Unter ihm wurden durch die Vernichtung der Kin-Dynastie die Mongolen unmittelbare Nachbarn der Chinesen. Auch nach Westen hin dehnte sich das Reich der Mongolen immer weiter aus; ihre Züge gegen Nordrußland bis in die Gegend von Nowgorod (1237—38), gegen Südrußland bis nach Wolhynien und Podolien (1240),

gegen Polen, Schlesien und Mähren (1240—41), gegen Ungarn (1241—42) trugen den Schrecken der mongolischen Waffen weit nach Osteuropa hinein und brachten auch die Kenntnis von China dorthin. Die drei großen in Asien gegründeten Reiche: Persien, Turkestan und das der Goldnen Horde an der Wolga, erkannten, wenn vielleicht auch nur dem Namen nach, die Oberhoheit Chinas an, wie das auch später durch Timur, den Eroberer Indiens, geschehen ist. Die Herrscher der drei Reiche erhielten chinesische Jahrgelder und empfingen ihre Ernennungen und Siegel von dort; Kriegsgefangne bildeten die Leibgarde des Kaisers von China: so wurde 1330 ein Regiment aus Russen gebildet, und zahlreiche Gesandtschaften der unterworfnen Fürsten brachten Tribut.

Nach Ogotais Tod übernahm seine Gemahlin Nai ma chen, die sechste Königin, die Regentschaft, bis sein ältester Sohn, Kuyuk Chan (Kuei yu; chinesisch Ting Tsung), 1246 den Thron bestieg; doch starb dieser bereits 1248. Wieder übernahm die Kaiserin Wo wu li hai mi shi in Karakorum die Regentschaft bis zum Eintreffen von Tu lis Sohne Mangu Chan (Meng ko; chinesisch Hsien Tsung; 1251—59); dieser weilte meistens in Shang tu (Xanadu) in der südöstlichen Mongolei, der Sommerresidenz, und starb auch dort. Seine Regierung war mit Kämpfen gegen die südliche Sung-Dynastie angefüllt, die unter der Herrschaft seines jüngern Bruders Kublai Chan (Hu pi lie; chinesisch Shi Tsu; 1260—94) 1279 ganz vernichtet wurde. Kublais erster Kampf war gegen einen Prätendenten seiner eignen Nation, Arikbuga (Alipuko), der in Karakorum gegen ihn aufstand, aber 1261 geschlagen, zur Flucht gezwungen wurde und sich 1264 unterwarf. In demselben Jahre wurde Peking unter der Bezeichnung Chung tu (mittlere Residenz) zur Hauptstadt erklärt, und 1271 nahm Kublai für sein Haus die Bezeichnung der Yüan-Dynastie an. Von Korea aus, das sich schon vorher den Mongolen unterworfen hatte, machten diese einen (von den Japanern vereitelten Versuch), sich auf Kiusiu festzusetzen; diplomatische Verhandlungen Japans, die zur Unterwerfung führen sollten, verliefen erfolglos, und ein großes Geschwader, das Kublai 1281 gegen Japan entsandte, wurde durch einen furchtbaren Sturm fast ganz vernichtet. Trotz dieses Mißerfolgs haben unter Kublai Ruhe und Ordnung in dem in zwölf Provinzen geteilten Reiche geherrscht, bei dessen Verwaltung die Gewohnheiten der Chinesen möglichst berücksichtigt wurden. Der schon unter der Sui-, der Sung- und der Kin-Dynastie teilweise begonnene große (Kaiser-) Kanal wurde weitergeführt und vollendet; auch in andrer Beziehung entwickelte sich das Land vorteilhaft. Die Berichte Marco Polos, der 1275—1292 mit seinen beiden Onkeln Nicolo und Maffeo am Hofe des Großchans und in den verschiedensten Teilen des Reichs weilte und viel von seinen Reichtümern und Schätzen zu erzählen wußte („Marco Millione"), haben indirekt zur Entdeckung Amerikas beigetragen (vgl. Bd. I, S. 351), da Kolumbus auszog, „um über den Westen nach dem Osten zu segeln", d. h. Manzi, Südchina, zu entdecken.

Kublais Nachfolger Timur (Tie mur̈h; chinesisch Cheng Tsung; 1295—1307) führte die frühere Verehrung des Kung fu tsze wieder ein, dessen Lehren seine Vorgänger geduldet, aber nicht geachtet hatten; seine Nachfolger folgten seinem Beispiel und interessierten sich lebhaft für die klassische Litteratur, ohne dadurch den Herzen ihrer Unterthanen näher zu kommen. Im allgemeinen regierten die mongolischen Herrscher nicht schlecht; sie zeigten sich auch stets bemüht, die Lasten des Volks zu mildern — aber die Erinnerung an die Schrecken der mongolischen Einfälle war noch zu frisch. Jedes Naturereignis, das das Land traf, wurde von den Litteraten wie vom Volk als eine Strafe des Himmels angesehen und bezeichnet. Bei Hofe spielten die Eunuchen freilich auch eine Rolle: der Kaiser Shotepala (Ying Tsung) wurde 1323 von seinem

Kämmerer Tie ſhi ermordet; aber die Familienzwiſte, die ſo viel zum Untergange früherer Dynaſtien beigetragen hatten, fehlten faſt ganz. Erſt 1328, nach dem Tode des Kaiſers Yeſun Timur (Tai ting Ti), kam es zu ſolchen. Wen Tſung oder Tup Timur, ein Sohn Kaiſums (Hai ſhan, Wu Tſung; 1308–11), bemächtigte ſich des Throns und vertrieb Aſu chipa (Achakpa), einen Sohn Yeſun Timurs, der ebenfalls den Kaiſertitel angenommen hatte, aus Shang tu; der ältere Bruder Ho ſhi la (Ming Tſung) wurde 1328 von Tup Timur als der berechtigte Thronerbe anerkannt und beſtieg den Thron in der Mongolei, ſtarb aber bereits 1229 bei einem Beſuche des jüngern, wie man glaubt, von ihm vergiftet. Wen Tſung regierte dann bis 1332 und ſtarb in Shang tu.

Ji lin chi pan, ein ſiebenjähriger Sohn Ho ſhi las, wurde auf den Thron geſetzt, ſtarb aber noch in demſelben Jahre; ſein älteſter Bruder To huan Tie murh (Shun Ti; 1333–68) folgte ihm nach, der letzte Herrſcher der mongoliſchen Dynaſtie. Die Regierung Shun Tis wurde durch Erdbeben, Blutregen und andre Erſcheinungen eröffnet, die mit Mißernten und Überſchwemmungen dazu beitrugen, das Volk in Aufregung zu verſetzen. Namentlich die zur Regulierung des Hoangho erlaßnen Befehle und die infolge ihrer Ausführung notwendige Erhöhung der Abgaben machten viel böſes Blut. 1348 brachen die erſten Unruhen aus; 1351 erhob ſich ein Gegenkaiſer Hſü Shou hui in Hupei und 1353 ein andrer, Chang Shi cheng, in Kiangſu. Hſü Shou hui wurde bereits 1360 durch Chen Yö liang, der ſich Kaiſer von Han nannte, beſeitigt, während der zweite ſich 1363 zum König von Wu erklärte und 1367 durch Chu Yüan chang erſetzt wurde. 1355 trat in Anhui Han Lin örh als Kaiſer von Sung, 1363 Ming Yü chen in Szechuen als Kaiſer von Hſia auf.

Der bedeutendſte aller dieſer Prätendenten war Chu Yüan chang, der, aus ärmlichſten Verhältniſſen hervorgegangen, zuerſt buddhiſtiſcher Prieſter wurde und dann in die Dienſte Kwo Tze Kings trat, der ſich 1353 zum Fürſten von Chu yang in Anhui gemacht hatte. Nach dem Tode ſeines Schwiegervaters wurde Chu, der an der Spitze eines Teils der von dieſem geſammelten Streitkräfte 1355 Nanking erobert und ſich 1367 zum König von Wu gemacht hatte, der hauptſächlichſte Gegner der Mongolen. 1368 nahm er den Kaiſertitel an mit der dynaſtiſchen Bezeichnung Ming; in demſelben Jahre eroberten ſeine Generale (ſ. Fig. 4 der Tafel bei S. 88) Peking, aus dem der letzte Mongolen-Kaiſer Shun Ti geflohen und ſich durch den Nankau-Paß in dieſelben Steppen geflüchtet hatte, aus denen ſeine Vorfahren einſt über China hereingebrochen waren.

J. Die Anfänge des Chriſtentums in China (635–1368).

a) Das neſtorianiſche Bekenntnis.

Wenn der auf dem 1625 in Singanfu aufgefundnen Denkmale befindlichen, im 17. Jahrhundert ſicher mit Unrecht angezweifelten Inſchrift voller Glaube beigemeſſen werden darf, ſo wäre der erſte chriſtliche Miſſionar, ein Neſtorianer, 635 nach China gekommen. Auf dem Denkmale wird er „Olopön" genannt, vielleicht nur eine Verdrehung des chineſiſchen Ausdrucks für Mönch, und die Religion, von der ein ziemlich unbeſtimmter Inbegriff gegeben wird, als das edle Geſetz von Ta tſin (Syrien; vgl. S. 77) bezeichnet. Die von Olopön gebrachten Bücher ſeien mit kaiſerlicher Erlaubnis überſetzt und die öffentliche Verkündigung der Lehre geſtattet worden; der Tang-Kaiſer Tai Tſung habe 638 ausdrücklich ſeine Billigung der Lehre ausgeſprochen und die Erlaubnis zum Bau einer Kirche gegeben, in der ſein Bild aufgeſtellt

worden sei. Auch Kao Tsung (650—683) habe die Lehre begünstigt. Später seien die Zeiten schwerere geworden; aber Hsüan Tsung (712—756) habe sich wieder freundlich erwiesen, und ein neuer Missionar, Kiho, sei eingetroffen. Unter Te Tsung (780- 805) endlich sei das Denkmal 781 errichtet worden. Die Inschrift, die in chinesischer Sprache, zum Teil in poetischer Form, abgefaßt ist, enthält Zusätze in syrischer Sprache (Estrangelo), aus denen hervorgeht, daß eine große Zahl nestorianischer Priester (eine Angabe enthält 67 Namen) schon damals in China thätig gewesen ist; sie haben unter mehreren bischöflichen Vikaren gestanden, deren erster als Papst von Zinstan (Zinistan, China) bezeichnet wird (vgl. Bd. IV, S. 212). Nach spätern Nachrichten haben auch noch weitere Beziehungen zwischen den Nestorianern und der Mutterkirche in Syrien bestanden, bis die Fortschritte des Islams jenen ein Ende machten. 845 wurden die Priester von Ta tsin, angeblich 3000 Köpfe stark, von dem Erlasse Wu Tsungs betroffen, der ihnen wie den buddhistischen befahl, zu weltlichen Beschäftigungen zurückzukehren. Trotzdem hielten sich die Nestorianer in Mittelasien (Presbyter Johannes, als solcher wohl eine fabelhafte Persönlichkeit, scheint mit Ong Chan, dem Rivalen Temudjins [vgl. S. 92], identifiziert werden zu können) und China; sie besaßen eine größere Anzahl von Gemeinden und Kirchen im ganzen Reiche, wie sie auch am Hofe der mongolischen Fürsten und Kaiser eine gewisse Rolle gespielt und namentlich unter den Frauen wie an einzelnen höhern Beamten Bekehrungen erzielt haben. Sie gingen mit der Mongolen-Dynastie unter, ohne daß Spuren von ihrer Wirksamkeit übriggeblieben wären.

b) Das römisch-katholische Bekenntnis.

Zur Zeit der Mongolen-Dynastie gelangten auch die ersten römisch-katholischen Priester nach China, zuerst freilich mehr in der Eigenschaft von diplomatischen Sendboten der Päpste und weltlichen Fürsten. Die Erfolge der Mongolen in Westasien und Osteuropa einerseits und die in immer bedrohlicherer Weise zunehmende Macht des Islams in Syrien und Ägypten anderseits hatten die Aufmerksamkeit der führenden Päpste und der an den Kreuzzügen beteiligten Fürsten auf die Möglichkeit einer Verbindung mit den Mongolen gegen den gemeinsamen Feind, den Islam, gerichtet; eine Auffassung, für die auch die Dschengisiden Verständnis besaßen. Wenn die Versuche, eine solche politische und militärische Verbindung herbeizuführen, ergebnislos verlaufen sind, so hat dies wohl daran gelegen, daß Päpste wie Mongolenfürsten statt sich auf naheliegende praktische Zwecke zu beschränken, weitergehende Pläne (Ausdehnung der Herrschaft) verfolgten. Trotzdem bieten die Berichte der päpstlichen und andern Sendboten, die über Land nach der Mongolei und China zogen, viel des Interessanten. Papst Innocenz IV. schickte als Erster noch vor dem Zusammentritte des Konzils von Lyon (1245) eine aus Dominikanern bestehende Gesandtschaft unter Nicolas Anselin (Anselm aus der Lombardei) in den Osten; im August 1247 stieß sie in Chwaresm auf das Heer des Generals Bachu Noian, der sie mit zwei tatarischen (mongolischen) Gesandten zurücksandte, um dem Papst ein Schreiben des Generals zu überreichen (1248). Obgleich dies unhöflich abgefaßt war und der Papst darin aufgefordert wurde, sich zu unterwerfen, behandelte er die Abgesandten doch mit großer Höflichkeit, um die Möglichkeit weiterer Beziehungen zu erhalten. Innocenz hatte übrigens mit der ersten Mission zwei Franziskaner abgeordnet: Lorenz von Portugal, der zum päpstlichen Legaten im Orient ernannt wurde, und Johann von Plano Carpini, der von Breslau aus mit Benedikt von Polen die Reise antrat. Die letztern gelangten zuerst zu Batu; der schickte sie weiter nach dem Lager Ogotais, wo sie gerade zur Thronbesteigung Kuyuks im Juli 1246 ankamen.

Sie fanden dort ruſſiſche und ungariſche Prieſter und einen Goldſchmied, Namens Kosmos; Kuyuk ſelbſt, der Sohn einer Neſtorianerin, hatte unter den Frauen ſeines Harems und ſeinen höchſten Beamten Chriſten, denen er die Ausübung ihrer Religion geſtattete. Im November wurden die Geſandten mit einem Antwortſchreiben des Großchans entlaſſen, nachdem ſie klug die Begleitung tatariſcher Geſandten abgelehnt hatten, damit dieſe nicht die Zwiſtigkeiten der chriſtlichen Fürſten ſähen und dadurch zu weitern Einfällen ermutigt würden. Die Rückreiſe über Rußland, Polen, Böhmen, Deutſchland war beſchwerlich: ſie erreichten den Papſt erſt Ende 1247.

Inzwiſchen hatte König Ludwig IX. von Frankreich Anfang 1247 eine Aufforderung Bachus erhalten, ſich zu unterwerfen, die unbeantwortet blieb; 1248 erreichten den König in Cypern Abgeſandte Ilchikadais, des Nachfolgers des verſtorbnen Bachu, die ihm ein Bündnis gegen die Mohammedaner antrugen und erzählten, daß Ilchikadai und der Großchan ſelbſt Chriſten ſeien. Als Antwort auf dieſe Mitteilung ſchickte Ludwig 1249 von Nikoſia aus eine aus Dominikanern beſtehende Geſandtſchaft unter Andreas von Lonjumeau an den Großchan, um verſchiedne Reliquien zu überbringen und ihn zum Ausharren in der chriſtlichen Religion aufzufordern. Die Geſandtſchaft, die über Perſien ging, um Ilchi zu ſprechen, fand im Lager des Großchans Kuyuk geſtorben (1248); die Regentin Ogul Haimiſh (Wo wu li hai mi shi; 1248—51) nahm die Sendung als Tribut an und ſchickte die Geſandten mit Geſchenken zurück, ohne daß es dieſen möglich geweſen wäre, über die angebliche Bekehrung näheres zu erfahren. Sie kehrten 1251 zum König nach Saint-Jean-d'Acre zurück.

Trotz des Mißvergnügens über die falſche Auslegung ſeiner Geſandtſchaft ſchickte Ludwig im Mai 1253 neue Boten, die Franziskaner Wilhelm von Rubruquis und Bartholomäus von Cremona, unter dem Vorwande der Bekehrung ab. Sie zogen über Konſtantinopel durch die Steppen zwiſchen Dnjepr und Don und erreichten im Juli das Lager von Chagatai, von dem ſie an Sartak Chan, den Sohn Batus, drei Tagemärſche jenſeit der Wolga, geſchickt wurden, dieſer aber wollte ihnen nicht auf eigne Verantwortung die Erlaubnis zum Aufenthalt und Lehren im Lande geben und ſandte ſie zu Mangu. An deſſen Hofe fanden ſie im Dezember 1253 viele neſtorianiſche Prieſter, die den Vortritt vor den mohammedaniſchen Imans und den Bonzen hatten; ihrem Gottesdienſte wohnte Mangu mit ſeiner Familie bei, wohl mehr aus Gleichgiltigkeit: er ſelbſt war ſehr abergläubiſch und unternahm nichts, ohne vorher das Schulterblattorakel (vgl. S. 5) befragt zu haben. Sie begleiteten Mangu nach Karakorum, wo ſie einen Pariſer Goldſchmied, Guillaume Boucher, fanden. Dort hatten ſie auf Befehl Mangus eine Disputation mit Prieſtern andrer Religionen. Mangu entließ ſchließlich Rubruquis (Bartholomäus blieb zurück, da er nicht wieder durch die Wüſte reiſen wollte) mit einem Schreiben an König Ludwig, worin er den Titel Sohn des Himmels und höchſter Herr annahm, die Mitteilungen der Geſandten Ilchikadais und Ogul Haimiſhs widerief und den König anwies, den Befehlen Dſchengis Chans nachzuleben. Rubruquis traf nach einem Marſche von zwei Monaten Sartak, der ſich in das Lager Mangus begab und ſich, wie ſein „Kaplan" berichtete, eben hatte taufen laſſen. Im September 1254 langte Rubruquis im Lager Batus an, der ihn einen Monat mit ſich führte; ſchließlich kehrte er über den Kaukaſus, Armenien und Syrien zurück und traf im Auguſt 1255 in Tripolis ein, von wo er König Ludwig in Acre ſeinen Bericht zugehen ließ.

Auch die Päpſte blieben nicht müßig, wenn ſie auch jetzt mehr religiöſe als politiſche Intereſſen verfolgten. 1278 ſchickte Nikolaus III. an den Großchan fünf Mönche, über deren Verbleib nichts bekannt geworden iſt. 1292 traf der 1289 abgegangne Franziskaner Johann von Montecorvino über See in Südchina ein und begab ſich nach Cambaluc (Peking), von wo er

1305 und 1306 über günstige Erfolge berichten konnte; 1307 wurde er zum Erzbischofe von Cambaluc ernannt. In diesem Jahr und 1312 wurde ihm eine Anzahl von Weihbischöfen und andern Priestern nachgeschickt, von denen indessen nicht alle eingetroffen zu sein scheinen. In Peking, Zaitun (Changchau oder Chinchiu) und Yangchau bestanden Bischofssitze, Kirchen (in Peking drei) und Gemeinden; und als Johann von Montecorvino 1328 starb, waren die Aussichten der Minoritenmission ersichtlich günstig, obgleich Andreas von Perugia, Bischof von Zaitun, sich 1326 darüber beklagte, daß unter Mohammedanern und Juden keine Bekehrungen erzielt würden und viele von den getauften Heiden nicht in den Pfaden des Christentums wandelten. Dagegen herrschte, wie er hinzufügte, vollständige Glaubensfreiheit, und der Lehrthätigkeit der Missionare wurde kein Hindernis in den Weg gelegt.

Der Mönch Odorich von Pordenone, der in den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts über See nach China kam, sich drei Jahre dort aufhielt und über Tibet zurückkehrte, hat eingehend auch über die religiösen Zustände berichtet. Die letzten Mitteilungen von und über China stammen von Johann Marignolli, der 1342—46 als päpstlicher Legat in Peking weilte. Dann hören alle Nachrichten auf. Zwar versuchte Urban V. 1370 durch die Entsendung eines päpstlichen Legaten, eines Erzbischofs und einiger achtzig Geistlichen für Peking diesem Übelstand abzuhelfen; aber von keinem ist je wieder eine Nachricht eingelaufen. Die katholische Mission *verschwand* in den mit dem Untergange der mongolischen Dynastie verknüpften Unruhen ebenso, wie dies mit der nestorianischen der Fall war; die Feindschaft der nationalen Ming-Dynastie in China gegen alle Fremden, das Anwachsen des Einflusses des *Islams* in Mittelasien und der Übertritt der Herrscher und Völker zu diesem reichen kaum aus, diese betrübende Erscheinung ganz zu erklären: auch der Haß des Volks gegen die fremde Lehre und die fremden Lehrer wird zu ihrer Ausrottung beigetragen haben.

K. China im Übergange von der mittlern zur neuern Zeit: die Ming-Dynastie (1368—1644).

Die ersten Jahre des ersten Herrschers aus dem Hause der *Ming* (Ta Ming, Großen Ming), *Tai Tsu* (nach der Devise* seiner Regierung von Fremden gewöhnlich als Hung wu bezeichnet; 1368—98), waren der gänzlichen Vertreibung der Mongolen und der Unterwerfung der Prätendenten im Lande gewidmet. Ming Sheng, der Kaiser von Hsia (oder Shu) unterwarf sich 1371; in demselben Jahre wurde ein Sohn des letzten Mongolenherrschers, der sich in Szechuen und Yünnan bis dahin gehalten hatte, besiegt. Shun Ti selbst (S. 94), der sich in die nördliche Mongolei geflüchtet hatte, wurde von den Chinesen verfolgt und starb, in Yingchang belagert; seinem Sohne gelang es, nach dem Falle der Stadt (1370) zu entkommen. Die nationale Erhebung der Chinesen brachte auch im Ausland Erfolge: Korea und Anam sandten Tribut, und die Japaner, die seit dem Eindringen der Mongolen aus Rache von Zeit zu Zeit die Küsten Chinas verheert hatten, wurden durch einen — angeblichen — Seesieg der Chinesen bei den Liu kiu-Inseln vorläufig zur Ruhe gebracht. 1381 wurde ein Aufstand in Yünnan unterdrückt. Der Kaiser, der in Nanking residierte, ließ sich die Neuorganisation des Lands und der Verwaltung angelegen sein: er teilte das Reich in 13 Provinzen (Shansi Ost und West, Shantung, Honan, Hukuang, Szechuen, Yünnan, Kueichau, Kuangsi, Kuangtung, Fukien, Kiangsi und Chekiang) und jede wieder in Fu, Chau und Hsien (Präfekturen, Bezirke und Unterbezirke), wie dies heute noch der Fall ist.

* Die Devise (vgl. S. 75) wird von jetzt ab in Klammern beigefügt werden.

Tai Tſus Enkel Hui Ti (Chien wen) folgte ihm nach, wurde aber bereits 1403 von ſeinem Onkel Tai Tſung (Yung lo; 1403—24), der bis dahin als König von Yen in Peking reſidiert hatte, in ein buddhiſtiſches Kloſter geſchickt. Tai Tſung richtete eine doppelte Regierung mit doppelten Miniſterien u. ſ. w. ein: in Peking, wo er ſelbſt reſidierte, und in Nanking. Unruhen, die im Lande gegen ihn als Uſurpator ausbrachen, unterdrückte er rückſichtslos; aber er hob zugleich das Anſehen Chinas im Auslande. 1406—11 führte er Krieg gegen Tonkin, der mit der allerdings nur zeitweiligen Unterwerfung des Lands endigte, und 1419 wurden die Japaner, die einen Einfall in Liaotung unternommen hatten, geſchlagen. Expeditionen (Geſandtſchaften?) gingen unter den Eunuchen Cheng ho und Ma Huan nach Siam, Ceylon, Java, Sumatra, Bengalen und bis in das Rote und Perſiſche Meer. Chineſiſcher Einfluß ſcheint thatſächlich damals in manchem dieſer Länder beſtanden zu haben und maßgebend geweſen zu ſein; Ceylon erkannte während mehr als fünfzig Jahren auch die politiſche Oberhoheit Chinas an, und aus Aden kam 1422 eine Geſandtſchaft nach China, wie ſpäter aus Ägypten (1441) und aus Samarkand (1481). Die Hauptſorge des Kaiſers waren aber die fortwährenden Einfälle der Mongolen, die auch die Verlegung der Reſidenz nach Peking und die Verſtärkung der Großen Mauer durch Werke veranlaßten, die zwiſchen der Hauptſtadt und Kalgan angelegt und von ſeinen Nachfolgern vermehrt wurden. Er ſelbſt führte eine Anzahl von Feldzügen gegen die Mongolen, ſtets ſiegreich, aber ohne dauernden Erfolg, und ſtarb auf einem ſolchen.

Tai Tſungs Nachfolger in der Regierung hatte gegen dieſelben Feinde zu kämpfen. Ying Tſung (Cheng tung; 1436—49), wurde von den Mongolen geſchlagen, gefangen genommen, weggeführt und erſt 1457 gegen ein großes Löſegeld freigelaſſen; er übernahm dann wieder die Regierung bis 1464 unter der Deviſe Tien ſhun. Unter ſeinem Nachfolger Hſien Tſung (Chenghua; 1465—87) dauerten die Einfälle der Mongolen fort und nötigten die Regierung zur Anlage weiterer ausgedehnter Befeſtigungen. Auch im Innern brachen, beſonders im Gebiete der Miao und Yao von Kuangſi und Kueichau (vgl. S. 58/59), Aufſtände aus, die erſt nach längern Kämpfen 1467 unterdrückt wurden. Unter Hſiao Tſung (Hung chi; 1488—1505) erneuerten ſich die Einfälle der Mongolen mit wechſelndem Erfolge; dazu kamen unter Shi Tſung (Chia ching; 1522—66) wiederholte ſchwere Angriffe der Japaner im Yangtſze-Gebiet 1550 und in Fukien. 1516 waren auch bei Canton die Portugieſen erſchienen, deren erſter Geſandter 1520 in Peking eintraf und, nach Canton zurückgeführt, dort mit dem Leben für die Miſſethaten ſeiner Landsleute büßen mußte, die als Seeräuber mit den Behörden und der Bevölkerung in Streit geraten waren.

Während der Regierung Shen Tſungs (Wan li, 1573—1620), eines der thatkräftigern Kaiſer dieſer Dynaſtie, traten drei Ereigniſſe ein, die für China und das ganze Oſtaſien von der größten Bedeutung ſein ſollten. 1581 kam der erſte Jeſuit über See nach China; 1618 fielen die Mandſchu, die Nachkommen der 1234 von den Mongolen vernichteten Kin-Dynaſtie unter Aiſin Gioro, ſpäter Tai Tſu genannt, in die jetzige Mandſchurei ein und ſetzten ſich zuerſt in Hſing ching, dann in Mukden (Shingking) feſt, ohne daß es den Chineſen gelungen wäre, ſie von dort zu vertreiben; und von 1592–98 dauerte die japaniſche Herrſchaft über Korea (vgl. S. 32), in der China ſeinem Tributſtaate militäriſche Hilfe leiſtete, weil es ſich durch das Vorgehen der Japaner in ſeiner eignen Sicherheit bedroht ſah. Dieſer Unterſtützung, die der zähen koreaniſchen Verteidigung zu Hilfe kam, gelang es, den Japanern ſolche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, daß nach wechſelnden Kämpfen und vergeblichen diplomatiſchen Unterhandlungen der ſterbende Hideyoſhi ſein Heer nach Japan zurückrief.

Trotz dieses unzweifelhaften Erfolgs ging es seit dieser Zeit mit der Ming-Dynastie immer weiter abwärts. Das Eunuchen- und Haremswesen, das in Peking stets geherrscht hatte, nahm unter den schwächern Kaisern immer mehr zu. Es fehlte an Truppen und Geld; und die Einfälle der Mandschu wurden immer häufiger und erfolgreicher: 1623 befanden sie sich bereits im Besitze von ganz Liaotung, und 1629 streiften sie bis Peking und Tientsin und konnten nur mit vieler Mühe zurückgetrieben werden. 1622 hatte sich die Regierung nach Macao gewendet und dort ein 400 Mann starkes Korps portugiesischer und chinesischer, teilweise mit Gewehren bewaffneter Freibeuter gegen die Mandschu angeworben, die aber schließlich, wohl aus Furcht, daß sie sich gegen die Regierung wenden könnten, nicht verwendet wurden. Im Reiche gärte es überall; in Shansi, Hupei, Szechuen brachen zum Teil durch Hungersnöte hervorgerufne Aufstände aus. Und während General Wu San kuei mit Mühe die Nordgrenze gegen die andrängenden Mandschu verteidigte, die seit 1627 unter Tai Tsung (1627—43) standen, zog der aufständische Li Tsze cheng gegen Peking, das nach kurzer Belagerung 1644 fiel. Huai Tsung (Chung cheng), der seit 1628 regierte und ein wohlwollender, aber schwacher Mann gewesen zu sein scheint, gab sich selbst den Tod, nachdem er seine Gemahlin und seine Tochter getötet hatte. Mit ihm endete die Ming-Dynastie; Li Tsze cheng rief sich zum Kaiser aus, wurde aber nach kurzer Zeit von den herandrängenden Mandschu, mit denen sich Wu San kuei vereinigt hatte, zum Verlassen der in Ruinen liegenden Hauptstadt gezwungen.

L. Das zweite Zeitalter des Christentums in China (seit 1581).

a) Die Blütezeit der jesuitischen Mission.

Auf Veranlassung Franz Xavers, der nach seiner Thätigkeit in Japan sich selbst nach China zu begeben beabsichtigt hatte, aber auf der Fahrt dorthin 1552 auf der Insel Sancian gestorben war, und des Jesuiten Alexander Valignani, der Macao besucht hatte, entsandte der Provinzial von Indien 1579 zwei Jesuiten, Ruggiero und Matthias Ricci, nach China. Ihnen gelang es 1581, von Macao aus Canton zu erreichen und nach unendlichen Schwierigkeiten Missionsstationen in Kuangtung, Kuangsi und später auch in Nanking zu errichten. 1601 kam Ricci nach Peking, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. Er war der Ansicht, daß bei dem Bekehrungswerke die Anschauungen der Chinesen möglichst geschont werden müßten. Aber schon sein von ihm selbst (gest. 1610) bestellter Nachfolger Nicolas Longobardi teilte diese Auffassung nicht und legte damit den Grund zu den Zwistigkeiten, die den katholischen Missionen ein Jahrhundert später so verderblich werden sollten. Die schnellen Fortschritte der Missionare erregten bald die Eifersucht und den Haß der Beamten und Litteraten, und bereits 1616 erging von Peking der Befehl, alle Missionare zu verhaften; aber nur dort und in Nanking wurde diese Maßregel ausgeführt. Als die Einfälle der Mandschu 1618 begannen, wurden die Missionare wieder zurückberufen, um die Regierung mit Rat und That zu unterstützen und besonders, um Kanonen zu gießen. Diese Zeit war die glücklichste für die Missionare, die bis 1627 in sieben Provinzen des Reichs 13,000 und zehn Jahre später über 40,000 Bekehrte zählten.

Auch der Sturz der Ming-Dynastie änderte nichts an der Stellung der Missionare; der erste Kaiser der Mandschu-Dynastie Shi Tsu (Shun chi) ernannte das damalige Haupt der Mission, Adam Schall aus Köln, 1645 zum Präsidenten des Astronomischen Amts und bewahrte ihm bis zu seinem Tode (1661) sein Wohlwollen. Aber während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers Sheng Tsu (Kang hsi) griffen die Regenten zu scharfen Maßregeln gegen die

Miſſionare; erſt nach der Übernahme der Regierung durch den Kaiſer ſelbſt wurde 1671 ein gegen die Miſſionare erlaßner Verbannungsbefehl zurückgenommen. Der Aufſtand Wu Sankueis in Yünnan (1673) gab dem Nachfolger Schalls, Verbieſt, Gelegenheit, ſich durch Gießen von Geſchützen nützlich zu machen. Der Einfluß der Miſſionare bei Hofe wuchs durch dieſe und andre Dienſte ſo, daß, als die Provinzialbehörden von Chekiang 1691 anfingen, die fremden Prieſter und eingebornen Chriſten zu verfolgen, der Kaiſer im nächſten Jahre durch einen Erlaß die Duldung des chriſtlichen Glaubens aufs neue gewährleiſtete.

b) Der Niedergang der chriſtlichen Miſſionen in China.

Franzöſiſche Ränke und die Streitigkeiten der verſchiednen chriſtlichen Orden und Miſſionare untereinander haben den Untergang der Miſſion herbeigeführt. Das päpſtliche Patronat in Indien, zu dem China gehörte, war der Krone Portugal übertragen; mit dem wachſenden Intereſſe Frankreichs an Hinterindien und Oſtaſien überhaupt ſchien dies Monopol unvereinbar. Der Pater Alexander de Rhodes aus Avignon und die Herzogin von Aiguillon, unterſtützt von der franzöſiſchen Regierung, wußten es in Rom durchzuſetzen, daß drei franzöſiſche Biſchöfe von dem Papſt Alexander III. für Siam, Tongking und China ernannt wurden. Da kein fremdes Schiff zu finden war, das ſich dazu bereit erklärt hätte, ſie an ihre Beſtimmungsorte zu bringen, gab dies die Veranlaſſung zu der Gründung der Compagnie des Indes (vgl. Bd. VII, S. 105), der ſpäter (ſeit 1698) die verſchiednen Compagnies de la Chine folgten. Zugleich wurden, um die Geiſtlichen für die in Ausſicht genommenen Miſſionen zu gewinnen, 1663 die Missions étrangères in Paris gegründet; bereits 1685 gingen auf Colberts Veranlaſſung eine Anzahl ihrer ausgebildeten Schüler nach China ab. Daß die franzöſiſchen Miſſionare ſchon damals auch für China die Frage des Handels und des politiſchen Einfluſſes in den Vordergrund geſtellt haben, unterliegt keinem Zweifel und erklärt den ſpätern Argwohn gegen ſie.

Den Anſtoß zu der Unterdrückung des Chriſtentums in China ſollten aber Streitigkeiten religiöſer Art unter den Miſſionaren ſelbſt geben. Auch unter den Jeſuiten gingen ja (vgl. S. 99) die Anſichten über die Behandlung gewiſſer Fragen auseinander; es handelte ſich dabei hauptſächlich um die Gebräuche bei der Verehrung des Kung fu tſze und der Ahnen. Da Ricci und die meiſten Jeſuiten ihnen keine götzendieneriſche Bedeutung beilegten, hatten ſie ſie zugegeben, während die zelotiſchern Dominikaner, ſpäter Lazariſten und Prieſter der Missions étrangères ſich gegen dieſe Auffaſſung ausſprachen. Die Päpſte ſchwankten in ihrem Urteil: Innocenz X. (1644—55) erklärte ſich für die Dominikaner, Alexander VII. 1656 für die Jeſuiten, und Innocenz XI. (1676—89) erklärte die Zeremonien für zuläſſig, ſoweit ſie nur als bürgerliche angeſehen würden. Schließlich verbot Biſchof Maigrot von den Lazariſten 1693 die Gebräuche, indem er die von den Jeſuiten an den päpſtlichen Stuhl gerichteten Vorſtellungen in vielen Punkten als unwahr bezeichnete. Die Jeſuiten verweigerten, ſich dieſer Entſcheidung zu unterwerfen, und wendeten ſich 1699 an den Kaiſer Kang hſi, um eine Erklärung von ihm einzuholen, die ganz in ihrem Sinn ausfiel. In Rom hatte ſich inzwiſchen die Kongregation der Inquiſition gegen die Jeſuiten ausgeſprochen, was Klemens XI. 1704 beſtätigte. Zugleich war der Patriarch von Antiochien, Tournon, nach Peking geſchickt worden, um dort eine Verſtändigung herbeizuführen. Er wagte nicht, das päpſtliche Dekret zu veröffentlichen; aber Kang hſi erfuhr, wohl durch die Jeſuiten, die ſich ſeiner unzweifelhaft bedienten, um ihre Pläne durchzuſetzen, das Vorgegangne und griff um ſo ſchärfer ein, als Maigrot ihm gegenüber erklärte, daß er den Kaiſer nicht als Richter in einer Sache anerkennen könne, die allein der heilige Stuhl

zu entscheiden habe. Kang hsi verbannte Maigrot und befahl Tournon, China zu verlassen; da der letztere sich noch immer scheute, den päpstlichen Erlaß als solchen kundzuthun, faßte er die Bestimmungen zusammen und veröffentlichte sie als seine eigne Anordnung. Kang hsis Antwort darauf war seine Verhaftung: er wurde nach Macao geführt; hier mußten ihn die Portugiesen ins Gefängnis werfen, und darin ist er 1710 gestorben.

Klemens XI. erließ nun 1718 die Bulle „Ex illa die", durch die jeder mit der größern Exkommunikation bedroht wurde, der die päpstliche Konstitution von 1704 nicht befolge, und sandte einen neuen Legaten, den Patriarchen von Alexandrien, Mezzabarba, nach Peking. Kang hsi jedoch wollte nichts von weitern Verhandlungen wissen, sondern erklärte, Mezzabarba, der 1720 eingetroffen war, möge die alten Missionare in China lassen, alle andern aber wieder nach Rom mitnehmen, wo ihnen der Papst befehlen könne, was er wolle; den Chinesen, denen er allein zu befehlen habe, sei verboten, die päpstlichen Erlasse zu befolgen. Mezzabarba veröffentlichte darauf die Bulle des Papsts mit Zusatzbestimmungen, welche die untersagten Gebräuche gestatteten, wenn sie als rein bürgerliche angesehen würden; aber dieser Mittelweg befriedigte weder in Peking noch in Rom. Mezzabarba erhielt vom Kaiser den bestimmten Befehl, China zu verlassen und die mitgebrachten Missionare wieder mit zurückzunehmen; Papst Benedikt XIII. verleugnete seinen Legaten und bestätigte die Entscheidung Klemens' XI. durch die Bulle „Ex quo singulari", deren Bestimmungen noch heute maßgebend sind.

So hatte in dem Streite zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht jene gesiegt, und sie blieb Siegerin während der nächsten hundert Jahre. Ob die Methode der Jesuiten zu größern Erfolgen oder gar zu einer Christianisierung Chinas geführt haben würde, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hat das Vorgehen ihrer Gegner, wie in Japan (S. 27), so in China den Ausbruch des Kampfs beschleunigt und diesen selbst wesentlich verschärft. Schon unter Kang hsis Nachfolger Yung cheng (1723—35) nahm die Verfolgung einen stärkern Charakter an; und obgleich Kien lung (1736—95) den in Peking selbst nach der Aufhebung des Ordens (1773) verbliebnen Jesuiten persönlich viel Wohlwollen bewies, so dauerten doch auch unter ihm und Kia king (1796—1820) die blutigen Verfolgungen gegen die eingebornen Christen und die sich heimlich im Land aufhaltenden Missionare fort.

c) Das Wiederaufleben der christlichen Missionen in China.

Erst die Jahre 1845 und 1846 brachten hierin eine Änderung, als der Kaiser Tao kuang (1821—50) auf Anträge des kaiserlichen Kommissars Kiying, die infolge der Bemühungen des französischen Gesandten de Lagréné gestellt waren, die Ausübung der christlichen Religion seinen Unterthanen gestattete und befahl, daß Missionare, die man im Innern antreffen würde, nur ihren Behörden in den geöffneten Häfen zugeführt werden sollten. Die Verträge von 1858 und 1860 erlaubten den Missionaren sogar, das Innere zu besuchen und sich dort dauernd aufzuhalten; außerdem gab der von 1860 durch eine von den französischen Dolmetschern begangne Fälschung das Recht, dort Grundeigentum zu erwerben und zu besitzen. Seit dieser Zeit hat sich die katholische Mission in China, abgesehen von mehr oder weniger beschränkten örtlichen Verfolgungen, ungestört entwickeln können. Sie zählte vor dem Boxeraufstand (1900) in 31 apostolischen Vikariaten ungefähr 530 europäische Missionare und 535,000 eingeborne Christen.

Die älteste protestantische Mission in China war die holländische, die, wie sie 1624 auf Formosa mit der Festsetzung der Niederländisch-Ostindischen Gesellschaft begann, mit deren

Vertreibung 1662 einging. 1684 wurden die letzten überlebenden holländiſchen Gefangnen freigelaſſen; mit ihnen verſchwand jede Spur der Thätigkeit dieſer Miſſion auf der Inſel. Andre proteſtantiſche Miſſionen, beſonders engliſche, amerikaniſche und deutſche, ſind erſt nach der Erwerbung Hongkongs durch England (1841) und dem Frieden von Nanking (1842) in Thätigkeit getreten. Sie haben wie die katholiſchen unter vielfachen Anfeindungen der Behörden, der Litteraten und der Bevölkerung zu leiden gehabt. Vor 1900 zählten die proteſtantiſchen Miſſionen in China ungefähr 40,000 Kommunikanten und annähernd 1300 Miſſionare, von denen über 700 Frauen waren.

M. Die neuere Geſchichte Chinas.

a) Die Mandſchu-(Ta Ching-)Dynaſtie 1644—1820.

Ob und welche Abmachungen zwiſchen den Mandſchu und Wu San kuei ſtattgefunden haben mögen, iſt ſchwer feſtzuſtellen. Von chineſiſcher Seite wird oft behauptet, daß die Mandſchu ſich der Herrſchaft über China nur durch Vertragsbruch bemächtigt hätten; auf der andern Seite ſteht aber feſt, daß ſie nicht allein bei Wu San kuei, ſondern auch bei einer Menge andrer chineſiſchen Führer volle Unterſtützung bei der Unterwerfung des Lands gefunden und dieſe mit anfänglich lehenartigem Beſitze belohnt haben. Nach der Einnahme von Peking, wo Fu lin als Shi Tſu (Shun chi; 1644—61) den Thron beſtiegen hatte, wurden nach allen Teilen des Lands von Mandſchu-Fürſten und chineſiſchen Generalen befehligte Heere entſendet, um die Anhänger der Ming-Dynaſtie und ſonſtige Prätendenten, die überall aufſtanden, zu unterwerfen. Li Tſze cheng wurde allmählich bis Szechuen zurückgedrängt und gab ſich dort den Tod. Prinz Fu, der in Nanking den Kaiſertitel angenommen hatte, wurde 1647 beſiegt; in Fukien, wo Prinz Tang, in Chekiang, wo Prinz Lu, und im Weſten, wo Prinz Kuei zu Kaiſern ausgerufen worden waren, wurde mit wechſelndem Erfolge gekämpft; aber ſchließlich ſiegten die Mandſchu überall. 1659 war mit Ausnahme von Yünnan und Kueichau die Ruhe im Reiche hergeſtellt, und die dort noch kämpfenden Banden (der Prätendent war nach Barma geflohen und von dort ausgeliefert worden) überwältigte man im Laufe der nächſten Jahre.

Nur auf Formoſa hielt ſich der Sohn des unter dem Namen Koxinga bekannten Freibeuters noch. Sein Großvater Cheng Chi lung hatte lange Zeit als Seeräuber die ſüdlichen Küſten Chinas beunruhigt und ſich dann in dem Kampfe gegen die Mandſchu auf die Seite der Ming geſtellt; nach anfänglichen Erfolgen wiederholt geſchlagen, hatte er ſich den Mandſchu ergeben, während ſein Sohn Cheng Cheng kung, aus Amoy vertrieben, ſich nach Formoſa gewendet und dies den Holländern abgenommen hatte. Der Vater wurde 1661 in Peking hingerichtet; der von den Portugieſen Koxinga genannte Sohn ſtarb 1662 auf der Inſel, die ſein Sohn Cheng Ko chuang erſt 1683 den Mandſchu übergab.

Nach der Beſitznahme des Reichs wurden die chineſiſchen Verbündeten reich bedacht: Wu San kwei wurde erblicher Fürſt von Yünnan und Szechuen, während Shang Ko hi in Kuangtung und Keng Ki mau in Fukien dieſelbe Stellung erhielten. Als Wu San kwei ſich 1674 empörte, blieben die Fürſten von Kuangtung und Fukien den Mandſchu treu; aber ihre älteſten Söhne, Shang Chin ſie und Keng Tſing chung, ſchloſſen ſich dem Empörer an. Wu San kwei ſtarb 1678; wenige Monate ſpäter war der Aufſtand im Weſten unterdrückt und 1680 die Ruhe überall hergeſtellt. Kaiſer Shi Tſu war bereits 1661 geſtorben; ihm folgte ſein zweiter, achtjähriger Sohn als Sheng Tſu (Kang hſi; 1662—1722), unter deſſen Regierung die

meiſten der eben geſchilderten Ereigniſſe ſtattgefunden haben. Während Wu San kweis Aufſtand waren auch in der Mongolei, hervorgerufen durch Zwiſtigkeiten zwiſchen Galdan (Go Erh dan), Häuptling der Eleuthen, und Tſi Wang, Häuptling der Khalka, Unruhen ausgebrochen, die das Einſchreiten der Chineſen nötig machten. Nach zwei Feldzügen, an denen Kang hſi teilweiſe perſönlich teilnahm, wurde Galdan 1696 geſchlagen und tötete ſich ſelbſt. Sein früherer Gegner Tſi Wang brach ſpäter in das unter chineſiſchem Schutze ſtehende Tibet ein und konnte erſt nach mehrjährigen Kämpfen 1721 beſiegt werden. Auch mit den in Sibirien vordringenden Ruſſen geriet Kang hſi in Streit; ſeine Truppen eroberten das von den Ruſſen angelegte Albazin, und erſt der Friede von Nertſchinsk machte 1689 den Feindſeligkeiten ein Ende. Kang hſi that viel für das Wohl des Lands und war der chineſiſchen Litteratur ein eifriger Schützer: unter ihm wurden das nach ihm benannte große Wörterbuch und die Enzyklopädie „Chinting tuſhu chi cheng" in 5020 Bänden von kaiſerlichen Kommiſſionen herausgegeben, auch iſt er der Verfaſſer des „heiligen Edikts", das aus 16 vom Volke zu beachtenden Regeln des Verhaltens beſteht und unter ſeinen Nachfolgern vielfach erläutert worden iſt.

Sein Nachfolger war ſein vierter Sohn, Shi Tſung (Yung cheng; 1723—35), unter dem die Verfolgung gegen die Chriſten beſonders harte Formen annahm: über 300 Kirchen wurden zerſtört und durch die Verbannung aller Miſſionare, mit Ausnahme der in Peking und Canton befindlichen, mehr als 300,000 eingeborne Chriſten ihrer Seelſorger beraubt. Auch unter dieſem Kaiſer kam es wiederholt zu Streitigkeiten mit den Mongolen und den erſt 1734 zur Unterwerfung gebrachten Bewohnern von Turkeſtan. Verſuche, die Miao tſze in Yünnan und Kueichau unter chineſiſche Verwaltung zu bringen, waren nur zum Teil erfolgreich. Dem plötzlich verſtorbnen Kaiſer folgte ſein älteſter Sohn Kao Tſung (Chien oder Kien lung; 1736—95), unter dem Reich und Dynaſtie die höchſte Blüte erreichten. Aufſtände in Hunan und Kuangſi, ſpäter in Szechuen, wurden nach faſt dreijährigen Kämpfen 1749 unterdrückt. Unruhen in der Mongolei, die infolge von Erbſtreitigkeiten 1745 ausbrachen, nahmen längere Zeit in Anſpruch, beſonders nachdem Amurſana (Amu ſa na), der ſich zuerſt auf die Seite der Chineſen geſtellt hatte, nach der Niederlage von Davatſi (Tſe wan da ſhi) ebenfalls die Fahne des Aufſtands erhob, weil nur ein Teil des Gebiets der Beſiegten ihm zuerteilt worden war; er wurde 1757 beſiegt und floh auf ruſſiſches Gebiet, wo er bald darauf an den Blattern ſtarb. Da die Fürſten von Khokand, Kaſchgar und Yarkand Amurſana unterſtützt hatten, gingen die chineſiſchen Heere gegen ſie vor, und Ende 1759 waren ſie im Beſitze jener Landſtriche. 1769 wurde Barma nach mehrjährigen Kämpfen beſiegt und tributpflichtig gemacht; 1787—89 geſchah dasſelbe mit Anam. Ein Aufſtand in Formoſa wurde 1787 unterdrückt, ein früherer der Miao tſze in Szechuen erſt nach mehrjährigen Kämpfen, in denen dieſe Eingebornen faſt ausgerottet wurden. Endlich (1787—92) drang ein chineſiſches Heer in Nepal ein und zwang die Gurkha 1791, ſich ebenfalls tributpflichtig zu erklären; die Urſache dieſes Zugs waren die Einfälle der Gurkha in Tibet und ihre Verſuche geweſen, es zur Zahlung eines Tributs zu zwingen.

Dieſe Kriege und die zahlreichen Reiſen, die der Kaiſer im Land unternahm, trugen, wenn ſie auch ſeinen Ruhm erhöhten, weſentlich zur Zerrüttung der Reichsfinanzen bei, ſicher ſind ihr und der dadurch nötig gewordenen Erhöhung der Steuern die Unglücksfälle zuzuſchreiben, die unter den nächſten Kaiſern die Dynaſtie bedroht haben. Ein Intereſſe für das Wohl des Volks iſt Kien lung wie ſeinen Vorgängern nicht abzuſprechen. Die Verwaltung war geordnet und wurde durch die Einteilung des Reichs in 18 ſtatt 13 Provinzen erleichtert. Bei dieſer Gelegenheit wurden aus Shanſi-Oſt Shenſi, aus Shanſi-Weſt Shanſi und Kanſu, aus

Hukuang Hunan und Hupei, aus dem Gebiete von Peking Chili (die Hauptstadt selbst bildet den besondern Regierungsbezirk von Shun tien fu) und aus dem von Nanking Kiangsu und Anhui: eine Einteilung, die bis jetzt beibehalten ist. Kien lung dankte Ende 1795 ab, um nicht länger als sein Großvater Kang hsi (60 Jahre) zu regieren, und starb 1799.

Unter seinem Nachfolger Jen Tsung (Chia ching oder Kia king; 1796—1820) brachen in verschiednen Provinzen des Reichs (wohl von geheimen Gesellschaften angestiftete) Aufstände aus, die nur mit Mühe und großen Kosten unterdrückt wurden; zweimal wurden Attentate gegen das Leben des Kaisers von Mitgliedern der Sekte der „Weißen Lilien" unternommen, und die südlichen Küsten des Reichs wurden von Seeräubern beunruhigt und geplündert. Wie dies oft im Osten der Fall zu sein pflegt, wuchs mit der abnehmenden Macht der Regierung ihre Anmaßung. Unter Kien lung war der englische Gesandte George Viscount Macartney (der spätere Kap-Gouverneur; vgl. Bd. III, S. 430) 1793 sehr höflich behandelt worden, wenn er auch sonst nichts erreichte; unter Kia king wurde der Russe Graf Jurij A. Golowkin 1806 an der Grenze zurückgewiesen, weil er den Kotau vor einem mit einem gelben Tuche bedeckten Tische verweigerte, und William Pitt Baron Amherst 1816 aus Peking ausgewiesen, weil er es ablehnte, sich sofort nach seiner Ankunft in Reisekleidern vor den Kaiser schleppen zu lassen.

b) Die Mandschu-Dynastie 1821 bis zur Gegenwart.

α) Vom Opiumkriege bis zu den Pekinger Verträgen.

Bis zur Regierung des Kaisers Hsuan Tsung (Tao kuang; 1821—50) war China wohl mit Fremden überhaupt, aber, wenn man die verschiednen Gesandtschaften der Portugiesen, Spanier, Holländer, Russen und Engländer abrechnet, mit den Mächten jenseit der Meere weder in freundliche noch in feindliche Berührung gekommen. Die Fremden, die China besuchten, waren entweder unruhiges, gefährliches Raubgesindel gewesen, die Gewalt übten und Gewalt zu leiden hatten, oder Kaufleute, die des Gewinns wegen sich viel von den Beamten und dem Volke Chinas gefallen lassen mußten. Die Thatsache, daß die Kaufleute, die sich in Canton, dem einzigen seit langer Zeit dem Handel geöffneten Hafen, aufhielten, nicht durch Regierungsbeamte, sondern durch Kaufleute, und daß die Engländer auch nur durch die Agenten der Ostindischen Gesellschaft vertreten wurden, trug um so mehr dazu bei, die Mißachtung der Chinesen zu erhöhen, als ja auch dem chinesischen Kaufmanne die niedrigste Stelle unter den Bewohnern angewiesen wird. Als das Monopol der Ostindischen Gesellschaft für den Handel in China 1834 ablief und die englische Regierung an die Stelle der Gesellschaft trat, war es klar, daß der bestehende Zustand der Rechtlosigkeit der Fremden nicht fortdauern könne. Der Versuch der Chinesen, den Opiumhandel zu verhindern, war der Vorwand, nicht die Veranlassung zu Englands erstem Kriege, der 1840 ausbrach und nach nicht unrühmlichem Widerstande der Chinesen 1842 zum Frieden von Nanking führte; seitdem sind die Fremden in China aus dem Zustande bloßer Duldung in den eines rechtlich anerkannten Schutzes getreten. Zugleich wurden dem fremden Handel fünf Häfen: Canton, Amoy, Fuchau, Ningpo und Shanghai, geöffnet und die schon 1841 erworbene Insel Hongkong an England förmlich abgetreten. Verträge mit Frankreich und den Vereinigten Staaten folgten 1844; in Verbindung mit dem französischen wurden Zugeständnisse in Ausübung der christlichen Religion erlangt (vgl. S. 101).

Hatte somit der Ausgang des ersten Kampfs mit einer europäischen Macht dem Ansehen der Dynastie erheblichen Schaden zugefügt, so war die Regierung Tao kuangs auch sonst nicht

besonders glücklich; Aufstände auf Formosa, auf Hainan, der Miao tsze, der nur mit Mühe unterdrückt wurde, und Djihangirs in Turkestan (1825—28), der China ebenfalls große Anstrengungen auferlegte, trugen dazu bei, die finanzielle Lage der Regierung und damit der Bevölkerung zu verschlechtern. Dies und daneben wohl auch eine gewisse patriotische Entrüstung über die Schwäche der Regierung den Fremden gegenüber, dazu Clanstreitigkeiten in Kuangsi haben unter Tao kuangs Nachfolger Wen Tsung (Hsien feng oder Hien fung; 1850—61) den Aufstand der langhaarigen Empörer (Chang mao oder Taiping, nach der Devise ihres spätern Kaisers) hervorgerufen. Der Aufstand brach 1850 unter Führung eines gewissen Hung Tsiu tsuen aus, der während kurzer Zeit in Canton den Unterricht eines amerikanischen Missionars Roberts genossen hatte und sich für den jüngern Sohn Gottes und Bruder Christi erklärte. In raschem Siegeslaufe zog er von Kuangsi bis an den Yangtsze, eroberte im März 1853 Nanking und erklärte sich dort zum Kaiser. Bereits im Mai des Jahres setzte ein Teil der Taiping-Truppen über den Yangtsze und begann den Vormarsch nach Norden. Nach wechselnden Kämpfen bemächtigte er sich Tsinhais am Kaiserkanal, wo er bald von den kaiserlichen Truppen, zu denen ein Aufgebot von Mongolen gestoßen war, belagert wurde. Im April 1854 näherte sich ein Entsatzheer der Taiping; es erreichte seinen Zweck, wurde jedoch trotz einzelner Erfolge über die Kaiserlichen im Mai des Jahrs über den Hoangho zurückgedrängt. Mit dem Mißlingen dieses Vorstoßes war das Schicksal des Aufstands entschieden; die Züge der Taiping-Heere wurden nur noch Plünderungen; und das Ende wäre schon früher eingetreten, hätte nicht die Regierung neue Schwierigkeiten mit den Fremden bekommen.

Chinas Versuche, die Ausführung der Verträge zu umgehen, und besonders die Nichtzulassung der Fremden in die Stadt Canton (s. die Tafel bei S. 109) veranlaßten 1857 einen zweiten Krieg Englands gegen China; Frankreich, das sich über die Ermordung eines Missionars zu beklagen hatte, schloß sich an. Die Einnahme der Takuforts und die Besetzung von Tientsin führten zu Verhandlungen und dem Abschlusse von Verträgen (Juni 1858), durch die weitere Häfen geöffnet und fremde Vertreter zeitweilig in Peking zugelassen wurden. Als aber die Gesandten Englands und Frankreichs im Juni 1859 vor Taku erschienen, um sich zum Austausche der Giltigkeitserklärungen des Vertrags nach Peking zu begeben, wurde ihnen die Zulassung verweigert und ein Versuch, sie zu erzwingen, mit großem Verluste zurückgewiesen. So kam es zu einem dritten Krieg Englands und Frankreichs gegen China. Am 20. August 1860 wurden die Takuforts genommen, am 18. September die Chinesen bei Chang kia wan, am 21. bei Pa li kiao durch Ch. G. M. A. A. Cousin-Montauban („Grafen von Palikao") geschlagen und am 13. Oktober Peking besetzt. Nachdem am 18. Oktober das kaiserliche Lustschloß Yuen ming yuen zur Strafe für die verräterische Gefangennahme und grausame Behandlung der englischen Parlamentäre von den Engländern zerstört worden war, wurden am 24. und 25. Oktober die neuen Verträge in Peking unterzeichnet, wodurch die dauernde Anwesenheit fremder Vertreter in der Hauptstadt zugestanden wurde. Die verbündeten Truppen räumten Peking, behielten aber bis zur Ausführung der Abkommen Tientsin, die Takuforts, Shanghai und Canton besetzt.

β) Die Wirren der letzten 40 Jahre.

Hien fung war bei der Annäherung der Verbündeten nach Jehol geflohen und starb dort am 22. August 1861. Als seine Witwe und die Mutter seines einzigen Sohns im September nach Peking zurückkehrten, stürzten sie im Vereine mit zwei Brüdern des verstorbnen Kaisers,

den Prinzen von Kung (gestorben Ende April 1898; s. Fig. 1 der beigehefteten Tafel „Vier einflußreiche Chinesen des ausgehenden 19. Jahrhunderts") und Chun, den angeblich vom Kaiser eingesetzten Regentschaftsrat und machten sich selbst zu Regentinnen; die Mutter des jungen Kaisers Mu Tsung (Tung chi; 1862—75) ist die später oft genannte (westliche) Kaiserin-Mutter Tsze hsi. Bei der Übernahme der Regierung fanden die Regentinnen das Reich von Aufständen zerrissen. Noch residierte der Taipingkaiser in Nanking; seit 1860 verheerten die Nienfei, berittne Räuber, den Norden des Reichs; in Yünnan, wo 1856 ein mohammedanischer Aufstand ausgebrochen war, gab es unter Sultan Sulaiman ibn-i Abd ur-Rahman in Talifu ein selbständiges Reich; in Chinesisch-Turkestan und Ili herrschte Yakub Chan, während Kansu und Shensi fast ganz in den Händen mohammedanischer Empörer waren. 1864 fiel Nanking, nachdem der Taipingkaiser kurz vorher durch Selbstmord geendet hatte, und ein Jahr später waren die letzten Haufen der „langhaarigen" Empörer besiegt; 1868 sah das Ende des Nienfei-Aufstands; 1872 fiel Talifu und ein Jahr später die letzte Feste der dortigen Aufständischen, und 1878 war nach dem am 31. Mai 1877 erfolgten Tode Yakub Chans der Aufstand in Turkestan unterdrückt, nachdem er 1873 schon in dem eigentlichen China beendet gewesen war. Ili (Kuldscha), das die Russen während der Unruhen in diesen Gebieten besetzt und 1879 in dem zu Livadia mit Chung Hau (oder Hou; s. Fig. 3 der beigehefteten Tafel) abgeschloßnen Vertrag zugesprochen erhalten hatten, wurde durch den Petersburger Vertrag des Marquis Tseng (s. Fig. 2 der beigehefteten Tafel) 1881 gegen eine Entschädigung und Grenzregelung China zurückgegeben.

Leider erlaubten schwierige Auseinandersetzungen mit dem Auslande der chinesischen Regierung nicht, ihr Augenmerk ausschließlich auf die innern Verhältnisse zu lenken. Japan bemächtigte sich 1880 der an China tributpflichtigen Liukiu-Inseln. Das französische Vorgehen in Tongking und Anam führte 1883—85 zu Feindseligkeiten zwischen Frankreich und China, die mit der Anerkennung des französischen Protektorats über diese bisher China tributpflichtigen Länder endigten, und 1886 besetzte England das in ähnlichen Beziehungen zu China stehende Barma.

Tiefer in die chinesischen Verhältnisse griffen Zerwürfnisse mit Japan. Das ebenfalls China tributpflichtige Korea hatte sich genötigt gesehen, mit Japan 1876 einen Vertrag abzuschließen, durch den einige Häfen des Lands dem japanischen Handel eröffnet wurden. 1882 erfolgte auf das Zureden Chinas der Abschluß weiterer Verträge mit dem Auslande; doch schon im Juni dieses Jahrs brach ein hauptsächlich gegen die Japaner gerichteter Aufstand aus, der durch die Chinesen unterdrückt wurde. 1884 erhoben sich die mit den Japanern verbündeten Radikalen in Söul; und wieder wandte sich das Volk schließlich gegen die Japaner. Diese ebenfalls von China geschlichteten Unruhen hatten weitere Verhandlungen zwischen ihm und Japan zur Folge; 1885 kamen beide Mächte dahin überein, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und, falls ein Einschreiten später dort notwendig werden sollte, den andern Teil rechtzeitig zu benachrichtigen: ein Abkommen, das für einige Jahre die beiderseitigen Beziehungen gebessert hat.

Das Jahr 1891 brachte eine der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden, gegen eingeborne Christen und fremde Missionare gerichteten Bewegungen, diesmal im Yangtsethal; angeblich von einer geheimen Gesellschaft der Kolao hui angestiftet, nahm sie bald größere Ausdehnung an. Dem vereinten Vorgehen der fremden Gesandtschaften war es zu danken, daß die Bewegung schließlich unterdrückt wurde; aber die Gelegenheit, die chinesische Regierung von dem Ernst und der Einigkeit der fremden Mächte zu überzeugen, wurde leider nicht benutzt: der Keim zu weitern,

Vier sinoamerikan. Chinesen des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Erklärung zu den umstehenden Bildniſſen.

Links oben: Yi-Sin, **Prinz Kung**, geboren 11. Januar 1833 als Bruder des Kaiſers Hienfêng (1850–61), 1861 Miniſter des Auswärtigen, nach dem Tode ſeines Bruders Regent für den unmündigen T'ungtſchih (geboren 5. September 1855), duldſam und reformfreundlich, deshalb 1884 ſeiner Würden beraubt, 1894 wieder als Präſident des Tſung-li-Yamen berufen.

(Nach einer von Day & Son lithographierten Photographie des Signor Beato in Robert Swinhoes »Narrative of the North China Campaign of 1860«; London 1861.)

Links unten: **Tſch'ung Hou** (Ch'ung Hou), der erſte wirkliche chineſiſche Geſandte in Europa, 1870/71 in Frankreich, ſchloß 1879 zu Livadia den ungünſtigen Vertrag über Kuldſcha, den erſt Marquis Tſêng abgeändert hat (1881).

(Nach einer Photographie aus dem Jahre 1868.)

Rechts oben: Y-Yung, erblicher **Marquis** K. T. Gear Khan **Tſêng**, geboren 1839 in der Provinz Hunan aus einer der älteſten Familien Chinas, 1879 Botſchafter beim ruſſiſchen Hofe, erlangte 1881 die Rückgabe von Ili durch Rußland, 1882–85 Botſchafter zu London und Paris, 1885–86 zu London und St Petersburg, Mitglied des Tſung-li-Yamen, geſtorben 12. April 1890 in Peking.

(Nach einer Photographie aus dem Ende der 1870er Jahre.)

Rechts unten: **Li Hung-tſchang**, geboren 14. Februar 1821 im Dorfe Hweilung im Hofei-Diſtrikte der Provinz Anhui, 1848 in der Akademie der Hanlin, 1853 Sekretär Tſêng Kuo fans, des Generalgouverneurs der beiden Kiang und Vaters des Marquis Tſêng, 1861 Provinzialrichter in Tſchekiang, danach Gouverneur von Kiangſu, erhält den erblichen Adel, 1864 Generalgouverneur der beiden Kiang, 1870 Generalgouverneur von Tſchili und Handelsſuperintendent der Nördlichen Häfen, 1872 Großkanzler des Reichs, führte 1895 die Friedensverhandlungen mit Japan (Attentat in Shimonoſeki).

(Nach einer mit der Hand übermalten Photographie von See Tay in Shanghai.)

ſich aus der Fremden- und Miſſionarfrage ergebenden Schwierigkeiten war damit gelegt. Ein Aufſtand der Tonghak-Sekte in Korea führte 1894 zu einem Einſchreiten Chinas. Japan erhob dagegen Einſpruch und veranlaßte dadurch den Krieg, der mit dem Frieden von Simonoſeki 1895 beendigt worden iſt (vgl. oben, S. 51/52). Das Eingreifen Rußlands, Deutſchlands und Frankreichs rettete die Liaotunghalbinſel für China; aber die Anſprüche, die Rußland und Frankreich an Chinas Dankbarkeit und Entgegenkommen in Eiſenbahn- und Bergwerkskonzeſſionen ſtellten, begannen einen nachteiligen Einfluß auf die Stimmung im Land auszuüben. Der 1897 an zwei deutſchen katholiſchen Miſſionaren in Shantung verübte Mord und die dadurch für Deutſchland gegebne Notwendigkeit, ſelbſt und thatkräftiger als bisher für die Sicherheit der deutſchen Perſonen und Intereſſen in China zu ſorgen, war die Veranlaſſung zu der Erpachtung von Kiautſchau im Januar 1898; bald darauf folgten ähnliche Abmachungen Rußlands über Port Arthur und Talienwan, Englands über Weihaiwei und Frankreichs über Kuangchaufu.

Dieſe Verletzungen des Geſamtbeſtands des Reichs, mehrjährige Mißernten in Shantung und vor allen Dingen wirtſchaftliche Beſorgniſſe, hervorgerufen durch die den fremden Geſellſchaften erteilten Konzeſſionen, riefen im Frühjahre 1900 den „Boxeraufſtand“ hervor, der, von Shantung ausgehend, ſich zuerſt gegen die eingebornen Chriſten, dann gegen die Miſſionare und ſchließlich gegen alle Fremden in Peking und Tientſin wendete. Kaiſer Tung chi war am 13. Januar 1875 nach nur dreijähriger ſelbſtändiger Regierung geſtorben und ſein derſelben Generation angehöriger Vetter Tſai tien (Kuang hſü), Sohn des Prinzen von Chun, ihm gefolgt (bis 1888 unter der Regentſchaft der Kaiſerinmutter Tſze hſi). Seine Wahl entſprach nicht den chineſiſchen Vorſchriften; da er außerdem kinderlos blieb und wohl auch, weil er ſich 1898 auf die unausführbaren Reformpläne Kan Yu weis eingelaſſen hatte, die in einer Verſchwörung gegen die frühere Kaiſerin-Regentin gipfelten, ſo wurde ihm im September 1898 Pu Tſuan (Puſchün), ein Enkel des Prinzen von Tun, ebenfalls eines Bruders Hien fungs, als Nachfolger adoptiert, deſſen Vater Prinz Tuan bei den Vorgängen eine hervorragende fremdenfeindliche Rolle geſpielt, auch die Regierung und den Hof in die Bewegung verwickelt zu haben ſcheint, als deren erſtes fremdes Opfer in Peking am 20. Juni 1900 der deutſche Geſandte Freiherr Klemens von Ketteler fiel. Nach zweimonatiger Belagerung in den Geſandtſchaften wurden Mitte Auguſt die dort eingeſchloßnen Geſandten und andern Fremden durch europäiſche, amerikaniſche und japaniſche Truppen befreit. Der Hof floh nach Shenſi, während von den nach China geſandten Truppen unter dem Oberbefehle des deutſchen Generalfeldmarſchalls Grafen Alfred von Waldersee bis in den April 1901 einzelne Expeditionen in das Innere der Provinz Chili unternommen und die chineſiſchen Truppen daraus verdrängt wurden. Längere Verhandlungen führten zur Beſtrafung einiger hauptſächlich Schuldigen, der Zuſage bedeutender Entſchädigungen und der Annahme einer Anzahl von Maßregeln, um die Wiederkehr ähnlicher Vorfälle unmöglich zu machen. Nach der Feſtſetzung des Schlußprotokolls im Juni 1901 verließ die Mehrzahl der fremden Truppen China. Der Hof kehrte im Dezember nach Peking zurück; hier ſind die fremden Geſandten im Januar 1902 vom Kaiſer und der Kaiſerin-Regentin empfangen worden.

N. Rückblick.

China iſt das einzige große Reich der bewohnten Erde, das aus uralter Vergangenheit in die Neuzeit hinüberragt. Jünger als Ägypten und die weſtaſiatiſchen Reiche, kann

es doch auf eine beglaubigte ununterbrochne Geschichte von mehr als 2500 Jahren zurückblicken, während für weitere 1500 Jahre genügender Stoff vorliegt, um zu dem Schlusse zu berechtigen, daß das Land sich auch damals bereits einer verhältnismäßig hohen Zivilisation erfreut habe. Auf Überlieferungen aus alter Zeit aufgebaut, ward die *confucianische Weltweisheit* 600 Jahre v. Chr. die Grundlage derselben chinesischen Sittlichkeit und politischen Philosophie, wie wir sie noch heute finden. Die väterliche Gewalt, der Einfluß der Familie und des Geschlechts (Clans) bestehen in China heute, wie vor 2500 und mehr Jahren. Weder die philosophisch und poetisch viel höherstehenden Lehren des mit dem Confucianismus ungefähr gleichaltrigen Taotums, noch der 600 Jahre später nach China gebrachte Buddhismus haben die sittlichen Begriffe des chinesischen Volks wesentlich beeinflussen können: sie sind beide zu Aberglauben herabgesunken und darin aufgegangen, während der Confucianismus noch heute die Grundlage des innern und äußern Lebens aller Volksklassen bildet. Der einzelne Mensch ist in China nicht wertlos: schon die Thatsache, daß, theoretisch unbestritten und vielfach wirklich, nur persönliches Wissen die Möglichkeit oder fast die Gewißheit des Erfolgs gewährt, beweist dies; aber er ist trotzdem nicht von der Familie und dem Geschlechte losgelöst zu denken: Jahrtausende alte Vorschriften und Gebräuche halten ihn in den Banden fest, die, wenn sie nach der einen Seite schützend und stützend wirken, nach der andern jeder freien Entwicklung hindernd in den Weg treten.

Auch *politische* Einflüsse haben sich der alteingewurzelten Sitte gegenüber *machtlos* erwiesen. Wohl lassen sich Anschauungen und Gebräuche nachweisen, die ihr Bestehen der Herrschaft fremder Dynastien, der Einwirkung fremder Lehren und Beispiele verdanken; der Schamanismus und die Menschenopfer bei Begräbnissen, die bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts immer wiederkehren, sind solche Erscheinungen; dennoch hat es die chinesische Kultur verstanden, die fremden Eindringlinge sich zu unterwerfen und sie sich einzugliedern. Die Dynastien tatarischen, mongolischen und mandschurischen Ursprungs, die China zeitweilig teilweise oder ganz beherrscht haben und noch beherrschen, sind alle dem Banne der chinesischen Kultur unterlegen und haben zum Teile mehr für deren Erhaltung beigetragen, als dies von national-chinesischer Seite geschehen ist. Das Vorhandensein dieser Dynastien, das Eindringen der Buddalehre in China und die Anwesenheit zahlreicher Mohammedaner im Reiche sind ebenso viele Beweise *gegen* die weitverbreitete Ansicht von der *Unbeweglichkeit* der chinesischen Kultur; mittelasiatische, indische, teilweise sogar japanische und seit dem 17. Jahrhundert auch europäische Einflüsse haben sich in Religion, Philosophie, Litteratur und Kunst, besonders im Kunstgewerbe, geltend gemacht. Unbeweglich sind gewissermaßen nur die Grundlagen der Familie und des Staats, damit die der Erziehung und Verwaltung geblieben, ebenso wie die Gebräuche der alten Staatsreligion und der mit ihr und dem Confucianismus verknüpften Verehrung der Ahnen.

Die Geschichte des chinesischen Reichs bietet *kein erfreuliches* Schauspiel, unterscheidet sich aber in nichts von dem, was uns die Geschichte andrer asiatischen Völker in der Vergangenheit wie in der Gegenwart zeigt. Die Vielweiberei mit ihrem Gefolge von Harems- und Eunuchenwirtschaft ist der Fehler, an dem alle Dynastien zu Grunde gehen. Ein kräftiger Mann bemächtigt sich der Herrschaft, besiegt seine Wettbewerber und gewinnt das Reich oder einen Teil davon, seine ersten Nachfolger treten in seine Fußstapfen und vermehren oder erhalten wenigstens ihren Besitz. Dann setzt die Entartung ein. Eunuchen werden die Ratgeber, vielfach auch die ausführenden Beamten der Fürsten; die Verwandten der Lieblingsfrauen werden mit

Erklärung der umstehenden Bauten.

In der *chinesischen Baukunst* tritt der Mangel an monumentaler Größe und Festigkeit nicht nur in der Leichtigkeit des Holz- und Ziegelmaterials hervor, das, wie bei den polynesischen Naturvölkern, nur in den mächtigen Terrassen- und Treppenunterbauten monumentalen Quadern Platz macht, sondern er zeigt sich auch in dem kleinen Maßstabe der ganzen Formensprache, die selbst in Tempeln und Kaiserpalästen die räumliche Größe nur durch die Vervielfältigung und Nebeneinanderstellung kleinrer Einzelbauten in gemeinsamer Umfriedung erreicht. Ein freies Walten künstlerischer Einbildungskraft wird in der chinesischen Baukunst schon durch die engherzigen und nüchternen obrigkeitlichen Bauvorschriften unmöglich gemacht, die jedem Hausbesitzer eine bestimmte, seinem Rang entsprechende Säulenzahl vorschreibt, die Verhältnisse aller Teile zu einander ziffermäßig feststellt und höchstens in dem den Augen der Vorübergehenden entzognen Teile des Grundstücks der Laune des Baumeisters einigen Spielraum gestattet.

Die chinesische Baukunst verwendet die Wölbung, von Unterbauten abgesehen, nur für Thor- und Brückenbauten; und auch bei diesen tritt die unechte Wölbung durch Vorkragung noch oft an die Stelle der echten Keilwölbung. Den Kuppelbau verschmäht sie fast ganz; Ansätze zu eigentümlich ausgestalteten Kuppelbauten finden sich, freilich in sehr spärlicher Anzahl, in den Kultusstätten des Himmels. Der hölzerne Dachstuhl aller Gebäude, der im Innern manchmal offen bleibt, manchmal durch Kassettenfelder verdeckt wird, trägt das vorspringende und nach außen geschweifte Ziegeldach, wird selbst aber von einem hölzernen *Stützengerüste* getragen, dessen Formen in den Hauptteilen natürlich durch die Gesetze der Tektonik, in manchen Teilen aber auch durch die Gesetze des aus dem Flechtwerk hervorgewachsnen Gitterwerks bedingt werden. Die Mauer zwischen diesem Stützgerüst trägt nur ihre eigne Last. Sie ist, wie Semper sagt, „genau genommen nur eine in Ziegeln ausgeführte spanische Wand, ein Tapetengerüst", das so wenig tragendes und stützendes Glied sein soll, daß sie überall sorgfältig „als etwas Bewegliches, seitwärts Eingespanntes, von der Last des Dachs vollkommen Unabhängiges" symbolisiert wird. Die in der Regel runden, meistens hölzernen, nur an Kaiserpalästen wohl einmal marmornen Säulen des Stützgerüstes können daher bald vor, bald hinter, bald in die Mauer gestellt werden. Im ersten Falle bilden sie eine Veranda vor dem Gebäude, im zweiten Falle sind sie von außen gar nicht, im dritten nur als Halbsäulen sichtbar. Ihre Fußstücke pflegen aus einfachen Rundwulsten zu bestehen; ihre Kopfstücke zeigen oft nur, wie in Indien, konsolenartige Armstützen, die manchmal die Gestalt des Drachens, des Sinnbilds des chinesischen Himmels und der chinesischen Kaisermacht, oder andrer symbolischen Fabeltiere annehmen. Im übrigen aber bildet, um abermals mit Semper zu reden, das Gitterwerk die Grundlage der Ornamentik der chinesischen Baukunst; als eigentliches feines Bambusgitterwerk in der Bekleidung des untern Teils der innern Wände, als stärkres Schrankenwerk mit zierlich wechselndem, manchmal verschnörkeltem geometrischen Gemuster im äußern Abschluß von Gartenhäuschen und sonstigen luftigen Gebäuden, als tektonische Holzkonstruktion, mit Pfahl- und Astwerk wechselnd, besonders in den Geländern, die den leichten Oberbau der Gebäude dem massigen Unterbaue vermählen.

Für den künstlerischen Eindruck der sich hauptsächlich in wagerechter Richtung entfaltenden Gebäude aber bleibt die Vorherrschaft des weit über die Mauerflächen hinausragenden, hohl (konkav) geschweiften *Dachs* maßgebend. Das gleiche Dach, das in der Regel Walmdach ist und nur in Ausnahmefällen Giebelansätze zeigt, stets durch einander deckende Hohlziegel gerippt erscheint, auf den Firsten und an den Firstenden aber manchmal thönerne Schlangen-, Drachen- oder andere Tiergestalten neben reichdurchbrochnem und mit Drachenzähnen verbrämtem Balkenwerke trägt, krönt Tempel, Hütten, Paläste, Türme und Thore und fehlt in schlichtester, balkenloser Gestaltung sogar auf den einfachen Umfriedungsmauern nicht. Zu den größten Eigenheiten der chinesischen Baukunst aber gehört es, daß dieses Dach, um seine Wirkung zu erhöhen, nicht selten in der Höhenrichtung verdoppelt oder gar verdreifacht wird, so daß die Gebäude verschiedne Dachstockwerke übereinander zeigen. Ja, die bekannten, Stadt und Land beherrschenden chinesischen Türme erheben sich in neun bis fünfzehn Stockwerken, deren jedes durch den vorspringenden Teil eines Daches begrenzt wird; und manchmal verschwinden die senkrechten Linien dieser Stockwerke in solchem Maße hinter den Dachansätzen, daß eher Dächer, an deren Rändern Glocken hängen, als wirkliche Geschosse übereinander getürmt zu sein scheinen. Die oft ausgesprochne Ansicht, daß die chinesische Dachform eine Nachbildung des tatarischen Zelts sei, hat Fergusson mit dem Hinweis auf die vorherrschend konische Form dieser Zelte entkräftet. Vielmehr sieht der englische Forscher in ihr eine dem chinesischen Geschmack angepaßte besonders praktische Gestaltung, um zugleich die Regengüsse und die Sonnenstrahlen abzuhalten. Maßgebend für den Gesamteindruck aller chinesischen Gebäude, der höchsten wie der niedrigsten, bleibt daneben das überaus reiche, oft grelle *Farbenkleid*, das, abgesehen von dem massiven steinernen Unterbau, die ganzen Gebäude einhüllt. Mit farbigem Stuckbewurfe sind die Backsteinwände bekleidet; mit bunten Farben sind die Holzteile der Bauten bemalt, manchmal obendrein lackiert; die Anwendung gelb und grün glasierter Dachziegel scheint aber ein Vorrecht der Tempelbauten und kaiserlichen Anlagen zu sein.

(Größtenteils nach Karl *Woermann*, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, Band I.)

Haupttempel „Tempel des Himmels", verschaulich für Kaiserschaft des Kaisers in Canton (neuer Ausstellungsbau).

Wohnungsraum (Ausstellungsbau des Kaiserlichen Gartens, schaut auf kostbarsten Gesichtsbau).

Chinesische Residenzen zu Canton.

Digitized by Google

Besitztümern, Titeln und Ämtern überhäuft; Statthalter und Generale machen sich mehr oder weniger unabhängig, bis einer von ihnen sich selbst zum Generalissimus und Reichsverweser ernennt und an Stelle des vom Throne gestürzten Fürsten eine neue Dynastie gründet. In den herrschenden Familien selbst ist der Mord an der Tagesordnung; im Laufe der Jahrtausende dürfte fast ein Drittel der Herrscher ihr Ende auf gewaltsame Weise gefunden haben. Auf die Männer scheint die Haremswirtschaft in schlimmerm Maße entartend eingewirkt zu haben als auf die Frauen; wenigstens findet man trotz der niedern Stellung, die Sitte und Gesetz dem chinesischen Weib in Familie und Gesellschaft anweisen, eine ganze Anzahl fürstlicher Frauen, die als Vormünderinnen ihrer Söhne wie als Regentinnen des Reichs Bedeutendes geleistet haben (s. die Tafel bei S. 88). Wenn sie vielfach der Unenthaltsamkeit beschuldigt werden, so mag das auf höfische Verleumdung oder auf die Thatsache zurückzuführen sein, daß ein Überwiegen männlicher Eigenschaften bei der Frau häufig mit dem Verluste der Tugend verbunden zu sein scheint.

Dem Auslande gegenüber machte sich die Zerfahrenheit und der Verfall der verschiednen Regierungen weniger bemerkbar; vielmehr nötigten die Größe und die Einheit des Reichs Achtung ab. Das Elend schwacher Regierungen verschwindet dem Fernerstehenden vor dem überwältigenden Eindruck, den ein kraftvoller und glücklicher Herrscher hervorbringt; die weiten Entfernungen und die Seltenheit der Verbindungen umgaben das Land, das für ganz Ostasien das gewesen ist, was Griechenland und Rom für Europa waren, mit einem Glanze, der oft zu einer falschen Beurteilung der thatsächlichen Verhältnisse geführt hat. Solche Irrtümer gehören nicht nur den ältern Zeiten an; mehr als alles andre haben die Berichte der katholischen Missionare aus dem 17. und 18. Jahrhundert zur Überschätzung Chinas beigetragen. Eigentlich haben erst die Ereignisse der Jahre 1894—95 darin Änderung geschaffen, wobei freilich die Grenze wieder nach der andern Seite überschritten worden ist.

Ähnlich hat es sich mit einer Anzahl von Erfindungen verhalten, die den Chinesen zugeschrieben worden sind. Von dem Schießpulver z. B., das sie erfunden haben sollen, haben sie die ballistischen Eigenschaften erst von den Fremden zu Anfang des 15. Jahrhunderts kennen gelernt; und sicherlich sind sie mit ihm überhaupt erst im 5. oder 6. Jahrhundert, ebenfalls durch Fremde, bekannt geworden. Die Herstellung des Porzellans datiert erst aus dem 7. Jahrhundert n. Chr.; und ob die Chinesen den Gebrauch der Magnetnadel, die sie, auf Wagen südwärts zeigend, angewendet haben sollen, auf Schiffen nicht auch erst von Fremden gelernt haben, ist fraglich. Dagegen haben sie das Drucken von Holzplatten 500 Jahre gekannt (922), ehe es in Europa erfunden wurde (1440); auch bewegliche Typen sind in China, wenn auch nur sehr vereinzelt, seit Anfang des 11. Jahrhunderts in Gebrauch gewesen. Die Benutzung der Steinkohle ist in China viel älter als in Europa; bei den Salzquellen in Szechuen mit ihren einfach hergestellten, bis 700 m tiefen Bohrlöchern, kommt seit Jahrhunderten natürliches Gas für Feuerung zur Verwendung. Hängebrücken, von Bambusseilen, Draht und Ketten getragen, von 100 m Länge, sind nicht selten; Deiche, Hunderte von Kilometern lang, schützen tiefer gelegene Gegenden gegen Verheerungen durch Flüsse und Meer, und manche der Tempel, Pagoden und Paläste (s. die beigeheftete Tafel „Chinesische Residenzen zu Canton") erregen mit Recht auch die Bewunderung der Fremden. Der Bronzeguß stand bereits 1200 Jahre v. Chr. in hoher Blüte; chinesische Seidenstoffe waren schon in Rom und Byzanz berühmt, und was die chinesische Kunstindustrie in Porzellan, Zellenschmelz, Email, Lack und hundert andern Dingen geleistet hat, ist bekannt. Erst der Taipingaufstand hat diesen Industrien ein Ende

gemacht; wie die Verwüſtungen des Dreißigjährigen Kriegs Deutſchland Wunden geſchlagen haben, die ein Jahrhundert hindurch nicht heilen wollten, ſo leidet auch China noch heute an den Schäden, die es in dem erſt 1865 beendeten Aufſtande davongetragen hat.

Dabei iſt es unvorſichtig, von der Gegenwart auf die Zukunft des Lands zu ſchließen. Jedenfalls wird man nicht vergeſſen dürfen, daß mit der Durchführung der von ſo vielen empfohlenen Reform der innern Zuſtände China aus der Reihe der duldenden Staatengebilde in die der thätigen und damit angreifenden übergehen würde; dann aber muß es ſchon durch ſeine Maſſe an Gebiet und Bevölkerung einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß ausüben. Tſo Tſung tang, der Beſieger der Empörung in Kanſu und Turkeſtan, Chang Chi tung, der ſoviel zur Beſchränkung des Boxeraufſtands auf den Norden des Reichs beigetragen hat, der am 6. November 1901 verſtorbne Li Hung chang (ſ. Fig. 4 der Tafel bei S. 106), der ſeit 1870, dem Jahre der Niedermetzelung franzöſiſcher Miſſionare in Tientſin, einen ſo weſentlichen Einfluß auf die Geſchicke ſeines Vaterlands ausgeübt hat, Yuan Shi kai, der frühere Gouverneur von Schantung und jetzige Generalgouverneur von Chili, und andre liefern den Beweis, daß es China nicht an Männern fehlen wird, die ſeine Intereſſen wahrzunehmen im ſtande ſind.

3. Korea.

A. Land und Leute.

Korea, nach dem alten Korai (Kaoli) ſo benannt, iſt während eines großen Teils ſeiner Geſchichte der Zankapfel und der Schauplatz ſtreitender Nachbarnationen geweſen. Vom Feſtland Oſtaſiens ſpringt über eine Ausdehnung von 12° faſt direkt von Norden nach Süden gehend eine ſchmale, an wenigen Stellen mehr als 2° breite Halbinſel vor, die nordweſtlich vom Yalu, nördlich vom Tumen-ula begrenzt wird. Ihre weſtliche Küſte wird von dem Gelben, ihre öſtliche vom Japaniſchen Meere beſpült, während ſie im Süden nur durch eine enge, von verſchiednen Inſeln faſt zur Hälfte geſchloßne Straße von Japan getrennt iſt (ſ. die Karten bei S. 4 und 56). Den Europäern durch die Portugieſen als Coria bekannt, wurde das Land von den Arabern im 9. Jahrhundert n. Chr. als Sila (Sinra, nach einem der koreaniſchen Königreiche jener Zeit) bezeichnet; die Chineſen nennen es Tung kwo, das öſtliche Königreich; der eingeborne Name iſt Choſen (Morgenruhe; daher oft „Land der Morgenruhe“ genannt).

Durch eine von dem in der Mandſchurei gewiſſermaßen den nördlichen Grenzwall Koreas bildenden Gebirge ausgehende Kette, die mit vielen Windungen von Norden nach Süden ſtreicht, wird Korea in zwei ungleiche Teile geteilt, von denen der öſtliche, gebirgige eine ſteile, faſt fluß-, hafen- und inſelloſe Küſte hat, während der weſtliche, nach dem Gelben Meere zu abfallende die einzigen größern Flüſſe, an der zerklüfteten Küſte viele Häfen und in dem flachen Meere zahlloſe Inſeln aufweiſt. Der Natur des Bodens entſprechend, iſt der Weſten der bevölkertſte, darum kommerziell und politiſch der wichtigere Teil des Lands; nur drei Provinzen liegen jetzt öſtlich von dem Mittelgebirge, während fünf mit der Hauptſtadt Söul ſich auf der weſtlichen Seite befinden. Das Klima bewegt ſich in großen Gegenſätzen; während im Frühjahre die Berge mit blühenden Azalien bedeckt ſind und der Sommer tropiſch heiß wird, iſt der Winter ſehr kalt, und der Tiger, der dann aus den ſchneebedeckten höhern Teilen des Lands in die Ebenen herabſteigt, zeigt den dicken Pelz ſeines mandſchuriſchen Vetters.

Das ungefähr 218,650 qkm umfaſſende Gebiet Koreas ſoll 7—8, nach einigen ſogar über 10 Millionen Einwohner zählen, die, wenn wir auch hierin Bälz (vgl. S. 4 und 58)

folgen, dem mandschu-koreanischen Typus angehören, der den reinsten mandschurischen darstelle. In Wirklichkeit hat wohl auch in Korea eine starke Vermischung nordostasiatischer Rassen, unter denen auch die Aino (vgl. S. 209) nicht fehlten, stattgefunden. Auffallenderweise hat der dort besonders stark vertretne Typus häufig etwas Semitisches. Aber auch für Korea wie für seine Nachbarländer China und Japan ist Sicheres weder über seine ältesten Bewohner und die Herkunft späterer Einwanderer, noch über die Zeit dieser Einwanderung bekannt. Nach chinesischen Quellen wäre 1132 v. Chr. Ki Tsze, ein Anhänger der kurz vorher gestürzten Shang-Dynastie (S. 62), mit 5000 Begleitern nach Chosen, das damals hauptsächlich den Süden der heutigen Mandschurei eingenommen haben dürfte, eingewandert, hätte die Eingebornen unterworfen und zivilisiert. Diese Sage wird auch von koreanischer Seite amtlich als der Beginn der Beziehungen mit China anerkannt. Ob etwas Wahres daran ist, oder ob Ki Tsze vielleicht die ihm für Chosen zugewiesne Rolle in dem nördlich davon gelegenen Fuyu gespielt haben könnte, das wenigstens frühzeitig eine der ältesten chinesischen ähnliche Zivilisation besessen zu haben scheint, ist nicht festzustellen; ebensowenig kann ein bestimmter Zeitpunkt für das Eindringen chinesischer, besonders confucianischer Kultur angegeben werden. Confucianismus aber und Buddhismus sind von Korea nach Japan gebracht worden.

B. Die ältere Geschichte Koreas.

Die ältesten Beziehungen Koreas zu China können bis zum Beginne des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung als eine Reihe von Kämpfen zwischen dem häufig als das Reich von Yen bezeichneten chinesischen Norden und dem nördlichen Korea, das zeitweilig nach Westen weit über seine heutigen Grenzen hinausging, bezeichnet werden. Im eigentlichen Korea lagen nördlich Chosen (Korai) und südlich davon zwei Gebiete, das westliche Ma han, das östliche Shin han genannt, beide von unabhängigen, anscheinend teilweise stark mit chinesischen Flüchtlingen vermischten Stämmen bewohnt. Als die frühere Han-Dynastie in China zur Regierung gelangte (vgl. S. 74), machte sie ihr Recht auf Yen geltend und eroberte es 206 v. Chr. Flüchtlinge von dort kamen nach Chosen, wo ihr Führer Wé men den König stürzte und sich selbst 194 v. Chr. des Reichs bemächtigte; seine Hauptstadt Wang hien lag östlich vom Ta tung. König Ki jun von Chosen floh nach Ma han, wo er von dem Stamme der „hundert Familien" (Hiaksai) freundlich aufgenommen und später dessen Häuptling wurde. Da dieser Stamm später der maßgebende in Ma han wurde, so erhielt das dort sich bildende Reich den Namen Hiaksai (auch Kudara und Pehtsi). Nach dem Sturze der Chin-Dynastie (206 v. Chr.) sollen Chinesen auch nach Shin han geflüchtet sein und dort den Grund zu dem spätern Reiche Sin ra (Sila, Sinlo) gelegt haben. Unter Wé mens Enkel Yu kio kam es 108 zwischen Chosen und China zum Kriege, der 107 mit der vollständigen Niederlage der Koreaner, der Einnahme der Hauptstadt, dem Tode des Königs und der Besitznahme des Reichs durch die Chinesen endete. Erst mit dem Sturze der Han-Dynastie (S. 77) hörte diese Herrschaft auf.

C. Koreas mittlere Geschichte.

Inzwischen war nördlich von Chosen und südlich von Fuyu ein neues Reich, Kokorai, entstanden, das zu Anfang unsrer Zeitrechnung mit den Chinesen in Berührung, bald auch in Streit geriet. Aber diese Beziehungen, wie die des später an seine Stelle tretenden Puhai haben das Schicksal Koreas weniger beeinflußt. Bedeutungsvoller waren die Kämpfe zwischen den drei auf der Halbinsel selbst entstandnen Staaten, Hiaksai, Sinra und Korai. Hiaksai war der

erſte dieſer Staaten, auf den der Confucianismus und der Buddhismus Einfluß ausgeübt haben: gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. hatten beide Lehren dort feſten Fuß gefaßt. Kämpfe gegen Kokorai, Korai und Sinra füllen einen großen Teil der Geſchicke dieſes Staats, der 660 von China unterworfen wurde. Zehn Jahre ſpäter erhob ein buddhiſtiſcher Prieſter die Fahne des Aufſtands gegen die Chineſen und machte mit Hilfe der Japaner einen Sohn des frühern Königs, Hoſho, zum Fürſten des Lands; aber Hiakſai wurde beſiegt, und ein großer Teil der Bevölkerung wanderte nach Korai und Japan aus. Korai, das verſchiedne Angriffe erfolgreich zurückgewieſen hatte, unterlag den Chineſen ſchließlich auch, ſo daß von den drei Königreichen nur Sinra eine Art Unabhängigkeit bewahrte.

Sinra unterhielt während der Dauer der Tang-Dynaſtie (618—907; vgl. S. 88) enge Beziehungen zu China, und ſeine Hauptſtadt Kion chiu war der eigentliche Sitz ſino-koreaniſcher Kultur und des Buddhatums. Dort wurde das koreaniſche Nido-Alphabet erfunden, das vielleicht dem ein Jahrhundert ſpäter angenommenen japaniſchen als Vorbild gedient haben mag. Sinra nahm allmählich die ganze öſtliche Hälfte des Reichs ein; ein auf Veranlaſſung der Chineſen gegen Puhai 733 unternommner Krieg verlief allerdings unglücklich; aber im ganzen bewahrte das Reich ſeine Stellung, bis 912 ein buddhiſtiſcher Prieſter, Kung wo, gegen den ſchwachen König aufſtand. Kung wo wurde allerdings bald durch den General Wang ken aus dem Wege geräumt; dieſer erklärte ſich aber ſelbſt zum Herrſcher und machte Phyöng yang und Kai chau zu Sitzen ſeiner Regierung. In kurzer Zeit gelang es ihm, die ganze Halbinſel zu unterwerfen und ein einheitliches Reich unter dem Namen Korai (er ſoll ein Abkömmling der Fürſten des alten Korai geweſen ſein) zu gründen. Er ſchlug nun ſein Hoflager in dem mehr in der Mitte gelegnen Sunto (heute Kaiſeng, ungefähr 50 km von Söul) auf und ſtarb 945. Sein Nachfolger erklärte ſich wieder dem nach langen innern Kämpfen unter der nördlichen Sung-Dynaſtie (S. 90) geeinten China tributpflichtig.

Anſprüche, die der König von Korai auf Grund ſeiner Verwandtſchaft mit den Fürſten von Kokorai und Puhai auf Liaotung erhob, führten zum Zuſammenſtoße mit den damals auf der Höhe ihrer Macht befindlichen, in Nordchina angeſeßnen Kitan-Tataren (Liao-Dynaſtie; vgl. S. 91). Die Koreaner wurden 1012—14 von den Kitan wiederholt geſchlagen, und nur durch ein Bündnis mit den Nüchi-Tataren (Kin) konnten ſie ſich der mächtigen Feinde erwehren. Als um 1230 das Reich der Kin von den Mongolen vernichtet wurde, unterwarf ſich auch Korea dem Sieger; aber die Ermordung eines mongoliſchen Geſandten (1231) rief 1240 einen Einfall der Mongolen in Korea hervor. Nach langem Widerſtand unterwarf ſich der König und begab ſich 1256 an den Hof Mangu Chans, um deſſen Oberhoheit perſönlich anzuerkennen.

Der Nachfolger Mangus, Kublai Chan, machte Korea zur Grundlage ſeiner gegen Japan geplanten Unternehmungen (vgl. S. 22 u. 93); ſicher haben die den Mongolen von 1266—1281 durch die Koreaner geleiſtete Hilfe, die Verluſte, welche die Koreaner bei dieſen Unternehmungen durch die Japaner erlitten haben, und die Verwüſtungen, die an den koreaniſchen Küſten durch japaniſche Seeräuber in den folgenden Jahrhunderten angerichtet worden ſind, weſentlich zur Entfremdung zwiſchen den beiden Nationen beigetragen. Korea war der Lehrmeiſter Japans in faſt allen Künſten und Wiſſenſchaften geweſen und während langer Zeit geblieben; ohne Zweifel hat ſich Korea ſelbſt einer hohen Ziviliſation erfreut: noch aus dem 17. Jahrhundert befinden ſich in Japan koreaniſche Bronzearbeiten, die dies beweiſen. Aber heute iſt in Korea von dieſen Künſten nichts mehr vorhanden, was lebensfähig wäre; ſelbſt die Überbleibſel alter Kunſt ſind verſchwunden.

D. Korea im Übergang aus seinem mittlern zum neuern Zeitalter.

a) Die Vorherrschaft der Ming.

Nach dem Sturze der Mongolen-Dynastie in China (1368) forderten die Ming von Korea die Erneuerung des bisherigen tributpflichtigen Verhältnisses, was der König von Korea, der zweiunddreißigste der Wang-Dynastie, verweigerte. Aber sein Heer wollte nicht gegen die Chinesen ziehen; der König wurde abgesetzt, und Ni Taijo, der Führer der Aufständischen, gründete 1392 die noch heute in einer Nebenlinie herrschende Dynastie. Die Anlehnung der neuen Herrscherfamilie an China war vollständig: Kalender und Zeitrechnung, Verwaltung und Tracht der Chinesen wurden angenommen, so daß Korea gegenwärtig, mehr als ein Vierteljahrtausend nach dem Untergange der Ming-Dynastie, noch ein treues Bild von dem China bietet, wie es unter jener Regierung bestanden hatte. Ni Taijo war ein thatkräftiger Herrscher. Er verlegte den Sitz der Regierung von Sunto nach Han yang am Han, jetzt als Söul (d. h. Hauptstadt) bekannt, und teilte das Reich in die acht Provinzen: Ham gyöng, Kang wön, Kjöngsang, von Norden nach Süden am Japanischen Meere, Chöl la, Chhung chhöng, Kjöng kwi, Kwang hai und Phyöng an, von Süden nach Norden am Stillen Meere gelegen. Der Buddhismus wurde fast vollständig unterdrückt: unter anderm durfte kein Priester Söul betreten; an seine Stelle trat ein starrer Confucianismus, der fast zur Staatsreligion wurde. Der neuen Dynastie wird auch die Abschaffung der ursprünglich tatarischen, angeblich bis dahin geübten Sitten des Menschenopfers und des Lebendigbegrabens von Dienern u. s. w. bei vornehmen Begräbnissen zugeschrieben. Die ersten Nachkommen Ni Taijos waren tüchtige Leute, die die Zentralisation der Verwaltung verstärkten und für das Wohl des Volks sorgten; politisch lehnten sie sich nach asiatischer Sitte an die beiden mächtigen Nachbarreiche China und Japan, indem sie an beide regelmäßig Gesandtschaften schickten, die mit mehr oder weniger Recht als tributbringend angesehen wurden. Die innern Kämpfe in Japan während der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (S. 24), der Niedergang des Siogunats unter den Aſikaga, an die diese Gesandtschaften geschickt zu werden pflegten, und die durch die japanischen Seeräuber hervorgerufne Unsicherheit der Verbindungen waren die Ursachen, warum diese Sendungen seit 1460 eingestellt worden sind.

b) Hideyoshis Angriffspolitik.

Diese Haltung der koreanischen Regierung wird voraussichtlich ebensoviel wie Hideyoshis phantastischer Wunsch einer Unterwerfung Chinas zu dem Einfalle der Japaner in Korea (1592; vgl. S. 32) beigetragen haben. In raschem Siegeslauf eroberten die Japaner am 25. Mai Fusan und bereits 18 Tage später Söul, aus dem der König und der Hof nach Pingan (Phyöng yang) geflohen waren. Im Juli erreichten die Japaner den Ta tung (Tai dongg), überschritten ihn nach einem siegreichen Gefecht und nahmen Pingan. Der König floh nach An ju (Andschu). Der weitere Vormarsch der Japaner wurde dadurch gehemmt, daß ihre Flotte, die sie mit Vorräten u. s. w. unterstützen sollte, von den Koreanern bei Fusan fast vollständig vernichtet wurde. Jetzt griffen auch die von den Koreanern zu Hilfe gerufnen Chinesen ein. Ihre Vorhut erstürmte am 27. August die Vorstädte von Pingan, wurde aber in der Stadt selbst von den Japanern fast ganz vernichtet. Es dauerte bis zum Februar 1593, ehe die Hauptmacht der Chinesen, mit der sich die Reste der koreanischen vereinigt hatten, wieder vor Pingan erschien; am 10. erstürmte sie die Stadt, und dem Führer der Japaner, dem Christen Yukinaja Konishi,

der von den weiter südlich stehenden Befehlshabern im Stiche gelassen worden war, blieb nichts übrig, als nach Söul zurückzukehren. Hier vereinigte er sich mit dem andern Hauptführer, dem Buddhisten Kiyomassa Kato. Im März kam es dort zur Schlacht; die besiegten Chinesen zogen sich nach Pingan zurück, von den Japanern, die auch sehr gelitten hatten, nur schwach verfolgt.

Von beiden Seiten wurde daher die Wiederaufnahme schon früher angeknüpfter Friedensverhandlungen, deren hauptsächlichster Vermittler der Chinese Chin J kei war, mit Freuden begrüßt. Trotz des Widerspruchs der Koreaner und Katos wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch den die drei südlichsten Provinzen Koreas an Japan abgetreten, die koreanische Tributpflichtigkeit Japan gegenüber, die Wiederaufnahme der alten Handelsbeziehungen zwischen China und Japan, die Vermählung des Taiko samma mit einer Tochter des Kaisers von China und seine Anerkennung als gleichstehend mit diesem vereinbart wurden. Bis zum Giltigwerden dieses Vertrags sollten die Japaner sich an die Küste bei Fusan zurückziehen und dort zwölf Plätze besetzt halten. Am 23. Mai 1593 räumten die Japaner Söul und traten den Rückmarsch an, auf dem ihnen die Verbündeten langsam folgten; es kam dabei zu neuen Zusammenstößen, die den Wiederausbruch des Kriegs herbeigeführt hätten, wären nicht Konishis Friedensbemühungen erfolgreich gewesen. Die Chinesen zogen sich nach Norden zurück; ein Teil der japanischen Truppen schiffte sich nach Japan ein, und teils hier, teils in Peking wurde diplomatisch weiter verhandelt. Im Oktober 1595 traf endlich eine chinesische Gesandtschaft in Japan ein und wurde von dem Taiko am 24. in Fushimi empfangen; aber das von ihr überbrachte Schreiben des Kaisers Shen Tsung enthielt nur die Bestallung des Taiko zum „Könige von Japan", wie sie früher den Siogunen der Asikaga-Familie erteilt worden war.

Der Krieg brach aufs neue aus. Chin J kei, dessen Rolle nie ganz klar gewesen war, wurde von seinen Landsleuten gefangen genommen und hingerichtet; von beiden Teilen wurden Verstärkungen nach Korea entsandt. Im Januar 1597 schlugen die Japaner die koreanische Flotte und drangen siegreich bis in die Nähe von Söul vor. Aber die Vernichtung ihrer Flotte durch die vereinigte chinesisch-koreanische zwang sie wiederum zum Rückzuge bis an die Seeküste; dabei verwüsteten sie das Land furchtbar und zerstörten auch die altehrwürdige frühere Hauptstadt von Sinra, Chhöng ju (Kion chiu). Diesem Verfahren ist der Haß mit zuzuschreiben, der seit dieser Zeit das koreanische Volk gegen die Japaner erfüllt (vgl. oben, S. 112). Im Süden drehte sich der Kampf um die von den Verbündeten belagerte Festung Urusan, in die sich nach heftigen Gefechten ein großer Teil der japanischen Truppen geworfen hatte. Als die Not darin aufs höchste gestiegen war, schlug ein japanisches Heer am 9. Februar 1598 die ihm entgegenziehenden Chinesen und Koreaner und entsetzte am 13. den Platz. Mit diesem letzten Erfolge der Japaner war der große Krieg zu Ende. Es hat zwar noch eine Anzahl kleinerer See- und Landgefechte stattgefunden; aber kurz vor seinem am 8. September 1598 erfolgten Tode berief der Taiko seine Leute nach Japan zurück.

Korea war aus dem Kriege siegreich, doch furchtbar geschwächt hervorgegangen. Die Beziehungen zu Japan wurden erst 1623 wieder aufgenommen, nachdem das geeinte und erstarkte Japan unter Iyemitsu, dem zweiten Siogun der Tokugawa-Dynastie, die Forderung der Absendung von Tributgesandtschaften mit Erfolg gestellt hatte; die erste erschien 1624 in Jedo. Die Siogune fanden aber bald die Kosten dieser Gesandtschaften, die keine thatsächliche Bedeutung hatten, zu erheblich und ließen sie einstellen. Seitdem beschränkte sich der Verkehr zwischen beiden Ländern auf Fusan, wo unter strenger Aufsicht Handel möglich war, auf Tsusima, dessen Fürst (angeblich koreanischer Abstammung) stets die Aufgabe gehabt hatte, die

Beziehungen aufrecht zu erhalten, und auf Satzuma, wohin während des Zugs nach Korea koreanische Gefangne gebracht worden waren, die als Töpfer Verwendung gefunden hatten, und das von Zeit zu Zeit von koreanischen Dschunken besucht wurde.

E. Die neue Zeit.

Mit den chinesischen Nachbarn blieben die Beziehungen Koreas freundschaftlich. Als 1616 die Mandschu begannen, die Ming-Dynastie zu bedrohen, verwüstete diese, um den Einfällen der Gegner zu begegnen, in Übereinstimmung mit der koreanischen Regierung einen Landstrich am rechten Ufer des Yalu, ungefähr 100 km breit und 480 km lang: die vorhandnen Dörfer wurden zerstört, die Bewohner ausgetrieben und dieser Grenzsaum auf der chinesischen Seite durch hölzerne Palissaden und eine doppelte und dreifache Reihe von Forts befestigt. Als die Einfälle der Mandschu dann häufiger wurden, forderte die chinesische Regierung die Unterstützung ihres Vasallenstaats; sie wurde bereitwillig gewährt. Darauf fielen die Mandschu 1627 in Korea ein, schlugen die verbündeten Chinesen und Koreaner und belagerten Söul, bis der König, der nach der Insel Kang hwa geflohen war, sich den Mandschu unterwarf. Kaum aber waren diese abgezogen, ward er seinen Versprechungen untreu. Ein neuer Einfall der Mandschu fand statt, und 1637 wurde der König zu einem Vertrage gezwungen, durch den er sich ganz von den Ming lossagte, Geiseln stellte, seine Tributpflicht anerkannte, die Errichtung eines Marktes an der Grenze von Liao tung zusagte und versprach, jährlich eine Gesandtschaft zur Entrichtung des festgesetzten Tributs zu senden. Nach der Eroberung Pekings wurde dieser Tribut verschiedne Male erniedrigt, bis er als Betrag jede Bedeutung verlor, während die Frist für die Sendung der ihn überbringenden Gesandtschaften auf drei Jahre festgesetzt wurde.

In das Ende des 16. Jahrhunderts scheint das Eindringen des Christentums in Korea zu fallen. Der erste fremde Missionar soll aber erst 1791, und dann vergeblich, versucht haben, in das Land zu gelangen; gleichzeitig habe die erste Verfolgung eingeborner Christen stattgefunden. 1835 endlich gelang es einem französischen Missionar der Missions étrangères de Paris, P. Maubant, und unmittelbar danach auch andern, in Korea einzudringen; aber noch in demselben Jahre wurden drei Missionare mit 130 eingebornen Christen hingerichtet. Weitere Missionare gelangten 1842 nach Korea; doch auch die Verfolgungen dauerten fort: im März 1866 erlitten neun französische Missionare den Märtyrertod; nur dreien, darunter Bischof Ridel, gelang es, zu entkommen. Von französischer Seite wurde die Angelegenheit aufgenommen und, da man in Peking jede Verantwortung ablehnte, eine Expedition nach Korea entsandt, die im Oktober 1866 einige Forts zerstörte, dann aber nach einer ihr von den Koreanern zugefügten Schlappe abziehen mußte, ohne einen Erfolg erzielt zu haben. Dieser französischen folgte 1871 eine amerikanische Expedition, die Erkundigungen nach dem Schicksal eines Schoners „General Sherman" und dem Verbleibe seiner Mannschaft einziehen und versuchen sollte, mit den Koreanern in Verbindung zu treten. Von den Koreanern angegriffen, zerstörte sie eine Anzahl im Han-Fluß gelegner Befestigungen, kehrte aber ebenfalls heim.

Glücklicher waren die Japaner. Bald nach ihrer Wiederherstellung (1868) hatte die Regierung des Mikados die Wiederaufnahme des tributpflichtigen Verhältnisses gefordert, was Korea mit Verachtung abgelehnt hatte. Als nun im September 1875 Matrosen eines japanischen Kriegsschiffs von Soldaten eines koreanischen Forts angegriffen worden waren, entsandte die japanische Regierung eine Expedition nach Korea; und am 27. Februar 1876 ward ein Vertrag unterzeichnet, durch den der Hafen Fusan sofort, zwei andre, Gensan und Ninsen

(Chemulpo), 1880 geöffnet und diplomatiſche und konſulariſche Vertreter zugelaſſen wurden, während Japan die Unabhängigkeit Koreas anerkannte. Da die ſich an dieſes Ereignis anſchließende Eröffnung Koreas auch für andre Mächte (1882), die Unruhen von 1882 und 1884, der chineſiſch-japaniſche Vertrag von Tientſin 1885 und der chineſiſch-japaniſche Krieg 1894—95 bereits in der Geſchichte Japans (S. 51) und Chinas (S. 106/7) behandelt worden ſind, ſo iſt hier nur auf die innern Verhältniſſe Koreas einzugehen, ſoweit ſie dieſe Zuſtände hervorgerufen haben oder deren Folge geweſen ſind.

Mit dem Jahre 1864 erloſch die direkte Nachkommenſchaft des Gründers der Dynaſtie Ni. König Chul chong (Chöl Chong) ſtarb nach 31jähriger Regierung ohne Erben; die älteſte ſeiner drei hinterbliebnen Gemahlinnen bemächtigte ſich der Regierung und ernannte den 13jährigen Sohn des Prinzen Ni kung zum Nachfolger Chul chongs. Ni kung wußte aber die Gewalt an ſich zu reißen und führte ſie bis 1873 als Tai wen kun (Tai in kun; Herr des großen Hofs) rückſichtslos und grauſam. Ihm, dem Feind aller Fremden und jedes Fortſchritts, waren die Verfolgungen gegen das Chriſtentum und die Abſchließung gegen das Ausland zuzuſchreiben. Erſt mit dem Regierungsantritte des jungen Königs J höng (vorher Li ſhi; 1873) trat hierin eine Änderung zum Beſſern ein, die wohl auf Rechnung der 1866 ihm vermählten Königin, eines Mädchens aus dem Adelsgeſchlechte der Min, zu ſetzen iſt. Die ganze weitere innere Geſchichte Koreas iſt ausgefüllt durch den zwiſchen der Königin und dem Tai wen kun erbittert geführten Kampf, der mit ihrer durch den japaniſchen Geſanten Miura am 8. Oktober 1895 veranlaßten Ermordung endigte. Aber auch der Tai wen kun ſtarb wenige Jahre ſpäter, ein machtloſer, gebrochner Mann. Die Rolle, die Japan und die Japaner in den innern Wirren des Reichs geſpielt haben, iſt unerfreulich: daß die fortſchrittliche Partei in Korea ſich ihnen anſchloß und ihre Unterſtützung ſuchte, lag in der Natur der Dinge; aber daß bei den verſchiednen Aufſtänden und politiſchen Mordthaten Japaner bald direkt, bald indirekt eine ſo große Rolle geſpielt haben, wirft kein gutes Licht auf Japans Methoden, ſeiner Ziviliſation Eingang in Korea zu verſchaffen. Die ehrgeizigen Streitereien unter den großen Adelsfamilien, den Min, Kim, Li, Ni und andern, und die ſich daraus ergebenden Kämpfe ſind zu allen Zeiten der Fluch des Lands geweſen und haben auch in der Neuzeit weſentlich zu ſeiner Verarmung und zu der Möglichkeit fremder Einmiſchung in die innern Verhältniſſe beigetragen.

Nach der Ermordung der Königin befand ſich der König längere Zeit in der Gewalt der Leute, die daran teilgenommen hatten; aber am 11. Februar 1896 flüchtete er mit dem Kronprinzen in die ruſſiſche Geſandtſchaft und kehrte erſt nach einem reichlichen Jahr in den umgebauten Palaſt zurück. Seitdem hat er den Kaiſertitel angenommen (12. Oktober 1897), hauptſächlich wohl, um damit den dem Königstitel nicht innewohnenden Begriff der Unabhängigkeit zu verdeutlichen. An die Stelle des Wettbewerbs zwiſchen Japan und China iſt jetzt in Korea der zwiſchen Rußland und Japan getreten. Die verſchiednen zwiſchen dieſen beiden Mächten (unter andern 1896) über Korea getroffnen Abkommen haben darin keine Abhilfe zu ſchaffen vermocht; das „Land der Morgenruhe" iſt vielmehr heute für Japan unzweifelhaft die Haupturſache der Rüſtungen, die, mit fieberhafter Eile betrieben, ſeine finanzielle Lage ernſthaft gefährden. Ob der am 30. Januar 1902 zwiſchen England und Japan abgeſchloßne Vertrag (S. 53), durch den bis zu einem gewiſſen Punkte der Geſamtbeſtand Koreas von beiden Mächten verbürgt wird, den gewünſchten Erfolg haben dürfte, muß dahingeſtellt bleiben.

II. Hochasien und Sibirien.

Von

Dr. Heinrich Schurtz.

1. Die Urzeit und die geschichtlichen Anfänge Hochasiens.

Noch vor nicht allzulanger Zeit wendeten sich die Blicke der europäischen Kulturvölker nicht ohne Ehrfurcht auf die gewaltigen Hochebenen Asiens mit ihren von ewigem Schnee erglänzenden Gebirgswällen, ihren Weidetriften, ihren kahlen Wüsten und baumreichen Oasen: schien es doch der Wissenschaft in schöner Übereinstimmung mit Religion und Sage so vieler Völker gelungen zu sein, durch fast unumstößliche Beweise Hochasien als die Urheimat der Menschheit zu erweisen, als jene Wiege, aus der einst auch unsre Vorfahren in Jugendkraft auszogen, um endlich in Europa eine neue Heimat zu finden, während andre Brüder unsrer Rasse in das sonnige Wunderland Indien hinabstiegen. Ein herrliches Bild, dieses Herabfluten der Völker von den schneeumkränzten Hochflächen, wo das Geschlecht der neuen Herrscher der Erde in der reinen Luft der Höhen seine Jugendzeit verträumt hatte, ein Bild, worin die Phantasie der Dichter mit der klaren, nüchternen Wirklichkeit in eins zusammenzufließen schien. Ein Zweifel an dieser Anschauung, die das Gemüt und den Verstand zugleich befriedigte und beherrschte, durfte kaum auf rechte Beachtung rechnen. Aber die rastlose, von Frage zu Frage, von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreitende Forschung hat auch dieses scheinbar unantastbare Heiligtum unterhöhlt, erschüttert und endlich zu Falle gebracht. Sie hat vorläufig nicht viel Neues an seine Stelle zu setzen vermocht; aber sie hat doch nachgewiesen, daß Hochasien auf die Ehre, als Wiege der Menschheit zu gelten, bis auf weiteres weniger Ansprüche hat als manches andre Gebiet der Erde. Am wenigsten darf das Hochland von Tibet, dessen Öde und Rauheit wir jetzt besser kennen gelernt haben, als das Urgebiet der Menschheit gelten, das immer neue Ströme von Wanderern über die Erde hin zu entsenden vermochte.

Und doch war jener Glaube an die Bedeutung Hochasiens für die älteste Geschichte der Menschheit nicht ohne Sinn. So lange man den Beginn menschlicher Überlieferungen ungefähr als den Anfang dieser Geschichte betrachtete und das Alter der Menschheit auf eine geringe Zahl von Jahrtausenden beschränkte, lag der Gedanke nahe genug, im Kerne des asiatischen Festlands die Urheimat zu suchen; ja, setzen wir an die Stelle des Ausdrucks „Heimat der Menschheit" den andern: „Heimat der höhern Kultur", dann verdient auch heute noch Hochasien die ernsteste Aufmerksamkeit der Forschung. Um diese Hochburg der Erde lagern ja im großen Halbkreise die alten Kulturländer der Erde, Babylonien, China und Indien, und selbst die Anfänge ägyptischer Gesittung weisen nach Asien hinüber: wer an einen gemeinsamen Urquell dieser höhern Kulturen glaubt, muß ihn im mittlern Asien suchen, oder muß doch annehmen, daß die Keime höherer Lebensformen im Gefolge von Wanderungen oder Handelszügen durch dieses Gebiet getragen worden sind. In späterer Zeit erscheint die Bedeutung Hochasiens für die Geschichte der Menschheit freilich seltsam verändert, aber doch nicht minder gewaltig: nicht mehr

Kulturanregungen gehen von ihm aus, sondern wie ein ewig glühender Krater sendet es Ströme kriegerischer Nomaden aus und erschüttert weithin die Erde, daß blühende Länder veröden und prangende Städte in den Staub sinken. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart wird die Menschheit durch das Dasein Hochasiens und seiner Völker auf das tiefste beeinflußt.

A. Das Land als Schauplatz der geschichtlichen Vorgänge.

Hochasien ist das kontinentalste Gebiet der Erde. Im geographischen Sinn umfaßt Mittel- oder Hochasien das abflußlose Binnenland Asiens; im geschichtlichen Sinne bildet auch Sibirien, ja die westasiatisch-europäische Tiefebene ein Anhängsel dieses riesigen Landstrichs. Hochasien im engern Sinn ist das wasserarme, abflußlose Hochland, das durch mächtige, von Osten nach Westen streichende Bergketten in einzelne Gebiete, Tibet, Ostturkestan und die Mongolei, geteilt wird (s. die beigeheftete Karte „Mittel-Asien"). Diese Bergketten sind es auch, die den steppen- und wüstenhaften Charakter des Lands stellenweise verändern; an ihren Hängen sammelt sich die Feuchtigkeit, und so weit die Flüsse und Bäche, die von ihnen herabströmen, das Land bewässern, sind Ackerbau und die Kultur seßhafter Völker möglich. Flössen die Gewässer zum Meer ab, dann wäre ihr Dasein noch heilsamer, denn sie würden dem salzgeschwängerten Boden das Übermaß löslicher chemischer Stoffe entziehen und ihm jene unerschöpfliche Fruchtbarkeit verleihen, die dem Lößgebiete Chinas eigentümlich ist, statt daß sie sich jetzt in salzige Sümpfe verlieren oder im Sande verrinnen.

Aber das öde, starre Gebiet ist im Laufe der Jahrtausende nicht unverändert geblieben. In der Tertiärzeit, die vielleicht den Menschen sich zum eigenartigsten Lebewesen der Erde entwickeln sah, wogte dort ein Meer, wo sich jetzt die kahlen Flächen der Gobi und des Tarymbeckens ausbreiten; neue Gebirge wölbten sich empor, und mächtige Schollen sanken in die Tiefe. Als dann das Meer verschwand und das heutige Hochasien seine Gestalt gewann, muß es noch langer Zeit bedurft haben, ehe das Land sich in die öde Steppe verwandelte, als die wir es heute kennen. Die Eiszeit, die Sibirien mit mächtigen Gletschern erfüllte, hat diese Umbildung schwerlich gefördert. Demnach haben wohl die menschlichen Bewohner Hochasiens am Schlusse der Eiszeit, der vorläufig den Ausgangspunkt geschichtlicher Forschung auf diesem Boden bilden muß, noch ein verhältnismäßig wasserreiches und begünstigtes Gebiet bewohnt, das sich erst nach und nach zur reinen Steppe und Wüste umbildete. Diese Thatsache ist wichtig, wenn wir die Bedeutung Hochasiens für die Anfänge der Kultur erkennen wollen. Nicht geändert hat sich dagegen die hohe Lage des Lands, die selbst in den südlichen Strichen ein gemäßigtes, ja kaltes Klima bedingt und in diesem Sinne die Bewohner dauernd beeinflußt.

Hochasien im engern Sinne wird von mehreren Bergketten teils begrenzt, teils durchzogen, die durch ihre ostwestliche Richtung ebenfalls von großer Wichtigkeit für den Charakter und die Geschichte des Lands sind und es zugleich in mehrere Abschnitte zerlegen. Im Süden trennt der Riesenwall des Himalaya das kalte Hochland Tibets so scharf von der heißen indischen Tiefebene, daß sich die beiden so eng benachbarten Landschaften im Laufe der Zeit gegenseitig nur schwach beeinflußt haben und namentlich politisch nie in nähere Beziehungen getreten sind. Weiter nördlich trennt der Kwen lun mit seinen Nebenketten Tibet von dem wüstenhaften Tarymbecken, das seinerseits wieder im Norden durch den Tiën schan abgeschlossen wird. Alle drei Bergwälle laufen westlich in einem mächtigen Gebirgsstocke zusammen, dessen Mittelpunkt die Pamir bilden, so daß nach dieser Seite Hochasien vom turanischen Tieflande ganz geschieden ist. Aber auch der große Rest der innerasiatischen Hochfläche, die Gobi mit den sie umrandenden

Deutscher Besitz

Tschuchon
Tschuchon
Tschuchon

Steppen, wird durch Bergzüge im großen Bogen begrenzt, unter denen im Westen der Altai, im Norden das Sajanische und das Jablonoi-Gebirge zu nennen sind. Jenseit des Altai breitet sich das sibirische Tiefland aus, das nur durch den Ural von der osteuropäischen Tiefebene getrennt ist; im Nordosten dagegen sperrt ein Wirrsal von Gebirgen den Pfad und erfüllt den größten Teil von Ostsibirien. Nach dieser Richtung hin hat sich denn auch die Wanderlust hochasiatischer Stämme am wenigsten geäußert. Die Bergketten im Westen haben nie dauernd die Züge der Nomaden aufgehalten, die dann in den Ebenen Turkestans und Westsibiriens Raum zur Entfaltung und Erstarkung fanden. Nach Süden hin hemmt der Himalaya das Vordringen; im Osten dagegen steht China, obwohl einigermaßen durch Bergland geschützt, den Angriffen der Steppenvölker offen. So spricht sich der ostwestliche Zug, der die Lage der Bergzüge angibt, auch in den Völkerströmungen deutlich aus.

Aber nicht nur in den großen Bewegungen der Stämme macht er sich geltend: auch jene kleinen, friedlichen Wanderzüge des Verkehrs, die für das Wachstum der Kultur bedeutsamer sind als die zerstörenden Sturmfluten nomadischer Schwärme und in einem Lande, das zwischen östlicher und westlicher Kultur zu vermitteln hat, unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen, müssen der allgemeinen ostwestlichen Richtung folgen. Am Fuße jener langgedehnten Gebirgsketten liegen ja die Oasen, die besonders in der Wüste des Tarymbeckens dem Reisenden das Durchmessen der trostlosen Öde allein ermöglichen. Mag auch in ältern Zeiten, als der Wasserreichtum größer war, der Verkehr weniger schwierig gewesen sein, er wird sich doch selbst damals den vorhandnen Richtungslinien angepaßt und am Fuße der Bergketten bewegt haben; aus der Natur des Lands ergeben sich die Straßen, auf denen sich der Kaufmann und die Kultur bewegen. Als Ausgangspunkte des Verkehrs bieten sich einerseits die Tiefebenen östlich vom Kaspischen Meere, die in enger Beziehung zu Iran und dem weitern Westen, ja selbst zu Indien stehen; auf der andern Seite China, das alte Kulturland des Ostens.

Da ist es nun von größter Bedeutung, daß sich die Bergkette des Kwenlun, die so recht das Herz Hochasiens durchzieht, mit ihren Ausläufern und Parallelketten, dem Altyn Tag und Nanschan, bis an den mittlern Hoangho erstreckt, also bis in die fruchtbarsten Gebiete Chinas. An diesen Bergzügen, besonders an der Nordseite, zieht sich ein Streifen fruchtbaren, mehr oder weniger gut bewässerten Lands hin, der dem Ackerbauer die Siedlung ermöglicht und durch die Schrecken der Wüste einen Weg nach dem Tarymbecken öffnet. Unermeßlich ist die Wichtigkeit dieses Gebiets, der heutigen Provinz Kan su, für die Kultur und die Geschichte des Lands. Hier hat zuerst chinesische Zähigkeit den Kampf mit den Steppennomaden aufgenommen, einen Querwall von festen Städten und Ackerbaukolonien mitten durch das Weideland der unruhigen Hochasiaten angelegt und damit das Mittel zur politischen Bezwingung ganz Innerasiens gefunden; hier aber muß schon in viel älterer Zeit der Weg derer gegangen sein, die den ersten Zusammenhang zwischen östlicher und westlicher Gesittung vermittelten, wenn nicht gar der Wanderzug des Volks, das zuerst die Kultur nach China gebracht hat.

Weiter westlich durch das Tarymbecken sind von Kansu aus zwei Wege möglich, ein südlicher, der am Nordfuße des Kwen-lun hinführt, und ein nördlicher längs des Südfußes des Tiën schan. Der südliche, dessen Verlauf die Oasen Chargalik (Tschargalik), Cherchen (Tscherтschen), Kiria, Khotan und Yarkand bezeichnen, wird gegenwärtig kaum mehr benutzt; um so wichtiger ist nun der nördliche mit den Oasen Khami, Turfan, Karaschar, Kucha und Aksu. In Kaschgar laufen beide Straßen zusammen und führen dann durch den westlichen Gebirgswall hinüber nach Ferghana. Von Khami aus, das für China der Schlüssel zu Hochasien ist, sind

dann auch weiter nördlich führende Ausgänge nach Turkestan und Südsibirien möglich, so besonders nach dem Ilithal und am Nordfuße des Tiën schan nach dem Balkaschsee. Jenseit der Gebirge in der turkestanischen Ebene liegen dann die Handelsstädte, die dem Verkehr mit Hochasien und China den größten Teil ihrer Blüte verdanken, Samarkand, Bochara, Khokand, Taschkend; sie vermitteln den Handel des Ostens mit Europa, Westasien und Indien, sind aber zugleich die Mittelpunkte reicher, von den Bächen und Strömen der Gebirge getränkter Landstriche und feste Plätze der seßhaften Ackerbauer im unruhigen Nomadenlande.

Aber Hochasien ist nicht ausschließlich ein Durchgangsland des Handels; es bietet selbst Erzeugnisse, die den Kaufmann anlocken und die wirtschaftlichen Hilfsmittel der Bewohner vermehren. Es sind da vor allem Minerale zu nennen: in Ostturkestan liegen die wichtigsten Fundstellen des Jadeits und Nephrits, die sich beide noch jetzt in China einer außerordentlichen Wertschätzung erfreuen; der Altai ist reich an Metallen, die hier schon früh eine besondere Kultur entstehen ließen; Tibet und einige Gebiete Sibiriens besitzen ertragreiche Goldwäschen; das Kochsalz endlich, das in den Steppen nicht zu fehlen pflegt, wird in nicht unbeträchtlicher Menge aus der Mongolei nach China gebracht. Das Pflanzenreich liefert den Rhabarber, der besonders in Kansu gedeiht und seit alter Zeit als geschätztes Arzneimittel nach dem Westen gebracht wurde. Im nördlichen Hochasien und in Sibirien sind die Felle von wertvollen Jagdtieren die Ursache, daß sich auch verhältnismäßig weit im Norden schon früh ein Verkehr sowohl nach dem Westen wie nach China hin entwickelt hat.

Die wichtigsten Erzeugnisse freilich für die Bewohner Hochasiens, wenn auch nicht für die Ausfuhr, liefert die Viehzucht. Sie ist es vor allem, die die große Beweglichkeit der Steppenvölker ermöglicht, aber doch auch ihrem Vordringen bestimmte Grenzen setzt; denn nur dort, wo sein Vieh gedeiht, vermag der Nomade dauernd zu leben, solange er nicht eine neue wirtschaftliche Grundlage seines Daseins gewinnt. Auch hier wieder macht sich also ein gewisses Gebundensein geltend: die Nomaden der Mitte, die Pferde, Rinder, Schafe und Kamele züchten, haben am weitesten auszugreifen vermocht, da ihnen die Steppen Turkestans, Westsibiriens, Osteuropas, Irans und Westasiens brauchbare Weideflächen für ihre Herden boten; die Wanderhirten Tibets dagegen, deren Dasein an das des Yaks gebunden ist, der nur in einem engbegrenzten Gebiete gedeiht, haben ebensowenig ausgedehnte Eroberungszüge unternehmen können wie die Renntiernomaden Sibiriens, die das Gebiet der Tundra nicht verlassen dürfen. Anderseits war den mittelasiatischen Nomadenhorden ein Vordringen nach Tibet oder nach dem nördlichen Sibirien nur schwer oder gar nicht möglich: ihre Züge mußten auch aus wirtschaftlichen Gründen vorwiegend nach Osten oder Westen gerichtet sein, also denselben Bahnen folgen wie der Verkehr. Erst spät hat der Buddhismus mit seinen Pilgerzügen eine wichtige nordsüdliche Wanderrichtung in Hochasien entstehen lassen.

Wenn die Geschichte der umliegenden Länder nicht zu verstehen ist ohne die Kenntnis Hochasiens und seiner Völker, so noch weniger die des mittelasiatischen Steppenlands ohne Rücksicht auf die Kulturländer, die es umranden: China im Osten, die Gebiete der Mittelmeerkultur im Westen und Indien im Süden.

Am wenigsten hat lange Zeit hindurch Indien, das wiederholt von hochasiatischen Wanderschwärmen überrannt worden ist, seinerseits auf das Steppenland des Innern gewirkt, politisch überhaupt so gut wie niemals, da die Schranke des Himalaya von kriegerischen Unternehmungen abschreckte, zu denen die Beschaffenheit Tibets ohnehin nicht verlocken konnte. Der Versuch, von Indien erobernd nach China vorzudringen, den Djaunah Mohammed-shâh ibn

Toghluq im Jahre 1337 unternahm, scheiterte bereits im Himalaya und ist der einzige seiner Art geblieben. Der Geist dagegen hat sich auch hier stärker gezeigt als die Waffen: das große Treibhaus religiös-philosophischen Denkens, wie man Nordindien nennen darf, hat allmählich seinen Einfluß auch nach Hochasien hin geltend gemacht und durch die Ausbreitung der Buddhalehre das Wesen und die Neigungen der Nomaden gewaltig umgebildet. Freilich handelt es sich mehr um vereinzelte Keime, die über das Gebirge getragen wurden und dort selbständig Wurzel faßten, und von einer dauernden Verbindung der Gedankenwelt Indiens mit dem Nomadentume der Steppe ist wohl keine Rede.

Ganz anders steht China zu Hochasien. Das westchinesische Bergland bietet zwar einen gewissen Schutz gegen die Einbrüche der Nomaden, solange die günstigen strategischen Stellungen durch genügend starke und gut geführte Truppen gehalten werden, und dieser Schutz ist durch die Erbauung der Großen Mauer mit Bewußtsein vervollständigt worden; aber als ausreichend hat er sich immer nur zeitweilig erwiesen. Namentlich hat die oft bewährte chinesische Politik, die Steppennomaden gegeneinander auszuspielen und manche Stämme als Grenzwachen innerhalb der natürlichen Schutzwehren des Reichs anzusiedeln, zuweilen dazu geführt, daß diese Schützer sich zu Herren aufwarfen oder mit ihren hochasiatischen Brüdern gemeinsame Sache machten. Chinas Waffen gegen die Steppenvölker waren von jeher weniger der kriegerische Mut seiner Bewohner oder die Unzugänglichkeit des Lands, sondern die hohe Kultur, die auf dem fruchtbaren Boden eine ungewöhnliche Volksdichtigkeit ermöglichte. Mochte das Land auch den Angriffen bald der hochasiatischen Steppenbewohner, bald der Tibetaner, bald endlich der Gebirgsstämme Ostsibiriens ganz oder teilweise erliegen, die Scharen der Eroberer verschwanden doch rasch unter der Überzahl der Besiegten, und ihre rauhe Kraft widerstand nicht dem Beispiel einer höhern Gesittung; die Nomaden konnten wohl die politische, aber nie die geistige Führung an sich reißen.

Besser geschützt als China sind die Länder der westasiatischen Kultur gegen die Flut der unruhigen Steppenbewohner. Zwischen dem Kaspischen Meer und dem Himalaya erheben sich die Gebirge Chorasans und Afghanistans. Vor ihnen bilden die fruchtbaren Landschaften am Oxus und Jaxartes, in denen sich Ackerbaukolonien und feste Städte bilden konnten, eine Vormacht der Kultur. Zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer aber erhebt sich wie ein absichtlich errichteter Schutzwall der Kaukasus und scheidet Westasien von der südrussischen Steppe, dem alten Tummelplatze nomadischer Horden. So lange diese natürlichen Grenzmauern gehalten wurden, blieben die fruchtbaren Gefilde Westasiens von den Raub- und Eroberungszügen der Nomaden verschont. Aber das Volk Irans, das hier für die Kultur die Wache hielt, ist endlich dem Ansturm erlegen; in den Steppenländern, die in Iran, in Syrien und Kleinasien nicht fehlen, fanden die Wanderhirten erwünschte Wohngebiete, bewahrten infolgedessen länger als in China ihre Eigenart und gingen nur teilweise unter den Überwundnen auf.

Daraus erklärt sich der große Unterschied zwischen Osten und Westen: während China immer nur scheinbar dem Nomadismus erlegen ist und ihn endlich durch zielbewußte Kolonisation der Steppe gelähmt hat, ist die alte Kultur Westasiens unter dem immer wiederholten Ansturme der Steppenreiter dahingesunken und das Land auf lange Zeit ein Anhängsel Hochasiens geworden.

Europa, dessen östliche Steppen ohne scharfe Grenze in die von Südwestsibirien übergehen, hat sich nicht immer der Angriffe zu erwehren vermocht, die von Hochasien ausgingen: die Hunnen drangen bis an den Atlantischen Ozean vor, Awaren und Ungarn zogen bis Frankreich, die

Mongolen erreichten das östliche Deutschland, und die osmanische Flut brach sich erst an den Wällen Wiens; noch jetzt beherbergt der Erdteil in den Magyaren, den Türken, zahlreichen finnischen und mongolischen Stämmen Rußlands Reste dieser Abkömmlinge Innerasiens. Aber Westeuropa wenigstens mit seinem feuchten Klima, seinem Mangel an großen Weideflächen, seiner Volkskraft und Gesittung hat nicht dauernd Schaden gelitten, sondern die Erbschaft der westasiatischen Kultur zu übernehmen vermocht.

B. Die wirtschaftlichen Bedingungen.

Schon der kurze Überblick über die geographische Beschaffenheit Hochasiens läßt überall den tiefen wirtschaftlichen Gegensatz erkennen, der die Bewohner dieses Gebiets und seiner Nachbarländer scheidet, den Gegensatz zwischen Nomaden und Ackerbauern. Aus der geschichtlichen Ferne betrachtet, scheint das Verhältnis zwischen beiden ein beständiger Kampf zu sein, der sich bald als stürmischer Angriff, bald als zähes Ringen oder als planvolle Überlistung darstellt, als ein unaufhörliches Schauspiel voll Blut und Zerstörung. In größerer Nähe verliert dies düstere Bild viel von seinen Schrecken, und wir erkennen, daß auch hier der Kampf nicht die Regel ist, daß der Wunsch nach Austausch und Vermittlung des Verkehrs immer wieder die Träger der verschiednen Wirtschaftsformen dahin bringt, sich friedlich einander zu nähern und die alten Feindschaften zu vergessen. Aber auch der wirtschaftliche Gegensatz ist meist nicht ganz so schroff, wie das die großen geschichtlichen Vorgänge, in denen dieser Widerstreit riesenhaft in die Erscheinung tritt, zunächst vermuten ließen.

Den meisten Nomaden ist der Ackerbau nicht ganz fremd. Man könnte annehmen, daß der Gebrauch, geeignete Landstücke an Flüssen oder an sonstwie genügend bewässerten Orten zu bebauen, erst eine Folge der Raubkriege gegen die Kulturvölker wäre: die erbeuteten Sklaven konnten in der Hauptsache nur zum Feldbau verwendet werden, da zum Hüten der Herden die eignen Leute der Horde genügten und gewerbliche Thätigkeit höchstens in den wenigen Städten Hochasiens gedeihen konnte. Aber wahrscheinlich ist in Asien der Ackerbau älter als die Viehzucht in den Steppen, ja vermutlich haben sich seßhafte Völker teilweise erst zu Nomaden umgebildet; andre Nomadenstämme dürften allerdings von der aneignenden Wirtschaft unmittelbar zur Viehnutzung übergegangen sein. So mag der Feldbau mancher hochasiatischen Völker auf alte Gewohnheit zurückgehen. Wo er besteht, gibt er der Lebensweise eine größere Stetigkeit und hemmt die Neigung zu Raubzügen, da man im Falle der Not, namentlich wenn Seuchen den Viehstand vermindern, lieber durch den Feldbau sein Leben zu fristen sucht als durch Plünderung der Nachbarn. Als regelloses Hin- und Herwandern ist aber auch das Dasein reiner Nomadenvölker nicht zu betrachten: bei den Kirgisen z. B. sind zwar die Sommerweiden Gemeinbesitz des Stamms, und jede Familie sucht sich dort nach Gutdünken ihren Platz; aber die günstig gelegnen Orte, die zum Winterlager geeignet sind, bilden das wohl abgegrenzte Privateigentum der einzelnen Familien, und die Stammesgebiete im ganzen sind genau bestimmt. Zwischen Viehbesitz und Weideland besteht ein Wechselverhältnis, das nicht erschüttert werden kann: wer seine Herden vermehrt, muß auch sein Land vergrößern. So besitzen in der That die Nomaden einen in seiner Art nicht minder ausgeprägten Sinn für Landeigentum und Bedeutung der Grenzen wie die Ackerbauer.

Bei der Erweiterung ihres Weidegebiets aber müssen die Nomaden viel eher zu Angriffen auf ihresgleichen geneigt sein als auf die ackerbauenden und städtebewohnenden Kulturvölker. Der Nomadismus ist ja keineswegs eine Wirtschaftsform, die man ohne weiteres an die Stelle

des Ackerbaus ſetzen kann, ebenſowenig wie die Weidegründe des Viehhirten kurzweg für den Feldbau in Beſchlag genommen werden können. Die nomadiſche Wirtſchaftsweiſe widmet ſich im Gegenteile vorwiegend der Ausbeutung von Ländereien, die ſeßhafte Bauern nicht ernähren könnten; ſie verwandelt, indem ſie die trocknen, aber grasreichen Steppen mit den Herden in beſtändigen Wanderungen durchzieht, den für Menſchen ungenießbaren Pflanzenwuchs großer, von der Natur vernachläſſigter Gebiete in Milch und Fleiſch. Der Ackerbauer kann die dürre Steppe in ſeiner Art nur ausnutzen, wo er genügend Feuchtigkeit für ſeine Felder heranzuführen vermag; anderſeits iſt das Land, das, einmal kultiviert, nun eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung ernähren muß, viel zu wertvoll, als daß es vernünftigerweiſe zur Viehnutzung verwendet werden könnte. Ein mongoliſcher Heerführer hat zwar ſeinem Fürſten zur Zeit, da die Mongolen China unterwarfen, den vortrefflichen Plan unterbreitet, alle Chineſen auszurotten und das Land in Viehweide zu verwandeln; doch ſelbſt bei dieſen roheſten Söhnen Hochaſiens fand der Einfall keinen Anklang. Im kleinen mag dergleichen immerhin ausgeführt worden ſein, wenn auch ſchwerlich mit bewußter Abſicht; beſonders in Weſtaſien ſind auf den Eroberungszügen die anſäſſigen Bauern oft ganz vernichtet worden, die künſtliche Bewäſſerung verfiel, und das Land wurde ganz von ſelbſt wieder zur Steppe, auf der ſich nun die Nomaden ungeſtört tummeln konnten. Was den Viehhirten zum Angriff auf den Ackerbauer treibt, iſt in der Hauptſache der Wunſch nach deſſen beweglichen Gütern und nach Sklaven, daneben die angeborne Fehdeluſt und der Wille zum Herrſchen, die beide ſo charakteriſtiſch für den Wanderhirten ſind; ſein Land neidet er ihm ſelten.

Vertieft man ſich in die geſchichtlichen Überlieferungen, die mit Vorliebe von den Kriegen, Mordthaten und Plünderungen der Nomaden berichten und das ganze Grauen widerſpiegeln, das die furchtbaren Sturmfluten der aſiatiſchen Wandervölker in den Herzen der Überlebenden zurücklaſſen mußten, dann iſt man leicht geneigt, die Urheber dieſer Greuel in der düſterſten Beleuchtung zu ſehen und ſie mehr für eine Art reißender Tiere als für Weſen zu halten, die den Namen Menſchen verdienten. Aber dies Urteil wäre voreilig; wo friedlicher Verkehr zwiſchen Anſäſſigen und Wanderhirten herrſcht, und das iſt doch eher die Regel als die Ausnahme, da erſcheinen die Nomaden in beſſerm Licht. In dem friedlichen Kampfe, den im Grunde jeder Handels- und Tauſchverkehr darſtellt, iſt der Kulturmenſch im Vorteil. Aber die Zuneigung des unbefangnen Zuſchauers wird ſich hier eher dem Nomaden zuwenden, deſſen gute Eigenſchaften gerade verhängnisvoll für ihn werden; und man verſteht vielleicht auch, warum ihm der Krieg zuweilen als einziger Ausweg aus der Bedrängnis erſcheint. Gewiſſe Charakterzüge der Nomaden treten in beiden Fällen immer wieder hervor.

Die Natur des Wanderhirten, der in eintöniger Steppe emporwächſt und infolge ſeiner Wanderungen gezwungen iſt, ſeine Habe auf wenige, leicht bewegliche Güter zu beſchränken, hat einen einfachen Zug, der nicht ohne Größe iſt (vgl. die Erklärung der Tafel bei S. 154). Der weite, klare Horizont ſeiner Heimat ſpiegelt ſich in ſeinem Geiſte: die Blüten der Phantaſie und des Gedankens, die im heißen Tiefland Indiens oder den üppigen Gärten Irans ſo prächtig gedeihen, finden in der Steppe keine Nahrung; eine nüchterne Klarheit iſt den Hochaſiaten ebenſo eigen wie den auf ähnlichem Boden erwachſnen Arabern (vgl. Bd. III, S. 252). Dafür läßt dieſe Einfachheit des Denkens, die bis zur Beſchränktheit ausarten kann, dem Willen um ſo freiern Spielraum. Rückſichtsloſe Willenskraft iſt im Grunde die Waffe, mit der das Nomadentum die geiſtig überlegnen Kulturvölker bekämpft, oft genug beſiegt und beherrſcht; wo ſie nicht anwendbar iſt, unterliegt der ſchlichte Geiſt des Nomaden den Liſten und Künſten der kultivierten

Nachbarn. Rauhe Ehrlichkeit, die eine natürliche Folge des einfachen, unabhängigen Daseins ist und den Wanderhirten von jeher auszeichnet (nennt doch bereits Homer die Skythen die gerechtesten Menschen: *ἀγαυῶν ἱππημολγῶν γλακτοφάγων ἀβίοντε, δικαιοτάτων ἀνθρώπων*; Ilias 13, 5 f.), macht den Nomaden zu einem beliebten Opfer der schlauen Händler in den Städten, ja zu einer Zielscheibe ihres Spotts. Heinrich Moser hat treffend geschildert, wie die Kirgisen in den Basaren Turkestans von den ansässigen Sarten übertölpelt und gehänselt werden, und gesteht zu, daß an Rechtlichkeit und sittlicher Reinheit der Kirgise trotz seiner räuberischen Neigungen hoch über dem Städtebewohner steht. Manches Jubelfest wilder Grausamkeit, von siegreichen Nomaden gefeiert, erscheint nicht mehr so unverständlich, wenn man diese Verhältnisse kennt, die überall für den Verkehr der Hirten mit den Ansässigen bezeichnend sind.

Die Ausbrüche der Wildheit, die in seltsamem Gegensatze zu dem gewöhnlichen harmlosen, ja gutmütigen Auftreten der Nomaden stehen, haben oft noch eine zweite Ursache. Das Dasein des Wanderhirten erfordert nicht jenen beständigen, regelmäßigen Aufwand von Thätigkeit, der die Kräfte des Ackerbauers fast das ganze Jahr hindurch in Anspruch nimmt, und doch macht es dank seiner Schlichtheit und des beständigen Lebens in freier Natur den Menschen nicht weichlich und schlaff. So verfügt der Nomade fast immer über einen großen *Überschuß von Kraft*, der vielleicht lange verborgen bleibt, um dann plötzlich, wenn sich ein Ziel für Thaten findet, heftig und wild hervorzubrechen: was dann einmal begonnen wird, das führt man gründlich durch, vor allem das Rauben und Morden. Und doch erscheinen dann wieder bei aller Zerstörungslust gelegentlich Züge von Großmut und schlichter Güte; selbst Ritterlichkeit ist den Nomaden nicht fremd, wird namentlich den Angehörigen des türkischen Stamms nachgerühmt und ist auch an den heutigen Magyaren, diesem seßhaft gewordnen Nomadenvolke, noch als angenehmer Wesenszug erhalten.

Die einfache Klarheit des Denkens und der starke Wille machen es erklärlich, daß der Nomade so leicht zum *Herrscher* der Ansässigen wird, die teils durch die Kultur verweichlicht, teils durch ein Übermaß des Handelsgeistes oder der Phantasie thatenscheu gemacht oder endlich durch harte tägliche Arbeit großer Gesichtspunkte entwöhnt sind. Der Nomade versteht Ordnung zu schaffen; er haut sich rücksichtslos Bahn durch das geile Rankenwerk, das auf altem Kulturboden leicht so wirr und üppig emporwuchert, und bringt Luft und Licht in die erstickende Schwüle. Er selbst schafft keine Kultur; aber er hilft mittelbar zu ihrem Fortschritt, indem er die Schranken zwischen den Ländern niederreißt und Weltreiche schafft, deren unendlicher Horizont den Gedanken einer Einheit des Menschengeschlechts auch dort, wo er lange durch Kleinstaaterei und Selbstgenügsamkeit erstickt schien, wieder zum Leben erweckt. Am Ende freilich zeigt sich immer, daß die aufgespeicherte Arbeit unzähliger Geschlechter, wie sie sich in der Kultur verkörpert, stärker ist als die zügellose Thatkraft des Nomadentums; und selbst das wildeste Steppenvolk *beugt* endlich den trotzigen Nacken vor der Macht des Gedankens und vor dem unmerklichen Zwang einer höhern Gesittung.

C. Die vorgeschichtliche Zeit.

Die geschichtliche Fernsicht, die ohnehin die uns nahen Ereignisse riesengroß, die entferntern immer unbedeutender erscheinen läßt, muß in einem Gebiete, das noch äußerst wenig der *urgeschichtlichen* Forschung zugänglich war, ganz besonders unrichtige Bilder ergeben: ungeheure Zeiträume schrumpfen fast in nichts zusammen, und Ereignisse, die für das Dasein der ganzen Menschheit entscheidend gewesen sind, lassen sich beim Mangel aller unmittelbaren Berichte nur

in matten Zügen wieder vor das Auge bringen. Die Anfänge der Menschheitsentwicklung müssen notgedrungen ganz außer Betracht bleiben. Liegt die Urheimat der Menschheit, was anzunehmen die Entdeckung des Pithecanthropus erectus durch Dubois auf Java (1894) möglich gemacht hat, etwa im Südosten Asiens, dann mag der Rest des Erdteils von dort aus schon früh bevölkert worden sein; aber Bestimmtes läßt sich darüber gar nicht sagen. Als Zeitgenosse des Mammuts ist der Mensch in Sibirien nachgewiesen worden. Ein Versuch zusammenhängender geschichtlicher Darstellung kann aber vorläufig erst *mit dem Ende der Eiszeit beginnen*, weil seitdem Änderungen des Klimas und der Erdoberfläche in großem Umfange nicht mehr erfolgt sind; die zunehmende Austrocknung Hochasiens u. a. ist an sich zwar wichtig genug, kann aber mit dem riesenhaften Naturereignis der Eiszeit keinen Vergleich aushalten.

Unter den Völkern Hochasiens und Sibiriens sind zwei Haupttypen in wechselnder Mischung vertreten, die wir auch in Europa wiederfinden: eine *langköpfige* Rasse, die vielleicht mit den Negern urverwandt ist, im Norden aber helle Hautfarbe und teilweise auch blondes Haar erlangt hat, und eine ebenfalls verhältnismäßig hellfarbige *kurzköpfige*, als deren reinste Vertreter wir gegenwärtig Mongolen und Nordchinesen betrachten dürfen. Daneben dürfte, wie vorgeschichtliche Funde in Europa, ältere Nachrichten aus China und Japan beweisen, eine *zwerghafte* Rasse lückenhaft verbreitet gewesen sein, die aber nach und nach unter den andern aufgegangen ist und für die Kultur keine Wichtigkeit erlangt hat. Um so bedeutsamer ist das Verhältnis der langköpfigen Stämme zu den Kurzköpfen gewesen. Gegenwärtig wiegt in Hochasien der Kurzkopf durchaus vor; aber das ist ein Ergebnis, dem mehrere wichtige Entwicklungsstufen vorausgegangen sind.

Nach dem Ende der Eiszeit haben allem Anscheine nach *langköpfige* Völker den Norden Europas und Asiens erfüllt und wohl überhaupt in beiden Erdteilen, gewisse Gebiete Hochasiens ausgenommen, durchaus vorgewogen. Reste dieser Dolichokephalen sind in Asien wahrscheinlich die Aino auf Jeso und Sachalien, ferner die Jenissei-Ostjaken, die mitten unter Stämmen mongolischer und finnisch-ugrischer Zunge ihre alte Sprache bewahrt haben, und andre Völkertrümmer Sibiriens; im Süden treten bereits in Tibet die Langköpfe wieder sehr merklich in der Völkermischung hervor. Manche dieser langköpfigen Urvölker haben sich im Norden Europas, teilweise auch Asiens unter dem Einflusse des Klimas zu hellhaarigen und blauäugigen Menschen entwickelt, wie deren unter Sibiriern und selbst Hochasiaten noch jetzt in großer Zahl nachzuweisen sind. Wahrscheinlich sind Langköpfigkeit und wohl auch dunkle Hautfarbe gemeinsame Eigenschaften der Urmenschheit.

Haben sich die hellfarbigen Völker unter dem Einflusse des Klimas gebildet, so ist die kurzköpfige Rasse vielleicht eine Spielart, die durch die Erleichterung des Daseinskampfs, wie sie die wachsende Kultur mit sich gebracht hat, erklärlich wird. Als Parallele können die Haustiere dienen, bei denen dieselbe Grundursache zu allerlei Veränderungen führt, zu Riesen- und Zwergwuchs, Wollhaarigkeit, verschiedner Haarfärbung und dergleichen; eine sehr häufige Art dieser Umbildungen ist die Verkürzung des Schädels, die als „Mopskopf" bei Hunden, Ziegen, Pferden, Schweinen, selbst bei Goldfischen beobachtet worden ist. Die Menschheit dürfte nun ebenfalls ein Zeitalter durchlaufen haben, wo Spielereien dieser Art möglich waren, bis allmählich die ausschließliche Bevorzugung der Gehirnthätigkeit die weitern Umbildungen hemmte und die bestehenden Verschiedenheiten, soweit sie nicht durch Mischungen später einigermaßen ausgeglichen wurden, festlegte. Gegenwärtig paßt sich ja nicht mehr der Körper neuen Aufgaben an, sondern das Gehirn ersinnt für ihn neue Werkzeuge und Schutzmittel; ebensowenig spielen

mehr die aufbauenden Kräfte des Körpers mit ihrem Stoffe, sondern der Geist entlädt durch Tanz, Spiel und Kunstschöpfungen die überschüssige Kraft. Mag dies richtig sein oder nicht, jedenfalls hat sich in früher Zeit eine kurzköpfige Rasse in Asien gebildet und im Laufe der Geschichte die Hauptmasse dieses Erdteils sowie große Gebiete Europas besetzt. Das innere Asien dürfte die Urheimat dieser Rasse sein; ob sie aber in Tibet entstanden ist, wie Karl Eugen Ujfalvy annimmt, oder in der Mongolei, wie Augustus H. Keane mit bessern Gründen behauptet, oder endlich weiter westlich in Turkestan und selbst Iran, das ist vorläufig nicht festzustellen.

Von dieser Rasse scheinen die Anfänge einer höhern Kultur auszugehen. Der erste Schimmer glaubwürdiger geschichtlicher Erkenntnis zeigt uns im Westen und im Osten Asiens, in Babylonien und China, je ein kurzköpfiges Volk als Träger von Kulturen, die in ihren Grundzügen eng verwandt sind und fast mit zwingender Gewalt auf die Annahme eines ehemaligen Zusammenhangs dieser Völker oder doch ihrer Gesittung hinweisen. Jene Kultur beruht auf dem Ackerbau mit Hilfe des Pflugs und auf der Viehzucht, also auf denselben Grundlagen wie unsre heutige Wirtschaft. Daß es sich dabei keineswegs um selbstverständliche Errungenschaften handelt, die notwendig von jedem fortschreitenden Volke gemacht werden mußten, beweist das Beispiel der Kulturvölker Amerikas, die, weder Pflug noch Zugtiere kennend, am Hackbau festhielten, obwohl im übrigen ihre Landwirtschaft auf hoher Stufe stand. Im östlichen wie im westlichen Asien ist der Weizen ursprünglich die Hauptgetreidefrucht. Auch die Viehzucht, die zunächst wohl ausschließlich Rinderzucht war, weist ganz ähnliche Züge in beiden Gebieten auf: im alten Babylonien wie noch heute in China war das Rind ausschließlich Zug- und Schlachttier; die Milch dagegen wurde nicht benutzt. Dadurch unterscheiden sich die beiden Kulturvölker scharf von den Nomaden, die später den Zusammenhang zwischen Osten und Westen unterbrochen haben; denn das Dasein des Wanderhirten beruht ja vorwiegend auf der Milch seiner Herden. Auch das Pferd scheint bereits gezüchtet gewesen zu sein, als die beiden Kulturen sich noch berührten oder in einem gemeinsamen Urgebiet entstanden; aber auch hier zeigt sich wieder eine Besonderheit: das Pferd wird nicht geritten, sondern ist nur Zugtier, und ebensowenig kennt man den Genuß der Pferdemilch, des Lieblingstranks der Skythen (ἱππημολγῶν) und Mongolen.

Eine andre gemeinsame Eigentümlichkeit beider alten Kulturvölker ist die Kenntnis des Kupfers und der Bronze, so daß wir die kurzköpfigen Rassen wohl auch als Erfinder der Metallbehandlung betrachten dürfen. Das ist auch für Europa wichtig: hier sind ebenfalls kurzköpfige Stämme, dem Zuge der Alpen folgend, in früher Zeit von Osten her eingewandert und haben die Kenntnis des Bronzegusses bis nach Britannien hinüber verbreitet. Ein andrer Kulturstrom ähnlicher Art hat das südliche Sibirien erreicht, wo die reichen Kupfer- und Goldminen des Altai das Entstehen einer eigenartigen Bronzekultur begünstigten. Über alle diese Verhältnisse wird die urgeschichtliche Forschung mit der Zeit mehr Licht verbreiten, vor allem wenn auf chinesischem Boden Ausgrabungen im großen Stile möglich sein werden; auch die vergleichende Sprachwissenschaft und die Mythenforschung werden an der Arbeit teilnehmen und vielleicht noch zu manchem überraschenden Ergebnis gelangen. Es sei beispielsweise nur auf die Drachensage hingewiesen, die im Osten und Westen erscheint, doch in China anscheinend in einer ältern Form, die in der geflügelten Himmelsschlange eine wohlthätige Gottheit sieht, während im Westen die jüngern Lichtgötter meist im siegreichen Kampfe mit dem Wolken- und Gewitterdrachen gedacht werden.

Falls nicht die Urheimat der Kultur in Hochasien lag, so muß doch die Verbindung der beiden ältesten Kulturen irgendwie durch dieses Gebiet hin erfolgt sein: damit ergibt sich mit

einem Schlage die ungeheure Bedeutung Hochasiens für die Geschichte der Menschheit. Übrigens ist der Ausdruck „Urheimat der Kultur" vielleicht schon voreilig; es können recht wohl einzelne Güter dieser altasiatischen Kultur an verschiednen Orten zuerst geschaffen worden sein, bis man sie austauschte und vereinigte. Gab es aber wirklich eine Urheimat, dann lag sie schwerlich in Ostasien; denn die Wohnsitze des chinesischen Urvolks im nördlichen Schensi, also in unmittelbarer Nähe der Pforte von Kansu, deuten ebenso wie gewisse Überlieferungen auf eine Einwanderung von Westen hin, als deren Ausgangspunkt Ferdinand von Richthofen die Oase Khotan annimmt. Über die Herkunft der kurzköpfigen Urbewohner Babyloniens, der Sumerer, wissen wir vorläufig so gut wie nichts (vgl. Bd. III, S. 5).

So läßt sich denn nur folgendes mit einiger Sicherheit sagen: in Hochasien oder seinen westlichen Grenzländern hat sich eine auf Ackerbau, Viehzucht und Kenntnis der Bronze beruhende alte Kultur gebildet, deren Träger Völker einer kurzköpfigen Rasse waren. Unter dem Einflusse dieser Kultur vermehrte sich die Volkszahl, so daß Wanderungen und Kolonisationen nach verschiednen Richtungen stattfinden konnten; auf diese Weise mögen auch Stämme der nördlichen wie der südlichen langköpfigen Rasse beeinflußt und für diese höhere Kultur gewonnen worden sein. Die ägyptische Kultur ist wohl nur ein, allerdings sehr alter und selbständiger, Ableger der babylonischen (vgl. Band III). Auch nach Süden hin scheint sich der Einfluß der alten hochasiatischen Gesittung geltend gemacht zu haben: wir finden im vorarischen Indien bereits die Rinderzucht ohne Milchwirtschaft. Wo sich die Wirkungen dieser Kultur nicht hin erstreckten, herrschte die alte aneignende Wirtschaft der Jäger und Sammler oder allenfalls der Hackbau, der als Vorstufe des Ackerbaus zu gelten hat. Mit dem Ende des 4. vorchristlichen Jahrtausends schließt ungefähr dies erste Zeitalter ab.

D. Die Entstehung des Nomadentums.

Die Anschauung, daß der Ackerbau älter ist als der Nomadismus, widerspricht zwar der herkömmlichen Ansicht, die Sammelwirtschaft, Viehzucht und Feldbau als regelmäßige Entwicklungsstufen aufeinander folgen läßt. Aber diese Ansicht, die so lange Zeit einer gesunden Auffassung gerade der ältesten Kulturfragen im Wege gestanden hat, ist längst erschüttert und endlich durch die ausgezeichneten Arbeiten Eduard Hahns beseitigt worden. Die ältesten ackerbauenden Völker, die mit dem Pfluge die Erde lockerten, waren auch die ersten Viehzüchter. Damit ist noch nicht gesagt, daß man Rinder und Pferde gleich anfangs mit dem bewußten Zwecke gezähmt hat, sie als Zugtiere zu verwenden; die vergleichende Völkerkunde lehrt uns, daß noch heute die Naturvölker, die allerlei Tiere zähmen, dabei immer zunächst dem Spiel- und Geselligkeitstriebe folgen, ehe sie an eine wirtschaftliche Ausbeutung der Tiere denken. Daß auch religiöse Gedanken den ersten Anstoß zur Zähmung von Tieren geben können, ist nicht ausgeschlossen (über die Tierverehrung in Ägypten vgl. Bd. III, S. 589, 633 und 637). In dem früh geübten Kastrieren der Stiere einen besondern Beweis dafür zu sehen, daß die Rinder zunächst zu Kultuszwecken gezüchtet wurden, geht freilich zu weit; die unbändigen männlichen Rinder sollten dadurch nur gefügiger gemacht und zur schweren Arbeit am Pfluge vorbereitet werden, während der ganze Wust grausam-wollüstiger Kulte, der sich später mit diesem Verfahren verbunden zeigt, erst nachträglich entstanden ist.

Solange die Rinder- und die später aufkommende Pferdezucht eng an den Ackerbau geknüpft blieben, und solange die Milch der weiblichen Tiere nicht benutzt wurde, konnte von Nomadismus nicht die Rede sein. Erst der Milchgenuß ermöglicht es ganzen Völkern, ihr Dasein

auf den Besitz von Herden zu gründen, ohne durch allzuhäufiges Schlachten von Tieren die Vermehrung zu sehr zu hemmen; er erst macht die trocknen Steppengebiete nutzbar, ja zu einer Quelle des Wohlstands und der Macht. Die Natur der Wohn- und Weidegebiete aber zwingt nunmehr diese Völker zu beständigen regelmäßigen Wanderungen und gibt damit ihrem ganzen stofflichen Kulturbesitz einen auf Beweglichkeit und Leichtigkeit gerichteten Zug, ihrem Charakter aber eine Zumischung von Unruhe und Angriffslust, die fortan in der Geschichte immer von neuem scharf hervortritt. Diese neue *Wirtschaftsform des Nomadentums* aber kann nicht plötzlich entstanden sein: sie setzt die Züchtung von Tierrassen voraus, die reichlich und beständig Milch absondern. Das ist wieder erst ein Ergebnis langer Gewöhnung; denn an sich geben die weiblichen Tiere eben nur so viel Milch, wie zur ersten Ernährung der Jungen nötig ist, worauf der Nahrungsquell zeitweilig ganz versiegt. Die mühsame und langwierige Züchtung milchspendender Rassen von Rindern und bald auch von Pferden ist nicht von den kurzköpfigen Kulturvölkern geleistet worden, unter denen die Chinesen noch heute die Milch verschmähen, sondern anscheinend von *langköpfigen* Stämmen. Nun erblicken wir alsbald Nomaden mit arischer Sprache im Norden, mit semitischer im Süden als wirtschaftliche und politische Mächte auf dem Plane. Die Kultur Chinas blieb von ihnen noch unbeeinflußt; schon darum muß der Nomadismus in den Steppen Westasiens und Osteuropas entstanden sein, nicht in Hochasien. Das alte sumerische Kulturreich Babylonien ist schon vor dem Jahre 3000 v. Chr. von semitischen Nomaden unterworfen worden; darauf gingen Sieger und Besiegte allmählich in der Mischung auf und erschienen fortan als Babylonier in der Geschichte (vgl. Bd. III, S. 5). Andre Semiten hielten an dem Dasein als Wanderhirten fest, das uns die ältesten Berichte der Bibel so anmutig schildern.

Gewaltiger noch war das erste geschichtliche Auftreten der *arischen Nomaden*. Die alte Streitfrage nach der Herkunft der Arier kann im Grunde nicht beantwortet werden, weil die ganze Fragestellung schief ist: hier sind zwei ganz verschiedne Fragen durcheinander geworfen, die nach der Herkunft der blonden oder wenigstens hellfarbigen Langköpfe, deren Mehrzahl sich gegenwärtig arischer Dialekte bedient, und die nach dem Ausgangspunkte der arischen Sprache. Über die erste ist schon gesprochen: die hellfarbigen Dolichokephalen sind eine Menschenrasse, die sich aus den über ganz Europa und den größten Teil Asiens seit der Diluvialzeit verbreiteten Langköpfen unter dem Einflusse des kühlen Klimas gebildet hat (S. 127). Die arische Ursprache dürfte dagegen, wie gute Sprachkenner festgestellt haben, im Tiefland Osteuropas entstanden sein. Der Schluß liegt nahe, daß gerade das Entstehen der nomadischen Wirtschaftsform und die dadurch bewirkten Wanderungen die außerordentliche Verbreitung arischer Dialekte zum Teil erklären. Dabei ist noch eins zu erwägen: da der Nomadismus sich erst durch allerlei Zwischenformen aus dem Ackerbau heraus entwickelt hat, so erscheint er anfangs selten in voller Reinheit als eine ausschließlich auf Viehzucht begründete Wirtschaftsweise, sondern immer noch mehr oder weniger mit Ackerbau verbunden. Daraus erklärt es sich, daß die alten Wandervölker neben ihrer Beweglichkeit doch auch eine große Anpassungsfähigkeit besaßen und nicht streng an die Steppen und großen Weidegebiete gebunden waren: wo die Viehzucht nicht genügte, trat der Ackerbau in den Vordergrund, wie später bei wachsender Volkszahl im westlichen Europa oder im Gebirgsland Irans. Es ist bezeichnend, daß in der Stammessage der nomadischen Skythen Pflug und Joch als frühste Besitztümer erwähnt werden, und daß die skythische Steppe vor zweiundeinhalb Jahrtausenden durch Vermittlung griechischer Handelsstädte in der Krim große Mengen von Getreide ausgeführt hat.

Die großen geschichtlichen Thaten, mit denen die arischen Nomadenvölker auf dem Schauplatz erscheinen, sind die Eroberung und Arisierung Irans und Indiens. Die Völkerwoge mag aus Osteuropa über die turanische Steppe im dritten Jahrtausend v. Chr. nach Süden gerollt sein und zunächst Ostiran überschwemmt haben, bis sich dann durch das Thal von Kabul ein Ausweg eröffnete, durch den ein Teil der Arier in das von dunkelfarbigen Langköpfen besiedelte Indien hinabströmte (über die weitere Entwicklung der arischen Iranier und Inder vgl. das 2. Kapitel im IV. Hauptabschnitte dieses Bands und Bd. III, S. 269).

Eine große Zahl der Nomaden blieb in den Steppen Osteuropas und Westsibiriens zurück, wo sie bereits die ältesten griechischen Quellen (vgl. Bd. III, S. 132) als Skythen kennen. Wahrscheinlich hat man als Skythen im weitern Sinn alle Nomadenstämme der großen asiatisch-europäischen Tiefebene zusammengefaßt, unter denen vermutlich auch Völker mit nichtarischer Sprache vertreten waren; aber im engern Sinne bezeichnet das Wort doch die Wanderhirten des Gebiets, die iranische Dialekte sprachen und damit ihre Zugehörigkeit zu den weiter südwärts vorgeschobnen Iraniern und Indiern bekundeten. Den Iraniern nachweisbar verwandt waren namentlich die Saken, Massageten, Sarmaten und Skoloten (vgl. Bd. IV, S. 74). Das Dasein dieser Stämme beruhte, obwohl ja etwas Ackerbau getrieben wurde, vorwiegend auf dem Besitze der Herdentiere, unter denen Rinder und Pferde vorzüglich als Milchspender hervortraten. Neigung, in das gebirgige Kulturland der Balkanhalbinsel vorzudringen oder über den Kaukasus in das babylonisch-assyrische Kulturgebiet vorzustoßen, zeigten die Skythen lange Zeit nicht; und Iran wurde durch ihre eignen Verwandten, die dort allmählich zur Ansässigkeit übergingen, gedeckt. Dagegen haben sie sich wohl nach Osten hin ziemlich weit, vielleicht bis über den Altai hinaus, verbreitet und wurden dort in ihrer Wirtschaftsweise allmählich von andern Stämmen nachgeahmt. Blonde Nomaden finden sich in späterer Zeit noch zahlreich im westlichen Hochasien.

Die Lebensweise der Nomaden erhielt einen weitern bezeichnenden Zug durch die Erfindung des Reitens auf Pferden. Das Wildpferd scheint bereits von den kurzköpfigen Kulturvölkern in früher Zeit, wenn auch zweifellos später als das Rind, gezähmt und als Zugtier gebraucht worden zu sein — in früher Zeit: auch die Chinesen kannten es von jeher als Zugtier vor dem Streitwagen wie die Babylonier; und doch nicht allzufrüh: den Ägyptern, die es erst durch die nomadischen Hykfos erhielten, war es anfangs nicht eigen (Bd. III, S. 609). Zum Ziehen des Wagens hat es wohl auch den Nomaden zunächst gedient, bis sie die Kunst des Reitens lernten und dadurch ihre Beweglichkeit ungemein vermehrten. Ob die arischen Inder bei ihrer Einwanderung das Reiten gekannt haben, ist noch immer nicht mit voller Sicherheit entschieden; daß aber die Skythen schon zur homerischen Zeit ein Reitervolk waren, ist zweifellos (vgl. oben, S. 128).

Das Eisen ist den nomadischen Stämmen später bekannt geworden als den seßhaften Kulturvölkern. Als die iranischen Massageten im heutigen Turkestan ihre Kämpfe mit den Persern zur Zeit des Kyros ausfochten, kannten sie nur Kupfer und Gold; beide kamen ihnen wohl aus den Bergwerken des Altai zu, vielleicht auch aus dem alten Bergbaugebiete des Kaukasus.

Durch die großen arischen Wanderzüge wurde der Zusammenhang der alten Kulturen des Ostens und Westens völlig unterbrochen, falls er überhaupt damals noch bestand. Das Chinesentum hat sich fortan selbständig weiter entwickelt, obwohl es keineswegs äußern Einflüssen gegenüber ganz starr und unzugänglich geblieben ist: was von Anregungen später auf dem langen, gefährlichen Wege durch das Nomadengebiet Hochasiens oder zur See um

Hinterindien herum nach China gelangte, war eben nur zu schwach, um tiefe Wirkungen zu äußern. Nach außen hin aber hatte das chinesische Volk alle Kräfte anzuspannen, um die seine Grenzen umdrängenden Nomaden bald abzuwehren, bald aufzusaugen und endlich durch planmäßiges Vorschieben von Ackerbaukolonien zu trennen und zu zähmen.

Es waren nicht Wanderhirten arischer Zunge, mit denen die Chinesen zu ringen hatten, sondern Angehörige der kurzköpfigen Rasse oder des *mongolischen Stamms*, wie man ihn nach einem spät auftretenden Eroberervolke genannt hat. Die älteste Geschichte Chinas weiß von Kämpfen mit Nomaden noch nichts zu erzählen, sondern nur von der Bezwingung der Naturkräfte und allenfalls von Zusammenstößen mit Urbewohnern, die auf der Stufe der *aneignenden* Wirtschaft standen; mögen diese ältesten Überlieferungen auch im einzelnen noch so unglaubwürdig und unbestimmt sein, so ist doch das Fehlen aller Berichte über nomadische Angriffe, die späterhin etwas Alltägliches waren und in einer künstlichen Wiederherstellung der Geschichte schwerlich vergessen worden wären, ein höchst bezeichnender Zug.

Erwägen wir anderseits das frühe Auftreten arischer und semitischer Wanderhirten im Westen, so ergibt sich die wichtige Thatsache, daß die Wirtschaftsform des *Nomadentums von Westen nach Osten gewandert und* hier von den kurzköpfigen Stämmen Hochasiens erst verhältnismäßig *spät übernommen* worden ist. Die Kenntnis der Rinder- und Pferdezucht und auch, wie Otto Schrader nachgewiesen hat, die des Wagens ist bei den Ariern früher vorhanden als bei den Ural-Altaiern und Mongolen. Die zum Nomadismus übergehenden Stämme waren natürlich nicht Kulturvölker wie die Chinesen oder Babylonier; es waren die Bestandteile der kurzköpfigen Rasse, die in ärmlich ausgestatteten Gebieten nicht am Aufschwunge der begünstigtern Völker teilgenommen hatten, sondern als Jäger und Sammler im Steppenland ein ziemlich kümmerliches Dasein führten. Daß in der That *die Hochasiaten von der aneignenden Wirtschaft unmittelbar zum Nomadismus übergegangen* sein müssen, zeigt die geringe Neigung zum Ackerbau, die den meisten Hochasiaten eigen ist, und die große Wichtigkeit der Jagd und des Sammelns von Beeren und Wurzeln für die Ernährung der viehzüchtenden Stämme Hochasiens. Weiter im Norden, wo die Rinder- und Pferdezucht wenig mehr lohnt, sind viele Völker bis zur Gegenwart bei der rein aneignenden Wirtschaft stehen geblieben, andere haben erst spät das Renntier zu zähmen begonnen und damit einen Nomadismus besonderer Art auch im nördlichen Sibirien ermöglicht. Ob die nomadischen Hochasiaten eine Bronzezeit von nennenswerter Dauer gehabt haben oder unmittelbar von der Steinzeit in die des Eisens übergetreten sind, ist noch nicht nachweisbar; doch ist das letztere für die meisten Stämme Hochasiens wahrscheinlicher, abgesehen natürlich von der alten Bronzeprovinz in Südsibirien und ihren Nachbargebieten.

2. Hochasien seit dem Entstehen mongolischer Nomadenstämme.

A. Allgemeines.

a) Die Quellen.

Dieselben Schwierigkeiten, die einem Überblicke der Geschichte andrer kulturarmer Völker entgegenstehen, bestehen auch gegenüber den Bewohnern Hochasiens: es sind nicht die geschichtlichen Überlieferungen dieser Völker selbst, auf die wir uns stützen können, sondern wir müssen uns in der Hauptsache mit den *Berichten der kultivierten Nachbarn* begnügen. Zwar haben

sich allmählich die Künste des Lesens und Schreibens auch in Hochasien verbreitet, ja es sind selbständige Schriftarten mehrfach entstanden (s. die Tafel bei S. 165); aber gerade dieser letzte Umstand hat verhindert, daß sich litterarische Denkmäler über die Grenzen enger Gebiete hinaus verbreiteten und dadurch vor dem Untergange geschützt wurden. Die Reste der hochasiatischen geschichtlichen Litteratur sind infolgedessen höchst kümmerlich und beschränken sich für die ältere Zeit auf einige mit Inschriften versehne Grabsteine und Siegeszeichen, wie die Grabstelen von Orkhon, die für die Geschichte der Türken von unschätzbarem Werte sind. Im übrigen sind wir auf die Berichte der östlichen und westlichen Nachbarn, der Chinesen und der Bewohner Westasiens und Griechenlands, fast ausschließlich angewiesen.

Die chinesischen Quellen sind, da China beständig durch die hochasiatischen Verhältnisse beeinflußt wurde, und dank der trocknen Nüchternheit ihrer Verfasser bei weitem die zuverlässigsten und wichtigsten, für die älteste Zeit der mongolischen Nomadengeschichte auch thatsächlich die einzigen. Leider erschwert der Charakter der chinesischen Sprache und Schrift sehr die vergleichende Forschung: die Völker- und Ortsnamen erscheinen nie in ihren wahren Formen, sondern der chinesischen Sprachweise angepaßt und infolgedessen oft wunderlich entstellt und verstümmelt. Zuweilen ist die ursprüngliche Form mit Hilfe andrer Quellen oder durch philologische Schlüsse festzustellen; oft aber versagen diese Hilfsmittel, und es bleibt nichts übrig, als die chinesische Bezeichnung gelten zu lassen.

Der frühste Bericht aus dem Westen über hochasiatische Zustände ist die „Arimaspeia" des Aristeas, die im 7. Jahrhundert v. Chr. entstanden sein muß und eine der Hauptquellen Herodots gewesen ist. Trotz der poetischen Einkleidung scheint dem Werk eine wirkliche Reise zu Grunde zu liegen, die den Verfasser auf der alten hochasiatischen Handelsstraße bis ins Tarymbecken geführt hat (vgl. S. 142).

b) Das Verhalten Chinas zum Nomadentume.

Daß zunächst nur chinesische Quellen über die ersten Bewegungen der hochasiatischen Nomaden berichten, ist auch insofern begründet, als die Unruhe, die nach der Entstehung und Organisierung kriegerischer Wanderstämme mongolisch-türkischer Zunge entstand und nach und nach den größten Teil Asiens erschütterte, zuerst in China schmerzlich empfunden werden mußte. Das reiche, leicht zugängliche China lockte die Nomadenschwärme an wie eine süße Frucht die Wespen; schlug es die Angriffe zurück, dann freilich richteten sie sich nach andern Gegenden, und die wuchtigen Stöße pflanzten sich von Stamm zu Stamm bis in entfernte Gebiete fort. Aber China war für die Nomaden mehr als ein Ziel wilder Raubzüge: es war zugleich eine Schule, in der sie die Anfänge staatlichen Zusammenschlusses und den Vorteil gemeinsamen Handelns erst erlernten. Man darf behaupten, daß ohne das Beispiel des organisierten Riesenreichs China die Hochasiaten wohl noch lange, vielleicht dauernd in einer kleinlichen, alle großen Thaten hemmenden Stammeszersplitterung verharrt wären, daß sie nicht das Maß von Kultur erlangt hätten, das zur Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe unentbehrlich war. Von frühster Zeit an sehen wir Chinesen als Organisatoren der Nomaden thätig; noch für die Mongolen ist China das Musterland, dem sie die Möglichkeit verdanken, ihr ungeheures Weltreich zu ordnen und zu verwalten. Die Nomaden ihrerseits scheinen diese Wohlthaten durch ihre Raubzüge und ihre Angriffe auf das friedliche Reich der Mitte mit schlimmem Undanke zu erwidern, und gewiß wird man sich über den unermeßlichen Schaden, den sie gestiftet haben, nicht mit dem seichten Troste hinwegsetzen dürfen, daß ein gelegentlicher Aderlaß dem übervölkerten China nur zum

Vorteile gereichen könne. Aber man darf gerechterweise nicht vergessen, wie oft das versumpfende, in eintöniger Arbeit verkümmerte chinesische Volk durch kraftvolle Dynastien nomadischen Stamms neu angeregt, wie die Achtung vor männlichen Tugenden, vor Tapferkeit, Treue und Gerechtigkeit, durch den Einfluß der Nomaden in den Zeiten der Entartung wieder neu belebt worden ist.

Diese günstigen Seiten des Verkehrs mit den nomadischen Nachbarn haben sich für China freilich erst allmählich und mittelbar geltend gemacht; die Hauptaufgabe blieb immer, die unruhigen Steppenbewohner von den Gebieten des Ackerbaus fern zu halten und sie auf jede Weise zu zähmen und unschädlich zu machen. Unedle Mittel, wie der Gebrauch vergifteter Pfeile oder das Vergiften der Brunnen in der Steppe, wurden dabei gelegentlich von chinesischen Heerführern angewendet, Lüge und Betrug durften natürlich nicht fehlen; aber diese Armseligkeiten kommen gegenüber den großen Mitteln der Verteidigung und des Angriffs, mit deren Hilfe das Chinesentum doch endlich siegreich geblieben ist, nicht in Betracht. Die einfache Abwehr durch das Aufgebot großer, schlecht disziplinierter Menschenmassen oder durch Errichtung von Grenzwällen konnte auf die Dauer unmöglich genügen. Es galt vor allem, *Einfluß* auf die unruhigen Steppenvölker zu *gewinnen* und diesen dann wieder in verschiedner Weise zum Nutzen Chinas zu verwenden. So sehen wir denn immer die chinesische Diplomatie zunächst bemüht, die Macht und die höhere Kultur Chinas den rauhen Nomaden vor Augen zu führen, ihnen neue Bedürfnisse beizubringen, ihre Sitten zu mildern und endlich ihre Herrscherhäuser durch verwandtschaftliche Beziehungen an China zu knüpfen. Es gelang das in dem Maße, daß es allmählich das schönste Ziel eines Steppenfürsten wurde, einen pomphaften chinesischen Titel zu führen und eine chinesische Prinzessin zu freien. Freilich boten diese Verwandtschaften gelegentlich den Nomadenherrschern auch einen willkommnen Vorwand, sich in die Thronstreitigkeiten in China zu mischen oder selbst nach der Kaiserwürde zu streben; aber im allgemeinen waren sie doch von Vorteil für das Reich der Mitte.

Eine zweite Aufgabe der chinesischen Staatskunst war es, die *Nomaden gegeneinander auszuspielen* und im Rücken eines Bedrängers diesem neue Gegner zu erwecken. Dieses Bestreben ist teilweise die Ursache gewesen, daß China Beziehungen mit weit entfernt wohnenden Stämmen angeknüpft hat, was dann wieder der Verbreitung chinesischer Kultur und des Handelsverkehrs mittelbar zu gute kommen mußte. Eine andre, gefährlichere Art, die Nomaden durch ihresgleichen zu bekämpfen, bestand darin, daß man *kleinere* Horden in den eignen *Grenzprovinzen ansiedelte* und ihnen den Schutz des Lands gegen ihre nomadischen Brüder übertrug. Große Mengen von Hochasiaten sind auf diese Weise allmählich kultiviert und aufgesogen worden. Aber oft genug verbündeten sich auch diese Grenzwächter mit den Angreifern und wurden durch ihre Kenntnis des Lands doppelt gefährlich, oder sie strebten im Innern nach politischem Einflusse; mehrere chinesische Dynastien sind aus derartigen Horden hervorgegangen, und der feudalistische Zerfall, der so lange Zeit die Einheit Chinas in Frage stellte, ist ihnen zum guten Teile zuzuschreiben.

Ein dauernder Sieg der chinesischen Kultur über den Nomadismus war natürlich nur möglich, wenn man von der Verteidigung zum *Angriff* überging. Der bewaffnete Angriff konnte und durfte dabei höchstens die Vorbereitung der wirklichen, zähen Kulturarbeit sein; denn ohne diese war er nur ganz vorübergehend wirksam: in der Steppe gingen die chinesischen Riesenheere einfach zu Grunde, und die Nomaden, die vor ihnen auseinandergestoben waren, erschienen bald wieder beutelustig an den Grenzen des Reichs. Anders lag die Sache, wenn im Gefolge der Heere oder als geduldete Einwanderer die Ackerbauer in der Steppe erschienen, an geeigneten

Punkten volkreiche Kolonien und feste Städte gründeten und damit eine sichere Grundlage der chinesischen Herrschaft schufen. Zum Aussenden derartiger Kolonien hat wohl weniger die Übervölkerung Chinas verlockt, die in älterer Zeit nicht so bedeutend war wie jetzt, als vielmehr der Wunsch, politischen Einfluß in der Steppe zu gewinnen: Zwangsansiedelungen von Strafgefangnen kommen schon früh vor und beweisen, daß man das schwierige Werk, für das sich Freiwillige nicht eben zahlreich melden mochten, planvoll durchzuführen suchte. Naturgemäß fand die Gründung von Siedelungen am frühsten und erfolgreichsten längs des Oasenstrichs und uralten Handelswegs am Nordabhange des Kwenlun statt; der Wunsch, den Handel zu sichern und in unmittelbare Verbindung mit den Oasenbewohnern des Tarymbeckens zu treten, hat sie zweifellos besonders gefördert. Aber die Rücksicht auf den Handel war nicht der einzige Grund, der das sonst so friedliche China später zu Vorstößen bis an das Kaspische Meer veranlaßt hat, sondern auch hier tritt wieder der Wunsch entscheidend hervor, das unruhige Treiben der Nomaden dadurch einzudämmen, daß man den chinesischen Machtkreis bis an den jenseitigen Rand des Steppengebiets vorschiebt. Ähnliche Erwägungen haben ja auch neuerdings Rußland genötigt, von Sibirien aus nach Turkestan vorzudringen und erst jenseit des Nomadengebiets, an der persischen und afghanischen Grenze, Halt zu machen; nur auf diese Weise ist eine gründliche Unterwerfung der Wanderhorden möglich gewesen.

c) Die Völkermischung in Hochasien.

In Hochasien selbst hat das Entstehen des Nomadentums mit seiner Kampflust und Beweglichkeit in großartiger Weise die Völkermischung begünstigt. Schon die Sprache zeigt das: wie in älterer Zeit sich unter dem Einflusse nomadischen Lebens die arische Sprache im Westen verbreitet hatte, so ist später der mongolische und der finnisch-ugrische Sprachstamm in Hochasien und bis weit nach Sibirien und Europa hinein zur Herrschaft gelangt. Die Natur der grenzenlosen Ebenen, in denen sich die Völker wie Staubwolken zusammenballen und mischen, spiegelt sich hier in den Thatsachen der Geschichte. Höchstens in den Schluchten der wenigen Gebirge vermag sich ein Volkstum selbständig zu erhalten. Was sich sonst eine Zeitlang ungestört entwickelt hat, wird unfehlbar endlich verdrängt, über den Haufen geworfen und geht in einem andern Volkstum auf, um dann wieder mit diesem gemeinsam das gleiche Schicksal zu erleiden. Kleine Stämme reißen andre mit fort, wachsen lawinenartig an und geben zuletzt einem ungeheuern, aus den verschiedensten Teilen gemischten Volkstum ihren Namen; Völker, vor denen die Welt erzitterte, zerplatzen scheinbar wie Seifenblasen und verschwinden spurlos aus den Büchern der Geschichte. Das Ergebnis ist, daß das Volk Hochasiens in sprachlichem und ethnischem Sinn immer gleichartiger wird, daß die Völkernamen immer weniger eigenartige Gruppen der Menschheit bezeichnen. Neue Unterschiede werden nur durch die Kulturhöhe und durch die Mischung mit andern Rassen am Rande des hochasiatischen Steppengebiets erzeugt. Am frühsten sind derartige Mischungen naturgemäß dort erfolgt, wo die arischen Nomaden an die mongolischen grenzten und später iranische Ackerbauer im turkestanischen Weidegebiete Fuß faßten; hier hat das arische Volkstum sprachlich viel an Boden verloren, aber die mongolische Rasse anthropologisch stark beeinflußt. In Sibirien hat sich die alte langköpfige Rasse vielfach mit der mongolischen vermischt. Was dagegen die sprachliche Verwandtschaft der Mongolen mit den Tibetanern und weiterhin den Hinterindiern anlangt, so hat sie nichts mit diesen neuern Vorgängen zu thun, sondern dürfte auf einen sehr frühen, vorläufig nicht genauer festzustellenden Zusammenhang deuten. Eine bezeichnende Spur dieser Verbindung ist der Name des Himmels und

des Himmelsgottes (chinesisch tiën, burjätisch tengri, altaisch tengere), der als Tangaroa auf den Inseln Polynesiens wieder auftaucht und offenbar durch die malaiische Völkerwoge aus Südasien dorthin gebracht worden ist.

B. Die Hunnen.

Das Volk mongolischer Nomaden, das sich zuerst staatlich geeinigt und viele Jahrhunderte lang Ostasien beunruhigt hat, führt nach chinesischen Quellen den Namen der Hiung nu. Die Ähnlichkeit des Namens mit dem der Hunnen, die in späterer Zeit Europa überschwemmt und die große Völkerwanderung eröffnet haben (vgl. darüber Band V und VI), ist längst bemerkt worden, und schon Joseph de Guignes (1721—1800), der erste wirkliche Bearbeiter der Geschichte Hochasiens („Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tatares occidentaux", 1756—58), hat die Hunnen für Verwandte oder Abkömmlinge der Hiung nu erklärt; indes ist es erst in den letzten Jahren Friedrich Hirth gelungen, diese Vermutung durch zwingende Beweise zu stützen. Man darf daher wohl schon die alten Hiung nu (Hiün yün, Hiün yo) mit dem zweifellos richtigern Namen Hunnen bezeichnen; in den indischen Epen erscheinen sie als Hûna, im Aveſta als Hunavô, in griechischen Quellen als Funoi und Unoi. Das Volk war sprachlich den spätern Türken nächstverwandt.

Das Reich der Hunnen bildete sich in der heutigen Mongolei um 1200 v. Chr., und zwar anscheinend unter dem Einfluß eines chinesischen Flüchtlings von hohem Range, der nach dem Muster seiner Heimat aus den zerstreuten Horden die Anfänge eines einheitlichen Staatswesens schuf. Schon im vorhergehenden Jahrhundert hatten einzelne dieser Horden Angriffe auf China gemacht, waren aber nicht im stande gewesen, große Erfolge zu erzielen. Seit der Einigung der Hunnen und besonders seit dem Beginne der Dynastie Tschou (Chou) in China (1122 v. Chr.), die zugleich den Anfang des chinesischen Lehnswesens bedeutet, wurde die Gefahr größer; ob ein Zusammenhang zwischen den Kriegen gegen die Nomaden und dem Entstehen der feudalistischen Landesteilung besteht, ist bei der Dürftigkeit der Quellen nicht zu ermitteln. Der erste Herrscher der Tschou-Dynastie, Wu wang, hatte noch freundliche Beziehungen mit den Hunnen unterhalten, die wohl die Macht des unter seiner Führung neuerstarkten Reichs fürchteten und sich durch Geschenke sein Wohlwollen zu erkaufen suchten; mit dem Rückgange der Kaisermacht begannen die Angriffe mit verstärkter Kraft. Um 910 wurde das nördliche Schansi verwüstet; einige Jahrzehnte später mußten die Hunnen aus dem Herzen von Schansi, wo sie sich festgesetzt hatten, durch ein Heer unter der persönlichen Führung des Kaisers vertrieben werden. Vorgänge dieser Art wiederholten sich. Anscheinend gab es in China damals noch Weideland genug, das die Nomaden zu dauerndem Verweilen lockte, wie denn in der That auch späterhin vielfach kleine nomadische Horden im Innern Chinas angesiedelt worden sind.

Um 700 v. Chr. drangen die Hunnen bis Shantung vor, um 650 verwüsteten sie Tschili, und so folgten sich die Einbrüche in das feudalistisch zerklüftete, eines geschloßnen Widerstands unfähige Land, bis endlich der Herrscher des Reichs Tshin (Ch'in) unter dem Namen Shi Huang ti (246—210 v. Chr.) im Jahre 220 China wieder zu einem wirklichen Einheitsstaat umschuf, durch die Eroberung Südchinas seine Macht gewaltig verstärkte und nunmehr mit Entschlossenheit gegen die Nomaden vorging. Ein starkes Heer vertrieb die Hunnen aus dem Land Ordos innerhalb des nördlichen Bogens des Hoangho (s. die Karte von China bei S. 56), das als Sammelpunkt für nomadische Einbrüche wichtig war. Der neue Besitz wurde durch Militärkolonien gesichert, das eigentliche China aber durch das Riesenwerk der „Großen Mauer"

(S. 73) vor den Angriffen der raublustigen Horden geschützt. Anfänge der Großen Mauer waren bereits an den Grenzen einiger frühern Lehnsstaaten vorhanden; Shi Huang ti verband sie zu einer einzigen Verteidigungslinie, die vom Gestade des Gelben Meers bis zur Pforte von Kansu reichte und in der That, wenn sie dauernd erhalten und gut verteidigt wurde, den Angriffen der Hunnen ein Ende machen mußte. In der ersten Zeit hat sie auch ihre Aufgabe einigermaßen erfüllt. Sie ist die Ursache gewesen, daß die Angriffe der Hunnen sich nun auch nach andern Seiten richteten und entfernte Teile Asiens mittelbar mächtig erschütterten; aber die Zerrüttung, in die China unmittelbar nach dem Tode Shi Huang tis verfiel, machte den Nutzen des ungeheuern Werks bald zunichte. Gerade damals nahm die Macht der Hunnen unter thatkräftigen Führern einen neuen Aufschwung.

Die Zeit Shi Huang tis bezeichnet für die Geschichtschreibung auch insofern einen wichtigen Abschnitt, als dieser Kaiser durch die große Bücherverbrennung (S. 73) die ältere chinesische Litteratur fast vernichtet hat, so daß aus der ihm vorhergehenden Zeit nur dürftige und trockne Nachrichten überliefert sind. Erst nach ihm beginnen die Quellen reichlicher zu fließen. Auch über die Einrichtung des Hunnenstaats erfahren wir erst aus der Zeit Genaueres, die auf den Tod Shi Huang tis folgte; damals richteten sich die Blicke der Chinesen mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf die wachsende Macht der Nachbarnomaden.

Der neue Aufschwung des hunnischen Reichs geschah unter der Führung des Mete (Maotun, Meghder?), dessen Vater Tuman (Deuman) bereits seine Macht von der nördlichen Mongolei bis Kansu ausgedehnt hatte. Mete, der von der rechtmäßigen Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, tötete seinen Vater mit Hilfe eines ihm treu ergebnen Heerhaufens und wußte bald den alten kriegerischen Geist seines Volks neu zu beleben. Er fand das hunnische Gebiet auf zwei Seiten von mächtigen Nachbarn eingeschlossen: im Osten hatten tungusische, den Koreanern verwandte Stämme, die Tunghu oder Wu hwan, ein starkes Reich gegründet und fühlten sich den Hunnen derart überlegen, daß sie bei Gelegenheit des gewaltsamen Thronwechsels einen hohen Lohn für ihre Neutralität forderten; im Südwesten am Altyn Tag saßen die Yue-tschi (Jue-tchi; vgl. Bd. III, S. 274, und IV, S. 158), ein Nomadenvolk tibetischen Stamms, das wohl zugleich den Handel Chinas mit dem Abendlande vermittelte und vielleicht mit den alten Issedonen (vgl. S. 142) identisch war. Die Tunghu, durch scheinbare Nachgiebigkeit Metes getäuscht, wurden zuerst überfallen und zersprengt (209 v. Chr.); sie zogen sich in das Bergland der heutigen Mandschurei zurück. Von den weiter östlich sitzenden Sien pē-Tataren (Hsien pi; Tungusen) aber, die ebenfalls unter den Angriffen der Hunnen litten, wanderte ein Teil nach Korea und Japan aus.

Im Osten setzte das Meer weitern Völkerverschiebungen eine unüberschreitbare Grenze; im Westen dagegen, wo nunmehr die Hunnen sich auf die Yue tschi warfen, vermochten sich die Stöße bis in weite Ferne fortzupflanzen. Die Yue tschi wichen vor dem Andrang ihrer Gegner zunächst nur in entlegnere Teile ihres Gebiets, wohl nach dem Tarymbecken, zurück (177 v. Chr.). Nach dem Tode Metes (170) versuchten sie ihr altes Gebiet wieder zu erobern, erlitten aber durch dessen Nachfolger eine neue furchtbare Niederlage, die zu einer Spaltung des Volks führte (165 v. Chr.): der kleinere Teil fand Wohnsitze südlich vom Nanschan; der Kern des Volks aber, die „Großen Yue tschi", wandte sich nicht südwärts, sondern folgte der von der Natur gegebnen westlichen Richtung; aus dem Tarymbecken herausgeschlagen, überschritten sie den Tiënschan und suchten Zuflucht in den Weideländern der großen asiatisch-europäischen Tiefebene, dem alten Tummelplatze der skythischen Nomaden. Am Issyk-kul stießen sie auf ein

Hirtenvolk iranischen Stamms, die Ehe, die vor dem übermächtigen Andrange Zuflucht in Ferghana suchen mußten.

Den Hunnen war es inzwischen gelungen, auch einen Teil von Nordwestchina und von Ostsibirien zu erobern. Soweit es sich hierbei um die Unterwerfung nomadischer Stämme handelte, wurde ein Verfahren eingeschlagen, das auch andern hochasiatischen Eroberervölkern nicht fremd war und die Hauptursache der außerordentlichen ethnischen Durcheinandermischung der Hochasiaten geworden ist: die besiegten Stämme wurden nicht verdrängt oder tributpflichtig gemacht, sondern gewissermaßen aufgelöst, indem man die Weiber unter die Sieger verteilte und die junge Mannschaft in das Heer einreihte. In ihrem Wesen und ihren Einrichtungen erscheinen die Hunnen als ein Volk, dessen Dasein zwar auf der Viehzucht, der Jagd und wohl auch etwas Ackerbau beruhte, das aber die kriegerischen Neigungen vorwiegend pflegte. Die kriegstüchtige Jugend stand an erster Stelle, das Alter ward wenig geschätzt; wer nicht wenigstens einen Feind erschlagen hatte, galt nicht für voll. Auch jene Fechtweise, die später die Schlachten der westlichen Hunnen und der Mongolen entschied, das Ansprengen der berittnen Bogenschützen, die scheinbare Flucht und der Pfeilhagel, der die unvorsichtigen Verfolger niederstreckte, findet sich schon bei den alten Hunnen ausgebildet, ebenso die Einteilung des Heers in zwei Flügel. Diese militärische Ordnung war auch im Frieden maßgebend: der Herrscher, Shenyu, der gewissermaßen die Mitte befehligte, hatte zwei höchste Beamte, die Tuchi (Duchi), unter sich, von denen der eine dem östlichen, der andre dem westlichen Flügel des Heers und des Lands vorstand. Der westöstliche Zug im geographischen Bau Hochasiens tritt in dieser Anordnung, die auch den spätern großen Nomadenreichen eigen war, wieder kenntlich hervor. Die Tuchi und eine Anzahl andrer hohen Beamten mußten aus der Sippe des Shenyu genommen werden, die mit einigen wenigen andern Sippen die eigentliche Leitung des Reichs in Händen hatte.

Nach Metes Tode (170) nahm die Macht der Hunnen zunächst zu. Die Yue tshi wurden völlig geschlagen und die Usun, einer der blondhaarigen Nomadenstämme Hochasiens, aus ihren Sitzen in Kansu nach Westen gedrängt, wo sie dann, den Spuren der Yue tshi folgend, diese vom Issyk-kul weiter nach Süden scheuchten. Das Gebiet der mongolischen Sprache und Rasse wurde so durch die Hunnen beträchtlich erweitert. Am gefährlichsten war die wachsende Macht des Hunnenreichs für China, dessen Grenzen beständig verheert wurden und um so mehr bedroht erschienen, als die in den westlichen Gebirgen sitzenden tibetischen Nomaden mit den Hunnen in Verbindung zu treten und ihre Raubzüge im Einverständnis mit ihnen zu unternehmen begannen. Die bloße Abwehr konnte zu nichts führen; wollten die Chinesen sich von ihren Bedrängern befreien, dann mußten sie längs der alten Straße von Kansu nach dem Tarymbecken vorgehen, hier feste Stellungen einnehmen, die südlichen Nomadengebiete von den nördlichen trennen und gleichzeitig die unentbehrlichen Stütz- und Rastpunkte der hunnischen Heere südlich von der Gobi in ihre Gewalt bringen. Auf diese Weise mußte auch der westliche Handel, dessen Gedeihen vorher ganz von der Laune der Nomaden abhing, unter chinesischen Einfluß kommen. Der energische Kaiser Wu Ti (140—87) setzte alles an die Ausführung dieses großartigen Plans, knüpfte mit den Yue tshi und Usun Verbindungen an, bedrohte dadurch die Hunnen im Rücken, und zwang sie endlich durch siegreiche Kämpfe, nach dem Norden der Mongolei zurückzuweichen (120). Damit war der erste Schritt zum Vorrücken nach dem Westen gethan und ein neues Zeitalter der auswärtigen Politik Chinas eröffnet.

Das Hunnenreich behauptete sich im Norden noch längere Zeit und dehnte sich sogar nach Westen hin noch beträchtlich aus; aber die alte Herrlichkeit war doch vorüber. Allmählich

begannen die Angriffe der Nachbarvölker und Thronstreitigkeiten den Staat zu zerrütten, bis dann endlich um 50 v. Chr. das Reich in einen südlichen und einen nördlichen Teil zerfiel, von dem der erste die chinesische Oberhoheit anerkannte, während der nördliche seine Unabhängigkeit noch länger behauptete. Vorübergehende Erfolge konnten den Niedergang der hunnischen Macht nicht mehr aufhalten; denn nun vermochten die Chinesen die südlichen Hunnen mit Erfolg gegen die nördlichen auszuspielen und auch andre Nomadenstämme gegen das von Feinden umgebne Nordreich aufzuwiegeln. Endlich erlag das nördliche Hunnenreich im Jahre 84 n. Chr. den Angriffen, an denen sich selbst sibirische Stämme und vor allem ein Stamm der wieder erstarkten Tungusen, die Sien pē, beteiligten: ein Teil der Hunnen flüchtete nach Westen, wo ihm noch große Erfolge blühen sollten (vgl. S. 150); der Rest zerstreute sich oder ging unter den Sien pē (S. 152) auf, die nunmehr den größten Teil der Mongolei besetzten. Die südlichen Hunnen hielten sich länger, bald als Unterthanen und Bundesgenossen der Chinesen, bald als deren Gegner oder als Begünstiger von Thronprätendenten. Doch seit 142 n. Chr. ist es auch mit dem südlichen Hunnenreiche zu Ende, freilich nicht mit der Einwirkung des Volks auf die Geschicke Chinas: allmählich begannen die Hunnen, die sich mit der chinesischen Kultur befreundet hatten, politisch Einfluß zu üben; und endlich saßen zeitweilig Kaiser hunnischer Herkunft auf dem Throne des himmlischen Reichs oder der Bruchstücke, in die es zerfiel. Aber sie herrschten nicht mehr als Nomadenfürsten: sie waren in ihrem Thun und Denken zu echten Chinesen geworden.

C. Das westliche Hochasien und seine Nachbargebiete.

Wie der Nomadismus im westlichen Mittelasien älter ist als im östlichen, so haben sich auch dort große nomadische Völkerwanderungen in viel früherer Zeit abgespielt als hier. Etwa ein Jahrtausend vor der Gründung des hunnischen Reichs hatten bereits arische Wanderstämme Iran und Indien besetzt; damit aber war den Bewegungen zugleich ein gewisser Halt geboten. Es gelang den Iraniern nicht, nach Westen in das babylonische Tiefland vorzubrechen (vgl. Bd. III, S. 92); vielmehr sahen sie sich auf ihre neue Heimat beschränkt und wurden durch den Einfluß der vor ihnen ansässigen Bevölkerung sowie der alten Kultur des Zweistromlands allmählich zur Seßhaftigkeit veranlaßt, ohne sofort die kriegerischen Tugenden ihres alten Hirtendaseins zu verlieren. Das iranische Mischvolk, das sich aus den eingewanderten Ariern und der Urbevölkerung bildete, wurde so eine Schutzwehr Westasiens gegen ein weiteres Einströmen von Nomaden. Der Angriffsstoß des Nomadentums pflanzte sich nicht mehr in der fester am Boden haftenden Masse fort; die Iranier wurden nicht von nachdrängenden Scharen weiter nach Westasien vorgeschoben, sondern die große Völkerbewegung kam zum Stillstand. Als die Meder und Perser die Herrschaft über ganz Westasien erlangten, standen sie schon ganz im Banne der westlichen Kultur und waren nicht im stande, die neu eroberten Länder zu iranisieren.

So kommt es, daß länger als ein Jahrtausend die arischen Nomaden Westasiens überhaupt kaum erwähnt werden: die assyrisch-babylonischen Urkunden wissen nichts von ihnen, und ebensowenig ist zu den Chinesen Kunde von ihnen gelangt. An allerlei Kämpfen und Völkerverschiebungen mag es nicht gefehlt haben; aber sie hatten zweifellos nicht den großartigen Charakter wie die Wanderung nach Indien und Iran. Allmählich muß das Aufkommen kurzköpfiger Nomadenstämme im eigentlichen Hochasien seinen Einfluß geltend gemacht haben, wohl in dem Sinne, daß die weit nach Osten vorgeschobnen skythischen Horden teils aufgesogen, teils nach Westen zurückgedrängt wurden; diese Stöße pflanzten sich dann wellenartig weiter fort. Des mächtigsten Anstoßes letzte Folge war der Einbruch der Kimmerier in Kleinasien um das Jahr

700 n. Chr. Diese waren ein Nomadenvolk thrakischen Stamms, das nördlich von der Donau seine Herden weidete. Auf sie warfen sich die Skythen (Skoloten), die wieder von den Sarmaten gedrängt wurden; als erste Ursache der Bewegung kann vielleicht das Vordringen der Hunnen nach Westen gelten, die ja damals längst ein Reich gegründet hatten und offenbar nicht nur gegen China, sondern auch westwärts vorstießen. Von Kleinasien und Armenien aus haben die Kimmerier Assyrien bedroht und sind hierbei auch mit den von Osten herandrängenden Medern in Berührung gekommen (vgl. Band III, S. 132; Band IV, S. 54).

Die größere geschichtliche Klarheit, die mit der Gründung des medisch-persischen Reichs beginnt, zeigt uns sogleich die seßhaften Iranier im Kampfe mit den Nomaden; daß die Perser hierbei als die Angreifer erscheinen, denen nach dem Gebiete der Wanderhirten gelüstet, ist wohl eine schiefe Auffassung, die sich aus dem geringen Verständnisse der griechischen Geschichtschreiber für die Verhältnisse Persiens und besonders seines Ostens erklärt (vgl. Bd. III, S. 142). In Wahrheit sind der halb sagenhafte Zug des Kyros gegen die Massageten (530) und der geschichtlich gut beglaubigte des Dareios gegen die Skythen (515) nur Versuche, die ewig unruhigen Nachbarn im eignen Land anzugreifen und dadurch die Grenzen zu sichern; besonders dem Zuge des Dareios könnte der Plan zu Grunde gelegen haben, durch eine umfassende Bewegung die Wanderstämme in der Flanke zu fassen, am Ausweichen zu hindern und so endgiltig zu unterwerfen (Bd. III, S. 143). Das Perserreich war zu kurzlebig, als daß es ein so ungeheures Unternehmen hätte vollenden können, zu dem die zähe Geduld des chinesischen Volks gehört haben würde: der Versuch des Dareios, der immerhin die untere Donaulinie für die Perser gesichert hatte, ist nicht wiederholt worden. Daß hingegen die Skythen die schwachen Seiten des persischen Reichs genau gekannt haben, beweist ihr etwas später entworfner Plan (Bd. IV, S. 78), über die kaukasische Landenge in das persische Gebiet einzufallen, wozu sie die Hilfe der Spartaner, die gleichzeitig Kleinasien angreifen sollten, zu erlangen suchten.

Um so rühriger scheint die Kolonisation, die allein wirkliche Erfolge versprach, vom östlichen Iran aus vorgeschritten zu sein, erleichtert dadurch, daß die Mehrzahl der Nomaden iranischen Stamms war wie die Perser. Es mögen sich schon früh am Oxus und Jaxartes, also in Baktria und Sogdiana, Staaten mit iranischer Kultur gebildet haben, die später politisch mit Persien vereinigt wurden, obwohl sie schwerlich dauernd in völliger Abhängigkeit geblieben sind. Durch den Zug Alexanders des Großen (327) wurden sie enger mit dem neuen Weltreiche dieses Herrschers verbunden und damit die Entstehung eines griechisch-iranischen Kulturstaats, des baktrischen Reichs, vorbereitet, das sich zur Seleukidenzeit gebildet (250 v. Chr.) und keine unbedeutende Lebenskraft gezeigt hat (vgl. Band IV, S. 155). Dieses Reich war, wie schon das alte iranische Baktrien, eine Vormauer gegen das Andrängen des Nomadentums. Den iranischen Wanderstämmen hat es sich auch gewachsen gezeigt, und erst der Ansturm eines hochasiatischen Hirtenvolks nichtarischer Rasse brachte zum ersten Male wieder den festen Damm, der Westasien und Indien schützte, zum Weichen. Diese neue Völkerströmung, die um 160 v. Chr. einsetzt, ist diesmal zweifellos wenigstens mittelbar durch die Hunnen veranlaßt.

Der Nomadenstamm der Usun hatte seine Sitze an den Grenzen Chinas verlassen und hatte sich nach Westen hin aus dem Machtbereiche der Hunnen geflüchtet (vgl. oben, S. 138). Indem er hierbei den am Tiënschan hinziehenden Straßen folgte und dieses Gebirge zuletzt überschritt, gelangte er an den Issyk-kul, wo die schon früher ausgewanderten Yue tshi sich Wohnsitze erkämpft hatten. Jetzt mußten die Yue tshi weichen; sie wandten sich nicht abermals nach Westen, wo ihnen kriegerische Skythenstämme den Weg verlegten, sondern südwärts gegen das

Reich Baktrien, dessen damalige innere Zerrüttung ihnen als Nachbarn wohl bekannt sein mochte. In der That fiel ihnen das nördliche Baktrien, die Landschaft am Oxus und Jaxartes, mühelos in die Hände, während sich der Rest des Griechenstaats südlich vom Hindukusch vorläufig noch behauptete; im westlichen und mittlern Iran hatte sich (seit 250 v. Chr.; vgl. Bd. III, S. 272) das parthische Reich gebildet, das mit Erfolg die Grenzwache gegen die Nomaden übernahm. War aber Iran den Yue tshi verschlossen, so ließen sie sich wenigstens den Weg nach Indien, das seit jeher auf alle Eroberervölker eine magische Anziehungskraft geübt hat, auf die Dauer nicht verlegen. Etwa ein Jahrhundert hielt der südliche Teil des baktrischen Reichs noch stand. Dann (um 25 v. Chr.) unterwarf sich Kozulo Kadphises (Kieu Tsieu Kio; vgl. Bd. IV, S. 158), der die in fünf Stämme zersplitterten Yue tshi wieder geeinigt hatte, das heutige Afghanistan; damit war der Weg zunächst nach den indischen Besitzungen des baktrischen Reichs geöffnet. Um das Jahr 10 n. Chr. drang Huemo Kadphises oder Kadaphes, sein Nachfolger, im nordwestlichen Indien ein und legte damit den Grund zu dem „indoskythischen Reich"; als Indoskythen erscheinen die Yue tshi nunmehr in der Geschichte. Man hat sie später vielfach mit den „weißen Hunnen" (S. 151) oder Ephtaliten verwechselt, mit denen sie in keiner Weise verwandt sind. Unbedingt hat die Thatsache, daß damals Baktrien bis zu den Grenzen Hochasiens hin mit großen Teilen Indiens unter einer Herrschaft vereinigt war, viel dazu beigetragen, daß indischer Einfluß, vor allem der damals in Indien blühende Buddhismus, sich nach Norden hin geltend machte; überhaupt trat Indien in engere unmittelbare Beziehungen zu Hochasien. Fünfzig Jahre nach Gründung des indoskythischen Reichs hat die buddhistische Propaganda bereits China erreicht. Das Reich der Yue tshi hat eine zähe Lebenskraft bewiesen und ist erst im Jahre 579 n. Chr. zusammengebrochen.

D. Das Tarymbecken (Ost-Turkestan).

a) Das Tarymbecken und der westöstliche Handel.

Während ein großer Teil Hochasiens erst mit dem Auftreten nomadischer Völker größere und zwar in der Hauptsache zersetzende Bedeutung für die Geschichte und die Kultur der Menschheit gewinnt, verdient das Tarym- (Tarim-) Becken, das wohl auch als Ostturkestan oder Hohe Tatarei bezeichnet wird, weit früher und in ganz anderm Sinne die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers. Zwar ist der bei weitem größte Teil der zwischen Tiënschan, Pamir und Kwenlun eingebetteten Ebene ein ausgesprochnes Steppen- und Wüstengebiet; aber die Gewässer der Berge, deren mächtigste sich im Flusse Tarym und im Lob Nor vereinigen, lassen eine Reihe von fruchtbaren Oasenlandschaften entstehen, die seßhafte Bewohner in großer Zahl zu ernähren vermögen, und ihre am Fuße der Gebirge hinlaufende Kette bildet zugleich Stationen des Handelsverkehrs. Wahrscheinlich waren früher die Oasen zahlreicher, die dazwischen liegenden wüsten Striche weniger öde. So konnte das Tarymbecken in alter Zeit die Brücke zwischen den Kulturen Ost- und Westasiens sein, wenn es nicht sogar eine wirkliche Völkerstraße war und zugleich in seinen fruchtbaren Strichen selbst eine höhere Kultur entstehen sah. Der Schlüssel zu manchem Geheimnisse der Vorzeit liegt unter dem glühenden Sand Ostturkestans.

Die alten Handelsverbindungen durch das Tarymbecken sind wohl als ein Rest des ehemaligen Kulturzusammenhangs zu betrachten, der auch bei der zunehmenden Verödung und beim Aufkommen kulturfeindlicher Nomadenvölker erhalten blieb. Wer dagegen in den Nomaden mit ihrer unruhigen Beweglichkeit die ersten Förderer des Handels sehen möchte,

vergißt, daß dieſe nirgends von vornherein eine ausgeſprochne Vorliebe für den Handel gezeigt haben, wenn ſie auch durch das Beiſpiel andrer vielfach den Nutzen namentlich des Zwiſchenhandels erkannten und ſich damit befreundeten. Der Nomade als ſolcher neigt nicht zum Anſammeln ſchwerfälliger Schätze, wie ſie der ſtädtiſche Kaufmann in ſeinen Gewölben aufhäuft; ſein beſter Reichtum bleiben immer die Herden, deren Umfang wieder an den Beſitz des nötigen Weidelands gebunden iſt. Auch im Tarymbecken dürften alſo die eigentlichen Händler von jeher mehr unter den anſäſſigen Oaſenbewohnern zu ſuchen ſein, obgleich die Sicherheit und das Gedeihen des Verkehrs von dem Wohlwollen der Nomaden abhing, und obgleich zuweilen durch große Wanderungen und Eroberungen von Nomaden verſperrte Handelsſtraßen wieder geöffnet und einander längſt entfremdete Gebiete wieder in Verbindung gebracht worden ſind (vgl. das Reich der Yue tſhi, S. 137).

Der älteſte nachweisbare Handel, der ſich durch das Tarymbecken bewegt und Oſt- und Weſtaſien in lockere Verbindung gebracht hat, war der Seidenhandel. Den Chineſen hat die Seidenraupenzucht als ein ſehr altes Beſitztum ihres Volks gegolten; ſchon die Gattin des Kaiſers Huang Ti (S. 61) wird als Förderin der Seidenraupenzucht gerühmt. Für die Chineſen ſelbſt ſcheint die Ausfuhr der Seide nach dem Weſten keine beſondere Wichtigkeit gehabt zu haben, wie das Schweigen der ältern Quellen beweiſt; demnach dürfte der Handel hauptſächlich von Fremden betrieben worden ſein, die das hochgeſchätzte Erzeugnis Chinas im Austauſche zu erlangen ſtrebten, während die Chineſen ſelbſt ſich lange Zeit gleichgiltig verhielten im Bewußtſein, daß ſie jene Tauſchgüter auch recht wohl entbehren konnten. Um ſo mehr beſchäftigte ſich die Phantaſie der weſtlichen Kulturvölker mit dem geheimnisvollen Oſtlande, das die koſtbare Seide erzeugte (vgl. S. 109); und die Verſuche, Genaueres zu ermitteln, begannen früh. So konnte ſich bereits Herodot auf einen Reiſebericht ſtützen, der zwar nicht über China ſelbſt, aber doch über die Straße des Seidenhandels und über die Zuſtände im Tarymbecken Aufſchluß gab: die „Arimaſpeia“ des Ariſteas, die im 7. Jahrhundert n. Chr., bald nach dem Kimmerierzug (vgl. S. 133 und 139), entſtanden iſt.

Trotz ſeiner phantaſtiſchen Einkleidung dürfte dieſer Bericht, wie namentlich Wilhelm Tomaſchek nachgewieſen hat, auf wirklichen Forſchungen und Reiſen beruhen. Das Volk der Iſſedonen, bis zu dem Ariſteas vorgedrungen ſein will, hat es wirklich gegeben; ſehr wahrſcheinlich lagen ſeine Wohnſitze im Tarymbecken (S. 137). Die weſtlichen Nachbarn der Iſſedonen waren die Maſſageten, alſo das iraniſche Nomadenvolk, das im weſtlichen Turkeſtan ſeine Herden weidete. Der Name der Iſſedonen dürfte iraniſchen Urſprungs und dem Volke, das ſich ſelbſt anders nannte, von den Kaufleuten beigelegt ſein, die ja in der Hauptſache Iranier waren; ſo erklärt es ſich auch, daß chineſiſche Quellen den Namen nicht kennen. Wahrſcheinlich waren die Iſſedonen ein Zweig des tibetiſchen Stamms, der ja einſt weiter nördlich verbreitet war als gegenwärtig; möglicherweiſe ſind ſie gleich oder doch verwandt mit den ſpätern Yue tſhi, die erſt durch die Hunnen aus ihren Sitzen im Tarymbecken vertrieben wurden. Aber ſchwerlich war zur Zeit des Ariſteas die Bevölkerung des Tarymbeckens von einheitlicher Abſtammung. Vielmehr ſind die tibetiſchen Iſſedonen, die gelegentlich auch als Skythen bezeichnet werden, wohl ein Nomadenvolk geweſen, das die Herrſchaft auch über die Oaſenlandſchaften ausübte; in dieſen Oaſen aber mögen die Reſte älterer Kulturträger geſeſſen haben, wie denn auch heute die Städte Oſtturkeſtans von einer ſehr gemiſchten Bevölkerung bewohnt ſind. Langköpfige Iranier, die als Händler ins Land kamen oder als Ackerbauer einwanderten, mögen ſich hier ſchon früh mit den altanſäſſigen Kurzköpfen und mit den Stämmen tibetiſcher Nomaden gekreuzt haben.

Als nördliche Nachbarn der Issedonen nennt Aristeas die Arimaspen, ein kriegerisches Nomadenvolk, das häufige Einfälle in das Tarymbecken gemacht zu haben scheint. Ohne Zweifel sind damit die Hunnen gemeint, die wir schon (S. 136) als Bedränger Chinas kennen gelernt haben; im 2. Jahrhundert v. Chr. haben sie auch die Verhältnisse Ostturkestans gründlich umgestaltet, indem sie die Yue tschi nach Westen drängten. Wahrscheinlich blieb die ansässige Bevölkerung der Oasen von diesen Verschiebungen ziemlich unbeeinflußt. Merkwürdig sind auch die Angaben des Aristeas über die Kämpfe der Arimaspen mit den goldhütenden Greifen, die nördlich von ihnen wohnten; diese „Greife" sind wohl die Völker am Altai, die Träger der alten südsibirischen Bronzekultur und die Erbauer jener Gräber, in denen noch in neuester Zeit große Massen von Goldschmuck aufgefunden worden sind (vgl. unten, S. 200). So rundet sich das Bild der Thätigkeit des kriegerischen alten Hunnenvolks, dieses nomadischen Völkersauerteigs, nach allen Seiten: im Osten brechen die unermüdlichen Steppensöhne immer wieder gegen die reichen Fluren Chinas vor, nach Süden hin richten sie ihre Raubzüge gegen die Träger des hochasiatischen Zwischenhandels, die tibetischen Nomaden und die Oasenbewohner des Tarymbeckens, und im Nordwesten suchen sie die gewerbfleißigen Stämme des Altai mit ihren Heerfahrten heim. Der große Hunnenzug, der endlich Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat (Bd. V), ist nur eine gewaltige Fortsetzung dieser ältern Kämpfe um Macht und Beute.

Während Aristeas die Issedonen und Arimaspen eingehend geschildert hat, scheint er die Chinesen mit den Hyperboreern zusammenzuwerfen, dem friedlichen Volk am äußersten Rande der Welt; wenigstens dürften seine Angaben, deren Wortlaut nicht erhalten geblieben ist, mit den spätern Schilderungen über die Serer (vgl. S. 56) fast übereinstimmen.

Die Ortschaften und Handelsniederlassungen im Tarymbecken, die Aristeas nennt, lassen sich teilweise in gegenwärtig noch vorhandnen Siedlungen wiedererkennen; daß das nicht mit allen möglich sein wird, läßt sich schon aus der großen Zahl vom Sande verschütteter Städte erraten, die neuerdings durch Sven Hedin untersucht worden sind. Weitere Hilfsmittel zur Bestimmung bieten die Angaben des makedonischen Kaufmanns Maës oder Titianus, der im 1. Jahrhundert n. Chr. die Haltepunkte des ostasiatischen Handelswegs hat feststellen lassen. Von Samarkand führte dieser Weg nach Ferghana, von wo der „steinerne Turm" und das Thal des Kisil Su erreicht wurde, an dessen Ausgang eine wichtige Handelsstadt im Gebiete von Kasia lag: zweifellos das heutige Kaschgar, dem die natürliche Gunst der Lage seit alter Zeit den Vorrang unter den Städten des Tarymbeckens gesichert hat. Dem „skythischen Issedon" dürfte jetzt Kutscha entsprechen, der wichtigste Marktort der nördlich im Tiënschan sitzenden Türkenstämme; Asmira mag das jetzige Khami (Hamul) sein. Die erste chinesische Handelsstadt im Gebiete von Kansu, die von den aus Westen kommenden Karawanen erreicht wurde, das heutige Su tscheu, glaubt Tomaschek in dem alten Drosache wiederzufinden. In politischer Hinsicht haben sich wohl die größern Handelsorte einer gewissen Selbständigkeit erfreut, obwohl sie anderseits schon wegen des ungestörten Verkehrs den Nomaden gegenüber nicht allzu schroff vorgehen durften. Im kleinen werden sich die verschiednen Wechselfälle im Verhältnisse der Nomaden zu den Ackerbauern und Städtern auch im Tarymbecken abgespielt haben: bald mag die rohe Kraft, bald die feinere Kultur den Sieg davon getragen haben. Von großer Bedeutung für diese Kultur war die Verbindung mit Indien, deren Anfänge im Dunkeln liegen; Ostturkestan wurde auf diese Weise auch die Brücke, auf der indische Gesittung und vor allem indischer Glaube teils nach China, teils nach dem übrigen Hochasien vordrangen, um mit der Zeit großartige Umstimmungen in Charakter und Lebensweise der innerasiatischen Völker zu bewirken.

b) Die Wandlungen im Handelsverkehre.

Der Handel, der sich auf der langen hochasiatischen Verkehrsstraße bewegte, einer Straße, die an Ausdehnung und Gefahren in der Welt ihresgleichen nicht hatte, konnte sich nicht in immer gleichmäßiger Stetigkeit vollziehen; äußere Einflüsse und innere Verschiebungen mußten dazu führen, daß der Verkehr bald stärker, bald schwächer wurde oder fast ganz aufhörte, und daß auch die Art des Handels sich änderte. In der That sehen wir beständig Wandlungen vor sich gehen, soweit wir die Verhältnisse überhaupt zu überblicken vermögen: es wechseln die Straßen, auf denen der Hauptverkehr stattfindet, es wandeln sich die Handelsbräuche, und endlich sind auch die Waren, die Osten und Westen gegenseitig austauschen, nicht immer dieselben, oder es treten doch neue zu den alten hinzu.

Dem Wesen des Handelsverkehrs entspricht es ganz, daß er immer dort sich Bahnen sucht, wo der geringste Widerstand stattfindet. Dieser Widerstand, dessen Wirkung sich in den Gefahren und Kosten des Transports äußert, also selbst zahlenmäßig einigermaßen zu berechnen ist, kann auftreten in zweierlei Art: als Naturhindernisse und als Eingriffe der Menschen. Beide stehen im Wechselverhältnis: ein ziemlich schwieriger und mühsamer Weg wird der besten Straße vorgezogen, wenn diese durch häufige Räubereien, übermäßige Zölle und sonstige Plackereien gefährdet und verteuert wird. In Hochasien, wo einerseits verschiedne Wege dem Handel zwischen Ost- und Westasien zur Verfügung standen und anderseits immer die Nomaden bereit waren, unmittelbar durch Raub oder mittelbar durch Zölle die Kaufleute zu plündern, hat der Verkehr offenbar häufiger seine Straßen gewechselt, als die uns zur Verfügung stehenden Nachrichten das erkennen lassen. Zweifellos hat die Herrschaft der Hunnen im Norden viel dazu beigetragen, die nördlichen Wege veröden zu lassen und den Verkehr auf die Straßen im Tarymbecken zu beschränken; die Kämpfe der Arimaspen gegen die Issedonen mögen wohl zum Teile den Zweck gehabt haben, jenen das Handelsmonopol zu sichern. Nach der Vertreibung der Yue tshi, die möglicherweise den Issedonen gleichzusetzen sind (vgl. S. 142), hatten die Hunnen auch die nördliche Straße durch das Tarymbecken in ihrer Gewalt, während im Süden tibetische Nomaden, die Khiang, die Wege beherrschten. Aus dem Berichte, den im Jahre 122 v. Chr. Tschang kien seinem Kaiser Wu Ti nach der Erkundung der nach Westen führenden Straßen und Verkehrsmöglichkeiten erstattet hat, geht hervor, daß damals der Handel ganz im Süden durch Szechuen und Tsaidam nach dem Südrande des Tarymbeckens betrieben wurde, weil im Norden die Hunnen und im mittlern Tarymbecken die Khiang die Wege sperrten. Diese ungünstigen Verhältnisse trugen viel dazu bei, die Chinesen aus ihrer bisherigen Gleichgiltigkeit gegenüber den Steppenvölkern heraustreten zu lassen.

Von größerm und ungünstigem Einfluß auf den hochasiatischen Verkehr mußte die Eröffnung neuer Verbindungen auf ganz andern Wegen zwischen China und den übrigen Kulturländern sein. Zwar scheiterten die Versuche, durch Tibet in unmittelbaren Verkehr mit Indien zu treten und damit wenigstens den indischen Waren den Umweg durch das Tarymbecken zu ersparen, obwohl Kaiser Wu Ti verschiedne Anstrengungen dazu machte und ein kleiner Zwischenhandel von Indien nach Tibet hinüber schon lange vor ihm bestanden haben muß. Um so lebhafter blühte später der Seehandel auf, nachdem durch die Eroberung Südchinas die Entfernung zwischen den chinesischen und den indischen Häfen stark verringert worden war. Es ist bezeichnend, daß der eigentliche Aufschwung des Seeverkehrs erst im 2. Jahrhundert n. Chr. erfolgt ist, als die Chinesen die Herrschaft über die hochasiatischen Straßen wieder verloren hatten.

Wandlungen in den Handelsbräuchen müssen ebenfalls stattgefunden haben. Der Handel über weite Strecken kann in zweierlei Weise erfolgen: entweder gibt ein Stamm die Waren im Grenzverkehr an den andern weiter, bis sie endlich nach mehrfachem Tausch ihr entferntes Ziel erreichen, oder Angehörige eines oder mehrerer Völker betreiben den Fernhandel als Beruf und legen mit ihren Waren die ganze Strecke zurück; natürlich ist auch denkbar, daß auf einem Teile der Entfernung der Karawanenhandel, auf einem andern der Zwischenhandel vorherrscht. Auf den hochasiatischen Straßen dürfte bald die eine, bald die andre Art beliebt gewesen sein, je nach den Umständen. Der Zwischenhandel ist aber wohl älter als der groß angelegte Karawanenverkehr. Ob er stellenweise thatsächlich, wie ältere abendländische Quellen berichten, in der einfachen Form des „stummen Handels" ausgeübt worden ist, oder ob man den halb sagenhaften Serern nur Bräuche zugeschrieben hat, die anderwärts im Verkehre mit Naturvölkern vorkamen, läßt sich nicht mehr feststellen. Dem ganzen Verhältnisse Chinas zur Außenwelt entspricht es, daß Chinesen als Träger des Fernhandels erst spät auftreten, während im Gegenteile die Kaufleute iranischen Stamms beständig bemüht gewesen sind, den Karawanenverkehr über die ganze Strecke in die Hand zu bekommen. Als Gegner des unmittelbaren Verkehrs zwischen Osten und Westen erscheinen naturgemäß die Nomaden, vor allem die Hunnen, die lieber die Wege ganz veröden ließen, als daß sie auf den hohen Gewinn aus dem Zwischenhandel verzichteten. Die Mühseligkeit und Unsicherheit des Handels brachte es mit sich, daß an verschiednen Punkten große Stapelplätze entstanden, die zugleich Märkte für die umwohnenden Völker waren, so Samarkand im westlichen, Kaschgar im östlichen Turkestan.

Am kenntlichsten sind die Veränderungen im Handelsverkehre, die sich auf die Waren selbst beziehen. Teilweise wurden die Erzeugnisse Hochasiens selbst: Nephrit, Rhabarber, Moschus und Gold, als Gegenstände des Handels sowohl nach China als auch nach dem Westen und Indien ausgeführt; in der Hauptsache aber erhielt der Wunsch der Westvölker nach chinesischen Waren den Handelsverkehr in älterer Zeit lebendig. Hierbei haben sich nun in den Ausfuhrartikeln Chinas ebenso wie in den Tauschwaren, die der Westen zu bieten hatte, mancherlei Wandlungen vollzogen.

Die wichtigste und begehrteste Ware, die China lieferte, war unbedingt die Seide; die ältern Quellen des Westens bezeichnen die Chinesen als die Serer, die Seidenleute (S. 56). Wann dieser Handel mit Seide und Seidenstoffen begonnen haben mag, ist schwer zu bestimmen. Aristeas (S. 142) scheint auffallenderweise nichts davon erwähnt zu haben; doch da Wilhelm Gesenius nachgewiesen hat, daß einige dem 6. Jahrhundert v. Chr. entstammenden Stellen der Bibel (Ezechiel 16, 10. 13 und Jesaias 49, 12) auf Seidenstoffe und das Volk der Chinesen zu beziehen sind, so dürfte jenem Umstande kein Gewicht beizulegen sein. Das bloße Bestehen eines lebhaften Handels nach China wäre ohnehin kaum zu erklären, wenn nicht im fernen Osten bereits damals ein so mächtiges Lockmittel wie die Seide vorhanden gewesen wäre. Ein großer Teil der Seidenstoffe scheint nach Phönikien gegangen zu sein, wo man sie glänzender färbte oder zertrennte und aufs neue zu halbseidnen Stoffen verwob, um sie dann abermals in den Handel zu bringen. Die Ausfuhr von Seide aus China mußte notwendig einen empfindlichen Stoß erhalten, sobald es gelang, die Seidenraupe auch in andern Gegenden zu züchten, was ja auf die Dauer nicht wohl verhütet werden konnte. In der That hat sich die Seidenkultur in der Richtung der alten Handelsstraße allmählich verbreitet: der Vorstoß der Chinesen nach Westen (vgl. unten, S. 147) brachte um 140 v. Chr. die Zucht der Maulbeerbäume und Seidenwürmer nach Turkestan, worauf dieses Gebiet allmählich zu einem wichtigen Ausfuhrlande der Seide wurde.

Den Persern blieb die neue Kultur auch nicht fremd; ja, eine Zeitlang hatte Persien, das zugleich Seide selbst erzeugte und die Straßen nach China beherrschte, den Seidenhandel fast vollständig in der Hand. Erst im Jahre 557 gelang es den Byzantinern, die Eier der Seidenraupe einzuführen und so das persische Monopol zu durchbrechen. Damit trat natürlich ein neuer, bedeutender Rückgang der Seidenausfuhr aus China ein; und erst viel später, als die europäischen Mächte den Seeverkehr mit China zu pflegen begannen und damit die billigere Fracht zu Wasser ihren Einfluß auf die Preise geltend machte, wurde die chinesische Seide wieder in größerm Maße wettbewerbsfähig.

Eine zweite Gruppe von Stoffen, die aus China nach dem Westen gingen, waren Lacke und Firnisse. Gewisse ostasiatische Lackarten stehen auch heute noch im besten Rufe (vgl. S. 109 unten); der Handel damit dürfte wohl von alters her lohnend gewesen sein. Wahrscheinlich hat man auch schon früh lackierte Holzwaren ausgeführt, wie neuerdings wieder in unendlichen Mengen aus Japan.

Ganz anders steht es mit den beiden Waren, die später für den chinesischen Handel die größte Wichtigkeit erlangt haben und in gewisser Beziehung an die Stelle der dann weniger lebhaft begehrten Seide getreten sind, mit dem Porzellan und dem Thee. Das Porzellan ist in China erst im 7. nachchristlichen Jahrhundert, wenn nicht erfunden, so doch in nennenswerter Menge hergestellt worden, während die Töpferei seit ältester Zeit bekannt war. Der Thee gewann erst im 4. Jahrhundert n. Chr. in China selbst Bedeutung; und es währte lange, bis man ihn im Auslande schätzen lernte, und bis er namentlich für die Nomaden Hochasiens ein unentbehrliches Genußmittel wurde, das in seiner Art die unruhigen Stämme in Abhängigkeit von China bringen half.

Hat somit China jederzeit Waren zu liefern vermocht, die den westlichen Völkern im höchsten Maße begehrenswert erschienen, so bestand doch von jeher die große Frage, was man dem selbstgenügsamen China und dem ähnlich sich verhaltenden Indien im Austausche bieten solle. Indien und China bedurften der Waren, die ihnen europäische und westasiatische Händler überbrachten, nicht oder nur in geringem Maße; der Ausfall mußte also mit der einzigen in den östlichen Kulturländern begehrten Ware, den Edelmetallen, ausgeglichen werden. Die Folge war, daß Gold und Silber in beängstigender Weise nach Indien und Ostasien abflossen, wodurch dem westlichen Handel die notwendigen Umlaufsmittel entzogen wurden: der ältere Plinius berechnete den jährlichen Verlust, den das römische Weltreich auf diese Weise erlitt, auf 20 Millionen Mark, wovon Indien etwa 12 Millionen verschlang.

Mit den Erträgnissen seiner Bergwerke konnte der Westen auf die Dauer die Einfuhr aus dem Osten nicht bezahlen, sondern nur mit den Erzeugnissen einer überlegnen Kultur und Gewerbthätigkeit; es ist dabei sehr bezeichnend und wohl auch ein Beweis für das hohe Alter des Tauschverkehrs, daß namentlich die alten phönikischen und syrischen Industrien Ausfuhrartikel für Ostasien hergestellt haben. Werden unter den nach China gebrachten Waren mit an erster Stelle Kleiderstoffe genannt, so war es wohl weniger die auch den Chinesen wohlbekannte Webkunst, die den Stoffen hohen Wert verlieh und selbst die Kosten des weiten Transports nicht zu groß erscheinen ließ, sondern die Färberei. Begreiflicherweise suchte man die im ganzen Westen berühmten und begehrten phönikischen Purpurstoffe früh auch im östlichen Handel zu verwerten. Und zu den gefärbten Stoffen trat als eine lange Zeit noch höher geschätzte Ware, die ebenfalls in syrischen Fabriken am vollkommensten hergestellt wurde, das Glas. Nach chinesischen Quellen schätzte man im Osten das Glas den Edelsteinen gleich und bezahlte es entsprechend, so lange

man der Kunst der Glasmacherei unkundig war. Aber wie der Seidenhandel auf der hochasiatischen Straße durch die Verpflanzung der Seidenzucht nach Persien und Ostrom einen Stoß erlitt, so sank auch die Einfuhr des Glases nach China in dem Augenblick, als sich mit der Ware endlich auch das Geheimnis ihrer Erzeugung nach dem Osten verbreitete; es geschah das im 5. Jahrhundert n. Chr., also etwa 100 Jahre vor dem Bekanntwerden des Seidenbaus in Byzanz.

Natürlich sind nicht nur die oben genannten Waren im hochasiatischen Handelsverkehr ausgetauscht worden: China lieferte zeitweise große Mengen an Eisenwaren, sowie Felle, die wohl zum Teil erst durch den sibirischen Handel oder als Tribut nomadischer Stämme nach China gelangt waren, und der Westen führte Spezereien, Edelsteine u. s. w. ein; außerdem mündete der Strom des indischen Handels im Tarymbecken in den des westöstlichen ein. Aber diese Waren konnten den Verkehr nicht blühend erhalten, sobald das Bedürfnis nach den Haupterzeugnissen geringer wurde oder gänzlich verschwand.

c) Die Chinesen als Eroberer im Tarymbecken.

Gering ist ursprünglich, wie wir gesehen haben, das Bedürfnis Chinas nach Handelsverkehr mit dem Auslande gewesen: die Fremden ziehen nach dem Reiche der Mitte, um die geschätzten chinesischen Waren einzukaufen, der Chinese aber läßt es sich nur eben gefallen, allerlei ausländische Erzeugnisse einzutauschen, die er im Notfalle ganz gut entbehren kann. Indes ganz so günstig konnte das Verhältnis für China auf die Dauer nicht bleiben: die beständige starke Ausfuhr mußte dahin führen, daß sich eine Art Exportindustrie entfaltete, d. h. daß Seide, Lack u. s. w. in größerer Menge hergestellt wurden, als der innere chinesische Markt verlangte. Stockte plötzlich die Ausfuhr, dann entstanden auch für China bedenkliche Folgen. Überdies gewöhnte sich China mit der Zeit doch an gewisse Waren des Auslands, die es nicht mehr entbehren mochte, besonders an die Gewürze und Spezereien Indiens und Arabiens; auch in diesem Sinne mußte jede Störung des Handels stärker empfunden werden. Eine solche Störung im größten Stil aber trat ein, als die Hunnen die Yue tshi über den Haufen geworfen hatten und nun das Tarymbecken sperrten, während im Süden unkultivierte tibetische Horden die Straßen beunruhigten. Mochten die Hunnen den Handel ganz abschneiden oder durch übermäßige Zölle lähmen, auf jeden Fall entstand ein unerträglicher Zustand, der die Chinesen zu Gegenwirkungen drängen mußte, sobald nur ein thatkräftiger Herrscher an ihre Spitze trat.

Auch andre Erwägungen drängten zu einem Vorstoße nach dem Tarymbecken. Man erkannte in China, daß die bedrohlich anschwellende Macht der Nomaden nur zu brechen war, wenn man in ihrem Rücken Fuß faßte und zugleich durch eine gut befestigte Etappenstraße das Steppenland in zwei Teile trennte. Auch in diesem Falle bot sich der alte Handelsweg durch das Tarymbecken als natürliche Richtungslinie des Vordringens, wobei die Handelsstädte sich von selbst als Stützpunkte empfahlen.

So wurde denn durch Kaiser Wu Ti um 125 v. Chr. der erste Versuch unternommen, die hochasiatische Verkehrsstraße wieder zu öffnen und zugleich die übermäßig angewachsne Macht der Hunnen zu brechen. Als Verbündete suchte man dabei die Erbfeinde der Hunnen zu gewinnen, die Yue tshi, die ja gerade damals Nordbaktrien und Sogdiana eroberten und somit die westlichen Ausgänge der Tarymstraßen in ihre Gewalt brachten (S. 137 und 142). Wu Ti sandte zu ihnen seinen Heerführer Chang Ch'ien (Tschang kien); der aber ward unterwegs von den Hunnen gefangen genommen, gelangte erst zehn Jahre später wirklich zu den Yue tshi und erreichte nach 13jähriger Abwesenheit China wieder. Seine Hauptaufgabe, ein Bündnis mit den

Yue tshi zu schließen und einen gemeinsamen Angriff auf die Hunnen zu verabreden, hatte er nicht erfüllen können, da die Erfolge der Yue tshi in Baktrien den Zukunftsplänen dieses Volks eine neue, für China unerwünschte Richtung gegeben hatten; dafür brachte er eine Fülle von Nachrichten über die Westländer und Indien nach China. Die Versuche Wu Tis, daraufhin eine Verbindung mit Indien über Tibet herzustellen, gelangen nicht. Dagegen wurde nun der Kampf gegen die Hunnen thatkräftig aufgenommen, wobei man sich mit Bewußtsein auf die alte Handelsstraße stützte: der Jü-mönn-Paß wurde besetzt und durch Militärkolonien gesichert, die hunnische Macht durch wiederholte Schläge geschwächt und aus dem Tarymbecken verdrängt. Der Handel blühte nun wieder auf, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt auch chinesische Karawanen und Gesandtschaften nach Westen zogen und dort politische Beziehungen anknüpften, so vor allem mit dem Volke der An hsi (Ansi), unter dem wir nach Friedrich Hirth die Parther zu verstehen haben (vgl. oben, S. 77). Der östlichste Punkt des Partherreichs scheint damals Margiana (Merw, das Mu lu der chinesischen Quellen) gewesen zu sein; bis dorthin sind also zweifellos Chinesen vorgedrungen.

Viele Kleinstaaten des Tarymbeckens und vielleicht auch der weiter westlich gelegnen Gegenden traten in nähere politische Verbindung mit dem Osten und erkannten zum Teile Chinas Oberherrschaft an. Die unmittelbaren chinesischen Besitzungen wurden indes erst im Jahr 108 bis zum Lob Nor, also zum Ostrande des Tarymbeckens (s. die Karte bei S. 120), ausgedehnt und durch Befestigungen gesichert. Später drangen chinesische Truppen bis über Kaschgar hinaus (101 v. Chr.). Aber die Herrschaft Chinas im Tarymbecken stand nie auf festen Füßen, obwohl auch mehrfach mit den Usun Bündnisse gegen die Hunnen geschlossen wurden; die hunnische Macht war noch zu stark, um den Kleinstaaten Ostturkestans und den Uiguren den dauernden Anschluß an China zu gestatten. Mit den Erfolgen oder Niederlagen der Hunnen gegen China stieg oder sank auch ihr Einfluß auf das Tarymbecken und den Westhandel.

Aber auch die andern Nomadenstämme Hochasiens mischten sich in die dortigen Verhältnisse. Der kinderlose König des kleinen Reichs Yarkand (Jarkand oder Schao tsche) hatte einen Sohn des Königs der Usun zu seinem Nachfolger bestimmt. Die Bewohner von Yarkand ließen nach dem Tod ihres Herrschers diesen Prinzen aus China, wo er erzogen wurde, mit Bewilligung des chinesischen Kaisers Hsüan Ti kommen und übertrugen ihm die Königswürde, wodurch sie sich zugleich den Schutz der Usun und der Chinesen zu sichern hofften (64 v. Chr.). Bald aber stieß der Bruder des verstorbnen Königs den neuen Herrscher, der sich angeblich oder wirklich als grausamer Tyrann gebärdete, mit Hilfe der Hunnen vom Thron und tötete ihn. Darauf erschien ein chinesisches Heer, tötete seinerseits den Thronräuber und setzte einen neuen Regenten von Chinas Gnaden ein, der sich denn auch behauptet zu haben scheint. Mit der Zeit ging Chinas Einfluß im Tarymbecken zurück. Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. stieg die Macht Yarkands derart, daß sein König die Oberherrschaft über das gesamte Tarymbecken anstreben konnte, nachdem sein Wunsch, von China als Gouverneur Ostturkestans anerkannt zu werden, abgelehnt worden war (33 n. Chr.). Die Bitten der bedrängten übrigen Kleinstaaten und die von dem König Yarkands verhängte Handelssperre hätten Shi Tsu zum Einschreiten nötigen sollen; indes blieb der Krieg mit Yarkand in der Hauptsache den Hunnen überlassen, die jahrzehntelang mit wechselndem Erfolge das neue Reich im Tarymbecken bedrängten.

Erst im Jahre 72 n. Chr. begann der zweite große Vorstoß der Chinesen nach Westen. Der Wunsch, den Verkehr nach Westen offen zu halten, hatte sich damals vermehrt durch die Einführung der buddhistischen Lehre, die über das Tarymbecken den Weg nach China

gefunden hatte. Eine Abordnung, die Ming Ti, der zweite Kaiser der spätern oder östlichen Han-Dynastie, selbst zu den Yue tschi geschickt hatte, war im Jahre 65 n. Chr. zurückgekehrt und hatte genauere Kunde über den Buddhismus überbracht, worauf der Kaiser sich bewogen fand, ein Buddhastandbild in seiner Hauptstadt zu errichten und der neuen Lehre, ohne ihr übrigens einen Vorzug vor den Lehren Kung fu tszes einzuräumen, besonderes Wohlwollen entgegenzubringen (vgl. S. 79). Den Hauptgrund des neuen Vorstoßes gegen Westen bildete indes zweifellos der Umstand, daß die südlichen Hunnen wieder vereint mit den nördlichen den Verkehr hemmten und die ohnehin unbefriedigenden Zustände im Tarymbecken vollends verwirrten. Verschiedne chinesische Heere gingen im Jahre 72 gegen die Hunnen vor, darunter eins unter der Führung des Generals Pan tschau (Pan Ch'ao) auf der alten Handelsstraße nach dem Tarymbecken. Das Erscheinen dieses bedeutenden Heerführers und Diplomaten entschied sofort den Sieg des chinesischen Einflusses bei den dortigen Kleinstaaten, die wohl alle unter der Unsicherheit des Handels und dem Vorherrschen der hunnischen Kriegspolitik gelitten hatten.

Aber diesmal begnügten sich die Chinesen nicht mit der leicht errungnen Beute: sie hatten inzwischen Kunde erhalten, daß im Westen ein mächtiges Reich Ta tsin bestehe, das Römische Weltreich. Die merkwürdige gegenseitige Anziehungskraft großer Staatswesen, die im Grunde doch auf ihren tiefsten Daseinsbedingungen beruht und sie nötigt, allmählich alle zwischen ihnen liegenden kleinen Staatsgebilde aufzusaugen und eine klare, feste Grenze zu schaffen, begann auch hier ihre Wirkung zu äußern, wenn auch ein Erfolg in diesem Sinn, angesichts der ungeheuern Entfernungen, kaum erzielt werden konnte. Genaue Kenntnisse von den Zuständen im Römerreiche haben die Chinesen nie erlangt. Friedrich Hirth hat nachgewiesen (S. 77), daß sie wohl nur den Osten einigermaßen gekannt und Antiochia für die Hauptstadt des Reichs gehalten haben; der später auftauchende Name für das römische Reich, Fu lin, scheint dagegen auf Bethlehem zurückzugehen und also nur auf den christlichen Glauben der spätern Römer zu deuten. Der Feldzug Pan tschaus, der ihn bis nahe an die Grenzen des römischen Einflusses führte, fand erst einige Jahrzehnte nach der Eroberung des Tarymbeckens statt. Pan tschau überschritt den Gebirgswall im Westen des Beckens, durchzog das Gebiet der Yue tschi und gelangte endlich an das Kaspische Meer, von wo er Kundschafter weiter nach Westen sandte, um einen Angriff auf das Römische Reich vorzubereiten (102). Die ungünstigen Nachrichten indessen, die er erhielt, und sein hohes Alter veranlaßten ihn, nach China zurückzukehren; hier ist er bald darauf gestorben.

Der politische Wert seiner Eroberungen war bedeutend, aber konnte nicht wohl von Dauer sein: die zahlreichen Kleinstaaten, die sich angesichts seines Heers unter den Schutz Chinas gestellt hatten, mußten wohl oder übel wieder ihre eignen Wege gehen und sich mit ihren andern mächtigen Nachbarn verständigen, sobald China aufhörte, diesen Schutz in wirksamer Weise zu gewähren. Die Einkünfte aus Tribut, Geschenken und Zöllen, die China aus den westlichen Gebieten zog, genügten bei weitem nicht, um die großen Ausgaben zu decken. Dem gegenüber erhob bald die alte chinesische Politik, die von einer Ausdehnung über die alten Grenzen nichts wissen wollte und der Pflege des Handels wenig Wert beilegte, ihr Haupt. Schon im Jahre 120 n. Chr. war man geneigt, alle Besitzungen jenseit des Jü-mönn-Passes wieder aufzugeben, und nur der Rat eines Sohns von Pan tschau bewirkte, daß man wenigstens die Etappenstraße bis zum Tarymbecken hielt. Die bald darauf ausbrechenden langdauernden Wirren in China (S. 84) hinderten dann vollends alles kräftige Vorgehen nach außen; dazu ließ der aufblühende Seehandel die Bedeutung des Landverkehrs sinken. Die Kleinstaaten im Tarymbecken haben darauf lange ein stilles, mehr von Indien als von China beeinflußtes Dasein geführt.

E. Die westlichen Hunnen.

Das Vordringen der Chinesen nach Westen war trotz des abenteuerlichen Plans von Pantschau, das Römische Reich anzugreifen, ein harmloser und im ganzen der Kultur förderlicher Vorgang gewesen. Weit verhängnisvoller entwickelten sich die Dinge, als die Kräfte des hochasiatischen Nomadentums einen Ausgang nach Westasien und Europa suchten. Schon war das nördliche Indien den Yue tschi in die Hände gefallen (S. 141); es nahte die Zeit, wo auch ein großer Teil Europas unter der Geißel gelbhäutiger Steppenvölker erzitterte. Der Kern des hunnischen Volks, dessen Stern in der Mongolei untergegangen war, warf sich auf die westlichen Kulturvölker. Die Folgen, die der Hunnensturm und das mit ihm verbundne Eindringen andrer asiatischen Nomadenstämme für Europa gehabt hat, kommen für die Geschichte Hochasiens nicht mehr in Betracht (vgl. darüber Band V); aber auf die Entwicklung der asiatischen Verhältnisse bis zum Einbruche der Hunnen gilt es an der Hand der Hirthschen Forschungen einen Blick zu werfen.

Lange Zeit war die westliche Kulturwelt von größern Angriffen der asiatisch-europäischen Nomadenvölker verschont geblieben, vielleicht schon deshalb, weil die Nomaden Osteuropas allmählich seßhafter wurden und den Ackerbau stärker betrieben. Als wichtigstes Volk erscheinen die Alanen, die mit den Aorsen älterer Quellen identisch sind. Wahrscheinlich handelt es sich um kein eng verbundnes Volkstum, sondern mehr um einen Sammelnamen für die Nomadenstämme, die vom Schwarzen Meere bis zum Aralsee saßen und teils aus den Resten iranischer Skythen, teils aus Ural-Altaiern bestanden. Die eigentlichen Träger des Namens saßen im 1. Jahrhundert v. Chr. nördlich vom Kaukasus, wo sie noch im Jahre 65 v. Chr. gegen Pompeius kämpften, verbreiteten sich dann aber weiterhin in der Steppe und scheinen wenigstens zeitweilig den größten Teil der Nomadenstämme des pontisch-kaspischen Gebiets beherrscht zu haben. Zu unbedeutenden Kämpfen mit den Römern ist es mehrfach gekommen. Nach chinesischen Quellen gehörte ein Teil des Alanenlands (Antf'ai) vorübergehend zu Sogdiana, was auf kriegerische Verwicklungen auch an dieser Grenze schließen läßt. Angriffe durch die kaukasische Pforte auf persisches und römisches Gebiet haben mehrfach stattgefunden. Eine ungeheuere Wanderbewegung aber wurde erst durch das Vordringen der westlichen Hunnen bewirkt.

Der erste Zug hunnischer Nomaden nach Westen fand um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. statt, als das Hunnenreich durch innere Kämpfe in die äußerste Verwirrung gestürzt war (S. 139); mehrere Herrscher suchten gleichzeitig die Herrschaft an sich zu reißen und befehdeten sich mit allen Mitteln. Als einer der Prätendenten, Huhanyé, endlich siegreich zu sein schien, empörte sich gegen ihn sein eigner Bruder, der „Vizekönig des Ostens". Dieser „Tschitschi", wie er sich nunmehr nannte, vertrieb seinen Bruder aus der Hauptstadt, wandte sich aber dann nach Westen und begründete, da er das ganze Reich nicht behaupten konnte, hier eine selbständige Herrschaft, die er allmählich weiter westwärts ausdehnte. Der Umstand, daß ihn ein Fürst in Sogdiana gegen die Usun zu Hilfe rief, ließ ihn den Hauptsitz seiner Macht in die Gegend des Aralsees verlegen; hier geriet vielleicht schon damals ein Teil der Alanen in Abhängigkeit von den Hunnen. Kämpfe mit den Chinesen im Tarymbecken endeten mit dem Tode Tschitschis (36 v. Chr.) und schwächten die hunnische Macht beträchtlich.

Diese Macht wuchs erst wieder, als im Jahre 90 n. Chr. ein andrer hunnischer Fürst mit einem ansehnlichen Teile seines Volks nach Westen zog und sich mit den frühern Auswanderern vereinigte. Der Auszug wurde durch den gänzlichen Zusammenbruch des östlichen Hunnenreichs

veranlaßt. Hirth weist mit Recht darauf hin, daß es bei beiden hunnischen Wanderungen gerade die Kriegerischsten und Kräftigsten gewesen sind, die sich westwärts gewandt haben: in diesem Sinne bilden die westlichen Hunnen eine Auslese ihres ohnehin kriegslustigen und thatendurstigen Stamms. Anderseits ist das Volk auf seinen Zügen schwerlich unvermischt geblieben, sondern hat wahrscheinlich die Tüchtigsten aus den besiegten Stämmen in sich aufgenommen. Auf diese Weise konnte sich wohl ein neues Volkstum herausbilden, dessen kriegerische Gelüste selbst entfernten Gebieten verhängnisvoll werden mußten, sobald einmal besondere Umstände dieser angesammelten Kraft eine Bahn zur Entladung wiesen.

Die Chinesen hatten, nachdem die durch den Vorstoß Pan tschaus errungnen Vorteile im Westen (S. 149) größtenteils wieder aufgegeben worden waren, noch im Anfange des 2. nachchristlichen Jahrhunderts Kämpfe mit den Hunnen und den mit diesen verbündeten Uiguren im Tarymbecken zu bestehen. Seit der Mitte des Jahrhunderts verschwinden die westlichen Hunnen aus dem Gesichtskreise der Chinesen, was wohl darauf hindeutet, daß die kriegerischen Nomaden, auf eine Wiedereroberung ihrer alten Wohnsitze in der Mongolei endgiltig verzichtend, ihre Aufmerksamkeit nach andern Richtungen wandten. Noch zwei Jahrhunderte lang scheinen sie sich mit kleinern Fehden begnügt zu haben, bis dann um 350 n. Chr. die Lawine ins Rollen kam. Die Hunnen warfen sich zunächst auf die Alanen, töteten deren König und brachten das Volk teils unter ihre Botmäßigkeit, teils scheuchten sie es nach Westen weiter. Die große osteuropäisch-sibirische Steppe war damit den Hunnen erschlossen und die Richtung ihres weitern Vordringens angedeutet. Daß sich der Sturm der Eroberung nicht gegen Persien wandte, dessen blühende Gefilde doch sicher die Raubluſt mächtig anlockten, beruht wohl auf der Furcht, die das zu jener Zeit noch mächtige neupersische Reich der Sasaniden (vgl. Bd. III, S. 283) den Nomaden einflößte.

Auch in Europa hätte das Erscheinen der Hunnen nicht entfernt so mächtig gewirkt, wenn nicht das römische Reich im Verfall und die germanischen Stämme in unruhiger Bewegung gewesen wären. Die Erschütterungen, die Europa erlitt, nachdem die Hunnen unter Führung Balamirs im Jahre 375 in die Donauländer eingebrochen waren, gehören nicht mehr der asiatischen Geschichte an (vgl. Band V). Aber an dem Zuge nach Westen haben sich schwerlich alle Hunnen und Alanen beteiligt; vielmehr ist die hunnische Oberherrschaft im pontisch-kaspischen Gebiet erhalten geblieben. Denn als nach Attilas Tode (453) das europäische Reich der Hunnen zusammenbrach, zog sich der Rest des Volks größtenteils wieder nach Osten zurück und fand hier in den alten Sitzen der Hunnen und Alanen Zuflucht. Dem Lieblingssohn Attilas, Irnach (Hernac, Irnas), fiel die Herrschaft über diese Gebiete zu. Im 6. Jahrhundert zerfiel das Reich nach und nach in kleinere Staaten, deren Fürsten sich öfter in die Kriege zwischen Persern und Byzantinern einmischten oder sich gegenseitig befehdeten; 558 drang ein hunnisches Heer bis vor Konstantinopel. Wahrscheinlich erlangten beim Zerfalle der Hunnenmacht auch die einzelnen Bestandteile, aus denen dieses kriegerische Mischvolk entstanden war, wieder selbständige Bedeutung, bis dann endlich selbst der Name der Hunnen aus der Geschichte verschwand.

Dasselbe Schicksal traf einen andern, wohl stark gemischten Zweig des Hunnenvolks, die „weißen Hunnen“ oder Hephtaliten (Tin la; vgl. S. 141), die sich im heutigen Chiwa festgesetzt hatten und seit 420 heftige Angriffe auf Persien unternahmen. Der sasanidische König Peroz fiel im Kampfe gegen sie (484). Um 531 fanden die letzten Kämpfe mit diesen Hunnen statt, die zum Teile später unter neuem Namen und mit Andern gemischt als Ch(a)waresmier wieder auftauchen sollten (vgl. Bd. III, S. 360).

F. Hochasien nach dem Falle des Hunnenreichs.

a) Die Sien pē und die Yen yen.

Nach der Zertrümmerung des großen Hunnenreichs in Hochasien und dem Rückzuge der meisten Hunnen nach Westen war der größte Teil der Mongolei den Hsien pi (Sien pē; vgl. S. 85 und 139) zugefallen, da die Chinesen weder gewillt noch im stande waren, das ungeheuere Steppengebiet zu behaupten. Das Tungusen-Volk der Sien pē stammte aus der heutigen Mandschurei und brachte durch sein Vordringen nach Westen, wobei es höchst wahrscheinlich die Reste der Hunnen und andrer Steppenbewohner in sich aufnahm, einen neuen Bestandteil in den „Völkerbrei" der mongolischen Weideländer. Wie alle Steppenvölker, zerfielen die Sien pē in eine Anzahl kleinerer Stämme, die meist ihre eigne Politik trieben, gelegentlich aber auch von einem thatkräftigen Führer vereinigt wurden und dann eine furchtbare Macht bildeten, deren Wirkungen man bald in China und im Tarymbecken empfand.

Ein solcher Aufschwung der Sien pē trat um 150 n. Chr. ein, als sich Tun shih huai (Tardjegwe?) an die Spitze eines der Stämme stellte und bald seine Macht weithin auch über das Gebiet andrer Völker ausdehnte. Dieses neue Nomadenreich stand dem frühern hunnischen an Größe kaum nach und umfaßte auch ungefähr dieselben Landschaften, da diesmal wie früher die geringsten Widerstände im Osten und im Westen lagen; selbst die Einteilung des riesigen Lands in eine Mitte, einen östlichen und einen westlichen Flügel wurde von den Sien pē wieder aufgenommen. Da eigentlich nur die Person des Herrschers das Reich zusammenhielt, nahm die Macht der Sien pē nach dem Tode des ersten Fürsten (190) beträchtlich ab und würde wohl dem chinesischen Einfluß erlegen sein, hätten nicht kurz darauf der Zusammenbruch der Han-Dynastie in China (220) und die darauf folgenden Wirren diese Gefahr beseitigt. So war es den Sien pē möglich, zeitweilig das große Ziel der herrschenden Nomadenstämme zu erreichen: den Westhandel unter ihre Kontrolle zu bringen (vgl. S. 144); wie vor ihnen die Hunnen, mußten sie sich hierzu mit den tibetischen Nomadenstämmen im Süden des Tarymbeckens verständigen.

Mehrere Horden der Sien pē fanden während der Bürgerkriege in China die erwünschte Gelegenheit, in dieses Land einzuwandern und bald als Söldner ihr Wesen zu treiben, bald selbständige Herrschaften zu begründen. Der mächtigste dieser Stämme waren die To ba (T'o-pa, T'u fa). Zwischen 338 und 376 beherrschte das Haus To ba den Staat Tai im nördlichen Shansi. 386 gründete der ihm angehörige Kuei (Kwe) ebendort das nördliche (Pei) Wē, das sich immer weiter über das nördliche China ausdehnte, bis es sich im großen Ganzen über dieselben Landesteile erstreckte wie das Wē der „drei Reiche" (S. 84); 534 zerfiel Pei Wē in das östliche (Tung) und das westliche (Hsi) Wē, die 550 und 557 ihren Untergang fanden (S. 87). Ein ebenfalls zum Hause To ba gehörender Wu ku, seit 394 Statthalter von Hohsi, erklärte sich 397 zum Könige von Hsi ping und bildete den Staat Nan Liang, der schon 414 durch den Fürsten von Hsi Chin erobert ward. In ihrem Wesen und Denken waren die To ba bald zu Chinesen geworden, und vollständig im Sinne der herkömmlichen Politik Chinas mußten sie den stammverwandten Steppennomaden gegenübertreten.

Die Verhältnisse in der Mongolei hatten sich im Laufe der Zeit geändert. Das Reich der Sien pē hatte sich aufgelöst, nachdem die kräftigsten und zahlreichsten Horden nach China gewandert waren, und an seine Stelle war ein neues getreten unter der Herrschaft der Yen yen (Gun gen, Shuan Shuan), eines Mischstamms, der anscheinend auch Trümmer sibirischer

Urvölker in sich aufgenommen hatte, sprachlich aber zur türkisch-tatarischen Rasse gehörte. Die Yen yen scheinen sich, wenigstens anfänglich, durch Roheit und Unreinlichkeit derart unvorteilhaft ausgezeichnet zu haben, daß sie selbst bei ihren nomadischen Nachbarn, die in dieser Beziehung wahrhaftig nicht verwöhnt waren, Widerwillen erregten. Die Kaiser der We-Dynastie hielten das aufstrebende Volk lange Zeit in Schach. Ihre Macht begründeten die Yen yen erst am Ende des 4. Jahrhunderts durch die Unterwerfung der gewerbfleißigen Stämme am Altai, worauf sie, südwestlich weiter vordringend, die hochasiatischen Handelsstraßen in ihre Gewalt brachten und nun ihren Einfluß auch auf die Mongolei bis zu den Grenzen Koreas ausdehnten. Der Herrscher, dem sie diesen Aufschwung verdankten, war Talun (Schelun, Zarun); vom Namen seines Nachfolgers Tatara (Dubar) soll die Bezeichnung „Tataren" abgeleitet sein, die mit der Zeit für die Völker des türkisch-mongolischen Stamms üblich geworden ist.

Die To ba in Nordchina sahen sich bald in schwere Kämpfe mit dem neuen Nomadenreiche verwickelt, zeigten sich ihm aber auf die Dauer mehr als gewachsen; nachdem schon 425 und später wiederholt die Yen yen sich bei ihren Angriffen auf China blutige Köpfe geholt hatten und sogar in ihr eignes Gebiet verfolgt worden waren, dehnten die Pei Wē nach altbewährter chinesischer Politik ihren Einfluß wieder längs der alten Handelsstraße nach Westen aus und erschütterten damit die nomadische Gegnerschaft in ihren Grundfesten. Die Bündnisse mit den beiden andern Reichen, in die China damals zerfiel, dem der Sung und dem der Liang (S. 86), nützten den Yen yen nichts; sie wurden wiederholt geschlagen und vermochten die Kontrolle über die Handelswege nicht wieder zu gewinnen, obwohl sie namentlich um das Jahr 471 die Reiche Kaschgar und Khotan in arge Bedrängnis brachten. Völlig niedergeworfen wurden die Yen yen von den Chinesen nicht. Erst in der Mitte des 6. Jahrhunderts erlag ihr Reich, das durch innere Zwiste geschwächt war, dem Angriffsstoße der Türken. Ein großer Teil des Volks flüchtete sich, dem Beispiele der Hunnen folgend, nach Westen: wahrscheinlich sind die Awaren (Avaren), die bald darauf als Eroberer in Osteuropa auftauchten, mit den Yen yen identisch. Wie die Reste der Yen yen in Hochasien sind auch die Awaren schließlich völlig verschwunden oder unter andern Völkern aufgegangen.

b) Die Uiguren.

Angesichts dieser riesenhaft anwachsenden und dann wieder spurlos vergehenden Nomadenreiche könnte man fast vergessen, daß Hochasien nicht ausschließlich ein Weideland wandernder Horden ist, sondern daß es auch für mehr oder weniger seßhafte Völker Raum und Nahrung bietet. Wie in den Oasen des Tarymbeckens, begünstigt durch den westöstlichen Handelsverkehr, sich blühende und verhältnismäßig kultivierte Siedelungen bildeten und die Mittelpunkte kleiner Staaten wurden, ist schon mehrfach (S. 142 ff.) erwähnt. Doch auch weiter nördlich führten Handelsstraßen nach Westen und lagen an den Bergen Gebiete, die den Ackerbau begünstigten; weiterhin aber erhob sich der erzreiche Altai, der Mittelpunkt einer uralten Kultur, die trotz aller Nomadenraubzüge im Laufe der Jahrhunderte nicht ganz verloren gegangen war.

Daß es vom Tiënschan bis zum Altai zahlreiche Städte und fest angesiedelte Völker gegeben hat, ist zweifellos; die politische Macht lag jedoch meist in den Händen der Nomaden, die der Politik des Lands ihren Charakter aufdrückten und die deshalb auch in den Geschichtsquellen ganz anders hervortreten als die eigentlichen Kulturträger. Das wichtigste Nomadenvolk des Gebiets waren lange Zeit die Uiguren (Juguren, Iguren, Chui che); sie bildeten den Kern der neun Oghuz (Horden), zu denen noch die Tongra, Sukit, Adiz, Sap u. s. w. gehörten. Man

unterschied einen nördlichen Zweig der Uiguren, der an der Selenka seßhaft war und sich später bis zu den Quellen des Jenissei ausbreitete, und einen südlichen im Süden und Osten des Tiënschan. Während die nördlichen Uiguren, von den Chinesen Kao tshe oder Thin le genannt, keine höhere Kultur erwarben, blieben die südlichen, deren Gebiet ja von den wichtigsten westöstlichen Handelsstraßen berührt oder durchschnitten wurde, von den Einflüssen der Kulturvölker nicht unberührt (vgl. unten, S. 164 f.). In den Städten der südlichen Uiguren entwickelte sich eine merkwürdige Mischkultur, die auf das Wesen der andern hochasiatischen Nomadenvölker bedeutend eingewirkt hat.

G. Die Türkenreiche.

Die Herrschaft der Yen yen in der Mongolei wurde von den Türken (Tu kiu) gebrochen, einem Volke, das bezeichnenderweise am Altai zur Macht gelangt war. Allerdings gehörten die Türken keinesfalls zu den alten Kulturträgern jenisseischen Stamms am Altai, sondern waren echte Nomaden mongolischer Herkunft, wahrscheinlich einer jener Trümmer des großen Hunnenvolks, die allmählich wieder an Volkszahl und Ansehen zunahmen; aber zweifellos waren die Metallschätze des Altai ein Machtmittel, das sie zu nutzen wußten, mögen sie nun selbst sich mit der Ausbeute und dem Schmieden beschäftigt oder ihren altansässigen Unterthanen diese Arbeiten überlassen haben. Daß die Yen yen bei dem ausbrechenden Kampfe die Türken als „ihre Schmiede" bezeichnet haben, mochte vielleicht nur ein absichtlicher Hohn sein und der Wirklichkeit nicht ganz entsprechen. Indes ist zu bedenken, daß bei den Nomadenstämmen Hochasiens die Thätigkeit des Schmieds in hohem Ansehen gestanden hat, ganz anders als z. B. bei den Nomaden Nordafrikas, und daß in der mongolischen Überlieferung selbst der sagenhaft gewordne Volksheld Djengis Chan als Schmied erscheint. Jedenfalls hat die den Metallschätzen zu dankende bessere Bewaffnung mit Panzern, Helmen, Schwertern, Lanzen und den merkwürdigen „singenden Pfeilen" den ursprünglich nicht sehr zahlreichen Türken die Überlegenheit über ihre Gegner zum guten Teile verschafft.

a) Die Anfänge.

Die Stammessage der Türken leitet die Herkunft des Volks von einem Knaben ab, den eine Wölfin säugte; diese Überlieferung, die an die Geschichte des Romulus und Remus erinnert, geht wohl wie diese auf totemistische Bräuche zurück: goldne Wolfsköpfe waren die Feldzeichen der Türken. Die nüchternen chinesischen Berichte lassen die Türken von den Aschin (Asona) abstammen, Hunnen, die sich nach ihrer Vertreibung aus China durch die Wē-Dynastie unter den Schutz der Yen yen gestellt hatten und von diesen 439 an den südlichen Hängen des Altai angesiedelt worden waren. Von chinesischer Kultur scheint bei ihnen nicht viel haften geblieben zu sein; dagegen dürften sie von den Uiguren einige Gesittung aufgenommen haben, worauf die Annahme der uigurischen Schrift hindeutet (s. die beigeheftete Tafel „Die achte Seite aus der alttürkischen Ethik Kudatku Bilik"). Eine willkommne Gelegenheit zu weitern Ausgreifen boten ihnen die Fehden zwischen den nördlichen Uiguren und den Yen yen. Bei deren erstem Zusammentreffen (490) verhielten sich die Aschin oder die Türken, wie sie nun besser genannt werden, noch ruhig; als aber im Jahre 536 ein Uigurenheer ostwärts zog und hierbei das türkische Gebiet berührte, brach der damalige Herrscher der Türken, Tu myn, auf sie ein, besiegte sie und vereinigte den ganzen Stamm von 50,000 Jurten mit dem seinigen. Die Leichtigkeit, mit der diese Verschmelzung vor sich ging, ist bezeichnend für das Ineinanderfließen der Völker

Die 8. Seite aus der alttürkischen Ethik Kudatku Bilik.

Umschrift:

[VII. Jaruk jaz fazlin Uluk Bokra kan öktüsün ajor.

. . . . . .]

36 tapukka kelikli kut kapukta turur
kapukta turukli tapukta turur.
37 bu jangliḳ tapukka jilindi aġun
jaḳi bojni ikti ḳopardi özün

38 aġun da ćavi bardi Chaḳan közi
köri munkli közlerde jini özi
39 aġun enćke tekti tüzüldi törü
törü birle atin ḳopardi örü

40 aḳi suretin kim körein tese
kelib körkü Chaḳan jüzi öze
41 ġeſa siz veſalik tilese ḳutun
jürün kör ḳilinġi veſa ol bütün
42 tüzün ḳilḳi alćaḳ baḳirsaḳ köngül
körein tese kel muni kör emol
43 asiḳ ḳolsa barća özüng jaz sirin
beri kel tapuḳ ḳil köngül baraśin
44 ej etkü ḳilinć hasili etkü uruḳ
aġun taplasuni kesiksiz ḳuruḳ
45 bajat berdi arzu eter keng ḳoti
munung śükri ḳilḳu oḳub ming ati

46 eti kećki söz bu meselde kelir
ata ati orni oḳulḳa ḳalir
47 ata orni ḳaldi ati da bile
atinda taḳi bolḳu ming ming jile
48 tući neng neguḳ tarti jüz ming ilik
muni ḳol neguḳi kudatḳu bilik

49 olarning neguḳi kelir hem barir
mening bu neguḳ boldi mingi ḳalir
50 naća bersa dünja tüker alḳinur
bitisa ḳalir söz aġun tiskinur

51 Kitabta bitildi bu Chaḳan ati
bu at mingi boldi eter keng ḳuti

52 ja reb iśde devlet tökel ḳil tilek
ḳamuḳ iśke bolḳil sen arḳa jülek
53 severin esen tut jaḳisin ketür
kevinġin tolu tut sivinġin ḳotur
54 jaḳa turḳu jamḳur jaśilḳu ćećek
ḳovurmüś jikać salinḳu kesek
55 bolur bolsa ebren tući ebrilir
ḳuti bolḳu düśmen baśi ḳobḳolur

Übersetzung:

[VII. Die Jahreszeit des glänzenden Frühlings das Lob des großen Bokra.

. . . . . .]

36 Der in Dienſte tritt, ſteht an der Pforte,
Der an der Pforte Stehende ſteht im Dienſte.
37 Zu derartigem Dienſte hat die Welt ſich getummelt, || Der Feind hat den Rücken gebeugt und hat ſich erhoben.
38 Des Chakans Ruf und Blick drang in die Welt.
In ſehnſuchtsvollem Auge . . . . . er ſelbſt.
39 Zur Ruhe gelang die Welt, Ordnung wurde geſchaffen, || Mit dem Geſetz hob ſich ſein Name empor.
40 Wer die Geſtalt der Großmut ſehen will,
Der komme und ſehe des Chakans Antlitz.
41 Wer ohne Leid Freuden mit Glück haben will,
Sehe ihn an, ſein Thun iſt lauter Freude.
42 Wenn einen von ſanfter Natur u. edlem Herzen
Du ſehen willſt, ſo komm, ſehe dieſen an.
43 Willſt du Nutzen haben, ſo öffne dein ganzes Geheimnis, || Tritt näher u. diene mit Herzensluſt.
44 Oh gute That, gutem Stamme entſprungen,
Die Welt möge ehren ohne Unterlaß . . . . . .
45 Gott hat das Verlangen gegeben, volles Glück gewährt, || Deſſen Dank muß man ſagen, tauſendfach ſeinen Namen preiſen.
46 Ein ſehr altes Wort kommt in dieſem Spruche:
„Des Vaters Name u. Platz bleibt dem Sohne."
47 Des Vaters Platz blieb ſamt ſeinem Namen,
Bei andern bleibe ſein Name 1000 u. 1000 Jahre.
48 Alle Vermögen und Würde haben 100,000 Hände weggetragen, || Dieſe Würde verlange, das „Glückliche Wiſſen".
49 Ihre Würde kommt und geht wieder weg,
Dieſe meine Würde aber bleibt ewiglich.
50 Was die Welt immer gibt, es täuſcht und vergeht, || Das geſchriebene Wort aber bleibt, ſo lang' die Welt ſich rührt.
51 Im Buche wurde geſchrieben dies Chakans Name, || Dieſer Name iſt ewiglich geworden und beglücket reichlich.
52 Oh Gott, in ſein Thun laß das Glück vollkommen ſein,
In jedem Thun ſei Du Stütze und Hilfe.
53 Seinen Freund bewahre, ſeinen Feind entferne,
Erfülle ihn mit Vertrauen, ſegne ihn mit Freude.
54 Es regne der Regen, es erſprießen die Blumen.
Die ausgedörrten Bäume ſollen Zweige ſchaukeln,
55 Das Schickſal, ſo es will, dreht ſich immer,
Es glücke ihm, u. des Feindes Kopf iſt ausgehöhlt.

56 jaḳiz jer baḳir bolmaḳinća ḳizil
ja otta ćećek önmekinće jaśil
57 tirilsuni ..... özi ming ḳutun
tökülku ḳaraḳi körümez urun
58 taki da negü ersa arzu tilek
bajattin jetilku angga ḳut jülek
59 sivinġin ebinġin kebinġin ja Ali
aśaḳu jaśasuni Lokman jili

VIII. Jeti jolduz on iki öġek burć un ajor.

1 Bajat ati birle sözük baślatim
töretken jikitken kećürken Idim

2 Töretti tilektek tözi alemin
jarutti aġunda künün hem ajin
3 jaratti kör abran tući abrilur
aning birle teskinć jime teskinur
4 jaśil kök jaratti jime jolduzi
ḳara tün jarutti jaruḳ kündüzi
5 bu kökteki jolduz bir naća bekek
bir naća kütez ći bu jekke jekek
6 bir naća ḳulaḳuz bolur jitsa jol
bir naća jarutmiś chaliḳ ḳe ol
7 ḳajusi örürek ḳajusi ḳoti
ḳajusi jaruḳraḳ ḳaju öksüti

56 Bis die graue Erde nicht kupferrot wird,
Oder bis im Feuer nicht grünes Gras wächst,
57 Soll er immer mit tausend Glücke leben,
Soll sein Aug' auf unsichtbare Orte reichen,
58 Was auch sein Wunsch und Verlangen sei,
Dazu soll von Gott Glück und Hilfe gelangen.
59 Mit Freude, Behagen und Zufriedenheit
Soll er genießen und leben Lokmans Alter.

VIII. Über die sieben Sterne (Planeten) und zwölf Zodiaken.

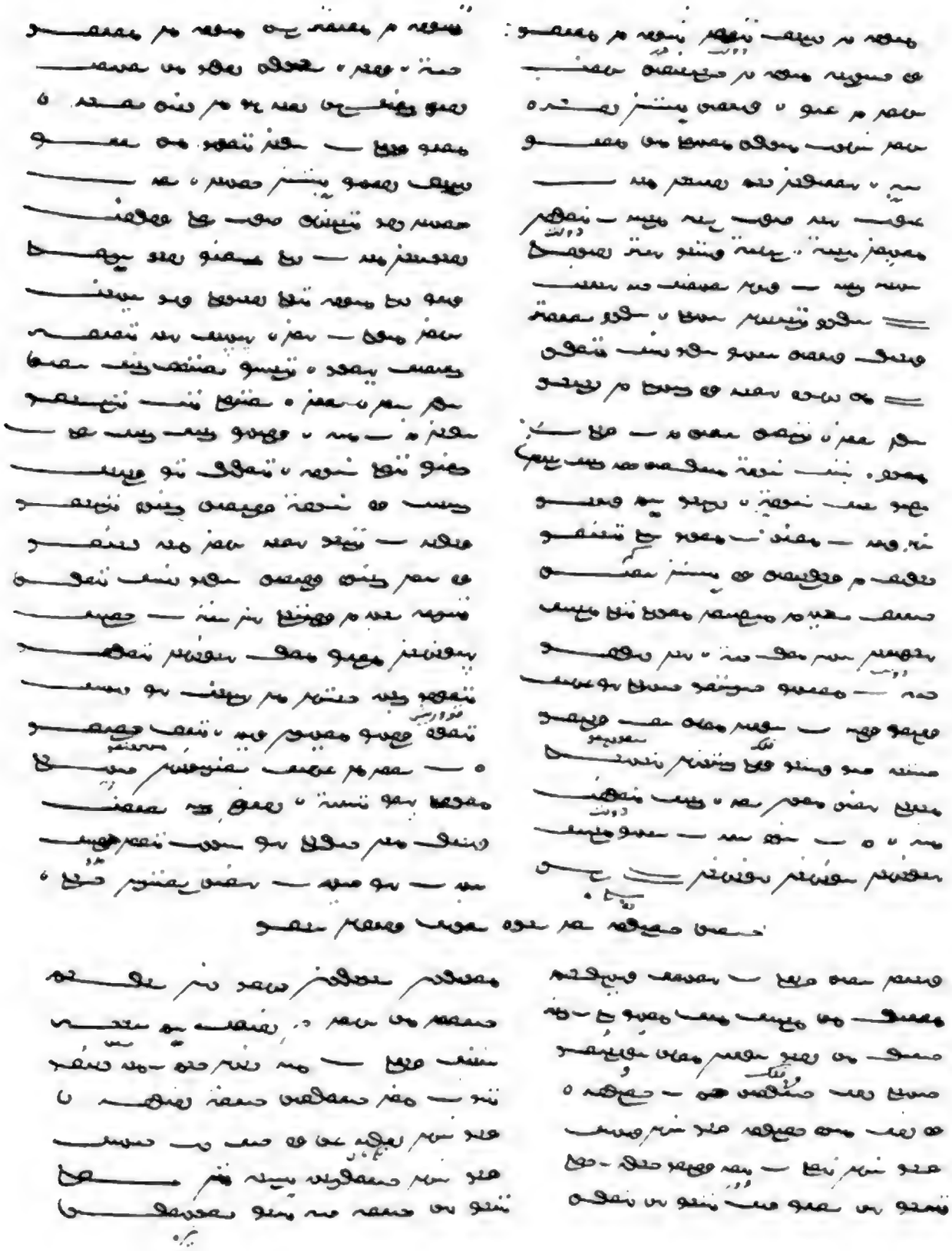
1 Mit Gottes Name habe ich das Wort begonnen,
Oh du mein schaffender, vertilgender und verzeihender Gott!
2 Er erschuf dem Wunsche nach alle Welten, [Mond.
Erhellen ließ er in der Welt die Sonne und den
3 Er erschuf, sieh! den sich stets kreisenden Himmel,
Mit diesem sich bewegend, bewegt sich alles.
4 Den blauen Himmel, alle Sterne erschuf er,
Die schwarze Nacht erhellte er gleich hellen Tag.
5 Die Sterne in diesem Himmel einige .....
Einige sind die Wächter dieser .....
6 Einige sind Wegweiser, wenn man den Weg ver-
Einige hat der Schöpfer erhellt. [liert,
7 Der eine höher, der andere unten,
Der eine heller, der andere dunkel.

Das Kudatku Bilik („das beglückende Wissen") ist eine Ethik in gereimten Versen, die das Verhältnis des Einzelnen zur vergänglichen Welt und zu den unerbittlichen Verhängnissen des Schicksals erläutert; sie spricht von den Pflichten eines Fürsten gegenüber seinem Volke, von den Eigenschaften der verschiednen Beamtenklassen, von den Tugenden, die zum rechten Lebenswandel gehören, und den Lastern, die der Gesellschaft schaden: eine Sittenlehre nach alttürkischer Anschauung. Verfaßt ist diese Ethik in achtzehn Monaten von einem Yusuf unter der Regierung Bokra (oder Boghra) Chans, wofür er von diesem zum Geheim- oder Privat-Wezir ernannt wurde; daher lautet der vollständige Verfassername: Yusuf Chaß Hadjib. Die erste Hälfte ist im östlichsten Ostturkestan (Khami?), die zweite in Kaschgar verfaßt. Erhalten ist uns das Werk in einer zu Herat im Jahre 843 d. H. = 1440 gemachten Abschrift, die 36 Jahre später nach Tokat in Kleinasien und 879 (= 1492) nach Konstantinopel gelangte; hier kam sie in den Besitz des Freiherrn Jos. von Hammer-Purgstall und durch diesen in den der Wiener Hofbibliothek.

Das Kudatku Bilik, das älteste Sprachdenkmal und litterarische Erzeugnis der Turkvölker, bringt die erste sichere Kunde nicht nur von dem eigentlichen Dialekte, sondern auch von dem ganzen Leben und Treiben der Uiguren, einem der ältesten Stämme der türkischen Völkerfamilie, der in Ostturkestan (Khami, Turfan und Karaschahr) zwischen den Mandschu im Osten und den Parsen im Westen nomadisierte. Entstanden im Jahre 462—63 der Hedjra = 1068—69 n. Chr., spricht das Kudatku Bilik von einem selbständigen Kaschgar-Reiche, wo der eben erwähnte Bokra Chan herrsche, und von einem Fürsten im Osten; also hatten die Uiguren mehrere kleinere, voneinander unabhängige Staaten gebildet. Die Stände des Stamms teilten sich in das schwarze Volk (Adel) und die Beamten oder Diener. Das Volk setzte sich aus Kaufleuten, Landbebauern und Tierzüchtern zusammen; ferner gab es Seid, Ärzte, Beschwörer und Sterndeuter. Unter den Regierungsbeamten werden genannt: der Wezir, der Feldherr, der Schriftführer, der Gesandte und der Thorsteher. Das Staats- und das Familienleben hatte durchaus patriarchalischen Charakter; überraschend wirkt die Betonung der Wichtigkeit von Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

Das Uigurische ist die durch Schriftzeichen zuerst festgestellte Mundart und als solche die Quelle des ältesten Formen- und Wurzelschatzes der Turksprache. Das Alphabet ist das syrisch-sabäische; erst als die Nachkommen Djengis Chans Bekenner des Islams wurden und die westmohammedanische Gelehrsamkeit auch Hochasien eroberte, haben die alten uigurischen Schriftzeichen, worin noch Emir Timur 1379 am Ufer des Dnjepr Urkunden ausgestellt hat, den neu angenommnen arabischen Platz machen müssen und sind in die Thäler des Tiënschan gedrängt worden.

(Größtenteils nach Hermann Vámbéry, Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku Bilik; Innsbruck, 1870.)



Die 8. Seite aus der alttürkischen Ethik Kudatku Bilik.
(Nach der Handschrift in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.)

auf den grenzenlosen Steppen Hochasiens. Tu myn war nunmehr im stande, den Yen yen, deren Macht ohnehin längst erschüttert war, Trotz zu bieten, nachdem der Herrscher der Yen yen die Werbung Tu myns um eine seiner Töchter verächtlich abgewiesen hatte. Im Jahre 552 erfolgte der Untergang des Reichs der Yen yen, und das neue türkische Herrschervolk übernahm jetzt die Führung der hochasiatischen Nomaden, deren Verhältnisse im übrigen sich dadurch nur wenig änderten.

Da die herkömmlichen Angriffskriege gegen China an dessen diesmal festgeschloßner Macht scheiterten, wandten sich die Türken nach dem Westen, wohin die Hunnenzüge allen Nachfolgern den Weg gezeigt hatten; waren doch selbst uigurische Scharen um 463 bis zur Wolga vorgedrungen. Den Türken glückte zunächst die Unterwerfung von Sogdiana, wo noch immer die Nachkommen der Yue tshi die Vorherrschaft behauptet und selbst nach dem Tarymbecken übergegriffen hatten (vgl. S. 141 und 147). Schon um 437 bestanden in Sogdiana neun Staaten, die von Fürsten aus der Dynastie der Čan wu (Yue tshi) beherrscht waren, und als deren mächtigster Samarkand galt; in Taschkend, Ferghana und Chwarism saßen andre Dynastien auf den Thronen. Mit der Eroberung Sogdianas, dessen Kleinstaaten übrigens schwerlich ganz verschwanden, gewannen die türkischen Herrscher ein Interesse am Westhandel und namentlich an der Seidenausfuhr aus Sogdiana, die von den Persern damals verhindert wurde, wahrscheinlich weil man in Persien selbst die Seidenraupenzucht lebhaft betrieb und zugleich auf dem Seeweg Seide aus China bezog. Der Versuch, durch Unterhandlungen die Perser zur Nachgiebigkeit zu bewegen, führte zu langwierigen kriegerischen Verwicklungen. Man entschloß sich darauf, unmittelbar mit den Byzantinern anzuknüpfen, denen an einer Sprengung des persischen Handelsmonopols ebenfalls gelegen sein mußte (569). Eine türkische Gesandtschaft gelangte nach Konstantinopel, worauf sich Zimarch (Zemarkh) im Auftrage des byzantinischen Kaisers Justinus II. nach der am Altai gelegnen Residenz des türkischen Großchans begab. Wir haben von ihm eine ausführliche Beschreibung seiner Reise und der Kämpfe der Türken gegen die „weißen Hunnen" (S. 151) und die Perser, denen er zum Teil beiwohnte; durch ihn erfahren wir auch, daß eben damals der Westen des Tarymbeckens in die Gewalt der Türken fiel. Später wurden auch die Byzantiner trotz ihrer vorsichtigen Politik von den Türken schwer bedrängt, wie denn überhaupt die Zeit der türkischen Macht ein neues Anfluten hochasiatischer Stämme gegen Westasien und Europa einleitet; die Chazaren, die um 626 nach Osteuropa vordrangen, waren wohl ein abgesplitterter Teil des Türkenvolks. Selbstverständlich erfolgten auch gegen China Angriffe, sobald sich irgend Gelegenheit bot.

b) Die östlichen und die westlichen Türken.

China wandte darauf seine erprobte Politik an, Uneinigkeit unter den Nomaden zu säen. Wie die frühern Reiche, so zerfiel auch das türkische in einen östlichen und einen westlichen Flügel, die von Vizekönigen regiert wurden, während der Oberherrscher im Frieden wie in der Schlacht die Mitte befehligte; es gelang den Chinesen um 600, durch eine Spaltung des Reichs in einen östlichen und einen westlichen Teil die Macht der Türken nachhaltig zu schwächen.

Im Jahre 630 errangen nun die chinesischen Heere einen glänzenden Sieg über die östlichen Türken, wobei der Chan Kin li gefangen genommen wurde; der chinesische Einfluß wurde wieder bis Sogdiana ausgedehnt (S. 87 unten). Das Ostreich zerfiel darauf in eine Anzahl machtloser Kleinstaaten; ein Teil der Türken aber wanderte nach China ein und erhielt hier Wohnsitze zugewiesen, wohl um als Grenzwache gegen andre Nomadenvölker zu dienen. Das

Volk, das seinen alten Ruhm nicht vergessen hatte, erstarkte im chinesischen Gebiete wieder so weit, daß es 681 unter der Führung des Qutluq (Ko to lo, Ku tut luk) die chinesische Herrschaft abschütteln und seinen Einfluß über die Mongolei ausbreiten konnte. Die Macht der Türken wuchs noch unter dem Bruder und Nachfolger Qutluqs, Me tchun (Me tsu), der die chinesischen Thronstreitigkeiten (S. 88) geschickt zu benutzen wußte. Wieder erlangte das Türkenreich eine gewaltige Ausdehnung. Auch die westlichen Türken scheinen zeitweise unterworfen worden zu sein; und in Sogdiana, wo noch immer die Kleinstaaten der Yue tshi bestanden, wurde die türkische Vormacht wieder hergestellt.

Nach Me tchuns Tod ermordete der Heerführer Kultegin, ein Neffe des Verstorbnen, dessen Sohn und setzte seinen eignen Bruder Me ki lien als Herrscher ein. Wir sind über diese Verhältnisse durch die Inschriften der Grabstelen von Orkhon genauer unterrichtet. Eine Zeitlang hielt sich noch das osttürkische Reich als gefürchtete Macht. Dann aber begann aufs neue der Verfall; und das Ende machte ein Angriff der verbündeten Uiguren und Chinesen im Jahre 745: von den Türken ist seitdem in der Geschichte Hochasiens wenig mehr die Rede. Der Untergang der Türkenmacht war beschleunigt worden durch das Vorgehen der Araber, die inzwischen Persien erobert hatten und bis Sogdiana vordrangen, dessen Fürsten zum Teile Hilfe bei den Türken suchten und mit wechselndem Glücke gegen die neuen Bedränger fochten: 712 errangen die Araber einen glänzenden Sieg über die verbündeten Sogdianer und die Türken, die wahrscheinlich durch Kultegin geführt wurden; im Jahre 730 dagegen erlitten sie bei Samarkand durch dieselben Gegner eine schwere Niederlage. Der Zwang, sich nach verschiednen Seiten hin verteidigen zu müssen, hat den raschen Untergang des osttürkischen Reichs zweifellos mit herbeiführen helfen.

Die westlichen Türken hatten bald nach ihrer Trennung vom Ostreich in eine Art Unterthänigkeitsverhältnis zu den Persern treten müssen; um 620 fühlten sie sich jedoch stark genug, ihr Reich, das wir uns wohl zwischen dem Altai und dem Aralsee zu denken haben, nach allen Seiten zu erweitern und Einfälle in Persien und Sogdiana zu machen. In den persischen Thronwirren der damaligen Zeit haben türkische Söldner oder Bundesgenossen eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Alle Eroberungen waren freilich, wie das bei Nomadenreichen immer der Fall ist, nur sehr locker verbunden und lösten sich bei Gelegenheit um so leichter wieder los, als ja der Nomade niemals so fest an sein Land gefesselt ist wie der Ackerbauer; es kam vor, daß ganze Völker die Wüsten Hochasiens in ihrer größten Ausdehnung durchzogen, um sich der Herrschaft eines unbeliebten Eroberers zu entziehen und vielleicht an der chinesischen Grenze Schutz zu suchen. Die westlichen Türken beherrschten damals auch die nördlichen hochasiatischen Handelsstraßen durch das Uigurengebiet; da die Chinesen daraufhin die südlichen Straßen durch das Tarymbecken begünstigten, fielen Türken und Uiguren vereint über die dortigen Kleinstaaten her, griffen selbst das von den Chinesen besetzte Khami (Chami; S. 143) an und nötigten dadurch China zur Abwehr (639). Diese Wirren zogen sich lange hin, endeten aber doch zum Vorteile der Chinesen. Bald darauf machte sich das Vordringen der Araber durch Persien den westlichen Türken fühlbar, während die chinesischen Heere von Osten her bedenklich andrängten; die Folge war der fast gänzliche Zerfall der westtürkischen Macht, deren Erbe für kurze Zeit die inzwischen mächtig gewordnen Tibeter antraten. Erst gegen das Jahr 700 hob sich das Reich wieder, sah sich aber bald in heftige Kämpfe mit den Arabern verwickelt. Fast noch mehr erschüttert wurde es durch merkwürdige (ethnische, soziale oder politische?) Parteibildungen am Hof und innerhalb des Stammesverbands, deren eigentliche Ursache nicht zu ermitteln ist. Es gab eine

schwarze und eine gelbe Partei, die einander oft wütend bekämpften und bei allen Thronstreitigkeiten ihre eignen Kandidaten aufstellten. Der völlige Untergang des Reichs wurde um 760 durch die Qarluq (Ko lo lu), einen westlich vom Altai sitzenden Stamm türkisch-mongolischer Rasse, herbeigeführt; die Trümmer der Westtürken erscheinen in der Folgezeit als Ghuzen (Oghuz) in der Geschichte. Wie islamisierte türkische Stämme: die Seldjuken und später die Osmanen, in Westasien ein Feld ihrer kriegerischen Thätigkeit gefunden haben, darüber ist im III. Bande berichtet.

c) Die Kirgisen und die Khitan.

In Hochasien traten an die Stelle der Türken die nomadischen Uiguren als herrschendes Volk, damals nach ihrem Hauptstamm als Hoei he (Goei he, Chui che; vgl. S. 153) bezeichnet. Ihre Hauptgegner waren die Kirgisen (Hakas) im südwestlichen Sibirien, die jetzt zum ersten Male kräftiger hervortraten und unmittelbare Verbindungen mit China anzuknüpfen suchten; sie haben vereint mit den Chinesen im Jahre 830 die uigurische Vorherrschaft zertrümmert. Es scheint sich hierbei wieder zugleich um die Beherrschung des Handelsverkehrs mit dem Westen gehandelt zu haben: die Kirgisen erschienen darauf als die Verkehrsvermittler, die arabische Karawanen mit Waffengewalt durch das feindliche Uigurengebiet nach China geleiteten. Ein Reich von der Ausdehnung wie die der Hunnen oder Türken haben die Kirgisen keinesfalls gegründet; das uigurische Reich blieb in beschränktem Umfang erhalten (vgl. die Erklärung der Tafel bei S. 154).

Später, im 10. und 11. Jahrhundert, dehnte das Volk der Khitan (Chitan; S. 91), das wohl in seiner Hauptmasse tungusischen Stamms war, von der Mandschurei her seine Herrschaft über einen großen Teil des hochasiatischen Steppenlands aus, bis dann die Mongolen ein neues Weltreich in diesem Gebiete begründeten.

II. Tibet.

An den ungeheuern Umwälzungen, die Hochasien erschütterten, hat Tibet lange Zeit nur geringen Anteil genommen, und auch dann nur an seinem Rande. Diese tibetischen Randvölker waren einst weiter vorgeschoben als gegenwärtig. Zwar im Süden bildete der Himalaya seit jeher eine feste Grenze; aber nordwärts saßen Tibeter bis ins Tarymbecken (S. 142), und auch ein großer Teil des südöstlichen China war von tibetischen Stämmen erfüllt, die erst nach und nach vom chinesischen Volkstum aufgesogen wurden. Das eigentliche Tibet hat völlig abseits gelegen. Weder die Straßen des Handels und der Kultur durchzogen das Land, noch lockte die öde, im Sommer übermäßig heiße, im Winter von Schneestürmen gepeitschte Hochfläche die benachbarten Nomaden zu kühnen Raubzügen, die wenigstens die starre Einförmigkeit des Daseins unterbrochen und damit Bewegung und Leben erzeugt hätten. Was von Errungenschaften der Kultur hier eindrang, das sickerte nur tropfenweise durch, und es währte lange, ehe Keime des Fortschritts dem dürren Boden entsprossen.

Ursprünglich müssen alle tibetischen Völker jene rein aneignende Wirtschaft betrieben haben, wie sie als unterste Stufe des menschlichen Daseins hervortritt. Tibet war trotz seiner Öde für diese Lebensform geeignet; war es auch arm an wild wachsenden Nutzpflanzen, so barg es dafür einen Überfluß an jagdbaren Tieren, die heute noch in ungeheuern Herden das Land bewohnen. Die alte Ackerbaukultur, die von der kurzköpfigen Rasse ausging, hat wohl nur bei den Vorposten des tibetischen Stamms Wurzel gefaßt, die im Tarymbecken an der Verkehrsstraße saßen und hier in den Oasen über geeignete Landstriche verfügten; daß sie sich nicht weiter

nach Tibet verbreitete, liegt hauptsächlich daran, daß die einzigen für den Ackerbau hier in Betracht kommenden Gebiete weit im Süden liegen, in den Hochthälern des Brahmaputra und des Indus. Was sich in diesen südlichen Strichen an Kultur entwickelt hat, ist von Indien angeregt worden, und naturgemäß erst dann, nachdem die arischen Indier hier eine eigenartige Gesittung geschaffen hatten. Auch dieser Umstand also trägt dazu bei, den langsamen Kulturfortschritt Tibets ebenso zu erklären wie den übermäßigen Einfluß Indiens auf dieses sonst rein hochasiatische Gebiet.

Was die Bewohner des nördlichen und mittlern Tibets von Hochasien her übernehmen konnten, war nicht die alte Ackerbaukultur, sondern die verhältnismäßig neuere Wirtschaftsform des Nomadentums. Ob sich die Tibeter hier rein als Empfänger erhalten haben, oder ob sie es gewesen sind, die durch die Zähmung des Yak die Zahl der Nutztiere um ein wichtiges Stück bereichert haben, muß dahingestellt bleiben; der wilde Yak ist so weit nach Norden verbreitet, daß auch ein Stamm mongolisch-türkischer oder selbst arischer Rasse die ersten Züchtungsversuche unternommen haben könnte. Jedenfalls kennt man in Tibet den Wagen als Beförderungsmittel kaum, sondern verwendet die Tiere, und besonders den Yak, ausschließlich als Lastträger. Die Einführung der nomadischen Wirtschaftsform verlieh den Tibetern, namentlich denen des Nordens, eine größere Beweglichkeit, gestattete eine Vermehrung der Volkszahl und erzog ihnen allmählich auch jenes kriegerisch-räuberische Wesen an, das allen Nomaden eigen ist. Wie es scheint, ist auch der Bogen, der keine nationale Waffe in Tibet ist, von Norden her eingeführt worden.

a) Die Vorgeschichte.

An kleinern Fehden der tibetischen Stämme untereinander, an Händeln mit den nördlicher sitzenden Hirtenvölkern mongolischer Rasse mag es nicht gefehlt haben; geschichtlich bedeutendere Kämpfe aber entstanden erst, als die tibetische Thatkraft ihre Beute bei seßhaften Völkern suchte. Nach Süden und Westen hin war der Weg gründlich versperrt; dafür aber lag die große Verkehrsstraße im Norden mit ihren Handelsstationen und Oasen dem Angriff offen, und im Nordosten bot sich das reiche China von selbst als das Ziel ergiebiger Raubzüge. In der Mongolei hat sich aus kleinen Stämmen, die sich zu derartigen Raubfahrten zusammenschlossen, schon früh das mächtige Reich der Hunnen gebildet; in Tibet, wo die Bedingungen viel ungünstiger lagen, begann die politische Zusammenfassung der einzelnen Horden erst weit später und mit geringerm Erfolge. Zwar hatten einzelne Grenzstämme bald Gelegenheit, sich in die innern Angelegenheiten Chinas zu mischen: eine (unsichere) Nachricht läßt schon 1123 v. Chr. tibetische Hilfstruppen in chinesischen Diensten erscheinen; aber ein größeres Reich bildete sich nicht. Wie es scheint, hat erst das Eindringen des Buddhatums, das mit seiner werbenden Kraft die Schranken zwischen den verfeindeten Stämmen beseitigte, den Anstoß zu nationaler Einigung gegeben.

Das tibetische Geschichtswerk „Buch der Könige", das erst verhältnismäßig spät unter dem Einflusse chinesischer Vorbilder entstanden ist, gibt eine sagenhafte Vorgeschichte, die in ihren Einzelheiten natürlich keinen Glauben verdient, wohl aber beweist, aus welchen Quellen die Tibeter selbst ihre Kultur herleiteten. Danach erschien im 1. Jahrhundert v. Chr. in der Gegend südlich vom heutigen Lhassa ein wunderbar begabtes Kind, das die wilden Eingebornen bald als ihren vom Himmel gesandten Führer betrachteten. Dieses Kind, das offenbar nach dem Muster der spätern kindlichen Dalai-Lamas erdacht worden ist, war ein unmittelbarer Nachkomme Buddhas. Es gründete eine Herrschaft, deren Unterthanen nach und nach von seinen Nachfolgern auf höhere Kulturstufen gehoben wurden, ganz in der Art, wie auch die chinesische

Vorgeschichte die Fortschritte der Gesittung entstehen läßt: unter dem siebenten Herrscher im 2. Jahrh. n. Chr. begann man Metalle zu schmelzen, Pflüge zu gebrauchen und die Felder zu bewässern; im 5. Jahrhundert umzäunte man die Felder, fertigte Kleidungsstücke aus Leder und pflanzte Walnußbäume an; bald darauf kreuzte man den Yak mit dem Rind und führte die Maultierzucht ein u. s. w. Wenn auch die Sage keine unmittelbare Übertragung der indischen Kultur auf Tibet zugesteht, so spricht doch die Lage des Kulturmittelpunkts in der Nähe der indischen Grenze und die Ableitung des Herrschergeschlechts von Buddha deutlich genug. Die zunehmende Verbreitung der Buddhalehre in Indien (vgl. Abschnitt IV) hatte dort einen Missionseifer erweckt, der die neue Glaubensform und in ihrem Gefolge auch höhere Gesittung selbst über die furchtbare Eismauer des Himalaya trug. Auch von Westen her, wo die buddhistische Lehre bis nach dem Tarymbecken übergriff, wurde Tibet in diesem Sinne beeinflußt; und als dann der neue Glaube selbst in China Wurzel faßte, begann Tibet als das vermittelnde Zwischenglied zwischen China und Hochasien einerseits, Indien anderseits plötzlich eine ganz neue Bedeutung zu gewinnen, bis es endlich nach dem Untergange des Buddhatums im indischen Mutterlande sogar zum Kernland und Kirchenstaat der nördlichen Buddhaverehrer wurde.

Während im südlichen Tibet allmählich ein kleiner Kulturstaat entstand, dessen Macht und Blüte auf dem Ackerbau beruhte, hatten auch die nördlichen Nomaden sich zu organisieren begonnen, wobei das Beispiel des benachbarten chinesischen Staats und der hochasiatischen Nomadenreiche von Einfluß gewesen sein mag. Die von den Chinesen als Ti (Tufan) bezeichneten nordöstlichen tibetischen Stämme spielten in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten im kleinen die Rolle der Hochasiaten, indem sie bald als Feinde, bald als Verbündete der chinesischen Reiche und Prätendenten auftraten; selbst als Herrscher kleiner chinesischer Staaten erscheinen tibetische Häuptlinge in derselben Weise, wie hunnische und türkische Fürsten das Zepter einzelner Reiche an sich rissen. Ein andrer Zweig der tibetischen Rasse waren die Khiang (S. 144), die südöstlich vom Tarymbecken saßen und die Handelsstraßen nach dem Westen bedrohten.

b) Das Reich Tibet.

Ein wirkliches Reich entstand erst, als im Laufe des 6. Jahrhunderts v. Chr. der Kulturstaat im Süden auch die nördlichen Nomaden unter seinen Einfluß brachte. Damit war eine Macht geschaffen, die bei der fernern politischen Gestaltung Hochasiens ein Wort mitzusprechen hatte; im eignen Lande schwer angreifbar, stand sie drohend an der südwestlichen Grenze Chinas und an den Handelswegen, die das Tarymbecken durchzogen. Die wechselnden Schicksale der türkischen Reiche boten Gelegenheit genug, in die Verhältnisse einzugreifen.

Das Reich Tibet erregte zuerst im Jahre 589 die Aufmerksamkeit der Chinesen. In wie bewußter Weise die tibetischen Herrscher ihre Kultur durch indischen Einfluß zu fördern suchten, beweist die Gesandtschaft nach Indien im Jahre 632, die eine genauere Kenntnis der buddhistischen Religion vermittelte und die Erfindung einer Schrift nach indischem Vorbilde veranlaßte. Schon damals war Lhas(s)a die Hauptstadt des Reichs und der Mittelpunkt des religiösen Lebens. Das Verhältnis zu China war anfangs gut; aber bald genug gab ein Grund, der in der Geschichte der hochasiatischen Reiche immer wiederkehrt, den Vorwand zum Kriege: der Wunsch des tibetischen Herrschers, sich mit einer chinesischen Prinzessin zu vermählen, war schnöde abgeschlagen worden. Da man dem Könige schließlich doch seinen Wunsch gewährte, dürfte der Feldzug nicht so günstig für die Chinesen verlaufen sein, wie ihre Geschichtschreiber glauben lassen möchten; anderseits zog es doch auch der Tibeter vor, nunmehr seine Kriegszüge gegen das Tarymbecken

zu richten, wo die verwirrten Zustände größere Erfolge versprachen. Thatsächlich dehnte Tibet seine Macht im Jahre 680 bis zum Tiën schan aus. Ein Angriff der vereinigten Chinesen und Türken warf zwar im Jahre 692 vorübergehend die Tibeter zurück; aber die Geschlagnen kehrten wieder und drangen 715 bis Ferghana vor, nachdem sie ein Bündnis mit den Arabern geschlossen hatten. Während des ganzen 8. Jahrhunderts blieb Tibet im Süden Hochasiens die Vormacht und ein gefährlicher Gegner Chinas, dessen Hauptstadt sogar von den Tibetern im Jahre 763 erstürmt und geplündert wurde. Erst um 820 kam ein dauernder Friede zwischen Tibet und China zu stande, zu dessen Gedächtnis eine Säule mit Inschrift in Lhassa errichtet wurde.

c) Der Niedergang des tibetischen Reichs.

Im Laufe des 9. Jahrhunderts ging dann die Macht Tibets stark zurück; die Uiguren bemächtigten sich der nördlichen Vorlande, und Hsia übernahm mit Erfolg die Grenzwacht gegen das sinkende Tibet. Dieses Reich (genauer Hsi Hsia, westliches Hsia; vgl. S. 89 unten) war 884, zur Zeit der Tang-Dynastie, am Oberlaufe des Hoangho entstanden. Das Herrscherhaus entstammte der Toba-Dynastie von Pei Wë (S. 152), das in Nordchina 557 zu Grunde gegangen war, den kriegerischen Kern der Bevölkerung aber bildeten Tanguten, also nahe Verwandte der Tibeter. 1032 machte sich der Staat ganz unabhängig von der in Südchina herrschenden nördlichen Sung-Dynastie und hielt sich in der Folge, indem er sich bald mit den Sung, bald mit den Khitan und später den Kin (S. 91) verbündete, die Nordchina beherrschten. Die selbständige Stellung des Lands trat äußerlich (ein sehr bezeichnender Zug, der in Hochasien sehr häufig wiederkehrt) in der Erfindung einer neuen Schrift hervor, die sich in der Hauptsache an die altchinesischen Zeichen anlehnte. Über Kämpfe des Hsia-Reichs gegen Tibet ist wenig überliefert; ein Einfall der Tibeter im Jahre 1076 endete mit einem überstürzten Rückzug, angeblich infolge eines abergläubischen Schreckens, der das Heer befiel. 1227 ist das Hsia-Reich durch die Mongolen vernichtet worden (vgl. unten, S. 169).

Der Verfall der politischen Kraft Tibets geht im Grunde wohl darauf zurück, daß damals der Buddhismus im Lande völlig durchdrang, die weltliche Macht lähmte und eine tiefgehende Umstimmung der Volksseele bewirkte. Der tibetische Buddhismus nahm in dem abgeschloßnen Tibet bald einen eignen Charakter an: für die feinern theologischen und philosophischen Streitfragen und Lehren der indischen oder chinesischen Glaubensgenossen zeigten die Priester hier wenig Sinn; um so stärker war der Einfluß der ursprünglich schamanistischen Volksreligion, der auch die buddhistischen Geistlichen und Mönche zu einer Art von Zauberern stempelte und ihnen allerlei Künste einer niedern Mystik zuschrieb. So erklärt sich die herrschende Stellung, die gerade in Tibet die buddhistische Priesterschaft zu erringen wußte, und der Wust abergläubischer Gedanken, der sich von hier aus allmählich über Hochasien zu verbreiten begann.

Seit dem Ende des 9. Jahrhunderts führte Tibet ein Stillleben, das die Aufmerksamkeit der Nachbarn in keiner Weise erregt hat; nur im Jahre 1015 unterbrach ein kriegerischer Streit mit China für kurze Zeit die Ruhe. Die Beziehungen zu China hatten die Kultur des Lands wieder etwas gehoben: seit dem Einzuge der S. 159 erwähnten chinesischen Prinzessin hatte man gelernt, Reis- und Gerstenwein zu brauen, Wassermühlen zu errichten und Gewebe zu fertigen; auch chinesische Handwerker waren eingewandert, und die Söhne der Vornehmen wurden häufig zur Erziehung nach China gesandt. So gewann die tibetische Kultur, die anfangs ganz unter indischem Einflusse gestanden hatte, mehr und mehr ein chinesisches Gepräge, bis dann endlich der Mongolensturm auch Tibet durchbrauste und das Land politisch enger mit China verband.

I. Kultur- und Religionsverhältnisse Hochasiens bis zur Mongolenzeit.

Das Beispiel Tibets zeigt, in wie enger Verbindung der Kulturfortschritt mit der religiösen Propaganda stehen, ja wie der Wunsch, die eigne Glaubenslehre zu verbreiten, die Hauptursache sein kann, daß Angehörige eines höher kultivierten Volks sich als Träger der Gesittung selbst in die entlegensten, am wenigsten lockenden Landstriche wagen. Das ist aber eine Erscheinung, die gerade in Hochasien nicht vereinzelt dasteht. So sehr auch der Handel zwischen Ost und West die Kultur Hochasiens gefördert hat (S. 141), so bleibt es doch zweifellos, daß die eifrigste Kulturarbeit von denen gethan worden ist, die als Verkünder der verschiednen Weltreligionen in das Innere Asiens eindrangen oder auf den großen Handelsstraßen nach Osten zogen; erst der Glaubenseifer hat jene Ausdauer und Entsagung geschaffen, die der besitzen muß, der zurückgebliebnen Völkern die Keime höherer Gesittung und edlerer Lebensgewohnheiten einzupflanzen sucht. Daß unter den Kulturländern, die Hochasien begrenzen, gerade China keine eigentliche Weltreligion hervorgebracht und keine Missionare — von Buddhisten abgesehen — entsandt hat, ist eine wichtige Thatsache; infolgedessen ist es den Chinesen nie gelungen, die Hochasiaten fest an sich zu knüpfen, bis sie endlich in der Begünstigung der buddhistischen Lehre einen Ersatz fanden, der ihnen bei der Zähmung der wilden Nomadenschwärme unschätzbare Dienste geleistet hat.

Die ursprüngliche „Religion" der Hochasiaten war zweifellos jene einfache Mystik, die bei allen Naturvölkern, wenn auch in wechselnden Erscheinungsformen, zu finden ist. Die Abwehr böser Einflüsse, die Heilung von Krankheiten sind die Hauptaufgaben der Zauberpriester, die als Träger der mystischen Kräfte gelten; der Glaube an eine höchste Gottheit, der in der Regel dabei besteht, hat nur nebensächliche Bedeutung und beeinflußt das Geistesleben wenig Die für die Nord- und Hochasiaten charakteristische Form der niedern Mystik ist der Schamanismus: der Schamane oder Zauberpriester versetzt sich durch Trommelschlag oder sonstige Mittel in Verzückung und tritt dann in Verkehr mit der Geisterwelt, über deren Beschaffenheit bei den einzelnen Völkern sehr verschiedne, zum Teile schon durch die Kulturreligionen beeinflußte Vorstellungen herrschen. Auch wo eine höhere Religionsform bereits durchgedrungen ist, bleibt der Schamanismus als beliebte Volksübung meist noch lange erhalten, ja er gibt seinerseits diesen Religionen einen eigentümlichen Ortscharakter; in den Augen der hochasiatischen Nomaden waren eben alle Priester eine Art Schamanen, von denen man Heilungen, Prophezeiungen und Wunderthaten verlangen durfte. Die Folge waren Ausartungen der ursprünglichen Glaubenslehren, von denen weder Buddhisten noch Nestorianer verschont geblieben sind.

Jede höhere Religionsform stützt sich auf schriftliche Überlieferung und hat ihre heiligen Bücher; so kommt es, daß sich der große Kulturfortschritt der Schrift am raschesten im Gefolge der Glaubenspropaganda verbreitet. Aber auch die Kunst folgt den Spuren der Religion: Götter- und Heiligenbilder oder doch Tempel gehören zum unentbehrlichen Rüstzeuge der Glaubensboten oder verkünden in mächtiger Entfaltung den Sieg der neuen Lehre (s. die Tafel „Das Thor von Chü yung Kuan" bei S. 165). Da ist es nun begreiflich, daß die Lage Hochasiens zwischen wichtigen Kulturgebieten und Ausstrahlungspunkten von Glaubenslehren zu einer merkwürdigen Mischung der Einflüsse führen mußte, neben denen doch die ursprünglichen Wesenszüge nicht ganz verloren gingen. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Oasenländer Hochasiens selbst Stätten alter Kultur waren, nur daß diese Kultur nach dem Aufkommen kriegerischer Nomadenvölker auf einer zu schmalen Grundlage ruhte, als daß sie sich ohne das hilfreiche Vorbild andrer Kulturen stetig hätte fortentwickeln können.

Die Mischung der Religionen und Kulturen wurde dadurch gefördert, daß die verschiednen Glaubenslehren nicht nacheinander wirkten, sondern daß die Mehrzahl von ihnen in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt in Hochasien *nebeneinander* Wurzel zu fassen begann. Verhältnismäßig am frühsten war der Buddhismus auf dem Plane, der denn auch den tiefsten Einfluß auf Hochasien geübt hat. Die zarathustrische Lichtlehre hat wohl erst um 250 n. Chr., als unter den Sasaniden der Bekehrungseifer der Priester durch den neuen Aufschwung des Iraniertums (Bd. III, S. 282) geweckt wurde, stärker um sich gegriffen; aber mit und neben ihr begann auch das Christentum (Bd. IV, S. 210) Anhänger zu werben. Vollständig siegreich war keine dieser Religionen, bis dann endlich der Islam in einem Teile des Gebiets die Obermacht gewann, während der von Tibet ausgehende Buddhismus im Osten das Feld behauptete. Der ältere, unmittelbar an Indien anknüpfende Buddhismus Ostturkestans ist fast ganz zu Grunde gegangen.

Über die religiösen Zustände Hochasiens sind wir durch *schriftliche Überlieferungen* leidlich unterrichtet. Ergänzt wurden diese Kenntnisse durch neuere *archäologische Forschungen* in Hochasien, die namentlich im Tarymbecken reiche Ergebnisse geliefert haben und uns den Einfluß der verschiednen Kulturen und Glaubenslehren handgreiflich vor Augen führen. Die britischen Ausgrabungen im westlichen Tarymbecken haben neben indisch-buddhistischen, chinesischen und persischen Altertümern und Inschriften auch rohe Kupferfiguren zu Tage gefördert, die wohl schamanistischen Zwecken gedient haben und aus der alten Kulturprovinz des Altai stammen dürften, wo ja noch heute der Schamanismus lebendig ist.

a) Der Buddhismus in Hochasien.

Am bedeutungsvollsten für den Westen Hochasiens ist vor der Mongolenzeit der *Buddhismus* gewesen. Der Beginn einer lebhaften buddhistischen Missionsthätigkeit außerhalb der Grenzen Indiens konnte natürlich erst erfolgen, nachdem die neue Lehre in ihrem Heimatlande feste Wurzeln geschlagen hatte; die Zeit des großen Asoka (263—26 v. Chr.; vgl. den IV. Abschnitt) bedeutet zugleich den Sieg des Buddhatums in Nordindien und die Ausdehnung des politischen wie des religiösen Einflusses nach Nordwesten hin. Kaschmir, die Brücke nach Hochasien, erkannte die Oberherrschaft Asokas an; mochte der Buddhismus hier auch keinen sehr festen Fuß fassen und zu häufigen Kämpfen mit den Resten des alteinheimischen Schlangendienstes und des zurückgedrängten Brahmanentums gezwungen sein, so war doch der Zugang zu den Kulturoasen des Tarymbeckens gewonnen, wo die neue Lehre bald bereitwillig Aufnahme fand.

In seinem äußern Wesen war freilich dieser Buddhismus kein Ergebnis rein indischer Kultur. Zuerst hatte das iranische Volkstum nach Indien übergegriffen und in der Gesittung des Volks seine Spuren hinterlassen; seit der Zeit Alexanders des Großen aber bestand in Baktrien ein Ableger hellenistischer Gesittung, dessen Einfluß auf Kunst und Kultur sich im Tarymbecken ebenso wirksam zeigte wie im nordwestlichen Indien. Wo der Buddhismus um diese Zeit werbend auftritt, ist er von griechischen Kunstbestandteilen begleitet und durchsetzt; diese *gräkobuddhistische* Kunst und Kultur Nordwestindiens findet im Tarymbecken eine neue Heimat. Auch hierin prägt sich der Unterschied der ältern, westlichen Form des Buddhatums von der neuern, in Tibet geformten östlichen entschieden aus. Im übrigen aber waren es Indier reiner Rasse, die den neuen Glauben verkündeten und damit auch der indischen Sprache weitere Verbreitung verschafften, da natürlich zum Verständnisse der heiligen Bücher die Kenntnis des Sanskrits nötig war; selbst eine starke nichtreligiöse Einwanderung ist wahrscheinlich.

Anscheinend hat der indische Einfluß zuerst in Khotan (Chotan) Geltung gewonnen, wo ein Sohn Asokas eine Dynastie gegründet haben soll; überhaupt hat Khotan seiner natürlichen Lage nach das Bindeglied zwischen Hochasien und Indien gebildet und läßt in seiner Kultur am meisten indische Einflüsse erkennen. Eine große Zahl buddhistischer Heiligtümer und Klöster befand sich in Khotan. Gestützt auf ihre religiöse Wichtigkeit, errang die stark bevölkerte Oase mehrfach große Macht, ohne sie doch auf die Dauer behaupten zu können, da sie als Schlüssel zugleich zur indischen und zur südlichen ostwestlichen Handelsstraße allen erobernden Volksstämmen Hochasiens als Beute wichtig erschien. Von Khotan aus verbreitete sich der Buddhismus weiter über das Tarymbecken und dessen nördliche Grenzländer: das beweisen als deutlichste Reste die zahlreichen, nach indischem Vorbild entstandnen Höhlentempel ebenso, wie die Erzeugnisse gräko-buddhistischer Kunst, die neuere Forschungen namentlich im westlichen Ostturkestan zu Tage gefördert haben. Zweifellos haben sich in erster Linie die ansässigen, von alter Kultur durchdrungnen Volksbestandteile dieser höhern Religionsform zugewandt; die Nomaden fanden weniger Geschmack daran. Der Ratgeber eines türkischen Fürsten sprach es offen aus, daß weder das Erbauen von Städten noch das von buddhistischen Tempeln den Nomaden von Nutzen wäre, da es ihrer altgewohnten Lebensart widerspräche und ihren Mut brechen würde — ein sehr richtiger Gedanke; denn in der That ist es der Buddhismus gewesen, der dank der schlauen Unterstützung der Chinesen zuletzt die kriegerische Wildheit der Hochasiaten vernichtet hat.

b) Die Lehre Zarathustras in Hochasien.

Die zweite große Religion, die Lehre Zarathustras, hat naturgemäß ihr Hauptverbreitungsgebiet im westlichen Turkestan gehabt, das ja mehrfach ganz unter iranischem Einflusse stand. An den Handelsstraßen hin, die vorwiegend von persischen Kaufleuten belebt waren, ist sie dann auch weiter nach Osten vorgedrungen, ohne hier indes dem Buddhismus gegenüber große Bedeutung gewinnen zu können. Auch unter den westlichen Wanderhirten, namentlich den Skythen iranischen Stamms, hat sich die zarathustrische Lehre verbreitet und einige merkwürdige Spuren hinterlassen; die altslawische Mythologie mit ihrem Gegensatze zwischen lichten und dunkeln Göttern scheint ebenso vom iranischen Lichtkult beeinflußt zu sein, wie die Weltanschauung der heidnischen Türkenstämme am Altai, die das Menschengeschlecht zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis in der Mitte stehen läßt. Bei manchen Völkern, wie den Uiguren, hielten sich der Buddhismus und die zarathustrische Glaubenslehre zeitweilig die Wage; ob die Parteikämpfe, die namentlich bei den Türken häufig und verhängnisvoll waren, auch eine religiöse Färbung hatten, läßt sich nicht mehr feststellen.

c) Das Christentum in Hochasien.

Noch ehe im Anfange der Sasanidenzeit der iranische Lichtkult neue werbende Kraft gewann, hatten bereits die Sendlinge des Christentums Iran durchzogen und in Hochasien Fuß gefaßt; ist ja doch das Aufflackern des zarathustrischen Glaubens zum Teil als Reaktion gegen das übermächtig vordringende, den echten Iraniern unangenehme Christentum zu betrachten. Freilich hat nicht die große, geeinte christliche Kirche durch ihre Sendboten die iranische Schranke durchbrochen, sondern ein von der Mutterkirche gelöster Zweig, der Nestorianismus (vgl. Bd. IV, S. 209). So kam es, daß die Nestorianer zwar die Keime westlicher Gesittung weit nach dem Osten verpflanzt haben, aber in ihrer Vereinsamung bald genug entartet sind, da sie sich in der Hauptsache selbst genügen mußten und keine lebhaften Beziehungen zum Westen unterhalten

konnten. Immerhin gelangte die nestorianische Kirche zeitweise zu hoher Blüte. Im Beginne der Mongolenzeit, als auch die westliche Kirche sich wieder um die östliche versprengte Schwester zu kümmern begann, schien der Gedanke nicht aussichtslos, die mongolischen Herrscher zu bekehren und damit den Sieg des Christentums über seine Mitbewerber, deren gefährlichster damals längst der Islam war, zu entscheiden. In China gab es seit dem 7. Jahrhundert christliche Gemeinden und selbst kleine Staaten mit christlichen Fürsten. Hier lag ursprünglich das halb sagenhafte Reich des Erzpriesters Johannes (S. 95), das zu finden mit ein Hauptantrieb zu den portugiesischen Entdeckungsreisen gewesen ist, bis man es dann in Abessinien wieder entdeckt zu haben glaubte. Neben den Nestorianern waren übrigens auch Sendboten der Manichäer (Bd. III, S. 283) um das Jahr 1000 bis China vorgedrungen.

d) Der Islam in Hochasien.

Die Aussichten der ältern Religionsformen wurden im westlichen Hochasien gründlich, wenn auch nicht mit einem Schlage durch das Vordringen des Islams zerstört. Gerade daß er als letzter mit frischen Idealen auf dem Plan erschien, verbürgte ihm den Sieg über die von schamanistischen Einflüssen durchsetzten, in ihrer Vereinsamung entarteten andern Glaubenslehren; bei dem entscheidenden Werben um die Bekehrung der mongolischen Fürsten, die der erfolgreichen Religion die geistige Führung sicherte, siegte endlich im Westen der Islam. Der Kampf hat immerhin Jahrhunderte gedauert: schon im Anfange des 8. Jahrhunderts waren die Araber Herren des westlichen Hochasiens geworden und dann erobernd ins Tarymbecken vorgedrungen. Der Hauptsitz der Buddhisten, Khotan, hatte 25 Jahre lang den Angriffen widerstanden. Bei den Bewohnern Ostturkestans haben sich die Überlieferungen dieser Glaubenskämpfe zu der sagenhaften Heldengestalt des Ordan Padjah verdichtet, dessen wunderbare Thaten den Sieg des Islams entschieden haben sollen. Die neue Lehre triumphierte erst, als im 10. Jahrhundert Satuk, der türkische Herrscher Kaschgars (vgl. die Erklärung zur Tafel bei S. 154), zu ihr übertrat und einen großen Teil des Tarymbeckens und selbst des westlichen Turkestans unterwarf. Nach seinem Tode (1037) ging die Macht des neuen Reichs rasch zurück.

Allmählich erlangten die religiösen Unterschiede auch für die Nomadenstämme Hochasiens eine gewisse ethnische Bedeutung: der turktatarische Zweig umfaßt jetzt hauptsächlich die dem Islam gewonnenen Hochasiaten, der mongolische die Anhänger der Buddhalehre, während doch ursprünglich beide Zweige ganz nahe verwandt oder vielmehr gemeinsamen Ursprungs und nur durch Beimischung fremden Bluts teilweise verändert sind. Namentlich unter den Uiguren hatte der Islam verhältnismäßig früh zahlreiche Bekenner gefunden, neben denen sich aber die Vertreter andrer Religionen noch lange behaupteten.

Der Mischung der Glaubenslehren, zu der im Westen selbst der hellenische Götterglaube einen kleinen Beitrag gestellt haben mag, entsprach die Mischung der Kulturen, die sich am dauerndsten in Kunststilen und in der Schrift ausgesprochen hat. Die neuern Ausgrabungen in Turkestan haben darüber genauern Aufschluß gegeben, besonders über das Dasein eines Stils, der aus indischen, griechischen und persischen Einflüssen erwachsen ist.

Zeigt sich schon in diesem Mischstile das Bestreben, von der bloßen Nachbildung fremder Formen zu einer gewissen Eigenart zu gelangen, so erscheint dieser Zug noch deutlicher darin, daß Hochasien neben fremden Schriftarten auch eine ganze Anzahl eigner Schriftsysteme hervorgebracht hat, die natürlich von schon vorhandnen Vorbildern ausgehen, aber doch selbständigen

Erklärung zu umſtehender Abbildung.

Auf der Straße, die von Peking aus in nordweſtlicher Richtung nach Kalgan und zur Großen Mauer führt, liegt im Paſſe von Nan k'ou zwiſchen (Tſ)chang ping und Hwai lai als Teil der Vormauer das Thor von Kiu-yung kwan (Chü yung kuan). Berühmt iſt dieſes Thor erſtens durch ſeinen auf der umſtehenden Tafel wiedergegebnen bildneriſchen Schmuck und zweitens durch ſeine beiden, vor allem die Sprachforſcher feſſelnden, großen Inſchriften auf den beiden ſenkrechten Innenwänden der Thorwölbung. Dieſe vom Jahr 1345 n. Chr. datierten Inſchriften ſind in 6 Sprachen abgefaßt: dem Sanskrit, dem Tibetiſchen, dem Mongoliſchen in der 'Phags pa-Schrift, dem uiguriſchen Türkiſch, dem Chineſiſchen und einer annoch unenträtſelten, nur in dieſer Probe erhaltnen Sprache. Wylie, der erſte, der ſich mit der Entziffrung der intereſſanten Inſchriftenreihe beſchäftigt hat (1870), glaubte in dem unbekannten Idiom das jou tchen oder niu tshe der Kin-Dynaſtie (Nü chi) zu erblicken, während G. Devéria dafür eingetreten iſt, darin die Schrift des Tangutenſtamms zu ſehen, der am obern Gelben Fluſſe, zwiſchen dem 34. und dem 42. nördlichen Breitenkreiſe, das Königreich Hſi Hſia (Si hia) gegründet hat. Die beiden Inſchriften (mit großen Buchſtaben) ſind abgekürzte Redaktionen von zwei myſtiſchen Gebeten (dhâraṇi): erſtens von der Sarva-durgati-paricodhana-uṣṇîṣa dhâraṇi (öſtliche Wand) und zweitens von der Samanta-mukha-praveça-raçmi-vimaloṣṇîṣa-prabhâ-sarva-tathâgata-hṛdaya-sama-virocana dhâraṇi (weſtliche Wand). Den chineſiſchen und mongoliſchen Text (in der Schrift 'Phags pa lama) hat Édouard Chavannes, den tibetiſchen Sylvain Lévi, den uiguriſchen W. Radloff (1894) und den mongoliſchen Text nochmals Georg Huth (1895) genau erforſcht und ins Franzöſiſche („Journal Asiatique") überſetzt.

Unſre Tafel ſtellt das 1445 von Lin P'ou hien hergeſtellte, ſeitdem aber wieder verfallne Thor von Süden geſehen dar. Oben erblicken wir Garuḍa über zwei ſchlangenſchwänzigen Nâgas. An der linken untern Seite, vom Baume beſchattet, ein Basrelief: ein Elefant, beſtiegen von einem phantaſtiſchen Weſen, auf dem eine kleine, menſchlich geſtaltete Perſon ſitzt; das kleine Ornamentband zur Linken iſt eine Kette von vajras. In dem umſtehend nicht mit wiedergegebnen Innern der Wölbung an der dreiſeitigen Decke ſitzt in jedem der eingezeichneten Teilkäſtchen ein Buddha; an den ſenkrechten Wänden die beiden großen Inſchriften zwiſchen vier Mahârâjas (Dhṛtarâṣṭra, auf einer Mandoline ſpielend, und Genoſſen) als Thorhütern.

(Nach einem im Beſitze des Herausgebers befindlichen Exemplare der ‚Documents de l'époque mongole des XIIIe et XIVe siècles' des Prinzen Roland Bonaparte; Paris 1895, Privatdruck.)

Plate XXIII.

Interior of Gateway, Tower of Hunsdon, Herts.

Charakter besitzen (vgl. die Erklärung zu der beigehefteten Tafel „Das Thor von Kiu-yung kwan [Chü yung kuan]“). Am wenigsten scheint die chinesische Schrift als Muster gedient zu haben, da ihre Mängel gegenüber den Silben- und Buchstabenschriften der andern Kulturvölker doch zu grell hervortraten. Größer war der Einfluß der indischen Schriftarten, vor allem im Tarymbecken; bei den Uiguren hatte dagegen die persische Pehlewischrift Eingang gefunden, wohl durch Vermittlung der Yue tshi, und von ihnen erlernten sie wieder die Türkenstämme. Dann wurde durch den Einfluß der nestorianischen Missionare die syrische Schrift verbreitet, die bald als Muster neuer einheimischer Systeme diente (s. die Tafel bei S. 154); die der Mongolen und der Mandschu sind Abkömmlinge der syrischen Schrift. Im 8. und 9. Jahrhundert scheint, wie zahlreiche Funde beweisen, die Zahl fremder und einheimischer Schriften in Hochasien ungemein groß gewesen zu sein, was auf eine gewisse Zerrissenheit des Kulturlebens schließen läßt; der oasenhafte und gleichzeitig fremden Einflüssen überaus zugängliche Charakter der hochasiatischen Kultur tritt auch hierin deutlich hervor.

3. Hochasien von der Mongolenzeit bis zur Gegenwart.

A. Djengis Chan.

Was Kultur und Religionen hatten thun können, um das rauhe Volk Hochasiens zu zähmen, war viele Jahrhunderte hindurch geschehen. In den Oasen erhoben sich Tempel Buddhas, zarathustrische Kultstätten, christliche Kirchen und islamische Moscheen; das Gewerbe blühte, der Handel führte fremde Kaufleute ins Land, und wer nach Verfeinerung der Sitten und nach Veredlung des Daseins strebte, dem fehlte es nicht an glänzenden Vorbildern. Von den Nomaden ließ sich zwar weniger Günstiges berichten. Dennoch hatten auch bei vielen von ihnen die höhern Glaubensformen Wurzel geschlagen; es gab schriftkundige Männer unter ihnen, und die Lockungen des zivilisierten Lebens blieben nicht ohne Eindruck. Der Weg war schon vielfach beschritten, der diese Stämme aus ihrer alten Wildheit herausführen mußte: die Kräfte der Kultur schienen überall im siegreichen Vordringen zu sein. Da raffte sich der Nomadismus noch einmal zu einem Gegenstoß auf, der furchtbarer war als alle frühern und auf lange hinaus wieder jenen unbändigen Mächten der Kampfesfreude und Zerstörungslust offne Bahn schuf, deren echteste, wildeste Vertreter die Hirtenvölker Hochasiens waren. Wie in einem blutigen Schimmer erglüht die Welt zur Mongolenzeit. Zweimal, zuerst unter Djengis Chan und seinen ersten Nachfolgern und dann nochmals unter Timur, brachen die Reiterhorden über die Kulturländer Asiens und Europas herein; zweimal brausten sie dahin, als ob sie alle Länder zertreten und in Weidegründe für ihre Herden verwandeln wollten, und so gründlich haben sie gewütet und gemordet, daß noch heute verödete Gebiete die Spuren ihres zerstörenden Grimms bewahren. Es waren die letzten großen Ausbrüche des hochasiatischen Kraters; jetzt hat die Kultur gesiegt, und die Horden der weiten Steppe sind keine Gefahr mehr, vor der sie zu zittern brauchte.

Was gegen die Kulturwelt vorstieß, war auch diesmal die ganze, durch eine Herrschernatur vorübergehend zur Einheit zusammengeschweißte Kraft des hochasiatischen Nomadentums. Das neue Volk, das scheinbar plötzlich erscheint und mit ungeheuern Heeresmassen auftritt, nachdem man es vorher kaum gekannt und beachtet hat, gibt in Wahrheit nur den ersten Anstoß und stellt zunächst die Führer der lawinenartig anwachsenden Masse; von ihm erhält sie

den Namen, von ihm auch läßt ſie ſich wieder mit dem wilden Kriegsmut entflammen, der teilweiſe in der Berührung mit der Kultur zurückgegangen war. Von entſcheidendem Wert aber iſt immer die Perſönlichkeit. Wer ſich zum Herrſcher geboren fühlt und nicht von der Ungunſt des Schickſals zu früh aus ſeiner Heldenbahn geriſſen wird, der mag der kleinſten, verachtetſten Horde angehören, immer wird er als Führer eines großen Volks enden: die Stämme Hochaſiens mit ihren verſchiednen Namen und doch ſo ähnlichen Anlagen und Sitten werden ſich unter dem Druck einer eiſernen Herrſcherfauſt zur rieſigen Volksmacht zuſammenballen. Lange Dauer freilich iſt den Steppenreichen nicht beſchieden: ſobald der Zwang nachläßt, löſt ſich das ungeheuere Gebilde wieder auf. In den einzelnen Landſchaften bilden ſich dann wieder beſondere Völker und Reiche aus den gründlich durcheinander gewühlten und geſchüttelten Stämmen und Menſchen Hochaſiens. Auch das mongoliſche Weltreich iſt dieſem Schickſal nicht entgangen.

a) Die Anfänge der Mongolen.

Die Mongolen treten in der ältern Geſchichte Hochaſiens ſo wenig hervor, daß der Zweifel erlaubt iſt, ob wir es hier überhaupt mit einem Stamme zu thun haben, deſſen Wurzeln weit in die Vergangenheit zurückreichen. Die Urſitze der Mongolen liegen, ſoweit ſich das nachweiſen läßt, am Nordrande der hochaſiatiſchen Steppe in der Gegend des Baikalſees. Nun iſt aber gerade dieſer Nordrand der Schauplatz der wichtigſten nomadiſchen Staatenbildungen, das eigentliche Kernland der erobernden Hirtenvölker; hier hielten ſich bis zuletzt die Hunnen, hier lag der Mittelpunkt der türkiſchen Macht. Was in dieſem Gebiete von Nomadenvölkern hauſte, war in der Hauptſache erſt aus der Zertrümmerung älterer Volksbeſtandteile neu hervorgegangen und enthielt Reſte aller frühern Bewohner. Die Mongolen insbeſondere ſind aus den Überbleibſeln des Türkenvolks entſtanden, das ſeinerſeits auch wieder eine Miſchung hunniſcher und andrer Stämme war. Daß gerade von ihnen die alte nomadiſche Kriegs- und Zerſtörungsluſt von neuem angefacht worden iſt, war kein bloßer Zufall: in ihren entlegnen Sitzen waren ſie am wenigſten durch die Kultur verweichlicht und durch religiöſen Einfluß gezähmt worden, hatten ſie am treueſten die alten kriegeriſchen Überlieferungen bewahrt. Das Streben nach Beute, Macht und Herrſchaft über unzählige Völker war dieſen rauhen Nomaden von einer langen Reihe thatkräftiger Vorfahren vererbt. Auch die Sagen über die Herkunft der mongoliſchen Dynaſtie ſind nur Nachklänge älterer Überlieferungen, mag ſie nun von einem Lichtgeiſt oder von einem Wolf abgeleitet werden.

Die mongoliſche Horde hatte im Anfange des 12. Jahrhunderts begonnen, ſich in Hochaſien einen Namen zu machen; die Zuſtände jener Zeit waren ihrem Aufkommen günſtig, da damals keine hochaſiatiſche Großmacht vorhanden war. In den öſtlichen Teilen des Gebiets herrſchten die Kin oder Nü chi (Niu tſhe; S. 91), die 1125 die Khitan (Chitan, Liao) beſiegt und verdrängt hatten; beide Völker waren tunguſiſchen Stamms und hatten auch einen Teil Nordchinas unter ihrer Botmäßigkeit. Die Mongolen ſcheinen den Nü chi tributpflichtig geweſen zu ſein. Im Weſten war die Macht der Hakas ſtark zurückgegangen; die Uiguren und einzelne tatariſche Horden, wie die teilweiſe zum Chriſtentume bekehrten Kerait (Bd. IV, S. 211), führten ein unabhängiges Daſein. Zunächſt brachte der Vater Djengis Chans, Yeſukai (Yiſſugây), eine Anzahl von Nomadenſtämmen unter ſeine Botmäßigkeit und erregte dadurch das Mißtrauen der Nü chi, die im Jahre 1135 und nochmals 1147 vergebliche Verſuche machten, die werdende Weltmacht im Keime zu erſticken.

b) Temudjin (Djengis Chan).

Über die sonstigen Thaten Yesukais ist wenig bekannt. Sein Reich schien ebenso rasch wieder zerfallen zu wollen, als es entstanden war. Beim Tode Yesukais (1175) zählte sein Sohn Temudjin (chin. T'iĕ mu chên) erst 20, nach Andern gar nur 12 Jahre: Grund genug für die unterworfnen Horden, sich von ihm loszusagen, so daß dem unter der Vormundschaft seiner Mutter stehenden Herrscher nicht viel mehr als die ursprüngliche Stammhorde blieb. Aber in dem Jüngling lebte eine eiserne Willenskraft. Er raffte seine Anhänger zusammen und lieferte dem von den andern Horden erwählten Gegenherrscher Ong (Wang) chan eine Schlacht, die zunächst dem weitern Umsichgreifen des Abfalls ein Ziel setzte; ein Jahr später erfocht er über die aufs neue heranrückenden Empörer einen glänzenden Sieg. Durch eine barbarische Bestrafung der feindlichen Anführer bewies er vollends seinen Herrscherberuf. Nun fanden sich bald Stämme, die die Freundschaft des Siegers suchten, andre, die Ränke gegen ihn spannen oder ihm offen entgegentraten; unter beständigen Kämpfen wuchs die Macht Temudjins immer mehr. Er unterwarf die Naiman, die anfangs mit ihm verbündeten Kerait und andre Stämme in einer Reihe von Feldzügen, bis er im Jahre 1206 am Onon (Nebenfluß des Amur) eine große Heerschau und Ratsversammlung abhalten konnte, bei der er den größten Teil der nomadischen Streitmacht Hochasiens um sich versammelt sah. Hier nahm er den Namen Djengis (Dschingis, Chingiz) Chan (vollkommner Held; chin. Ch'êng chi szĕ, als Kaiser: [Yüan] T'ai tsu; vgl. S. 92) auf den Wunsch der Seinen an. Nun schien es Zeit, weiter auszugreifen und die siegreichen Waffen auch in die benachbarten Kulturländer zu tragen.

Einen Vorwand zu weitern Kriegen boten Ränke des Naimanfürsten Kuschlek (Gutschluk, K'ü ch'u lü), der 1201 dem Reiche der Kara Khitai den Garaus gemacht hatte; er mußte zu den Nü chi flüchten. Die Kirgisen und nach ihnen die Uiguren (1209) unterwarfen sich inzwischen freiwillig. Der Kampf mit den Nü chi brach nach geringfügigen Gefechten im Jahre 1211 aus, wobei die 1125 von den Nü chi unterworfnen Khitan den Mongolen wertvolle Hilfe leisteten. Es handelte sich für Djengis Chan hauptsächlich darum, das nördliche China, den besten Teil des Nü chi-Reichs, in seine Gewalt zu bringen; schließlich floh Hsüan Tsung, der Kaiser der Nü chi, nach dem Süden und wurde dadurch von seinen nördlichen Hilfsquellen ganz abgeschnitten (1214). Die Hauptstadt Yen king, die ungefähr dem heutigen Peking entspricht, fiel nun in die Hände der Mongolen; aber erst 1234 endete dieser Krieg mit dem Untergange der Kin-Dynastie, sieben Jahre nach dem Tode Djengis Chans (S. 92). Es war den Nü chi zu statten gekommen, daß sie die Macht halb Chinas gegen die Mongolen ins Feld stellen und sich auf die stark befestigten chinesischen Städte stützen konnten. Erst allmählich lernten die Mongolen in der Schule der Not die Belagerungskunst, in der sie später zum Unglücke der von ihnen bedrängten Kulturvölker Großes leisten sollten; die Verwendung des Schießpulvers (vgl. S. 109) im Festungskriege war damals den Chinesen bereits geläufig, wie denn überhaupt in diesem Zweige des Kriegswesens, wo es sich mehr um Verstand als stürmische Tapferkeit handelt, damals in China viel zu lernen war.

Während der Kämpfe zwischen den Mongolen und den Nü chi hatte sich der Chan Kuschlek nach Turkestan begeben, sich dort mit Qutb (Alâ) ed-din Mohammed, dem Sultan der Ch(a)waresmier, verbündet und war im Begriff, mit dessen Hilfe ein Reich im westlichen Hochasien zu bilden. Das Eingreifen der Chwaresmier zu gunsten Kuschleks dürfte teilweise auf Handelseifersucht zurückzuführen sein; Djengis Chan hatte wohl versucht, den Handel

über die nördlichen Straßen zu leiten, stieß hierbei aber auf die entschiedne Abneigung der turkestanischen Herrscher, deren mächtigster der Sultan von Chwaresm (Chwarizm) war. Mohammed, der Kaschgar und damit die südlichen Straßen beherrschte, hatte die Gesandten Djengis Chans, die eine Art Handelsvertrag abschließen wollten, kurzer Hand töten lassen. Das Selbstbewußtsein des turkestanischen Fürsten konnte damals nicht gering sein; schien es doch, als ob die Chwaresmier die Nachfolger der sinkenden Seldjuken in der Herrschaft Westasiens und in der schützenden Obergewalt über die Bagdader Kalifen sein würden (Bd. III, S. 360). Wie immer in solchen Fällen, beruhte ein guter Teil der chwaresmischen Macht auf dem Besitze der hochasiatischen und der indischen Handelsstraßen und dem daraus entspringenden Reichtume.

Jetzt aber erhielt diese Macht mit allen ehrgeizigen Träumen, die sich an sie knüpften, durch den Ansturm der Mongolen einen vernichtenden Stoß. Zunächst wurde Kuschlek, der ein bedeutendes Heer auf die Beine gebracht hatte, vollständig geschlagen und auf der Flucht niedergehauen (1218); dann wälzte sich die mongolische Streitmacht gegen Chwaresm, das damals außer dem heutigen Chiwa einen großen Teil Turkestans und Persiens umfaßte. Bochara, dessen Besatzung nur geringen Widerstand leistete, wurde geplündert und ging in Flammen auf; besser hielt sich Otrâr am mittlern Syr Darja, die eigentliche Grenzfestung gegen Hochasien, fiel aber zuletzt ebenso in Djengis Chans Hände, wie Chodschend, Usgen und andere feste Plätze (s. die Karte bei S. 120). Das Hauptheer wandte sich gegen Samarkand, das, bald übergeben, trotzdem für die Sünden seines Herrschers durch ein furchtbares Blutbad büßen mußte. Nunmehr war der Widerstand des Sultans Mohammed gebrochen; ohne eine Feldschlacht zu wagen, floh er in Persien von Stadt zu Stadt, immer verfolgt von den mongolischen Truppen, um endlich auf einer Insel des Kaspischen Meers im Elende zu sterben. Der größte Teil Persiens unterwarf sich den Mongolen (1220). Ein Gegenstoß, den Mohammeds Sohn Djelal eb-din Mankburni unternahm, warf die Truppen Djengis Chans zeitweilig zurück; doch das persönliche Erscheinen des Mongolenherrschers zwang den Chwaresmier zur Flucht nach Indien, worauf verschiedne abgefallne Städte, darunter Herat, ausgemordet und verbrannt wurden. Die Mongolen drangen an den Indus vor und verwüsteten Peschawar, Lahor und Malikpur.

War hier bereits der alte Erobererweg nach Indien betreten, so that Djengis Chan auch die ersten Schritte auf der vielbegangnen Straße, die aus den Steppen Westsibiriens nach Europa führt. Vorwände zu einem Kriegszuge, der sich zunächst gegen die Nomadenstämme im Norden des Kaukasus richtete, waren bald gefunden; als dann die Russen von Kijew (Kiew) als Bundesgenossen dieser Völker im Feld erschienen, kam es zum ersten Zusammenstoße zwischen mongolischen und europäischen Truppen (1223). Die anfänglich siegreichen Russen wurden zuletzt geschlagen; der Großfürst von Kijew selbst fiel in Gefangenschaft. Indes beuteten die Mongolen, vor denen damals auch Konstantinopel stärker befestigt wurde, ihren Sieg nicht weiter aus.

Im Jahre 1224 plante Djengis Chan in Person einen Feldzug nach Indien, ließ sich aber durch ein Wunderzeichen und vielleicht noch mehr durch die Kriegsmüdigkeit seines Heers bestimmen, nach Karakorum zurückzugehen, der ehemaligen Hauptstadt der christlichen Kerait, die nun der Mittelpunkt des mongolischen Reichs geworden war (s. die Karte bei S. 171). Ein Jahr vorher hatte er noch mit seinem ganzen Heer in der südsibirischen Steppe eine ungeheuere Treibjagd veranstaltet, eine ins Riesenhafte getriebne Vergrößerung der als Vergnügen wie als Nahrungsquelle den hochasiatischen Nomaden vertrauten Jagdweise.

Inzwischen hatte der Krieg in China seinen Fortgang gehabt. Auch das westchinesische Reich der Hsia (S. 89 und 160) mit zum Teil tibetischer (tangutischer) Bevölkerung war in

die Kriegswirren mit hineingezogen und schon in den Jahren 1209 und 1217 verheert worden; nun erlitt es, nachdem es seine Nordprovinz Ordos verloren hatte, eine noch gründlichere Verwüstung durch die Mongolen (1223—26), bis dann 1227 der Letzte der Dynastie gefangen genommen und das Land völlig von Djengis Chans Feldherren erobert wurde. Die Kin oder Nü chi in Nordchina widerstanden dagegen noch immer (bis 1234) den Angriffen der Mongolen, deren bester Feldherr, Mogli, im Jahre 1225 starb.

Djengis Chan überlebte seinen Heerführer nur zwei Jahre. Er starb 1227 in einer Stadt am obern Hoangho, ob eines natürlichen Tods oder von einem seiner Weiber vergiftet, ist ungewiß. Mit ihm schied der echteste Vertreter des wilden, unzähmbaren Nomadentums Hochasiens, der sich nach alter Hunnensitte aus Leichen und Trümmern einen Riesenthron errichtet hatte. Hunger nach Macht und grimmige Freude an der Zerstörung waren die Gründe seines Handelns; das Bedürfnis, auch nur als äußern Vorwand einen höhern Gedanken seinen verwüstenden Kriegsfahrten zu Grunde zu legen, war ihm völlig fremd. Daneben fehlte es indes nicht an jenen Zügen rauher Ehrlichkeit und Charaktergröße, die immer wieder mit den Helden des Nomadentums versöhnen; selbst eine gewisse Empfänglichkeit für Kultur ist nicht ganz zu verkennen. Was alle wilden Heerführer Hochasiens schließlich erfahren haben, sollte sich auch an ihm und vor allem an seinen Nachkommen offenbaren: die niedergetretne, aus tausend Wunden blutende Kultur erwies sich im Geisteskampf als die stärkere und beugte endlich den starren Hochmut der Steppenfürsten, die schließlich in Kapellen und Tempeln demütig den Idealen der Kulturwelt huldigten und die eiserne Faust mühselig an den Schreibgriffel gewöhnten.

c) Die Reichsverwaltung unter Temudjin.

Diesen Einflüssen sind erst die Nachfolger Djengis Chans erlegen. Aber schon neben der düstern, blutbefleckten Gestalt des ersten Mongolenherrschers taucht ein Mann auf, den der gewaltige Steppenfürst als einen Vertreter und Sprecher der Kultur gewählt zu haben schien: Jli tschu tsai (Yeliu Chutsai), ein Mann aus dem Herrscherhause der Kin, also ein Tunguse mit chinesischer Kultur (vgl. S. 91 und 166). Was Djengis Chan bewog, diesen Angehörigen einer ihm feindlichen Familie an seinen Hof zu ziehen und ihm bald die ganze innere Verwaltung anzuvertrauen, war sicher weniger der Wunsch, die Gesittung seiner Mongolen zu fördern, als das Bestreben, sein Reich und namentlich seine Einkünfte nach chinesischem Muster zu regeln. Das gelang so gut, daß Jli tschu tsai bis zu seinem Tod auch unter den Nachfolgern Djengis Chans seine Würde behauptete. Unendlich mehr Ehre aber macht es ihm, daß er sich zugleich als Anwalt der höhern Kultur betrachtete, mit Kühnheit grausamen Entschlüssen des Herrschers entgegentrat, Verfolgte unter seinen Schutz nahm und, wo er konnte, die Denkmäler der Kunst vor der Zerstörung schützte. Sein eignes Vermögen brachte er diesen Bestrebungen zum Opfer oder verwandte es, um Urkunden und Inschriften zu sammeln; eine Menge davon und einige Musikinstrumente waren der ganze Reichtum, den man bei ihm fand, als Verleumder seine Amtsführung verdächtigt hatten. In Djengis Chan und seinem Minister sehen wir die großen, im ewigen Kampfe begriffnen Gegensätze wilder Selbstherrlichkeit und sittlicher Selbstzucht verkörpert nebeneinander: die ganze Geschichte Hochasiens scheint hier in ein Menschenpaar zusammengezogen.

Die Ausdehnung des mongolischen Reichs beim Tode Djengis Chans läßt sich schwer angeben: es war noch ein ganz unfertiger Bau (s. die Karte bei S. 171). Die mongolischen und südwestsibirischen Steppenländer waren unmittelbarer Besitz des neuen Herrschervolks oder standen, wie das Uigurenland, unter einheimischen, den Siegern völlig ergebnen Herrschern. Turkestan

konnte als erobert gelten, während in Persien die mongolische Macht noch auf sehr schwachen Füßen stand und das nordwestliche Indien mehr ausgeplündert als wirklich unterworfen worden war. In China war das Reich der westlichen Hsia ganz gewonnen; die Nü chi dagegen widerstanden noch immer hartnäckig in den Provinzen am untern Hoangho. Am wenigsten klar ist die Ausdehnung des mongolischen Einflusses nach Süden. Größere Feldzüge nach dem Tarymbecken oder nach Tibet haben nicht stattgefunden; wahrscheinlich aber hat sich wenigstens ein Teil der Oasenstaaten in Ostturkestan freiwillig unterworfen. Manche dieser Kleinstaaten mochten ohnehin unter der Oberherrschaft der Uiguren, der Kerait u. s. w. gestanden und das Schicksal dieser Völker geteilt haben; andere, wie Kaschgar, waren bei den Kriegen gegen die Chwaresmier bereits erobert worden.

Die Verfassung des Mongolenreichs war ganz auf kriegerische Unternehmungen zugeschnitten und in diesem Sinne nur eine Erneuerung der hochasiatischen Organisationsformen, wie sie schon bei den Hunnen und Türken üblich gewesen waren. Alle waffenfähigen Männer der verschiednen Stämme waren zu zehn, hundert, tausend u. s. w. geordnet; das Heer ergänzte seine Verluste aus der jungen Mannschaft der unterjochten Gebiete, die unter die vorhandnen Truppen verteilt wurde oder, wenn sich das Land freiwillig unterworfen hatte, besondere Heerkörper bildete. Feldzeichen aus Yak- und Roßschweifen, deren wichtigste die neunschwänzige mongolische Heerfahne und das aus vier schwarzen Roßschweifen bestehende Banner des Chans waren, entsprechen ebenfalls hochasiatischem Herkommen. Die neunfache Fahne bedeutete die neun großen Abteilungen oder Armeekorps, in die das mongolische Aufgebot zerfiel.

Das innere Leben seines Volks ordnete Djengis Chan durch eine Reihe von Gesetzen, die wohl großenteils auf Überlieferungen und frühere Vorbilder zurückgehen und noch ganz dem nomadischen Dasein angepaßt sind. Merkwürdig ist das Verhältnis zu den Religionen: einerseits tritt das Bestreben hervor, die herkömmliche schamanistische Glaubensform durch stärkere Betonung des Gottesglaubens zu veredeln; anderseits wird auch eine rücksichtsvolle Behandlung aller andern Religionen und ihrer Priester empfohlen. Öffentliche Ämter sollten indessen den Priestern nicht anvertraut werden. Im übrigen beziehen sich die Anordnungen Djengis Chans vorwiegend auf militärische Dinge, regeln daneben in sehr einfacher Weise das Familienleben, bestimmen die Schonzeit des Wilds und machen gewisse mongolische Sitten zu allgemeinen Regeln: so das Schlachten der Tiere durch Aufschlitzen des Leibes, das Verbot des Badens und dergleichen. In seiner letzten Zeit verriet Djengis Chan einige Hinneigung zum Buddhismus, zeigte aber sonst jene gleichgiltige Duldung gegenüber den verschiednen Religionen, die für die Mongolen überhaupt bezeichnend ist; Glaubenseifer, der sonst so viele Grausamkeiten entschuldigen muß, hat die Metzeleien der Mongolen nicht veranlaßt.

B. Das Mongolenreich bis zu seiner Teilung.

Am Flusse Kerulen (Kyrylun) in der nördlichen Steppe traten 1227 die Großen des Mongolenreichs zur feierlichen Beratung zusammen. Die letztwillige Verfügung Djengis Chans bestimmte seinen dritten Sohn Ogdai (Ogotai Chan, chines.: Wo k'uo t'ai oder T'ai Tsung; S. 92) zum Nachfolger; auf einem großen Reichstage zu Karakorum empfing er bald darauf die Huldigung seiner Unterthanen. Da Ogdai seines Vaters erstem Minister Jli tschu tsai noch größern Einfluß einräumte, konnte dieser den innern Ausbau des Reichs fortsetzen, die Steuererhebung gründlich ordnen, Verzeichnisse der Heerespflichtigen anlegen: eine gesunde Grundlage, die es den Mongolenherrschern erlaubte, die unterworfnen Kulturländer auszubeuten, ohne sie

zu vernichten. Die großartig durchgeführte Ordnung des Mongolenreichs, die später Marco Polo bewunderte, ist in der Hauptsache das Werk dieses Ministers.

Nach außen hin trat die erobernde Kraft der geeinigten Steppenvölker unter Ogdai mächtig hervor. Persien, wo der Chwaresmier Djelal ed-din einen Teil seines Erbes wieder an sich gerissen hatte (vgl. S. 168), wurde aufs neue unterworfen und der unglückliche Fürst im August 1231 zur Flucht nach den westlichen Gebirgen gezwungen, wo ihn räuberische Kurden erschlugen; Ogdai selbst wandte sich gegen China, wo das Reich der Kin (Nü chi) mit sinkenden Kräften um sein Dasein rang. Die Provinzen Pechili, Shantung, Shansi und Liaotung waren damals bereits in mongolischem Besitze; die Kin hielten sich nur noch südlich vom Hoangho in Schensi und Honan. Tuli (Tului, T'o lei), der jüngste Bruder Ogdais, führte in den letzten Kämpfen meist den Oberbefehl über die Mongolen. Die Belagerung der Hauptstadt Kaifengfu, wobei sich die chinesischen Verteidiger des Pulvers mit großem Erfolge bedienten, scheiterte im Jahre 1232. Aber nun kam ein Bündnis der Mongolen mit dem chinesischen Kaiserreiche der südlichen Sung zu stande, das die Widerstandskraft der Kin rasch vernichtete; im Jahre 1234 erlag der letzte Kaiser der Nü chi einem vereinigten mongolisch-chinesischen Heere. Shensi fiel den Mongolen, Honan größtenteils den Sung zu, nicht ohne daß schon jetzt Mißhelligkeiten zwischen den Verbündeten als Vorboten späterer Ereignisse ausbrachen. Für die Mongolen war die Eroberung Nordchinas sehr bedeutungsvoll: die chinesische Kultur war die erste, mit der sie dauernd in Berührung kamen, und so wurden die Staatseinrichtungen Chinas in vieler Hinsicht vorbildlich für das wilde Steppenvolk; die uigurische Kultur, die anfangs als Muster gedient hatte, trat dagegen stark zurück. Allmählich machte sich die alte Kraft Chinas, die Steppenvölker umzubilden und aufzusaugen, immer mächtiger geltend: je tiefer die Mongolen in das Reich der Mitte eindrangen, desto mehr wurden sie zu Chinesen, bis endlich der Zerfall des ungeheuern Weltreichs in die hochasiatischen Gebiete einerseits, China anderseits unvermeidlich war.

Die nach der Niederwerfung der Kin freiwerdenden Kräfte wurden dazu bestimmt, nach Westen hin das Mongolenreich zu erweitern; durch die westsibirischen Steppen wälzten sich seit 1235 die mongolischen Horden unter Führung Batus gegen Europa heran, dessen Grenzhut in den Händen der russischen Fürsten lag. Am 21. Dezember 1237 wurde Rjäsan erobert, am 14. Februar 1238 fiel Wladimir am Kljasma; die Russenherrscher mußten sich der mongolischen Oberherrschaft beugen: am 6. Dezember 1240 wurde auch Kijew zerstört. Nun wurde Polen verwüstet, Herzog Boleslaw V. der Schamhafte (oder der Keusche) von Sandomir zur Flucht nach Ungarn genötigt, ein polnisch-deutsches Heer unter Heinrich II. von Niederschlesien am 9. April 1241 bei Liegnitz vernichtet. Aber hier am Rande des großen Steppenlands endete der Westzug Baidars (Petas) und seiner Mongolen; sie wandten sich nach Ungarn, wo bereits Batu selbst eingebrochen war (März 1241). Die Gefahr lag nahe, daß diese Mongolen in der ungarischen Steppe festen Fuß faßten, und daß sie dann wieder, wie schon mehrmals, die Brutstätte nomadischer Raubschwärme werden würde, die Europa in beständiger Unruhe erhielten. Die Magyaren erlitten dasselbe Schicksal, das ihre Vorfahren über so viele blühende Länder gebracht hatten: die Mongolen schienen im Sommer und Herbst 1241 die Absicht zu haben, für sich selbst Raum zu schaffen und das Land gründlich auszumorden. Indes entschlossen sie sich auf die Kunde von dem am 11. Dezember 1241 zu Karakorum erfolgten Tode des Groß-Chans Ogdai im Frühjahr 1242 zum Rückzug über Kumanien nach Rußland.

Noch war damals die Ausdehnungskraft des Mongolenreichs ungeheuer groß (s. die beigeheftete Karte „Hochasien in den Zeiten Djengis Chans und Timurs"). Während in

Europa gekämpft wurde, bedrohten Ogdais Heere Irak und Kleinasien. Wie früher und später türkische Scharen, benutzten die Mongolen den Weg durch Armenien und versuchten wiederholt Bagdad anzugreifen. Gleichzeitig begann in China der Angriff auf das Reich der südlichen Sung, dessen Fürsten in thörichter Verblendung die Vormauer ihrer Macht, das Reich der Kin, hatten zerstören helfen. Die Truppen der Sung hielten längere Zeit unter blutigen Kämpfen die Linien des mittlern Hoangho und des Weiho; gleichzeitig tobte in Szeschuen am obern Yangtszekiang der Kampf, wo bei der Belagerung von Lutscheu ein starkes mongolisches Heer fast ganz aufgerieben wurde. Auch hier setzte der Tod Ogdais den Unternehmungen vorläufig ein Ende.

Der Großchan hatte das Reich einem seiner minderjährigen Enkel hinterlassen; aber an dessen Stelle riß 1241 die erste Gattin Ogdais, Nai ma chèn (Turakina), die Regentschaft an sich. Dem langjährigen Kanzler der beiden ersten Großchane, Jli tschu tsai, der dem benachteiligten Erben sein Recht sichern wollte, setzte ein plötzlicher Tod ein Ziel. Der Kaiserin gelang es jetzt, auf einem großen Kurultai (Reichstag) die Ernennung ihres Sohns Kuyuk Chan (Gajuk, chin.: Kuei yu oder Ting Tsung) zum Herrscher durchzusetzen (1246) und damit eine Zwischenregierung abzuschließen, die die Angriffskraft der Mongolen stark beeinträchtigt hatte. An manchen Stellen, namentlich den europäischen Weststaaten gegenüber, wurde trotz allerlei drohender Rüstungen die Eroberungspolitik überhaupt nicht wieder aufgenommen. Übrigens waren auf dem Reichstage Gesandte des Papstes erschienen (S. 95 unten), um die Mongolen zu bitten, von weitern gegen die Christen gerichteten Eroberungszügen abzustehen, hatten aber die selbstbewußten Weltherrscher nur gereizt. Trotzdem schien die gemeinsame Feindschaft der Christen und der Mongolen gegen die Mohammedaner eine Grundlage zur Verständigung zu bilden, besonders in Syrien, wo Kreuzfahrer und Mongolen Stellung zu einander nehmen mußten; ja, endlich schien Aussicht vorhanden, die mongolische Dynastie selbst zum Christentume zu bekehren und damit einen großartigen Triumph der Kirche zu erringen.

Kuyuk wandte seine Aufmerksamkeit vorwiegend dem Osten zu und bekriegte Korea, das zugleich eine Brücke nach Japan bilden konnte (S. 112). Schon im Jahre 1248 starb er jedoch, und nun gelangte Mangu Chan (Mêngko oder Hsien Tsung), ein Sohn Tulis und Enkel Djengis Chans, auf den Thron, obwohl erst nach langen Beratungen der Großen (1251). Die ungeheuere Ausdehnung des damaligen Mongolenreichs spricht sich in der Langsamkeit aus, mit der die großen Reichsversammlungen berufen und vereinigt werden konnten; der Zerfall des unbehilflichen Reichskörpers war nur noch eine Frage der Zeit. Den ersten Schritt dazu that Mangu selbst, indem er seinen Bruder Kublai zum Generalstatthalter in China (Mo nan, den „Ländern südlich von der Wüste") ernannte, dessen Kultur auf Kublai, der in nicht ferner Zeit Mangus Nachfolger werden sollte, gewohntermaßen umgestaltend zu wirken vermochte: aus der mongolischen Dynastie mußte bald eine chinesische werden.

Zunächst indes dehnten sich unter Mangu die Grenzen des mongolischen Weltreichs nochmals weiter aus. Das bisher durch seine Lage beschützte Tibet wurde angegriffen und, wie später Marco Polo berichten konnte, gründlich verheert (S. 160). Folgenreicher war ein abermaliger Vorstoß unter Hulagus Führung gegen Irak und Syrien; der Kampf galt zunächst den Assassinen, deren östlicher oder persischer Zweig fast völlig vertilgt wurde (Rokn ed-din Chorschah am 19. November 1256 getötet; vgl. Bd. III, S. 364). Dann wandte sich das Mongolenheer gegen Bagdad, das der schwächliche Widerstand des damaligen Kalifen nicht zu retten vermochte: ein furchtbares Blutbad vernichtete 1258 (vgl. ebenda, S. 366) nahezu die gesamte Einwohnerschaft dieser religiösen Hauptstadt der islamischen Welt. Der Gegensatz, in den die mongolische

Dynastie damit zum mohammedanischen Glauben trat, erhöhte die Hoffnung, daß sich die Mongolen für das Christentum gewinnen lassen würden. In der That errangen die Christen am Hof eine begünstigte Stellung; Mangu hat aber wohl Taufe u. s. w. nur als eine Art nützlichen Zaubermittels betrachtet: das Treiben der verrotteten nestorianischen und armenischen Priesterschaft konnte ihn darin nur bestärken (vgl. S. 96). Über den Kern der verschiednen Glaubenslehren, deren Zeremonien sie gelegentlich befolgten, dürften die mongolischen Fürsten durchweg sehr im Unklaren gewesen sein.

Nachdem ein großer Teil Syriens und Kleinasiens verheert worden war, wandte sich die Aufmerksamkeit des mongolischen Herrschers wieder dem Reiche der südlichen Sung zu, das nun einige Jahre hintereinander scharf angegriffen wurde. Kublai, der eine ihm drohende Ungnade glücklich abgewendet hatte, eroberte die westlichen Vorlande des chinesischen Kaiserreichs, Szechuen und Yünnan, und umschloß, indem er seine Heere bis Tongking und Cochinchina vorrücken ließ, Südchina von allen Seiten. Abermals brachte der Tod des Großchans die Unternehmungen zeitweilig zum Stocken: Mangu *starb* im Jahre 1259, und alle mongolischen Heerführer begaben sich zum Reichstag in die tatarische Steppe.

C. Der Zerfall des mongolischen Weltreichs.

a) Der Beginn des Zerfalls.

Der *Zerfall* des Riesenreichs mußte nunmehr *beginnen*. Es war nicht nur die ungeheuere Größe des Mongolenstaats, die Unmöglichkeit, bei den gewaltigen Entfernungen die Einheit des Besitzes aufrecht zu erhalten; zersetzender wirkte der Einfluß der verschiednen Kulturen, die sich überall gleichsam durch die vom Wüstensturm über sie gebreitete Sandschicht hindurchrangen und diese in ihrem Geiste umbildeten. Stand Kublai im Begriffe, sich in einen echten Chinesen zu verwandeln, so fühlten sich die westlichen Statthalter von den Kulturen Westasiens und Europas umflossen, während das alte echte Mongolentum nur in der hochasiatischen Steppe noch in seiner wilden Ursprünglichkeit zu finden war. Die Macht der *geographischen Lage*, die erst die frühern Staaten und Kulturen ins Leben gerufen hatte, machte wieder ihre Unwiderstehlichkeit geltend; aus den Provinzen des mongolischen Weltreichs wurden wieder Nationalstaaten unter der Führung von Dynastien mongolischen Ursprungs. Die Art, wie der Zerfall vor sich gehen mußte, hing davon ab, wohin der Schwerpunkt des Reichs verlegt wurde: fiel er nach Osten, dann mußte sich zunächst der Westen losreißen; fiel er dagegen in die westlichen Kulturländer, dann war zu erwarten, daß China unter einem mongolischen Herrscher Selbständigkeit erlangte.

Die Wahl fiel 1260 auf *Kublai* Chan (chin. Hʻu pi liĕ, Shi Tsu oder Wen wu Huang ti); damit war das Schwergewicht nach Osten verlegt. Wohl galt Kublai noch immer für den Oberherrn aller Mongolen; aber in Wahrheit beherrschte er nur das östliche hochasiatische Steppenland und die bisher eroberten Teile Chinas. Iran und die Besitzungen in Syrien und Kleinasien fielen seinem Bruder Hulagu zu; in Kiptschak, dem westsibirischen Steppenland und den angrenzenden europäischen Gebieten, herrschten die Nachkommen Batus; andre mongolische Dynastien bildeten sich in Turkestan.

Im *östlichen* Hauptreiche triumphierte nunmehr die *chinesische Kultur*; was von erobernder Kraft hier noch im Mongolenvolke vorhanden war, wurde zur Niederwerfung des Kaiserreichs der südlichen Sung und zu vergeblichen Angriffen auf Japan (S. 22) verwendet,

nach Beseitigung von Unruhen in der Mongolei, die durch den Thronwechsel hervorgerufen worden waren. Ernstliche Unternehmungen gegen die Sung wurden erst im Jahre 1267 begonnen, und es währte noch zwölf Jahre, bis der letzte Widerstand der Südchinesen zu Ende war. Aber während so Kublai die Herrschaft über ganz China errang, drohten ihm seine hochasiatischen Besitzungen an aufsässige Mongolenprinzen verloren zu gehen (Gegenkaiser: Alipuko oder Arikbuga zu Karakorum 1260—64; Aufstände Kaidus, eines Enkels von Ogdai, gest. 1301); Baian, dem der Sieg über die Sung hauptsächlich zu danken war, brachte aber die Mongolei mit der alten Hauptstadt Karakorum noch einmal in den Besitz seines Herrn. Kublai selbst residierte von Anfang an in Peking (Chan Baligh, Cambaluc; S. 96 unten) und bekundete auch dadurch, daß in ihm der Chinese über den Mongolen gesiegt hatte. Die Geschichtschreibung Chinas hat diese Thatsache anerkannt, indem sie seit 1280 das mongolische Herrscherhaus Kublais als echte chinesische Dynastie betrachtet; die weitern Schicksale dieser Dynastie gehören demnach nur noch in sehr beschränktem Sinne der Geschichte Hochasiens an, namentlich nach dem Tode Kublais (1294), dessen Name immer noch eine Art idealen Zusammenhangs der verschiednen Trümmer des Mongolenreichs bedeutet hatte.

Wer es versucht, ein gerechtes Urteil über das zerfallende Weltreich zu gewinnen, und die Frage stellt, was es *für die Kultur der Menschheit* gewesen ist, den wird beim Durchblättern der Zeugnisse aus jener blutigen Zeit zunächst ein Gefühl des Abscheus, ja der Verzweiflung an allem Fortschritt, an allen Erfolgen höherer Kultur erfüllen. Ist es ewig das Schicksal der in emsiger Arbeit vorwärts strebenden Völker, dem Ansturme roher Barbaren zu erliegen, deren dumpfer Sinn sich an Kampf und Beute zu gräßlicher, wahl- und zielloser Mordlust berauscht? Sind die blühenden, von Werken der Kunst und Wissenschaft erfüllten Städte nur darum durch die Thätigkeit aufeinander folgender Geschlechter emporgestiegen, damit rohe Horden sie in die blutige Erde stampfen, wie ein ungebärdiges Kind in sinnlosem Zerstörungstrieb ein Spielzeug zertrümmert? Wahrlich, auf keinem Blatte der Geschichte starrt uns die alte Grausamkeit der Natur und des Schicksals so hohnvoll entgegen wie hier, diese Grausamkeit, die tausend Leben daransetzt, um wenige begünstigte zu erhalten; wenn ungezählte Mengen fühlender Menschen unter den Säbeln der Nomaden verbluten, scheint sie ebenso gleichgiltig zuzusehen, als ob eine Schar spielender Mücken vom Brand eines Steppenfeuers verzehrt würde.

Aber es ist schon ausgesprochen worden, daß all diesem Unheil doch Wirkungen gegenüberstehen, die den furchtbaren Eindruck zu mildern wohl im stande sind. Der Sturm zerstört nicht nur, er reinigt auch die Luft. Erst die Mongolen haben mit der assassinischen Mördersekte ein Ende gemacht: ein besonders glänzendes, aber nicht das einzige Beispiel dieser reinigenden Kraft. Weit höher ist die Thatsache anzuschlagen, daß einmal wieder, wenn auch auf kurze Zeit und unter der Oberleitung eines Barbarenvolks, alle Kulturländer der Alten Welt miteinander in *freie Verbindung* gebracht waren; alle Straßen waren vorübergehend offen, und Vertreter aller Völker erschienen am Hofe zu Karakorum. Chinesische Handwerker waren da angesiedelt, persische und armenische Kaufleute begegneten den Gesandten des Papstes und der Westmächte; ein Goldschmied aus Paris (S. 96) fertigte für Mangu das Hauptprunkstück seines Hofs, einen silbernen Baum; Araber standen zahlreich im Dienste des Chans, und buddhistische Priester übermittelten die indische Kultur. Diese Vertreter verschiedner Kulturen mußten *sich gegenseitig beeinflussen*. Vor allem für das abgeschloßne China bedeutete die Mongolenzeit ein Einströmen neuer Anregungen (s. die Tafel bei S. 165). Arabische Werke wurden zahlreich ins

Chinesische übersetzt, persische Astronomen und Mathematiker kamen ins Land; auch europäische Abenteurer fanden mehrfach Gelegenheit, ihre Kenntnisse mitzuteilen. Die frische Lernfreudigkeit des bessern Teils der Mongolen schien sich auf die Chinesen zu übertragen und eine Zeitlang den Starrsinn des alten, selbstbewußten Kulturvolks zu überwinden.

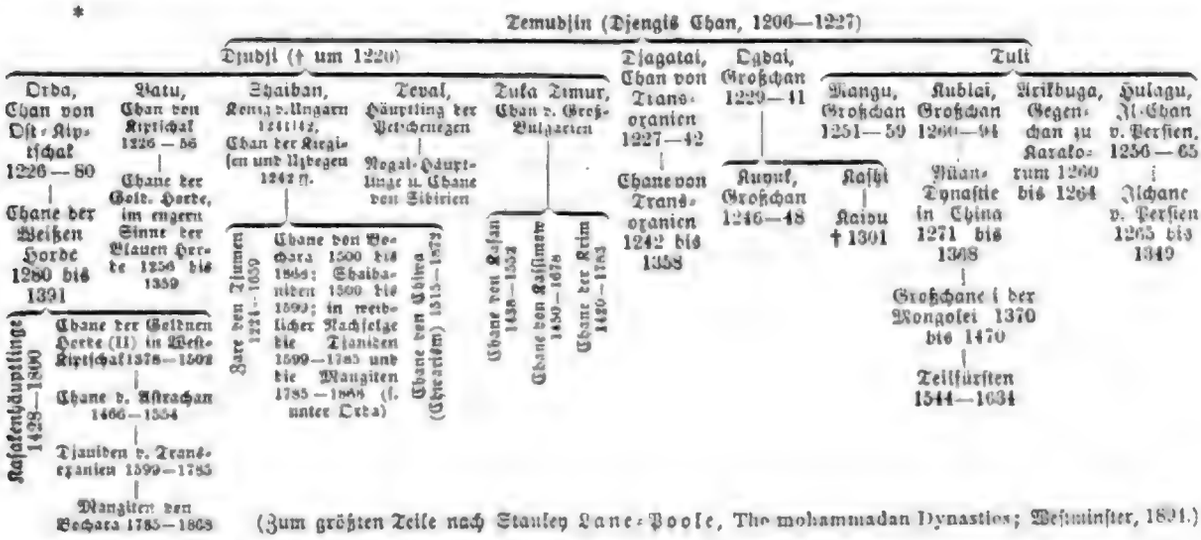
b) Die westlichen Teilreiche.*

Wandelte sich die Geschichte des östlichen Mongolenreichs allmählich in einen Teil der chinesischen Geschichte um, so bildete sich im Westen ein iranischer Staat mit mongolischer Dynastie, die man fortan als die Dynastie der Ilchane zu bezeichnen pflegte. Hulagu, der zu Mangus Zeit die Eroberungen in Persien befestigt und andre Teile Westasiens hinzugefügt hatte, durfte seit Kublais Thronbesteigung als selbständiger Herrscher gelten, wenn auch ein Schein von Abhängigkeit bewahrt wurde. Nach der Eroberung Bagdads (S. 172) hatte Hulagu einen Teil der kleinern islamischen Fürsten besiegt, wobei ihm das gute Verhältnis zu den Christen in Armenien und Palästina zu statten kam; aber als ein ägyptisches Heer unweit Tiberias seinem Feldherrn Ketboga eine schwere Niederlage beibrachte, kam die mongolische Flut auch hier zum Stehen (1260). Die Versuche Hulagus, Syrien wieder zu unterwerfen, führten zu schauderhaften Metzeleien, waren aber ohne rechten Erfolg geblieben, als Hulagu 1265 starb.

Sein Nachfolger Abaka (Abaga) war somit auf Persien und Irak beschränkt, ein iranisches Reich unter mongolischer Dynastie (Bd. III, S. 367) zur Wirklichkeit geworden. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß nun Abaka alsbald nach altem iranischen Herkommen auf die Deckung seines Reichs gegen die eignen Landsleute bedacht sein mußte: die Mongolen von Kaptschak, die durch die kaukasische Pforte von Derbent einzubrechen drohten und sich schon mit den Ägyptern, den Hauptfeinden Abakas, verständigt hatten. Nichts kann deutlicher beweisen, wie gründlich damals bereits das Mongolenreich zerfallen war. Auch an der andern, seit jeher bedrohten Grenze Irans gegen Turkestan hin begannen die Kämpfe, indem die Mongolen von Zagatai in Chorasan einfielen und erst durch Abakas Sieg bei Herat wieder aus Persien vertrieben werden konnten. Ein letzter Versuch, Syrien wieder zu nehmen, endete dagegen mit einer Niederlage Abakas bei Emesa (1281). In demselben Jahre noch starb Abaka, und mit seinem Nachfolger schien sich vollends die Verwandlung der Dynastie zu vollziehen: der ursprünglich christlich getaufte Prinz, ein Bruder des Verstorbnen, wandte sich unter dem Namen Ahmed

---

*



(Zum größten Teile nach Stanley Lane-Poole, The mohammadan Dynasties; Westminster, 1894.)

offen dem Islam zu und zerstörte damit den letzten Zusammenhang mit den ungebändigten hochasiatischen Brüdern. Dazu war es freilich noch zu früh: die Christen Armeniens und Georgiens, die beste Stütze der Dynastie, gerieten in drohende Erregung, und die Mongolen konnten sich nicht so rasch darein finden, den Haß gegen den Islam und seine Bekenner aufzugeben. Es entstanden Empörungen, deren Führer die Unterstützung des fernen Großchans Kublai anriefen; Ahmed wurde gestürzt, und sein Neffe Argun (Arghun) bemächtigte sich der Herrschaft. Es folgte nun eine Zeit der Verwirrung und neuer Kämpfe in Syrien, die für die Mongolen namentlich zur Zeit des Ilchans Ghazan (1295—1304) günstig verliefen, dann aber mit wiederholten Niederlagen endeten. Unter Ghazan, der nunmehr wirklich dem Islam zum Siege verhalf, gewann das Reich der Ilchane vorübergehend neue Kraft; aber die Versöhnung mit der mohammedanischen Welt gelang nicht, und der Eifer der Christen für die mongolische Dynastie erkaltete rasch.

Unter den Nachfolgern Ghazans fiel das Reich in Verwirrung. Bis zum Tode des Ilchans (A)bu Said Bahadur (1335) blieb wenigstens der Schein der Einheit erhalten. Dann begann der Zerfall, der im kleinen das Schicksal des mongolischen Weltreichs wiederholte: die Provinzen wurden selbständig, und dem Ilchan blieb nur ein Schatten von Ansehen ohne wirkliche Macht. Schon 1336 bildete sich um Bagdad unter Shaich Hasan Busurg (gest. 1356), dem Emir der Djelair, das Reich der Ilchani, das allmählich an Macht gewann, aber schließlich im Kampfe mit den Mozaffariden und Timur (1393—1405) zu Grunde ging; 1410 endete der vorletzte Ilchani Ahmed bin Owais als Gefangner des Turkmenenfürsten Kara Yusuf (Bd. III, S. 372).

Besser als die Mongolenfürsten Chinas und Irans vermochten die Herrscherhäuser, die sich im Steppenlande von Westsibirien und Turkestan gebildet hatten, ihre Eigenart zu behaupten; von diesen Gebieten ist denn auch der zweite große Vorstoß des Mongolentums unter Timur ausgegangen. In Turkestan entstand das Reich von Djagatai (Zagatai, Mâwarâ 'l-nahr = Transoxanien), das seinen Namen nach einem der Söhne Djengis Chans trug und in seiner besten Zeit alle Länder am Oxus und Jaxartes sowie den größten Teil des Tarymbeckens umfaßt hat. In diesen Landstrichen war der Islam die herrschende Religion: islamische Sektierer hatten hier um 1232 den Mongolen hartnäckiger widerstanden als vorher die einheimischen Fürsten; schon früh trat einer der Mongolenherrscher hier zur Lehre Mohammeds über, ohne daß ihm freilich die Masse seines Volks darin folgte. Da es an äußern Feinden fehlte, so trat die natürliche Wirkung ein, daß die Mongolen untereinander bald in Fehde gerieten; Thronstreitigkeiten und Aufstände nahmen kein Ende, die eigentlich herrschende Dynastie aus Djengis Chans Stamme trat seit 1358 ganz in den Hintergrund, und an ihrer Stelle schaltete ein Hausmeiertum, das natürlich nicht unbestritten in den Händen einer Familie bleiben konnte. Einzelne Provinzen wurden ganz selbständig, so namentlich Kaschgar, das 1369, als Timur zuerst auf den Plan trat, der mächtigste Staat des Gebiets war. Zeitweilig niedergeworfen, ging die mongolische Dynastie der Shaibaniden nicht zu Grunde, sondern schwang sich nach dem Niedergange der Timuriden (1494) bald wieder auf den Thron von Samarkand und Bochara, den sie — in männlicher Abfolge bis 1599, in weiblicher bis 1868 — behauptet hat.

Festern Halt als Djagatai zeigte das Reich Kiptschak (Kaptschak), das in der Hauptsache die westsibirische und osteuropäische Tiefebene umfaßte. Hier war eine kräftigere Außenpolitik ebenso möglich wie nötig und bewährte ihre einigende Kraft auf die Mongolen; die Beherrschung des ewig unruhigen Rußlands, die Kämpfe gegen Polen und Byzanz, die Raubfahrten über den Kaukasus nach Westasien hinein hielten den alten Kriegseifer des Eroberervolkes lebendig. Die Länder, die später das Reich Kiptschak bildeten, waren zuerst von Djudji (Tuschi), dem

ältesten Sohne Djengis Chans, teilweise bezwungen und dann von Batu (vgl. die Anmerk. zu S. 175) vollends unter mongolische Botmäßigkeit gebracht worden. Mit dem Zuge Batus nach Mitteleuropa (S. 171) endete das Zeitalter der großen Eroberungen im Westen; in Ungarn und Polen, die 1254 beide nochmals angegriffen wurden, vermochten sich die Mongolen nicht zu behaupten, nur Rußland blieb ganz in ihren Händen. Batu, der 1256 starb, war bereits in seiner Herrschaft so gut wie selbständig gewesen; ihm folgte ohne Widerspruch des Großchans Kublai sein jüngerer Bruder Berkai (Bereke, Baraka, Burka), der bald mit dem iranischen Mongolenherrscher Abaka (S. 175) in Kämpfe verwickelt wurde. Die Kulturmitte des Reiches Kiptschak bildete damals die Krim mit ihren seit alter Zeit blühenden und durch die Mongolen vermehrten Städten, mit ihrem Verkehr mit Byzanz und den Ländern Südeuropas. Der Einfluß der höhern Gesittung auf die mongolischen Fürsten blieb nicht aus. Viele von ihnen zeigten bei aller kriegerischen Härte Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen, suchten Gelehrte an ihren Hof zu ziehen und bewiesen den Vertretern der verschiednen Religionen gegenüber jene Duldung, die vielleicht der ansprechendste Zug im mongolischen Charakter ist. Die Hoffnungen freilich, die mongolischen Fürsten ganz für eine bestimmte Glaubensform zu gewinnen, blieben auch hier lange vergeblich.

Die äußere Geschichte des Reiches Kiptschak ist erfüllt von beständigen Kämpfen gegen alle westlichen und südlichen Nachbarn, Thronstreitigkeiten und Empörungen im Innern. Ein Teil davon gehört in den Zusammenhang der russischen Geschichte (Bd. V). Für Rußland bedeutet die Mongolenzeit keine kurze blutige Zwischenzeit, wie für die meisten andern Westländer; hier scheint vielmehr das Nomadentum der Steppe zeitweilig mit dem einheimischen Volkstume so verwachsen, daß bis heute unverwischbare Spuren dieses Verhältnisses in der russischen Volksseele zurückgeblieben sind. Eine noch engere Verschmelzung hat der Umstand mit verhindert, daß endlich auch die Dynastie von Kiptschak zur Zeit Uzbegs (Usbeks; 1312—40) zum Islam übertrat und damit die christlichen Russen in derselben Weise zurückstieß, wie das die persischen Mongolen an den Armeniern und Georgiern erlebt hatten (S. 176). Seit 1360 war das Reich in Verwirrung; erst die Einigung der Weißen und der Blauen Horde durch Toḳtamiſh (1378) und das Eingreifen Timurs (1391 und 1395) stellten vorübergehend die Ordnung wieder her, aber nur mit dem Erfolge, daß nach Toḳtamiſhs Tode (1406) die Unruhen um so größer wurden und die Kraft beständig abnahm. Im 15. Jahrhundert bildete die Krim mit den angrenzenden Teilen Südrußlands den letzten Kern des einst so großen Kiptschak; im Jahre 1502 erlosch die „Goldne Horde", und das Reich löste sich vollends auf.

Die Nogaier, ein Zweig der Mongolen Djudjis, bildeten 1466 ein Reich um Astrachan, das den Angriffen der Großfürsten von Moskau erlag. Weiter im Norden war 1438 das Chanat Kasan entstanden. Und in der Krim hielt sich ein kleiner, um 1420 begründeter Mongolenstaat mit Hilfe der Türkei, zu der er in ein Tributverhältnis trat, bis zu seiner Einverleibung durch die Russen im Jahre 1783.

D. Timur.

Mit dem Zerfalle des Mongolenreichs zur Zeit Kublais war die Zeit der großen Eroberungen so gut wie abgeschlossen, wenn auch noch lange nicht die der Raubfahrten und Grenzkriege. Südchinas Unterwerfung brachte die östlichen Mongolen vollends unter den chinesischen Kultureinfluß; die übrigen Reiche zeigten nicht einmal in dieser Art noch Ausdehnungskraft. Der bedeutendste Beweis für diese Stockung ist wohl der Umstand, daß niemand einen Versuch

gemacht hat, Indien zu bezwingen, obwohl die Pforten zu diesem für alle großen Eroberer Asiens lockenden Land in mongolischen Händen waren und obwohl bereits zur Zeit Djengis Chans Mongolen das Pendjab durchzogen hatten. Es bedurfte eines neuen mächtigen Anstoßes, der einen Teil der alten Mongolenmacht wieder in einer Hand vereinigte, um dieses letzte große Ziel zu erreichen.

a) Die Anfänge Timurs.

Es scheint auf den ersten Blick seltsam, daß der neue Sturm der Eroberung gerade von Turkestan, vom Reiche Djagatai (Zagatai) ausgegangen ist, also von dem mongolischen Staate, der am meisten durch innere Kämpfe zerrissen war und am wenigsten nach außen hin kräftig hervortrat. Aber diese Wirren sind gerade ein Beweis, daß hier die alte mongolische Fehdelust noch am mächtigsten waltete, daß hier die Kräfte und Neigungen des Nomadentums am entschiedensten erhalten geblieben waren. Die oberflächlich mongolisierten Nomadenstämme Turkestans, die ja schon lange vor der Zeit Djengis Chans wiederholt erobernd gegen Iran und Indien vorgebrochen waren, boten den vortrefflichsten Stoff für einen Führer, der aus ihnen treu ergebne Heere zu formen vermochte. Während die eigentliche Mongolei, die ihre Scharen über die halbe Welt ausgebreitet hatte, nun arm an Menschen und kein Boden für große Unternehmungen war, hatte Turkestan allen Anspruch, die Vormacht des Nomadentums zu werden; es bedurfte nur eines entschiednen Willens.

Die Kultur mochte an den Vorfahren Timurs, dieses echten Steppensohns, des am 8. April 1336 gebornen Nachkommen eines mongolischen Heerführers, ihre Künste versucht haben: seit einem Jahrhundert etwa wohnten sie als Lehnsherren des kleinen Kesch (Kash, Schaar, Schehrisebs) recht im Herzen der turkestanischen Kulturwelt südlich von der blühenden Stadt Samarkand; aber Timurs Seele zeigt kaum eine Spur dieser Einflüsse. Auch in seinen Beziehungen zum Boden der Heimat verleugnet er nicht den nomadischen Zug: das Ländchen Kesch dient ihm zwar als Ausgangspunkt seiner ersten Unternehmungen; aber bald löst er sich davon los und schlägt sich als ein Glückssoldat herum, dessen wahre Heimat die leichten Zelte seines Lagers sind, der heute ein mächtiges, aus allerlei Volk geworbnes oder gepreßtes Heer unter sich hat, um vielleicht morgen schon mit wenigen Getreuen in der Steppe oder in den Schluchten der Berge eine dürftige Zuflucht zu suchen. Die grellen Gegensätze zwischen Härte und Großmut, grausamer Nichtachtung fremden Lebens und verzweifelter Trauer um Angehörige und Freunde finden sich auch bei Timur wieder. Als echter Mongole ist er in religiösen Fragen gleichgiltig; aber — diesen einen übeln Zug hat er doch den Kulturvölkern abgemerkt — er weiß den islamischen Fanatiker zu spielen, wenn es seine Zwecke gerade fördert: er versteht es, seinen Kriegsfahrten gelegentlich ein ideales Mäntelchen umzuhängen.

Im Jahre 1358 befand sich das Reich Djagatai in äußerster Verwirrung. Der Chan, Buyan Kuli, war zu einer Puppe in den Händen seiner Hausmeier herabgesunken; doch auch die an seiner Stelle herrschende Familie sah sich in diesem Jahre durch einen allgemeinen Aufstand der Lehnsfürsten um allen Einfluß gebracht, und das Reich zerfiel in seine einzelnen Provinzen. Natürlich kam es nun unter den verschiednen Kleinstaaten zu beständigen Kämpfen, an denen Qutb ed-din Amir Timur als Neffe des damaligen Fürsten von Kesch bereits ruhmvoll teilnahm. Die ersten Versuche, das Reich unter andrer Führung neu zu bilden, gingen von Kaschgar aus, dessen Fürst Toghluq Timur (im sechsten Gliede von Djagatai abstammend) seinen Einfluß bis zum Altai hin ausgedehnt zu haben scheint. In den Jahren 1359 und 1360

drangen kaschgarische Heere siegreich nach Westturkestan vor; Timur fand es geraten, sich ihnen anzuschließen, und er setzte es nach dem Untergange seines Oheims durch, daß ihm das Fürstentum Kesch zufiel. Indes mochte Timur erkennen, daß auf diesem Wege nicht viel zu erreichen war. Bald erschien er wieder im Felde, diesmal aber als Verbündeter des Emirs Hosain, der sich als Nachkomme der Hausmeierfamilie in Kabul gehalten hatte und nun mit seinen Ansprüchen auf die Oberherrschaft wieder hervortrat. Noch im Jahre 1360 erlitten die beiden Verbündeten die wechselndsten Schicksale, bald als Sieger, bald als Flüchtlinge und selbst Gefangne. Nach mehrjährigen Kämpfen aber neigte sich das Glück auf ihre Seite; ein Thronwechsel in Kaschgar schaffte ihnen Luft, und 1363 konnten sie einen neuen Scheinchan aus Djagatais Familie, Kabul Sultan, in Samarkand einsetzen. Jetzt versuchte selbstverständlich Timur seinen Oberherrn Hosain zu beseitigen; aber er wurde 1366 bis zur Vernichtung geschlagen, wußte indessen 1367 die Verzeihung Hosains zu gewinnen und seinen Einfluß wieder zu erlangen. Nach besserer Vorbereitung glückte das Unternehmen 1369: Hosain wurde gefangen und getötet, und eine Reichsversammlung ernannte Timur zum obersten Groß-Chan (Cha Kan). Die Scheinherrschaft der Nachkommen Djengis Chans ist übrigens auch später nicht beseitigt worden; auf Suyurghatmisch folgte 1388—97 sein Sohn Mahmud als Chan von Transoxanien.

b) Timurs Eroberungszüge.

Der neue „Herr der Welt" besaß vorläufig freilich nur Westturkestan, und selbst dies Gebiet mußte zum Teil erst erobert werden. Yusuf Beg von Chwarism, das damals Chiwa und Bochara umfaßte, trotzte Timur mehrmals und wurde erst 1379 völlig unterworfen; Kamar ed-din von Kaschgar konnte trotz wiederholter Feldzüge (1375/76) überhaupt nicht ganz bezwungen werden. Erst nachdem Westturkestan vollständig gewonnen war, begannen die großen, für die Kultur so verhängnisvollen Kriegs- und Raubzüge Timurs mit einem Angriff gegen Persien, das damals, wie vorher Djagatai, in mehrere selbständige Reiche zerfallen war. Der vereinigten Macht Turkestans widerstanden die einzelnen Staaten nicht. Zuerst erlagen die alten Vormauern Irans gegen den Nomadismus, Chorasan (mit dem letzten Serbedariden Ali Muayyad) und Herat (mit dem letzten Kurtiden Ghayath ed-din Pir Ali), 1381 dem Angriffe Timurs. In den Jahren 1386—87 bekämpfte das mongolische Heer Armenien, die Turkmenen und die Ilchani (Djelairs) von Bagdad; das Jahr 1388 sah den grauenvollen Untergang der iranischen Nationalstaaten der Mozaffariden, die sich in Farsistan (der alten Persis), Kirman und Kurdistan gebildet hatten, und die völlige Zerstörung der Hauptstadt Ispahan. Der Einfall des undankbaren Chans Toktamisch von Kiptschak in Turkestan rief Timur 1388—91 aus Persien ab; dann war er mit der Unterwerfung des Tarymbeckens beschäftigt. Erst 1392 erschien er abermals verwüstend auf persischem Boden, da sich die meisten vertriebnen Fürsten, auch die Mozaffariden, teilweise ihres Erbes wieder bemächtigt hatten. Diesmal ward das Geschlecht der Mozaffariden völlig ausgerottet; 1393 wurden Armenien und Kurdistan aufs neue besetzt.

Es war ein besonderes Unheil für die unterworfnen Länder, daß Timur durch seine Eroberungssucht immer wieder von den niedergeworfnen Gegenden nach andern Teilen seiner Grenzen gelockt wurde; die einheimischen Fürsten fanden dann vorübergehend Zeit, ihre Länder zu besetzen, worauf Timur seinerseits Gelegenheit hatte, einen Rachefeldzug zu unternehmen. Timurs Phantasie erschöpfte sich in Scheußlichkeiten, um weithin Schrecken zu säen: mit Vorliebe ließ er Türme von Schädeln aufhäufen oder aus Leichen und lebenden Gefangnen riesige Denkmäler aufmauern. Diesmal rief der folgenreiche Feldzug nach Indien Timur aus Persien ab.

Der Einfluß der Mongolen ſcheint ſich hier im Norden ſtellenweiſe bis zum Indus erhalten zu haben. Unabhängige Grenzvölker erſchwerten wie noch heute die Verbindung zwiſchen Afghaniſtan und dem Industhale; jenſeit des Indus lagen mohammedaniſche Staaten. 1398 wurde ein Teil der Grenzvölker durch einen ſchwierigen Feldzug unter Timurs eigner Führung beſiegt. Inzwiſchen eroberte ein Enkel Timurs, Pir Mohammed, Multan nach ſechsmonatiger Belagerung, dann zog das vereinigte Heer vor Delhi (Dehli); nach einer blutigen Schlacht fiel es in Timurs Hände. Bis über den Ganges hin ſtreifte der Sieger; darauf kehrte er, mit unendlicher Beute beladen, im Jahre 1399 nach Samarkand zurück.

Nunmehr begannen ſofort wieder die Vorſtöße nach Weſten. Schon 1399 ſtand Timur in Georgien, das furchtbar verwüſtet wurde; aber ſein Blick richtete ſich bereits auf Kleinaſien, wo die Osmanen ihr Reich gegründet hatten, und auf Syrien, das unter ägyptiſcher Herrſchaft ſtand. Im Jahre 1400 begann der osmaniſche Krieg mit der Belagerung der Stadt Siwas, die ſo lange ſtand hielt, daß Timur nach der Einnahme für diesmal von weiterm Vordringen abſah. Dafür warf er ſich auf das ſchlecht verteidigte Syrien, deſſen nördlicher Teil mit Einſchluß von Damaskus in ſeine Hände fiel; auch Bagdad, wo ſich Ahmed ibn Owais (S. 176) gehalten hatte, wurde genommen. Dann brach das Ungewitter auch über die Osmanen herein: Mitte 1402 erlag bei Angora das türkiſche Heer den Scharen Timurs; Sultan Bayezid I. ſelbſt fiel in Gefangenſchaft, Kleinaſien wurde völlig verwüſtet. Faradj von Ägypten, der ein gleiches Schickſal fürchtete, erkannte die Oberherrſchaft Timurs an.

So hatte der „lahme" Timur (Timur-i-leng, Timur-lenk = Tamerlan) die drei weſtlichen Hauptteile des mongoliſchen Weltreichs, Djagatai, Kiptſchak und Perſien, wieder vereinigt und ihre Grenzen noch erweitert (ſ. die Karte „Hochaſien in den Zeiten Djenghis Chans und Timurs" bei S. 171). Als er jetzt im Jahre 1404 wieder einen großen Reichstag zu Samarkand abhielt, da eröffnete er ſeinen Großen, daß ihm nur noch ein großes Unternehmen übrigbleibe: die Eroberung Chinas. Aber diesmal verſchonte ein günſtiges Geſchick das blühende chineſiſche Reich. Schon war ein Heer von 200,000 Mann auf den Beinen, ſchon war Timur ſelbſt Anfang 1405 bis Otrar am Sir Darja vorgedrungen, als am 18. Februar der Tod ſeinen Plänen ein Ende machte; er ſtarb, 69 Jahre alt, am Fieber (ſ. die beigeheftete Tafel „Die Gur-Emir-Moſchee in Samarkand mit dem Grabe Timurs"*). In ihm war noch einmal der Geiſt zügelloſer Herrſchſucht und Eroberungsluſt verkörpert geweſen; mit ihm erloſch er, und die niedergetretnen Keime der Kultur mochten wieder verſuchen, ſich aufzurichten, ſoweit ſich noch Leben in ihnen regte. Mit Timur ſchließt das Zeitalter der großen nomadiſchen Reiche endgiltig ab, freilich erſt, nachdem unendliches Unheil geſtiftet und namentlich Weſtaſiens uralte Kultur bis auf wenige Reſte vernichtet war.

Timurs Reich war nur durch die Perſönlichkeit des Herrſchers zuſammen gehalten worden, und ſelbſt ihm zerbröckelte es unter den Händen, ſobald ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr nach irgend einer Richtung hin gefeſſelt wurde. „Reich" iſt faſt zu anſpruchsvoll für das politiſche Gebilde, das eher die Bezeichnung Militärherrſchaft verdient. Die nationale Grundlage war hier faſt ganz durch die rein ſoldatiſche erſetzt: was in das Feld zog, war nicht das Aufgebot beſtimmter

* Der Grabſtein Timurs, 200 cm lang, 40 cm breit und 30 cm hoch, gibt in Gravierungen ſein Geſchlechterverzeichnis an; nach C. C. Dulmeyer iſt er aus zwei verſchieden geäderten Steinen ſo ſcharf aneinandergefügt, daß man ihn für einen zerſchlagnen Monolithen hält (vgl. die Erklärung zur Tafel). Zu Häupten der Steine erheben ſich auf hoher Stange die Fahnen des Eroberers und Pferdeſchweife; im Grabgewölbe darunter, genau unter dem Nephrit, ruhen ſeine Gebeine, bedeckt von ſchwerem ſchwarzen Marmor.

The Church of St. Mary the Virgin, Fairford, Gloucestershire, from the south-east

The Church of St. Mary the Virgin, Fairford, Gloucestershire, from the south

Erklärung zu den umstehenden Ansichten.

Oben: **Die Gur-Emir-Moschee zu Samarkand,** die das Grab Timurs enthält. Der mächtige Kuppelbau aus gebrannten Ziegeln, deren prächtige Glasur sich bis heute gut erhalten hat, mit seinen hohen Fassaden und weiten Thorbogen stammt noch aus des mongolischen Eroberers Zeit, der in Samarkand um 1400 seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Unten: **Das Grabmal Timurs und seiner Verwandten,** unter der Kuppel der Gur Emir-Moschee zu Samarkand. Der dunkle, in der Mitte beschädigte Stein ist des Eroberers Grabstein: ein einziger Block, aus dunkelgrünem Nephrit gemeißelt, von einem unberechenbaren Werte. Eine unbekannte Hand hat den Stein in der Mitte entzweigeschlagen; an dieser Bruchstelle haben dann abergläubische Mohammedaner, denen die Splitter als unfehlbares Mittel gegen alle innern Krankheiten gelten, und russische Sammler einzelne Stücke abgeschlagen. Nach einer Petersburger Nachricht des „Daily Chronicle" hätten im Oktober 1901 Räuber das Grabmal geplündert: nicht nur den wertvollen Stein Timurs zerstört, sondern auch alle Wertsachen aus der trotz ihrer interessanten Inschriften unbeschützten Moschee weggenommen.

(Zum größten Teile nach Franz v. Schwarz: Turkestan; Freiburg im Breisgau, Herder, 1900.)

Gebiete, sondern die geworbne oder gepreßte Gefolgschaft der einzelnen Führer; jeder Kriegszug war ein Unternehmen auf gemeinschaftliche Kosten, dessen Oberleitung Timur hatte. Die Truppen wurden nicht von Timur bezahlt, sondern von den Heerführern, die nun ihre Auslagen mit Zinsen wieder hereinzubringen suchten. Sammelten sie hierbei zu große Reichtümer, so ordnete Timur einfach an, daß alle Truppenteile verstärkt werden sollten: dann mußte jeder Führer seine Mittel zur Anwerbung weiterer Soldaten verwenden. Natürlich war ein solches Heer überhaupt nur zu unterhalten, solange es Krieg führte; im Frieden hätte es sich in kurzer Zeit selbst verzehrt. So steht denn hinter Timurs unbändiger Kriegslust, die freilich seinem Charakter ganz entsprach, zugleich ein Zwang, dem er sich ohne Gefahr für sich selbst nicht entziehen konnte: nur solange er Krieg führte und Beute machte, besaß er ein schlagfertiges Heer, und nur solange ihm dieses Heer treu blieb, war er der Herr eines ungeheuern Reichs. Ihm gegenüber standen die nationalen Herrscher, deren Dasein fester im Boden wurzelte, die aber der heranbrausenden Sturmflut seiner Riesenheere selten widerstehen konnten.

E. Die Timuriden.

Mit dem Tode Timurs mußten diese widerstrebenden Mächte bald wieder die Oberhand gewinnen; den Nachkommen des Welteroberers blieb nichts übrig, als ihnen zu erliegen oder selbst eine nationale Färbung anzunehmen, wozu ihnen ja die ältern mongolischen Dynastien das Vorbild geben konnten. Zunächst freilich war das Heer, die unbesiegliche Waffe Timurs, noch vorhanden, und seine Führer waren bereit, das bisherige Dasein, dem doch nunmehr der leitende Geist fehlte, fortzusetzen; vor allem sollte der aussichtsvolle Beutezug nach China durch eine Art Feldherrenkollegium dennoch begonnen und die Frage über die Nachfolge Timurs einstweilen zurückgestellt werden. Aber der sofort ausbrechende Streit um das Erbe machte diesen Plänen ein rasches Ende.

Vier Jahre lang währten die Kämpfe um die Nachfolge. Anfangs schien es, als ob Timurs Enkel Chalil das Reich erben sollte; aber Shah Ruch (Roch), der 1378 geborne Sohn des Eroberers, behauptete sich in Persien. Im Jahre 1409 wurde der wohlwollende und friedliche Chalil gestürzt und Timurs Reich, das schon in die beiden Staaten Turkestan und Persien zerfallen zu wollen schien, nochmals unter Shah Ruch vereinigt. Aber es war schon das alte Reich nicht mehr. Die größern Staaten, die sich dem Säbel des Herrn der Welt äußerlich unterworfen hatten, Kiptschak, Ägypten, das osmanische Reich, die Turkmenenstaaten in Armenien, der größte Teil der indischen Besitzungen, konnten mit dem Tode Timurs ohne weiteres als verloren gelten; nur Westturkestan, das iranische Hochland und ein Teil des Pendjab blieben den Timuriden erhalten. An eine Fortsetzung der alten Kriegs- und Eroberpolitik konnte Shah Ruch seinem ganzen Charakter nach nicht denken. Es blieb ihm nur der Ausweg, nunmehr die nationalen Kräfte seiner Staaten in seinen Dienst zu stellen, mit andern Worten: auch das iranische Volkstum mit seiner Kultur anzuerkennen und zu fördern. Der verständigen Art, mit der er dieses Ziel verfolgte, hatte er es hauptsächlich zu danken, daß er den Rest des Reichs lange Jahre bis zu seinem Tod (April 1447) behaupten konnte.

Seine Hauptfeinde waren die Turkmenen (Bd. III, S. 373) in Armenien und Aserbeidschan, wilde Horden hochasiatischer Nomaden, die sich hier an der alten Heerstraße der türkischen und mongolischen Einbrüche festgesetzt und einen Raubstaat im alten hunnischen Stile gebildet hatten. Es waren Trümmer aller möglichen Wanderstämme, die bald miteinander selbst in wütende Kämpfe verwickelt, bald durch die Aussicht auf Beute zu einer furchtbaren Kriegsmacht

vereinigt waren. Die Führung der Horden hatte anfangs der Turkmenenstamm vom „Schwarzen Hammel" (Kara Koinlo) unter seinem Häuptling Kara Yusuf, der Mesopotamien und Bagdad in seine Gewalt brachte und Persien schwer bedrohte. Der plötzliche Tod Kara Yusufs (1420) befreite Shah Ruch von seinem gefährlichsten Gegner; jetzt gelang es, Aserbeidschan den Turkmenen zu entreißen.

Aber der Hoffnung, daß den iranisierten Timuriden wenigstens Persien und Turkestan verbleiben würden, machten die Wirren nach dem Tode Shah Ruchs ein Ende. Eine wilde Zeit, in der Bruder- und Vatermord nicht selten waren, zerrüttete jahrelang das Reich, und während die Timuriden sich gegenseitig zu vernichten strebten, brachen aufs neue die Turkmenenschwärme, an deren Spitze jetzt die Horde vom „Weißen Hammel" (Ak Koinlo) trat, über die persische Grenze. Abul Qasim Babar Bahadur, ein Enkel Shah Ruchs, behauptete sich bis 1457 in Chorasan; dann riß, während Westpersien schon an die Turkmenen verloren war, Sultan Abu Said, ein Großneffe Shah Ruchs, die Herrschaft an sich (1459). Aber im Jahre 1467 sah er sich zum Kriege mit Uzun Hasan, dem Führer der Ak Koinlo, gezwungen. Der Timuride wurde geschlagen und getötet (1468); der größte Teil seiner persischen Besitzungen fiel den Turkmenen zu. In Turkestan herrschte dann völlige Verwirrung, bis sich um 1500 Mohammed Shaibani (aus Djenghis Chans Familie; vgl. S. 175) und seine Uzbeken des Lands bemächtigten, also die Vertreter des einheimischen, iranisch beeinflußten Nomadentums. Die uzbekischen Dynastien der Shaibaniden, Djaniden und Mangiten haben bis 1868 die einzelnen Reiche besessen, in die das Land nun wieder ungefähr in derselben Weise zerfiel, wie schon vor der Mongolenzeit.

Eine timuridische Dynastie hatte sich in Ferghana gehalten. Von hier durch den Uzbekenführer Shaibek Chan vertrieben, warf sich der damalige Herrscher Zehir ed-din Babar, der 1483 geborne Enkel Abu Saids, nach den Gebirgen Afghanistans, wo er die Pforten nach Indien beherrschte. Der alte Eroberergeist seines Ahnherrn erwachte in Babar, den der glänzende Siegeszug Timurs nach Indien zur Nachfolge verlocken mochte. Zunächst setzte er sich in Kabul fest (1505), wo er eine kleine Heerschar (angeblich 2000 Mann) um sich sammelte. Fünfmal zog er ins Feld, bis es ihm endlich im Jahre 1526 gelang, Ibrahim von Delhi (aus der Dynastie des Bahlul Lodhi) zu schlagen und damit das mächtigste der fünf mohammedanischen Reiche, die damals in Indien bestanden, in seine Gewalt zu bringen. Als er im Jahre 1530 starb, hatte er, der letzte und geistig bedeutendste Eroberer aus mongolischem Stamm, ein dauerhaftes Reich begründet, das der „Großen Moguls", das erst 1857 den Angriffen der Engländer erlegen ist (vgl. darüber Abschnitt IV).

F. Tibet und der östliche Buddhismus seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert.

Noch zitterte die Welt vor den kriegslustigen Scharen Hochasiens, als sich bereits jene Kräfte ans Werk machten, denen es mit der Zeit gelungen ist, die wilden Mächte der Steppe zu zähmen und unschädlich zu machen. Diese Kräfte waren die chinesische Kolonisation, über die später (S. 186) zu berichten sein wird, und der östliche Buddhismus, dessen Wirkungen nur zu verstehen sind, wenn man die neuere Geschichte Tibets, des ostasiatischen Kirchenstaats, ins Auge faßt. Im indischen Mutterlande hatte die Lehre Buddhas längst wieder ihren Einfluß verloren, als ihr von Tibet aus das östliche Hochasien gewonnen wurde. Nicht in indischer Kultur wurzelt der mongolische Buddhismus, sondern in dem schrullenhaft entwickelten Mönchs- und Kirchenwesen des einsamen tibetischen Hochlands, das nach dem Erlöschen der buddhistischen Lehre in der indischen Tiefebene sich gegen diese fest abgesperrt hatte.

Aus diesem Grunde unterscheidet sich der neuere östliche Buddhismus Hochasiens scharf von dem ältern westlichen, der einst für die Gesittung ausgedehnter Landstriche bedeutungsvoll war. Die ältere Form hatte in engem Zusammenhange mit den Tiefländern am Indus und Ganges gestanden; waren doch die Missionare zur Zeit Asokas, als der Buddhismus Indiens in höchster Blüte stand, durch Kaschmir über die südlichen Gebirgswälle Hochasiens gestiegen und hatten ihre heiligen Bücher, ihre Schrift und ihre Kultur unmittelbar nach dem Tarymbecken und von da weiterhin zu den Uiguren und ostwärts nach China verpflanzt. Bei den Mongolen und den übrigen östlichen Nomaden hatte damals die neue Lehre kaum Anklang gefunden; in Tibet begann sie erst allmählich Fuß zu fassen. Aber im Laufe der Zeiten war das ganze *westliche* Missionsgebiet wieder *verloren* gegangen. Christliche und zarathustrische Sendboten hatten den buddhistischen Priestern entgegengewirkt, bis dann die einfach-große Lehre des Islams, die auf halbkultivierte Völker immer einen merkwürdig hinreißenden Einfluß geübt hat, alle andern Glaubensformen verdrängte; ohnedies hatte der hochasiatische Buddhismus durch den Sieg der brahmaistischen Lehre in Indien seinen Rückhalt verloren und war ganz auf die eigne Kraft angewiesen. Die Bezeichnung „einfach" ist freilich auf den Islam, der durch Persien nach Hochasien gelangte, nur mit Vorbehalt anzuwenden: unter dem Einfluß iranischen Geisteslebens hatte sich eine islamische Mystik entwickelt, die an Tiefsinn wie an Wunderlichkeiten der buddhistischen kaum nachstand, aber gerade darum im stande war, die letztere zu verdrängen und zu ersetzen. Im tiefsten Grunde bedeutet der Sieg der mohammedanischen Lehre zugleich den der westasiatischen Kultur über die indische. Und dieser Sieg war natürlich; denn Westasien lagert sich breit an die hochasiatischen Steppenländer an und ist durch alte Handelswege eng mit ihnen verbunden, während Indien immer nur wie mit dünnen Fäden an das innere Asien geknüpft gewesen ist.

Die neuere östliche Ausbreitung des buddhistischen Glaubens über Hochasien wäre nicht denkbar ohne den Umstand, daß auch in *China* der Buddhismus zahlreiche Anhänger zählte (S. 79 ff.), und daß die Chinesen mit guter Absicht die milde, der kriegerischen Rauheit widerstrebende Lehre begünstigten. Daß aber gerade Tibet das heilige Land des Buddhatums geworden ist, darauf hat bereits Djengis Chan hingewirkt, der ja als echter Mongole die „Zauberkräfte" aller Religionen zu seinen Zwecken zu nutzen suchte, ohne sich doch einer davon ausschließlich hinzugeben. Es ist im Grunde ein sehr natürlicher Vorgang, daß für die Hochasiaten Tibet in religiöser Beziehung an die Stelle Indiens treten mußte: man war gewohnt, die Heimat des Buddhatums im Süden zu suchen, und da Indien ausschied, so bot das ohnehin geheimnisvolle Tibet willkommnen Ersatz.

Zunächst freilich schützte der beginnende Geruch der Heiligkeit das Land nicht vor schweren Heimsuchungen: unter den ersten Mongolenherrschern wurde es gründlich ausgeplündert und verwüstet. Aber vielleicht sind gerade diese traurigen Ereignisse, durch die das weltliche Königtum Tibets niedergeworfen wurde, mit die Ursache gewesen, daß nunmehr die *geistliche* Macht hervortrat und mit besserer Aussicht auf Erfolg den Schutz des Lands übernahm (vgl. S. 160).

Kublai Chan (S. 82 und 173) trug den veränderten Verhältnissen Rechnung, indem er den Lama (Priester) *Paſépa*, der aus einer vornehmen tibetischen Familie stammte, zum Oberhaupt aller Lamas seines Reichs erhob und damit den Schwerpunkt der buddhistischen Hierarchie nach Tibet verlegte. In Wahrheit übertrug er ihm damit auch die weltliche Macht über dieses Land. Beim völligen Zerfalle des Mongolenreichs blieb Tibet, das von der chinesischen Mongolendynastie nicht behauptet ward, als unabhängiger kirchlicher Staat bestehen, der nun länger

als ein Jahrhundert Zeit hatte, sich unter den Nachfolgern Pasépas selbständig weiter zu entwickeln. Während in China das buddhistische Papsttum der tibetischen Oberlamas nicht weiter anerkannt wurde oder doch ohne Einfluß blieb, ist dagegen in der Mongolei die Thätigkeit tibetischer Missionare mit Erfolg fortgesetzt worden. So mußte für diese neuen Erwerbungen Tibet die religiöse Mitte werden.

Die buddhistische Wiedergeburtslehre brachte es mit sich, daß man die Oberlamas bald als Wiederverkörperungen großer Heiliger, ja endlich Buddhas selbst betrachtete. Schließlich nahm man sogar an, daß der Großlama immer derselbe bleibe und sich sofort nach seinem Tod in einem Kinde wieder verkörpere, das nun ohne weiteres wieder als Großlama zu betrachten und zu verehren sei; die erste Regeneration dieser Art soll im Jahre 1399 stattgefunden haben. Anfang des 15. Jahrhunderts war von einem straffen Glaubensregimente noch keine Rede. Jener wieder verkörperte Großlama hatte durchaus keine allgemeine Anerkennung gefunden und gelangte erst im Laufe der Jahre zu höherm Ansehen; die meisten Klöster, in denen das religiöse Leben und die Wissenschaften ihren Mittelpunkt hatten, mögen ein ziemlich selbständiges Dasein geführt haben. China, dessen neues Herrscherhaus der Ming von der Mongolei aus durch die 1368 vertriebne mongolische Dynastie bedroht wurde, wandte damals seine Aufmerksamkeit Tibet wieder zu, dessen religiöser Einfluß auf die hochasiatischen Nomaden nicht zu unterschätzen war. Einer der angesehensten tibetischen Lamas, Halima, wurde an den chinesischen Kaiserhof gezogen, mit pomphaften Titeln überschüttet und mit der geistlichen Obergewalt in Tibet unter der Bedingung betraut, daß alljährlich ein kleiner Tribut gezahlt werde. So ward Tibet enger an China geknüpft und die von dem heiligen Land ausgehende Bekehrung und Entwilderung der hochasiatischen Nomaden im Sinne der chinesischen Politik gefördert.

Die buddhistische Reformation, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts stattfand, ist ein merkwürdiges Seitenstück zur Reformation Luthers, die nur wenig später begann. Auch in Tibet war die Verkommenheit der Priesterschaft, die Verquickung der reinen Lehre mit der ursprünglichen schamanistischen Volksreligion (S. 160) der unmittelbare Anlaß der Bewegung, während die nationalen Fragen, die in Europa entscheidend mitsprachen, hier kaum in Betracht kamen. Gestiftet wurde die neue Sekte der „Gelben Lamas", denen die Anhänger des Alten als „Rote Lamas" gegenüberstanden, durch Tsong ko pa (Dsungkhaba; 1419—78). Die gelbe Sekte blieb im eigentlichen Tibet siegreich, während sich die rote z. B. in Ladak behauptete. Tsong ko pa wurde nun auch der wirkliche Gründer der tibetischen Hierarchie, wie sie bis heute erhalten geblieben ist: er ernannte einen seiner Schüler zum Dalai-Lama, einen zweiten zum Pantchan-Lama; beide würden sich in beständiger Wiedergeburt erneuern und dauernd die geistliche Herrschaft führen. Tibet wurde zwischen ihnen geteilt; doch erhielt der Dalai-Lama die größere Hälfte und drängte allmählich den Pantchan-Lama in den Hintergrund. In China wurde man erst spät auf die Neuordnung in Tibet aufmerksam, die unter Umständen bedenkliche Folgen haben konnte. Eine chinesische Gesandtschaft, der ein kleines Heer folgte, erschien im Jahre 1522 am Hofe des Dalai-Lama, um ihn an den Kaiserhof zu laden; als der Kirchenfürst sich weigerte und von seinen Unterthanen versteckt wurde, versuchte man ihn mit Gewalt hinwegzuführen, holte sich aber nur blutige Köpfe. Damals starb gerade der chinesische Kaiser Wu Tsung, und sein Nachfolger Shi Tsung, der den Taoismus begünstigte, verfolgte die Pläne gegen Tibet nicht weiter.

Der dritte wiedergeborne Dalai-Lama, So nam, gab sich bereits für einen „lebenden Buddha" aus und erlangte als solcher weithin Anerkennung. Er reiste in die Mongolei, wo

er, mit höchster Ehrerbietung empfangen, als Friedensvermittler zwischen einem mongolischen Fürsten und den Chinesen auftrat. Damals entschied sich der Sieg der gelben Sekte auch im Norden; zahllose mongolische Pilger zogen seitdem alljährlich nach Lhassa, und buddhistische Klöster wurden in Menge gegründet. In China bemerkte man an der zunehmenden Friedfertigkeit der Steppennomaden bald den günstigen Einfluß des tibetischen Oberpriesters. Auch Shi Tsu, der erste Kaiser der Mandschu-Dynastie, die seit 1644 das Haus der Ming verdrängt hatte, wußte das zu schätzen und beantwortete die Geschenke tibetischer Gesandten mit einer schmeichelhaften Einladung an den Dalai-Lama, nach Peking zu kommen. Diesmal wurde die Einladung angenommen; der Großlama erschien im Jahre 1653 am Hofe der Mandschu, war hier der Mittelpunkt allgemeiner Verehrung, wurde mit glänzenden Titeln ausgestattet und endlich von der Garde unter einem kaiserlichen Prinzen in seine Heimat geleitet.

Aber diesem Triumphe des „lebenden Buddha" folgte bald die Erniedrigung. Da beim Tode jedes Dalai-Lama die Würde auf ein Kind überging, das als seine Wiederverkörperung galt, so ruhte jedesmal viele Jahre lang die Regierung in den Händen von Regenten, für die natürlich die Versuchung nahe lag, ihre Macht auch dem großjährigen Dalai-Lama gegenüber aufrecht zu erhalten oder, was noch einfacher war, den Knaben überhaupt nicht über ein gewisses Alter leben zu lassen. Die Regentschaft übten weltliche Fürsten aus, in denen wir wohl einfach die Nachfolger jener alten tibetischen Herrscher zu erkennen haben, die eine Zeitlang aus Tibet einen mächtigen Staat geschaffen hatten (S. 159), dann aber von der Hierarchie mehr und mehr zurückgedrängt worden waren; als weltliche Schützer der Geistlichkeit, wohl auch gestützt auf großen Landbesitz, hatten sie eine gewisse Stellung zu behaupten gewußt.

Jetzt endlich, als dem altersschwachen fünften Dalai-Lama die Zügel der Herrschaft entglitten, sah der damalige Tipa (König) Sang kiú den Augenblick gekommen, die geistliche Obergewalt, die scheinbar bestehen bleiben mochte, durch eine weltliche zu ersetzen. Als der Großlama 1682 starb, verheimlichte der Tipa seinen Tod und war nun thatsächlich Herr von Tibet. Den umliegenden Ländern wurde die Veränderung bald merklich. Der Tipa brachte einen in Tibet als Lama erzognen Kalmükenprinzen, Kaldan, an die Spitze dieses Stamms, und die Kalmüken (Ölöthen, Dsungaren) leisteten ihm dafür Hilfe gegen einen Angriff der Nepaler, die als kräftiges Gebirgsvolk bedenkliche Nachbarn des heiligen Lands waren. Im geheimen Einverständnisse mit dem Tipa erweiterte nun der Ölöthenfürst seine Macht und wagte einen Angriff auf China, wo man allmählich mit immer größerm Mißbehagen empfand, daß sich der friedliche Einfluß Tibets auf die Steppennomaden in sein Gegenteil verkehrt hatte; ein chinesischer Lama, der zum Dalai-Lama geschickt worden war, hatte diesen überhaupt nicht sehen dürfen. Als nun gar der Ölöthenfürst nach einer Niederlage seinem Herrn erklärte, er habe den Krieg gegen China einzig und allein auf den Wunsch des Dalai-Lama begonnen, da gestand auf ein scharfes Schreiben des Kaisers Sheng Tsu (Kang hsi) der eingeschüchterte Tipa, daß die fünfte Verkörperung des Dalai-Lama längst gestorben sei, und daß sich der Tote wieder in einem Knaben verkörpert habe; man habe aber den Tod verschwiegen und die sechste Inkarnation nicht öffentlich anerkannt, um Verwirrungen zu vermeiden. Die Kunde von diesen Ereignissen verbreitete sich rasch und minderte, obwohl China nicht weiter eingriff, die Macht des Tipa bedeutend. Als dieser im Jahre 1705 wieder einen Krieg gegen einen tibetischen Kleinfürsten begann, wurde er geschlagen und getötet.

Der siegreiche Fürst, La tsang, hatte vorher schon einen neuen Dalai-Lama aufgestellt. Der fand aber nicht die Anerkennung Chinas und wurde durch einen andern ersetzt, dessen Schutz La tsang übernahm; ein andrer Dalai-Lama, der in der Mongolei auftrat und die

wahre sechste Inkarnation sein sollte, wurde ebenfalls durch die chinesische Regierung abgelehnt und nur als Heiliger geringern Grads anerkannt. Aber das böse Beispiel des Tipa Sangkiú hatte doch gewirkt: der Dsungarenfürst Zagan Araptan, Kaldans Nachfolger (S. 188), der erkannt hatte, welche politisch-religiöse Macht der Beschützer des Dalai-Lama ausüben könne, brach mit einem Heer in Tibet ein, um sich des buddhistischen Papstes zu bemächtigen (1717). Potala bei Lhassa, wo der Dalai-Lama mit dem Chan La tsang verweilte, wurde erstürmt, der Chan getötet, der Großlama aber in sichere Obhut genommen.

Jetzt zögerte China nicht, dieser gefährlichen Wendung, die zu einem neuen Nomadensturme gegen das Reich der Mitte führen konnte, mit Gewalt zu begegnen. Ein chinesisches Heer und ein mongolisches Aufgebot drangen in Tibet ein; aber die vereinigte Truppenmacht wurde von den Dsungaren am Flusse Kola umgangen und vernichtet. Die Mutlosigkeit, die sich infolgedessen der Chinesen und Mongolen bemächtigte, führte zu dem Vorschlage, Tibet sich selbst zu überlassen und einen neuen Dalai-Lama in einer andern Gegend aufzustellen. Kaiser Kang hsi bestand indessen darauf, den Feldzug mit verstärkten Kräften zu erneuern. Diesmal glückte das Unternehmen: die Dsungaren räumten im Jahre 1720 das Land, und Kang hsi konnte nun die notwendige festere Verbindung Tibets mit China bewerkstelligen. Fortan übernahmen zwei chinesische Residenten, denen eine nicht unbedeutende Truppenmacht die nötige Achtung sicherte, an Stelle der einheimischen weltlichen Könige den Schutz des Dalai-Lama; die Ehrfurcht vor diesem lebenden Buddha nahm übrigens in China bedeutend ab, als 1780 der in Peking zu Besuch befindliche Dalai-Lama wie ein gewöhnlicher Mensch an den Blattern gestorben war. Anfangs behielten die kleinen Feudalfürsten Tibets noch einige Macht; aber nach wiederholten Unruhen wurden sie im Jahre 1750 völlig dem Dalai-Lama, d. h. den chinesischen Gouverneuren untergeordnet. Die innere Verwaltung des Lands, in die sich China im übrigen wenig einmischte, wurde nun ganz im geistlichen Sinne geregelt, indem jedem Ortsvorsteher ein Lama beigegeben wurde, der mit ihm gemeinsam die Angelegenheiten der Einwohner leitete.

Obwohl nun der Dalai-Lama wieder als Oberherr galt, war doch auf die Dauer an eine wirkliche Regierung des „lebenden Buddha" nicht zu denken, da ein neuer Dalai-Lama ja immer im zartesten Kindesalter zu seiner Würde erhoben wurde und eines Beraters dringend bedurfte. Für alle äußern Angelegenheiten übernahmen die chinesischen Regenten diese Rolle; für die innern bildete sich eine Art neues weltliches Königtum aus, indem der „Radjah" von Lhassa die Regierung bis zur Mündigwerdung des Dalai-Lama zu führen pflegte. Ein sonderbarer Zufall hat es seitdem gewollt, daß der Dalai-Lama fast nie das erforderliche Alter von 20 Jahren erreicht hat, sondern meist kurz vorher starb und dann immer wieder in einem Kind erneuert wurde. Auf diese Weise ist auch der chinesische Einfluß zurückgegangen; Tibet hat sich immer mehr nach allen Seiten hin abgesperrt und ist bis zur Gegenwart, wo sich augenscheinlich Rußland um seine Gunst heiß bemüht, eines der geheimnisvollsten, von der übrigen Welt am wenigsten berührten Länder geblieben. Als 1792 ein neuer Einfall der Nepalesen mit Hilfe chinesischer Truppen zurückgeschlagen worden war, sperrte man auch die Grenze gegen Indien fast völlig ab. Einen Schutz gegen Kultureinflüsse bildet auch der im Süden von Lhassa gelegne Himalayastaat Bhutan, ein kleines Tibet mit weltlich-geistlicher Doppelregierung und ebenfalls entschiedenster Abneigung gegen alle Einflüsse der Außenwelt.

Indem Tibet den in Indien erliegenden Buddhismus bewahrte und der Ausgangspunkt einer erfolgreichen Propaganda unter den hochasiatischen Steppenvölkern wurde, hat es eine weltgeschichtlich bedeutende Aufgabe erfüllt. Daran, daß China und die westliche Welt von

neuen Nomadenstürmen verschont geblieben sind oder doch sie ohne Mühe zurückgewiesen haben, darf die Ausbreitung der buddhistischen Lehre mit ihren milden Sittengesetzen und ihrem entnervenden Klosterwesen ein Hauptverdienst beanspruchen.

G. Die Mongolei und das Tarymbecken von 1300 bis zur Gegenwart.

a) Die letzten Djengisiden.

Als die Hochflut der mongolischen Eroberung verrauschte, sank die Heimat der neuen Welteroberer rasch von ihrer glänzenden Höhe herab. Das dünn bevölkerte Land hatte seine besten Kräfte ausgegeben und bedurfte langer Zeit, um sich wieder zu erholen. Für den ältesten Zweig der mongolischen Herrscherfamilie, den chinesischen, blieb es eine Ehrensache, sich das Ursprungsland mit der alten Hauptstadt Karakorum zu bewahren; dieses Bestreben war zugleich im Einklange mit der herkömmlichen chinesischen Politik, die immer nach einem gewissen Einfluß auf die unruhigen Steppenvölker getrachtet hatte und von den Mongolenherrschern, nachdem sie sich mehr und mehr in echte Chinesen verwandelt hatten, wieder aufgenommen werden mußte. Kublai Chan hatte wiederholt Aufstände in der Mongolei unterdrückt und das Land behauptet; sein Nachfolger Timur (Cheng Tsung; S. 93) brachte vorübergehend das ganze östliche Hochasien wieder unter seinen Einfluß. In der Zeit der Mongolenherrschaft über China scheint die buddhistische Propaganda von Tibet aus mit Hochdruck begonnen zu haben, begünstigt von den chinesischen Kaisern, die dem Buddhismus meist zugewandt waren; das Rückströmen der in China eingewanderten und von den Ming wieder verdrängten Mongolen in die alte Heimat konnte dieser Wandlung nur förderlich sein.

Als die mongolische Dynastie ihren Verzweiflungskampf mit den Ming ausfocht, leisteten die Mongolen Hochasiens nur schwache und zweideutige Hilfe. Nach der völligen Niederlage (1368) floh der Mongolenkaiser Shun Ti (Tohuan oder Tughan Timur) nach Shang tu im Norden und starb bald darauf; sein Sohn und Nachfolger Biliktu (1370—78) verlegte seine Residenz wieder nach Karakorum. Da alle mongolischen Außenländer längst abgefallen waren, verblieb ihm als Rest des Reichs nur das alte Weideland im Norden der Gobi, der einstige Ausgangspunkt der Macht seines Hauses. Es war immer noch die Möglichkeit gegeben, daß sich hier allmählich ein neues Gewitter zusammenzog, dessen Ausbruch für die Kulturländer verhängnisvoll werden mußte. Aber der Verlust Chinas, der zum guten Teile der Uneinigkeit der Heerführer und Prinzen zuzuschreiben war, hatte die Mongolen nicht klüger gemacht: je geringer der Überrest ihres Machtgebiets war, desto grimmiger bekämpften sie sich um die einzelnen Fetzen, bis dann völlige Zersplitterung eintrat. Die Kaiser der Ming benutzten diese Vorgänge, um die östliche Mongolei zu unterwerfen. Im Nordwesten der Gobi blieb als letzter Rest der Mongolenmacht das Reich Altyn Chans bestehen.

b) Das Reich der Kalmüken (1630—1757).

Die neuern Versuche, in Hochasien eine Großmacht zu begründen und alsdann im echt hunnischen Stile gegen die Kulturländer vorzubrechen, gingen nicht mehr von den Mongolen aus, deren Charakter durch die Stammeszersplitterung und den erwachenden Eifer für buddhistische Religionsübungen umgestimmt wurde, sondern von den Gebieten im Süden und Südwesten der Gobi, die man zum Teil jetzt als Dsungarei bezeichnet. Hier hatte der beschauliche Buddhismus nicht so rasche Fortschritte gemacht, da ein guter Teil der Nomaden dem Islam

gewonnen war, der dem kriegerischen Sinne weniger gefährlich ist. Aus dem Völkerwirrwarr Hochasiens hatte sich im Süden der Gobi ein neuer Zweig der mongolischen Rasse abgeschieden, die Ölöthen oder Kalmüken (S. 185), die seit 1630 die Herrschaft der Mongolen abgeschüttelt und ostwärts ihren Einfluß bereits bis China hin ausgedehnt hatten.

Unter seinem Chan Kaldan bemächtigte sich dieses Volk Kaschgars, wo religiöse Streitigkeiten der mächtigen islamischen Geistlichkeit die Einmischung begünstigten, zerstörte das mongolische Reich des Altyn Chan (S. 187) und bedrohte gegen Ende des 17. Jahrhunderts China. Dabei suchte Kaldan auch die religiöse Macht Tibets in seinem Interesse zu verwenden, indem er behauptete, der Dalai-Lama habe ihn zu seiner Würde erhoben; im geheimen unterstützte ihn der weltliche Fürst von Tibet, Sangkiú (S. 185). Die Mongolen litten schwer unter den Angriffen der Ölöthen, und Chinas Einfluß in Hochasien ging bedenklich zurück, bis sich endlich der Mandschu-Kaiser Kang hsi im Jahre 1696 zu einem großen Feldzuge gegen Kaldan entschloß. Kaldan mußte immer weiter zurückweichen. Da ihm das Ausspielen der Unterstützung seiner Ansprüche durch den Dalai-Lama keinen Vorteil zu bringen schien, wandte er sich jetzt dem Islam zu, der im Westen seines Gebiets zahlreiche Bekenner hatte; doch machte sein bald darauf erfolgender Tod diesen Plänen ein Ende.

Die kriegerische Kraft des Nomadentums, die sich in der Dsungarei nochmals wie in einem Brennpunkte gesammelt hatte, war damit noch nicht erloschen. Der Nachfolger Kaldans, Zagan-Araptan, machte sich die meisten Städte des Tarymbeckens unterthan und erweiterte sein Reich auch nach andern Richtungen hin; dann faßte er den Plan, ein Heer nach Tibet zu senden, den Schutz des Dalai-Lama gewaltsam an sich zu reißen und damit den religiösen Einfluß dieser heiligen Puppe in seinem Interesse auszubeuten. Der Versuch gelang über Erwarten, nötigte aber die Chinesen zu entschiednerem Eingreifen: die Vertreibung der Ölöthen aus Tibet (1720) war die Folge. Das dsungarische Reich blieb trotzdem noch längere Zeit ein gefährlicher Nachbar der übrigen hochasiatischen Stämme und der Chinesen. Endlich benutzte jedoch China Thronstreitigkeiten und innere Kriege, um das letzte große Nomadenreich Hochasiens zu zerstören und damit, wie es scheint, das Zeitalter der großen Kämpfe zwischen den Hirtenstämmen Hochasiens und den Kulturvölkern endgiltig abzuschließen. Ostturkestan, das in den Händen der Kalmüken gewesen war, fiel nun (1757) den Chinesen zu.

c) Das Vordringen Rußlands und der zähmende Einfluß der Buddhalehre.

Es war nicht das erste Mal, daß die Chinesen Besitz vom Tarymbecken nahmen, die hochasiatischen Handelsstraßen beherrschten und die nomadischen Stämme im Norden und Süden voneinander trennten (S. 147); aber diesmal war die Wirkung doch anders und dauernder. Die ewig unruhigen Nomadenstämme konnten nur dann wirklich gezähmt werden, wenn sie von beiden Seiten gefaßt und eingeengt wurden, wenn den unermeßlichen Steppenhorizont ringsum die festen Burgen der Kultur beschränkten. Dieser Zustand war inzwischen durch das Vordringen Rußlands angebahnt worden: schon war die Grenze gegen Sibirien hin festgelegt, ein Ausweichen der Mongolen nach Norden und Nordwesten unmöglich gemacht. Im Südwesten gelang es Rußland erst allmählich, sich Turkestans zu bemächtigen. Hier war denn auch die chinesische Stellung so schwach, daß das Tarymbecken vorübergehend verloren ging; als indes die turkestanischen Chanate von den Russen besetzt wurden, gewann auch China bald das Verlorne wieder.

Die Ausbreitung der russischen Macht, die auf die Dauer für China selbst nicht ohne Gefahren ist, hat also die seit jeher auf die Zähmung des hochasiatischen Nomadentums gerichtete

chinesische Politik vorzüglich unterstützt. Diese Politik selbst aber arbeitet außer mit den alten Mitteln der Kolonisation und des Ausspielens der Nomadenfürsten gegeneinander noch mit dem neuern der Begünstigung des Buddhatums. Die mandschurische Dynastie ist hierbei in ihrem Verhalten ganz dem Beispiele der Ming gefolgt, und das Ergebnis ist in der That überraschend. „Die buddhistische Lehre", sagt Nikolai von Prschewalskij, „hat hier (in der Mongolei) so tiefe Wurzeln geschlagen, wie kaum in einem andern Teile der Welt ... Der Buddhismus, dessen höchstes Ideal faule Beschaulichkeit ist, paßt ganz zum Grundcharakter des Mongolen und hat einen furchtbaren Asketismus erzeugt, der den Nomaden von jedem Fortschritte fern hält und ihn anreizt, in nebelhaften und abstrakten Ideen über die Gottheit und das Leben im Jenseits das Ziel des menschlichen Daseins zu suchen." Die gewöhnliche gutmütige Trägheit der Nomaden ist geblieben; aber an Stelle der Ausbrüche kriegerischer Wildheit, die als gewaltsame Gegenwirkung den Einzelnen wie ganze Völker befielen, ist eine beständige langsame Kraftentladung in religiösen Übungen, Gebeten und Pilgerfahrten getreten. In diesem Sinne sind die Pilgerzüge nach Tibet oder berühmten mongolischen Heiligtümern ein Ersatz der alten Raub- und Kriegsfahrten. Um so geringer ist die Bedeutung der Buddhalehre, deren Urform so geistvoll und durchdacht ist, für das geistige Leben der Hochasiaten: die an sich schon völlig entartete tibetische Glaubensform ist rein äußerlich auf die Mongolei übertragen worden, wo selbst die Priester meist die tibetischen heiligen Schriften und Formeln nicht verstehen, sondern wie dunkles Zauberwesen verständnislos benutzen. Nur insofern zeigt dieser Zweig des Buddhatums eine gewisse Selbständigkeit, als sich auch in der Mongolei Mittelpunkte des Glaubens finden, vor allem die Stadt Urga, deren Kutuchta (Oberpriester) nur den beiden höchsten tibetischen Lamas an Rang nachsteht und ebenso wie diese sich immer aufs neue inkarniert; übrigens besitzt fast jedes Buddhistenkloster einen „Gegan", einen wiederverkörperten Heiligen. Die Priester aber sind in ihrem Einfluß an die Stelle der alten Stammeshäupter getreten: sie werden mit grenzenloser Ehrfurcht behandelt, und in ihren Heiligtümern sammelt sich der Reichtum des Lands. In den Grenzgebieten gegen den Islam hin sind es die befestigten Buddhistenklöster, wo das Volk vor räuberischen oder aufständischen Mohammedanern Zuflucht sucht.

Während sich so die buddhistische Religion als ein Zähmungsmittel der wilden Hochasiaten wunderbar bewährt hat, während auch durch chinesische Kolonien das Gebiet des Nomadentums immer mehr eingeengt wird, hat ein andres uraltes Hilfsmittel der fortschreitenden Kultur nach und nach den größten Teil seiner Bedeutung verloren: der Handels- und Völkerverkehr auf den ostwestlichen Straßen Innerasiens. Noch zur Mongolenzeit entbrannten Kriege um den Besitz dieser Straßen: der Angriff Djengis Chans auf die Chwaresmier (S. 168) erfolgte zum Teil aus handelspolitischen Gründen. Aber die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, die bald dahin führte, daß nun auch europäische Schiffe in den chinesischen Häfen erschienen, mußte den ohnehin schon verminderten Landhandel bis zur Geringfügigkeit herabdrücken; es lohnte sich jetzt nicht mehr, mit kostbaren Waren die ungeheuere Reise durch unsichere Gebiete zu unternehmen. Der große Karawanenverkehr stockte, und an seiner Stelle blieb in der Hauptsache nur ein Zwischenhandel von Station zu Station erhalten, der für die Kultur ohne Bedeutung war. Nur an einer bisher vernachlässigten Stelle blühte jetzt der Landhandel auf, besonders die Theeausfuhr: im Norden der Mongolei, wo sich die Grenzen der beiden Kulturreiche Rußland und China berührten. Das konnte nicht ohne günstigen Einfluß auf die friedliche Gesinnung der Mongolen bleiben, die jetzt beim Theetransport durch die Steppe guten Verdienst fanden und ein Interesse an der Blüte des Handels gewannen.

d) Das Zeitalter der Dunganenaufstände (1825—94).

Der chinesischen Politik hat es trotz all dieser Besserung der Verhältnisse an Schwierigkeiten in Hochasien nicht gefehlt; Hauptursache davon waren die Anhänger des Islams in der Dsungarei, dem Tarymbecken und den chinesischen Westprovinzen. Wo der Islam einmal Fuß gefaßt hatte, war er nicht mehr durch den bequemern Buddhismus zu verdrängen; der Einfluß aber, den die Lehre Mohammeds auf den kriegerischen Mut, den Fleiß und die Thatkraft ihrer Bekenner übte, durfte nicht unterschätzt werden und verlangte von den chinesischen Beamten Rücksicht und Schonung, wenn nicht gefährliche Ausbrüche der durch ihren Glauben eng verbundnen Massen erfolgen sollten. Dennoch kam es wiederholt zu blutigen, manchmal für längere Zeit erfolgreichen Aufständen dieser Dunganen, in denen sich gewissermaßen das letzte Aufflackern hochasiatischer Kriegslust offenbarte. Im Tarymbecken hatte schon 1825—28 ein islamischer Aufruhr gewütet (S. 105 oben). Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begannen die Nachkommen der Dynastie, die 1757 von den Chinesen am Schlusse des ölöthischen Kriegs aus dem westlichen Tarymbecken vertrieben worden war, dessen Rückeroberung zu versuchen, nachdem sie schon früher mit Vorliebe kleine Streifzüge über die chinesische Grenze unternommen hatten. Der erste Feldzug scheiterte am Widerstande der Städte Kaschgar und Yarkand. Ein islamischer Aufstand unter der Führung Rasch ed-din Chodjas arbeitete jedoch 1862 weitern Unternehmungen vor. An einem neuen Einfalle, den der damalige Prätendent Buzurg (Busuruk) Chan leitete, beteiligte sich ein Hilfsheer aus Khokand unter Mohammed Yakub Bei. Diesmal erhoben sich auch die dunganischen Soldaten der Chinesen und besetzten Yarkand und Khotan, während zugleich kirgisische Raubscharen herbeieilten und Kaschgar belagerten (1864); als sie die Stadt genommen hatten, nahm ihnen Buzurg Chan die Beute wieder ab. Während der weitern Kämpfe gegen die Chinesen und die dunganischen Empörer, die sich keineswegs den aus Khokand gekommnen Mohammedanern beugen wollten, trat Yakub Bei als Heerführer immer glänzender hervor, bis er den unfähigen Buzurg Chan ganz beseitigte und nach Ferghana zurückschickte. Im Jahre 1868 war der größte Teil des Tarymbeckens im Besitze des neuen Herrschers, der sich seit 1870 „Atalik Ghazi" (Verteidiger des Glaubens) nannte.

Diese Erfolge wären nicht möglich gewesen, hätte nicht gleichzeitig ein Aufstand der Mohammedaner in Westchina und der Dsungarei die chinesische Regierung in die äußerste Verlegenheit gebracht. Ein Glück für China, das zum Überflusse noch durch den Taipingaufstand geschwächt wurde, war es dabei, daß die Empörer keine großen Ziele verfolgten und sich nicht zu einem allgemeinen Angriff auf das wankende Himmlische Reich einigten; noch viel weniger dachten sie natürlich daran, mit Yakub Bei, den sie vielmehr bekämpften, oder gar mit den Taipings und den unzufriednen buddhistischen Mongolen gemeinsame Sache zu machen. So war der große Dunganenaufstand im Grunde nur eine Kette örtlicher Erhebungen, verbunden mit furchtbarem Blutvergießen und ausgedehnten Verwüstungen. Die Chinesen retteten sich in die Städte, die teils den Angriffen der umwohnenden Dunganen unterlagen, teils sich hielten und dann wichtige Stützpunkte bei der Wiedereroberung des Lands bildeten; besonders in dem die Brücke zum Tarymbecken bildenden Kansu, wo 1862 die Empörung ausgebrochen war. Noch 1869 drang ein dunganisches Heer verwüstend bis Ordos vor; noch 1873 wurden Städte der südlichen Mongolei angegriffen und zerstört. Die Kriegführung war auf beiden Seiten erbärmlich.

Seit 1872 begannen die Chinesen wieder angriffsweise vorzugehen und Kansu zurückzuerobern. Als dies nach mehrjährigem Kampfe gelungen war, konnte auch das Schicksal Yakub

Beis als besiegelt gelten; war ihm doch inzwischen durch das Vordringen der Russen der Rückhalt an seine Stammes- und Glaubensgenossen im westlichen Turkestan geraubt worden. Im Jahre 1878 fiel denn auch, nachdem der plötzliche Tod Yakubs (31. Mai 1877) allem planmäßigen Widerstand ein Ende gemacht hatte, das Tarymbecken wieder in die Hände der Chinesen und wurde 1884 mit den Landstrichen am Tiënschan als besondere Provinz organisiert. Auch hier grenzt nunmehr China fast allenthalben an das Gebiet der Kulturstaaten Rußland und England, seitdem auch der letzte unsichere Grenzstrich, das Pamirhochland, unter die drei Mächte aufgeteilt worden ist. Der Handel im Tarymbecken hat sich wieder gehoben, weil England der Verbindung mit Indien seine Aufmerksamkeit gewidmet und einen beträchtlichen Karawanenverkehr hervorgerufen hat; auf der andern Seite ist auch Rußland bemüht, die alten Straßen nach dem westlichen Turkestan wieder zu beleben. Das islamische Bekenntnis der Bevölkerung des Tarymbeckens und mancher Teile Westchinas bleibt freilich für die Chinesen eine beständige Gefahr (1894 Aufstand der Dunganen), die höchstens durch ausgiebige Ansiedlung chinesischer Kolonisten mit der Zeit beseitigt werden kann.

II. Das westliche Turkestan vom Ausgange der Timuriden bis zum Eindringen der Russen.

Nach dem Mongolensturme hatte sich die Bevölkerung allmählich in drei Gruppen geschieden. Die erste bestand aus der ansässigen, ackerbauenden Volksschicht der Städte, Oasen und Uferländer, den Sarten; in ihnen haben wir die Reste der ältesten Kulturelemente vor uns, die im Laufe der Zeit iranisiert und durch starke persische Einwanderungen den Persern auch körperlich ähnlich geworden waren. Durch die Einfuhr persischer Sklaven wurde dieser Charakter noch verstärkt und der anderseits nicht ausbleibenden Zumischung nomadischer Kurzköpfe die Wage gehalten. Die alte Lichtreligion war bei den Sarten längst verschwunden, der Islam allgemein angenommen. Staatenbildende Kraft haben die Sarten nicht gezeigt. Unter den Uzbegen (Usbeken) dagegen, der zweiten Gruppe, sind halbseßhafte Turktataren zu verstehen, denen zwar ein Zuschuß iranischen Bluts und höhere Kultur nicht fehlt, in denen aber doch die kriegerischen Eigenschaften der Nomaden vorwiegen. Diese zahlreiche Volksklasse, die im Laufe der nomadischen Eroberungen entstanden war, durfte am ersten den Anspruch auf die Herrschaft erheben und hat den mongolischen Dynastien endlich die Macht entrissen. Der eigentliche Anstoß ging vom Tarymbecken aus, wo ja schon zur Zeit Timurs die nie völlig unterjochten Kaschgarier wiederholt versucht hatten, das westliche Turkestan zu unterwerfen (S. 178, unten). Die dritte Gruppe der turkestanischen Bevölkerung wird von den eigentlichen Nomaden gebildet, deren Hauptweidegebiete teils im Norden, teils westlich vom Amu Darja nach dem Kaspischen Meer und Chorasan hin liegen (s. die Karte bei S. 120). Im Norden hatte seit alter Zeit das Volk der Kirgisen (Kasaken) seine Sitze, aus denen es nur vorübergehend teilweise durch Wanderzüge andrer Nomaden verdrängt worden war; im Westen waren aus den Trümmern nomadischer Stämme die Turkmenen entstanden, räuberische Horden, die die Verbindung zwischen Persien und den turkestanischen Staaten in der Hand hatten.

a) Die Kirgisen vom angehenden 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert.

Die Herrschaft der Timuriden in Turkestan endete 1494. Den Anstoß zu dieser Umwälzung bildete ein Angriff mehrerer timuridischen Herrscher auf Mohammed Schaibek Chan (Schaibani), den Führer der Uzbegen, die damals am obern Jaxartes und im Grenzgebiete gegen Ostturkestan ihre Sitze gehabt zu haben scheinen. Der Angriff führte zu einer völligen Niederlage

der Timuriden, die damals auch ihre Besitzungen in Masenderan und Chorasan verloren. Es hatte den Anschein, als ob ganz Persien von Schaibek erobert werden sollte; aber gerade damals hatte sich das iranische Volkstum unter der Führung des Ismail el-Safi zu frischem Leben emporgerafft: dieser neuen Macht erlag Schaibek samt seinem Heere (1510). Unter seinen Nachfolgern, den Schaibaniden, blieb Turkestan noch eine Zeitlang ein einheitliches Reich, zerfiel aber dann, wie das auch in der spätern Zeit der Timuriden und noch früher unter den Fürsten der Yue tschi der Fall gewesen war, in eine Anzahl selbständiger Staaten, deren Lage und Umfang schon durch die natürlichen Verhältnisse vorgezeichnet waren. Die rein nomadischen Gebiete erlangten dabei größtenteils ihre Unabhängigkeit.

Das Volk der Kirgisen, das in den Steppen nördlich vom Aral- und Balchaschsee wohnte, hatte sich wohl überhaupt nur teilweise den Timuriden und Uzbegen gebeugt. Der Niedergang des Reichs von Kiptschak hatte allmählich diesen Nomaden größere Freiheit verschafft, bis sich im 16. Jahrhundert in den südwestsibirischen Steppen zwei Reiche bildeten, das der Ulus Mongul und das der eigentlichen Kirgisen oder Kasaken unter dem Chan Arslan, der zahlreiche andre Nomadenstämme Mittelasiens unter seine Botmäßigkeit brachte. Das kirgisische Reich hinderte die Uzbegen, weiter nordwärts auszugreifen, zerfiel aber nachher; d. h.: das Volk der Kirgisen teilte sich in mehrere Horden. Im 18. Jahrhundert finden wir die südlichen Kirgisen, die verhältnismäßig am meisten kultiviert und teilweise ansässig waren, in der Gegend von Taschkend staatlich organisiert; sie beherrschten demnach den mittlern Lauf des Syr Darja. Die rein nomadischen Bestandteile des Volks bildeten die große, mittlere und kleine Horde. Auch in den Kirgisen lebte ein Rest der alten kriegerischen und räuberischen Neigungen der Hochasiaten fort, was die umwohnenden Völker häufig zu ihrem Schaden empfinden mußten. Im Anfange des 18. Jahrhunderts bildete sich darauf ein Bund der Dsungaren, Baschkiren, Wolga-Kalmüken und der in Sibirien als russischen Vorposten bereits seßhaften Kosaken, der die Kirgisen in solche Bedrängnis brachte, daß sie 1719 die Vermittlung Rußlands anriefen, aber ohne Erfolg. Turkestan am rechten Ufer des mittlern Syr Darja, die Hauptstadt der mittlern Horde, wurde von den Dsungaren erobert; ein Teil der Kirgisen unterwarf sich, die übrigen wichen nach Süden aus. Aber bald brachen sie wieder hervor und gewannen ihr Land zurück, freilich nur, um darauf dem russischen Einflusse mehr und mehr zu verfallen.

Die nördlichen Städte des Kulturlands von Westturkestan, das im Mittelalter meist unter dem Namen Maurennahar (Ma wara'l-nahr; S. 176) zusammengefaßt wurde, also Taschkend und Turkestan, waren den Nomaden gegenüber in wechselnder Lage: ging die Macht der Kirgisen zurück, dann waren sie oder ihre uzbegischen Fürsten wohl so gut wie selbständig, hob sie sich wieder, dann standen sie mehr oder weniger unter nomadischer Herrschaft; gelegentlich waren sie wohl auch den Uzbegenreichen angegliedert. Die Dsungaren besetzten 1723 Turkestan; seit 1741 waren die Kirgisen wieder die Herren der Stadt. Im Jahre 1780 brachte Yunus Chodja von Taschkend den Kirgisen der großen Horde eine so schwere Niederlage bei und schüchterte sie durch Niedermetzelung mehrerer tausend Gefangnen derart ein, daß sie ihn als ihren Herrn anerkannten.

b) Die uzbegischen Staaten China, Bochara und Khokand seit 1500.

Maurennahar zerfiel vermöge seiner Bodenbeschaffenheit in verschiedne Landschaften, aus denen sich im Laufe der Geschichte immer wieder die entsprechenden Staaten entwickelt haben: das untere Flußgebiet des Amu Darja (Chiwa), das mittlere Gebiet desselben Stroms mit dem

Thale des Serafschan (Bochara) und das obere Thal des Syr Darja (Ferghana, Khokand). Hierzu trat häufig noch das Land am obern Amu Darja (Balch), das aber leicht unter afghanischen Einfluß fiel, wenn sich im Süden ein stärkeres Reich bildete. Der Mittel- und Unterlauf des Syr Darja waren zu sehr unter dem Einflusse reiner Nomadenstämme, als daß hier stärkere Staaten hätten entstehen können. Von der Landschaft Bochara wieder löste sich nicht selten das obere Thal des Serafschan mit der Hauptstadt Samarkand als besonderes Reich (Maurennahar im engern Sinne) los.

Von diesen Staaten war Chiwa (Chwarism) nach der Niederlage und dem Tode Schaibek Chans zunächst von den Persern besetzt worden. Da sich aber diese durch die Begünstigung der schiitischen Propaganda bei den streng sunnitischen Bewohnern des Lands bald unbeliebt machten, brach um 1515 ein Aufstand aus, an dessen Spitze der uzbegische Prinz Ilbars trat; mit Hilfe seiner Brüder trieb er die Perser nach und nach aus allen Städten des Lands und machte selbst erfolgreiche Angriffe auf Chorasan. Weitere Ausbreitung nach dieser Richtung hin wurde durch die Turkmenenstämme gehindert, die damals bereits die Grenzsteppe zwischen Persien und Chiwa als ihr ausschließliches Eigentum betrachteten. Da sich die Brüder des Ilbars in verschiednen Städten als Feudalherren festgesetzt hatten, war nach dem Tode des ersten Herrschers von einer straffen Einheitlichkeit keine Rede. Erst als die Fehden zwischen den einzelnen Lehnsfürsten einigermaßen gestillt und die Turkmenen zur Ruhe gebracht waren, konnten die Uzbegen von Chiwa, gleichzeitig mit denen von Bochara, ihre Angriffe auf das persische Gebiet erneuern. Der Sefewide Tahmasp I. von Persien wußte sich endlich keinen andern Rat, als sich mit der Herrscherfamilie von Chiwa zu verschwägern und mit schwerem Geld ein Bündnis zu erkaufen, das seinen Grenzländern Ruhe schaffte. Neue Wirren in Chiwa endeten mit der fast gänzlichen Ausrottung der Nachkommen des Ilbars durch Din Mohammed Sultan, der das Land an die Mitglieder seiner Familie verteilte und zum Chan ausgerufen wurde (1549). Er nahm dem Chan von Bochara die Stadt Merw ab, diesen alten Vorposten persischer Kultur, und schlug hier seine Residenz auf. Nach seinem Tode (1553) ging aber Merw bald wieder an die Perser verloren. In die darauf folgenden Wirren mischte sich der Chan von Bochara, Abd Allah, wiederholt ein, bis es ihm 1578 gelang, sich des ganzen Reichs zu bemächtigen. Erst 1598 konnte einer der vertriebnen Fürsten wieder den größten Teil des Lands an sich reißen.

Auch in der Folge wurde Chiwa von Bürgerkriegen zerrüttet: Prinzen des Herrscherhauses erhielten Städte zugeteilt und regierten hier fast selbständig, sich bald auf die Uzbegen, bald auf die Turkmenen, die Naiman, die Kirgisen oder auf die Uiguren stützend, deren Reste jetzt ebenfalls im chwarismischen Gebiete hausten. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo sich Abu'l Ghâzi I. Behâdur (1605—64) als Fürst (1644—63) und als Geschichtschreiber der Djengisiden hervorthat, dehnten die Kalmüken (S. 188) ihre Herrschaft über die kirgisische Steppe bis nach Chiwa aus; Kämpfe mit diesen neuen Gegnern, dann wieder Kriege mit Bochara erfüllten die folgenden Jahrzehnte. Danach trat eine ruhigere Zeit ein; der Chan, der in Urgentsch oder Chiwa residierte, war im Grunde nur der mächtigste der zahlreichen Lehnsfürsten, die in den verschiednen Städten saßen und gelegentlich ihre kleinen Fehden miteinander ausfochten. Dieser kleinliche Zug ist bezeichnend für die Geschichte Turkestans in neuerer Zeit. Im 18. Jahrhundert rissen die Kirgisen der kleinen Horde die Oberherrschaft Chiwas an sich, bis 1792 ein uzbegischer Häuptling eine neue Dynastie gründete, die sich bis 1873 (vgl. unten, S. 217) erhalten hat.

Das Kernland Westturkestans, Bochara (Buchara), hat ebenfalls keine große weltgeschichtliche Bedeutung mehr gewonnen. Zunächst hielten sich hier die Nachkommen Schaibek Chans, von

denen Obaid Allah (1533—39) mit Persien Krieg führte, wenn man seine Plünderungszüge so nennen darf. Der bedeutendste der Schaibaniden, Abd Allah II. (1556—98), suchte mit besserm Erfolge die Kultur zu heben. Im Jahre 1599 kam die Dynastie der **Aschtarchaniden** (Djaniden*) auf den Thron, die 1554 aus dem Chanat Astrachan nach Transoxanien zurückgewandert war; die Chanate von Balch und von Samarkand lösten sich nun bald völlig von Bochara los. Und noch größer wurde der politische Verfall, als Nadir Schah von Persien im Jahre 1737 durch einen siegreichen Feldzug Rache für die beständigen Streifzüge gegen seine Grenzen nahm. Eine neue uzbegische Herrscherfamilie, die der **Mangiten** (Manghits**), die sich ebenfalls mongolischer Abstammung rühmte, verdrängte 1785 die Aschtarchaniden und hat bis 1868 (vgl. unten, S. 216) den Thron von Bochara behauptet.

Ferghana oder das Chanat **Khokand** (Kokan) war das Gebiet gewesen, wo sich die Timuriden am längsten gehalten hatten. Dann war das Land den Schaibaniden und Aschtarchaniden zugefallen, gewann aber um 1700 völlige Selbständigkeit, die es bis 1876 behauptet hat. Die geographische Lage Ferghanas brachte es mit sich, daß hier die persische Macht, zu der Chiwa und Bochara stets Stellung nehmen mußten, ohne Bedeutung war, daß aber dafür die Verhältnisse Osturkestans und der kirgisischen Steppe beständige Aufmerksamkeit erforderten: von Ferghana ging z. B. der Feldzug Yakub Chans aus, der die Chinesen vorübergehend aus dem Tarymbecken vertrieb (S. 190). Im Jahre 1814 eroberte das damals erstarkende Khokand die südliche Kirgisensteppe mit Taschkend und Turkestan, was nun die Eifersucht Bocharas erregte. Schon seit dem Aufkommen der Mangit-Dynastie waren Zwistigkeiten zwischen Bochara und Khokand entstanden; schließlich wurde Khokand von dem bocharischen Herrscher Nasr Allah (1827—60) im Jahre 1841 erobert und trotz wiederholter Aufstände festgehalten. Die weitern Ereignisse sind abermals besser als ein Teil der Vorgänge zu behandeln, die Rußland in den Besitz Mittelasiens gebracht haben (S. 216/17).

Im großen und ganzen ist die uzbegische Zeit für Turkestan ein Zeitalter kleinlicher Kämpfe gewesen, denen **wenig echte Kulturarbeit** gegenübersteht. In der Bevölkerung wiegt ein Nomadentum vor, das sich besonders in beständigen Raubzügen gegen Persien äußert. Der Weltverkehr, der einst den Glanz Turkestans bedingt hatte, war in andre Bahnen gelenkt worden, und die einst so reichen Städte waren nur noch ein Schatten der frühern Herrlichkeit.

4. Sibirien und das asiatische Rußland.

Wie ein vor Frost halb erstarrter Riesenleib ruht **Sibirien** zwischen der mongolischen Steppe und den kalten Fluten des Nördlichen Eismeers. Welche Kraft, welche Fülle von Reichtümern könnten diese ungeheuern Gebiete mit ihren herrlichen Strömen den Bewohnern bieten, wenn nicht ein grausames Klima die Mündungen der Flüsse mit Eis erfüllte, den Boden der weiten Ebenen in sumpfige, unfruchtbare Tundra verwandelte und selbst im Sommer den Frost in den

* Shaiban (vgl. S. 175, Anm.)

Shah Budagh — Khodja Mohammed

Mohammed Shaibek Chan (Shaibâni) — Iskander — Yar Mohammed von Astrachan

Abd Allah II. — Zahra Chanum — Tjan

Djaniden (Aschtarchaniden)

** Tjan — Nogai-Häuptling

Abu'l-Ghazi (1758—85) — Danyal (Mangit)

Tochter — Mir Masum Shah Murad

Mangiten

tiefern Erdſchichten feſthielte! Freilich iſt das Land, das wir Sibirien nennen, auch klimatiſch mannigfach gegliedert: an die nördlichen Striche, die kaum eine weitverſtreute dünne Bevölkerung zu ernähren vermögen, ſchließt ſich weiter ſüdlich ein Waldgebiet, das namentlich im gebirgigen Oſten reich entwickelt iſt, während im ebenen Weſten bald die Steppe beginnt, die ſich dann weithin nach Turkeſtan wie nach Oſteuropa fortſetzt. Daraus ergeben ſich verſchiedne wirtſchaftliche Zonen: eine nordſibiriſche, die, das Tundrengebiet umfaſſend, im Weſten breiter iſt als im Oſten, eine weſtſibiriſche Steppen- und eine oſtſibiriſche Waldzone. Hierzu tritt dann noch das öſtliche Küſtenland als eigenartiges Wirtſchaftsgebiet: während das nördliche Meer als Nahrungsquelle für die Bewohner der Tundren kaum von Bedeutung iſt, darf man die Oſtküſte mit dem untern Amur und mit Kamtſchatka als einen Saum bezeichnen, wo die Fiſcherei die Grundlage des Daſeins bildet.

A. Die hyperboreiſche Zone.

Natürlich ſind die verſchiednen Wirtſchaftsformen Sibiriens nicht auf dieſes Gebiet beſchränkt. Die klimatiſchen Zonen laufen, ſo ſehr auch die Höhenunterſchiede der Länder und die Einflüſſe der Meerestemperaturen die einfachen Verhältniſſe verwirren, im allgemeinen als Gürtel um die Erde; innerhalb dieſer Gürtel finden wir allenthalben Völker, die ungefähr unter denſelben Naturbedingungen ſtehen und ſich in ihrem Weſen dieſen Verhältniſſen angepaßt haben. Auch Stämme, die von ganz verſchiedner Abſtammung ſind, erhalten auf dieſe Weiſe eine Kulturverwandtſchaft, die oft ſtärker und merklicher iſt als die des Bluts: der arabiſche Steppennomade ähnelt dem mongoliſchen, der unſtete Buſchmann Südafrikas ſteht dem Auſtralneger näher als dem nigritiſchen Feldbauer. Die klimatiſche Lage iſt es indes nicht allein, die das wirtſchaftliche Leben eines Volks bedingt, ſondern die Möglichkeiten des Verkehrs treten hier ergänzend hinzu. Wäre z. B. den vereinſamten Auſtraliern die nomadiſche Wirtſchaftsform bekannt geworden, für die ſich große Teile ihres Lands eignen, ſo hätten die Europäer bei ihrer Landung ein ganz andres, wahrſcheinlich widerſtandsfähigeres Volk vorgefunden. Anderſeits kann auch das gute Beiſpiel verſchmäht werden: die Buſchmänner haben von ihren viehzüchtenden Nachbarn nichts gelernt; hier ſpielen Eigenheiten des Charakters, die durch lange Vererbung und Ausleſe erworben, aber eben nicht leicht genau zu beſtimmen und auszuſprechen ſind, entſcheidend mit hinein. Trotz dieſer Einſchränkungen ſind die klimatiſch-wirtſchaftlichen Zonen um ſo wichtiger, je ſparſamer die ſonſtigen Quellen geſchichtlicher Erkenntnis fließen. In dieſem Sinne dürfen wir die nördlichen Sibirier nicht einfach als beſondere Gruppe der Menſchheit behandeln, ſondern haben die wirtſchaftliche Zone zu unterſuchen, der ſie im Vereine mit amerikaniſchen und europäiſchen Stämmen angehören: die nördliche Polarzone, deren Bewohner man als Hyperboreer zuſammengefaßt hat (ſ. die Karte „Nordpolarländer“ bei S. 196).

Die Grundlagen dieſer allgemein hyperboreiſchen Kultur ſind durch die unmittelbaren und die mittelbaren Einflüſſe des Klimas beſtimmt, dagegen die Eigenheiten der einzelnen Zweige, in die ſie ſich ſondert, durch die Eigentümlichkeit des Lands, durch deſſen Lage zur übrigen Welt und durch den Charakter der Bewohner. Die unmittelbaren klimatiſchen Einwirkungen zeigen ſich in der Tracht und im Hausbau ſehr beſtimmt, da bei den Hyperboreern der Körper angeſichts der Rauheit der Witterung unbedingt nach Schutz verlangt. Die mittelbaren Einflüſſe äußern ſich darin, daß die Zahl der für Menſchen genießbaren Nährpflanzen im Norden ſehr gering iſt, während die Vertreter der Tierwelt, die noch in großen Mengen gedeihen, die Grundlage der Ernährung und den größten Teil der Rohſtoffe für den materiellen Kulturbeſitz liefern

müssen. Die großartige und fast ausschließliche Verwertung tierischer und mineralischer Stoffe an Stelle der pflanzlichen ist der Hauptcharakterzug der hyperboreischen Kultur.

Am reinsten zeigt sich diese Kultur bei den Eskimos Amerikas, da hier von Süden her kaum ein merkbarer Einfluß stattgefunden hat; die Geräte und Waffen aus Knochen, Horn und Stein, die Fellkleidung, die aus Steinen, Schneeblöcken oder Fellen hergestellten Häuser und Zelte sind die bezeichnendsten Züge, zu denen als durch das Klima ebenfalls bedingte Eigentümlichkeiten Schneeschuh, Schneebrille und der von Hunden gezogne Schlitten treten (vgl. Bd. I, S. 131). Die Eskimos zeigen zugleich, daß die Polarvölker wie alle andern ursprünglichen Rassen der Erde zunächst rein aneignende Wirtschaft treiben: die Jagd auf Säugetiere und Vögel, in geringem Maße der Fischfang gewähren die Hauptmasse der Nahrungsmittel. Wo etwas wildwachsende Pflanzenkost zu erlangen ist, wird sie nicht verschmäht: bei den südlichern Ostjaken bilden Wurzeln und Zwiebeln sogar einen beträchtlichen Teil der Ernährung; aber von Anbau ist nirgends die Rede. Ebensowenig denkt man daran, Nutztiere zu züchten, mit einziger Ausnahme des Hunds, der, fast überall auf der Erde auch bei unsteten Völkern Begleiter des Menschen, bei den Hyperboreern eine ganz besondere Bedeutung erlangt hat: er erhöht hier als Zugtier die Beweglichkeit der Menschen und erweitert damit ihr Nahrungsgebiet. Seinerseits aber dient er von jeher, wenn im Winter die Kost knapp wird, seinem Herrn selbst als Speise; meist läßt man nur einige Hunde am Leben, um die Rasse nicht auszurotten.

In einfachster hyperboreischer Weise haben, wie das die vorgeschichtlichen Funde lehren, einst auch die europäischen Anwohner des südlichen Eisrands zur Diluvialzeit gelebt. Mit den Eskimos teilten sie die Freude an einer Kunst, die besonders auf die naturtreue Nachbildung tierischer und menschlicher Gestalten (s. Fig. 20—22 der Tafel bei S. 120 des I. Bands) ausging und im Grund unmittelbar dem Charakter und den Neigungen dieser reinen Jägervölker entsprechen mag; zur Erklärung dieser Gleichartigkeit braucht man eine Landverbindung, die einst zwischen Grönland und Westeuropa bestanden und vielleicht Wanderungen der Polarvölker veranlaßt hat (s. die Tiefenschichten auf der beigehefteten Karte „Nord-Polarländer"), noch gar nicht heranzuziehen. Auffallenderweise aber haben die asiatischen und die heutigen europäischen Hyperboreer diese Neigung zur naturalistischen Kunst nicht, sondern begünstigen die ornamentale Stilisierung. Dieser kleine Zug weist auf den großen Unterschied hin, der sich zwischen den amerikanischen und asiatischen Polarvölkern herausgebildet hat: jene sind Jäger und Sammler geblieben, diese dagegen haben sich größtenteils zu arktischen Nomaden umgebildet und damit ihre wirtschaftlichen Grundlagen, ihre Interessen und Neigungen stark verändert. Das ist ein geschichtlicher Vorgang, dessen Verlauf sich einigermaßen noch verfolgen läßt.

a) Die langköpfigen Jäger und Renntierzüchter.

Nach der Eiszeit sahen wir (S. 127) eine langköpfige Rasse den Norden Asiens und Europas erfüllen, die einem verhältnismäßig rauhen Klima angepaßt war und deshalb beim Rückzuge der großen Eishülle die nun zugänglichen Gebiete zu besiedeln vermochte. So entstanden langköpfige polare Jägervölker durch die ganze Breite Sibiriens hin, die sich allmählich durch ihre hyperboreische Kultur schärfer von ihren südlicher wohnenden Verwandten zu sondern begannen. Während diese dann durch die höhere Ackerbau- und Metallkultur der kurzköpfigen Völker West- und Ostasiens beeinflußt wurden, während sich am Altai ein nördlicher Ausläufer der Kupfer- und Bronzekultur bildete, dessen Träger hauptsächlich Langköpfe waren, blieben die nördlichen Sibirier von diesen Einwirkungen fast unberührt: der Feldbau verbot sich bei ihnen

Ostsee
Gotland
Öland
Kalmar
Karlskrona
Blekinge
Kattegat
Halland
Göteborg
Skagerrak
Oslo
Norwegen
Schweden
Dänemark
Kopenhagen
Seeland
Fünen
Bornholm
Rügen
Mecklenburg-Vorpommern
Schleswig-Holstein
Hamburg
Lübeck
Rostock
Stralsund
Wismar
Kiel
Flensburg
Sylt
Helgoland
Nordsee
Deutschland

von ſelbſt, und die Metallgewinnung ſetzt ein maſſenhaftes Vorhandenſein geeigneter Brennſtoffe voraus, die in den Tundren faſt ganz fehlten. Einige neue Künſte und Fertigkeiten mögen ſich nach dem Norden verirrt haben: früher ſind Töpferei und Schmiedekunſt im Gebiete der Oſtjaken geübt worden; aber im ganzen blieben die aſiatiſchen Hyperboreer armſelige Jägervölker von geringer Menſchenzahl, die weder zu freundlichem noch zu feindlichem Verkehr einluden. Die Jagd, etwas Fiſchfang und das Sammeln von Beeren und Zedernüſſen lieferten die Hauptmaſſe der Nahrungsmittel.

Das Entſtehen nomadiſcher Hirtenvölker zunächſt ariſchen, dann auch mongoliſchen Stamms konnte anfangs an dieſen Verhältniſſen nicht viel ändern; eine unmittelbare Übertragung der Rinder-, Pferde- und Schafzucht nach den Polargebieten war nicht wohl möglich, wenn auch ſpäter die Jakuten bewieſen haben, daß Rinderzucht in recht nördlichen Breiten immerhin noch mit Erfolg betrieben werden kann. Der hochaſiatiſche Nomadismus konnte alſo nur mittelbar durch ſein Beiſpiel wirken; zweifellos ſind auch viehzüchtende Stämme in die nördlichen Tundren gedrängt worden, wo ihr Vieh nicht mehr gedeihen konnte, ſo daß ſie genötigt waren, nach Erſatz zu ſuchen. Es ſcheint lange gedauert zu haben, bis man die Entdeckung machte, daß ſich das Ren ähnlich wie das Rind zähmen und als Schlachttier, Milchſpender und Zugkraft verwenden laſſe. Manche Stämme ſind erſt ſehr ſpät der neuen Wirtſchaftsweiſe gewonnen worden, ſo nach J. A. Jakobſens Anſicht die Oroken auf Sachalien. Zu den Eskimos iſt, obwohl über die Beringſtraße immer ein gewiſſer Verkehr ſtattgefunden hat, die Kenntnis der Rentierzucht überhaupt noch nicht gedrungen; ſelbſt die Kamtſchadalen züchteten zur Zeit ihrer Entdeckung nur Hunde.

Das Ren iſt vielfach an die Stelle des Hunds getreten und hat auch dadurch, daß es die Bewegungsfähigkeit noch mehr als dieſer erhöhte, die Möglichkeiten des Daſeins erweitert; läßt es ſich doch außer zum Ziehen des Schlittens auch als Reit- und Laſttier gebrauchen und ſucht ſich ſeine Nahrung ſelbſt. An Milch liefert es freilich weit weniger als das Rind; aber es ſchafft durch ſie doch die Möglichkeit, die bittern Mooſe und Flechten der Tundra in menſchliche Nahrung umzuſetzen, ohne daß ein Töten der Tiere notwendig iſt. In wie hohem Maße jetzt das Daſein der meiſten aſiatiſchen Hyperboreer auf der Rentierzucht beruht, zeigen die Bemerkungen Otto Finſchs über die Gefahren der Rentierſeuche in Weſtſibirien: „Mit dem Mangel an Rentieren muß die eingeborne Bevölkerung immer mehr verarmen und in das Stadium von aus der Hand in den Mund lebenden Fiſchern herabſinken. Ohne Rentiere bleibt die Tundra und das, was ſie an Pelztieren u. ſ. w. beſitzt, unzugänglich, unverwertbar; ohne Rentiere verlieren die Eingebornen ihre größten Hilfsquellen für Tauſch, Nahrung, Kleidung und Wohnung.“ Allerdings iſt der Wohlſtand nicht überall ſo eng mit dem Beſitze der Rentiere verknüpft, da oft die Jagd und, nach dem Rückgange des Jagdwilds, die Fiſcherei die Hauptmenge der Nahrung liefern muß; auch weiß man noch nicht überall die Milch zu nutzen oder hat es vielfach erſt neuerdings gelernt. Dieſe letzten Züge deuten ebenfalls darauf hin, daß die Rentierzucht, die von den Griechen und Römern nicht erwähnt wird, noch nicht alt iſt; die geringe Zahl von Spielarten und Färbungen, die das Ren aufweiſt, läßt denſelben Schluß zu. Wenn endlich die Beobachtung zeigt, daß bei den weſtlichſten Hyperboreern der Alten Welt, den Lappen, das Ren am beſten ausgenutzt wird, während es die öſtlichſten an der Beringſtraße z. B. noch nicht kennen, ſo iſt damit einigermaßen angedeutet, von wo aus und in welcher Richtung ſich die Zucht dieſes Tiers verbreitet hat. Im übrigen gehört die Rentierzucht ausſchließlich den Hyperboreern; kein andres Volk ſcheint ihnen unmittelbar zum Vorbilde gedient zu haben, und kein Kulturvolk, das in die nordiſchen Gebiete eingedrungen iſt, hat ſie in nennenswertem Maße nachgeahmt.

b) Die hyperboreische Mischkultur.

Die Frage nach dem Wesen der Hyperboreer nimmt ein ganz andres Aussehen an, wenn wir nach der Blutsverwandtschaft der einzelnen Stämme fragen. Da stellt sich heraus, daß auch die asiatischen Hyperboreer nicht reine Nachkommen jener langköpfigen Urbevölkerung sind, die am Ende der Diluvialzeit Nordasien und Nordeuropa erfüllte, sondern daß ein starker Zuschuß von Kurzköpfen sich den meisten beigemischt hat. Durch die Untersuchung der Sprachen wird das vollkommen bestätigt: die „jenisseischen" Sprachen, die wohl den hyperboreischen Langköpfen ursprünglich angehörten, sind zum größten Teile durch mongolische oder finnisch-ugrische verdrängt, deren Besitzer Kurzköpfe gewesen sein müssen. Ein Volk, das auch sprachlich am Alten festgehalten hat, sind die Jenissei-Ostjaken, die irrtümlich mit den finnisch-ugrischen westlichen oder Ob-Ostjaken zusammengeworfen worden sind. In Westsibirien mögen sich wohl auch versprengte blonde Langköpfe der arischen Rasse den Hyperboreern zugemischt haben, wie die vielen blonden Ostjaken zu beweisen scheinen; indes ist es auch möglich, daß sich unter den Hyperboreern selbst eine blonde Abart örtlich herausgebildet hat. Jedenfalls vermehren diese Blonden noch die ethnische Verwirrung, die hier herrscht. Im großen und ganzen aber kann man sagen, daß die finnisch-ugrische Völkergruppe, der man jetzt die meisten Hyperboreer zuzurechnen pflegt, das Ergebnis einer Mischung hyperboreischer Langköpfe einerseits und mongolischer Kurzköpfe mit einer den mongolischen urverwandten Sprache anderseits ist, daß aber innerhalb der einzelnen Stämme das Verhältnis der Mischung sehr verschieden sein kann. Die gemeinsame Kultur hat natürlich mit dazu beigetragen, die Unterschiede zu verwischen.

Aber auch diese Kultur verdient eine genauere Untersuchung, weil sie sich trotz ihres echt hyperboreischen Charakters doch aus zwei Bestandteilen gebildet hat, deren einer den alten Langköpfen oder Jenisseiern eigentümlich war, während der andre den mongolischen Einwanderern zuzuschreiben ist. Namentlich die Reste des erstern, die uns die älteste Lebensweise und Weltanschauung des Nordens andeuten, müssen aufmerksam verfolgt werden.

Eine der kenntlichsten Spuren ist die Bärenverehrung, die ursprünglich wohl mit der Anschauung zusammenhängt, daß sich die Geister der Verstorbnen in Bären verkörpern; in weiterer Entwickelung erscheint dann der Bär als eine Art Gottheit, als der Herr der Wälder, den man selbst dann, wenn man ihn bekämpft oder opfert, mit den merkwürdigsten Rücksichten behandelt. Im Osten bei den Aino und Giljaken noch ganz lebendig, tritt dieser Kult im Westen stark zurück, ohne doch ganz zu verschwinden. In der finnischen Überlieferung tritt die alte Bedeutung des Bären noch sehr hervor. Auch die Ostjaken und Wogulen feiern Feste beim Erlegen eines Bären und schwören bei der Bärentatze und dem Bärenfelle; nach Wilhelm Radloff huldigen namentlich die Jenissei-Ostjaken, der unvermischteste Rest der alten Bevölkerung, diesen Bräuchen.

Eine zweite Eigentümlichkeit der alten Hyperboreer ist die große Bedeutung, die sie gewissen mystischen Gerätschaften beilegen, deren ursprünglicher Sinn schwer zu deuten ist. Da gibt es vor allem die mit Lappen behängten Stöcke oder ähnliches. Schon Georg Wilhelm Steller (1709—46) erzählt von den Kamtschadalen, daß sie „Fliegenwedel", d. h. mit Kräutern behängte Stöcke, unter dem Namen Inaul als Götter verehrten, wobei die Kräuter die krausen Haare der Gottheit vorstellen sollen. Die Aino fertigen sich ähnliche Heiligtümer, indem sie an dem einen Ende eines Stocks Späne halb loslösen, so daß auch eine Art Wedel entsteht; bis ins südliche Japan lassen sich diese Dinge verfolgen: auch die alte Shinto-Religion (vgl. S. 5) besitzt unter ihren heiligen Geräten mit Papierstreifen behangne Stöcke (Gohei). Wie gewöhnlich

werden nach Westen hin die Spuren dieses alten Zaubermittels seltner; aber man findet sie doch bei einiger Aufmerksamkeit in genügender Zahl. Bei den minussinskischen Tataren, die zweifellos einen starken Zuschuß hyperboreischen Bluts besitzen, werden mit Lappen behängte Stäbchen im schamanistischen Dienste viel gebraucht, und die Buräten verehren Gehänge von Lederstreifen und Zeugläppchen als Heiligtümer. Selbst bei den Magyaren ist der Gebrauch, „Lappenbäume" zu fertigen, noch in geschichtlicher Zeit nachweisbar.

Echt hyperboreisch ist wohl auch der Glaube an eine unterirdische Welt, die der oberirdischen ganz ähnlich ist; die Rauheit des Klimas ermuntert nicht dazu, das Jenseits im kalten Gewölk zu suchen, sie lenkt den Blick auf die warme, schützende Erde. Diese Spur ist schwerer zu verfolgen, da auch anderwärts der Glaube an unterirdische Reiche zu finden ist; nur nimmt bei südlicher wohnenden Völkern die Unterwelt einen düstern Charakter an und tritt in Gegensatz zu den hellen Himmelswohnungen. Schließlich zeigt auch die Ornamentik durch ganz Nordsibirien eine auffällige Verwandtschaft; auch diesmal wieder finden sich im Osten die kenntlichsten Reste dieser alten Kunst, obwohl noch weit im Westen, bei Samojeden und Ostjaken, die ornamentalen Motive gut zu verfolgen sind.

In allen diesen Dingen spiegelt sich eine lange Geschichte wider, die weniger aus großen Wanderungen und Verschiebungen als aus langsamen Umsetzungen bestanden hat, die eben nur in ihren Ergebnissen zu verfolgen sind. Große Angriffskriege, deren Folgen das ethnische Bild plötzlich verändert hätten, mögen im hyperboreischen Gebiet in älterer Zeit kaum stattgefunden haben. Die kriegerischen Nomaden des Südens, denen reiche Kulturländer offen lagen, unternahmen zwar gelegentlich Raubfahrten in das „Land der Finsternis"; aber umfassende Eroberungen verbot schon die Natur des Lands, das keine mächtigen Heere zu ernähren vermochte und nur dem Eingebornen, der Schlitten und Renntiere oder Hunde zur Verfügung hatte, ganz zugänglich war.

c) Die Nordwanderung der Yakuten.

Wenn sich trotzdem mongolische Volksteile nach und nach den Hyperboreern zugemischt haben, so handelte es sich wohl nur um losgesprengte Splitter, die in die ungastlichen nordischen Gefilde gedrängt wurden. Ein jüngeres Beispiel dieser Art bieten die Yakuten (Jakuten), die gegenwärtig im Gebiete der Lena bis zum Eismeere hin sitzen. Die Yakuten sind echte Türken, die noch die Erinnerung an ihren südlichen Ursprung bewahren. Wie man annimmt, sind sie von den Buräten, die zur Zeit des ersten Mongolensturms im 13. Jahrhundert vom Amur her in die Gegend am Baikalsee vordrangen, verjagt und zum Rückzuge nach Norden gezwungen worden, wo sie sich zwischen die tungusischen Stämme schoben (vgl. unten, S. 204). Sie haben sich ihrem neuen Wohngebiete vortrefflich angepaßt, ohne doch ihre ursprüngliche Wirtschaftsform, die Rinderzucht, deshalb aufzugeben; auch das yakutische Rind hat sich in die neue Heimat eingelebt und gibt den rührigen Yakuten eine bessere Daseinsgrundlage als das Renntier den Tungusen und Ostjaken. An Thatkraft und Strebsamkeit sind die Yakuten, die einen Rest nomadischer Unternehmungslust bewahren, ihren Nachbarn zweifellos überlegen.

B. Die Westsibirier.

Den echten Hyperboreern stehen die nomadischen Westsibirier einerseits, die ostsibirischen Jägervölker anderseits schon der Wirtschaftsweise wegen als besondere Gruppen gegenüber, obwohl beide ethnisch den alten Langköpfen des Polargebiets mehr oder weniger verwandt sind.

Während die hyperboreischen Stämme im allgemeinen ungestört in ihren unwirtlichen Gebieten gehaust und auch ihrerseits kaum die Neigung empfunden haben, sich in südlichern Gegenden neue Wohnstätten zu suchen, sind die Bewohner der westsibirischen Steppen (s. die Karte bei S. 203) in viele der großen Völkerbewegungen Hochasiens mit hineingezogen worden, und ihr Land ist öfter ein Teil nomadischer Weltreiche gewesen. Die Westsibirier im engern Sinne, von denen die nördlichen Polarvölker wohl zu unterscheiden sind, bewohnen ein Steppenland, das am besten durch jene Verbindung von Nomadismus und Jagd ausgenutzt wird, die auch bei den Hunnen und Mongolen die wichtigste Daseinsgrundlage bildete. Daraus folgt, daß den Westsibiriern ein bedeutendes Maß von Beweglichkeit innewohnt. In der That hat die Hunnenzeit hier ein Volk aufgerüttelt, das für die Kulturentwicklung Europas von dauernder Bedeutung geworden ist, das Volk der Magyaren.

a) Die Magyaren, Alanen und Awaren.

Anders als die Osmanen, deren Ausbreitungszone die ihrige berührte, haben sich die Magyaren dem europäischen Wesen anzupassen gewußt und sind immer fester mit ihrer neuen Heimat verwachsen, während das Türkentum langsam wieder vom Boden Europas verdrängt wird. Daß gerade ihnen diese Anpassung gelungen ist, liegt wohl zum Teil an ihrer ethnischen Beschaffenheit. Im ersten Dämmerscheine der Geschichte finden wir das südwestliche Sibirien von skythischen Völkern erfüllt, die in der Mehrzahl iranischen Stamms waren, also der hellfarbigen, langköpfigen europäischen Völkergruppe angehörten (vgl. Bd. IV, S. 74). Durch diese Skythen sind wahrscheinlich nördlicher lebende Jägervölker, die mit den langköpfigen Hyperboreern verwandt waren, mit der nomadischen Wirtschaftsform vertraut gemacht worden, was sich schwerlich ohne Vermischung der Rassen vollzogen hat. Erst später mögen dann mongolische Nomaden, nachdem die Skythen von ihnen verdrängt oder aufgesogen waren, durch ausgiebige Mischung den Westsibiriern Körperbeschaffenheit und Sprache aufgeprägt haben, ohne doch den Kern des Volks umgestalten zu können; die Wolgafinnen sind sogar ausgeprägte Langköpfe geblieben. Auf diese Weise erklärt sich wohl auch die auffallende Erscheinung, daß die heutigen Magyaren in ihrem Aussehen wenig mehr an die Steppenbewohner Hochasiens erinnern; spätere Mischungen mit europäischen Völkern haben natürlich ebenfalls in diesem Sinne gewirkt.

Der Ural bildete keine abschließende Schranke für die finnisch-ugrischen Völker, oder richtiger: die Mischung, der sie entsprungen sind, hat auch in den Steppen Osteuropas stattgefunden; bis zur Wolga im Süden, bis Finnland und Norwegen im Norden haben sich „Ural-Altaier" verbreitet. Das ihnen ähnliche Mischvolk der Alanen, bei dem nur die iranischen und mongolischen Beimischungen stärker waren als die hyperboreischen, trennte in Westsibirien und Osteuropa die finnischen Stämme lange Zeit von der Berührung mit der Kulturwelt; erst durch den großen Hunnensturm (S. 150) mit fortgerissen, machte es auch den weiter nördlich sitzenden sibirischen Nomaden die Bahn frei.

Über die ältern Zustände bei den finnisch-ugrischen Nomaden, die erst damals die Aufmerksamkeit der Kulturwelt erregten, ist der Geschichte wenig bekannt. Wie es scheint, hat früher die Linie Tobolsk–Tomsk–Krasnojarsk die Nordgrenze der eigentlichen Nomadenvölker gegen die hyperboreischen Jägerstämme gebildet; denn nur südlich von dieser Linie finden sich die mächtigen Grabhügel (Kurgane; Bd. IV, S. 77), die so charakteristisch für Westsibirien sind. Der Inhalt dieser Gräber läßt zugleich erkennen, daß die Kultur der Nomaden eng an die des altaischen Gebiets geknüpft war, das ja mit seiner Kupfer- und Bronzekultur als ein Ausläufer

der alten Zivilisation des Südens zu betrachten ist. Allmählich mag die Grenze gegen die Hyperboreer weiter nach Norden gerückt sein; vielleicht hat auch die Einführung der Renntierzucht die Gegensätze zwischen den Nomaden und den nordischen Jägern gemildert.

Genaueres über die Ursitze der Magyaren läßt sich nicht angeben; nur deutet die Menge türkischer Worte in ihrem Sprachschatze darauf hin, daß sie verhältnismäßig weit im Süden Westsibiriens gewohnt und dort Gelegenheit gehabt haben, sich mit türkischen Stämmen zu mischen. Hier wurden sie in die große Westbewegung hochasiatischer Völker mit hineingezogen, die noch Jahrhunderte nach dem Ansturme der Hunnen auf Europa fortgedauert hat. Ihre Vorgänger in vieler Beziehung waren die Awaren, wohl ein Teil der nomadischen Yenyen (S. 153), die nach der Vernichtung ihres hochasiatischen Reichs nach Westen drängten und hierbei auch uigurische Stämme mit sich fortrissen. Um 565 waren sie in das heutige Ungarn eingebrochen und hielten sich hier bis zu ihrer Niederlage durch Pippin im Jahre 796. Inzwischen waren ihnen die Magyaren, die um 550 bereits die Wolga erreicht hatten, weiter nachgerückt, bis sie im Jahre 886 an der Donau erschienen und hier im ehemaligen Awarengebiet ein neues, dauerhafteres Reich gründeten. Im Gegensatze zu den ihnen entfernt verwandten Bulgaren südlich von der Donau, die ihre Sprache mit einem slawischen Dialekte vertauschten, bewahrten sie ihre sprachliche Eigenart und damit die Bürgschaft eines selbständigen Daseins.

b) Jugrien.

Nach dem Verschwinden der hunnischen und alanischen Macht und nach dem Abzuge der Magyaren trat im südwestlichen Sibirien das Nomadenvolk der Kirgisen oder Kasak (S. 192) stärker hervor. Die Stämme des Nordwestens dagegen faßt man als Jugrier zusammen, ihr Land als Jugrien. Als solches erfreute es sich trotz seiner Abgelegenheit einer gewissen Aufmerksamkeit, seitdem es ein wichtiges Gebiet des Pelzhandels geworden war, das auch über den Ural hinweg mit Europa in Verbindung trat. Politisch teilte Jugrien im allgemeinen die Schicksale der südlichern Gebiete, die ihrerseits gewöhnlich den großen hochasiatischen Nomadenreichen angegliedert wurden, zunächst dem der Türken, dann dem der Uiguren; später bildeten die Kirgisen, das Hauptvolk in Südwestsibirien, selbst ein ziemlich mächtiges Reich. Die neue Eroberungswelle, die zur Mongolenzeit aus Hochasien hervorbrach, brauste natürlich auch über Westsibirien hin. Beim Zerfall des mongolischen Weltreichs bildete das Land einen Teil von Kiptschak, das außerdem die Steppen bis zum Aral- und Kaspisee und das osteuropäische Tiefland umfaßte (S. 176). Ein Versuch des mongolischen Heerführers Nogai, des Enkels von Teval (S. 175, Anm.), sich im Norden eine Herrschaft zu gründen, schlug schließlich fehl (1291); doch hielten sich seine „Nogaier" in Westsibirien und Südrußland. Seitdem ist von Jugrien als einem Teile des Mongolenreichs kaum die Rede, auch nicht zur Zeit Timurs, der vorübergehend Kiptschak seinem kurzlebigen Weltreich angliederte; Timur drang nur einmal (1391) auf einem beschwerlichen Marsche durch die südwestsibirischen Steppen bis an den Irtisch und Tobol vor, wandte sich dann aber westlich nach der untern Wolga.

Aber obwohl Jugrien politisch wenig Bedeutung hatte, so war dafür seit langem an seiner wirtschaftlichen Erschließung gearbeitet worden. Bereits im 11. Jahrhundert hatten Kaufleute aus Nowgorod hier einen Pelzhandel eröffnet. Mit der Zeit waren diese Beziehungen lebhafter geworden: befestigte Faktoreien der Nowgoroder waren entstanden, und endlich wurden die Eingebornen als Unterthanen der mächtigen Handelsstadt angesehen, die einen bestimmten Tribut an Fellen zu zahlen hatten; auch Edelmetalle scheint das Land schon damals geliefert

zu haben. Im Jahre 1187 empörten sich die Stämme Jugriens, die unter verschiednen Fürsten standen. Ein 1193 unternommener Feldzug der Nowgoroder nach Nordwestsibirien endete unglücklich, und ehe man sich zu neuen Unternehmungen entschloß, brach die Zeit der mongolischen Eroberungen herein. Die Nowgoroder wußten sich indessen mit den neuen Herren zu stellen und wenigstens die Handelszüge wieder aufzunehmen, so daß auch damals der Zusammenhang Westrußlands mit Jugrien nicht ganz unterbrochen wurde.

c) Das Reich Sibir.

Beim Zerfalle des Reichs Kiptschak begannen die Führer nogaischer Horden in Jugrien kleine Fürstentümer zu gründen. Als Timur starb, war On der mächtigste dieser Fürsten im Lande Sibir, wie man es jetzt zuerst nannte; doch auch die Nowgoroder hatten damals wieder Besitzungen in Jugrien. In die Wirren um die Nachfolge in Kiptschak (S. 177) hineingezogen, wurde On geschlagen und getötet, worauf sein Sohn Taibuga sich nach dem untern Tobol wandte, hier die Nowgoroder verdrängte und ein kleines Reich gründete, dessen Hauptstadt ungefähr dem heutigen Tjumen (s. die beigeheftete Karte) entsprach. Es fehlte nicht an Kämpfen mit den Ostjaken und Wogulen, mit den Kirgisen und mit den mongolischen Herrschern von Kasan; im Zusammenhange damit geschah es, daß Jugrien 1465 den Russen tributpflichtig wurde, die jetzt als neue Großmacht auf dem Plan erschienen. Die Zerstörung Nowgorods durch Iwan den Schrecklichen ließ die Herrschaftsansprüche auch dieser alten Handelsstadt auf Rußland übergehen. Im Jahre 1499 wurden die Gebiete am untern Ob einverleibt; der Tatarenfürst von Tjumen verlegte seine Residenz in die Gegend des heutigen Tobolsk, wo er die feste Stadt Isker oder Sibir erbaute. Hier blieben die sibirischen Fürsten, die sich 1557 klugerweise zu einem jährlichen Tribut an Rußland verstanden, längere Zeit ziemlich ungestört.

Außer dem „sibirischen" Reiche müssen noch andre tatarische Fürstentümer im westlichen Sibirien bestanden haben. Aber auch bei den Ostjaken, dem am südlichsten wohnenden der hyperboreischen Völker, blieben diese Beispiele staatlicher Organisation nicht unbeachtet; wahrscheinlich zwangen Angriffe der Tataren zu festerm Zusammenschlusse. Bald war jede kleine Ostjakenhorde im Besitz eines Städtchens (Wosch), wo der Häuptling seine Macht nach dem Vorbilde der Tatarenfürsten entfaltete. Jeder befestigte Flecken wurde so der Mittelpunkt eines kleinen Fürstentums; später wurden stellenweise mehrere dieser Kleinstaaten zu etwas größern vereinigt. Die Festungen lagen auf Anhöhen an Flüssen und waren nach tatarischem Muster mit Wällen, Gräben und Palissaden befestigt; der Sage nach gab es sogar solche kleinsten Umfangs, die mit Kupferplatten gepanzert waren. Noch jetzt findet man in Westsibirien zahlreiche Reste davon; die südlichen, von Tataren erbauten Festungen unterscheiden sich durch bessere Ausführung vorteilhaft von den nördlichen, die den Ostjaken zuzuschreiben sind. Die ostjakischen Fürstentümer hatten nur eine sehr schwache Bevölkerung: das größte unter ihnen, Tjaparwosch im heutigen Kreise Tobolsk, stellte kaum 300 Bewaffnete ins Feld, was auf höchstens 1200 Einwohner schließen läßt, während die kleinern nur einige Hundert Seelen, ja noch weniger zählen mochten. Angesichts dieser staatlichen Zersplitterung konnten die Nowgoroder Kaufleute zeitweilig leicht wie Könige schalten. Die Fürstentümer der Tataren waren etwas ansehnlicher; Sibir, das mächtigste von ihnen, mochte eine Bevölkerung von rund 30,000 Seelen besitzen.

In diesem Reiche Sibir vollzog sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Umschwung. Der damalige Fürst Yediger (Yadgar) wurde 1563 von dem Uzbegen Közüm (Kuchum,

Kutschum) gestürzt, Sibir genommen und eine kriegerische Politik gegen die umliegenden Landschaften begonnen; der neue Herrscher nahm den stolzen Titel eines Kaisers von Sibirien an. Zugleich aber begann er in kluger Berechnung seinen größtenteils heidnischen Unterthanen den Islam aufzunötigen, wozu er sich vom Fürsten Abd-Allah zu Bochara die nötigen Missionare erbat. Wäre diese Maßregel nicht mit zu großer Überstürzung unternommen worden und hätte nicht das Eingreifen einer neuen Macht die Verhältnisse gründlich verändert, so hätte sie von außerordentlichem Nutzen für das Ansehen des sibirischen Reichs werden müssen: bei der Ausdehnung und dünnen Bevölkerung des Lands konnte ein strafferes Zusammenfassen nur erwartet werden, wenn ein geistiges Band, wie es der Islam bot, die einzelnen Volksgruppen enger aneinander schloß. Zugleich war der islamische Fanatismus eine vortreffliche Waffe gegen die christlichen Russen. Da indes die mohammedanische Propaganda zunächst auf lebhaften Widerstand namentlich unter den Ostjaken stieß, trug sie eher zur Schwächung des Reichs bei, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo die Großkaufleute Ostrußlands, die durch die Einfälle der Sibirier schwer geschädigt wurden, den Kosakenhäuptling Jarmak nach Jugrien entsandten. Die Berichte über diesen Eroberungszug (vgl. unten, S. 212) lassen erkennen, daß eine ganze Anzahl tatarischer Kleinfürstentümer in Jugrien vorhanden war, von dem sibirischen „Kaisertume" je nach der Lage der Dinge mehr oder weniger abhängig. Die staatliche Macht und wohl auch die Mehrzahl der Einwohner war an den Flüssen und Strömen ansässig; an den Flüssen drangen auch die Russen vorwärts, als sie Besitz von den unermeßlichen Landschaften Sibiriens ergriffen. Die südwestliche Steppe, der Tummelplatz der nogaischen und kirgisischen Nomaden, bewahrte sich weit länger ihre Unabhängigkeit als der jugrische Norden.

C. Die Ostsibirier.

Der Osten Sibiriens ist vorwiegend gebirgig und geht erst weit im Norden in Tundra über (s. die beigeheftete Karte „Sibirien"). Die Art, in der man aus dem Gebirgslande wirtschaftlichen Nutzen ziehen kann, ist sehr mannigfaltig: stellenweise ist es so reich an Wald und Wild, daß die Jagd und im Anschlusse daran der Pelzhandel schon allein eine recht beträchtliche Bevölkerung zu ernähren vermögen, während an den zahlreichen Flüssen ein anderer Zweig der rein aneignenden Wirtschaft, die Fischerei, große Erträge gewährt; in den südlichern Strichen fehlt es weder an Hügeln und Ebenen, auf denen der Ackerbau möglich ist, noch an Weideflächen, die durch Viehzucht ausgenutzt werden können. Der Zunahme der Bevölkerung sind also keine allzu engen Schranken gezogen. Dabei hindert aber doch die gebirgige Beschaffenheit des Lands jene großen Völkerbewegungen, die für Hochasien bezeichnend sind; nur der Südrand Ostsibiriens ist in sie hineingezogen worden, oder richtiger: eine Brutstätte der Völker gewesen, die von hier aus Hochasien oder China überflutet haben. Die Gegend am Baikalsee ist die Wiege der mongolischen und türkischen Stämme; aus der Mandschurei aber sind zahlreiche, wenn auch in ihren Erfolgen unbedeutendere Eroberervölker ausgeschwärmt.

a) Die Nordwanderung der Tungusen.

Auch nach Norden hin sind von diesem Südrand aus Wanderungen unternommen worden, die nach und nach das ethnische Bild der dem Pole näherliegenden Striche verändert haben; doch das waren natürlicherweise nur langsame Verschiebungen und Durchsetzungen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Kette hyperboreischer Stämme, die sich von Nordeuropa am Eismeere hin bis nach Amerika und Grönland hinüber zog, auch im nordöstlichen Sibirien

früher ungebrochen vorhanden gewesen ist; dafür sprechen schon die alten Kulturzusammenhänge zwischen den westlichen Hyperboreern und den Randvölkchen des Beringmeers (S. 208). Aber diese Kette ist zersprengt worden durch die Nordwanderung des Tungusen-Volks, das sich im südöstlichen Gebirgsland Ostsibiriens in der Hauptsache aus Mongoloiden, aber wohl mit einem starken Zuschusse hyperboreischen Bluts gebildet hatte; als seine nächsten Verwandten sind die Nü chi (Niu tshe; S. 206) und die Mandschu (S. 207) zu betrachten.

Die Tungusen sind merkwürdig als das Beispiel eines Naturvolks, bei dem Sprache und Volkstum nicht eng mit der Wirtschaftsweise verbunden sind; es erklärt sich das aus der Beschaffenheit des Lands, die mehrere Daseinsmöglichkeiten bietet, und aus seiner Nachbarlage, die es zugleich an die Nomadengebiete Hochasiens, die Ackerbauländer Chinas und die polaren Jagdgründe grenzen läßt. So kommt es, daß vielleicht kein Volk leichter seine Wirtschaftsform gewechselt und sich verschiedneren Lebensbedingungen angepaßt hat als die Tungusen. Als man das Tungusenvolk nur erst oberflächlich kannte, unterschied man seine verschiednen Gruppen nach der Wirtschaftsweise als Renntier-, Pferde-, Steppen-, Wald- und Hundetungusen; in diesem Sinne könnte man im Süden auch von Ackerbautungusen sprechen. Es gibt demnach reine Jäger, Steppennomaden, Polarnomaden und ansässige Ackerbauer und Viehzüchter unter diesem vielseitigen Volke, dessen einzelne Stämme noch in neuerer Zeit im Notfall ihrem Dasein eine neue Grundlage gegeben haben: Renntiertungusen, die durch Seuchen ihre Herden verloren, haben sich der Hundezucht zugewendet, Ackerbauer, die nach nördlichern Gegenden vordrangen, haben sich zu reinen Jägern und Fischern zurückgebildet. In älterer Zeit wie zum guten Teile noch jetzt war die Jagd die wichtigste wirtschaftliche Thätigkeit der Tungusen, in deren Wesen sich der Charakter eines Gebirgs- und Jägervolks deutlich ausspricht. Als tapfer und doch gutmütig, redlich und ehrliebend, geistig begabt und regsam werden die echten Tungusen von den Beobachtern übereinstimmend geschildert. Diesen Eigenschaften, verbunden mit ihrer großen wirtschaftlichen Anpassungsfähigkeit, haben es die Tungusen zu danken, daß sie sich auch nordwärts weithin auszubreiten und die Hyperboreer großenteils zu verdrängen vermochten. Als Reste der alten Polarvölker sitzen noch Samojeden auf der Taimyrhalbinsel, Jukagiren (Jukagiren) am Rande des Eismeers östlich von der Lenamündung und Tschuktschen auf der großen nordöstlichen Halbinsel, die in das Ostkap ausläuft.

Aber die Tungusen sind nicht ungestört in ihrem neuen Besitze geblieben. Hatte in ihnen die Völkerwiege der Mandschurei einen Sprößling nach Norden entsandt, so zogen zur Mongolenzeit aus jener andern am Baikalsee die Yakuten nach dem Polargebiet und öffneten sich mitten durch das Tungusenland eine breite Bahn bis zur Mündung der Lena. Die Hyperboreer scheinen früher vor den Tungusen, wie sich aus samojedischen Überlieferungen schließen läßt, mehr oder weniger freiwillig zurückgewichen zu sein; die kriegerischen Tungusen ließen sich ihr Land dagegen erst nach blutigen Kämpfen nehmen, deren heftigster unweit der Mündung der Patoma in die Lena stattgefunden haben soll. Die siegreichen Yakuten führten die Rinderzucht in die Polargebiete ein (vgl. oben, S. 199). Auch im Nordosten sind die Tungusen wieder etwas zurückgedrängt worden, und zwar von den Tschuktschen, deren Beweglichkeit und Kraft sich durch die Einführung der Renntierzucht bedeutend erhöht haben mochte.

b) Die südöstlichen und südlichen Ausstrahlungen der Tungusen.

Obwohl die Nordwanderung die Tungusen über ungeheuere Gebiete verbreitet hat, ist sie im übrigen, da die Polarländer nur eine geringe Volkszahl zu ernähren vermögen, die

verhältnismäßig unwichtigste der Ausstrahlungen tunguſiſcher Volksteile, die von der Mandſchurei aus nach allen Richtungen, vielleicht mit Ausnahme der rein weſtlichen, erfolgt iſt. Bedeutſamer iſt das Vordringen der Tunguſen nach Korea und Japan, das ebenſo wie die ſpätern Wanderungen nach Süden ſchon unter dem früh ſich geltend machenden mittelbaren Einfluſſe der chineſiſchen Kultur erfolgt zu ſein ſcheint. Bereits 1100 v. Chr. zahlte der in der Mandſchurei ſitzende Tunguſenſtamm der Sutſchin einen Tribut von ſteinernen Pfeilſpitzen an China. Die chineſiſche Ordnung des Staatsweſens einerſeits, das Nomadenreich der Hiung nu anderſeits haben bald den tunguſiſchen Völkern als Vorbild gedient, nur daß, ihrem Nationalcharakter entſprechend, die Tunguſen eine Neigung für republikaniſche oder doch föderative Staatsformen gezeigt haben.

a) Die Wu hwan und die Sien pē.

Die erſte Bildung dieſer Art war anſcheinend der Stämmebund der Wu hwan (S. 137) in der weſtlichen Mandſchurei, der kurz vor 200 v. Chr. blühte, dann aber der hunniſchen Übermacht erlag und nur dadurch einen Reſt von Selbſtändigkeit rettete, daß er ſich unter den Schutz Chinas ſtellte. Im Oſten der Mandſchurei organiſierten ſich dagegen die Sien pē (Hſien pi); ſie ſind wohl teilweiſe nach Korea und von da nach Japan vorgedrungen und haben die ethniſche Beſchaffenheit der Bevölkerung beider Länder tief beeinflußt. Wahrſcheinlich iſt dieſes „Vordringen“ mehr ein Rückzug vor den Hunnen geweſen, die 209 v. Chr. die weſtlichen Tunguſen zerſprengt hatten und nun auch die öſtlichen bedrängten. Ob die Wanderung thatſächlich von Chineſen geleitet worden iſt, wie die Geſchichtſchreiber des Reichs der Mitte berichten, iſt fraglich; aber zweifellos brachten die Tunguſen nach Korea und Japan eine Kultur mit, die von der Chinas ſtark beeinflußt war: die Keime des japaniſchen Staats (S. 10) deuten auf das chineſiſche Vorbild hin.

Der Kern der Sien pe blieb in der Mandſchurei zurück und begann hier mehr und mehr zu erſtarken, während die Wu hwan im Jahre 77 v. Chr. abermals von den Hunnen geſchlagen und dann von den Chineſen vollends gedemütigt wurden. Als das nördliche Hunnenreich 84 n. Chr. zuſammenbrach (S. 139), bemächtigten ſich die Sien pē des größten Teils der Mongolei und blieben unter wechſelnden Schickſalen lange Zeit die Vormacht im öſtlichen Hochaſien. Die größte Ausdehnung hatte ihr Reich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, als Tun-ſhih huai ſeine Grenzen bis über den Tienſchan und Altai vorſchob (S. 152); nach hunniſcher Art war es in eine Mitte, einen öſtlichen und weſtlichen Flügel geteilt. Aus der Ausbreitung der Sien pe über das hochaſiatiſche Steppengebiet läßt ſich ſchließen, daß ſie vorwiegend der nomadiſchen Wirtſchaftsform gehuldigt haben. Die kulturarmen tunguſiſchen Strandbewohner des Stillen Ozeans, reine Fiſcherſtämme, beteiligten ſich an den Staatenbildungen nicht, während die ſüdlichen anſäſſigen Tunguſen in Liaotung, die wohl ſchon damals ſtark mit Chineſen gemiſcht waren, einen Staat nach chineſiſchem Muſter gegründet hatten, der nun die Oberherrſchaft der Sien pē anerkennen mußte.

Nach dem Tode Tun ſhih huais ging das Reich der Sien pē zeitweiſe zurück. Aber das Volk behauptete das Erbe der Hunnenmacht noch jahrhundertelang, monopoliſierte den Welthandel und ſuchte auf China Einfluß zu gewinnen. Bald entſtanden in dem von Bürgerkriegen zerrißnen Reiche der Mitte (S. 85) Staaten mit tunguſiſchen Dynaſtien, deren Begründer als Häuptlinge einzelner Stämme der Sien pē oder als Söldnerführer in China eingedrungen waren. In Liaotung gründeten die Yumen (Jumen) im Jahre 317 n. Chr. ein Reich, das

später einen großen Teil Nordchinas und Korea umfaßte; andre Herrscherstämme waren die Twan, die Mu jung, vor allem aber die To ba (S. 152). Jahrhundertelang stand der größte Teil Chinas unter dem Zepter tunguſiſcher Fürſten.

Dieſe tunguſiſchen Herrſcher wurden indes raſch zu Chineſen und waren durchaus keine Stütze für das Reich der Sien pe, ſondern wußten ihre neue Heimat beſſer als die Chineſen ſelbſt vor den Angriffen ihrer Stammesgenoſſen zu ſchützen. Trotz eines vorübergehenden Aufſchwungs im 4. Jahrhundert ging denn auch die Macht der Sien pe zurück; ihre weſtlichen Beſitzungen fielen den Yen yen, ſpäter den Uiguren und den Türken zu, ſo daß ihnen nur der Oſtrand der hochaſiatiſchen Steppe und die Mandſchurei verblieben. Damals bildeten ſie überhaupt nur noch einen lockern Bund einzelner Stämme, der gelegentlich durch einen thatkräftigen Führer feſter zuſammengefaßt wurde. Vereinzelte Volksteile waren ſüdlich bis zum Kuku Nor vorgedrungen; hier entſtand im 4. Jahrhundert ein nicht unbedeutender Staat der Sien pe. Wenn ſich hochaſiatiſche Großſtaaten bildeten, wie das Reich der Türken (S. 155 oben), ſo fielen auch die verſchiednen tunguſiſchen Stämme unter ihre Herrſchaft; wenn China erſtarkte, dehnte dieſes ſeinen Einfluß über ſie aus. Allmählich verlor ſich der Stamm der Sien pe ganz, und andre Stämme übernahmen die Führung. Im 7. Jahrhundert entſtand in der Mandſchurei das Reich Pu hai (Bo chai), das bald eine hohe Blüte erreichte.

β) Die Khi tan, Nü chi und Mandſchu.

Für die Außenwelt wichtig wurden die tunguſiſchen Völker der Mandſchurei erſt wieder im angehenden 10. Jahrhundert, als der Stamm der Khi tan (Kidani, Kathai; ſ. die Karte bei S. 171 und vgl. S. 56) ſeine Macht ausbreitete. Die Khi tan waren ein von chineſiſcher Kultur ſtark durchdrungnes, wohl auch mit Chineſen gemiſchtes Volk, wie es ſich in dem Grenzlande von Liaotung bilden mußte; in ihnen lebte eine glückliche Miſchung geſitteten Weſens und urſprünglicher roher Kraft. Unter der Führung Yelü A pao chis, der dieſe Miſchung durch Verpflanzen chineſiſcher Gefangner nach der Mandſchurei bewußt förderte, warfen ſie ſich 907 auf Ta tung fu in Shanſi, wo damals der Untergang der Tang-Dynaſtie den Bürgerkrieg entfeſſelt hatte. Im Jahre 947 erreichte die Macht der Khi tan, die 924 das Reich Pu hai, ſpäter auch einen großen Teil der Mongolei unterworfen hatten, und deren Führer (geſt. 926) ſich ſeit 916 als Tai Tſu „Kaiſer" nannte, ihren Gipfel, um dann raſch zu ſinken. Immerhin hielt ſich ihr Reich, das 937 die offizielle Bezeichnung (Ta) Liao = (große) Liao-Dynaſtie angenommen hatte, bis 1125, wo ſich ein andrer Tunguſenſtamm, die Kin oder Nü chi (Niu tſhe), der Herrſchaft in Nordchina bemächtigte (S. 91 und 166). Dieſe erlagen dann wieder den Mongolen im Jahre 1234 (S. 92 und 171), und nun wurde auch die Mandſchurei dem neuen Herrſchervolke zinspflichtig. Auch als die mongoliſche Dynaſtie aus China weichen mußte (1368), blieben die ſüdlichen kultiviertern Striche mehr oder weniger in Abhängigkeit von China, während die nördlichen Stämme, ſoweit ſie nicht durch das Vordringen der Yakuten (S. 199 und 204) aufgeſtört wurden, in ihrer Zerſplitterung ein wenig beachtetes Daſein führten. Die Neubildung eines tunguſiſchen Staatsweſens, das erfahrungsgemäß bald nach Süden übergegriffen hätte, wußten die Chineſen lange zu verhüten, indem ſie die Eiferſüchteleien ſorgſam nährten; die Mandſchurei war damals in vier Aimaks geteilt, die ſich gegenſeitig faſt unaufhörlich befehdeten. Erſt im Anfange des 17. Jahrhunderts machte ſich die angeſammelte Kraft wieder in einem unwiderſtehlichen Vorſtoße Luft. Im Jahre 1608 hätte ein Aufſtand, der durch die chineſiſchen Zollplackereien verurſacht war, zur Vorſicht mahnen ſollen; vorher aber hatte bereits ein kleiner

Funke einen Brand hervorgebracht, der, eine Zeitlang wenig beachtet, fort glomm, um schließlich für ganz China verhängnisvoll zu werden.

Ein kleiner Fürst vom Stamme der Mandschu war von seinen Gegnern mit Hilfe der Chinesen besiegt und getötet worden. Ihm erstand ein Rächer in seinem Sohne Nurchazi (Tai Tsu, Kao Huang ti oder Aisin Gioro; S. 98), der im Jahre 1583 mit dreizehn Panzerreitern ins Feld rückte und nach langen kampfreichen Jahren die Mandschu unter seiner Führung vereinigte (1616). Erst jetzt begannen die Chinesen auf die Gefahr aufmerksam zu werden, ohne sich doch zu durchgreifenden Maßregeln entschließen zu können. Drohungen der Chinesen gaben Nurchazi den willkommnen Anlaß, 1623 in die chinesische Grenzprovinz Liaotung einzubrechen und damit eine Reihe von Kämpfen zu eröffnen, die China immer mehr schwächten und die Macht der Mingdynastie erschütterten. Im Jahre 1625 verlegte der Mandschuherrscher seine Residenz von Hsing ching nach Mukden. Der Nachfolger Nurchazis, Tai Tsung Wen Huang ti (1627—43), nahm 1636 bereits den Kaisertitel an; aber eigentlich haben nicht die Mandschu das Kaiserhaus der Ming vernichtet, sondern chinesische Banden, gegen die man die mandschurischen Truppen in der Verzweiflung zu Hilfe rief (S. 99). Nachdem die Mandschu Peking im Jahre 1644 einmal besetzt hatten, verließen sie das Land nicht wieder und bemächtigten sich auch Südchinas nach vierzigjährigen Kämpfen (S. 102).

Die neue Dynastie der Mandschu behauptete auch von Peking aus den Besitz ihrer alten Heimat bis an den Amur hin. Weiter im Norden hatte sich inzwischen die russische Macht auszubreiten begonnen, mit der fortan die chinesische Regierung rechnen mußte. Die Geschicke der nordöstlichen Sibirier wurden nunmehr bald durch den Einfluß der Russen bestimmt (vgl. S. 214).

D. Die Völker am Strand und auf den Inseln des nordwestlichen Stillen Ozeans.

Die Hyperboreer, die mit ihren weit verstreuten dürftigen Siedelungen die Nordgrenze der bewohnten Erde umsäumen, sind ein echtes Randvolk, das nur einseitig mit der übrigen Menschheit in Verbindung steht. Die Stämme am Nordostrand Asiens verdienen diese Bezeichnung deshalb in geringerm Maße, weil hier ein inselreiches, der Schiffahrt zugängliches Meer die Küsten bespült und das Festland Amerikas nahe an das Ostkap herantritt (s. die Karten bei S. 196 des vorliegenden und bei S. 578 des I. Bands). Wie alle Randgebiete, beherbergt auch dieser Teil Asiens Völkertrümmer, versprengte oder zurückgedrängte Reste älterer und niedriger Kulturen, deren Vertreter hier vor den großen Völkerströmungen des Festlands auf Halbinseln und Inseln geflüchtet sind oder auf den schmalen Uferstreifen einen letzten erfolgreichen Widerstand geleistet haben.

Zwei Umstände haben diesen Widerstand begünstigt. Wer die Karte bei S. 203 betrachtet, erblickt im Nordosten die Stanowoi-Kette, die den größten Teil der Küste umsäumt und vom Hinterland abschließt; der schmale Raum zwischen diesen Bergen und dem Meere bot den erobernden Völkern keinen Raum zur Ausbreitung. Noch sicherer vor ihrem Angriffe waren natürlich Gebiete wie die Halbinsel Kamtschatka, die nur hoch im Norden durch einen schmalen Paß mit dem Festland verbunden ist, oder die Inseln Sachalien und Jeso. Aber auch wenn die Steppennomaden Hochasiens oder selbst die Jägervölker der Mandschurei den Versuch gemacht hätten, das Küstenland zu behaupten, so wären sie gezwungen gewesen, zu einer ganz ungewohnten Wirtschaftsweise überzugehen: zur Fischerei. Einzelne tungusische Stämme, die früh die Küste erreichten, sind denn auch zu typischen Fischervölkern mit auffallend niedriger Kultur geworden, haben sich also den ältern Bewohnern angepaßt; für die Hirtenvölker der Steppe war ein solcher

Übergang kaum möglich, zumal da sie allenfalls gelegentlich als Eroberer, aber nicht als Besiegte das Küstengebiet betreten haben.

a) Die allgemeinen Züge in der Geschichte Nordostasiens.

Kulturarmut und gänzliche politische Zersplitterung sind für die Völker der asiatischen Nordostküste und ihrer Inseln bezeichnend. Eine zusammenhängende „Geschichte" dieser Stämme zu schreiben, wird wohl niemals möglich sein — höchstens lassen sich ein paar allgemeine Züge angeben; im übrigen muß der Versuch genügen, über die einzelnen Landschaften und Stämme einigen geschichtlichen Stoff beizubringen. Als Hauptlandschaften sind zu unterscheiden die Tschuktschen-Halbinsel im Norden, Kamtschatka, die Inseln Sachalien und Jeso, das Küstenland am Ochotskischen Meer und endlich das Gebiet am untern Amur, die einzige Gegend, wo die Küste enger mit dem Hinterlande verbunden erscheint und das Dasein von Fischervölkern auch weiter im Innern möglich ist; hier sind die Nordostasiaten am häufigsten mit höhern Kulturen in Berührung gekommen.

In großen Umrissen mag die Geschichte der nordostasiatischen Stämme folgendermaßen verlaufen sein. In dem Zeitalter unmittelbar nach dem Diluvium verbreitete sich eine langköpfige Bevölkerung von arktischen Jägern und Fischern auch über einen Teil des nordöstlichen Festlands und überschritt wohl auch bereits die Beringstraße, was gewisse Kulturverwandtschaften mit dem polaren und dem nordwestlichen Amerika anzudeuten scheinen. Das Vordringen mongolenähnlicher Völker nach Norden zwang einen Teil der Bewohner, auf die Halbinseln und Inseln auszuweichen, wo sie lange unbehelligt geblieben sind. Später haben tungusische Stämme auf ihren Nordwanderungen (S. 203/4) neue Verschiebungen veranlaßt und stellenweise die Kette der Küstenvölker durchbrochen, während andre Tungusen durch ihren Übergang nach Japan dazu beigetragen haben, auch auf den Inseln die alten Nordostasiaten zurückzudrängen. Die Chinesen haben ihrerseits mehrfach ihre Herrschaft bis an den Amur ausgedehnt und die dortigen Stämme durch Mischung und Kulturübertragung beeinflußt.

b) Einiges aus den Einzelgeschichten der Paläasiaten.

Der nordöstlichste Stamm der paläasiatischen Völker, wie Leopold von Schrenck die ganze Gruppe zu nennen vorschlägt, sind die Tschuktschen. Es ist noch nicht sehr lange her, daß ein Teil des Volks von der rein aneignenden Wirtschaft zur Renntierzucht übergegangen ist; die Benutzung der Renntiermilch kannte man jedoch nach Stephan Krascheninnikow („Kamtschatka"; 1754) um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch nicht. In ähnlicher Weise haben sich die weiter südlich wohnenden Korjäken in ansässige Fischer und Renntiernomaden gespalten. Die Nomaden verachten die Fischer. Thatsächlich haben sie durch die veränderte Wirtschaftsweise an Kraft und kriegerischem Mute gewonnen: neuerdings sind ja die Tungusen von den Tschuktschen wieder zurückgedrängt worden (vgl. S. 204). Über die Beringstraße nach Amerika ist die Kenntnis der Renntierzucht nicht vorgedrungen (S. 197). Daß hier trotzdem Völkerbeziehungen stattgefunden haben, beweist die Anwesenheit echter Eskimos, der Namollo oder Yu-Ite, auf der asiatischen Seite des Beringmeers.

Körperlich, wenn auch nicht sprachlich verwandt mit den Tschuktschen sind die Bewohner Kamtschatkas, die Kamtschadalen oder Itälmen. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen unter den Paläasiaten beweist neben den körperlichen Unterschieden (z. B. zwischen den Tschuktschen und den Aino), daß diese ehemals über ein ausgedehntes Gebiet verstreute Völkergruppe

beträchtlich differenziert war. Die Kamtschadalen hielten sich für die Ureinwohner; sicherlich sind sie nicht erst verhältnismäßig spät als Flüchtlinge nach ihrer Halbinsel gelangt. Daß ihre Einwanderung zeitlich weit zurückliegt, wird durch die außerordentliche Anpassung des Volks an die Natur seiner Heimat bestätigt. Die Kamtschadalen waren politisch zersplittert; doch war, als sie durch die Russen zuerst genauer bekannt wurden, das Beispiel staatlichen Zusammenschlusses auch bei ihnen nicht ganz unwirksam geblieben. Außer innern Kämpfen nötigten sie dazu auch Eingriffe von außen: die Korjaken (Koräken), wahrscheinlich die beweglichern Rentiernomaden, fielen von Norden her in Kamtschatka ein, und die seekundigen Bewohner der Kurilen plünderten die südlichen Gegenden und schleppten zahlreiche Kamtschadalen als Sklaven fort. Ein gewisser Verkehr mit den Kulturländern des Südens muß dabei ebenfalls bestanden haben: die Russen fanden bei den Kamtschadalen japanische Schriften und Münzen vor und sogar gefangne japanische Seeleute, die an der Küste Schiffbruch gelitten hatten. Die Anfänge eines Staats unter einem tüchtigen Häuptling führten auf der Halbinsel zur Bildung zweier Föderationen, die ihre Unabhängigkeit zu behaupten wußten, bis später das Eindringen der Russen diesen langsamen innern Umbildungen ein Ende machte.

Eine eigentümliche Stellung unter den Paläasiaten nehmen die Aino (Ainu; vgl. Bd. I, S. 582) in Körperbau, Sprache und selbst Kulturbesitz ein. In ihnen hat sich ein Typ der alten Nordrasse entwickelt, der in seinem Äußern, namentlich dem reichen Haar- und Bartwuchs, auffallend an die Nordeuropäer erinnert, während andre Züge, wie die Färbung der Haut, die starken Backenknochen u. s. w., ihn wieder der mongolischen Rasse nähern. Auch dieses Volk dürfte, wie schon seine vereinsamte Sprache beweist, seit langem in seiner Heimat, den nordjapanischen Inseln und Sachalien, wohnhaft sein. Als sich im Süden Japans durch das Zusammenwirken von Malaien und Tungusen ein Staat zu bilden begann, hub alsbald der Kampf mit den Urbewohnern an, den „Erdspinnen", unter denen wir wohl eine in Erdhöhlen wohnende Zwergrasse zu verstehen haben (vgl. S. 4), und den Aino. Jene „Koko pok guru" wurden ausgerottet, die Aino zurückgedrängt oder aufgesogen. Die Ortsnamenforschung weist nach, daß Aino einst südlich bis Kiu siu gesessen haben; in geschichtlicher Zeit sind sie noch im nördlichen Nippon (Honshiu) zahlreich vorhanden gewesen. Gegenwärtig sind sie auf Jeso, Sachalien und einige Kurilen beschränkt. Dieser Rückzug der Aino hat sich nicht vollzogen, ohne daß die paläasiatische Kultur tiefe Spuren in den Sitten, der Religion und der Kunst der Japaner hinterlassen hätte. Manche rätselhaften Erscheinungen der japanischen Kultur finden nur ihre Erklärung, wenn wir ihre Anklänge bei den Aino aufsuchen.

Gegenwärtig machen die Aino den Eindruck eines in jeder Beziehung im Rückgange begriffnen Volks. Manche Kulturbesitztümer, die ihnen früher eigen waren (die Kenntnis der Töpferei? vgl. S. 4), scheinen verloren gegangen zu sein, zum Teile wohl unter dem Einflusse der übermächtigen japanischen Kultur. Auch daß an Stelle der alten Kraft und Wildheit jetzt der Charakter der Aino hauptsächlich Milde und Gutmütigkeit zeigt, scheint eher ein Zeichen der Erschöpfung im Daseinskampf als ein Beweis fortschreitender Gesittung zu sein. Politisch ist der Rückgang zweifellos. Solange das Volk noch im Kampfe mit den Japanern lag, hat offenbar ein gewisser Zusammenschluß bestanden; noch jetzt berichten die Aino auf Jeso, daß früher in Piratori ein mächtiger Häuptling gelebt habe, der von der ganzen Insel Tribut erhob. Gegenwärtig hat jedes Dorf seinen kleinen Häuptling, unter dessen Leitung es ein unabhängiges Dasein führt.

Auf Sachalien scheinen mancherlei Umsetzungen stattgefunden zu haben. Schon vor Ankunft der Russen waren die Giljaken, ein in seiner Kultur den Aino naheſtehender Stamm,

von hier nach der Amurmündung ausgewandert, vielleicht infolge von Kämpfen mit den Ainо, denen ja durch das Vordringen der Japaner von Süden her das Wohngebiet immer mehr beschränkt wurde. Wahrscheinlich ist der kurzköpfige, stark mit Tungusen gemischte Stamm der Giljaken damit nur in seine frühere Heimat zurückgekehrt. Später sind dafür tungusische Rentiernomaden, die Oroken (Oroko, Olta), nach dem nördlichen Sachalien übergesiedelt, anscheinend in friedlicher Weise.

Wie die Giljaken, bei denen ein Zuschuß paläasiatischen Bluts unverkennbar ist, mögen auch die Stämme am untern Amur und der benachbarten Küste Mischvölker sein, in denen allerdings das Tungusentum überwiegt. Hierher gehören die Lamuten am Ufer des Ochotskischen Meers, die Golden am Amur und manche kleinere Stämme. Die Tungusen selbst sind ja eine Mischung mongolischer Volksteile mit den altansässigen Langköpfen (S. 204).

Wie gering auch die geschichtliche Ausbeute ist, die ein Überblick über die nordostasiatischen Gebiete gewährt, so anziehend ist es doch zu sehen, wie sich hier vor dem zerstörenden Eingreifen der Europäer die Kulturwellen mit langsamem Abschwellen in die entlegnen Randgebiete ausgebreitet haben. Im Innern sehen wir mit dem Vordringen der Yakuten (S. 199) die jüngste Kulturwoge, die jetzt endlich die in den südlichern Gebieten seit uralter Zeit bekannte Rinderzucht nach dem Norden bringt, erst das Stromgebiet der Lena erfüllen; eine ältere Welle, die den Renntiernomadismus verbreitete, hat stellenweise die Küsten des Beringmeers erreicht und beginnt allmählich nach dem nördlichen Kamtschatka und, durch die Wanderung der Oroken, nach der Insel Sachalien vorzudringen. Draußen aber auf den abgelegnern Halbinseln und Inseln sitzen noch die echten Fischer und Jäger, die als einziges Haustier den Hund kennen und durch rein aneignende Wirtschaft ihr Leben fristen, wie seit Jahrtausenden.

E. Die Russen in Sibirien und Hochasien.

Das Auftreten Rußlands in Sibirien und an den Grenzen Hochasiens bedeutet einen neuen großen Abschnitt in der Geschichte der Alten Welt. Mehr als zwei Jahrtausende hatte der Kampf des unbändigen Nomadentums gegen die Kulturländer gewährt, die Asiens Steppengebiet umranden. Westasien war vor den immer wiederholten Schlägen dahingesunken oder ein Nomadenland geworden, Indien war mehrmals wehrlos den Angriffen der Steppensöhne erlegen, Osteuropa hatte dasselbe Schicksal gehabt und lag seit der Zeit Djengis Chans unter dem Joche der Barbarei; nur das alte China, obwohl ebenfalls immer aufs neue überrannt und anscheinend niedergeworfen, hatte mit unzerbrechlicher Zähigkeit den Mächten der Zerstörung Schritt für Schritt den Boden abgerungen und die Grenzen seines Einflusses bis an den Westrand Hochasiens vorgeschoben. Trat jetzt eine zweite Kulturmacht von Westen her auf den Plan und trug sie ihrerseits ihre Waffen zu dauernder Besitzergreifung bis an die Grenzen des chinesischen Reichs, dann war der böse Geist der Zerstörung gefesselt, bis er vielleicht ganz unter dem Drucke der Kultur erstickte. Schon hatten ja die Chinesen durch Begünstigung des Buddhatums und durch Ackerbaukolonien gezeigt, wie selbst das wilde Hochasiatentum zu zähmen war.

Daß von Europa aus endlich ein vernichtender Gegenstoß die Brutstätte so unsäglichen Unheils treffen und einen Teil Innerasiens in die Macht der westlichen Kulturvölker bringen würde, war an sich vorauszusehen, nachdem sich dort die gegenwärtig höchste Kraft von Kultur und Gesittung ausgebildet hatte; dieser Kraft, der bald selbst die Erde zu klein erschien, mußte der wilde Kriegsmut der Steppennomaden unterliegen, sobald nur einmal der Weg zum Ziele

betreten war. Viel eher könnte es Erstaunen erregen, daß dieser Gegenstoß so spät erfolgt ist. Aber das hat Ursachen, die zum guten Teil in der geographischen Lage begründet sind.

Wollte die europäische Kultur gegen das innere Asien vordringen, dann konnte ihr nur Osteuropa als Grundlage dienen. Dieser Osten Europas nun ist nichts weiter als ein Ausläufer der großen Ebenen Nordwestasiens, ist ein Stück von Asien, das erst erobert und kolonisiert werden mußte, ehe an ein weiteres Vorgehen zu denken war. Vor allem der Süden Rußlands war von jeher ein Tummelplatz der Nomaden gewesen: hier hatten die skythischen Reiterschwärme das Perserheer des Dareios zum Rückzuge gezwungen; hier waren die Alanen von dem Eroberungssturme der Hunnen erfaßt worden; hier hatten die Schwärme der Bulgaren, Chazaren, Awaren und Ungarn kürzere oder längere Rast gehalten, hier endlich mongolische Schwärme viele Jahrhunderte als Herren geschaltet. Weiter im Norden aber, wo das Waldland den Steppennomaden den dauernden Aufenthalt verwehrte, hausten finnische und hyperboreische Jägerstämme, an Kulturarmut und Dürftigkeit denen Sibiriens ähnlich. Gegen alle diese kulturfeindlichen Kräfte konnte Europa nicht einmal seine tüchtigsten, fortgeschrittensten Völker ins Feld stellen: die Russen, die als östliche Vorhut der arischen Rasse den Kampf aufzunehmen hatten, standen an Roheit den unbändigsten Hochasiaten kaum nach, waren ihnen aber als ein Volk friedlicher Ackerbauer an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gewachsen. Nur so erklärt es sich, daß die Russen rasch dem Angriffe der Mongolen erlagen, dann lange Jahrhunderte in schimpflicher Abhängigkeit das Joch der Steppenvölker trugen, ja selbst nach der Befreiung noch vor den tatarischen Reichen in der Krim und an der Wolga zitterten. Die lange Knechtschaft, der sich das blutdürstige Despotentum Iwans des Schrecklichen wie ein Nachspiel anschloß, trug natürlich nicht dazu bei, den Charakter des Volks zu heben; eine große Zukunft hätte man ihm noch im 17. Jahrhundert schwerlich prophezeien mögen. Darum war es eine der Hauptaufgaben der westlichen Kulturwelt, den Russen selbst die europäische Gesittung zu bringen. Durch eingewanderte Westeuropäer, die zuerst auf die Fürsten und durch diese auf das Volk wirkten, wurde dieses Ziel angestrebt, bis dann Peter der Große offen mit der asiatischen Barbarei brach und alle Hilfsmittel der europäischen Kultur zur Befestigung und Ausdehnung seines Reichs verwandte (vgl. Bd. V). Erst seit dieser Zeit war Rußland wirklich geeignet, den Kampf gegen die zerstörenden Kräfte des Nomadentums aufzunehmen und siegreich zu beenden.

a) Die Kosaken bis zum Jahre 1600.

Hatte sich der Russe trotzdem aus einer Zeit, wo er mehr Asiate als Europäer war, Eigenschaften bewahrt, die ihn den Steppenvölkern verwandt erscheinen ließen, so war das für seine neue Aufgabe vielleicht kein Nachteil: wer den Nomadismus bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgen wollte, mußte selbst etwas vom Nomaden an sich haben; wer Asiaten zu regieren hatte, verstand seine Unterthanen besser, wenn er selbst einen Hauch asiatischen Wesens in seinem Charakter und seinen Neigungen verspürte. Zudem hatte sich das russische Volk, sehr gegen den Willen seiner Herrscher, selbst gewissermaßen ein Organ geschaffen, das für die Bezwingung der Steppe wunderbar geeignet war und bald mit dem größten Erfolge gegen den Nomadismus ausgespielt werden konnte: die Kosaken. In den unsichern Grenzstrichen zwischen dem russischen Gebiet und der tatarischen Steppe hatte sich nach und nach ein neues Volkstum gebildet: wem in Rußland der Boden zu heiß wurde, Verbrecher wie unschuldig Verfolgte, entflohne Leibeigene, Sektierer, säumige Steuerzahler, Raubgesindel und Vagabunden, flüchteten

in diese herrenlosen Gebiete, wo sie sich organisierten und in täglichen Kämpfen gegen Russen und Tataren Freiheit und Leben behaupteten. Jede Umwälzung in Rußland führte den Kosakensiedelungen neue Scharen Unzufriedner zu; zweifellos haben sich auch aus den tatarischen Gebieten Flüchtlinge zu ihnen gewendet. So entstanden halbnomadische Reitervölker, zunächst die Ukrainischen Kosaken, hauptsächlich kleinrussischen Ursprungs, am Dnjepr, und die großrussischen Donischen Kosaken am untern Don. Erst allmählich wurden sie dem russischen Reich angegliedert. Nun erkannte man auch, daß diese Grenzer und Räuber Leute waren, vorzüglich geeignet, im Kampfe gegen die Steppenbewohner Asiens verwandt zu werden. Eine große Anzahl der militärisch organisierten Kosaken wurde mit der Zeit unter verschiednen Namen nach Sibirien bis zum Amur hinüber sowie nach Turkestan verpflanzt.

Den Weg nach Sibirien haben zuerst die Kaufleute der Republik Nowgorod gefunden und sogar unter den dortigen Stämmen eine Art Herrschaft begründet (S. 201). Ein solches Vorgehen, das selbst durch die Wirren der Mongolenzeit nicht ganz gehemmt und von den russischen Herrschern nach der Unterwerfung Nowgorods (1477—79; vgl. Bd. VII, S. 48) bald wieder aufgenommen wurde, war möglich, weil man im Norden nicht die Wohnsitze der nomadischen Steppenbewohner zu durchziehen hatte, sondern die Jagdgebiete menschenarmer finnischer und arktischer Stämme. Der nördliche Weg des Pelzhandels wurde durch die Umwälzungen im Süden wenig beeinflußt, ja stand lange nicht einmal unter der Kontrolle der Russen, deren um Moskau als Kern vereinte Macht nicht weit nach Norden reichte. Auch nach dem Falle Nowgorods (1570) führten die Kaufleute im Nordosten Rußlands ein fast unabhängiges Dasein, und wohl nur durch sie übten die russischen Fürsten eine gewisse Herrschaft über einige der nordwestlichsten Striche Sibiriens aus. Halb zufällig entstand aus diesen Verhältnissen heraus ein Feldzug gegen die noch unabhängigen sibirischen Fürsten, der die Lage gründlich verändern sollte.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte im Gebiete von Perm die russische Familie Stroganow den sibirischen Handel in ihrer Hand vereinigt, sah aber ihren Gewinn und ihren Einfluß von zwei Seiten her bedroht: der Großchan von Sibirien begann damals Eroberungspolitik zu treiben und seine tatarischen Scharen selbst über den Ural bis in das Gebiet von Perm streifen zu lassen; und von Südwesten her bedrängten die Wolgakosaken, Verwandte der Donischen Horden, raubend und plündernd das Ausbeutungsgebiet der großen Kaufherren. Nach bewährter Handelspolitik suchten die Stroganow die beiden Bedränger gegeneinander auszuspielen und wandten sich zu diesem Zweck an die Kosaken, deren Raubzüge nach Norden ohnehin nur stattfanden, weil das Volk, in seinen alten Wohnsitzen von den Russen zersprengt, eine neue Heimat suchte. Es war nicht schwer, einen Heerhaufen von 7000 Kosaken unter Führung des Jarmak (Jermak) Timofejew(itsch) zu veranlassen, im Solde der Stroganow einen Einfall nach Sibirien zu machen. Jarmak brach 1579 auf, verlor aber schon im ersten Winter, den er noch diesseit des Urals verbringen mußte, den größten Teil seines Heers. Mit dem Reste drang er weiter vor und erreichte erst 1581 mit seiner immer mehr zusammenschmelzenden Schar den Tobol, an dessen Ufer er die Streitmacht des sibirischen Chans Közüm (S. 202) wiederholt schlug. Am 23. Oktober 1582 wurde zwar Isker, die Hauptstadt des Chans, erobert; aber von jetzt an war an ein weiteres Vorgehen des schwachen Häufleins, gegen das bald von allen Seiten die tatarischen Kleinfürsten anrückten, nicht mehr zu denken, da Hilfe weder von den Stroganow, noch von den zurückgebliebnen Kosakenhaufen zu erwarten war.

In dieser Verlegenheit wandte sich Jarmak an den russischen Zaren Iwan IV., den Schrecklichen, der ja ohnehin die Herrschaft über die Gebiete am Ob beanspruchte. In Moskau hatte

man die ersten Nachrichten von dem Unternehmen gegen das Chanat Sibirien übel aufgenommen, da man an den Kriegen gegen die Tataren der Krim genug hatte und nicht auch das sibirische Tatarenreich, dessen Macht man offenbar überschätzte, gegen Rußland in Waffen bringen wollte. Um so freudiger begrüßte man jetzt die Eroberung. Freilich war die Unterstützung, die Jarmak erhielt, zunächst unbedeutend: Iskér ging wieder verloren; und als Jarmak 1584 fiel, war eigentlich nichts weiter in den Händen der Russen, als das längst von ihnen beanspruchte, wenn auch nie wirklich beherrschte Gebiet. Aber die Bahn war gebrochen, die Furcht vor den Tataren überwunden und zugleich die Tauglichkeit der Kosaken für derartige Unternehmungen erkannt; schon die willkommne Möglichkeit, diesen unruhigen Leuten jetzt einen neuen Wirkungskreis zu geben, spornte zu weiterm an. Im Jahre 1588 wurde Iskér wieder besetzt, nachdem vorher **Tobolsk** (Bitsik-Tura) als Mittelpunkt der russischen Macht gegründet worden war. 1598 erlitt Közüm Chan, der sich im Süden behauptet hatte, eine entscheidende Niederlage und flüchtete nach Hochasien, wo er verschollen ist. Seine Söhne und Enkel* machten noch länger mit nomadischen Raubscharen Einfälle in das russische Gebiet, erzielten aber keine dauernden Erfolge.

b) Das Vordringen Rußlands nach Osten und nach Süden (seit 1600).

Von nun an hatten die asiatischen Besitzungen Rußlands **zwei Fronten**, auf denen Angriffe abzuwehren oder Fortschritte zu machen waren: eine südliche gegen die südsibirischen und turkestanischen Steppen, wo kriegerische Nomadenvölker als unsichere und gefährliche Grenznachbarn hausten, und eine östliche gegen die Tundren und Hügelländer Ostsibiriens, wo nur kulturarme Jäger und Renntierhirten geringfügigen Widerstand leisteten. Natürlich ging man zunächst auf der Ostfront vor und gelangte verhältnismäßig rasch bis an die Küsten des Stillen Ozeans. Aber auch gen Süden drängte der Zwang, eine sichere Grenze zu gewinnen, die Russen mit innerer Notwendigkeit vorwärts, so große Opfer und Anstrengungen es ihnen auch mit der Zeit auferlegte. Die Flankenstellung, die ihnen die Beherrschung des Kaspischen Meers dabei bot, ist nach einem verunglückten Versuche Peters des Großen (1717) erst spät in den Kämpfen gegen Chiwa und die Turkmenen mit Erfolg ausgenutzt worden. Im Norden dagegen wurde die Schiffsverbindung durch das Eismeer bald aufgenommen: 1614 bereits erschienen englische Schiffe von Archangelsk her in der Mündung des Ob.

a) Die friedliche Gewinnung Ost- und Nordsibiriens (bis 1800).

Das **östliche Sibirien** ist in der Hauptsache durch Kosaken besetzt worden, die an den Flüssen vorwärts gingen, die jedesmal gewonnenen neuen Gebiete durch befestigte Siedelungen schützten und so im Lauf eines halben Jahrhunderts bis in das entlegne Kamtschatka gelangten. Die russische Regierung trug Sorge, dieses Vorgehen durch Anknüpfung freundlicher Beziehungen mit dem mongolischen Altyn Chan (S. 187) zu decken. Der Handel mit China wurde

---

* Dschingis Chan
Tschuschi
Schaiban
Közüm (Kuchum)
Ali | Ischim | Dschuvel
Ablai Girai | Daulet Girai
Zare von Tjumen bis 1659

bereits damals aufgenommen: der erste Thee kam 1638 durch Vermittelung des Altyn Chans nach Rußland. Im Norden gelangte man inzwischen rasch vorwärts. Im Jahre 1632 wurde Jakutsk an der Lena gegründet; 1643 drangen die ersten Kosaken zum obern Amur vor und fuhren auf diesem Strome bis hinab ans Ochotskische Meer. Wenige Jahre später wurde Kamtschatka entdeckt; besetzt hat man es allerdings erst seit 1696. Alles das ging natürlich nicht ohne Kämpfe ab; besonders das Eintreiben des Felltributs, des Jassak, führte zu häufigen Aufständen. Aber die geringe Zahl der Eingebornen und die europäische Bewaffnung der Kosaken gaben stets den Ausschlag zu gunsten der neuen Herren. Einen wichtigen Ausgangspunkt für die Erschließung Nordostsibiriens bildete längere Zeit der von dem Kosaken Michail Staduchin 1644 gegründete Ostrog (Festung) Nischnekolymsk an der Mündung der Colyma in das Eismeer. Bald darauf entstand Anadyrsk, dessen Bewohner sich in jahrelangen Kämpfen gegen die Tschuktschen behaupteten. Nachdem sich die Kosaken am Amur festgesetzt hatten, wurden auch die Länder am Baikalsee den russischen Besitzungen hinzugefügt und Irkutsk im Jahre 1652 gegründet. Vielfach gelang es der russischen Regierung erst nach und nach, ihren Einfluß in den neuen Besitzungen geltend zu machen, da sich die Kosaken oft unabhängig gebärdeten (1711—13 trotzten sie auf Kamtschatka den Anordnungen der Regierung offen) oder sich auch gegenseitig mit Raub und Mord anfielen.

In den Amurlandschaften war man auf den Widerstand der Mandschu gestoßen, die zunächst zurückwichen, dann aber, gestützt auf die Macht des von ihnen beherrschten chinesischen Reichs, ihren alten Besitz zurückgewannen (1656). Noch einmal versuchten die Russen von dem festen Albasin (Jakß) am obern Amur aus ihre Herrschaft auszubreiten, mußten sich aber, nachdem der Ort zweimal (1659 und 1685) von den Chinesen erobert und zerstört worden war, im Jahre 1689 zur Räumung des ganzen Amurgebiets entschließen. In eine feindselige Stellung zu China, wohin wiederholt Gesandtschaften abgingen, kam Rußland trotzdem nicht; vielmehr begann sich der Handel auf der nördlichsten Straße, die nunmehr ganz in russischen Händen war, lebhaft zu entfalten. Die beiden Völker erkannten allmählich, daß beide Teile dort am besten und sichersten fuhren, wo sich ihre Gebiete unmittelbar mit gut bestimmten Grenzen berührten. Als Grenzen dieser Art aber empfahlen sich die Kämme jener Gebirge, die auf der Nordseite die Gobi und das Tarymbecken umranden. Die erste Grenzregelung fand durch Abgesandte der beiden Großmächte in den Jahren 1728—29 statt. In der Mandschurei war übrigens infolge der Kämpfe mit den Russen das Chinesentum sehr verstärkt und eine regelrechte Einteilung des Lands durchgeführt worden, so daß nunmehr selbst im Stammlande der Mandschu die chinesische Kultur triumphierte. Chinesische Militärkolonien bewachten den Amur, der auf lange Zeit eine feste Grenze bildete. Sitz der Militärverwaltung war das 1684 gegründete Aigun, später Mergen und endlich Tsitsikar. Die Unruhen an der Grenze hörten nun beinahe ganz auf.

Die Ruhe, die in Sibirien allmählich eintrat, gestattete der russischen Regierung nunmehr auch, die wissenschaftliche Erforschung des ungeheuern, zum größten Teil noch ganz unbekannten Gebiets in Angriff zu nehmen. In erster Linie waren geographische Fragen zu lösen, namentlich die, ob Asien mit Amerika zusammenhinge; der Bericht des Kosaken Deschnef über seine Durchfahrt durch die später Beringstraße genannte Meerenge (1648) schlummerte ungelesen im Archiv zu Irkutsk. So kam es im Jahre 1733 zur Absendung einer wissenschaftlichen Expedition, die durch ihre ausgezeichnete Zusammensetzung zum erstenmal der gesamten Kulturwelt Aufschluß über die Beschaffenheit Sibiriens gab. Sie war fast ganz aus Nichtrussen

gebildet: der dänische Kapitän Vitus Bering, der bereits in den Jahren 1725—30 die Meere um Kamtschatka durchforscht hatte, führte die Expedition, auch diesmal begleitet von seinen Leutnants Martin Spangenberg und Alexei Tschirikow; ihnen schlossen sich Mitglieder der russischen Akademie der Wissenschaften an: der tübingische Botaniker Joh. Georg Gmelin („Flora sibirica", Sankt Petersburg 1748/49, und „Reise durch Sibirien", Göttingen 1751/52), der Astronom Louis Delisle de la Croyère (gest. 22. Oktober 1741) und die Historiker Gerhard Friedrich Müller („Sammlung russischer Geschichten", St. Petersburg 1758) und Johann Eberhard Fischer aus Eßlingen („Geschichte von Sibirien", St. Petersburg 1768). Später folgten noch Georg Wilh. Steller (vgl. S. 198; „Reise von Kamtschatka nach Amerika", St. Petersburg 1793) und Stephen Krascheninnikow, die sich besonders der Erforschung Kamtschatkas (vgl. oben, S. 208) widmeten. Eine Anzahl kleinerer Expeditionen wurde gleichzeitig zur Untersuchung einzelner Gebiete, besonders der Ostküste, entsandt. In jahrelanger Thätigkeit wurden nun große Teile Sibiriens durchforscht, während Bering selbst unter mancherlei Gefahren und Abenteuern an den eisigen Küsten des nach ihm benannten Meers kreuzte; er vermochte das Dasein der Meerenge zu bestätigen, starb aber am 19. Dezember 1741 an Skorbut. Müller und Gmelin kehrten 1743 nach Sankt Petersburg zurück, die Reste der übrigen Expedition erst 1749; Steller war auf der Rückreise von Kamtschatka 1746 gestorben. Seit diesem großangelegten Unternehmen ist die wissenschaftliche Erschließung Sibiriens beständig, wenn auch mit wechselndem Eifer gefördert worden. Erfolgreich waren namentlich die geologischen Untersuchungen, die den Bergbau am Altai wieder belebt und das Vorhandensein von Goldlagern nachgewiesen haben. Zur Kenntnis der Ostküste trugen auch die Fahrten russischer Weltumsegler bei, die zugleich mit Japan Verbindungen anzuknüpfen suchten, so besonders die Adam Johann Ritters von Krusenstern (1803—1806) und Ottos von Kotzebue (1815—18 und 1823—26).

β) Der Kampf gegen den Nomadismus in Südwestsibirien.

Anders als im Gebiete des nördlichen und östlichen Sibiriens lagen die Dinge im Südwesten, wo ein unbegrenzter Steppenhorizont aller festen, beschränkenden Kulturarbeit Hohn zu sprechen schien. Hier hat sich denn auch der eigentliche Kampf Rußlands gegen den Nomadismus abgespielt, dessen östliche Vertreter ja um eben diese Zeit von China endgiltig gebändigt wurden. Während nach Osten hin eine freiwillige Eroberung und Besiedlung durch die Kosaken stattfand, mußte in der südwestsibirischen Steppe, wohin sich Ansiedler nur ungern wandten, die russische Regierung selbst den Kampf aufnehmen. Nach dem Tode Peters des Großen (1725), der Rußland zur europäischen Großmacht erhoben hatte, lief die Grenze von Kurgan nach Omsk und dann am Irtisch hin bis zu den Vorbergen des Altai. Durch den Feldmarschall Burkhard Christoph von Münnich wurde das System der Kordonlinien eingeführt und eine solche Linie, jener Grenze ungefähr entsprechend, auch durch Westsibirien gezogen. Über diese befestigte Linie ging man lange Zeit kaum hinaus, obwohl der Einfluß der russischen Macht bald bewirkte, daß sich ein großer Teil der weiter südlich wohnenden Kirgisen ihr unterwarf. Raubzüge dieser „Unterthanen" in das russische Siedelungsgebiet und entsprechende Strafexpeditionen bildeten fast ein Jahrhundert lang die dürftige Geschichte der westsibirischen Besitzungen.

Erst nach Beendigung der napoleonischen Kriege wandte sich die Aufmerksamkeit wieder den asiatischen Verhältnissen zu. Als nächstes Ziel bot sich von selbst die Aufgabe, durch Vorschieben der russischen Linien das Kirgisengebiet dauernd zu besetzen, wozu man mit Erfolg

abermals Kosaken verwandte. Damit aber war die Bahn der Eroberung beschritten, deren Ende nur dadurch zu erreichen war, daß man die unruhige Steppe unterwarf und an ihrem Südrande, wo feste Siedelungen bestanden, Fuß faßte. Schritt vor Schritt wurde man vorwärts gedrängt. Jedes neue Vorrücken der Linie brachte die Nomaden, die ihre Bewegungsfreiheit gehemmt, ihre Weideländereien abgesperrt sahen, zur Verzweiflung und führte zu Aufständen, die man dann durch weiteres Vorschieben der festen Plätze für die Zukunft unmöglich zu machen suchte. Sehr planmäßig verfuhr man dabei lange Zeit schon deshalb nicht, weil große Strecken der Steppe überhaupt nicht für feste Ansiedelungen geeignet waren. Die russischen Verteidigungslinien mußten sich deshalb an die Flüsse anlehnen; im Jahre 1847 lief die südliche Grenzlinie bereits vom untersten Sir Darja nach dem Flusse Tschu und von diesem zum Ili. Aber auch hier war kein Stillstehen möglich: hatte man sich bisher mit den Kirgisen und andern Nomadenhorden herumgeschlagen, so drang man nun in das Machtbereich Turkestans. Wären die Chanate festgefügte Staaten gewesen, gegen die sich eine feste Grenze gewinnen ließ, so wäre hier vielleicht der Vormarsch auf lange zum Stillstande gekommen, wie das ja an der chinesischen Grenze mit Ausnahme der Amurländer thatsächlich der Fall gewesen ist. Aber diese Gebiete waren nur Kraftmittelpunkte mit einem unklaren Einflußgürtel, der sich je nach der Thatkraft der Herrscher und den Zufällen der Verhältnisse bald ausdehnte, bald zusammenzog.

Der erste Zusammenstoß fand mit Chiwa statt, da sich im Westen zwischen Aral- und Kaspi-See eine Grenze gegen die räuberischen Nomaden, die sich hier gern als Unterthanen Chiwas gebärdeten, nur durch die Besetzung des eigentlichen Chanates gewinnen ließ. Im Jahre 1839 brach General Perowskij von Orenburg auf, mußte aber, nachdem er durch die Schneestürme in der Steppe ein Viertel seines Heers und 10,400 Kamele eingebüßt hatte, ohne die Truppen Allah-Kuli Chans überhaupt gesehen zu haben, heimkehren. Auf der andern Seite entstanden die ersten Reibungen mit Khokand im Jahre 1850, in dem die Khokander und die von ihnen abhängigen Kirgisen die Russen wieder vom untern Sir Darja zu verdrängen suchten, aber nur erzielten, daß sich die Zahl der russischen Festungen vermehrte; Fort Perowsk wurde als vorgeschobenster Posten 1853 gegründet. Nach längerer durch den Krimkrieg veranlaßter Ruhe wurde vom Iligebiet aus trotz Khokand das obere Tschutal besetzt; am 23. Juni 1864 fiel Turkestan, am 4. Oktober Tschimkand.

Inzwischen war aber ein Krieg zwischen Bochara und Khokand ausgebrochen, und als sich die Russen unter Michael Tschernajew am 29. Juni 1865 auch Taschkends bemächtigten, das die Bocharer bereits als sichere Beute ansahen, gerieten sie mit diesen in Kampf. Nach einem ergebnislosen Feldzuge der Russen wurde am 20. Mai 1866 das bocharische Heer bei Irdjar aufs Haupt geschlagen; dann aber rückte General Romanowski gegen das von Bochara abhängige Chanat Khokand und eroberte hier die Stadt Chodjent. Die Erwerbungen am Sir Darja, die bisher von Orenburg aus verwaltet worden waren, vereinigte man 1867 mit den Besitzungen am Ili (Semiretschie) zu einem Generalgouvernement Turkestan (bis 1878). Mozaffar ed-din von Bochara, der Khokand hatte aufgeben müssen, suchte jetzt vergebens, mit ihm ein Bündnis gegen die Russen zu schließen. Auch Chiwa verweigerte ihm seinen Beistand, als er sich auf das religiöse Drängen seines Volks nochmals rüstete, um von Samarkand aus in das neue russische Gebiet einzufallen. Aber ehe er das Schwert nur erhoben hatte, war es ihm aus der Hand geschlagen: General Konstantin von Kaufmann brach überraschend gegen Samarkand vor, besiegte die bocharische Übermacht und zog am 14. Mai 1868 in der alten

Hauptstadt Timurs ein. Das gedemütigte Bochara mußte das Serafschanthal mit Samarkand abtreten und verlor damit eine seiner besten Provinzen. Im Grunde war es aber doch ein Glück für Bochara, daß Rußland auf diese Weise eine feste Grenzlinie im Kulturland erhielt; nur so ist es zu erklären, daß man von einer vollständigen Unterwerfung abgesehen und das Herrscherhaus im Besitz einer allerdings sehr beschränkten Macht belassen hat. Rußland unterstützte in der Folge sogar den Emir von Bochara (gest. 12. Nov. 1885) und seinen Sohn Seyyid Abd ul-Ahad gegen Aufstände seiner Unterthanen.

Mit dem Eindringen in Turkestan hatten die Russen das Gebiet betreten, das seit uralter Zeit den hochasiatischen Handel und die Straßen durch das Tarymbecken beherrscht hatte; wie sehr auch dieser Handel zurückgegangen war, erschien er doch noch immer als eine wichtige Quelle des Reichtums und der politischen Macht. Schon früh hatte Rußland eine Verbindung mit Yarkand anzuknüpfen gesucht. In den sechziger Jahren war durch den Aufstand der Dunganen und die Erfolge Yakub Begs im Tarymbecken (S. 190) ein unmittelbarer Verkehr mit China, der immer das letzte Ziel sein mußte, unmöglich gemacht worden; die Russen mußten sich begnügen, Kuldscha, den Ausgangspunkt der nördlichern Straße, zu besetzen (1871) und Yakub Beg zum Abschluß eines Handelsvertrags zu nötigen (1872). Schon damals war der diplomatische Wettkampf mit den Engländern, die besorgt das Vordringen der russischen Macht in Mittelasien beobachteten, in den noch unabhängigen Reichen Turkestans in vollem Gange; während sich die Russen bemühten, den Handel des Tarymbeckens nach ihren Besitzungen zu leiten, stellten die Engländer eine Verbindung mit Indien her. Überall, in Khokand, Bochara und Chiwa, wurde englisches Gold gegen die russischen Bajonette ausgespielt. Allmählich trat auch China, das nach ungeheuerer Anstrengung die Aufstände niedergeworfen und das Tarymbecken wiedergewonnen hatte, als Großmacht auf den Plan, mit der sich feste Grenzen vereinbaren ließen; auf ihren Wunsch wurde den Chinesen sogar Kuldscha zurückgegeben (S. 106).

Inzwischen hatte auch im Westen der Kampf gegen Chiwa wieder begonnen, da Seyyid Mohammed Rahim Chan die Einfälle der Kirgisen und Turkmenen in russisches Gebiet weder hindern wollte noch konnte. Im Frühjahr 1873 wurde das Chanat von mehreren Seiten, darunter auch vom Kaspischen Meer aus, gleichzeitig angegriffen. Der Chan wurde nicht abgesetzt, mußte aber am 12. August das rechte Ufer und das Delta des Amu Darja preisgeben und in ein Vasallenverhältnis zu Rußland treten. Bald darauf waren auch die Tage des Chanats Khokand gezählt: ein Aufstand, der den Fürsten Khudayar 1875 zur Flucht nötigte, bot den Russen einen willkommnen Vorwand zum Eingreifen. Unterm 3. März 1876 wurde schließlich der ganze Rest des Chanats Khokand, Ferghana, einfach dem russischen Reich einverleibt. Damit war in den nördlichen und östlichen Teilen Turkestans ein Zustand erreicht, der Dauer versprach: vor dem russischen Gebiete, dessen Steppenbewohner als gebändigt gelten konnten, lagen die dem russischen Einfluß unterworfnen Chanate Chiwa und Bochara als gesicherter Grenzsaum, an dessen völliger Einverleibung dem Zarenreiche gar nichts liegen konnte.

Anders stand es im Westen, in den Steppen zwischen Kaspisee und Amu Darja. Hier hausten noch ungebändigt die räuberischen Turkmenenstämme, die das gedemütigte Chiwa jetzt so wenig wie früher in Schach halten konnte, und deren Bezwingung nur möglich war, wenn hier die Grenze bis an den Südrand der Steppe und das persische Machtgebiet vorgeschoben wurde. Wiederholt hatte man vom Norden her die Turkmenen durch kleinere Feldzüge einzuschüchtern versucht, aber ohne Erfolg; dauernde Ergebnisse ließen sich nur erzielen, wenn man vom Kaspisee aus das feindliche Gebiet in der Flanke faßte, indem man von der Mündung des

Atrek aus die Oasenkette oder von Krasnowodsk am Fuße der persischen Grenzgebirge den eigentlichen Rückhalt der turkmenischen Macht zu erreichen suchte. Das erste Unternehmen dieser Art im Jahre 1879 scheiterte. Schon ein Jahr später aber begann ein neuer Vorstoß unter der Leitung des Generals Michael Skobelew; diesmal baute man gleichzeitig mit dem Vorrücken der Truppen eine Eisenbahn, das erste Stück der nachmaligen transkaspischen Bahn, die jetzt bereits Samarkand erreicht und eine neue Straße des Welthandels eröffnet hat. Das Geschick der Turkmenen vollzog sich nun rasch: am 24. Januar 1881 wurde die heldenmütig verteidigte Hauptfeste Geok- (Heok-, Gök-) Tepe genommen, und bald danach war die Unterwerfung der nördlichen Turkmenen, der Tekke (Tekinzen), vollendet. Noch in demselben Jahre wurde durch einen Grenzvertrag mit Persien die Thatsache, daß man nun auch an dieser Seite einen leidlich kultivierten Staat als Nachbar hatte, in helles Licht gestellt. Gegen Südosten dagegen konnte das Vordringen der Russen erst an den Grenzen Afghanistans zum Stillstande kommen. Der Kämpfe gegen die Nomaden bedurfte es nicht mehr: die Turkmenen von Merw boten 1884 freiwillig ihre Unterwerfung an. Dagegen suchten die von England aufgestachelten Afghanen Rußland an der doch politisch notwendigen Festsetzung im Süden des Steppenlands gewaltsam zu hindern; erst nach einer Niederlage durch die russischen Truppen bequemten sie sich 1887 zu einem Grenzvertrage, der Rußland die erwünschte Stellung verschaffte. Der Ausbau der transkaspischen Bahn hat nun mit einem Schlage die so lange verödeten Gebiete in das Getriebe des Weltverkehrs hineingezogen und die russische Vorherrschaft vollends gesichert.

Wirft man einen Rückblick auf das Vorgehen der Russen in Turkestan, so ergibt sich, daß von einem ungeheuern Eroberungsplan, als dessen letztes Ziel Indien erscheint, keine Rede sein kann. Was Rußlands „Ländergier" erklärt, ist derselbe Wunsch, der auch das friedliche China bis an die Grenzen der hochasiatischen Steppen geführt hat: die unruhigen Nomadenländer an ihren Rändern zu umfassen und auf diese Weise dauernd zu beruhigen. Freilich kann dadurch ein Verlangen nach größerm Besitz entfacht werden, das endlich selbständig wirkt. Das ist eine Gefahr, die man in England weit früher geahnt hat, als die Thatsachen sie rechtfertigten; ein bewußtes Streben, den Marsch nach Indien vorzubereiten und damit die Überlieferung hochasiatischer Eroberer wieder aufzunehmen, hat Rußland bis jetzt nicht gezeigt: überall hat sein Vordringen aufgehört, wo stärkere Staaten einigermaßen feste Grenzverhältnisse verbürgten. Was Rußland zum weitern Vorschreiten nach Süden bewegen könnte, wäre (abgesehen von Verwicklungen in andern Gebieten, auf die es durch Drohungen gegen Indien antworten würde) nur der Wunsch, einen Hafen am Indischen Ozean zu besitzen, um der riesigen Festlandsmasse ein Luftloch zu schaffen. Aber auch in diesem Falle werden eher Persien und die Euphratmündung das Ziel sein als Indien.

γ) Das Streben nach einer sichern Stellung am Stillen Ozeane (seit 1800).

Daß die Notwendigkeit, einen freien Ausgang zum Meere zu gewinnen, die sonst so klar vorgezeichnete Politik Rußlands thatsächlich verändern kann, haben die Vorgänge in Ostasien gezeigt: während im Innern Asiens die Grenzen zwischen Rußland und China, mit Ausnahme der Kuldscha-Gegend (S. 106), kaum nennenswert verschoben worden sind, dringt Rußland im Osten rücksichtslos gegen China und Korea vor und sieht sich infolgedessen den schwierigsten Aufgaben seiner Politik gegenüber. Die Ursachen dieser Erscheinung sind dieselben, die die Kämpfe der Russen gegen die das Ostseeufer beherrschenden Schweden veranlaßt haben: der Wunsch nach einer breiten Stellung am offnen Weltmeere.

Als sich die russischen Kosaken am Ochotskischen Meere festsetzten, gaben sie der russischen Macht, deren Mittelpunkt durch unendliche dünn bevölkerte Landstriche von Ostsibirien getrennt war, plötzlich eine neue Grundlage: so ungeheuer auch auf dem Meere die Entfernung bis zu den Häfen der Ostsee oder des Schwarzen Meers sein mochte, sie war doch im allgemeinen leichter zu überwinden, als die geringere quer durch Sibirien. Auch abgesehen davon bedeutete die Möglichkeit einer Verbindung mit den Kulturländern Ostasiens und dem dortigen Welthandel einen beträchtlichen Vorteil für die Landschaften am Stillen Ozeane; seit der Einführung der Dampfschifffahrt hat sich diese Gunst der Lage gewaltig erhöht. Anderseits war nicht zu leugnen, daß Rußlands Stellung am Meer ausgesucht ungünstig war: die Ufer des Ochotskischen Meers mit ihrem schwach besiedelten Hinterland, ihren während vieler Monate vereisten Häfen und ihren Gebirgsketten, die unmittelbar hinter der Küste aufsteigen, waren durchaus nicht geeignet, einen lebhaften Verkehr entstehen zu lassen. Eine Besserung der Lage war nur durch Erwerbung des Amurgebiets zu erzielen; hier gab es begünstigtere Häfen, hier eröffnete das Thal eines mächtigen Stroms ein verhältnismäßig reiches Hinterland und eine leichte Verbindung mit dem Innern. Von den Chinesen, die nur das rechte Ufer des obern Amur besetzt hielten, am Unterlauf und an der Küste aber weder Besatzungen noch Kolonisten hatten, war nicht viel zu fürchten. So begann denn im 19. Jahrhundert wieder das Vorgehen nach dem Süden, den man schon einmal teilweise besessen, aber vor den Drohungen der Mandschu geräumt hatte. Im Jahre 1849 wurde die russische Flagge ohne Widerstand an der Amurmündung gehißt, 1851 eine Bucht nahe der koreanischen Grenze besetzt, wo später Wladiwostok entstand, 1854 eine Flotte unter dem Grafen Nikolai Murawjew („Amurskij") vom obern Amur, wo die Russen noch aus früherer Zeit Besitzungen hatten, bis zur Mündung entsandt und das 1850 hier gegründete Nikolajewsk stärker befestigt. Die Regierung in Peking, die einen Krieg nicht wagen mochte, erhob umsonst Einspruch; durch den Vertrag von Aigun (28. Mai 1858) wurde das ganze linke Amurufer den Russen zugestanden, am 14. November 1860 auch das Ussurigebiet hinzugefügt nebst dem ganzen Küstenlande bis Korea hinab.

Da durch die Gründung Wladiwostoks ein beinahe eisfreier Hafen erlangt war, hörte das Vorgehen Rußlands längere Zeit auf; nur das diplomatische Ränkespiel ging weiter, das um den Einfluß in Korea zwischen Rußland und andern Mächten, vor allem dem aufstrebenden Japan, stattfand. Die chinesische Regierung begünstigte die Kolonisierung der Mandschurei nach Möglichkeit, wobei ihr die Bekämpfung starker Räuberbanden, die sich in den öden Grenzbezirken bildeten, viel zu schaffen machte. Erst die Erfolge Japans in seinem Kriege gegen China 1894—95 zwangen Rußland, das seine Zukunftspläne ernstlich durchkreuzt und zugleich in dem ostasiatischen Inselstaat eine Großmacht entstehen sah, der gegenüber seine Stellung an der See nicht mehr genügte, zum Einschreiten in Ostasien. Japans Versuch, sich der südlichen Mandschurei zu bemächtigen, wurde vereitelt. An seiner Stelle besetzte nun Rußland Port Arthur und Talienwan am Golfe von Petschili (Vertrag vom 27. März 1898), nachdem es bereits vorher von China die Bewilligung zum Bau einer Bahn durch die Mandschurei erzwungen hatte (6. Sept. 1896), die sich an die inzwischen begonnene große transsibirische Bahn (vgl. unten, S. 221) anschließen sollte.

Da wurde durch den Ausbruch einer fremdenfeindlichen Bewegung in China, die sich mit besonderer Kraft auch gegen die Russen richtete, die Lage plötzlich verändert und Rußland veranlaßt, die Mandschurei zu besetzen (1900). Was im Grunde die Russen nötigt, ihr ostsibirisches Gebiet durch das Mandschurenland abzurunden, scheint die Erkenntnis zu sein, daß

das Amurland, nicht geeignet, im großen kolonisiert zu werden, der russischen Macht am Stillen Ozean keinen festen Rückhalt schafft, während die Mandschurei diese Aufgabe vollkommen erfüllen würde. Überdies hat der eisfreie Hafen von Port Arthur wenig Nutzen für Rußland, solange es nicht das Hinterland und die Landverbindung mit Sibirien sicher beherrscht. Zugleich freilich scheint der Plan gefaßt worden zu sein, die russischen Grenzen allenthalben über die Steppen hinweg bis nach dem eigentlichen China vorzuschieben, mit andern Worten: auch die Mongolei und Ostturkestan von China loszureißen; selbst mit dem Dalai-Lama hat Rußland neuerdings wiederholt Verbindungen angeknüpft (S. 186). Damit würde denn im Osten und im Herzen Hochasiens dieselbe Politik eingeschlagen, die Rußland im Westen bis zur Grenze Afghanistans und zu der Pforte Indiens geführt hat; die politische und wirtschaftliche Herrschaft über China würde die natürliche Folge sein.

Während so in langen Kämpfen vorteilhafte Grenzen errungen wurden, hatte die wirtschaftliche Lage Sibiriens mancherlei Wandlungen durchgemacht. Die erste Besetzung war durch die Kosaken erfolgt, die unter den Hyperboreern als Herren schalteten, den Jassak (Zins) eintrieben und vielfach, ohne gerade spanische oder englische Konquistadoren durch Grausamkeit zu übertreffen, die Ursache einer außerordentlichen Verminderung der Volkszahl wurden; Aufstände der Eingebornen, an denen es nicht fehlte (so 1731 in Kamtschatka), beschleunigten dieses Schicksal. Auch nachdem die Verhältnisse geordneter geworden waren, hat der Rückgang der einheimischen Bevölkerung angedauert. S. Patkanow, der die Zustände bei den Irtysch-Ostjaken genauer untersucht hat, weist auf die an sich geringe Vermehrung der Eingebornen hin, die, sobald sich die Todesfälle mehren, zum Stillstand und Rückschritt der Volkszahl führen muß; daher haben die von den Europäern eingeschleppten Seuchen, besonders die Pocken und der Typhus, furchtbare und dauernde Lücken gerissen. Noch verhängnisvoller wirkt der Branntwein, nicht allein durch die Entartung und Verkommenheit, die er herbeiführt, sondern vielleicht noch mehr deshalb, weil die betrunknen Mütter ihre Kinder vernachlässigen und zu Grunde gehen lassen. Zu alledem treten die wirtschaftlichen Veränderungen, die Abnahme des Jagdwilds und das Eindringen russischer Bauern in die ostjakischen Gemeinden; sobald die Russen in der Mehrzahl sind, verfügen sie zu ihrem Gunsten über das vorhandne Gemeindeland und schmälern dadurch den Erwerb der Eingebornen empfindlich. Die Folgen sind Verarmung, Steuerrückstände und Schuldknechtschaft, die nun abermals die Volkszunahme ungünstig beeinflussen. Immerhin ist der Rückgang nicht so rasch, daß man nicht von einer Besserung der Verhältnisse einen günstigen Umschwung erwarten dürfte, da im übrigen sich die Ostjaken keineswegs unfähig gezeigt haben, sich den Forderungen der höhern Kultur anzupassen. Ähnlich wie bei ihnen dürfte es bei den meisten Stämmen Nordsibiriens stehen.

Was, abgesehen von den Kosaken, an Russen nach Sibirien strömte, war noch weniger als diese geneigt, eine regelmäßige Kolonisation durchzuführen und die dem Ackerbau günstige Zone zu besiedeln. Halb um diesem Nachteil abzuhelfen, halb aus andern Gründen begann man schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts Verbrecher nach Sibirien zu senden, wohl auch Kriegsgefangne, besonders Polen, zwangsweise dort anzusiedeln. Der abenteuerliche, unstete, kosakenhafte Zug des sibirischen Volkslebens wurde dadurch noch gefördert und ist lange Zeit ein Hemmnis gesunder Entfaltung geblieben. Ein zweites Hemmnis war die Gewohnheit der Beamten, das Land nur als ein Ausbeutungsgebiet zu betrachten, für dessen Hebung man keine Mittel übrig hatte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann man die verbesserten Verwaltungssysteme des Westens auch auf das vernachlässigte Sibirien anzuwenden. Die Ansiedelung freier

Bauern, die schon früher versucht worden war, wurde nun planmäßiger aufgenommen, obwohl nicht immer mit dem erwarteten Erfolge; da nämlich die Handelsstraße von China nach Rußland durch den sibirischen Kulturgürtel läuft, fand es ein großer Teil der Angesiedelten lohnender, sich dem Handel oder dem Fuhrwesen zu widmen, als die Wälder zu lichten und den Boden zu bebauen, weil sich der bewegliche Händler und Fuhrmann den Erpressungen der Beamten besser zu entziehen vermochte. Segensreich wirkte auf die Besserung dieser Verhältnisse die kurze Reformthätigkeit Michail Speranskijs (1819—21; vgl. Bd. VIII, S. 104). Viel zu Sibiriens Aufschwung trug der Bergbau bei, der im Altai, wo er seit 1723 betrieben wurde, nur die alten Überlieferungen dieses ehemaligen Kulturmittelpunkts wieder aufzunehmen brauchte. Wie vernachlässigt und im ganzen unbekannt der größte Teil Sibiriens aber trotzdem blieb, läßt sich schon daraus erkennen, daß selbst in dem Ackerbaugürtel Sibiriens häufig neue Siedelungen jahrelang den Beamten verborgen blieben, bis man sie endlich auffand und zur Steuerzahlung heranzog; erst durch die aufopfernde Forscherthätigkeit zahlreicher Gelehrten, zum guten Teil deutscher, ist das Land besser erschlossen worden. Das geistige Leben Sibiriens hob sich sehr langsam, obwohl die große Zahl gebildeter Verbannter nicht ohne Einfluß blieb; günstig wirkte die Gründung der Universität Tomsk im Jahre 1888, der am 31. Dezember 1900 die Einweihung des ersten sibirischen Polytechnikums gefolgt ist. Im November 1899 ist in Wladiwostok die erste Hochschule für Ostsibirien eröffnet worden.

Von größter Bedeutung aber für alle Zeiten der sibirischen Entwicklung muß der Bau der transsibirischen Bahn werden, die den Osten mit dem Westen verknüpft und zugleich der starken Stellung Rußlands am Stillen Ozean, die durch planmäßige Kolonisation des Amurgebiets schon seit langem befestigt wird, erst den rechten Halt gibt.

Der Beginn des Bahnbaus wurde durch einen kaiserlichen Ukas vom 29. März 1891 befohlen. Die Bahn geht von Tscheljabinsk am südlichen Ural aus und durchschneidet das westliche Sibirien etwa auf dem 55. Breitenkreise, berührt Omsk, Tomsk und Krasnojarsk, wendet sich darauf südöstlich nach Irkutsk, umgeht den Baikalsee, durchquert Transbaikalien, läuft dann am linken Amurufer abwärts bis Chabarowka und wendet sich endlich südwärts nach Wladiwostok. Bis zur gänzlichen Vollendung der Linie tritt stellenweise die Dampferverbindung auf dem Baikalsee und dem Amur ergänzend ein. Inzwischen ist als Fortsetzung die „Chinesische Ostbahn" hinzugetreten, d. h. die Bahn, die vom obern Amur her die Mandschurei erschließt und nunmehr nach Port Arthur und Talienwan fortgesetzt wird. Der Bahnbau ist gleichzeitig an verschiednen Punkten begonnen worden, auch vom Stillen Ozean aus bei Wladiwostok, wo der damalige Thronerbe und spätere Zar Nikolaus II. am 19. Mai 1891 den ersten Spatenstich that. Anfang 1902 war, da 1901 auch die schwierige Linie um das Südufer des Baikalsees vollendet worden war, der großartige Bau im Rohen fertig.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat auch die eben gestreifte Kolonisierung Sibiriens mit freien russischen Einwanderern beträchtliche Fortschritte gemacht, was mittelbar wieder durch die außerordentliche Volkszunahme des früher so dünn bevölkerten europäischen Rußlands veranlaßt worden ist. Vor allem der Beginn des Bahnbaus wirkte anregend, da jetzt die Möglichkeit gegeben war, die Erzeugnisse des Ackerbaus in größerm Maßstab auszuführen; durchquert doch die Bahn in ihrem westlichen Teile das fruchtbare Schwarzerde-Gebiet. Um 1800 hatte die europäische Bevölkerung Sibiriens etwa eine halbe Million betragen. Das langsame Wachstum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm seit 1861, dem Jahre der Aufhebung der Leibeigenschaft, ein etwas lebhafteres Tempo an, um dann schneller und

ſchneller zu werden. Von 1860—80 betrug die Zahl der freien Einwanderer 110,000; von 1880—92 ließen ſich ſchon 467,000 neue Koloniſten nieder, und von 1892—99 waren es rund eine Million, die Wohnſitze in Sibirien ſuchten. Schon die erſte Eiſenbahnlinie (Perm-Ekaterinburg-Tjumen), die den Ural im Jahre 1881 überſchritt, hatte einen bedeutenden Aufſchwung der Koloniſation herbeigeführt. Seit 1889 gilt ein Geſetz, das jedem mit Bewilligung der Regierung Einwandernden 15 Deßjätinen Lands als Eigentum zuweiſt, dreijährige Steuerfreiheit und auf 9 Jahre Befreiung vom Militärdienſt gewährleiſtet; wer in die Provinzen am Amur und Stillen Ozean einwandert, wird noch beſſer geſtellt. Die meiſten Anſiedlungen entſtehen natürlich an der Bahn unter der Leitung des Sibiriſchen Eiſenbahnausſchuſſes, der gleichzeitig Kirchen und Schulen errichtet und die Anſiedler in jeder Weiſe fördert. Die Ausnutzung der Waſſerwege iſt dabei nicht vernachläſſigt worden; z. B. iſt die Dampferflotte des Ob in den Jahren 1880—98 von 37 auf 120 Dampfboote geſtiegen. So zeigt ſich allenthalben eine Bewegung, die trotz aller vorausſichtlichen Rückſchläge den tiefſten Einfluß auf die Zukunft Nord- und mittelbar auch Hochaſiens äußern muß.

Schwere wirtſchaftliche *Kriſen* werden freilich Sibirien keinesfalls erſpart bleiben. Schon jetzt ergibt es ſich, daß die Beſiedlung vielfach voreilig und auf ungeeignetem Boden ſtattgefunden hat: Während noch immer aus den Hungergebieten Rußlands Scharen mittelloſer Auswanderer nach Sibirien ſtrömen, begegnet ihnen bereits ein rückflutender Strom hungernder Enttäuſchter, die nach der alten Scholle zurückſtreben. Ohnehin iſt die Landwirtſchaft Sibiriens, mag ſie nun nahe der Polargrenze im alten Waldgebiet oder auf Steppenboden betrieben werden, mehr als anderswo von der Ungunſt der Natur bedroht. Selbſt die Beſiedlung des Amurlandes hat mit unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen.

Auf das bedenkliche Mittel, durch Anſiedlung von Verbrechern oder politiſch Verdächtigen das Land zu bevölkern, ſcheint man verzichten zu wollen. Im Jahre 1899 hat Zar Nikolaus II. einem Ausſchuſſe den Auftrag erteilt, ein Gutachten über die *Aufhebung der Verſchickung nach Sibirien* abzugeben. Das iſt der Anfang vom Ende einer Einrichtung, die dem Charakter der ſibiriſchen Beſiedlung und des neu entſtehenden Volkslebens einen unerfreulichen Zug gegeben hat. Man hatte ſchon früh begonnen, politiſch Mißliebige aus Rußland nach Sibirien zu ſenden; der erſte beglaubigte Fall hat ſich 1599 zugetragen. Strafkolonie für gemeine Verbrecher iſt das Land ſeit 1653 (S. 220); aber neben dieſen hat man immer auch einen guten Teil tüchtiger und einſichtiger Männer, die der Regierung nur unbequem geworden waren, nach dem fernen Oſten abgeſchoben. Um das weitere Schickſal der Verbannten kümmerte man ſich wenig. Die Mehrzahl mag verkommen ſein. Andere dagegen förderten bei ihren Verſuchen, Nahrungsquellen für ſich zu erſchließen, die Kultur; ſo iſt der erſte Anſtoß zum Bergbau am Altai von Verbannten ausgegangen. Erſt ſeit 1754 begann man, die Anſiedlung und Beſchäftigung der Verſchickten zu regeln, wobei man zwei Gruppen Verbannter unterſchied, die zur Zwangsarbeit (Katorga) verurteilten Verbrecher und die zur Anſiedlung (Posselenie) Deportierten. Im 19. Jahrhundert haben die Dekabriſten-Unruhen (Bd. VIII, S. 121), die polniſchen Aufſtände (ebenda, S. 142) und die nihiliſtiſche Bewegung noch eine große Zahl Gebildeter nach Sibirien gebracht. Den Einfluß der Verbannten auf die Entwicklung Sibiriens abzuſchätzen, iſt ſchwer; jedenfalls wäre es falſch, ihn einfach als ungünſtig zu bezeichnen. Dennoch wird die Aufhebung der Verbannungsgeſetze, die vielleicht für Rußland ſelbſt verhängnisvoller waren, auch für Sibirien ein Zeitalter des wirtſchaftlichen, ſittlichen und geiſtigen Aufſchwungs einleiten.

III. Auſtralien und Ozeanien.

Von

Profeſſor Dr. Karl Weule.

1. Vorbemerkungen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Südoſtteil Auſtraliens nebſt der davorliegenden Inſel (Neu-Seeland) beſtimmt iſt, einſt die ganze Ozeanhälfte der Erde zu beherrſchen. Carl E. Meinicke, 1836.

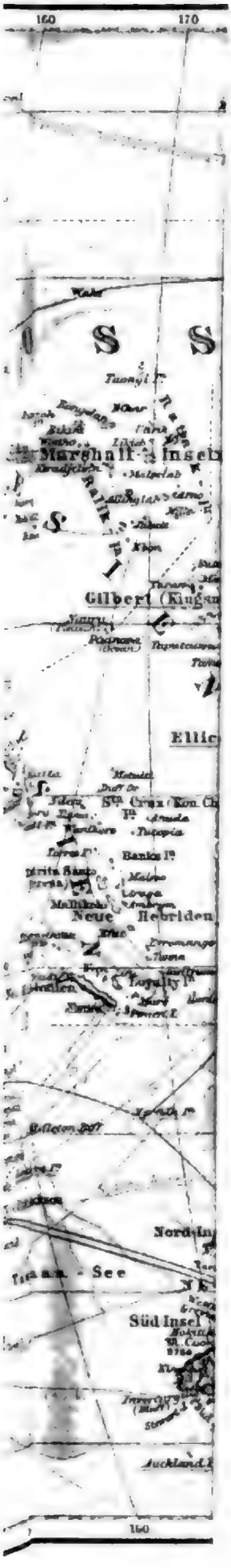
Im Gegenſatz zu dem franzöſiſchen Sprachgebrauche, der das Feſtland Auſtralien mitſamt der ganzen großen Inſelflur des Stillen Ozeans, ſoweit ſie nicht Indoneſien und dem Oſtrand Aſiens angehört, unter dem einheitlichen Namen Ozeanien zuſammenfaßt, zerlegen wir Deutſchen, dieſer erweiterten Auffaſſung nicht folgend, das große Gebiet immer noch in zwei Hälften, indem wir dem auſtraliſchen Feſtland ein engeres Ozeanien gegenüberſtellen, das nur die Inſelflur Polyneſiens, Mikroneſiens und Melaneſiens umfaßt. Dieſe Einteilung beruht zu gleichen Teilen auf anthropologiſch-ethnographiſcher und auf geographiſcher Grundlage; ſie drückt ſowohl den Gegenſatz der kompakten Maſſe des auſtraliſchen Feſtlands zu der über einen weiten Raum verteilten, an Flächeninhalt jedoch überaus geringfügigen Inſelwelt aus, wie ſie anderſeits die anthropologiſch zwar auseinanderſtrebende, durch den Zwang der überall gleichen Naturbedingungen ethnographiſch aber einander ſtark genäherte inſulare Bevölkerung dem kontinentalen Auſtralier geſchloſſen gegenüberſtellt.

Die Geſchichtſchreibung, ſoweit von einer ſolchen bei den eingebornen Völkern der Südſee überhaupt die Rede ſein kann, hätte es kaum nötig, dieſem Beiſpiele zu folgen. Zwar beſteht zwiſchen der Geſchichte der Inſelvölker und der des Feſtlands ein Unterſchied inſofern, als die kulturelle Entfaltung dort allgemein zu höhern Stufen fortgeſchritten iſt als in Neuholland; zudem kann wenigſtens eine kleine Anzahl von Archipelen auf eine gewiſſe ſelbſtändige politiſche Entwicklung zurückblicken. Das Feſtland ſteht auf beiden Gebieten, ſoweit die Eingebornen in Frage kommen, ſehr weit zurück; ja, in politiſcher Beziehung bietet es überhaupt keine eigentlichen Entwicklungserſcheinungen dar. Gleichwohl iſt der Unterſchied nicht ſo tiefgreifend, daß er eine Zweiteilung des Gebiets bedingte. Sie wäre unumgänglich geboten, ſobald das eine oder das andre Teilgebiet über ſeine Grenzen hinaus in das Getriebe der übrigen Menſchheitsgeſchichte beſtimmend eingriffe, oder aber wenn eins in weſentlich ſtärkerm Maß als das andre von dieſer beeinflußt würde. Beides aber iſt nicht der Fall. In der That iſt die Eigengeſchichte des ganzen großen Gebiets, von Neuſeeland im Süden bis Hawaii im Norden und von Neuguinea und den Karolinen im Weſten bis zur Oſterinſel im Oſten, charakteriſiert durch eine merkwürdige Iſoliertheit. Nur der äußerſte Weſtrand: die Marianen mit dem Karolinenarchipel und den Palau-Inſeln, das weſtliche Neuguinea und Nordweſtauſtralien, tritt zuzeiten aus dieſer Abgeſchloſſenheit zu gunſten einer meiſt flüchtigen und nicht einmal immer

freiwilligen Berührung mit den geſchichtlich ausdehnungsfreudigern weſtlichen Nachbarvölkern heraus; alles übrige, Feſtland wie Inſeln, wickelt ſeine geringe eigne geſchichtliche Bethätigung im ſcharfumrißnen heimatlichen Raume ſelbſt ab.

Wenn wir unter dieſen Umſtänden die übliche Zweiteilung gleichwohl beibehalten, ſo geſchieht das aus folgenden Beweggründen. Zunächſt aus einem rein äußerlichen: der Anpaſſung an die herrſchende Einteilung auf den der Geſchichte ſo naheſtehenden Gebieten der Erd- und der Völkerkunde. Ohne zwingenden Grund ſoll ein Wiſſenszweig auf andern Gebieten beſtehende Klaſſifikationen niemals durchbrechen oder über den Haufen werfen. Hier iſt dazu um ſo weniger Veranlaſſung vorhanden, als es gerade lange genug gedauert hat, bis wir zu einer klaren und zufriedenſtellenden Einteilung überhaupt gelangt ſind. Ein zweiter Grund ſind die oben aufgeführten Gegenſätze in Kulturhöhe und politiſcher Eigenentfaltung in beiden Hauptgebieten. Hier iſt es beſonders der große Kern der Inſelflur mit Fidji, Samoa und Tonga, der Nord- und der Südpfeiler in Geſtalt von Hawaii und Neuſeeland, die dieſe geſonderte Berückſichtigung auf Grund ihrer geſchichtlichen Sonderentwicklung beanſpruchen. Der letzte und gewichtigſte Beweggrund endlich für die räumliche Auseinanderhaltung hängt mit den Veränderungen zuſammen, die durch die Eingriffe von außen her in der Südſee herbeigeführt worden ſind. Heute lagert ſich über die urſprüngliche Bevölkerung, einerlei ob ſie jemals vorher zu geſchichtlichem Thun fortgeſchritten war, oder ob ſie, wie in Auſtralien, als ein Volk von „Sammlern“ dahindämmerte, eine neue, kaum wenige Jahrhunderte alte, fremde Schicht von Europäern, Amerikanern, Malaien und Oſtaſiaten. Dieſe hat überall im Stillen Ozean die Koloniſation und gleichzeitig die politiſch-wirtſchaftliche Führerrolle übernommen. Während aber die räumliche Enge keine der einzelnen Inſelgruppen eine Bedeutung erlangen ließ, die ſie wirtſchaftlich oder politiſch erheblich über den Kranz ihrer Nachbarinnen erhöbe, daß vielmehr jede von ihnen nach wie vor von den intereſſierten Mächten vom Standpunkte des ſtrategiſchen Stützpunkts im zukunftsreichen Stillen Ozeane betrachtet wird, hat das Feſtland Auſtralien unter der Herrſchaft der eingewanderten Europäer eine Entwicklung genommen, die es heute, ein einziges Jahrhundert nach dem Beginne der Koloniſation, nach keiner Richtung mehr mit der Inſelwelt vergleichen läßt.

Der Hauptunterſchied beſteht zunächſt in dem gänzlichen, übrigens leicht erklärlichen Verzicht auf eine Mitwirkung der eingebornen Bevölkerung. Auf den Inſeln hat ſich dieſe nirgends beiſeite drängen laſſen. Auf den kleinen Eilanden Mikroneſiens und Polyneſiens, wo ſich die Koloniſationsthätigkeit der Weißen auf die Ausbeute der ſpärlichen, für den Weltmarkt geeigneten Naturſchätze beſchränkt, iſt der Eingeborne oder aber doch der eingeführte Ozeanier zur Mitarbeit unerläßlich. Auf den Kerngruppen, den Fidji-, Samoa- und Tonga-Inſeln, hat ſich die verhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung den wirtſchaftlichen Beſtrebungen der Weißen gegenüber zwar ebenſo teilnahmlos verhalten wie der Urbewohner des Feſtlands; politiſch aber hat ſie aus der Berührung mit den Fremden die folgenreichſten Anregungen geſchöpft: während wir vor der Entdeckung bei ihnen überall die Form des bloßen Inſelſtaats oder völlig ungeregelte Verhältniſſe finden, ſchließen ſich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die einzelnen Gruppen zu mehr oder weniger einheitlichen Staatsgebilden zuſammen, in denen die Führerrolle bis in die allerneuſte Zeit in den Händen der Eingebornen verblieben iſt. Hawaii endlich und Neuſeeland hatten dieſen Schritt bereits vor dem Eingreifen der Weißen angebahnt; ſie haben ihn dann beide mit bemerkenswerter Kraftleiſtung vollendet, bis es ebenfalls erſt in der Gegenwart den vereinten Anſtrengungen der Eindringlinge gelungen iſt, das mühſam


160
170
Marshall - Inseln
Gilbert (Kingsm
Ellic
Neue Hebriden
Loyalty I.
Nord-In
Süd Insel
Auckland I.
160

aufgebaute Staatsgebäude niederzureißen und die Urbewohner völlig in den Hintergrund zu drängen. Und wenn diese auch, kraft ihrer Vergangenheit und ihrer alten Kulturhöhe, niemals zu einer derartigen Bedeutungslosigkeit herabsinken werden wie die Australier, so ist doch ihre geschichtliche Rolle endgiltig ausgespielt. Die Fortentwicklung der beiden Inselgruppen ruht von heute ab ebenso ausschließlich in den Händen der Weißen, wie sie es in Australien seit deren Landung in der Botanybai 1788 gethan hat.

In Neuseeland ist diese Wandlung erheblich früher eingetreten als auf den hawaiischen Inseln. Es ist das eine Folge der Nähe des australischen Festlands, das seine junge Kraft zu allererst an dieser gerade vor seinem Antlitze gelegnen Doppelinsel erprobte. Beide Länder sind dadurch sehr bald in Wechselbeziehungen getreten, die mit der Zeit immer inniger geworden sind. Erst in der jüngsten Zeit ist Neuseeland etwas abgeschwenkt, indem es sich dem endlich zur Thatsache gewordnen australischen Staatenbunde nicht angeschlossen hat. Ob es diese Einzelstellung auf die Dauer bewahren wird, muß abgewartet werden. Vom Standpunkte der geographischen Lage liegt kein Zwang zum Anschluß an den flächengewaltigen Nachbar vor; im Gegenteile, sie spricht eher für das Fernbleiben. Dennoch ist an der Zukunft der Doppelinsel in keinem Falle zu zweifeln; ihre Lage mitten vor dem Angesichte des breit nach Süden sich öffnenden Stillen Ozeans ist zu günstig, als daß ihr nicht der Hauptteil der späteren pazifischen Geschichte zufallen müßte.

Eine eigentümliche Stellung zum Ganzen nimmt Melanesien ein (s. die beigeheftete Karte „Ozeanien"). Legt man den Maßstab der Raumgröße an, so gesellen die kleinen Inseln sich ohne weiteres den Schwestergebilden in Mikronesien und Polynesien zu; auch sie sind geschichtlich bedeutungslos. Für die großräumigern Gruppen, wie den Bismarck-Archipel, die Salomonen, Neuen Hebriden und Neukaledonien, paßt dieses Maß bereits nicht mehr. Jede von ihnen wäre nach Raum und Bevölkerungszahl geeignet, der Träger einer Geschichte mindestens vom Range der mittelozeanischen zu sein. Was aber finden wir? Von Fidji abgesehen, das politisch noch mehr als anthropologisch und ethnographisch ein polynesisches Gepräge aufweist, hat keine es zu irgend welchem Gebilde gebracht, das über den Dorfstaat hinausginge. Von greifbarer Geschichtsbethätigung ist also hier nichts zu berichten. Anderseits aber fehlt auch das Dulden des benachbarten Australiers, wenigstens vorläufig noch, da in größerm Maßstabe noch keine dieser Inselgruppen als Kulturherd von den Weißen in Angriff genommen worden ist. Erst wenn dieses einmal geschehen sein wird, kann es sich zeigen, welcher geschichtliche Charakter den Melanesiern eigen ist. Daß ihre Aussichten auf eine bemerkenswertere Rolle besonders gut wären, selbst wenn sie ihrerseits alle Vorbedingungen mitbrächten, läßt sich im Hinblick auf die heutigen Verhältnisse im Stillen Ozean und die allgemeine Weltlage nicht behaupten. Diese hat es gefügt, daß der Stille Ozean heute im Mittelpunkte des Interesses liegt und von den Flotten aller Kolonialmächte ständig befahren wird. Damit ist die ozeanische Inselwelt längst nicht mehr der entlegne Teil der Erdoberfläche wie in frühern Jahrhunderten, selbst Jahrzehnten. Dazu kommt der kräftige wirtschaftliche Wettbewerb aller Nationen auch in diesem Gebiete; kurz, alle Umstände deuten darauf hin, daß die Eingebornen sich von Haus aus mit einer stummen Rolle werden begnügen müssen. Wenn dabei der lebhaftere und unternehmendere Melanesier auch eine derartige Zurückdrängung, wie sie den Australier betroffen hat, zu verhindern wissen wird, so ist anderseits ein Zusammenschluß zu größern Verbänden allein schon aus dem rein äußerlichen Übelstande der Vielsprachigkeit unmöglich; von dem unbegrenzten Mißtrauen des einen Stamms gegen den andern ganz zu schweigen.

Diese Verhältnisse gelten wie für die Inselgruppen, so auch in verstärktem Maße für Neuguinea. Dieser Inselriese, der das japanische und das britische Inselreich zusammen an Größe übertrifft, steht historisch nicht nur im Stillen Ozeane, sondern auf der ganzen Erdoberfläche einzig da; nur Borneo weist einige Anklänge auf. Seiner Größe und, wie es den Anschein hat, auch seinen Naturschätzen nach geeignet, zum Beherrscher der ganzen indonesisch-ozeanischen Inselflur heranzuwachsen, hat Neuguinea zunächst den Nachteil, in unmittelbarer Nähe vom ungleich massigern Australien zu liegen, und zwar in dessen toter Flanke. Während das vor der Stirnseite des Festlands liegende Neuseeland fast gleichzeitig mit diesem zu freudigster Entwicklung mitgerissen worden ist, hat Neuguinea am längsten von allen größern Inseln der Erde vergessen im Winkel gelegen. Erst unter der Flutwelle des jüngsten Eingreifens der modernen Kolonialmächte hat man seiner gedacht, wobei es das weitere Mißgeschick gehabt hat, nicht seinem natürlichen Nachbar Australien angegliedert, sondern unter nicht weniger als drei Mächte mit völlig entgegengesetzten Interessen aufgeteilt zu werden. Obwohl sich das Unnatürliche dieser Verhältnisse in der Gegenwart mit ihren schüchternen Anfängen noch nicht sehr fühlbar macht, so wird doch einmal eine Zeit kommen, wo der Nachteil offenkundig wird. Der leidende Teil dabei ist zunächst Neuguinea selbst; dann aber Australien. Britisch-Neuguinea hat zwar den Vorzug, das Gegengestade von Nordostaustralien zu bilden: eine Art der Lage, die sich überall und stets im Laufe der Menschheitsgeschichte als vorteilhaft erwiesen hat; aber es wendet sein eignes Angesicht vom offnen Meer ab und steht damit z. B. hinter dem deutschen Anteil an Neuguinea, hinter Kaiser-Wilhelms-Land, vom Standpunkte der Weltlage aus gesehen, weit zurück. Den englisch-australischen Kolonien ist dieser Umstand übrigens schon lange vor dem Beginne des neuen Kolonialzeitalters zum Bewußtsein gekommen, wie sie überhaupt stets den richtigen Blick für die Besonderheiten und den Wert ihrer geographischen Lage gehabt haben. Mit Vorliebe bezeichnen sie die Südsee als „unsern Ozean", und unvergessen ist es, wie im Frührot jener Zeit die Kolonie Queensland für die ganze Flur von Neuguinea im Westen bis Fidji im Osten das „Besitznaturrecht" geltend gemacht hat. Diese damals allgemein angezweifelte Erbschaft hat nunmehr der große australische Staatenbund übernommen.

Die Quellen für die Geschichte Australiens und Ozeaniens sind ungleichartig und ungleichwertig, je nachdem sie für die Zeit vor oder nach der Ankunft der Weißen in Frage kommen. Über die Neuzeit, wie man hier mit Fug und Recht den Abschnitt von der bleibenden Entdeckung der Inseln bis zur Gegenwart nennen muß, sind wir im allgemeinen durch die Aufzeichnungen der Missionare und Reisenden ausreichend unterrichtet; für die gesamte Vorzeit hingegen liegt nichts Urkundliches vor. Hier tritt lediglich die Überlieferung ein, die sich indessen nicht über das ganze Gebiet erstreckt, sondern auf Polynesien beschränkt ist; dort aber drängt sie sich dann in einer Weise in den Vordergrund wie vielleicht nirgend sonst bei Naturvölkern. Die ganze Zeitrechnung ist auf Geschlechtern aufgebaut; einzelne Gruppen und Einzelinseln zählen lange Reihen davon auf. So rechnet Rarotonga mit 30, Neuseeland seit der Maori-Einwanderung mit 15—20, die Königsreihe von Mangarewa mit 27 Generationen. Hawaii mit 67 Ahnen Kamehamehas I., und Nukahiwa mit 88 Geschlechtern gehen weit über jene Zahlen hinaus; allein hier spielen Ahnenreihen von Göttern und Geistern offenkundig in die Herrscherabfolge hinein.

Kennzeichnet sich die Überlieferung als Quelle bereits hierdurch als trübe, minderwertig und fragwürdig, so kommt sie auch aus andern Gründen für uns nur bedingt in Frage. Wie interessant auch ihre Verfolgung für die eingehende Betrachtung eines Sondergebiets sein mag, so bleibt es auf die allgemeine Menschheitsgeschichte völlig ohne Einfluß, ob auf einem im weiten

Stillen Ozeane verlornen Eiland ein paar Häuptlinge dieſes oder jenes Namens mehr gelebt und gewirkt haben. Wichtig wird ihre verbürgte Geſamtzahl erſt dadurch, daß ſich aus dieſer die Möglichkeit ergibt, den ungefähren Beginn des Stammeslebens in den heutigen Wohnſitzen abzuſchätzen und damit einen Anhaltspunkt für die Zeit der erſten Wanderungen der Polyneſier in der Südſee zu gewinnen. Um die Beantwortung dieſer Frage dreht ſich der erſte, allgemeine Teil unſrer Ozeanien gewidmeten Unterſuchungen. Der zweite, im engern Sinne hiſtoriſche Teil ſetzt dann überall erſt mit dem Erſcheinen der Europäer ein. Erſt von dieſem Zeitpunkt an kann man von ſichtbaren Wechſelbeziehungen zwiſchen der Südſee und der übrigen Erdoberfläche reden.

Der Völkerkunde als hiſtoriſcher Hilfswiſſenſchaft iſt in Ozeanien eine womöglich noch größere Aufgabe geſtellt als in Afrika (vgl. Band III). Zunächſt vermag nur ſie einen einwandfreien Nachweis über die Beziehungen zwiſchen den einzelnen großen Bevölkerungsgruppen des Gebiets ſelbſt zu geben; eine andre Methode als die der vergleichenden anthropologiſch-ethnographiſchen Betrachtung gibt es hier nicht. Wichtiger, allerdings auch ungleich ſchwieriger iſt die andre Aufgabe: die Frage nach der Herkunft und Zugehörigkeit der Polyneſier ſelbſt zu beantworten. Bis zur Stunde ſteht dieſe Löſung noch aus, trotz der emſigen Arbeit von zahlreichen Forſchern. Daß ſie gefunden wird, und zwar mit Hilfe der Ethnographie, iſt jedoch ebenſo anzunehmen, wie zu hoffen.

2. Auſtralien und Tasmanien als Teile der bewohnten Erde.

A. Auſtralien.

a) Die Lage Auſtraliens.

Auſtraliens Lage wird vom Standpunkte der Welt- und Kulturgeſchichte am beſten als End- oder Randlage gekennzeichnet. Es hat in dieſer Beziehung manchen verwandten Zug mit Afrika, beſonders deſſen ſüdlicher Hälfte: wie dieſe nach Weſten in den zwar ſchmalen, aber nahezu inſelloſen Atlantiſchen Ozean und nach Süden in das öde und unwirtliche antarktiſche Meer hinausſtarrt, ſo breitet ſich rings um die Weſt- und Südhälfte Auſtraliens die gewaltige Waſſerwüſte des ſüdindiſchen und ſüdpaziſiſchen Ozeans aus; und wie von allen Völkerſchaften Afrikas gerade die Anwohner der Weſt- und der Südſeite die ſeefremdeſten geblieben ſind, ſo haben auch die entſprechenden Teile Auſtraliens von jeher am wenigſten zum Betreten des Meers zu locken vermocht. Selbſt in der verkehrsgewaltigen Gegenwart, wo der unternehmende Weiße auch minder anziehende Gebiete nicht unberückſichtigt läßt, ſtehen der Süden und Südweſten Auſtraliens unter den übrigen Teilen des Lands in jeder Beziehung noch zurück. Nur nach Oſten erſcheint die freie Lage Auſtraliens beeinträchtigt; hier finden wir eine reich entwickelte Inſelwelt, die den Eindruck der dichten Scharung hervorruft, auf unſern Karten wenigſtens. In Wirklichkeit verſchwindet dieſe öſtliche Inſelflur ſowohl der Waſſerwelt gegenüber wie dem Feſtland, und als ein geſchichtlich wirkſames Gegengeſtade kommt ſie, von Neuſeeland abgeſehen, mit ihrer winzigen Geſamtfläche für den Kontinent nicht im mindeſten in Betracht.

So iſt Auſtralien der inſularſte aller Erdteile. Er würde völlig frei und losgelöſt von den übrigen Feſtlandmaſſen erſcheinen, wenn ſich nicht wenigſtens nach einer Richtung, nach Nordweſten, eine etwas dichtere Landanhäufung in Geſtalt Indoneſiens zwiſchen ihn und den Südoſtrand Aſiens legte. Dieſer Inſelſchwarm verfügt über größere Landmaſſen als ſeine

ozeanische Fortsetzung; er ist auch dichter gedrängt, so daß er sehr wohl als Brücke für Wanderungen geeignet erscheint. Als solche hat er nun auch unzweifelhaft gedient; für gewisse Pflanzen und Tiere hat die Einwanderung aus Asien nach Australien nachgewiesen werden können, und mit großer Wahrscheinlichkeit ist auch der Vorfahr des heutigen Neuholländers über die indonesische Brücke gegangen.

Wenn wir Australien unter diesen Umständen zur Alten Welt rechnen, so handeln wir damit unzweifelhaft richtig; nur geschieht es von unsrer Seite für gewöhnlich weniger wegen der genannten bedeutungsvollen biogeographischen Thatsachen als in Anlehnung an die modernen staatlichen und kulturellen Verhältnisse in Australien, die sich ja völlig auf altweltlicher Kultur aufbauen. Doch ist die erste Begründung interessanter und geschichtlich weittragender, da sie gleichzeitig mit Australien auch ganz Ozeanien ins Gesichtsfeld bringt, dessen biogeographische Abhängigkeit von Asien in weit stärkerm Maß als die des Festlands in die Erscheinung tritt. Der Weg nach beiden Gebieten ist ja auch nahezu derselbe.

Die Randlage Australiens hat für seine Urbewohner alle die Wirkungen gezeitigt, die wir bei allen primitiven Völkern in gleicher oder ähnlicher Lage vorfinden: ihre ganze Kulturentwicklung trägt den Charakter der Vereinsamung. Diese Ungunst der Lage des Erdteils wird durch innere Mannigfaltigkeit der Formen keineswegs gehoben. Die Küstenentwicklung ist zwar beträchtlicher, als es auf den ersten Anblick den Anschein hat; im Vergleiche zu seiner geringen räumlichen Ausdehnung ist sie z. B. größer als die von Südamerika und Afrika. Auch mit seiner Halbinsel-Gliederung fährt Australien weit besser als jene beiden Erdteile, wie ein Blick auf die Karte bei S. 227 lehrt. Was aber nützen den Eingebornen diese obendrein sehr bescheidnen Vorzüge, wenn die Inseln und Halbinseln ebenso unfruchtbar, unzugänglich und öde sind wie die meisten Küstenstrecken des Lands und der größte Teil des Innern selbst?

b) Die Bodenformen Australiens.

Die Bodenformen Australiens zeigen schon auf den ersten Blick eine große Armut und Einförmigkeit. Seiner vertikalen Gliederung nach ist der Erdteil ein großes, im Osten höheres, im Westen niedrigeres Plateau, das gleichzeitig von Norden nach Süden abfällt. Diese Platte wird von Gebirgszügen lediglich an ihren Schmalseiten begrenzt. An der Ostküste hin zieht von der Südspitze aus ein Gebirgszug, der in ungleichem, aber durchweg geringem Abstande dem Küstenverlauf folgt, um erst am Kap York zu enden. Von dieser großen Wasserscheide fällt das Land langsam in südwestlicher Richtung zum Indischen Ozean ab, nur gegliedert durch vereinzelte Gebirgsketten und Berge, die zusammenhangslos auf ihm zu mäßiger Höhe aufsteigen. Das westliche Randgebirge ist nicht so hoch wie das östliche; doch setzt es sich im Gegensatze zu jenem nach dem Innern zu als Hochebene fort, die reich an langgezognen Salzsümpfen ist und sich weit ins Innere hinein erstreckt. Im Süden und Norden fehlen derartige aufgebogne Schollenränder. Noch vor einem halben Jahrhundert spielten sie in den Ansichten über das Innere eine große Rolle, indem ihr angenommnes Dasein dieses Innere zu einem gewaltigen Becken stempelte, in dem von allen Seiten her die Gewässer zu einem großen Inlandmeere zusammenströmten. Heute wissen wir, daß der Norden mit so geringem Neigungswinkel vom Meer aus nach dem Innern ansteigt, daß infolge des schwachen, überaus gleichmäßigen Gefälles die Flüsse nach jedem heftigen Tropenregen weit aus den Ufern treten. Noch geringere Höhenunterschiede weisen das Innere und der Süden auf; das Seengebiet, das sich vom Spencergolf aus in langem Zuge nach Norden und Nordwesten zieht, liegt fast schon im Meeresspiegel.

c) Die Bewässerung Australiens.

In innigem Zusammenhange mit dieser eigenartigen Oberflächengestaltung steht die Bewässerung Australiens. Keins seiner Gebirge ist hoch genug, um in dauernden Schneelagern Sammelbecken für die stetige Speisung der Flüsse zu bilden; wohl aber ist das bedeutendste und seiner Lage nach wichtigste unter ihnen, das des Ostrands, hoch genug, um vom ganzen übrigen Teile des Kontinents die atmosphärische Feuchtigkeit fernzuhalten. Die Verhältnisse liegen hier ganz ähnlich wie in Südafrika, das geographisch und ethnographisch überhaupt manchen verwandten Zug mit Australien hat. Wie dort der aufgebogne Schollenrand der Ostküste den gesamten Wasserdampf des vom Indischen Ozeane wehenden Südostpassats auf seinen wild zerklüfteten Hängen niederschlägt, so geht auch der Dampfgehalt des pazifischen Südostpassats nicht über den Saum des ostaustralischen Berglands hinaus, zum Segen für die Kolonien Victoria, Neusüdwales und Queensland, bei denen der wirtschaftliche und geschichtliche Schwerpunkt des Ganzen bisher geruht hat und immer ruhen wird, zum Fluch aber des ganzen übrigen Innern.

Eine Folge dieser einseitigen Niederschlagsverhältnisse ist die Ausbildung eines wirklich bedeutenden Flußsystems lediglich im Osten des Erdteils. Es ist das des Darling-Murray, das dem Mangel jeglicher Wasserscheide im Innern auch insofern Rechnung trägt, als sein Quellgebiet den ganzen Westabhang des ostaustralischen Randgebirges von Neusüdwales bis Queensland hin umfaßt. Mit europäischem Maßstabe gemessen, umfaßt der von den beiden Flüssen eingeschloßne Raum ein Dreieck, dessen Ecken von den Städten Turin, Königsberg und Belgrad gebildet würden; wir haben es also mit Abmessungen zu thun, wie unser heimischer Erdteil sie höchstens in seiner östlichen Hälfte aufzuweisen vermag. Mit diesen Maßen steht nun leider weder bei diesen, noch bei den allermeisten übrigen, fließenden wie stehenden Gewässern Australiens der wirkliche Wert im Einklange. Der Darling ist zwar der bei weitem längere, aber auch weniger wasserreiche Arm, der schiffbar nur nach größern Fluten wird und für flachgehende Dampfer dann bis etwa zu seinem Schnittpunkte mit dem 30. Grade südl. Breite befahrbar ist. Auch der Murrumbidgee, der rechte Nebenfluß des Murray, steht nur wenige Monate im Jahre der Schiffahrt offen. Nur der Murray selbst ist heute jederzeit im stande, dem Verkehre zu dienen; indessen auch erst, seitdem man der Regelung seiner Fahrrinne ein großes und dauerndes Interesse zugewandt hat.

Im Norden und Nordosten sind, dank den günstigern Regenverhältnissen, die Bewässerungsverhältnisse ausgiebiger. Hier finden wir zahlreiche Wasserläufe von beträchtlicher Breite, von denen eine ganze Reihe eine kurze Strecke landeinwärts schiffbar ist. Aber das Innere des Lands selbst erschließen auch sie nicht. Nur die noch wenig bekannten Ströme des Nordterritoriums, der Roper, der Daly und der Victoria, scheinen hiervon eine rühmliche Ausnahme zu bilden, indem sie selbst für größere Fahrzeuge sehr weit stromaufwärts schiffbar sind.

Geradezu trostlos sieht es im Gegensatze hierzu im ganzen Westen und Süden und im Innern aus. Hier finden wir zwar zahlreiche und anscheinend große Wasserläufe auf der Karte, nicht aber in der Wirklichkeit. Was hier den Namen eines Flusses beansprucht, sind Rinnsale, die den größten Teil des Jahrs entweder ganz trocken liegen oder im günstigsten Fall aus einer Kette breiter, durch Bänke getrennter Becken bestehen, die ihrer Entstehung nach nicht einmal immer zusammengehören. Zu wirklichen Wasserläufen werden diese Gebilde nur zur Zeit der Sommerregen; dann aber auch in einem Maße, daß auch jetzt der Überfluß dem Lande nirgends zum Segen gereicht. Viele Meter tief brausen dann die Fluten einher, um nach kurzem

Lauf und noch kürzerer Zeit in dem ewig durstigen Boden zu versiegen und damit dem alten Bilde wieder Platz zu machen: wie Afrika, so ist auch Australien ein Land der Gegensätze. Die Südküste erfreut sich noch nicht einmal des zweifelhaften Vorzugs derartiger Gewässer; sie ist im Gegenteile bis zur Murraymündung hin gänzlich ohne jeden beachtenswerten Wasserlauf.

Daß eine derartige Ungleichmäßigkeit in der Wasserversorgung des Erdteils von ungeheurer Tragweite für seine gesamten Lebenserscheinungen sein muß, leuchtet ohne weiteres ein. Der unvermittelte Wechsel zwischen ausgeprägtester Dürre und hoher, alles Leben ertötender Wasserbedeckung reicht allein hin, weite Strecken zur Wüstenhaftigkeit herabsinken zu lassen, um so mehr als auch die zahlreichen Landseen denselben Gegensätzen unterliegen. Ethnographisch und damit im weitern Sinne geschichtlich bedeutungsvoller als dieser Wechsel ist jedoch das *Dauernde* im Charakter Australiens, nämlich die den ganzen Erdteil bis in die tropischen Teile hinein beherrschende erstaunliche *Dürre*, die durch die seltnen und schnell vorüberrauschenden Regenfälle nur fühlbarer gemacht wird. Diese Dürre ist zunächst die Ursache für die Unfruchtbarkeit des Lands; sie veranlaßt des weitern die Eingebornen, wollen sie ausreichend Nahrung finden, zu ständigen Wanderungen. Und in letzter Linie ist sie die Ursache, daß diese unsteten Wanderscharen nie zu beträchtlicher Größe anschwellen dürfen, wenn anders die spärlichen Vorräte des Bodens für den Menschen ausreichen sollen. Die Folge davon ist die *Zersplitterung der Australier* in eine Unzahl winziger Stämme oder Horden, bei denen von einem wirklichen Staatsleben keinerlei Spuren zu entdecken sind. Ihr geschichtsloses Hindämmern geht damit Hand in Hand. Im übrigen beschränkt dieser Grundzug in der Bewässerung Australiens seine Wirkungen durchaus nicht auf die Eingebornen allein: er hat vielmehr auch auf die Besiedlungsdichtigkeit durch den Weißen bestimmend eingewirkt. In den küstenfernern Teilen bedarf der Kolonist, genau wie drinnen im außertropischen Südafrika, eines beträchtlichen Raums, und es ist durchaus kein Zufall, daß die *Staatenbildungen* Australiens überall von den fruchtbarern *Randgebieten* ihren Ausgang genommen haben.

d) Das australische Klima.

Auch in *klimatischer* Beziehung ist *Trockenheit* der Grundzug der australischen Natur. Mit seiner Lage zwischen 10 und 40° südl. Breite gehört es zum größern Teile der südlichen Passatregion an, zu seinem Unglück in seiner vollen Längenerstreckung. Dazu kommt dann noch der andre, bereits erwähnte Übelstand der höchsten Gebirgsentwicklung an der klimatischen Luvseite und die damit verbundne Lage des Hauptkörpers im Wind- und Regenschatten. Wenn die Wüstenhaftigkeit des Innern unter diesen Umständen nicht jenen hohen Grad erreicht wie in der Mitte des nordafrikanischen Passatgebiets der Sahara, so verdankt Inneraustralien dieses lediglich der übermäßigen Erhitzung seines Bodens und der Offenheit des Nordgestades. Jene entwickelt nämlich im Sommer ein umfangreiches zentralaustralisches Minimum, das einen regenspendenden Nordwestmonsun zu erzeugen und ihn bis tief in den Kontinent, ja zuweilen bis fast zur Südküste zu ziehen vermag. Leider tritt diese Luftströmung an räumlicher Ausdehnung und klimatischer Bedeutung erheblich hinter den Südostpassat zurück, unter dessen Herrschaft manche Striche viele Monate hindurch jeglicher Niederschläge ermangeln. Besonders der Westen, den er ganz trocken erreicht, hat unter diesem Übelstande zu leiden.

Die *Niederschlagsverhältnisse* Australiens bewegen sich in Gegensätzen. It never rains, but it pours (es regnet nie, sondern es gießt), sagt der Ansiedler und kennzeichnet damit treffend die Art und Weise, wie das himmlische Naß den Wolken entströmt: sind doch in Sydney

einmal 269 mm Regen, d. h. faſt ein Viertel der jährlichen Regenmenge, in 2½ Stunden gefallen. Derartige Waſſermaſſen aufzuſpeichern, reicht die auſtraliſche Pflanzendecke nirgends aus; ſie rauſchen unter mehr oder weniger großen Verwüſtungen davon, werden ſofort von dem immer durſtigen Erdreich aufgeſogen und machen dann einer vielleicht ebenſo ſtarren Dürre Platz, wie ſie vorher geherrſcht hatte.

Auch die Temperaturen gehen nicht aus dieſem Geſamtbilde heraus. In den Randgebieten mildert zwar die Nähe des Meers die Gegenſätze; dennoch ſteht z. B. in Perth einer Maximaltemperatur von 44,4° C. ein Minimum von — 0,4 C. gegenüber. Das Innere hingegen ſteht völlig unter der Herrſchaft eines ausgeprägten Kontinentalklimas; hier ſteigt bei Tage das Thermometer auf 50 und mehr Grade Celſius, während in der Nacht die Waſſerlachen ziemlich ſtarke Eiskruſten anſetzen — auch in Auſtralien vertritt die Nacht die Stelle des Winters. So leicht es dem eingewanderten Europäer gefallen iſt, ſich dieſen Eigenheiten des Klimas anzupaſſen, ſo ſchutzlos ſteht ſeit jeher der Eingeborne ihnen gegenüber; zu der quälenden Sorge um den täglichen Unterhalt und vor allem um das belebende Naß tritt, in den außertropiſchen Teilen wenigſtens, die andre, nicht minder ſchwere Sorge um ein ſchützendes Obdach. Fürwahr, für ein Weſen von der Naturabhängigkeit des Auſtraliers reicht dieſe Dreiheit gerade hin, um den Gedanken an eine höhere geiſtige Bethätigung auch von dem Einſichtigſten unter ihnen fern zu halten.

e) Die Pflanzenwelt Auſtraliens.

Die Pflanzenwelt des heimiſchen Erdteils unterſtützt den Auſtralier im Kampf ums Daſein nur bedingt, aber doch noch in höherm Maß als die Tierwelt. Die auſtraliſche Flora iſt reich an Arten, wie alle Steppenländer: ſie zählt deren z. B. mehr als Europa; aber mit ihrem Charakter der Dürre, Starrheit und Saftloſigkeit verſtößt ſie in nichts gegen den allgemeinen Landescharakter. Dieſen Zug trägt der auſtraliſche Baumwuchs mit ſeinem ſtarren, immergrünen, aber blaſſen und glanzloſen Laub und ſeinem dürftigen Schatten; er iſt in noch viel ſtärker ausgeprägtem Maße der typiſch auſtraliſchen Strauchſteppe des Scrubs eigen, jenem zähen, grauen Gewirr von ſtarren, ſaftloſen Sträuchern, das ſelbſt vom Feuer ſchwer zu vertilgen iſt und dem Ein- und Vordringen des Menſchen mehr Hinderniſſe entgegenſtellt als die üppigſte Tropenvegetation. Jener Zug des Starren und Trocknen ſpricht ferner aus jedem Halme der berüchtigten auſtraliſchen Spinifex- oder Stachelſchweingrasſteppe mit ihren trocknen, meſſerſcharfen Gräſern. Und ſchließlich begegnet er uns in ſchärfſter Ausprägung in jenen von Dünen, Salzebenen und Steinflächen durchſetzten Gebieten, wo die Steppe zur Wüſte wird, und wo nur die erſtaunliche Genügſamkeit einiger Gräſer und Dornen es fertig bringt, den Boden vor gänzlicher Kahlheit zu bewahren.

In ihren Beziehungen zur Bevölkerung Auſtraliens verhalten ſich dieſe Vegetationsformen gänzlich verſchieden. In Bezug auf die Wegſamkeit ſtehen der Wald und die Grasſteppe auf der einen, der Scrub und die Spinifexſteppe auf der andern Seite. Der Wald oder, wie man richtiger ſagen muß, der auſtraliſche Hain mit ſeinen weit voneinander ſtehenden Stämmen und dem Mangel an Unterholz hat den Wanderungen der Eingebornen wie der Weißen nie ein Hindernis geboten; im Gegenteile, mit der kräftigen Grasnarbe, die ſich zwiſchen den glatten, aſtloſen Stämmen überall ungehindert zu entwickeln vermag, hat er förmlich den Teppich gebildet, auf dem die Anſiedler den zukunftsreichen Weidenplätzen des Hinterlands zuſtreben konnten. Auf dieſen waldfreien, auf das ſüdöſtliche und nördliche Innere beſchränkten

wiesenartigen Gebieten liegt in der Gegenwart noch das wirtschaftliche Schwergewicht des Erdteils, stützt sich doch die ausgedehnteste und wichtigste seiner Industrien, die Viehzucht, ausschließlich auf sie.

Die beiden andern Vegetationsformen haben davon nichts. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade die Undurchdringlichkeit des Scrubs eine der Hauptursachen für die Langsamkeit der Erforschung Australiens gewesen ist; wochen-, ja monatelang sind die kühnsten Reisenden um die riesigen Dickichte gewandert, ohne einen Weg durch ihre zähe Masse finden zu können. Auch die unabsehbaren Spinifexflächen mit ihrem freundlichen, an das Wogen reifer Getreidefelder erinnernden Anblick sind nichts weniger als ein angenehmer Reiseweg. Die Grasstengel sind ihrer Trockenheit und Starrheit wegen zum Viehfutter ungeeignet und die Blätter so scharf, daß sie die Beine der Durchschreitenden blutig ritzen. Damit entfallen diese Gebiete für den Verkehr völlig. Auch wirtschaftlich kommen beide Bildungen für den Europäer vorläufig noch nicht in Frage. Man hat zwar seit längerm mit viel Erfolg begonnen, die trocknern Grassteppen durch Brunnenanlagen nutzbarer zu gestalten; man wird sich in Zukunft sicher auch an die Kultivierung der Strauch- und Stachelgrassteppe wagen. Aber ob der Erfolg die Mühe lohnen wird, erscheint zweifelhaft. Der Eingeborne hat von beiden Formen ebenfalls nichts zu hoffen. Sie sind für ihn bisher unzugänglich gewesen und werden ihm auch in der Zukunft weder Unterschlupf noch Lebensunterhalt gewähren.

Mit Nahrungspflanzen hat der Erdteil den Urbewohner nicht ganz so kärglich bedacht, wie es nach den ältern Berichten den Anschein hatte. Die sonst für Steppenländer charakteristischen Zwiebelgewächse treten in Australien zwar zurück; doch dafür stehen dem allerdings nicht wählerischen Eingebornen zahlreiche andre Wurzeln, wilde Getreidearten, Pilze, Beeren und Blüten zu Gebote, so daß von einem eigentlichen Nahrungsmangel nicht die Rede sein kann. Bequem wird ihm freilich ihr Erwerb bei der dürftigen Natur des Lands ebensowenig gemacht, wie diese es dem weißen Ansiedler jemals gestatten wird, den Ackerbau statt der Viehzucht in die erste Reihe der Erwerbszweige zu bringen.

f) Australiens Tierwelt.

Am schlechtesten bedacht ist der Australier mit seiner heimischen Tierwelt. Dem allgemeinen Naturcharakter des Erdteils entsprechend ist sie nicht reich; für den Menschen verhängnisvoll aber ist sie doch erst dadurch geworden, daß sie kein einziges Haus- oder Nutztier geliefert hat. Die wenigen für derartige Zwecke in Frage kommenden Tiere gelten sämtlich für zu wild. Der Dingo, das einzige der Zähmung zugängliche Säugetier, ist aller Wahrscheinlichkeit nach gezähmt eingeführt worden und dann erst verwildert. Dazu kommt, daß die Jagd, bei der Flüchtigkeit aller für sie in Betracht kommenden Tiere, für den mit unzureichenden Waffen ausgerüsteten Eingebornen ein sehr schwieriges Unterfangen ist; hat sich doch selbst keine der zahlreichen gut bewaffneten Europäerexpeditionen dadurch jemals den Lebensunterhalt zu erwerben vermocht. Erschwert wird die Nachstellung bei einer ungemein großen Anzahl von Tieren außerdem noch durch deren nächtliches Leben.

Der Einwandrer hat die für die Eingebornen verhängnisvolle Klippe mit der Einführung europäischer Haustiere aufs beste umgangen. Sie sind alle vorzüglich eingeschlagen, haben sich in staunenerregender Weise vermehrt und stellen heute einen höchst wertvollen Teil des Nationalvermögens dar; ja, neben der Mineralförderung hat gerade die Viehzucht am meisten zu der überraschend schnellen Entwicklung der Kolonien beigetragen.

g) Australiens nutzbare Minerale.

Völlig unberührt geblieben ist der Eingeborne schließlich von dem soeben genannten Mineralreichtume seines Lands. Er hat es nicht einmal, wie der Buschmann Südafrikas, zu der kalten Bearbeitung irgend eines Metalls gebracht, sondern trat dem Europäer als vollentwickelter Steinzeitmensch, zum Teile sogar älterer Stufe, entgegen. Um so stärker haben die Weißen die Nutzbarmachung der mineralischen Schätze Australiens in Angriff genommen. Die Erschließung der Goldfelder um die Mitte des 19. Jahrhunderts bezeichnet ohne Frage den schärfsten Einschnitt in der Geschichte der Kolonien. Selbst heute noch, wo das Goldfieber längst der gewöhnlichen Temperatur gewichen ist, hat die Metallindustrie eine um so größere Bedeutung für die Entwicklung und die Stellung Australiens am zukunftsreichen Stillen Ozean, als sein Reichtum an andern nutzbaren Mineralen, vor allem an Kohle und Eisen, unbestritten ist. Der in allen Dingen begünstigte Osten bewahrt im übrigen auch hier wieder sein natürliches Übergewicht: er ist das kohlenreichste Gebiet. Die geschichtliche Stirn des Erdteils weist damit für die Zukunft noch entschiedner und offenkundiger nach Osten und Norden als bisher.

B. Tasmanien.

Über die Natur Tasmaniens ist nur wenig zu bemerken. Seiner Oberflächengestalt nach eine direkte Fortsetzung des ostaustralischen Küstengebirges, steht es auch in Tier- und Pflanzenwelt dem Südosten des Festlands nahe. Aus diesen und vor allem aus geologischen Gründen ist es vom Kontinente nicht zu trennen, dem gegenüber es klimatisch allerdings sehr begünstigt ist. Es hat weder die schroffen Temperaturgegensätze noch die Unzuverlässigkeit in der Bewässerung; verhältnismäßig reiche Niederschläge verteilen sich über das ganze Jahr, und die Temperaturen durchlaufen nur die Grade eines milden, gemäßigten Seeklimas. Die reichlich vorhandnen fließenden und stehenden Gewässer versiegen niemals, und die Vegetation ist von einer Üppigkeit, wie sie auf dem Festlande höchstens in den begünstigtern Gegenden Victorias vorkommt. Mithin verdient eigentlich Tasmanien den Namen des „glücklichen Australien", den man sonst dem südöstlichen Teile des Festlands beilegt.

Wenn auf diesem günstigen Unterbau der Eingeborne zu keiner höhern Kulturstufe emporgestiegen ist als der Australier, so erscheint das auf den ersten Blick verwunderlich, findet aber leicht seine Erklärung. Zunächst ist bei der engen Verwandtschaft des Tasmaniers mit dem Australier die geistige Veranlagung die gleiche. Auch auf völkerpsychischem Gebiete gilt das Trägheitsgesetz; die bessern Daseinsbedingungen des Tasmaniers wurden durch eine größere Vereinsamung und Abgeschlossenheit des Wohnsitzes vollkommen wett gemacht. Der Wald und das in vielen Buchten tief ins Land greifende Meer boten dem Eingebornen zwar einen reichern Tisch; aber ein Gegengestade als Bringer oder Quelle neuer Kulturerrungenschaften gab es hier noch weniger als für Australien. Des Festlands Küsten konnten als Kulturförderer nicht in Frage kommen; das Meer aber hat auch der Tasmanier nur im allerbescheidensten Maße betreten: es hätte ihn auch nur in eine Wasserwüste zu führen vermocht.

3. Die Bevölkerung Australiens und Tasmaniens.

Wie steht es nun mit dem Bewohner dieser Ländergebiete, deren äußere Verhältnisse als Wegweiser für die geschichtliche Entwicklung soeben geschildert worden sind, mit dem Träger ihrer Geschichte? Welche Stellung nimmt der Urbewohner im Rahmen der Menschheit ein? Ist er

autochthon in ſeinem Land, oder iſt er zugewandert? Hat er Verwandte; wo ſind dieſe zu ſuchen? Und wie iſt ſchließlich die moderne, fremde Bevölkerung des Erdteils beſchaffen?

A. Die anthropologiſche Stellung der Auſtralier.

Über die anthropologiſche Stellung der Auſtralier herrſcht heute eine erfreuliche Übereinſtimmung. Ihre überall gleiche Lebensweiſe, die Einheitlichkeit ihrer Bildungshöhe und der Sitten, ja bis zu einem gewiſſen Grad auch die Übereinſtimmung der Sprachen, konnten dazu verleiten, in ihnen eine einheitliche Raſſe zu ſehen, die weder der malaiiſchen noch der papuaniſchen ſich angliedern ließ. Erſt die anthropologiſche Unterſuchung hat erwieſen, daß dieſe Einheitlichkeit nicht vorhanden iſt, daß die einheimiſche Bevölkerung Auſtraliens vielmehr das Erzeugnis einer Miſchung aus mindeſtens zwei ſehr verſchiedenartigen Beſtandteilen darſtellt. Vor allem ſind es Unterſchiede der Hautfarbe und des Haarwuchſes, aber auch der Geſichtsbildung, auf die ſich dieſe Anſicht ſtützt. Die Hautfarbe ſchwankt zwiſchen einem wirklichen Gelb und Sammetſchwarz mit zahlreichen dazwiſchenliegenden Übergängen, unter denen die dunkelbraune Farbe die bei weitem häufigſte Schattierung iſt. Auch das Haar bewegt ſich, bei ſtets vorhandener Neigung zur Lockenbildung, zwiſchen echter Straffhaarigkeit und vollkommen negerhafter Wollhaarigkeit. Die Geſichts- und Schädelbildung endlich zeigt Unterſchiede von einer Mannigfaltigkeit, wie ſie größer auch bei nachgewieſen ſtark mit anderm Blute durchſetzten Völkern nicht ſein können. Die negerhafteſte Wulſtnaſe auf der einen, die typiſche Semitennaſe auf der andern Seite bilden auch hier wohl die Gegenpunkte. Daß ein dunkleres wollhaariges und ein helleres ſtraffhaariges Volk an der Bildung des Auſtraliers teilgenommen haben, ſteht ſomit feſt. Wo aber liegt dann deren Urſprung? Autochthon können beide zu gleicher Zeit natürlich nicht ſein; ja bei der Natur des Erdteils erſcheint es ausgeſchloſſen, daß er die Wiege auch nur einer Raſſe geweſen iſt. Wo aber kommen dann die beiden Miſchungsteile her, und welcher iſt der frühere auf dem neuen Boden?

Den Schlüſſel zu einer Antwort finden wir noch heute an der Nordküſte Auſtraliens: es iſt der noch in der Gegenwart fortbeſtehende Verkehr der Malaien mit dem Nordweſten und die unmittelbare Nachbarſchaft Neuguineas mit einer papuaniſchen Bevölkerung, die ebenfalls mit Vorliebe den Inſelſchwarm der Torresſtraße gen Süden überſchreitet. Für die Zuwanderung des papuaniſch-melaneſiſchen oder, allgemeiner geſprochen, negroiden Beſtandteils kann kaum ein andrer Weg als der über Neuguinea in Frage kommen. Aber dem malaiiſchen haben zwei Wege offen geſtanden: der direkte von der indiſchen Inſelwelt aus, der auch in der Gegenwart noch dieſe Verbindung aufrecht erhält, und der Umweg über Polyneſien. Belege für die Benutzung dieſes zweiten haben wir nicht; aber wir wiſſen heute aus der Ethnographie Neuguineas, daß deſſen Bevölkerung merkbar von malaio-polyneſiſchem Blute durchſetzt iſt. Was aber bei Neuguinea als Thatſache nachgewieſen iſt, liegt bei Auſtralien nicht außerhalb des Rahmens der Wahrſcheinlichkeit, da ja die Wegeverhältniſſe von Polyneſien aus nach beiden Ländern faſt gleich ſind.

Die Prioritätsfrage tritt gegenüber der Löſung des Hauptproblems ſtark in den Hintergrund. Eine Beantwortung iſt auch kaum möglich, weil die beiderſeitige Einwanderung nach Auſtralien keinesfalls als je ein einmaliges Ereignis, ſondern als fortlaufendes oder mehrfach wiederkehrendes Zuſtrömen aufzufaſſen iſt. Eine gewiſſe Gleichzeitigkeit iſt dabei unausbleiblich.

Auch von einem andern Standpunkt aus tritt die Frage der Priorität zurück gegenüber der andern nach dem Vorwalten des einen oder andern Beſtandteils. Es handelt ſich, kurz

gesagt, um die Klarstellung der Ursachen für die merkwürdige Unfähigkeit des heutigen Australiers, sich auf dem Meere zu bewegen, eine Eigenschaft, die ihn verhindert hat, von Tasmanien abgesehen, zu dem der Zugang in dem dichtgescharten Inselschwarm der Baßstraße gegeben war, selbst nur eine der Nachbarinseln seines Erdteils zu besiedeln, von weiter entfernten Gegengestaden ganz zu schweigen. Wenn man sieht, wie der Neger und die sämtlichen dunkelfarbigen Völkerreste auf dem Südrand Asiens dieselbe Meerscheu empfinden, wenn man bedenkt, daß den Melanesier die Natur seiner heutigen Sitze zwar zur Schifffahrt veranlaßt, daß er aber weit entfernt ist, ein eigentlicher Seemann zu sein, so muß man zunächst der Vermutung Raum geben, es sei das negroide Blut in seinen Adern, das den Australier so fest an die Scholle bindet. Bis zu einem gewissen Grade hat die Vermutung zweifellos recht; denn das Gesetz der Beharrung gilt sicherlich auch auf völkerpsychischem Gebiete. Die papuanische Erbschaft indessen allein verantwortlich zu machen, geht doch nicht an, einmal angesichts des hohen Grads der Meerfremdheit des Australiers, dann aber auch im Hinblick auf die immerhin nicht ganz unbeträchtlichen nautischen Fähigkeiten der als Erblasser in erster Linie in Betracht kommenden Melanesier.

Diese zweite Ursache zu finden, ist nicht schwer. Sie ergibt sich ganz von selbst aus der Natur des Lands und der durch seine Ärmlichkeit und Unwohnlichkeit bedingten äußerst schmalen wirtschaftlichen Grundlage seiner Urbewohner. Wer wie diese jeden Augenblick am Tage der Sorge um des Leibes Nahrung und Notdurft widmen muß, wer wie sie, ohne Unterlaß schweifend, dem flüchtigen Wilde von Ort zu Ort zu folgen gezwungen ist, der hat weder Zeit noch Neigung, eine Fertigkeit beizubehalten oder gar weiter zu bilden, die, wie die Seeschifffahrt, ständige Übung beansprucht, und deren Anwendung in einem neuen Lande zunächst nicht einmal nötig erscheint. Und selbst wenn das malaiische Mutterblut der jungen Rasse eine nautische Begabung übermittelt hätte, wie wir sie bei den Polynesiern und den Westmalaien noch heute bewundern — der australische Kontinent wäre auch damit fertig geworden: er ist von jeher der Erdteil der materiellen Sorge und in ihrem Gefolge der des dauernden Rückschritts gewesen.

Für diesen ist der Verlust der Seefähigkeit in der That nur ein Zeichen. Die Fernhaltung von der Außenwelt, die damit begann, ist der erste Anstoß zu der Geschichtslosigkeit gewesen, worin Australien die Jahrtausende seit seiner Besiedlung verharrt hat. Die Ursache dafür selbst ist in der Vereinsamung des Kontinents nicht zu suchen: auch andre völlig abgeschloßne Völker haben es zu einer geschichtlichen und kulturellen Entfaltung gebracht. Nicht die weltverlorne Abgeschiedenheit, die starre Ruhe, worin Australien als Eckpfeiler der Alten Welt zwischen Indischem und Stillem Ozean verharrt, hat den gänzlichen Mangel einer geschichtlichen Eigenentwicklung des Erdteils verschuldet, sondern es war die gänzliche Unmöglichkeit, auf seinen kargen Gefilden ein wirkliches Völkerleben hervorzurufen; die Anläufe dazu, wie sie der Europäer bei seiner Ankunft vorfand, können höchstens als Zerrbild staatlicher Organisation angesprochen werden.

B. Die anthropologische Stellung der Tasmanier.

Der Tasmanier ist auf dem Gebiete der Staatenbildung ebenfalls nicht weit gediehen. Da die Natur seines Lands reicher an Hilfsquellen ist als Australien, so fallen wirtschaftliche Unterlagen als etwaige Ursache aus; desgleichen, im Anklang an Australien, für die geringe Ausbildung in der Schifffahrt. Eine Erklärung hierfür darf man lediglich in der von allen Beobachtern betonten engern Zugehörigkeit des Tasmaniers zur melanesischen Völkergruppe

suchen. Sie ist erstens im Körperbau zum Ausdrucke gelangt; zum andern hat sie sich in der Unfähigkeit der Papuaner, über den Dorfstaat hinauszugehen, geäußert. Neuguinea bietet dazu den besten Vergleich.

C. Der Weiße.

Der Weiße gehört nicht zum Erdteil, aber er hat ihn sich wirtschaftlich unterworfen und ist damit im Gegensatze zum Eingebornen, dem es nie gelungen ist, die harten Fesseln der Natur abzustreifen, der wahre Träger seiner Geschichte geworden. Diese Geschichte blickt heute erst auf wenig mehr als ein Jahrhundert zurück, einen Zeitraum, der im Völkerleben kaum zählt; aber sie ist doch bereits wechselvoll genug gewesen, wenngleich sie in dieser Beziehung hinter der äußerlich ähnlichen Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika weit zurücksteht. Australien ist eben bis jetzt den behaglichen Weg des Tochterstaats gegangen; die Stürme beginnen immer erst mit dem ersten Regen des Gedankens an Selbständigkeit.

Im Gegensatze zu Amerika, das seit Jahrhunderten die Rolle eines Schmelztiegels für fast alle Rassen und Völker des Erdkreises spielt, ist die eingewanderte Bevölkerung Australiens, Tasmaniens und auch Neuseelands ungemein einheitlich zusammengesetzt; sie besteht fast ausschließlich aus Briten, neben denen die Angehörigen andrer Nationalitäten fast verschwinden. Selbst die hunderttausend Deutschen verändern dieses Bild nicht wesentlich, zumal da ihr Aufgehen in der übrigen Bevölkerung nur eine Frage der Zeit ist; die Chinesen aber kommen, da sie nie im Lande heimisch werden, für die Entwicklung des Staatslebens überhaupt nicht in Betracht.

Die ethnographische Einheitlichkeit der weißen Bevölkerung Australiens ist für das britische Weltreich von großer Bedeutung. Noch ist Englands Machtstellung am Indischen Ozean (vgl. den Abschnitt am Ende des Bands) die denkbar günstigste; aber bei dem Streben der übrigen westeuropäischen Kolonialmächte, ihren dort jüngst erworbnen Besitz zu festigen, überhaupt an Einfluß zu gewinnen, vor allem jedoch bei der Gefahr, daß Rußland von Norden her Indien in die Flanke fällt, kann sie sich von einem Tag zum andern verschlechtern. Dieselbe Wendung steht England (und allen andern europäischen Kolonialmächten) auf dem Stillen Ozean in Aussicht. Hier ist es der Durchstich der mittelamerikanischen Landenge, der strategisch wie wirtschaftlich vor allen den Vereinigten Staaten zu gute kommt und diesen in der Südsee ein mächtiges Übergewicht über seine Nebenbuhler zu verleihen droht. Am meisten steht nach Lage der Dinge für England auf dem Spiele. Deshalb trifft es sich für Albion ungemein glücklich, daß der Eckpfeiler, der sowohl den Besitz am Indischen Ozean stützt, wie er anderseits im Stillen Ozeane der Hauptvermittler der britischen Interessen ist, nicht nur englischer Besitz, sondern gleichsam ein Stück England selbst ist. In Denken und Thun, Lebensweise und Sitte gleichen sich Mutter und Tochter aufs genauste; selbst in der Kleidung hat es die letztere nicht für nötig befunden, dem Wechsel des Klimas Rechnung zu tragen: der Zylinder ist auch in den Straßen Sydneys und Melbournes die einzig mögliche Kopfbedeckung.

Für das Mutterland muß das Gefühl dieser völligen Übereinstimmung etwas ungemein Beruhigendes haben. Man weiß sich eins in seiner Gesittung und setzt dabei stillschweigend voraus, daß auch auf allen übrigen Lebensgebieten dasselbe Gemeingefühl herrscht. Die Stärke dieses Gefühls ist so groß, daß selbst der jüngste und größte aller politischen Schritte der australischen Kolonien, ihre am 17. September 1900 ausgerufne Vereinigung zu einem Staatenbunde (Commonwealth of Australia) als gänzlich im großbritischen Interesse geschehen in England aufgefaßt wird. Es ist das eine Auffassung, der man den sittlichen Vorzug eines

vollkommnen Vertrauens nicht absprechen kann, die aber anderseits durchaus nicht unbedenklich ist. Wie nun, wenn dieser Zusammenschluß trotz aller Loyalität der erste Schritt zur politischen Selbständigkeit wäre? Der bei allen Schattenseiten seines Charakters zweifellos weitsichtigste englische Staatsmann der Gegenwart, Joseph Chamberlain, hat zwar in öffentlicher Rede versichert, ein solcher Schritt oder auch schon der Gedanke an ihn läge gänzlich außerhalb des Rahmens der Möglichkeit; wenn man aber sieht, wie im heutigen Völkerleben das wirtschaftliche Interesse jede andre Regung überwiegt und förmlich zum Gradmesser internationaler Beziehungen emporgerückt ist, dann wird man, zumal in Erinnrung an den Abfall der Vereinigten Staaten, deren ethnographische Verhältnisse für das Mutterland genau so günstig lagen wie bei Australien, kaum den Standpunkt des englischen Ministers teilen.

Einen schwachen Hoffnungsstrahl könnte England, sofern es seiner jemals zu benötigen glauben sollte, in einer Erscheinung erblicken, die entwicklungsgeschichtlich vielleicht noch interessanter ist, als sie kolonialpolitisch folgenschwer zu werden vermag: in der körperlichen und auch geistigen Abwandlung, die bei dem weißen Einwandrer in Australien (und auf Neuseeland) Platz gegriffen hat. Die merkwürdige Veränderung in seinem ganzen körperlichen Verhalten, die der Weiße in Nordamerika durchgemacht hat, ist bekannt. Sie ist heute schon bis zu der Herausbildung eines besondern Typus, des Yankee, fortgeschritten, jenes langen, hagern Menschenbilds, das kaum noch an das Urbild des einwandernden Europäers erinnert, sondern gänzlich amerikanisiert erscheint. Selbst in Hautfarbe und Haarwuchs beginnt der Yankee sich von den europäischen Verwandten zu entfernen und sich dem indianischen Urbewohner zu nähern. Ähnliche Veränderungen, für die in ihrem ganzen Umfange wir noch keine Erklärung wissen, wenn auch im allgemeinen das Klima als Hauptursache für die Abwandlung angesehen werden darf, hat nun der Brite auch in Australien und Neuseeland an sich erfahren. Schon 1876, nur ein Dritteljahrhundert nach der Besiedlung Neuseelands durch Europäer, hat, wie Heinrich Schurtz das in seiner „Urgeschichte der Kultur" schildert, A. K. Newman auf die Entstehung eines besondern neuseeländischen Typus hingewiesen, der sich namentlich in einem Schmälerwerden des Unterkiefers, Verengung des Zahnraums und Unregelmäßigkeiten des Gebisses ausdrückt. Auch an sonstigen Umbildungen fehlt es nicht. „Die hellen Farben der Engländer machen bei Jung-Neuseeland welkern und stumpfern Farbentönen Platz. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß sehr wenige Kinder mit dunkeln Augen und Haaren in Neuseeland geboren werden; die Eltern mögen so dunkel sein, wie sie wollen, mit rabenschwarzen Locken und schwarzen Augen — ihre Nachkommenschaft wird immer bläßere Farben zeigen. Auf dem australischen Festlande scheinen dagegen die Blonden immer mehr gegen die Brünetten zurückzutreten. Auch die Wirkungen eines heißern Klimas auf die Menschen sind in Neuseeland, besonders aber auf dem Festland Australiens, merklich. In Australien", sagt Newman, „unter dem Einfluß einer grimmigen Sonnenglut, wachsen die Kinder schnell heran; aber sie welken auch schnell wie Treibhausblumen, und ihre geistigen und physischen Kräfte sind in einem Alter nahezu erschöpft, wo der Engländer noch in seiner Jugendkraft steht. Die Jugend Neuseelands und der australischen Kolonien ist körperlich und geistig schwächer als gleichalterige Bewohner der ursprünglichen Heimat; sie ist weniger leistungsfähig; harte Arbeit und Entbehrungen greifen sie rasch an. Aber auch von geringer körperlicher Widerstandskraft ist dieser koloniale Nachwuchs; jeder Krankheitsfall wirft die Leute rasch nieder, und sie erholen sich langsam. Auch die Frauen verblühen rasch. Wie die Yankees neigen auch die Australier zu hohem, schlottrigem Wuchs und magrer Muskulatur, was ihnen den Spottnamen ‚Getreidehalme' (cornstalks) eingetragen hat."

Für die Gegenwart ist diese merkwürdige Erscheinung lediglich anthropologisch interessant; für geschichtliche Wirkungen ist die verflossne Zeit noch zu kurz gewesen. Sollte jedoch die Frage nach politischer Selbständigkeit an die Kolonien herantreten, so ist es nicht ausgeschlossen, daß die inzwischen gesteigerte Summe der soeben aufgezählten negativen Eigenschaften zu ungunsten der Australier entscheidet.

4. Die geschichtlich erkennbaren Schicksale der Australier und Tasmanier.

A. Rückschlüsse auf die voreuropäische Zeit.

Eine der größten Errungenschaften des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Völkerkunde: die Kunst, aus prähistorischen Funden die Völkergeschichte längst vergangner, jenseit aller Überlieferung und Niederschrift liegenden Zeiten wiederherzustellen, versagt in Australien. Das besagt nicht, daß derartige Funde nicht gemacht worden wären; im Gegenteile. Der Erdteil hat seine Mirnjong, bis 3 m hohe und oft viele Hunderte von Metern im Umfang messende, Knochenreste und Steinbeile enthaltende Aschenhaufen, die besonders in Südaustralien und Victoria, namentlich am Connewarrensee, häufig sind und ein vollkommnes Gegenstück zu den Kjökkenmöddingern Dänemarks und den Sambaquis Südamerikas (vgl. Bd. I, S. 183) bilden. Auch große Haufen von Muschelschalen finden sich in der Nähe der Meeresküste; sogar ein wirklicher Kunstbau beansprucht vorgeschichtlichen Rang. Dieses in der That alte Baudenkmal ist das Steinlabyrinth von Breewarina am obern Darling, etwa 100 km oberhalb von Bourke. Es besteht aus einem etwa 90 m langen Steinwehr, das sich auf felsiger Unterlage quer durch den Strom erstreckt. Von diesem Querdamm aus ist dann ein ungefähr 100 m weit stromaufwärts reichendes Labyrinth von Steinmauern erbaut, das den Fang der den Fluß hinauf- oder hinunterziehenden Fische erleichtern sollte. Die Mauern bilden hierzu kreisförmige Becken von 2—4 Fuß im Durchmesser; einige sind durch stark gewundne Gänge miteinander verbunden, während andre nur einen Zugang besitzen. So fest sind nach Emil Jung diese Mauern aus mächtigen Felsblöcken gebaut, daß die gewaltigen Fluten, die zuzeiten in einer Höhe von 20 Fuß darüber hinweg rauschten, höchstens die obersten Lagen der Steine zu verschieben im stande waren.

Die Schlüsse, die wir aus dem Dasein der Mirnjongs und der Muschelhaufen, besonders aber des Breewarina-Labyrinths ziehen können, werfen nicht viel, doch etwas Licht auf die alten Australier. Jede der drei Erscheinungen spricht zunächst dafür, daß die Bevölkerung wenigstens im Südosten in frühern Zeiten erheblich dichter gewesen sein muß als zur Zeit der Ankunft der Europäer; sonst würde die Aufschichtung der Abfallhaufen Zeiträume voraussetzen, von deren Länge wir uns gar keine Vorstellung machen können. Auch der Aufbau des Labyrinths kann nur durch Verwendung größerer Menschenmassen erklärt werden, zumal da der Baustoff aus bedeutender Entfernung hat herbeigeschafft werden müssen. Außerdem aber kann es nur durch eine organisierte Bevölkerung hergestellt worden sein: australische Horden der Gegenwart wären solcher gemeinsamer Kraftleistungen nicht fähig.

Eine andre Erscheinung bestärkt in uns die Auffassung von dem zahlenmäßigen und kulturellen Rückgange der Australier. Die Wasserfahrzeuge, mögen sie noch so elend aus einem an beiden Enden zusammengebundnen, in der Mitte durch eingeklemmte Holzstücke auseinander-

gehaltnen Stück Rinde bestehen oder gar in der Form einfacher Zweigflösse auftreten, tragen in der Mitte auf einem Thonhäufchen ein Feuer, dessen moderner Zweck lediglich die sofortige Zubereitung der gefangnen Fische ist, dessen ständige Mitführung aber den Gedanken nahelegt, es sei ein Überbleibsel von frühern wirklichen Seefahrten her, wo seine Mitnahme gerechtfertigt war.

Dieser Wahrscheinlichkeitsbeweis eines Rückgangs der Zahl und der Kulturhöhe der Australier ist das einzige, was man den Zeugnissen des Lands und des Volkslebens entnehmen kann. Es ist das keine große Errungenschaft; indessen zeigt auch sie, wie ungeheuer das Übergewicht der ungünstigen Naturverhältnisse über die Thatkraft und die Fähigkeiten der Eingebornen gewesen ist. Mit welchen Zeiträumen wir hier zu rechnen, und ob nicht gar klimatische Verschlechterungen diesen Rückgang mit verschuldet haben, entzieht sich vorläufig noch jeder Beurteilung. Unmöglich wäre es nicht (über die Sahara vgl. Bd. III, S. 394).

Nach alledem können wir die Geschichte des Australiers und des Tasmaniers erst vom Augenblicke seiner Berührung mit dem Weißen verfolgen. Von einer wirklichen Entwicklung, wie man sie sonst bei allen Völkern mit Ausnahme weniger Randvölker im Norden und Süden der Erde verfolgen kann, ist hier keine Rede. Der Ausdruck Geschichte besagt hierfür eigentlich schon zu viel — was ihnen die europäische Kultur und der Weiße gebracht haben, ist im Grunde genommen nur ein einmaliger Vorgang: ein langsames, aber sicheres Absterben der ganzen Rasse. Die Weise der Vernichtung ist verschieden, das Ergebnis stets dasselbe.

In der physischen Erdkunde ist der Ausdruck „geographische Homologien" ein geläufiger Begriff. Man hat ihn der vergleichenden Anatomie entlehnt und bezeichnet damit die Wiederkehr der nämlichen Gestaltungen, sei es in den Horizontalumrissen, sei es in den Bodenerhebungen, die wir auf den Ländergemälden unsrer Erde finden. Die bekannteste dieser Homologien ist die auffällige Ähnlichkeit in den Umrissen Südamerikas, Afrikas und Australiens, die, um mit Oskar Peschel zu reden, eine Einförmigkeit der Gestaltung aufweisen, als ob sie nach einer Schablone gearbeitet worden wären. Die nähere Untersuchung dieser Ähnlichkeit liegt uns hier fern; nur bei der weit über das rein Lineare hinausgehenden Übereinstimmung der Südspitzen jener Erdteile müssen wir noch einen Augenblick verweilen.

Das Auskeilen nach der Antarktis zu, wie es allen drei Kontinenten eigentümlich ist, sobald man zu Australien die Insel Tasmanien hinzurechnet, ist, rein morphographisch betrachtet, nichts als der Ausfluß einer Laune in der tektonischen Linienführung; der Sinn und die Ursache gerade dieser Gestaltung ist selbst einem Alexander von Humboldt und einem Oskar Peschel verschlossen geblieben. Um so bedeutender sind die Wirkungen dieser einsam und scharf in das Weltmeer hinausragenden Spitzen, zunächst auf dem Gebiete der Erdphysik, dann auf kulturgeographischem. Erdphysisch bedingt ihre Lage und Gestalt den Verlauf der gesamten Zirkulation des Meerwassers der südlichen Halbkugel. Sie beeinflußt dadurch die Ausgestaltung der klimatischen Verhältnisse und entscheidet damit in letzter Linie über den höhern oder geringern Grad der Bewohnbarkeit der südhemisphärischen Landmassen. Kulturgeographisch wirkt das Auskeilen ausschließlich verneinend. Es setzt den Bewohner dieser Spitzen an den entlegnen Südrand der Ökumene, schließt ihn damit nach Norden zu von den Kulturmittelpunkten der Menschheit ab und engt ihn in den ständig schmäler werdenden Gebieten außerdem räumlich ein. Noch verhängnisvoller sind die Wirkungen nach der maritimen Seite. Unabsehbar und inselles umschlingt das gewaltige Weltmeer jede der drei Spitzen; wie sollten da primitive Völker den Fuß aufs hohe Meer setzen, wo selbst eine hochentwickelte Schifffahrt ohne erreichbares Gegengestade nicht gedeihen kann?

Die Homologie geht aber noch weiter; für Afrika und Australien in vollkommnem Maß, in bescheidenerm für Südamerika. Sie äußert sich diesmal in dem Geschicke der Eingebornen unter der Berührung mit dem Weißen. Wie dieser den Buschmann und den Hottentotten in Südafrika behandelt hat, mag an andrer Stelle (Band III, S. 419 f.) nachgesehen werden; desgleichen auch das Ergebnis eines zweiundeinhalbhundertjährigen Vernichtungskampfs: beide Völkerschaften können heute kaum noch als Völkerruine bezeichnet werden. Den Eingebornen des südlichen Südamerika ist es bisher besser ergangen; Patagonier wie Araucos sind zwar nicht ungeschwächt aus der Berührung mit dem weißen Eindringling hervorgegangen; aber sie haben doch ihre angestammten Eigentümlichkeiten beibehalten können, sind frei und unabhängig geblieben. Daß dies eine Folge kreolischen Edelmuts sei, wird kein Einsichtiger glauben; was die Indianer bis jetzt vor dem Untergange bewahrt hat, ist lediglich die staatliche Jugend und die Unmöglichkeit für den Weißen, den immerhin weiten Raum zu füllen.

B. Die Geschichte der Tasmanier.

Den Australiern und Tasmaniern ist es so gut nicht geworden. Diese sind seit einem Vierteljahrhundert gänzlich aus der Liste der lebenden Völker gelöscht; jenen steht dieses Schicksal erst noch bevor, ist aber allem Anscheine nach unausbleiblich. Das tasmanische Trauerspiel ist nicht nur seinem Ausgange nach das ernstere, sondern hat auch den traurigen Vorzug der größern Anzahl packender Einzelheiten. Sein Beginn fällt auf den 4. Mai 1804, wo die friedlich der neuen Ansiedlung Hobart sich nähernden Eingebornen durch die englischen Soldaten mit Kartätschen begrüßt wurden; wenn man will, mag man auch den 13. Juni 1803 ansetzen, den Landungstag des ersten Schubs vom Abschaume der englischen Gesellschaft an der Stelle, wo heute die Landeshauptstadt Hobart liegt. Dieses Jahr ist das Geburtsjahr der Tasmanierin Trukanini oder Lalla Rookh, die alle ihre Stammesgenossen überleben sollte; sie starb in London im Jahre 1876: der Todeskampf des ganzen Volks hat also genau ein Menschenleben gedauert.

Der Untergang der Tasmanier ist nicht ohne lebhaften Widerstand ihrerseits erfolgt. Von Haus aus friedfertig, harmlos und heiter, haben sie die Mißhandlungen der Deportierten und der Kolonisten viele Jahre lang ertragen, ohne über die Gesetze der Notwehr hinauszugehen; erst seit 1826 haben sie, zur wildesten Verzweiflung getrieben, die ihnen zugefügte Behandlung redlich wiedervergolten und von ihren Peinigern gemordet, was ihnen in die Hände fiel. Die 22 Jahre bis dahin sind weder ein Ruhmesblatt der englischen Kolonialgeschichte, noch gereichen sie der Menschheit überhaupt zur Ehre. Schon in den ersten Jahren der Besiedlung nahmen die Feindseligkeiten, die selbst nach offiziellem Geständnisse stets von den Weißen ausgingen, einen solchen Grad an, und die Bedrückung der Eingebornen wurde so arg, daß 1810 eigens ein Gesetz (Collins) erlassen werden mußte, das die Ermordung eines Wilden als wirklichen Mord bestraft wissen wollte. Wie so viele Maßregeln, die im Laufe der Kolonialgeschichte Europas zum Schutze der Naturvölker getroffen worden sind, ist auch diese völlig unwirksam geblieben, da an einen rechtsgiltigen Beweis von seiten der für rechtlos erachteten Schwarzen niemals zu denken war. Man schoß im Gegenteile nach wie vor die Eingebornen nieder, wo man sie traf; ihre Weiber aber fing man ein oder verlockte sie, um mit ihnen in wilder Ehe zu leben.

Mit diesen Nachstellungen gegen das Leben der Eingebornen ging eine mit zunehmender Kolonisation wachsende Beeinträchtigung ihrer alten Lebensbedingungen Hand in

Hand. Bis zur Ankunft der Weißen hatte das Meer mit ſeinem unerſchöpflichen Reichtum an Fiſchen, Muſcheln und anderm Getier faſt die geſamte Nahrung geliefert; in dem Maß aber, wie die Kolonie wuchs, mit dem Entſtehen und Aufblühen der Städte, dem Vordringen der Koloniſten, der Vermehrung und Ausdehnung der Weidegründe verminderte ſich das Wohngebiet der Eingebornen; vor allem wurden ſie von der Küſte abgedrängt. Dies aber war, zumal das Innere ſeiner Rauheit und Wildheit wegen und ob des Mangels an Lebensmitteln für ſie unbewohnbar war, für die Tasmanier eine Lebensfrage; nun verſteht man, wie ſelbſt dieſe urſprünglich furchtſamen Menſchen in ihrer Verzweiflung zu wahren Helden wurden und ihren Peinigern zu ſchaden ſtrebten, wo und wie ſie konnten.

Der „Sieg" iſt den Engländern nicht leicht geworden. Gewaltſam ins Innere gedrängt, hatten die Eingebornen ſehr bald eine ſo genaue Kenntnis dieſer überaus zerklüfteten und dicht bewaldeten Gegenden erlangt, daß es ſchwer war, ihnen beizukommen. Wie Charles Darwin berichtet, entgingen ſie ihren Verfolgern oft durch plattes Niederwerfen auf den ſchwarzen Boden oder durch unbewegliches Stillſtehen, wo ſie ſelbſt aus ziemlicher Nähe von einem abgeſtorbnen Baumſtamme nicht zu unterſcheiden waren. Dieſer Taktik gegenüber ſahen ſich die Engländer ſchließlich zu andern Maßnahmen veranlaßt: durch Proklamationen verboten ſie den Eingebornen, eine gewiſſe Grenze zu überſchreiten. Auch einen Zufluchtsort (Reſervation) hat man ihnen damals, 1828, geboten, wo die Gehetzten und Verfolgten friedlich tagen ſollten. Beide Maßregeln haben keinen Erfolg gehabt. Die erſte wäre dem Empfinden des Volks ſelbſt dann noch unverſtändlich geblieben, wenn es ſie dem Sinne nach begriffen hätte; für die andre aber war es bereits zu ſpät: weder waren die Eingebornen einer gütlichen Behandlung noch zugänglich, noch waren die Europäer zu einem friedlichen Verhalten geneigt. So iſt denn das alte Verfahren wieder aufgenommen worden. Man hat Schieß- und Fangprämien, und, dem Edelwild entſprechend, nicht einmal niedrige, auf den Kopf ausgeſetzt, hat Eingeborne von Auſtralien kommen laſſen, um den Feind ſichrer aufzuſpüren; ſchließlich, als alles verſagte, hat es der Gouverneur Oberſt Arthur, der Vater aller dieſer Maßnahmen, mit einer großartigen Treibjagd verſucht: durch eine Schützenlinie, die von Küſte zu Küſte durch die ganze Inſel reichte, wollte man das „Wild" auf eine ſchmale Halbinſel drängen. Zwei Eingeborne, nach andern Berichten ſogar nur einer, ſind die „Strecke" dieſes Unternehmens geweſen, das dem Mutterlande die Summe von 30,000 Pfund Sterling gekoſtet hat.

Mit dem Fehlſchlage dieſer letzten Unternehmung Arthurs tritt die Leidensgeſchichte der Tasmanier in ein neues Alter. Es iſt unblutig, aber darum nicht weniger verhängnisvoll als das bisherige und mit dem Namen des George Auguſtus Robinſon untrennbar verknüpft. Dieſer eigentümliche Mann, ſeines Zeichens ein einfacher Zimmermann von Hobart und nicht im ſtande, richtig engliſch zu ſchreiben, erbot ſich, als alle kriegeriſchen Hilfsmittel den Eingebornen gegenüber verſagten, dieſe auf friedlichem Wege zur Auswanderung zu veranlaſſen. Es iſt bekannt, daß und wie er die ſelbſt geſtellte Aufgabe gelöſt hat. Was einer ganzen volkreichen Kolonie in jahrzehntelangem blutigen Kampfe nicht gelungen war, hat er, unbewaffnet und allein, lediglich durch friedliche Verhandlungen erreicht und damit vollgiltig bewieſen, wie leicht man mit den Tasmaniern hätte auskommen können, ſofern nur der gute Wille vorhanden geweſen wäre. Das Ergebnis der Robinſonſchen Vermittlung war die Unterbringung eines Stamms auf der Schwaneninſel, drei andrer auf der Inſel Gun Carriage. Später (1843) ſind alle Eingebornen auf der Flinders-Inſel vereinigt worden. Die „Stämme" waren bereits damals nicht mehr allzu zahlreich; Pulver und Blei, Luſtſeuche und Blattern hatten in den

verfloßnen 40 Jahren zu erfolgreich gewirkt. Für 1804 kann man die einheimische Bevölkerung auf rund 8000 Seelen ansetzen; 1815 schätzte man sie noch auf 5000. 1830 betrug ihre Zahl noch etwa 700, und für 1835 werden 250 oder 111 Köpfe angegeben. 1847, wo man die Überlebenden nach Oyster Cove im d'Entrecasteaux-Kanal überführte, lebten noch 45, und 1861 noch 18. Der letzte Tasmanier, König Billy oder William Lanne, starb, 34 Jahre alt, 1869 zu Hobart, und 1876 erlosch mit Trukanini der Stamm der Tasmanier ganz: das Verhängnis, das allen Naturvölkern durch die Berührung mit der Kultur bevorsteht.

Es ist heute müßig, die Beteiligten mit Vorwürfen zu überhäufen. Keiner kolonisatorisch thätigen Nation ist es bisher beschieden gewesen, den Schild der Menschlichkeit völlig fleckenlos und rein zu erhalten. Zugegeben muß auch werden, daß die spätern Jahrzehnte ernstlich gut zu machen versuchten, was die ersten an den Eingebornen gesündigt hatten. Daß man in der Wahl der Mittel fehlgriff, ist eine Sache für sich; sie schafft die Schuld nicht aus der Welt, spricht aber für mildernde Umstände.

C. Die Geschichte der Australier.

Das Schicksal der Australier hat sich bis zur Stunde noch nicht erfüllt; noch durchschweift das ruhelose Volk die unabsehbaren Steppen, noch jagt es hier und da das schnell bewegliche Känguruh, schleudert mit Kraft und Geschick Wurfspeer und Bumerang. Aber wie eingeengt ist es in seinem einst so gewaltigen Gebiete! Der ganze, an Hilfsmitteln auch für den Sohn der Natur ziemlich reiche Osten, Nordosten und Südosten ist seit langer Zeit dem Weißen anheimgefallen; jetzt, in der neusten Zeit, rückt dieser auch machtvoll vom Westen aus ins Innere vor, und auch der Norden wird mehr und mehr in Angriff genommen. Was für den Eingebornen bleibt, ist der Rückzug in das wüstenähnliche Innere, oder aber die Notwendigkeit, der Zivilisation den Platz zu räumen und zum Knechte des Europäers zu werden. Beides ist ungeeignet, weder ihn selbst, noch seine Eigenart auf die Dauer zu erhalten.

Die Leidensgeschichte der Australier unterscheidet sich von der der Tasmanier zwiefach: sie ist länger ihrer Dauer nach und verteilt sich auf einen ungleich größern Raum. Im Charakter ist sie jener hingegen sehr ähnlich, und auch das Endergebnis wäre bereits dasselbe, wenn nicht den Opfern bessere Naturbedingungen in Gestalt des weiten Rückzugsgebiets zu Gebote stünden, und wenn nicht auch die Zeiten und die Sitten milder geworden wären. Und das selbst im australischen Busch. Im Grunde genommen führt das ganze Unglück, das über die Rasse mit dem Eintritte des Weißen nach Australien hereingebrochen ist, auf die grenzenlose Verachtung zurück, die der Engländer dem „schwarzen Kerl" und der „schwarzen Gin" gegenüber seit 1788 an den Tag gelegt hat. Sie hat ihn abgehalten, das Volk und seine Einrichtungen zu studieren, und hat ihn vor allen Dingen gehindert, dem Eingebornen ein Besitzrecht am Boden überhaupt zuzugestehen. Wer aber weiß, daß die staatliche Organisation Altaustraliens ihren sozusagen einzigen Ausdruck fand in dem Anrecht eines Stamms auf ein bestimmt umschriebnes Gebiet (sogar innerhalb der Stämme hat zuzeiten eine Aufteilung des Bodens unter die einzelnen Familien stattgefunden), der wird auch verstehen, daß die plumpen Eingriffe der ersten Europäer, einerlei ob Sträfling oder freier Kolonist, den Anlaß zu folgenschweren Streitereien geben mußten; galt doch auch unter den Eingebornen selbst die Gebietsverletzung als schlimmster Friedensbruch.

Nächst der Mißachtung alles Rechts der Eingebornen ist die Wahl des ersten eingeführten Menschenmaterials für die Gestaltung der spätern Verhältnisse bestimmend gewesen. Über den

Wert der Deportation als Strafmittels oder als koloniſatoriſcher Maßnahme mag man geteilter Meinung ſein — als Mittel, das eingeborne Volkstum und damit ein in mehrfacher Beziehung wertvolles Etwas der Nachwelt zu erhalten, muß ſie einhellig verdammt werden. Das hat, um nur auf unſerm Gebiete zu bleiben, Tasmanien bewieſen, das beweiſt Neukaledonien, und es tritt auch in Auſtralien offenkundig zu Tage. Daß die Ladungen der Deportierten unvorſichtig ausgeſchifft und noch läſſiger untergebracht worden ſind, müſſen ſelbſt die damaligen offiziellen Berichte zugeben: noch 1803 wird geklagt, daß die Bedeckungsmannſchaften nicht ausreichen. Das Entweichen in den Buſch war für die Sträflinge ſomit leicht, und ſie haben die Gelegenheit reichlich ausgenutzt. Die Folgen für die armen Schwarzen haben nicht lange auf ſich warten laſſen: das erſte Geſchenk für ſie waren Blattern, Branntwein, Tabak und Luſtſeuche; die Verleitung zur Unzucht, zum Fluchen und Schwören, Betteln und Stehlen folgten nach. Und während die Eingebornen anfangs friedlich und freundlich waren, brachten es die Roheiten und Gewaltthaten der Deportierten ſehr ſchnell mit ſich, daß jene immer feindſeliger wurden und auch ihrerſeits in jenen unaufhörlichen Kleinkrieg eintraten, der ſich nun ſchon über mehr als ein Jahrhundert hinzieht. An gutem Willen hat es übrigens auch auf dem Feſtlande nicht gefehlt. Die Thätigkeit der Regierung iſt mehr als einmal darauf gerichtet geweſen, die Eingebornen zu gewinnen und zu ſich heranzuziehen; ſchon die Amtsdauer des erſten Gouverneurs Phillip (S. 249) iſt von edlen Beſtrebungen erfüllt geweſen. Von irgend welchem Erfolge hätte aber nur dann eine Rede ſein können, wenn ſämtliche Einwanderer ihr Verhalten den Eingebornen gegenüber von Grund aus geändert hätten.

Denn auch die Anſiedler, deren Einwanderung ſeit 1790 begann, haben ein Redliches gethan, die Gabenfülle zu bereichern. Sie ſtahlen den Schwarzen die Weiber, ſchoſſen von ihnen nieder, was ihnen vor das Rohr kam, und rühmten ſich offen, ſie mit Arſenik zu vergiften, wie man Ratten und Mäuſe vergiftet. Eine Handvoll Mehl, das man dem Vertrauensſeligen reichen ließ, oder ein Stück Schaffleiſch, das man verlockend in den Buſch hängte, waren empfehlenswerte Mittel. Die Regierung ſchützte zwar offiziell die neuen Unterthanen, aber nur auf dem Papiere. So ſicherte eine Beſtimmung dem, der den ſchwarzen Mörder eines Weißen den Gerichten auslieferte, eine Belohnung von 100 Pfund Sterling zu, während im Falle der Ermordung eines Schwarzen durch einen Weißen nur 25 Pfund geboten wurden. Welcher Weiße hätte aber, in Ergänzung dieſes merkwürdigen Maßſtabs, gegen einen Raſſengenoſſen gezeugt wegen einer That, die keinem als Unrecht, geſchweige denn als ein Verbrechen erſchien! Und das Zeugnis eines Eingebornen hatte hier ebenſowenig Giltigkeit wie in Tasmanien.

Bezeichnend für die allgemeine Stimmung im Land und für die Wertſchätzung, deren ſich der Eingeborne erfreute (und auch heute noch erfreut), iſt folgende Geſchichte. Wie Emil Jung erzählt, war 1839 in Sydney eine Geſellſchaft zum Schutze der Eingebornen zuſammengetreten und hatte nach vieler Mühe ein Geſetz durchgebracht, nach dem die Einſetzung von Kommiſſaren vorgeſehen wurde, denen die Fürſorge für die Aboriginer anvertraut werden ſollte. Dieſe Maßregel, geeignet, die Anſiedler in der willkürlichen Behandlung ihrer ſchwarzen Nachbarn zu beſchränken, genügte, um eine gewiſſe Bevölkerungsklaſſe in hohe Erregung zu verſetzen. Um zu beweiſen, wie wenig ſie ein Erlaß kümmerte, der ihnen ihr alterworbnes Recht auf die verachtete und verhaßte Raſſe ſchmälern wollte, ritten an einem Sonntage ſieben Engländer zu einem Eingebornenlager hinaus, das von dreißig Männern, Weibern und Kindern bevölkert war. Man trieb alle in eine Hütte, band alle an einen Strick hintereinander und ſchlachtete ſie dann, einen nach dem andern, kalten Bluts ab. Als die Mörder vor Gericht geſtellt

wurden, erhob ſich die ganze Kolonie gegen ihre Verurteilung, und es bedurfte des Einſatzes der ganzen Autorität des Gouverneurs, um die offen bedrohten Zeugen zu ſchützen und die blutbefleckten Mörder dem Galgen zu überliefern. Menſchenwürdig iſt die Behandlung des Eingebornen in den entlegenern Teilen des Lands auch in der Gegenwart noch nicht. Wer von ihnen in Weſtauſtralien „kein nachweisbares Einkommen" hat, läuft Gefahr, auf ſechs Monate ins Gefängnis geſteckt zu werden, ſofern er nicht vorzieht, ſich als „Kontraktarbeiter" an die Farmer zu verdingen. Welcher Lohn ihm dort für ſeine Arbeit ausgezahlt wird, bedarf wohl keiner Schilderung; gern und oft fängt man den Schwarzen ein, um ihm zu einem „Einkommen" zu verhelfen.

Die Wirkungen einer ſolchen Behandlung der auſtraliſchen Raſſe an den Außenpoſten der Ziviliſation ſind leicht zu ermeſſen. Man hat den Schwarzen ſeit mehr als hundert Jahren ſyſtematiſch von den Flüſſen abgedrängt und ihn damit der Gefahr des Verdurſtens ausgeſetzt; man hat ebenſo ſyſtematiſch ſeine einſt ſchrankenloſen Jagdgründe zu umzäunten Weideplätzen umgeſtaltet und ihn damit ſeiner ausgiebigſten Nahrungsquelle beraubt. Darüber hinaus gibt man ihn der allgemeinen Verachtung preis und verwandelt den angebornen Stolz des freien Wilden in die Verſchämtheit des Bettlers. *Körperliches und ſittliches Verkommen der Raſſe* iſt die erſte Folge; die *ſchnelle Abnahme an Zahl* die zweite. Reich gedeckt iſt der Tiſch des Auſtraliers wohl zu keiner Zeit geweſen: dafür hat die karge Natur ſeines Landes geſorgt; aber er hatte doch die Möglichkeit der freien Bethätigung ſeines Willens und konnte ſich den Verhältniſſen ungehindert, oder doch nur durch die ungeſchriebnen Geſetze ſeines beſcheidnen Volkstums in Schranken gehalten, anpaſſen. So bot er das Bild eines zwar unendlich armen, doch wirtſchaftlich und ſittlich unabhängigen Volks dar. Heute treibt er ſich abgezehrt, hungrig und mit Lumpen bedeckt einher, mühſam durch Betteln und Stehlen ſein Leben friſtend und mehr einem Geſpenſte der Vergangenheit als einem Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft von heute gleichend. Nur das kaum verhehlte Gefühl erklärlicher Rache erinnert noch an den Auſtralier von ehedem.

Die *Zahl* der auſtraliſchen Eingebornen iſt niemals genau zu beſtimmen geweſen. Die höchſte Ziffer gibt L. C. D. de Freycinet mit mehr als 1,100,000 Auſtraliern beim Beginne der europäiſchen Einwanderung. Dieſe Zahl iſt ſicher viel zu hoch und wird allgemein verworfen; die übrigen Schätzungen ſchwanken zwiſchen 100,000 und 200,000 für die voreuropäiſche Zeit. Sicherlich war der Kontinent ſehr dünn bevölkert. Heute trifft das, ſoweit Eingeborne in Frage kommen, ungleich ſtärker zu: 50,000 iſt ſicher noch zu hoch gegriffen. Die Abnahme der einheimiſchen Bevölkerung iſt alſo in einem erſchreckend ſchnellen Zeitmaße vor ſich gegangen. In Victoria ſchätzte man ſie 1836 auf 5000 Seelen; 1881 war ſie auf 770 herabgeſunken. So ſtark iſt die Verminderung zwar nicht in allen Bezirken; aber vorhanden iſt ſie überall; nirgends kommt die Zahl der Geburten der der Todesfälle gleich.

Die Regierung des *Mutterlands* hat ſich, ſeitdem ſie das elende Hinſiechen der Eingebornen und ihr eignes Verſchulden daran erkannte, bemüht, rettend einzugreifen; ſie hat die Kolonialregierungen Auſtraliens wieder und wieder ernſtlich ermahnt, für die Schwarzen Sorge zu tragen, hat auch ſelbſt mit beträchtlichen Summen Schulen in Adelaide und andern Städten gegründet. Aber an den eigentlichen Kern der Sache hat auch ſie nicht gerührt. Wohl ſind die Schulen beſucht worden, fleißig und nicht ohne Erfolg; aber was konnten ſie den Schülern nützen, wenn dieſe wie ihr ganzer Stamm durch die innigere Berührung mit dem Europäer nur um ſo früher zu Grunde ging? Hier hätte nur die ſchärfſte Beaufſichtigung der Koloniſation

zu helfen vermocht, vor allem aber die Abkehr von dem billigen und bequemen, für die Opfer aber um so verderblichern Grundsatze der entschädigungslosen Wegnahme des Lands. Jene hätte durch Verhütung der ewigen Menschenjagden das Leben der Eingebornen unmittelbar geschützt; eine gerechte Entschädigung ihrer Ansprüche aber hätte sie erstens nicht zu dem für sie verderblichen Rassenkampfe veranlaßt, zum zweiten aber wirtschaftlich gekräftigt. England, das zu beiden Schritten nicht die Kraft gefunden hat, trägt daher auch hier die Verantwortung für den unaufhaltsamen Rückgang der australischen Eingebornen. Soll ein mildernder Umstand gelten, so kann es nur die rätselhafte Erscheinung sein, daß die Berührung des Weißen an sich für jedes Naturvolk verderbenbringend ist, einerlei, welche Behandlung er ihm angedeihen läßt.

5. Die Kolonialgeschichte Australiens und Tasmaniens.

Im Gegensatze zu der ethnographischen Wirksamkeit des Europäers im fünften Weltteil ist seine dortige Thätigkeit auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete von erfreulichen und überraschenden Erfolgen gekrönt worden. Auf jenem hat er ein paar zwar schon ruinenhafte, aber doch daseinsfreudige Völker ganz oder teilweise aus der Reihe der Lebenden gestrichen; hier hat er aus einem Weltwinkel, den Europa während eines ganzen und eines halben Jahrhunderts, von der Entdeckung durch Abel Tasman 1642 bis zu der Landung Phillips in der Botanybai 1788, irgendwie zu beachten nicht für notwendig erachtet hatte, ein Staatswesen hervorgezaubert, dem heute nichts als eine genügende Entwicklungszeit, die Unabhängigkeit und eine wuchtige Bevölkerungsmasse fehlt, um im Getriebe der Menschheitsgeschichte vollwichtig mitzuzählen; alles Mängel übrigens, die sich mit der Zeit von selbst beheben werden.

A. Australiens Kolonialgeschichte.

a) Die Entdeckungsgeschichte.

Die Entdeckungsgeschichte Australiens ist kulturgeschichtlich und weltwirtschaftlich höchst interessant durch die Übereinstimmung, in der sie mit der Entdeckungsgeschichte Amerikas verläuft: beide Erdteile haben von der Kulturwelt zweimal entdeckt werden müssen, bevor diese ihres Werts bewußt ward und sie dauernd behielt. Sogar in den Zeitabständen drückt sich diese Ähnlichkeit aus; sie sind etwa den Größenverhältnissen der beiden Landmassen proportional. Bei Amerika beträgt der Zeitraum zwischen der Entdeckung durch die Normannen und der Fahrt des Kolumbus (vgl. Bd. I, S. 354) ein halbes Jahrtausend; bei Australien legt sich zwischen die Fahrt des Quiros 1606 durch die Torresstraße und die Entschleierung der Ostküste durch James Cook 1770 wenig mehr als ein und ein halbes Jahrhundert. Setzt man Abel Tasmans Fahrten von 1642 und 1644 als eigentliche erste Entdeckung an, so vermindert sich der Zwischenraum noch beträchtlich.

Das Verlorengehen der ersten Entdeckung ist bei beiden Erdteilen kein Zufall: für die Hereinziehung der neuen Räume in den heimischen Wirtschaftsbetrieb lag eben noch kein Bedürfnis vor. Zur Zeit der ersten Entdeckung Amerikas, wie in den Jahrhunderten vorher, neigte Europas Schwergewicht ganz einseitig nach dem Oriente, der ihm alle Güter, stoffliche wie geistige, seit langem geliefert hatte. Der neuen Entdeckung stand es daher verständnis- und interesselos gegenüber und ließ sie ruhig gänzlicher Vergessenheit anheimfallen. Bei der zweiten, endgiltigen Entdeckung Amerikas lagen die Dinge wesentlich anders; ja, man kann sagen: die

Entdeckung selbst war eine Folge ebendieser Veränderung. Europa hatte auch nach dem Jahre 1000 stark nach Osten gravitiert, wie die Kreuzzüge und die Blüte der mittelmeerischen Stadtstaaten beweisen (vgl. Bd. VI und Bd. VII, S. 5—9); aber seit dem Auftauchen der Osmanen am Hellespont (1357) hatte sich doch der Schwerpunkt bedeutend verschoben, und immer dringender stellte sich die Notwendigkeit heraus, sich wenigstens von den Trägern des Zwischenverkehrs: Ägypten, Syrien und dem Pontus, zu befreien und die Verbindung mit dem Süd- und Ostrand Asiens auf direktem Wege zu suchen. Dieses Ziel, das man in den Entdeckungen des Kolumbus und seiner Zeitgenossen zunächst gefunden glaubte, wieder aufzugeben, lag selbst dann keine Veranlassung vor, als man in den entschleierten Gefilden eine neue Welt erkannte. Für Australiens erstmaliges Entdeckt- und Vergessenwerden kommen solch große wirtschaftliche Gesichtspunkte nicht in Betracht. Seine ganze Entdeckungsgeschichte steht vielmehr unter dem Zeichen der zweitausendjährigen Suche nach der terra australis incognita, dem großen unbekannten Südlande. Seinem Ursprunge nach lediglich auf der Annahme beruhend, die großen Festlandmassen der nördlichen Halbkugel müßten auf der südlichen eine entsprechende Landmasse als Gegengewicht bedingen, hat dieses Südland stets nur ein theoretisches Verlangen hervorgerufen, was besonders im Hinblick auf die praktischen Neigungen des 16. und 17. Jahrhunderts die Geschichte seiner Entschleierung merklich beeinflussen mußte. Man hatte allezeit das Ziel vor Augen, das Dasein dieses Lands nachzuweisen; es ausnutzen zu wollen, kam niemand in den Sinn. So konnte Australien nach den ersten Sichtungen seiner Gestade wieder in Vergessenheit zurückfallen. Tasmans erste Reise hatte erwiesen, daß das Weltmeer bis zu beträchtlichen südlichen Breiten landfrei, d. h. daß in jenem Striche das vermutete Land nicht vorhanden war. Das war ein so bedeutsames Ergebnis, daß man an die im Innern der schleifenförmigen Fahrtlinie des Seemanns liegende, von ihm umzogne Landmasse nicht weiter dachte; das wissenschaftliche Interesse war gestillt.

Noch ein andrer Umstand hat das praktische Europa lange von Australien ferngehalten: die Trostlosigkeit der zuerst berührten Küstenstrecken. Obwohl mit Ausnahme der Südost- und Ostküste der größere Teil der Umrandung Australiens wenig geeignet ist, angenehme Vorstellungen vom Werte des Lands zu erwecken, so darf man es doch als ein merkwürdiges Mißgeschick des Erdteils bezeichnen, daß die Mehrzahl der zahlreichen Seefahrer, die seine Gestade vor James Cook betreten haben, auf ganz besonders öde, unfruchtbare und ungastliche Teile stoßen mußten. So ist es dem Holländer Dirk Hartog 1616 an den Ufern der Sharks-Bai ergangen; so haben es auch die zahlreichen andern Holländer, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die West-, Nord- und Südküste betraten, getroffen, Abel Tasman eingeschlossen. Folgenschwer für den Erdteil ist indessen erst das Urteil des Engländers William Dampier geworden. Dieser als Pirat wie als Forscher gleich erfolgreiche Seefahrer, der in mehreren Fahrten am Ende des 17. Jahrhunderts einen beträchtlichen Teil der Westküste aufnahm, drang tief genug in das Innere ein, um sich ein Urteil über dessen Wert bilden zu können. Es klang niederschmetternd genug; die Gegend war nach ihm die ärmste Gegend der Welt, viel schlechter als die Küste Portugiesisch-Südafrikas. Es wuchs keinerlei Getreide, keine Wurzeln, Hülsenfrüchte und Gemüse, von denen sich die ärmlichen Eingebornen, die selbst weder Kleider noch Hütten besaßen und die elendesten Wichte des Erdkreises waren, nähren könnten. Diesen Schwarzen gegenüber erschienen ihm selbst die Hottentotten als Gentlemen. Die Folgen der Dampierschen Schilderung, die leider nur zu sehr auf Wahrheit beruhte, äußern sich in dem gänzlichen Aufhören der Entdeckungsreisen nach Australien für mehr als zwei Drittel eines

Jahrhunderts, abgeſehen von einigen auf den Erdteil gerichteten Koloniſationsbeſtrebungen, wie ſie bei den Holländern 1628 bereits einmal aufgetaucht waren.

Zu praktiſcher Ausnutzung hat auch die endgiltige und dauernde Entdeckung Auſtraliens durch James Cook 1770 nicht ohne weiteres geführt. Wohl hatte der weitblickende Mann derartige Ziele im Auge, als er die geſamte Oſtküſte vom 38. ſüdl. Breitenkreiſe bis zum Kap York im Namen ſeines Königs für England in Beſitz nahm; wohl waren auch die glühenden Schilderungen Banks' von der herrlichen Landſchaft und dem prächtigen Klima geeignet, die leitenden Kreiſe auf die Nutzbarmachung dieſes irdiſchen Paradieſes hinzuweiſen. Aber die politiſchen Verhältniſſe waren gerade damals wenig dazu angethan, derartige Gedanken aufkommen zu laſſen. England ſtand am Vorabend des langwierigen Kriegs mit Nordamerika; es mußte ſeine Stellung auf dem nahen Atlantiſchen Ozean wahren und konnte unmöglich an die Verfolgung irgend welcher Pläne in jenem entlegnen Winkel denken. Und doch iſt der Freiheitskampf der Union die Geburtsſtunde auch der auſtraliſchen Kolonien geworden.

b) Die Gründung und die Jugendzeit von Neuſüdwales.

Seit 1600 hatte England einen großen Teil ſeiner Verbrecher nach den amerikaniſchen Kolonien (namentlich nach Virginien; vgl. Bd. I, S. 441) übergeführt, wo ſie als Zwangsarbeiter willkommen waren und dem Mutterlande gut bezahlt wurden. Der Unabhängigkeitskrieg machte dieſer Einrichtung ſchon 1779 ein jähes Ende, und England, deſſen Gefängniſſe ſich bald übervölkerten, war genötigt, ſich nach einem Erſatzgebiet umzuſehen. Von den 1783 im Parlament vorgeſchlagnen Gebieten Gibraltar, dem Gambiagebiet und Neuſüdwales um die Botanybai konnte aus leicht erklärlichen Gründen ernſtlich nur dieſes letztere in Frage kommen: Gibraltar bot zu wenig Raum, und die Deportation nach dem Gambia hätte nichts andres beſagt als die „Vollziehung der Todesſtrafe durch Malaria", wie es im Parlamentsberichte heißt. Gegen Auſtralien ſprachen nur die ungeheure Entfernung und die dadurch bei Maſſenüberführungen entſtehenden Schwierigkeiten. Jedenfalls iſt der Parlamentsbeſchluß, trotz königlicher Zuſtimmung, nicht früh genug in Thaten umgeſetzt worden, als daß nicht vorher ein Mr. Matra (ſpäter engliſcher Konſul in Tanger) den Plan hätte faſſen können, die zahlreichen Familien, die aus Nordamerika wegen ihrer Stellungnahme zu gunſten des Mutterlands verjagt worden waren, in Neuſüdwales anzuſiedeln und durch den zu erwartenden Produktionszuwachs gleichzeitig die Stellung Englands in Europas Handel erheblich zu ſtärken. Auch Matra iſt damals nicht gleich durchgedrungen. Wohl trat 1784 der Staatsſekretär Lord Sydney dem Plane näher; aber ſchließlich kam er doch wieder auf den Gedanken der Deportation zurück.

Zwei Kriegsſchiffe, ſechs Transport- und drei Frachtſchiffe mit rund 1100 Menſchen, von denen etwa 350 Freie waren, fuhren am 13. Mai 1787 von England ab, um in den Tagen vom 18. bis zum 20. Januar 1788 an den Ufern der Botanybai zu landen. Unterſtellt war die Expedition dem Kapitän Arthur Phillip, dem Sohn einer deutſchen Sprachlehrerin, die einen engliſchen Seemann geheiratet hatte. Phillip leitete den ſchwierigen Transport mit jener Umſicht und Menſchenfreundlichkeit, die ihn während ſeiner ganzen fünfjährigen Amtsführung als Gouverneur auch den Eingebornen gegenüber ausgezeichnet hat. Umſicht, verbunden mit unerſchütterlicher Thatkraft, waren auch die Eigenſchaften, die von dem Gouverneur des im Entſtehen begriffnen Gemeinweſens in den nächſten Jahren verlangt wurden. Phillip und ſeinen Anſiedlern iſt keine der Erfahrungen erſpart geblieben, die mit der Gründung von Ackerbaukolonien überhaupt Hand in Hand gehen.

Noch im Februar 1788 hatte der Gouverneur eine kleine Anzahl Deportierter unter Aufſicht des Leutnants King und einiger Soldaten nach dem etwa mitten zwiſchen Neuſeeland und Neukaledonien gelegnen Norfolk (ſ. die Karte bei S. 227) verpflanzt. Die Aufgabe dieſer Nebenkolonie ſollte die Verarbeitung des dort von Cook in großen Maſſen angetroffnen Flachſes ſein, um die Hauptkolonie billig und bequem mit Kleidungsſtoffen zu verſorgen. King machte ſich mit Eifer ans Werk, pflanzte Getreide und Gemüſe und widmete ſich der Flachsbereitung. Aber allen Bemühungen zum Trotze war es weder hier noch auf dem Feſtlande möglich, die Kolonie ſogleich von den eignen Erzeugniſſen zu ernähren; eine Unterſtützung durch Lebensmittel ſtellte ſich vielmehr an beiden Stellen während der erſten Jahre als notwendig heraus. Es iſt das dieſelbe Erſcheinung, wie ſie die Koloniſation an verſchiednen Teilen der Oſtküſte Amerikas, in Virginia und Carolina, mit ſich gebracht hat; daran iſt auch ſchon 1763 der große Anſiedlungsverſuch der Franzoſen in Cayenne geſcheitert. Jungfräulicher Boden iſt nicht ohne weiteres im ſtande, größere Menſchenmaſſen zu ernähren, beſonders wenn er mit ſo wenig Sachkenntnis behandelt wird, wie das durch die Phillipſchen und Kingſchen Anſiedler geſchah, von denen keiner vom Landbau etwas verſtand; außerdem iſt der Boden Sydneys unfruchtbar. Dazu war die Arbeitsluſt der an Zahl weit vorherrſchenden Sträflinge ſehr gering: nach Phillip leiſteten zwanzig Freie mehr als tauſend Deportierte. Vergrößrung der Zahl der freien Anſiedler und Herbeiſchaffung erfahrner Landwirte waren deshalb die Leitgedanken der ganzen Amtsdauer Phillips, die im Dezember 1792 durch ſeinen freiwilligen, auf erſchütterter Geſundheit beruhenden Rücktritt endete; die erſten fünf freien Anſiedler ſind erſt nach ſeiner Abreiſe in Auſtralien angekommen.

Unter den obwaltenden Umſtänden geſtalteten ſich die innern Verhältniſſe der Kolonie während der erſten Jahre geradezu fürchterlich. Der bald nach der Landung eintretende Mangel an Nahrungsmitteln wurde ſchon 1790 ſo arg, daß monatelang nur halbe Rationen und weniger verteilt werden konnten; das mitgebrachte Vieh lief davon oder ſtarb, die zuerſt beſäeten Äcker trugen nichts. Dabei brach aus Mangel an friſchem Fleiſche der Skorbut aus. Bei den Soldaten kam es bald zu Unbotmäßigkeiten und Meutereien, und die Trunkſucht bildete ſich zum allgemeinen Laſter aus. Raub, Mord und Brandſtiftung waren an der Tagesordnung. Im Februar 1790 wurde die Not ſo arg, daß der Gouverneur ſich gezwungen ſah, 200 Sträflinge nach den Norfolk-Inſeln zu ſenden, obgleich auch dort nichts weniger als Überfluß herrſchte. Inzwiſchen gingen immer neue Transporte mit Sträflingen aus England ab, Maſſen von unwürdig zuſammengepferchten Unglücklichen, von denen nicht ſelten mehr als die Hälfte während der langen Überfahrt ſtarb. Die Überlebenden waren dann oft ſo ſchwach, daß ſie in Port Jackſon halbtot und wie Warenballen in Schlingen ausgeladen werden mußten. Lebensmittel, Saatgetreide und Vieh kamen dagegen nicht.

Gouverneur Phillip hat bei all dieſem Elend, das auch ihn oft zwang, von halben Rationen wie die Sträflinge zu leben, keinen Augenblick den Mut verloren. Er hat im Gegenteile bei dem Übermaße von Sorge, das ihm aus dem Baue der Häuſer, der Anlage der Gärten und Felder, der ſtändigen Bekämpfung von Hungersnot und Meuterei erwuchs, noch Zeit gefunden, ſein Intereſſe an der Entſchleierung des Innern zu bethätigen; ebenſo war er beſtrebt, mit den Eingebornen in friedliche Beziehungen zu treten. Nur eins war geeignet, ſelbſt dieſem beharrlichen, zähen Manne ſeine Stellung auf die Dauer zu verleiden: der paſſive, dafür aber um ſo nachhaltigere Widerſtand, den er mit jeder ſeiner Maßnahmen bei ſeinen eignen Truppen fand. Thatſächlich durchkreuzte bis Ende 1790 die Marinetruppe, von da an das für den Dienſt in

Australien eigens gebildete Neusüdwales-Korps jede seiner Anordnungen; ja, man setzte sich sogar über die Parlamentsakte hinweg, kraft deren Phillip sein Amt ausübte, um sich nur nach den Militärgesetzen zu richten.

Einen Nachfolger erhielt Gouverneur Phillip erst Ende 1795 in der Person Hunters, ebenfalls eines Seemanns, der schon die Expedition von 1787 begleitet hatte. Die fast dreijährige Zwischenzeit wird ausgefüllt durch das Regiment zweier Befehlshaber des Neusüdwales-Korps, des Majors Grose und des Kapitäns Paterson. Beider Amtszeit ist dadurch ausgezeichnet, daß die Mißstände, gegen die Phillip vergebens angekämpft hatte, ins Ungeheuerliche wuchsen. Vor allem nahm die allgemeine Trunksucht höchst bedenkliche Ausdehnungen an, hauptsächlich gefördert durch den ausgedehnten Handel mit Spirituosen, in dem die Mannschaften der Miliz wie auch ihre Vorgesetzten bei dem Mangel an Dienst ihre Hauptaufgabe sahen. Der bald auftauchende Name des „Rum-Korps" für die Truppe hat diese eigentümliche Dienstauffassung für alle Zeiten der Vergessenheit entrissen; für die Kolonie selbst brachte sie erklärlicherweise schwere Schäden mit sich. Anstatt die Sträflinge zu friedlichen, arbeitsamen Farmerfamilien zu erziehen, richtete man sie durch minderwertigen Alkohol zu Grunde; im Gefolge davon waren die gröbsten Unsittlichkeiten, haarsträubende Roheiten und unmenschliche Grausamkeiten an der Tagesordnung.

Auch Gouverneur Kapitän Hunter hat während seiner von September 1795 bis 1800 dauernden Amtszeit diesen Mißständen nicht zu steuern vermocht. Zwar machte er der Willkürherrschaft des Militärs ein Ende und setzte die längst abgeschafften Zivilgerichte wieder ein; zwar wurde die Herstellung von Spiritus in der Kolonie nach Kräften unterdrückt und der allgemeinen Unsittlichkeit gesteuert. Aber die Übel waren bereits zu tief eingewurzelt, als daß sie so schnell und von einem nicht sehr rücksichtslosen Manne, wie Hunter es war, hätten behoben werden können. So ging die Trunksucht ebenso ruhig weiter wie die üblichen Streitigkeiten der Weißen untereinander und mit den Eingebornen. Auch die ungeheuern Länderstrecken, die Hunters Vorgänger an die Offiziere und Beamten verteilt hatten, blieben in deren Besitz, ebenso wie die übergroße Anzahl von Sträflingen, über die sie schalteten und walteten wie über Sklaven. Dennoch wäre es ungerecht, wollte man die Amtsführung Hunters einseitig verurteilen; sie hat im Gegenteile die Entwicklung der Kolonie auf mehr als einem Gebiet nicht unerheblich gefördert. Zunächst hat die von seiten ihrer Besitzer zwangsweise erfolgende Bebauung großer Flächen dem Mangel an Lebensmitteln, dem Hauptübel der Kolonie selbst bis ins 19. Jahrhundert hinein, wirksam abgeholfen, während sie anderseits allerdings die Monopolisierung aller wirtschaftlichen Vorteile in den Händen Weniger mit sich brachte: beides übrigens die Gesichtspunkte, von denen aus Major Grose seinerzeit die Einrichtung getroffen hatte.

Einseitiger, doch nicht minder folgenschwer sind die beiden neuen Errungenschaften, auf die Hunters Amtszeit blicken kann. Erstens ist unter ihm die räumliche Kenntnis des Erdteils erweitert worden. Sie besteht in der 1797/98 erfolgenden Klarstellung der Inselnatur von Vandiemensland durch die Fahrt des Schiffschirurgen Baß, dem ersten Eindringen in die Blauen Berge und der Auffindung eines Kohlenlagers bei Point Solander. Dazu entdeckte man, daß die bei Beginn der Kolonisation entlaufnen Rinder angefangen hatten, sich im Innern zu großen Herden verwilderter Tiere zu entwickeln.

Die Einführung der auf Wollerzeugung gerichteten, planvollen Schafzucht, noch heute des wichtigsten Glieds in der Wirtschaft des Erdteils, ist unauflöslich mit dem Namen John Mac Arthurs verknüpft. In diesem Offizier hatte sich während des ganzen unerquicklichen

Kampfs zwischen dem Gouverneur und dem Militär die verhängnisvolle Neigung zu Herstellung und Vertrieb von Spirituosen mit am lebhaftesten verkörpert. Er war überhaupt ein praktisch veranlagter Kopf, dem unter anderm auch der australische Weinhandel seinen Ursprung verdankt. 1794 hatte Mac Arthur 60 bengalische Schafe aus Calcutta bezogen und diesen wenig später etliche irische Schafe hinzugesellt. Durch Kreuzung erzeugte er eine Rasse, die Haar und Wolle gemischt trug. 1797 bezog er, um eine feinere Wolle zu erzielen, durch Vermittlung befreundeter Schiffsoffiziere einige Schafe aus Kapstadt. Es waren zufällig feine Merinos, zum Segen des Erdteils: diese paar Tiere und wenige, später hinzutretende gewöhnliche Kapschafe sind als Keim riesiger Herden die Grundlage des heutigen Reichtums Australiens.

Mac Arthurs Zuchtergebnisse waren großartig. Als er 1801 aus Anlaß eines Zweikampfs mit einem Kameraden nach England befohlen wurde, nahm er Wollproben eigner Zucht mit und legte sie in London Sachverständigen vor. Diese urteilten ungemein günstig. Mac Arthurs Vorschlag, ihm in Australien Land und Sträflinge zu überlassen zu dem Endzwecke, durch einen Großbetrieb die englische Wollindustrie mit australischem Material zu versehen, drang erst im Oktober 1804 durch. Der neue Staatssekretär Lord Camden wies den Gouverneur von Neusüdwales an, Mac Arthur 5000 Acres (2000 Hektar) für Weidezwecke auf immer zu überlassen, ihm als Hirten Sträflinge zu geben und ihm überhaupt jede mögliche Unterstützung zu teil werden zu lassen. Der Gouverneur erließ daraufhin eine Verfügung, worin die Bewilligung von Ländereien zu Schaf- und Viehzucht allgemein ausgesprochen wurde; Mac Arthur aber erhielt das von ihm gewählte Land im besten Teile der Kolonie, am Mount Taurus im Cowpasturebezirke, wo man 1795 die verwilderten Rinderherden angetroffen hatte. Mit seiner durch Zukäufe in England und Australien vergrößerten Stammherde begann er dort seine Wirtschaft, die er dem Staatssekretär zu Ehren Camden Estate benannte. Sie ist der Ausgangspunkt der neuen, rasch aufblühenden Wollerzeugung geworden.

Gouverneur war seit 1800 Philip Gidley King, ein Mann, der wie kein andrer vorbereitet erschien, den verfahrnen Karren der australischen Kolonisation aus dem Sumpfe herauszuziehen. King ist derselbe Mann, dem wir schon als Vizegouverneur von Norfolk begegnet sind (S. 250), wo er sich in zehnjährigem Kampfe wider die Unzulänglichkeit der Natur und die Böswilligkeit seiner Schutzbefohlnen ausgezeichnet bewährt hatte. Die Erbschaft, die er übernahm, war wenig erfreulich. Das Neusüdwales-Korps war im Lande mächtiger denn je und hatte auch soeben eine Probe seines Einflusses in London dadurch gegeben, daß es den Vorgänger Kings gestürzt hatte. Demgemäß stand auch der Branntweinhandel in voller Blüte; lagerten doch nicht weniger als 20,000 Gallonen (rund 90,000 Liter) in Sydney allein. Auch für Waren andrer Art hatten die Beamten und Offiziere thatsächlich ein Monopol, das für sie sehr erträglich war, wenn es auch nicht 1200 Prozent Verdienst brachte, wie der Schnaps. Kings erster Schritt war, diesem Unwesen zu steuern. Von der Regierung in London ermächtigt, die Landung von Spirituosen in Port Jackson von seiner Zustimmung abhängig zu machen, verbot er im Herbst 1800 deren Einfuhr und Handel ohne besondre Erlaubnis. Was trotzdem zu Schiff ankam, wurde entweder zurückgeschickt (in einem einzigen Jahre, nach Zimmermann, nicht weniger als 32,000 Gallonen oder 144,000 Liter Spirituosen und 22,000 Gallonen oder 100,000 Liter Wein), oder aber von King aufgekauft und zu billigem Preis abgegeben. Die Billigkeit sorgte dann schon allein dafür, daß der wucherische Handel von ehedem aufhörte.

Welche Aufnahme die Maßnahmen Kings bei den Mitgliedern des Neusüdwales-Korps fanden, läßt sich leicht denken, besonders wenn man in Betracht zieht, einen wie festen Rückhalt

dieſe gerade damals in London beſaßen. Durch die unaufhörlichen europäiſchen Kriege war die Zufuhr ſpaniſcher Wolle nach England ſtark ins Stocken geraten, ſo daß die Vorſchläge Mac Arthurs, die Induſtrie von Auſtralien aus mit Rohſtoff zu verſorgen, dankbar angenommen wurden. Mac Arthur ſelbſt gewann damit im Heimatland eine vorzügliche Stellung, damit aber auch das ganze Neuſüdwales-Korps, deſſen einflußreichſtes Mitglied er war. Zu offnen Feindſeligkeiten gegen den Gouverneur iſt es bei aller Erbitterung des Korps nicht gekommen. Wohl machte das Korps dem Gouverneur das Leben ſo ſauer wie möglich durch die mannigfaltigſten Übertretungen ſeiner Beſtimmungen, was King mit der Beſchränkung der Befugniſſe der Truppe auf rein militäriſche Angelegenheiten beantwortete; aber das alles ging doch nicht ſo weit, daß es den Gouverneur gehindert hätte, Mac Arthur bei ſeinem auf die Wollerzeugung gerichteten Unternehmen offen und ehrlich zu fördern. Trotzdem reichten die endloſen Unannehmlichkeiten vollkommen hin, King im Juli 1805 zur Niederlegung ſeines verantwortungsvollen Amts zu bewegen. Er ging, ohne von der Londoner Regierung, die ſeinen Gegnern ſtets mehr Gehör geſchenkt hatte als ihm, Dank zu erwarten oder zu erhalten; er durfte aber das Bewußtſein mit ſich nehmen, für die Kolonie Großes geleiſtet zu haben.

Geographiſch wichtig und für die ſpätere Koloniſation bedeutungsvoll war die in Kings Amtszeit fallende Feſtlegung der weſtlichen Süd- und der Oſtküſte zwiſchen Kap Stephens (33° ſüdl. Breite) und Kap Palmerſton (22° ſüdl. Breite), ſowie die Aufnahme des Carpentaria-Golfs durch Matthew Flinders. Auch die eigentliche Beſitzergreifung des Erdteils durch weitausgreifende Beſiedlung iſt ſein Werk. Sie war verurſacht worden durch die unausgeſetzten Bemühungen der Franzoſen, in Auſtralien feſten Fuß zu faſſen. King betonte zwar ſchon den franzöſiſchen Forſchern gegenüber die ältern Rechte Englands, erachtete es aber gleichzeitig doch für nötig, dieſe Rechte durch eine ſofortige Beſiedlung verſchiedner Plätze allgemein ſichtbar zu machen. 1803 wurde Vandiemensland beſetzt, indem, gleichzeitig zur Abſchiebung der gemeingefährlichſten Sträflinge, am linken Ufer des Derwent die Kolonie Reſtdown (ſpäter in Risdon verderbt) gegründet wurde; um dieſelbe Zeit erfolgte von London aus der erſte (freilich mißlungne) Siedlungsverſuch in Port Phillip, der großen Bucht, an der heute Melbourne liegt; und ſchließlich wurde der Grund zu Dalrymple an der Nordküſte von Vandiemensland und zu Newcaſtle, dem heutigen zweiten Hafen von Neuſüdwales, gelegt.

Auch mit den nationalwirtſchaftlichen Erfolgen konnte King am Ende ſeiner Laufbahn zufrieden ſein. Beim Abgange Phillips 1792 waren etwa 1700 Acres (680 Hektar) unter dauernder Kultur geweſen, und die Zahl der Nutztiere hatte kaum nach Dutzenden gezählt; 1796, ein Jahr nach Hunters Antritt, hatte der Nutzviehbeſtand im Lande 5000, die Zahl der unter dem Pfluge befindlichen Acres 5400 (2100 Hektar) betragen. Für Auguſt 1798 ſind die Zahlen nach Jenks: 6000 Acres (2400 Hektar) und 10,000 Stück Vieh; für Auguſt 1799: 8000 Acres (3200 Hektar) und 11,000 Stück Vieh. Die weiße Bevölkerung hatte bei Hunters Dienſtantritt 4000 Seelen betragen; bei ſeinem Weggange 1800 zählte ſie, nach Moſſman, deren 6000. Unter Kings fünfjährigem Gouvernement hatte ſich dieſe Erbſchaft zu folgenden Zahlen entwickelt. 1806 waren, nach Zimmermann, an Ländereien vergeben oder für die Krone vorbehalten 165,882 Acres (66,353 Hektar); davon waren gelichtet 20,000 (8000). Von ihnen waren 6000 Acres mit Weizen, 4000 mit Mais, 1000 mit Gerſte, 185 mit Kartoffeln beſtellt; 433 dienten als Gartenland. Von dem vergebnen Gebiete waren im Beſitze von Beamten 15,620, von Offizieren 20,697 Acres; 18,666 Acres waren Eigentum von 405 entlaßnen Sträflingen. An freien Anſiedlern waren 112 vorhanden; dazu gab es noch 80 entlaßne Matroſen

und Soldaten und 13 in der Kolonie geborne Leute. Der Viehbestand war damals folgender: 566 Pferde, 4790 Rinder, 23,110 Schafe, 2283 Ziegen, 7019 Schweine, zusammen 37,768 Tiere. Die weiße Bevölkerung endlich betrug 1806: 9462 Köpfe. Davon waren 5172 Männer, 1701 Frauen, 2589 Kinder.

Kings im Juli 1805 ernannter Nachfolger war William Bligh, in geographischen Kreisen längst bekannt durch seine wundersame Meerfahrt, die ihn 1789 im offnen Boote durch weite Teile des Stillen und des Indischen Ozeans geführt hatte. Als Kapitän des Schiffes Bounty beauftragt, den Brotfruchtbaum von Tahiti nach Westindien zu verpflanzen, war er auf der Fahrt von der wegen seiner grausamen Strenge unzufriednen Mannschaft mit 18 Mann in ein Boot ausgesetzt worden, auf dem er nach längerer Fahrt nach Batavia gelangte, während die übrige Mannschaft teils nach Tahiti zurückkehrte, teils auf der Pitcairn-Insel den nachmals so oft geschilderten Kleinstaat gründete. Blighs wunderbare Rettung hatte seinem Charakter nichts von seiner ursprünglichen Schroffheit genommen; als Befehlshaber eines Linienschiffs hatte er durch seine Härte eine Meuterei seiner Mannschaft hervorgerufen, und auch in Neusüdwales, wo er Mitte August 1806 eintraf, verstand er es durch unmenschliche Strenge sich von vornherein höchst unbeliebt zu machen. An ehrlichem Willen, das Gedeihen der im besten Aufblühen begriffnen Kolonie zu fördern, hat es ihm sicher nicht gefehlt, wohl aber an richtigem Verständnisse. Willkür jeder Art, ungeheure Prügelstrafen selbst freien Ansiedlern gegenüber, Niederreißung von Häusern, deren Lage ihm nicht behagte, die 1807 zwangsweise erfolgte Überführung der Kolonisten von Norfolk nach Vandiemensland: das alles waren Schritte, die den neuen Herrn verhaßt machten, der außerdem die bessern Leute zurückstieß, um sich dafür mit übelbeleumundeten Personen zu umgeben.

Der Zwischenfall, der die Erbitterung zum Ausbruche machte, ist, wie sich Edward Jenks in seiner „History of the Australasian Colonies“ ausdrückt, das malerischste Ereignis in der Geschichte der jungen Kolonie. Seinen Weisungen zufolge, die ihn anhielten, die gegen die Übermacht des Neusüdwales-Korps gerichteten Maßnahmen Kings fortzusetzen und vor allem dem noch immer nicht ausgerotteten Branntweinhandel entgegenzutreten, hatte Bligh im Februar 1807 eine Verordnung erlassen, die Herstellung und Vertrieb von Spirituosen gänzlich verbot und auch die Aufstellung von Destillierapparaten in Privatbesitz untersagte. Nun hatte Mac Arthur für seine auch im Weinbau unternommnen Versuche (S. 252 oben) einen Destillierapparat aus England kommen lassen. Dieser wurde weggenommen und auf Befehl des Gouverneurs zurückgeschickt. Die dadurch zwischen beiden Männern entstandne Spannung wurde verschärft durch Blighs Beschuldigung, Mac Arthur habe die 5000 Acres Weideland auf Grund falscher Angaben erhalten. Mac Arthurs Rechtfertigung durch Hinweis auf die Verfügung des Privy Council beantwortete Bligh schließlich in der Weise, daß er ihn, als ein Deportierter auf eins der Schiffe des Züchters geflohen war, vor Gericht befehlen ließ und ihn, als er der Vorladung nicht Folge leistete, verhaftete. Mochte Bligh sachlich das bestehende Recht zum großen Teile für sich haben, so war sein scharfes Vorgehen in Ansehung der geachteten Stellung Mac Arthurs unklug. Der Zorn des Neusüdwales-Korps machte sich denn auch sofort in Thaten Luft. Auf Betreiben der Offiziere befreite Major Johnston am 26. Januar 1808 den Gefangnen, besetzte das Regierungsgebäude, erklärte auf Verlangen Mac Arthurs und andrer angesehner Kolonisten den Gouverneur für abgesetzt und schickte ihn gefangen an Bord eines im Hafen liegenden Schiffs. Alle Verwaltungsbeamten, die zum Gouverneur gehalten hatten, wurden abgesetzt oder gefangen genommen; die Kolonie wurde

unter Kriegsrecht geſtellt und faſt zwei Jahre lang, bis zu der am 31. Dezember 1809 erfolgten Ankunft des neuen Gouverneurs, von Johnſton und den Mitgliedern ſeines Korps geleitet. Mac Arthur ſelbſt war im Wiederaufnahmeverfahren einſtimmig freigeſprochen worden.

Die Stellungnahme der britiſchen Regierung zu dem unliebſamen Vorfalle hat lange auf ſich warten laſſen. Zunächſt kam die Kunde von dem Geſchehnen erſt gegen Ende des Jahrs nach England; dort aber war man ſo ſehr durch den Krieg mit Napoleon beſchäftigt, daß es noch ein Jahr dauerte, bis man ſich zu Schritten gegen die Revolutionäre entſchloß. Ihr Überbringer war Lachlan Macquarie. Johnſton wurde unter der Anklage der Meuterei in ſtrenger Haft nach England abgeführt; alle nach Bligh's Verhaftung vollzognen Ernennungen und Landzuweiſungen wurden für null und nichtig erklärt, alle frühern Beamten wieder eingeſetzt. Bligh, der immer noch auf ſeinem Schiff in Auſtralien weilte, wurde als Gouverneur anerkannt, aber ſofort abberufen und durch Macquarie erſetzt; Mac Arthur endlich wurde des Lands verwieſen. Er zog damit das ſchlechteſte Los; wirtſchaftlich am meiſten intereſſiert, mußte er dem Land und ſeinen Unternehmungen jahrelang fern bleiben. Erſt 1817 durfte er nach Camden Eſtate zurückkehren. Johnſton erging es beſſer; er wurde, dank den Aufklärungen Macquaries über Bligh's Charakter und Handlungsweiſe an maßgebender Stelle, lediglich verabſchiedet. Bligh ſelbſt endlich wurde in der Heimat mit Ehren überhäuft; er ward Admiral, Fellow of the Royal Society und iſt am 7. Dezember 1817 geſtorben.

Macquarie war nicht allein von England herübergekommen; er brachte vielmehr ein ganzes Linienregiment Soldaten mit ſich. Es bedeutete das nichts weniger als einen vollkommnen Syſtemwechſel. Das Neuſüdwales-Korps wurde dem engliſchen Heer einverleibt und für immer von Auſtralien zurückgezogen; anſtatt dieſer durch einen zwanzigjährigen Aufenthalt in einer Strafkolonie verdorbnen Truppe verfügte der Gouverneur von Stund an über wohlgeſchultes reguläres Militär. Macquarie hatte überhaupt einen viel leichtern Stand als alle ſeine Vorgänger. Zwanzig Jahre der Arbeit hatten trotz aller Hemmungen und Stillſtandszeiten große Werte geſchaffen, und beſonders nach Kings umſichtiger Amtsführung war die Kolonie mächtig aufgeblüht. Weiße Koloniſten gab es 1810 bereits 11,590; 7615 Acres waren unter dem Pfluge; die Zahl des Hornviehs betrug 12,442, die der Schafe 25,888; die Zölle brachten jährlich gegen 8000 Pfund Sterling.

Unter dieſen günſtigen Verhältniſſen konnte die Thätigkeit Macquaries vorwiegend bejahender, handelnder Natur ſein, was auch ſeiner Veranlagung am meiſten entſprach. Er war darin das gerade Gegenteil von Bligh, deſſen Anlagen lediglich auf das Niederhalten von Übelſtänden gerichtet waren, während ihm jegliches Organiſationstalent abging. Macquaries erſte Sorge war die Schaffung von geordneten Zuſtänden in Sydney; er hat es faſt neu gebaut. Anlage guter Straßen, Einführung von Konſtabelwachen, Bau öffentlicher Gebäude, beſonders von Schulen und Kirchen, Anlage von Promenaden: alles das iſt ſein Werk. 1816 kam dazu die Errichtung der erſten Bank; ihr folgte drei Jahre ſpäter eine Sparbank. Auch die Anlegung guter Wege in der Umgebung der Stadt ſowie die Regelung der Flußbetten ließ er ſich angelegen ſein; überhaupt förderte er die Bodenkultur nach jeder Richtung, nicht zuletzt durch äußerſte Freigebigkeit in Landbewilligungen. Neben der ausgedehnten Inanſpruchnahme öffentlicher, das heißt heimatlicher Mittel für ſeine Reformen hat ihm dieſe Freigebigkeit ſchon damals viele Vorwürfe zugezogen, in England wie in Auſtralien.

Den auf die Hebung der innern, ſittlichen und wirtſchaftlichen Zuſtände der Kolonie gerichteten Bemühungen ſteht Macquaries Beſtreben, den Koloniſationsbereich zu erweitern,

gleichwertig gegenüber. Seine vier Vorgänger im Amte waren allesamt Seeleute gewesen, deren geographische Interessen sich mit Entdeckungsfahrten die Küsten entlang erschöpft hatten. Umriß und Gestalt des australischen Festlands waren dabei zwar endgiltig festgelegt worden; vom Innern hingegen kannte man ein volles Vierteljahrhundert nach der Landung in Botany-Bai nicht mehr als den schmalen Landstreifen zwischen der Küste und den im Westen herüberwinkenden Blauen Bergen, die seit jeher für unübersteiglich gegolten hatten. Macquarie bewog die Kolonisten zu neuen Versuchen, und 1813 fanden endlich Wentworth, Blaxland und Lawson einen Weg durch das Gebirge, dahinter aber unabsehbare Ebenen fruchtbaren Lands. Macquarie nahm trotz der Hunderte von Kilometern ungangbarsten Geländes zwischen Sydney und dem neuen Gebiete sofort den Bau einer Straße in die Hand, die bereits 1815 eröffnet werden konnte. Gleichzeitig wurde die Ortschaft Bathurst als Mittelpunkt des Neuerschloßnen angelegt, das sehr bald der Sitz einer regen Weidekultur und der Ausgang eines schnellen Aufblühens der Kolonie wurde.

Neusüdwales hatte diese zweite Blüte nicht zum wenigsten der günstigen Zeitlage zu verdanken, in der jene Entdeckung und Aufschließung erfolgt war. Mit dem Ende der napoleonischen Kriege hatte England freie Hand bekommen; auch Private brachten den überseeischen Besitzungen wieder mehr Interesse entgegen. Neusüdwales ward jetzt das Ziel einer immer reichlicher strömenden Einwanderung, die zu den bisherigen Ansiedlern, die entweder ausgediente Soldaten oder entlaßne Sträflinge waren, einen großen Prozentsatz freier Ansiedler brachte. Macquarie selbst stand den Neuen keineswegs freundlich gegenüber; er huldigte von Anfang an der Auffassung: Australien den Deportierten, und suchte den Zufluß freier Zuwanderer mit allen Mitteln zu unterbinden. 1818 setzte er es sogar durch, daß diesen die freie Überfahrt, die seit Gründung der Kolonie üblich gewesen war, entzogen wurde. Die Folgen gestalteten sich dann allerdings anders, als Macquarie erwartet hatte: wohl blieb der kleine Mann weg, nicht aber der Bemittelte. Der aber konnte gleich zum Großbetrieb übergehen: er brauchte dazu nur Schafe zu kaufen; Land und Sträflinge als Hirten stellte ihm die Regierung. So ward er Großgrundbesitzer; dem Sträfling aber war durch Macquaries Maßnahmen durchaus nicht geholfen worden. Die offenbare Begünstigung des unfreien Teils der Bevölkerung rief, bei aller Beliebtheit Macquaries, im Laufe der Zeit eine Gegenströmung unter den Freien hervor, die schließlich sogar zur Abberufung des verdienten Gouverneurs führte. Geschürt wurde die Mißstimmung der Regierung gegen ihn außerdem durch die Hetzereien der Großgrundbesitzer. Diese beanspruchten für ihren Weidebetrieb ausgedehnte Flächen Landes; der Gouverneur aber war auf den Schutz des aus dem entlaßnen Sträfling hervorgegangnen Kleinbauern eingeschworen — das war für die erstarkende Wollindustrie Anlaß genug, die Abberufung Macquaries anzustreben und 1821 auch durchzusetzen.

Seine Thaten konnten Macquarie noch mehr mit Befriedigung erfüllen als vorher King die seinigen. Schon die Zahlen bieten einen ganz andern Anblick als die frühern: 1821 betrug die weiße Bevölkerung der Kolonie rund 39,000 Köpfe; 32,267 Acres Land waren unter Kultur; man zählte 103,000 Stück Hornvieh, 4564 Pferde und mehr als eine Viertelmillion Schafe. Das jährliche Einkommen des Gemeinwesens betrug 30,000 Pfund Sterling. Dazu die vortrefflichen innern Einrichtungen und die begründete Hoffnung, daß der Einwandererstrom nicht versiegen würde — kurz, der Scheidende durfte dem Gefühle Raum geben, daß seine elfjährige angespannte Thätigkeit allein es gewesen war, die Australien dem Sumpfe der Verderbtheit, einer anscheinend hoffnungslosen Lage entrissen hatte.

c) Die Entwicklung von Neusüdwales bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Wie Macquaries Amtsantritt einen Systemwechsel in der Verwaltung mit sich gebracht hatte, so war auch sein Abgang von einem solchen begleitet. Jener hatte die Zivilverwaltung an die Stelle der militärischen gesetzt; dieser setzte an die Stelle der Autokratie die Anfänge einer Verfassung. Selbstherrscher waren in der That alle Gouverneure der Kolonie bis dahin gewesen; sie hatten nach eignem Ermessen die Art der Kolonisation bestimmt und die gesetzgebende Behörde verkörpert; ja, sie waren sogar die höchste Berufungsinstanz. Zwar waren sie dem britischen Kolonialamt verantwortlich; aber London war weit, und die politische Lage Europas sorgte schon dafür, daß man sich um Australien nicht allzuviel kümmern konnte. Bligh's Wahlspruch: my will is the law (mein Wille ist das Gesetz) ist bezeichnend für diese Auffassung. Solange die Hauptmasse der Bevölkerung aus Deportierten bestand oder aus solchen hervorgegangen war, mochte die Vereinigung unumschränkter Befugnisse in einer Hand angebracht sein; in dem Augenblicke, wo die freie Bevölkerung überwog, wurde sie unhaltbar. Schon 1812 war die Schaffung eines Beirats aus der Mitte der Beamten und Kolonisten angeregt worden; Macquarie jedoch hatte eine solche Einrichtung, die sich in allen andern englischen Kolonien bewährt hatte, für Australien nicht geeignet gehalten.

Mit seinem Weggange wurde die Beschränkung der Macht des Gouverneurs endlich zur Thatsache. Die Akte vom 19. Juli 1823 setzte diesem einen Beirat zur Seite, dem jedes Gesetz zur Zustimmung vorgelegt werden mußte; seine fünf bis sieben Mitglieder übten auch eine beschränkte finanzielle Kontrolle aus. Nur im Fall eines Aufstands hatte der Gouverneur diktatorische Gewalt. Stimmte die Mehrheit des Beirats gegen ein Gesetz, so mußte es der Krone zur Entscheidung vorgelegt werden. Auch auf juristischem Gebiete waren die Reformen durchgreifend. Bis jetzt war der Gouverneur die höchste Instanz in allen Rechtsfragen gewesen; jetzt wurden ihm diese überhaupt entzogen zu gunsten eines obersten Gerichtshofs nach englischem Muster. Nur die Berechtigung der Begnadigung von Verbrechern, vorbehältlich der Genehmigung der englischen Regierung, blieb dem Gouverneur.

Der erste Gouverneur, der unter diesen neuen Formen regierte, war Sir Thomas Brisbane (1821—25). Seine Verwaltung hielt sich streng innerhalb der dem Gouverneur gezognen Schranken; dafür wandte er aber sein Hauptaugenmerk der weitern Erforschung und Erschließung des Erdteils zu. Der Lauf des Murray und Murrumbidgee wurde jetzt festgelegt; man drang quer durch das Land bis zur Südküste in der Nähe des heutigen Melbourne vor, forschte an den Gestaden Queenslands und Nordaustraliens und sicherte den Erdteil durch Ansiedlungen an verschiednen weit entlegnen Punkten vor den erneuten Nachstellungen der Franzosen. Auch die erste Sternwarte auf australischem Boden hat Brisbane angelegt.

Wirtschaftlich bedeutungsvoller als die Früchte dieser mehr wissenschaftlichen Thätigkeit sind die Wirkungen seiner Stellungnahme zu der Kolonisation des neu erschloßnen Binnenlands. Noch Macquarie hatte die Ansiedlung im Innern von seiner persönlichen Genehmigung abhängig gemacht. Brisbane war liberaler; er gab der unaufhaltsam sich steigernden Zahl der freien Einwanderer das Land für Weidezwecke frei und räumte auch der 1824 mit einem Kapital von einer Million Pfund Sterling in England gegründeten Australian Agricultural Company nicht weniger als eine Million Acres (4000 qkm) Land bei Port Stephens und in den Liverpool Plains ein. Auch Produktion und Handel erfuhren von ihm jede Art der Förderung; 1825 waren 45,514 Acres unter dem Pfluge; mehr als 4000 Zentner Wolle wurden ausgeführt,

und gegen 30 australische Schiffe betrieben Fischerei und Handel. Die Einnahmen (mehr als 70,000 Pfund Sterling) hatten sich seit 1821 mehr als verdoppelt.

Noch zwei bedeutsame, ihrem Wesen nach verschiedenartige Ereignisse fallen in Brisbanes Amtszeit: die Lostrennung der Insel Vandiemensland von Neusüdwales, und die formelle Erklärung der Preßfreiheit. Jene wurde 1823 beschlossen und trat 1825 in Kraft; diese wurde 1824 zwar verkündet, kam aber unter dem Nachfolger von Sir Thomas nicht zur Geltung. Ihre thatsächliche Ausübung fand sie erst seit dem vierten Jahrzehnt unter Bourke (S. 260).

Brisbanes Nachfolger war Sir Ralph Darling, der von 1825—31 die Geschicke der Kolonie geleitet hat. Zum Liebling des Volks, wie sein Name sagt, hat er sich in den sechs Jahren seiner Amtsführung nicht gemacht. Zwar führte er die Ausdehnungspolitik seines Vorgängers mit Erfolg weiter und fügte Western Port im Süden und Sharksbay im Westen in die Reihe der englischen Stationen ein: auch diesmal galt es, der gemutmaßten Festsetzung Frankreichs zuvorzukommen; aber in der Kolonie selbst war seine Thätigkeit wenig geeignet, ihm Freunde zu erwerben. Die Deportierten hatten in seinen Augen überhaupt keinen Anspruch auf menschliche Behandlung, und auch die Freien behandelte er willkürlich und grausam. Zwei Soldaten, die ein Stück Zeug gestohlen hatten in der Absicht, nach Vandiemensland deportiert zu werden, ließ er ungeachtet des dahin lautenden Spruchs des inzwischen eingeführten Geschwornengerichts zusammenschmieden; dann ließ er ihnen je ein schweres eisernes Halsband mit Stacheln nach innen umlegen und zwang sie, in glühender Hitze beim Straßenbau zu arbeiten. Der eine der Unglücklichen, der an einer Herzkrankheit litt, starb nach einigen Tagen; der andre wurde geisteskrank. Für die seit Brisbanes Zeiten bestehenden Oppositionsblätter war dies Vorkommnis der Anlaß zu heftigen Angriffen; die Antwort war die Aufhebung der Preßfreiheit.

Verdienste hat sich Darling gleichwohl um die Entwicklung der Kolonie erworben. Dahin gehört sein Einschreiten gegen das Strauchrittertum oder die Bushranger und sein planvolles Vorgehen in der von Jahr zu Jahr schwieriger werdenden Landfrage. Die Londoner Regierung hat auf diesem Gebiete damals ungemein viel Versuche gemacht: bis zur Mitte des Jahrhunderts folgt eine „Regulation" der andern. Vor 1824 waren Ländereien grundsätzlich kostenlos abgegeben worden; die Belastung bestand lediglich in einer bestimmten jährlichen Abgabe (der Quitrent), deren stets nur geringe Höhe im Laufe der Jahre mehrfache Änderungen erfahren hatte: von 2 Schilling für 100 Acres bei den Freien, 6 Pence für 30 Acres bei den Freigelaßnen war sie allmählich auf 5 Prozent vom geschätzten Werte des Lands gesteigert worden. Gouverneur Brisbane hatte diese Bedingungen 1824 wesentlich verschärft. Er hatte zunächst die kostenlose Abgabe von Land überhaupt aufgehoben und den Kaufpreis für den Acre auf 5 Schilling festgesetzt; außerdem aber hatte er die seit Gründung der Kolonie zu Recht bestehende Verpflichtung, auf je 100 Acres Land einen Sträfling zu erhalten und zu ernähren, dahin abgeändert, daß an Stelle des einen Sträflings jetzt deren fünf traten. Dazu kam dann noch eine Quitrent von 2 Schilling für je 100 Acres. Selbst diese Bedingungen waren gegenüber der ungestümen Nachfrage nach Land unzulänglich, so daß Darling 1828 zu dem Auswege griff, ein eignes Landamt zu errichten. Für die Regelung des Geschäfts der Austeilung von Land an die Bewerber war das ein unleugbarer Fortschritt. Die Lösung der Landfrage selbst brachte es indessen ebensowenig, wie die 1831 von London ergangne Verfügung, wonach das Land vom Gouverneur öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden sollte. Mindestsatz waren 5 Schilling für den Acre, wie bei der Verfügung Brisbanes von 1824; das Höchste einer an einen Käufer abzugebenden Fläche war 9600 Acres.

Der Zweck dieser Beschränkung war die Unterdrückung der damals bereits wild ins Kraut geschoßnen Landspekulation. Das Land sollte wirklichen Ansiedlern offen gehalten werden; außerdem sollte nur so viel in Bewirtschaftung genommen werden, wie den Bedürfnissen der Kolonie entsprach. Schließlich war es wesentlich, auch an die Zukunft mit ihren wachsenden Landansprüchen zu denken. Der unausgesetzten Fürsorge der Regierung haben die Erfolge nicht entsprochen. Beim Abgange Darlings 1831 hatte das Areal des verkauften oder verpachteten Lands 3,422,000 Acres betragen, die von den 51,155 weißen Kolonisten selbstverständlich nicht sämtlich unter Kultur gehalten werden konnten. In dem kurzen Zeitraum von 1831—35 stieg diese Zahl um nicht weniger als 585,000 Acres, die im Auktionswege erstanden worden waren. Die Regierung hatte dafür die Summe von 202,600 Pfund Sterling vereinnahmt; sie hatte aber auch gleichzeitig die Gewißheit, daß von den Ländereien nur der kleinere Teil für sofortige Kulturzwecke erworben worden war — der große Rest war lediglich Spekulationskauf. Das galt auch von den 1,548,700 Acres, die in den Jahren 1836/40 öffentlich verkauft wurden (1836: 389,500; 1837: 368,600; 1838: 315,300; 1839: 285,900; 1840: 189,400 Acres). Die in ihnen zum Ausdruck gelangenden Flächen sind viel zu riesig, als daß sie selbst der regen Einwanderung jener Jahre gegenüber den thatsächlichen Landanspruch wiedergäben. Immerhin ist ihre Höhe ein Zeichen für den kräftigen Aufschwung, dem die Kolonie damals entgegenging, eine Blüte, die allerdings schon zu Anfang der vierziger Jahre von einer verhängnisvollen wirtschaftlichen Krise unterbrochen wurde: ihre Anfänge sprechen sich bereits in den oben angeführten Zahlen von 1839 und 1840 aus.

α) Die Landfrage.

Neben der unsinnigen Landspekulation bereitete noch eine andre Gewohnheit des Landerwerbs der Regierung schwere Sorgen: die rein australische Sitte des Squattens. Wort und Begriff sind ursprünglich in Nordamerika beheimatet; aber verhältnismäßig bedeutsamer als für die Geschichte der Vereinigten Staaten ist die Ausübung der damit bezeichneten Thätigkeit für die Entwicklung Australiens geworden. Sie bestand lediglich darin, daß Viehzüchter auf eigne Faust, ohne jede Erlaubnis und ohne Zahlung von Kaufgeld oder Quitrent, Landflächen in Weide und Benutzung nahmen und dadurch der Möglichkeit einer gesetzmäßigen Verteilung an spätere Bewerber entzogen. Mit der Natur des Weidebetriebs an sich hängt es zunächst zusammen, daß diese Flächen stets eine recht bedeutende Ausdehnung besaßen. Sollte es außerdem nicht zu fortwährendem Zank und Streit unter den Herdenbesitzern kommen, so blieb diesen kein andrer Ausweg als der aller Weidegenossenschaften unter einfachen Verhältnissen, ja aller primitiven Wirtschaft überhaupt: da das Land keine natürlichen Grenzen bot, zur Errichtung künstlicher aber weder Neigung oder Zeit, noch Mittel vorhanden waren, so erzielte man eine reinliche Scheidung einfach dadurch, daß man breite Flächen zwischen den einzelnen Betrieben unbenutzt liegen ließ. Der ursprüngliche Charakter der Grenze als eines Saums, wie er so schön in den Ödländereien und Urwaldzonen afrikanischer Dorfstaaten zu Tage tritt, wie er aber auch in der Jugendzeit europäischer Kulturvölker (im alten Deutschland bis in die Staufer-zeit) die Regel war, kam also auch hier wieder zur Geltung.

Für die Regierung erwuchsen daraus die mannigfachsten Schwierigkeiten. Sie hatte den gesamten Erdteil von Haus aus für ihr Eigentum und alles Land als Kronland erklärt. Sie hatte damit zwar das unbestreitbare Recht der unumschränkten Verfügung über die Ländereien; anderseits aber lag ihr ebenso unbestreitbar die Verpflichtung ob, deren Verteilung derart zu

leiten, daß alle an der mit allen Kräften zu fördernden Entwicklung der Kolonie Beteiligten: Mutterland, Kolonialregierung und Ansiedler, zu ihrem Rechte kamen. Das war jedoch bei dem sich gerade unter dem Squattertum schnell entwickelnden Interessengegensatze zwischen Großgrundbesitz und Kleinbetrieb, zwischen Viehzucht und Ackerbau, keine leichte Aufgabe.

Zu ihrer Lösung hat man die mannigfachsten Versuche unternommen. Bereits 1833 hatte der Gouverneur Sir Robert Bourke (1831—38) dem Überhandnehmen des Squattertums durch eine Verordnung zu steuern gesucht, die der eigenmächtigen Besetzung von Land jeden Rechtstitel absprach. Als das nichts half, vielmehr immer zahlreichere Viehzüchter ihr Heil im Innern suchten, sobald im Küstengebiet das Futter knapp wurde, schritt 1836 das Parlament zu einer Untersuchung, als deren Ergebnis sich im großen und ganzen die Beibehaltung der Verordnung von 1831 ergab. Ein Teil der Kommissionsmitglieder hatte für hohe Landpreise gestimmt; andre hingegen hatten den bisherigen Mindestpreis von 5 Schilling für den Acre schon für zu hoch gehalten, weil gerade hohe Landpreise die erste Veranlassung zum Squatten seien. Deshalb wurde der Gouverneur von Neusüdwales ermächtigt, den genannten Mindestpreis nach Bedarf noch zu ermäßigen.

Auch dieses Mittel hat den beabsichtigten Erfolg nicht gehabt. Die eigenmächtige Besetzung weiter Gebiete des Innern nahm im Gegenteil immer größere Ausdehnung an; und blutige Kämpfe mit den Eingebornen, Streitigkeiten unter den Squattern selbst und eine immer heftiger werdende Unzufriedenheit der durch die Vorwegnahme des Lands benachteiligten Kleinbauern waren an der Tagesordnung. Darum machte bereits 1837 ein neuer Erlaß des Gouverneurs in Anbetracht der Unmöglichkeit, das Squatten selbst nur unter eine bescheidne Kontrolle zu stellen, die Berechtigung zu seiner Ausübung von der Zahlung einer bestimmten Gebühr abhängig; wer diese bezahlte, hatte das Recht, sich im Innern, gleichviel wo, als Farmer niederzulassen. Aus ihrem Ertrage wurde eine neue Polizeitruppe errichtet und unterhalten, die für Ruhe und Ordnung sorgen sollte.

Wie zu erwarten war, hat auch diese Einrichtung nicht alle Mängel, die nun einmal mit einem jungen Wirtschaftsbetriebe verbunden sind, behoben. Zwar blühte die Viehzucht und damit deren Ertrag riesig auf: zählte man doch 1839 bereits eine Viertel Million Stück Hornvieh und mehr als eine Million Schafe; zwar füllte sich der Staatssäckel unter der Schwere der damals auf 10 Pfund Sterling jährlich festgesetzten Weidegebühr, zu der für jedes Schaf noch ein Penny, für jedes Rind 3 Pence und jedes Pferd 6 Pence Abgaben traten; zwar hat lediglich der Unternehmungsgeist der Herdenbesitzer die Kolonie wirtschaftlich selbständig gemacht (von der 1840 auf 5 Millionen Pfund Sterling gestiegnen Ausfuhr entfiel der bei weitem größte Teil auf die Wollproduktion). Aber ebenso unbestreitbar ist es auch, daß einmal die Einheitlichkeit der Gebühr schwere Mißstände mit sich brachte, und daß außerdem die dadurch nur geförderte Wirtschaftsform des Großweidebetriebs die gesamte soziale Entwicklung der weißen Bevölkerung des Erdteils tiefgreifend, aber nicht segensreich beeinflußt hat.

Allerdings war ja die Berechtigung zur Landnahme von der Zahlung der Gebühr abhängig, aber darüber hinaus die Wahl der Lage des Lands wie auch seine Ausdehnung gänzlich in das Belieben des Kolonisten gestellt. An übergroßer Bescheidenheit hat keiner von ihnen gelitten: jeder nahm so viel, wie er konnte oder wie die Nachbarschaft der bereits besetzten Gebiete gestattete. Unter diesen Umständen fiel die Mehrzahl der Weideplätze bei weitem größer aus, als für das Grasen der Tiere des Besitzers nötig war, selbst wenn man die oft als Grund angeführte Rücksicht auf den Zuwachs der Herden gelten lassen will; und Besitztümer

von der Größe eines deutſchen Fürſtentums waren nichts Seltnes. Solange freies Land im Überfluſſe vorhanden war, mochte das hingehen. Als es aber anfing, knapper zu werden, machten ſich dieſe Beſitzrieſen als Koloniſationshinderniſſe um ſo unangenehmer geltend, als nunmehr auch die gewaltigen Ungleichheiten des Beſitzſtands offenkundig zu Tage traten. Was in dieſer Beziehung auf die Rechnung der Verfügung von 1837 zu ſetzen iſt, lehren wenige Beiſpiele. Abgeſehen von der übereilten großen Landanweiſung an die Australian Agricultural Company (1 Million Acres) und von den Schenkungen an die Offiziere und Beamten des Neuſüdwales-Korps hatten ſich die Landverleihungen der erſten Jahrzehnte des Jahrhunderts in durchweg mäßigem Rahmen bewegt: mehr als ein paar Hundert Acres nannte ſelbſt der Reichſte nicht ſein eigen. Wie anders ſtanden die Herdenkönige des 4. und 5. Jahrzehnts da! Als der Gouverneur Gipps 1845 den Beſitz einiger Koloniſten einer genauern Prüfung unterzog, fand er, daß in einem Bezirk acht Leute unter ebenſoviel Lizenzen 1,747,000 Acres benutzten, während in demſelben Bezirke neun andre unter neun Lizenzen nur (!) 311,000 Acres hatten; die vier größten Viehzüchter der Kolonie beſaßen 7,750,000 Acres, d. h. ſie verfügten über ein Gebiet, mehr als doppelt ſo groß wie das Königreich Sachſen.

Die Ungeheuerlichkeit ſolcher Beſitzflächen konnte nicht ohne Nachteile für das Ganze bleiben. Wie der Weidebetrieb auf der einen Seite große Räume verlangt, ſo bedingt er auf der andern, zumal unter den günſtigen klimatiſchen Verhältniſſen Auſtraliens, doch nur die Mitarbeit weniger Hände; ſelbſt die größten Schafzüchtereien beſchäftigen dauernd ſehr wenige Leute. Damit ergibt ſich ſofort ein doppelter Schaden für die Geſamtheit der Bevölkerung: die Wollerzeugung bringt zwar viel Geld ins Land, läßt es aber nicht rollen, ſondern legt es in wenigen Händen feſt und befördert damit den Kapitalismus. Hand in Hand damit geht die *Unmöglichkeit*, die *Bevölkerungsdichtigkeit* über einen geringen Minimalſatz hinaus zu *ſteigern*. Wo auf Hunderten von Quadratkilometern noch kein Dutzend Hilfskräfte benötigt wird, wo ferner die Anſiedlung andrer, ſelbſtändiger Koloniſten einen Schnitt ins Fleiſch des Herdenbeſitzers bedeuten würde, da kann keine bemerkenswerte Volksdichte erſtehen. Thatſächlich fällt ja auch in der Gegenwart noch die ländliche Bevölkerung des Innern gegenüber der ſtädtiſchen der Küſtengebiete der Zahl nach kaum ins Gewicht.

Bedenklicher jedoch als alle dieſe Mängel der Verordnung von 1837 war die Unabhängigkeit der *Größe* des beanſpruchten Lands von der einmaligen Zahlung der Gebühr, weil ſie dem allgemeinen Rechtsgefühl zuwiderlaufen mußte. Wer Glück hatte oder rückſichtslos genug war, konnte für ſeine 10 Pfund Sterling ein Königreich erwerben, während der Nachbar nur eine Scholle ſein eigen nannte. Thatſächlich hatten die Inhaber der vorhin erwähnten Rieſenflächen keinen Penny mehr bezahlt als jeder andre Koloniſt, der nach Erlaß jener Verordnung Land erworben hatte. Merkwürdigerweiſe ging das Beſtreben, dieſen unhaltbaren Zuſtand zu beſeitigen, nicht von der Bevölkerung ſelbſt aus, die kurzſichtig genug war, in der augenblicklichen ungehinderten Ausnutzung des Weidelands das Heil der Kolonie zu ſehen, ſondern es iſt lediglich das Verdienſt des eigenmächtigen, aber weiterblickenden Gouverneurs George *Gipps*, der ſeit 1838 in Sydney am Ruder war, den Verſuch gewagt zu haben, der Ausdehnung des Squattertums vorzubeugen. Er erließ im April 1844 eine Verordnung mit rückwirkender Kraft, wonach jeder Squatter gehalten war, zur Aufrechterhaltung ſeiner bisherigen Beſitztitel mindeſtens 320 Acres Land im Auktionswege zu erſtehen; etwaige Landverbeßrungen ſollten ihm dabei vergütet werden. That er das nicht, ſo ſetzte er ſich der Gefahr aus, von irgend einem andern Squatter, der die vorgeſchriebne Bedingung erfüllte, aus ſeinem Sitze verdrängt zu werden.

Die Aufnahme dieser Verordnung bei der Bevölkerung war die denkbar schlechteste. Seitens der bedrohten Viehzüchter ist das erklärlich; aber auch aller andern Kreise bemächtigte sich eine starke Erregung, einesteils über den Inhalt der Verordnung, anderenteils aber über die Rücksichtslosigkeit, mit der Gipps das seit 1842 bestehende Parlament von Neusüdwales, das Legislative Council, dabei behandelt hatte: er hatte ihm weder seinen Plan vorgelegt, noch ihm von der vollzognen Thatsache amtlich Mitteilung gemacht. So groß war die Entrüstung, daß man mit Petitionen ans Londoner Parlament und bis zur Königin ging, um die Zurücknahme der Verordnung oder wenigstens eine Milderung der scharfen Bestimmungen zu erlangen. Aber Gipps betonte der Regierung des Mutterlands gegenüber, daß die Fortführung des bisher geübten Verfahrens die Krone sehr bald sämtlichen verfügbaren Lands berauben würde, und erzielte damit und mit dem Nachweise, daß die schlimmsten Hetzer die größten Grundbesitzer seien, die Aufrechterhaltung seiner Bestimmungen; nur in Kleinigkeiten kam man den Squattern entgegen. Bei alledem läßt sich nicht leugnen, daß die Verordnung von 1844 neben den Viehzüchtern auch das Land schwer treffen mußte, wenn man die damalige schlechte wirtschaftliche Lage Australiens ins Auge faßt. Diese hing aufs engste mit einer andern Frage zusammen.

β) Die Deportationsfrage.

Den ersten vier Jahrzehnten der kolonialen Entwicklung Australiens ist die Frage, ob die Einfuhr englischer Sträflinge nützlich oder schädlich sei, vollständig fremd gewesen. Erst um die Zeit, wo die Freien an Zahl zu überwiegen begannen und der Zuzug anständiger englischer Landleute ein genügendes Angebot freier Arbeit mit sich brachte, machten sich Strömungen geltend, den noch immer reichlichen Zufluß heimatlicher Verbrecher abzudämmen oder doch abzulenken. Zu gunsten dieser Bestrebungen sprach die Beobachtung, daß die Anwesenheit so vieler sittlich minderwertiger Leute im Lande (von 60,794 Bewohnern von Neusüdwales waren im Jahre 1833 nicht weniger als 16,151 Sträflinge, 1836: 27,831) im höchsten Maß entsittlichend auf jung und alt wirkte, daß die Kosten für die Unterhaltung der Gefangnen die Finanzen der Kolonie immer schwerer belasteten, und daß die Zahl der Verbrechen und Strafthaten unter ihnen eine geradezu entsetzliche Höhe erreichte.

Gleichwohl wäre in absehbarer Zeit an keine Änderung der bestehenden Verhältnisse zu denken gewesen, wenn nicht auch in England unter dem Einflusse der Beobachtung, daß auch hier die Deportation die Hauptschuld an der erschrecklichen Zunahme der Verbrechen trüge, eine gleich starke Strömung behufs Abschaffung der verfehlten Einrichtung entstanden wäre. Während sich die Bevölkerung Englands, wie Alfred Zimmermann ausführt, von 1805—41 um 79 Prozent vermehrt hatte, war die Zahl der Verbrechen um 482 Prozent gestiegen, und von 1834—43 mußte man allein 38,844 Sträflinge deportieren. Die Deportation galt eben in den Kreisen, für die sie in Frage kam, für keine Strafe. Dieser Strömung war es zu danken, daß eine vom Unterhaus eingesetzte Kommission 1838 die baldige Einstellung der Versendung von Sträflingen nach Neusüdwales und Vandiemensland empfahl und es als wünschenswert bezeichnete, den Verbrechern nach Verbüßung ihrer Strafzeit den Weg zur Auswanderung nach andern Ländern möglichst zu ebnen. Den Australiern, die doch so oft um Einstellung der Deportation gebeten hatten, gingen diese Beschlüsse zu weit; sie fürchteten, die bisherigen billigen Arbeitskräfte zu verlieren, und ersuchten nunmehr wiederum um Beibehaltung der alten Einrichtung, jedoch ohne Erfolg. Schon 1839 wurde die 1826 errichtete Strafkolonie Moretonbai aufgehoben, und am 22. Mai 1840 ward auch Neusüdwales aus der Reihe der

Deportationsländer gestrichen. Nur Vandiemensland und Norfolk behielten vorläufig den alten Charakter noch bei (vgl. S. 264 und 271).

Für Neusüdwales brachte dieser auch vom menschenfreundlichen Standpunkt hochbedeutsame Schritt eine Reihe schwerer Jahre mit sich. Noch 1839 hatte das Areal des an Kolonisten verkauften Lands 285,900 Acres betragen; 1840 betrug es nur noch 189,400, um 1841 auf 86,300, 1842 gar auf 21,900 Acres zusammenzuschmelzen. Ursache für diesen auffallenden Rückgang war zunächst der Mangel an Arbeitskräften, der mit der Aussetzung der Sträflingssendungen sofort fühlbar wurde, fernerhin aber *der allgemeine wirtschaftliche Niedergang*, der schnell über das ganze Land gekommen war. Seine Ursachen waren: das Sinken aller Lebensmittelpreise, das mit der geringern Nachfrage der Gefängnisverwaltungen Hand in Hand ging, das Ausbleiben der bisherigen, jährlich im Durchschnitte nicht weniger als 200,000 Pfund Sterling betragenden, in Metallgeld ausbezahlten Unterstützungsbeiträge Englands, und der Umstand, daß zwar die Preise, nicht aber auch die Arbeitslöhne sanken. Dazu kam, daß Edelmetalle im Lande selbst noch nicht gewonnen wurden, und außerdem, daß unter dem starken Rückgange der Landverkäufe die Regierungskassen sehr bald völlige Ebbe zeigten. Dem abzuhelfen, schritt man zur Einziehung der zahlreichen rückständigen Quitrents, was seinerseits wieder neue Verlegenheiten der Ansiedler mit sich brachte. Und nichts war gebessert, als man 1842 ein neues Gesetz erließ, das den Mindestpreis für den Acre auf ein Pfund Sterling festsetzte; sofort gingen die Landverkäufe noch mehr zurück: 1843 auf 4800 Acres, 1844 sogar auf 4200. Erst mit dem Weichen der Krisis beginnen diese Zahlen wieder zu wachsen: 1845 auf 7200, 1846 auf 7000 Acres.

Der Umschlag zum Bessern fällt mit dem Sturze des englischen Ministeriums Peel am 26. Juni 1846 zusammen. Der neue Kolonialsekretär, Graf Henry *Grey*, schwenkte wieder mehr in die alten Bahnen ein und gestattete die Erteilung von Weiderechten mit Vorkaufsrecht auf 14 Jahre; gleichzeitig wurden auch die Bestimmungen über die Eintreibung der Quitrent erheblich gemildert. Noch weiter auf diesem Wege ging die Landgesetzgebung im folgenden Jahr, indem am 9. März 1847 der Gouverneur von Neusüdwales die Ermächtigung erhielt, in unbesiedelten Gegenden Flächen von 16,000 oder 32,000 Acres auf 8 oder 14 Jahre zu *verpachten*. Jeder Pächter erhielt mit seinem Vertrage das Recht, 640 Acres zum festen Preise von 640 Pfund Sterling als Heimstätte zu erwerben und die Pacht nach Ablauf der 14 Jahre auf weitere fünf erneuert zu erhalten. Die Pacht richtete sich nach der Höhe der Viehzahl; eine Weide, die für 4000 Schafe genügte, sollte 10 Pfund Sterling kosten. Der Pachtvertrag bedingte gleichzeitig das Vorkaufsrecht des Pächters. Die Landfrage hat für Neusüdwales damit für anderthalb Jahrzehnte ihre *endgiltige* Regelung erfahren. Zwar fanden die Bestimmungen keine allgemeine Zustimmung; im Gegenteil, infolge der von neuem losbrechenden wilden Landspekulation und der Benachteiligung der bereits fest besiedelten Gebiete kam es in diesen zu heftigen Kundgebungen. Die Regierung hatte indessen weder Neigung noch Zeit, das eben mühsam zu Ende geführte Werk zu zerstören und von neuem zu beginnen, und die Rufe nach Abänderung verhallten ungehört.

Die Ursache für dieses Verhalten des Mutterlands ist in den Verlegenheiten zu suchen, die ihm infolge der Aufhebung der Deportation nach Neusüdwales die Unterbringung seiner Verbrecher bereitete. Vandiemensland war bald überfüllt; der Plan aber, in Nordaustralien eine neue Verbrecherkolonie zu gründen, erwies sich als unausführbar. Somit drängte sich der Gedanke, die länger als ein halbes Jahrhundert hindurch so aufnahmefähigen Gebiete

Ostaustraliens von neuem mit Verbrechern zu beglücken, um so mehr wieder auf, als sowohl die inzwischen im Süden entstandne Kolonie Port Phillip (seit 1851 „Victoria") laut nach billigen Arbeitskräften rief, wie es auch in Neusüdwales noch manchen Grundbesitzer gab, der die alten Verhältnisse mit ihrem Arbeiterüberflusse sehnlichst zurückwünschte. Beides ermutigte die Regierung in London 1848 zur Wiederaufnahme des alten Verfahrens; die Verfügung von 1840 wurde aufgehoben und die Einrichtung neuer Strafkolonien ins Auge gefaßt.

Zur Ausführung sind diese Pläne nicht gekommen. Einmal hatte die Überzeugung von der Verderblichkeit der Deportation in Neusüdwales bereits zu allgemein und zu tief Wurzel gefaßt; dann aber gestaltete sich auch der Widerstand der inzwischen stark herangewachsnen Schar der freien Arbeiter gegen den drohenden Wettbewerb so kräftig und nachhaltig, daß wenigstens die älteste der australischen Kolonien für die Zukunft von dem unerwünschten Geschenke verschont blieb. Nur zwei mit Sträflingen beladne Schiffe hat man 1849 hinübergeschickt: die Insassen des einen durften in Sydney landen, aber nur, um heimlich von Privatleuten gemietet und ins Innere geschafft zu werden; das andre, das in Melbourne zu landen versuchte, mußte mit voller Ladung umkehren. Der kraftvolle Widerstand der Bevölkerung ist in der Folge nicht ohne Wirkung geblieben. 1851 hörte Neusüdwales, das zwischen 1788 und 1839 nicht weniger als 59,788 Sträflinge erhalten hatte, endgiltig auf, als Deportationsgebiet in Frage zu kommen; für Victoria waren die Aussichten kaum minder günstig, und 1853 hatte auch Vandiemensland, das seit 1803 die ungeheure Zahl von 67,655 Sträflingen vom Mutterlande bezogen hatte und um jenen Zeitpunkt 20,000 der schwersten Verbrecher beherbergte, es durchgesetzt, von fernerm Zuflusse verschont zu werden. Nach 1853 kam als australisches Deportationsgebiet nur Westaustralien noch in Frage, da Südaustralien von Haus aus auf andrer Grundlage aufgebaut worden war. Allzulange hat die Einrichtung indessen nicht mehr gedauert; 1868 ward sie auch hier aufgehoben, nachdem von 1849—68 rund 10,000 Sträflinge eingeführt worden waren. Seitdem hat sich Australien einer gleichmäßig aus Freien zusammengesetzten Bevölkerung erfreuen dürfen.

D. Die Entstehung und Entwicklung der Tochterkolonien bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

a) Die kolonisatorische Wirkung der Erweiterung der räumlichen Kenntnis des Erdteils.

Mit der innerstaatlichen Entwicklung von Neusüdwales, wie sie sich während des vierten und fünften Jahrzehnts vorwiegend in der Behandlung der Land- und der Deportationsfrage kundgibt, hielt die räumliche Erweiterung des kolonisierten Gebiets gleichen Schritt. Während es sich aber bei der Landfrage zunächst nur um die Aufteilung der Gebiete gehandelt hatte, die im Bereich etwa des heutigen Neusüdwales lagen, strebte diese räumliche Erweiterung weit über jenen Rahmen hinaus. In der ersten jugendlichen Aufwallung versuchte sie sogar, den gesamten Erdteil mit einem Male zu umfassen; erst nach Erkennung der geringen eignen Kraft beschränkte man sich auf die Besiedlung nur weniger Gebiete, die zudem auf den Rand des Erdteils höchst ungleichmäßig verteilt sind: während sie sich im Südosten und Osten häufen, steht der ferne Westen vereinzelt da, und der Norden geht ganz leer aus.

Diese eigentümliche Verteilung hängt aufs engste mit der Entstehungsgeschichte der einzelnen Tochterkolonien zusammen, die ihrerseits wieder stark durch den Gang der geographischen Erforschung Australiens beeinflußt wird. Im allgemeinen ging diese voran, und die

Beſiedlung folgte ſpäter. Nur bei der Gründung Weſtauſtraliens iſt das Verfahren umgekehrt: dort ſetzt die Beſiedlung an einem ſeit langem bekannten Punkt ein; die Erforſchung des Hinterlands iſt dann Sache ſpäterer Jahrzehnte.

Der erfolgreiche Vorſtoß von Wentworth, Blaxland und Lawſon im Jahre 1812 über die Blauen Berge ins Innere des Lands (S. 256) hatte den Forſchungseifer mächtig angeregt. Die Jahre 1817 und 1818 brachten die Entſchleierung des ausgedehnten Weidegebiets um die Liverpool-Ebene durch J. Oxley. 1824 drangen die jungen Koloniſten Hamilton Hume und William Hovell als die Erſten von Sydney aus durch den ganzen Südoſten des Erdteils über die Quellflüſſe des Murrumbidgee und des Murray bis in die Nachbarſchaft von Geelong, nahe dem heutigen Melbourne. Gleichzeitig erweiterte der Botaniker Allen Cunningham die Forſchungen Oxleys nach Norden bis zu den Darling Downs (1827). In den Jahren 1828 und 1829 endlich erfolgten die bedeutſamen Reiſen Charles Sturts im Stromgebiete des Darling-Murray; dadurch wurden ſowohl die Anſichten von der Hydrographie des Lands auf neue Grundlagen geſtellt, wie anderſeits auch die koloniale Entwicklung Auſtraliens in andre Bahnen geleitet. In dieſer Beziehung ſind überhaupt alle dieſe Reiſen folgenreich geweſen. An die Reiſe von Hume und Hovell knüpft die erſte erfolgreiche Gründung von Port Phillip an; Allen Cunninghams Spuren folgen vereinzelte Schafzüchter des Innern und legen damit den wahren Grund zum ſpätern Queensland; für die Gründung von Südauſtralien ſchließlich iſt lediglich der günſtige Bericht Sturts über das Gebiet zwiſchen dem untern Murray und dem Vincentgolfe verantwortlich.

Die Reiſen ſpäterer Jahre haben im allgemeinen, mit einer Ausnahme, keine politiſchen Folgen gezeitigt, nachdem der Kern zu den neuen Staatsweſen einmal gelegt worden war. Geographiſch ſtehen ſie deshalb zum großen Teile nicht hinter jenen Erſtlingsvorſtößen zurück, und über den wirtſchaftlichen Wert oder Unwert des Lands haben ſie zweifellos Gründlicheres gebracht als die erſten flüchtigen Reiſen. Das gilt vor allem von den Expeditionen, die ſich mit der völligen Klarſtellung des Darling-Murray-Stromſyſtems befaſſen, alſo den Reiſen des Majors Thomas Livingſtone Mitchell, dem dieſe That nach ſechsjährigem zähen Bemühen 1836 gelang; es gilt von desſelben Manns Aufdeckung des Innern von Victoria („Australia felix“), und es gilt nicht minder von den Unternehmungen des kühnen Edward John Eyre (geb. 1815, geſt. Jan. 1902) auf dem Boden des innern Südauſtraliens, im dortigen tiefgelegnen Seengebiet und an der ſchauerlich öden Südküſte entlang bis zum König-Georg-Sunde (1839—41). Schließlich gilt es auch von den zahlreichen Forſcherzügen in das Innere von Weſtauſtralien.

Viel Erfreuliches hat die Mehrzahl aller dieſer Reiſenden nicht zu berichten gehabt; von Victoria abgeſehen, lauteten alle Nachrichten über den wirtſchaftlichen Wert wenig ermutigend oder ganz verneinend. Nur der Nordoſten bildet hierin eine rühmliche Ausnahme; hier haben denn auch noch viel ſpätere Reiſen Wirkungen erzielt, die ſich in gewiſſer Weiſe mit denen der erſten Erforſcher des Innern zu meſſen vermögen. Es ſind die Reiſen unſers Landmanns Ludwig Leichhardt, denen dieſe Zauberwirkung eigen geweſen iſt, und Queensland und Nordauſtralien ſind die Gebiete, die dem Deutſchen ihre eigentliche Entdeckung und Erſchließung zu verdanken haben. Man ſagt in der That nicht zu viel, wenn man behauptet, Leichhardts großartige Reiſe von den Darling Downs bis Port Eſſington (1844—46) habe das koloniſierbare Gebiet des Erdteils um das geſamte nordöſtliche Drittel vergrößert. Die Koloniſten brauchten nur den Spuren des Forſchers zu folgen, um in den Beſitz einer kaum meßbaren Fläche nutzbaren Lands zu gelangen.

Ein der gesamten Australienforschung vor der Mitte des 19. Jahrhunderts eigner Zug ist ihre Beschränkung auf den Rand des Erdteils; der Kern wird gar nicht erstrebt. Ihre Erklärung findet diese Erscheinung in der Neuheit des Arbeitsgebiets; bevor nicht der breite Randgürtel in der Mehrzahl seiner Teile durchforscht war, lag kein Anlaß vor, das eigentliche Innere in Angriff zu nehmen. Selbst als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Mitte zum Ziel erkoren wurde, hat der Mangel an etwas greifbar Lockendem den Gang der Forschung erheblich gehemmt.

b) Die Kolonialgeschichte Tasmaniens (Vandiemenslands).

Von den sechs Kolonien, aus denen sich der australische Staatenbund zusammensetzt, sind nur drei: Tasmanien, Victoria und Queensland, die Töchter von Neusüdwales; Süd- und Westaustralien (wie auch Neuseeland) sind hingegen durch direkte Kolonisation von England aus entstanden. Bei dem Übermaße der Schwierigkeiten, mit denen Neusüdwales dauernd zu kämpfen gehabt hat, ist dieser Umstand nicht auffällig: bei Westaustralien ist schon die räumliche Entfernung vom Ostrande des Erdteils hinreichend, die einheimische Unternehmungslust zurückzuhalten; Südaustralien aber war seiner Entstehung nach ein derartig gewagtes Experiment, daß die Regierung in Sydney sehr wohl daran that, den unbeteiligten Zuschauer zu spielen. Im übrigen ist selbst hier im Osten des Australgolfs der Raumabstand nicht ganz ohne Belang; zum mindesten ist es kein Zufall, daß die drei Tochterkolonien mit der Mutter in einer Zone liegen. Anthropogeographisch höchst interessant ist dann weiter die Erscheinung, daß als erster Ableger die von Sydney verhältnismäßig weit entfernte Insel Vandiemensland gepflanzt ward, mit direkter Umgehung der benachbarten Festlandsgebiete, und daß selbst die ersten Schritte zur Gründung von Victoria, also eines dieser Nachbargebiete, nicht von Sydney, sondern von Vandiemensland aus gethan worden sind. Wohl selten hat sich der natürliche Vorzug, wie er der Inselage im Angesicht eines ausgedehnten Gegengestades eigen ist, so offenkundig bewiesen wie hier.

Der erste Schritt der australischen Mutterkolonie Neusüdwales auf dem Wege staatlicher Differenzierung war die Gründung der Strafkolonie Vandiemensland im Jahre 1803. Der Anlaß zu der Besiedlung war zunächst die Furcht vor französischen Einverleibungsgelüsten, die ja mehr als einmal den Grund zur Errichtung militärischer Posten an Australiens Küste gegeben hat. Nächstdem erachtete die englische Regierung es nicht für ersprießlich, allzu große Mengen von Verbrechern an einem einzigen Orte zu vereinigen, wie dies die immer wiederholte Beschickung Norfolks mit Sträflingen ja ebenfalls bewiesen hat (S. 250); vor allem schien es gut, wenigstens die bösartigsten auf der fernen Insel unschädlich zu machen. In Ausführung dieser Absichten entsandte der Gouverneur King (vgl. S. 253) den Leutnant Bowen mit einer Abteilung Soldaten und einigen Sträflingen nach Vandiemensland; hier wurde im Juni 1803 am linken Ufer der Derwentmündung eine Ansiedlung „Restdown" gegründet, eine Bezeichnung, die später in Risdon verderbt worden ist.

Um dieselbe Zeit hatte man in England den Plan gefaßt, die Ufer des kurz vorher entdeckten Port Phillip an der Südostecke des Festlands zu besiedeln. Mit der Ausführung wurde der Oberst Collins betraut, ein Mann, der als Richter bereits mit dem ersten Deportiertenschiff nach Port Jackson gekommen, lange Generaladvokat von Neusüdwales gewesen war und sich damals gerade in London befand. Am 3. Oktober 1803 landete die Expedition, die aus zwei Schiffen mit reichlich 300 Deportierten und der nötigen Wachtmannschaft bestand, im südlichen Teile des Port Phillip, etwa da, wo heute Sorrento liegt. Kleine Streifzüge ins Land

hinein ließen dieſes ſehr bald als kahl und unwirtlich erſcheinen, und als Collins auch nach längerm Suchen kein Waſſer fand, verließ er die Gegend am 27. Januar 1804, um ſeine Leute nach Vandiemensland hinüberzuführen, was King ihm auf ſein Erſuchen geſtattet hatte. Er ſegelte gleichfalls zur Derwentmündung, hob dort die Kolonie Bowens auf und legte am rechten Ufer des Fluſſes eine neue, gemeinſame Niederlaſſung am Fuße des Mount Wellington an. Zu Ehren des damaligen engliſchen Kolonialminiſters Lord Hobart nannte er ſie Hobarttown, eine Benennung, die 1881 in Hobart abgekürzt worden iſt.

Auch der Norden der Inſel blieb nicht unberührt. Gleichzeitig mit Collins' Expedition, und wie dieſe veranlaßt durch die Furcht vor franzöſiſcher Beſetzung, führte von Sydney aus der Oberſt Paterſon einen andern Haufen Sträflinge nach Vandiemensland, woſelbſt am Weſtufer von Port Dalrymple zunächſt die Ortſchaft Yorktown gegründet wurde. Ihre erſten Einwohner haben nicht recht heimiſch werden können; denn ſchon 1806 wurden ſie weiter ins Innere geführt und in einer neuen, nach dem in Cornwall gelegnen Geburtsorte Kings benannten Ortſchaft Launceſton angeſiedelt.

Die Inangriffnahme des neuen Koloniſationsfelds von entgegengeſetzten Seiten hat die Erforſchung der Inſel und damit die Erkennung ihrer wirtſchaftlichen Vorzüge ungemein beſchleunigt; zunächſt jedoch von der Regierung ungewollt und nicht gerade zu ihrer Beruhigung. Der dauernde Mangel an Lebensmitteln, wie er ſich in der erſten Zeit der Koloniſation in Neuſüdwales und Norfolk gezeigt hatte, ſtellte ſich bald auch in der neuen Pflanzkolonie ein. Die Urſache war einmal die ſtrenge Abſperrung, die nur Verbrecherſchiffen die Landung geſtattete; des fernern aber die völlige wirtſchaftliche Abhängigkeit von Neuſüdwales. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen mochte das nicht zu Unzuträglichkeiten führen; trat aber, wie es im Jahre 1806 infolge der großen Überſchwemmung durch den Hawkesbury-Fluß geſchah, in der Mutterkolonie Mangel ein, ſo konnte die Lage aller Anſiedler um ſo gefährlicher werden, als man um dieſe Zeit (1807) die Zahl der Bewohner von Vandiemensland noch um die geſamte Bevölkerung von Norfolk, das immer noch nicht recht gedeihen wollte, vermehrt hatte. Die Lebensverhältniſſe geſtalteten ſich unter dieſen Umſtänden auf Vandiemensland zunächſt nicht erfreulich. Lange Zeit hindurch war die Regierung gezwungen, es jedem Deportierten ſelbſt zu überlaſſen, ſich Nahrung, Kleidung und Obdach zu verſchaffen. Da man für jene das Känguruhfleiſch als geeigneten Notbehelf erkannte, ſo zerſtreuten ſich die Sträflinge alsbald über das ganze Innere. Das war vorteilhaft für die Erforſchung des Lands, nicht aber für die Herbeiführung geregelter Zuſtände unter den Koloniſten, und noch weniger für die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu den Eingebornen (vgl. S. 242). Das Vernichtungsverfahren war grauſam und unbarmherzig; aber es hatte wenigſtens den Vorzug der Kürze und Einheitlichkeit: gegen den Schwarzen ging die weiße Bevölkerung geſchloſſen vor. Der Sträfling tötete ihn aus reiner Mordluſt, der Anſiedler vertrieb ihn aus vermeintlicher Notwehr, und die Regierung ſuchte ſeiner habhaft zu werden aus Sucht nach Landgewinn. Die Geſamtwirkung der vereinigten Bemühungen war durchſchlagend; der berühmte „ſchwarze Krieg" von 1830 mit der koſtſpieligen Treibjagd des Gouverneurs Arthur (S. 243) kam faſt ſchon zu ſpät.

Die Beziehungen der Weißen untereinander haben ſich nicht ſo einfach geregelt. Der Angreifer iſt hier lediglich der Sträfling, dem als leidender Teil die Maſſe der Anſiedler und die Regierung gegenüberſtehen. Trotzdem hat der ungleiche Kampf die ſtaatliche und wirtſchaftliche Entwicklung um volle zwei Jahrzehnte verzögert. Manchem der zur Känguruhjagd beurlaubten Sträflinge, außerdem aber all den vielen aus den Strafanſtalten Entwichnen fiel es gar nicht

ein, von ihren Streifzügen ins Innere wieder in das Joch der Gefangenschaft zurückzukehren; sie gewannen bald Geschmack am freien Buschleben, thaten sich zu Banden zusammen, die von der Beraubung der weißen Ansiedler lebten, und legten mit dieser bequemen, für das Gedeihen der Kolonie aber wenig ersprießlichen Thätigkeit den Grund zu jenem wilden Bushrangertume, wie es bis 1830 für Vandiemensland so lästig geworden ist, und wie es sich später auch auf dem Festlande herausgebildet hat (vgl. S. 258). Ursachen für diesen Rückzug aus der menschlichen Gesellschaft waren für beide Arten von Flüchtlingen genügend vorhanden. Seit jeher war es in ganz Australien Sitte, die Sträflinge als Arbeiter den Kolonisten zu überweisen, was für jene besonders bei dem rauhern und rohern Teile der Ansiedler nicht immer eine glimpfliche Behandlung im Gefolge hatte; erbarmungslose Auspeitschung wegen des geringsten Vergehens war noch die mildeste Strafe. Dennoch konnten die im Privatjoche Schmachtenden noch von Glück sagen den andern Unglücklichen gegenüber, die in den von der Regierung errichteten Strafanstalten, von denen auf Vandiemensland das 1821 eingerichtete Macquarie Harbour und das 1832 hinzugefügte Port Arthur die berüchtigtsten geworden sind, untergebracht waren. Viele der Insassen haben es vorgezogen, ihrem Dasein freiwillig ein Ende zu machen; andre brachen aus, um in den unwegsamen Waldungen zu verkommen. Die Wenigen endlich, denen die Flucht gelang, fanden nun ihrerseits keinen Anlaß, die übrige, freie Menschheit im geringsten zu schonen; Raub, Mord und Brandstiftung sind für lange Zeit das Wahrzeichen des kolonialen Lebens auf Vandiemensland. Erst 1825 und 1826 gelang es dem thatkräftigen Gouverneur Arthur, durch einen raschen Feldzug des Unwesens Herr zu werden, wenigstens für einige Zeit; zwanzig Jahre später, unter dem Gouverneur Wilmot, ist es um so kräftiger wieder aufgeblüht.

Bei allem Ungemach, welches das Bushrangertum über die Insel brachte, war es ein Glück, daß sich die Schreckensauftritte und die Beunruhigung der seßhaften Einwohner vorwiegend auf das Innere beschränkten; die Süd- und Nordküste blieben im allgemeinen davon verschont und vermochten sich daher stetig, wenn auch langsam zu entwickeln. Collins selbst, der 1810 in Hobarttown starb, hat zwar von diesen Fortschritten nicht viel mehr zu sehen bekommen; er hatte sie mit dem schon 1807 begonnenen Bau der wundervollen Kunststraße von Launceston nach Hobarttown zwar angebahnt; sie indessen darüber hinaus zu fördern, hatte unter den obwaltenden Verhältnissen nicht in seiner Macht gelegen. Erst im Beginne des Jahrs 1813 traf Oberstleutnant Davey, sein Nachfolger, in Hobarttown ein. In die Zwischenzeit fällt der erstmalige Besuch des Gouverneurs Macquarie (S. 255) im November 1811, der insofern für Vandiemensland bedeutungsvoll geworden ist, als Macquarie mit der ihm eignen Regsamkeit ein wahres Füllhorn von Plänen über die Insel ergoß, den Bau von Straßen, öffentlichen Gebäuden, ja ganzen Städten anregte, vor allem aber den Gemeinsinn der bessern Bevölkerung zu wecken wußte. Eine wirkliche Organisation machte sich erst von jetzt an geltend; eine ihrer ersten Äußerungen war die Erklärung Hobarttowns zur Hauptstadt des Lands im Jahre 1812. Daveys bis 1817 währende Amtsführung hat die weitreichenden Absichten Macquaries kaum gefördert. Er selbst faßte seine Pflichten, wie Jenks sagt, mehr oder weniger als Scherz auf, spielte und trank mit jedermann und besaß nicht das mindeste Ansehn. Nur das Bushrangertum war ihm ein Dorn im Auge, und lediglich der Wunsch, es zu unterdrücken, führte ihn zu dienstlicher Bethätigung. Sie äußerte sich darin, daß er die ganze Insel unter Kriegsrecht stellte; außerdem aber verbot er jedem Einwohner, zur Nachtzeit ohne Erlaubnis sein Haus zu verlassen. Wenn unter diesen Umständen überhaupt Fortschritte zu verzeichnen sind,

ſo ſind ſie ausſchließlich Privaten zu verdanken. Bereits 1815 konnte die Kolonie Weizen, im folgenden Jahr auch Salzfleiſch nach Sydney ausführen. 1816 erfolgt auch die Gründung der erſten Zeitung in Hobarttown. Als Davey ſchied, zählte die weiße Bevölkerung reichlich 3000 Seelen, und ebenſoviel Acres waren unter Kultur. Rind- und Schafzucht aber fehlte noch.

Dieſe ſind eine Errungenſchaft erſt der nächſten Jahre. An Daveys Stelle trat William Sorell, ein verſtändiger Mann, der zunächſt keine größere Sorge kannte, als neben die aus Sträflingen hervorgegangne Bevölkerung freie, anſtändige Einwanderer zu ſetzen; nebenher wandte er aber auch der wirtſchaftlichen Entwicklung der Inſel wie der Unterdrückung des Buſhrangertums ſein Augenmerk zu. Auf dieſem Gebiete hat er, wie Davey, keine Erfolge zu erzielen vermocht; Einwanderer hat er hingegen in großen Maſſen herbeigezogen, dank ſeiner günſtigen Anerbietungen. Die Regierung gewährte nämlich nicht nur völlig freie Landloſe, ſondern lieferte auch den Unterhalt für ſechs Monate, lieh den geſamten Anfangsviehſtand wie die erſte Ausſaat und verbürgte obendrein Minimalpreiſe für die geſamte Erzeugung an Weizen und Fleiſch. Als 1821 der Gouverneur Macquarie nach zehnjähriger Pauſe zum zweitenmal den Boden Vandiemenslands betrat, diesmal, um für immer Abſchied zu nehmen, zählte die weiße Bevölkerung 7400 Seelen, die 14,000 Acres unter dem Pflug und 180,000 Schafe nebſt 35,000 Rindern auf der Weide hatten. Die Einführung planmäßiger Schafzucht fällt zwar in Sorells Amtszeit, iſt aber das Verdienſt des mehrfach erwähnten Oberſten Paterſon, der 1820 den bewährten Züchter Mac Arthur (S. 252) veranlaßte, ihm eine Ladung ſeiner berühmten Wollträger zu ſenden. Ein 1819 veranſtalteter Verſuch, Wolle auf den engliſchen Markt zu werfen, war kläglich mißlungen; 1822 wurden bereits 794 Ballen ausgeführt und vom Markte freudig aufgenommen. Heute iſt die Wollinduſtrie bekanntlich längſt das wirtſchaftliche Rückgrat der Kolonie. Daß unter dieſen Umſtänden die Koloniſten den auch perſönlich beliebten Gouverneur ungern ſcheiden ſahen, iſt erklärlich. Als er 1823 dennoch abberufen wurde, geſchah es unter allgemeinem Bedauern; eine Adreſſe an die Londoner Regierung beantragte ſogar ſeine Wiedereinſetzung.

Sorells Nachfolger, Arthur (1823—36; S. 243), iſt es ſo gut nicht geworden, trotz langer Amtszeit und trotz großer Verdienſte. Daran ſchuld waren einmal ſeine perſönlichen Eigenſchaften, zum andern ſeine unfreundliche dienſtliche Haltung den freien Anſiedlern gegenüber. Arthurs Dienſtantritt iſt mit bedeutſamen Veränderungen in der ſtaatsrechtlichen Stellung Vandiemenslands verknüpft. Das ſchnelle Anwachſen der weißen Bevölkerung während der letzten Jahre hatte den Mangel einer ſelbſtändigen Verwaltung fühlbar gemacht. Man war nicht nur in den das allgemeine Wohl berührenden Fragen von Sydney abhängig, ſondern ſelbſt die täglich auftauchenden Angelegenheiten waren dort zu regeln. Dabei gingen ſtets Wochen verloren, und wenn auch Macquarie dieſem Übelſtande dadurch zu ſteuern geſucht hatte, daß er dem Gouverneurleutnant größere Vollmachten einräumte, ſo war der Zuſtand auf die Dauer doch unhaltbar. In London ſah man das ein. So trennte man durch dieſelbe Parlamentsakte von 1823, die die Befugniſſe des Gouverneurs von Neuſüdwales einſchränkte, Vandiemensland ganz ab; es wurde zur ſelbſtändigen Kolonie erklärt, erhielt eigne Gerichtshöfe ſowie einen beſondern ausführenden Rat, kurz, es wurde Neuſüdwales gleichgeſtellt. Als Gouverneur erhielt es Oberſt Arthur.

An Arbeitsſtoff hat es dieſem, trotz des aufblühenden Zuſtands der Inſel, nicht gefehlt; ſeine mehr als zwölfjährige Dienſtzeit iſt vielmehr die bewegteſte in der ganzen Geſchichte Vandiemenslands. Eine volle Arbeitskraft beanſpruchte zunächſt die Regelung der Sträflingsfrage

Gleich nach seiner Ankunft war eine über 100 Mann starke Verbrecherschar aus Port Macquarie ausgebrochen und brandschatzte die Insel. Mit der verstärkten Militärmacht gelang es, des Unwesens Herr zu werden; 103 Übelthäter ließ der Gouverneur nacheinander hinrichten. Sanftheit den Verbrechern gegenüber war auch sonst keine Eigenschaft Arthurs, trotzdem er, genau wie Macquarie es seinerzeit für Australien gehalten hatte, seine Insel lediglich als für diese bestimmt erachtete. Die freien Ansiedler sah auch er als ein notwendiges Übel an. Der Ausfluß dieser einseitigen Stellungnahme war eine unausgesetzte, wenn auch nicht gerade väterliche Fürsorge für die Gefangnen. Als 1832 Port Macquarie an der Westküste wegen zu dichter Besiedlung aufgehoben werden mußte, richtete er in Port Arthur im Südosten eine neue Anstalt ein, in der das Gefängniswesen zu einer wahren Wissenschaft erhoben wurde.

Die zweite Aufgabe Arthurs war die Regelung der Eingebornenfrage (vgl. S. 243).

Trotz aller Unruhe, welche die Kämpfe mit den Sträflingen wie mit den Urbewohnern über die Insel brachten, waren sie doch nicht tiefgreifend genug, um das Gedeihen der Kolonie als solcher erheblich zu beeinträchtigen; Bevölkerung und Kulturfläche wuchsen gerade während Arthurs Amtsführung auffallend. Bei seiner Ankunft hatte jene etwas über 10,000 Seelen betragen; als er 1836 ging, hatte die Zahl sich vervierfacht, ebenso die bebaute Fläche. Die Zahl der Schafe erreichte damals annähernd eine Million; und der Handel, der 1823 etwa 25,000 Pfund Sterling betragen hatte, war auf über eine halbe Million gestiegen. Für die wirtschaftliche Aufschließung der Insel in großem Maßstabe hatte sich ferner in England die Van Diemen's Land Company gebildet, die zunächst 250,000, später weitere 100,000 Acres zugewiesen bekam; bis in die neuste Zeit hinein ist sie für die Entwicklung der Kolonie thätig gewesen. Für das Unterrichtswesen sorgten 29 Schulen, für den Gottesdienst 18 Kirchen. Auch in das Preßwesen, mit dem Arthur jahrelang einen ähnlich erbitterten Kampf geführt hatte wie in Australien Sir Ralph Darling (S. 258), war endlich Ordnung gekommen; seit 1828 herrschte vollkommne Preßfreiheit. Alles in allem konnten Arthur und die Kolonie mit den Ergebnissen zufrieden sein.

Die weitere Geschichte von Vandiemensland bis zum Beginne des zweiten, für alle australischen Kolonien etwa gleichzeitig und gleichmäßig eintretenden Zeitalters läßt sich in wenigen Worten wiedergeben. Arthurs Nachfolger war Sir John Franklin (1836—43), ein Mann, schon damals berühmt durch seine Erforschung nordpolarer Gebiete. Seiner ganzen Veranlagung nach mehr für wissenschaftliche Bethätigung geeignet, war er den mannigfachen Schwierigkeiten seiner verantwortungsreichen Stellung um so weniger gewachsen, als in seine Zeit der wirtschaftliche Niedergang in Australien fällt (vgl. S. 263). Dennoch hat auch er sich Verdienste um die Insel erworben. Die Organisation des Unterrichtswesens ist gänzlich sein Werk; er ist ferner der Begründer der Royal Society of Tasmania, hat die Durchführung des Werks von William Jackson Hooker über die Flora von Tasmanien ermöglicht, schließlich die geologische und naturwissenschaftliche Aufnahme der Insel durch Förderung vieler Reisenden eingeleitet. Seine Regierung ist die Zeit der Wissenschaft in Vandiemensland.

Die kurze Amtszeit seines Nachfolgers Sir Eardley Wilmot (1843—46) wird bereits durch den Kampf zwischen Bevölkerung und Londoner Regierung um das Aufhören der Deportation ausgefüllt. Vandiemensland hatte seit jeher den zweifelhaften Vorzug genossen, im Verhältnisse zu seinem Flächeninhalte mit großen Mengen von Verbrechern beglückt zu werden; die Schäden der Strafkolonisation in sittlicher und wirtschaftlicher Beziehung hatten sich daher gerade hier am meisten fühlbar gemacht, und schon 1835 war eine förmliche Bewegung gegen die

Einrichtung entstanden, die auf Einstellung der Landung von Sträflingen gedrungen hatte. Die Bewegung war auch in den folgenden Jahren nicht ganz zum Stillstande gekommen; und als nun am Beginne der vierziger Jahre die Gefangnen der Moretonbai nach der Insel übergeführt wurden, lebte sie sofort wieder kräftig auf. Geschürt wurde das Feuer unter Wilmots Regierung weiter durch die Herbeiführung von 2000 Gefangnen von der Norfolkinsel, die seit 1825 wieder Strafstation geworden war; schließlich durch die unausgesetzten Nachschübe aus England selbst. Bis 1844 betrug die Zahl der nach Vandiemensland geschickten Verbrecher 40,000; am wenigsten taugten hiervon die Norfolkmänner, von denen viele in den Busch entkamen, wo sie sich zu Räuberbanden von 100—500 Mann zusammenrotteten und nunmehr Kleinkrieg gegen jedermann führten. Sie zündeten die Häuser an, töteten die Bewohner, trieben das Vieh weg und ließen das alte Bushrangertum in seiner schlimmsten Form wieder erstehen.

Das schlug dem Fasse den Boden aus. Nun wurde die Bewegung gegen die Einrichtung der Strafkolonisation ganz allgemein. Man gründete einen großen Agitationsverband; und nach mehrjährigem Bemühen erreichte man unter Gouverneur William Denison, der seit 1846 Wilmots Nachfolger war, 1853 die Aufhebung der Deportation nach Vandiemensland.

c) Port Phillip (Victoria).

Das heutige Victoria ist richtiger eine Enkelin als eine Tochter von Neusüdwales: endgiltig ist es von Vandiemensland aus gegründet worden; nur die kurze Vorgeschichte ist rein australisch. Sie beginnt mit dem uns schon bekannten Versuche des Obersten Collins (S. 266), 1803 an den Gestaden des Port Phillip eine Strafkolonie anzulegen. Das Scheitern des Plans hatte zur Folge, daß sich durch mehr als zwanzig Jahre niemand um die als „unproduktiv und wenig versprechend" geltende Gegend kümmerte. Erst 1825 kam es auf die günstigen Berichte von Hume und Hovell hin (S. 265), nebenher aber auch wieder in der Absicht, den Franzosen zuvorzukommen, zu einer Wiederholung: an dem fälschlich für Port Phillip gehaltnen Westernport wurde die Strafstation Dumaresq gegründet; man fand indessen kein Wasser und zog 1828 die Ansiedlung wieder ein. Damit ist die Vorgeschichte zu Ende.

Die eigentliche Gründung von Port Phillip, wie das heutige Victoria bis 1851 hieß, geht auf private Unternehmungslust zurück. Den wenigen Fischern und Schiffern, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts im östlichen Teile der Südküste Australiens das Leben von Halbwilden führten, gesellte sich 1834 eine Familie Henty, indem sie sich an der Portlandbai niederließ. Sie hatte sich schon 1829 an dem verunglückten westaustralischen Unternehmen (vgl. unten, S. 275) beteiligt, dann in Vandiemensland Freiland zu finden gehofft und wagte nun, am Ende ihrer Mittel, den kühnen Schritt ins Ungewisse. Die nachträglich nachgesuchte Erlaubnis zur Besiedlung wurde behördlicherseits zunächst verweigert, späterhin jedoch, mit Rücksicht auf das immer noch befürchtete Eindrängen Frankreichs, gegeben.

Hentys Erfolg gab den Anstoß für ein weiteres Unternehmen, das wieder auf Port Phillip, den eigentlichen Kern der heutigen Kolonie Victoria, zurückgriff und aus diesem Grunde von vielen als der eigentliche Ausgangspunkt dieses Staatswesens angesehen wird. Der Leiter dieses Versuchs war John Batman, ein wohlhabender Schafzüchter von Vandiemensland. Er begab sich im Mai 1835 mit mehreren Genossen nach der Südküste Australiens, besah sich das Land und „kaufte" am 6. Juni 1835 für ein paar Dutzend Beile, Messer und Scheren, einige Decken, 30 Spiegel und 200 Taschentücher, sowie unter Zusicherung einer jährlichen Zahlung von rund 200 Pfund Sterling in Waren zwei gewaltige Gebiete von zusammen

600,000 Acres (2400 qkm), eine Fläche von annähernd der Größe des Großherzogtums Luxemburg. Die Folge war die Gründung einer Vereinigung verschiedner Ansiedler von Vandiemensland, der Port Phillip Association, und die Anlage der ersten Ansiedlung in Geelong. Der Kaufvertrag selbst wurde nach England gesandt; natürlich bezeichnete ihn die Regierung als wertlos: war das Gebiet englisch, so durften die Eingebornen ohne Genehmigung des Gouverneurs kein Land veräußern; war es nicht englisch, so hatte die Vereinigung keinen Anspruch auf englischen Schutz. Die Association, die das einsah, wurde mit 20,000 Acres im damaligen Werte von etwa 150,000 Mark abgefunden; 1836 bereits löste sie sich auf.

In England bestand anfangs wenig Neigung, die Anlage einer neuen Kolonie zu erlauben; man scheute die Kosten der Verwaltung und wollte auch die gerade geplante Niederlassung im nahen Südaustralien nicht unnötig der Gefahr eines scharfen Wettbewerbs aussetzen. Die Verhältnisse waren indes stärker als der Wille der Regierung. Noch am 26. August 1835 hatte der Gouverneur Bourke von Neusüdwales vor der Besetzung von Land ohne seine Erlaubnis gewarnt; schon ein Jahr später, im September 1836, sahen er und die englische Regierung sich infolge der unverhofft stark einsetzenden Einwanderung genötigt, das Land für die Kolonisation zu öffnen. Die weitern Entwicklungsstufen folgten schnell. Mit einem einzigen Verwaltungsbeamten, einem Kapitän Lonsdale, hatte 1835 die Verwaltung eingesetzt; schon im folgenden Jahre wurde sie um eine wirkliche Truppe von Konstablern, denen sich eine kleine Zahl von Landmessern zugesellte, erweitert. 1837 legte Sir Robert Bourke selbst den Grundstein zu Melbourne und Williamstown, und bereits 1842 erhielt jenes städtische Verwaltung. Mit 177 Kolonisten und etwa 26,000 Schafen hatte die Zählung vom Juni 1836 abgeschlossen; zwei Jahre später waren beide Ziffern um das Drei- und Vierfache gestiegen. Gleichzeitig betrug die Ausfuhr der jungen Kolonie bereits 12,000 Pfund Sterling, während die Einfuhr gar 115,000 Pfund erreichte. Wie in Neusüdwales war die Erwerbung von Land an den Kauf in öffentlicher Versteigerung geknüpft. Bei dem starken Einwandererstrome waren bis Ende 1841 nicht weniger als 205,748 Acres in feste Hände übergegangen, für die dem Landfonds, aus dem die öffentlichen Einrichtungen bestritten wurden, 394,300 Pfund Sterling zugeflossen waren. Dieser große Betrag ist bezeichnend für den Geldüberfluß, der damals im Lande herrschte. Bei dem Arbeitermangel galten Löhne von 10 Schilling den Tag noch nicht für hoch; ein Ochse kostete 12—15 Pfund, ein Pferd 100 Pfund und mehr, ein Schaf bis 3 Pfund. Champagner wurde, wie Alfred Zimmermann angibt, in solchen Massen getrunken, daß man die Straßen auf Meilen hinaus mit den Flaschen hätte pflastern können.

Die Reaktion blieb nicht aus. Die sehr bald eintretende Übererzeugung in Getreide und Vieh führte auf allen Gebieten zu einem Preissturze, der einen förmlichen Krach zur Folge hatte. Die Löhne gingen stark zurück; der Preis des Viehs zählte kaum so viele Schillinge wie vordem Pfund Sterling, und Hunderte von Geschäften stellten die Zahlungen ein. Die Krisis war heftig, aber kurz; sie ging schon um die Mitte der vierziger Jahre zu Ende. Seitdem hat, von dem wenig später einsetzenden Goldfieber und der Erklärung zur selbständigen Kolonie abgesehen, kein bedeutenderes Ereignis die Entwicklung von Port Phillip gestört; sie ging stetig, aber dabei rasch vor sich. 1840 war Melbourne zum Freihafen erklärt worden; 1843 betrug der Umfang des Handels der Kolonie bereits 341,000 Pfund Sterling, 1848 deren gar 1,049,000. In gleichem Maße nahmen auch die Einkünfte aus den Landverkäufen zu; von den 250,000 Pfund Gesamteinnahme der Kolonie im Jahre 1850 entfiel mehr als die Hälfte auf sie allein. Die Ausgaben blieben hinter den Einnahmen um 30 Prozent zurück.

Angenehm berührt das leidlich gute Verhältnis, das von Anfang an zwiſchen Koloniſten und Eingebornen beſtanden hat. Es geht zu einem Teil auf das verſtändige Vorgehen der erſten Anſiedler zurück; zum andern iſt es das Verdienſt des durch ſeine merkwürdigen Schickſale bekannten William Buckley, eines Sträflings, der, 1804 der Collinsſchen Expedition entflohen, volle 32 Jahre unter den Eingebornen gelebt hatte und nun Unterhändler zwiſchen beiden Raſſen wurde. Grauſamkeiten, Kämpfe mit den Schwarzen u. ſ. w. kommen in der Geſchichte von Port Phillip kaum vor; unbehelligt konnten die Anſiedler ihre Weidegründe immer weiter ins Innere ausdehnen. 1849 zählte Port Phillip bereits mehr als eine Million Schafe; die Wollausfuhr betrug faſt 13 Millionen Pfund.

Die glänzende Entwicklung hatte die politiſche Abhängigkeit der Kolonie von Neuſüdwales ſchon 1842 fühlbar werden laſſen. Doch eine ganze Reihe auf politiſche Selbſtändigkeit zielender Eingaben an die Londoner Regierung blieb erfolglos. Da entſchloſſen ſich im Juli 1848 die Koloniſten zu einem ebenſo kühnen wie eigentümlichen Schritte. Für das in Sydney tagende Legislative Council waren ſechs Abgeordnete zu wählen; man veranlaßte die Kandidaten, ihre Bewerbung zurückzuziehen, und wählte als einzigen Vertreter den engliſchen Staatsſekretär Grafen Henry Grey. Natürlich wurde die Finte durchſchaut: bei den im Oktober erfolgenden Nachwahlen drückte die Regierung die Wahl wirklicher Abgeordneter durch; dennoch war der Zweck inſofern erreicht, als man in England nunmehr ernſtlich anfing, die Trennung der beiden Kolonien zu erwägen. Der Board of Trade machte die Sache zu ſeiner eignen, das Miniſterium gab nach, und im Constitution Act von 1850 wurde die Anſiedlung (damals 77,000 Köpfe) zur ſelbſtändigen Kolonie unter dem Namen Victoria erhoben. Die Nachricht von dem Ereignis erreichte Melbourne im November 1850; doch erſt am 1. Juli 1851 iſt die Neuordnung der Dinge in Kraft getreten.

d) Queensland.

Die Expedition, die von Oxley (vgl. S. 265) 1823 längs der nördlich von Sydney gelegnen Oſtküſte gemacht worden war, hatte zu mehreren Koloniſationsverſuchen angeregt; man hatte in Port Eſſington, auf der Melville-Inſel und an andern Punkten Siedlungen angelegt, aber keine Erfolge erzielt. Als nun wenig ſpäter die Unterbringung der Sträflinge auf Vandiemensland anfing, Schwierigkeiten zu bereiten, griff man 1826 zu dem Auskunftsmittel, an der Moretonbai eine Strafſtation zu gründen. Sie hat bis 1840 beſtanden und iſt unter dem Namen Brisbane bis in die Gegenwart hinein der Sitz der Regierung des ſpätern Queensland geblieben; den eigentlichen Kern der Kolonie hat man in ihr indeſſen nicht zu ſehen. Einmal ſchreckte die Anweſenheit der Strafſtation alle freien Anſiedler von vornherein ab; dann aber war auch das Land nicht freigegeben. So hat Queensland, wenigſtens für die erſten Anfänge, eine politiſch-geographiſch einzigſtehende Entwicklung genommen: vom Innern nach der Küſte zu.

Queenslands wirkliche Gründung geht auf die Squatter (S. 259) zurück, die den Pfaden Allen Cunninghams (S. 265) von Neuſüdwales aus gen Norden folgten. Von den Liverpool Plains aus ſchoben ſie ihre Herden immer weiter vor, bis zum Neu-England-Diſtrikt und weiter bis zu den Darling Downs. Dieſe Gegenden waren auch damals ſchon die beſten Weidegründe der Welt, litten aber ſehr unter dem Mangel eines Ausgangs zum Meere, ſo daß zur Verwertung der Erzeugniſſe wegen der vorliegenden Bergketten ſtets der lange Umweg über Neuſüdwales eingeſchlagen werden mußte. Selbſt die Auffindung eines ſchwierigen Bergpfads nach Moretonbai war von keinem Nutzen, da die Behörden den Squattern einfach verboten, mit dem

Platz in irgend welche Beziehungen zu treten. Eine Änderung trat erst 1839 nach der Aufhebung der Strafstation (S. 262) ein; jetzt legte man gangbare Wege über das Gebirge an, führte 1842 den öffentlichen Landverkauf ein und lenkte auch mit Erfolg den Einwanderungsstrom in den neu erschloßnen Bezirk. Zu einer merkbaren Entwicklung kam es indessen sobald noch nicht; wohl war gutes Land in Fülle vorhanden, aber es fehlten die Kräfte zu seiner Bebauung: in neun Jahren sind nur 2500 Acres an den Mann gebracht worden. Wie es überall in Australien geschehen war, schrie man auch hier zunächst nach Sträflingen als Aushilfsmittel; man scheute sich nicht, 1849 die bei der letzten, Neusüdwales aufgezwungnen Deportiertensendung in Sydney zurückgewiesnen Sträflinge (S. 264) aufzunehmen, und griff schließlich, als das nicht ausreichte, zu dem zweischneidigen Mittel der Chineseneinfuhr. Von der Deportiertenfrage ist Queensland dank der ablehnenden Haltung des Mutterlands verschont geblieben; die schwierigere Chinesenfrage hingegen ist fast nie zur Ruhe gekommen und hat noch 1901, infolge der immer schwächer werdenden Einwanderung weißer Arbeitskräfte, eine Wiederbelebung erfahren. Genützt haben übrigens jene ersten Kuli den Squattern nichts. Zu der angebornen Rassenabneigung kam ein durch den chinesischen Krieg von 1841/42 (S. 104) geschürter Haß der Chinesen gegen alle Weißen; die Kuli vergifteten ihre Herren mit Thee und entfernten sich dann schleunigst von den Stationen.

So blieb die Arbeiterfrage für Queensland zunächst ungelöst. Die 1851 in Victoria und Neusüdwales gemachten Goldentdeckungen waren nur geeignet, den Arbeitermangel in dem damals noch für goldfrei gehaltnen Lande zu vergrößern. Das Verlangen der Kolonisten nach Sträflingen war so groß, daß man bald nach politischer Loslösung von Neusüdwales strebte, nur um die Deportation von neuem einführen zu können. Jene ist 1859 zugestanden worden: unter dem Namen Queensland wurde die Nordostecke Australiens als besondre selbständige Kolonie ausgerufen; zu dieser ist es dagegen nicht mehr gekommen. Einmal war die allgemeine Strömung im ganzen übrigen Australien der Einrichtung nicht günstig, dann aber stand damals das für die Überführungen bedeutend bequemere und billigere Westaustralien der Deportation noch offen.

Queensland bietet zur Zeit seiner Selbständigkeitserklärung ein wesentlich andres Bild als die andern Kolonien um den betreffenden Zeitpunkt. Die weiße Gesamtbevölkerung betrug 1859 nur 30,000 Seelen, die sich etwa zu gleichen Teilen auf Stadt und Land verteilten. An Städten zählte man 20, von denen Brisbane damals 4000 Einwohner besaß, während andre deren nur wenige hundert aufwiesen; die „Stadt" Allora hatte nur 55 Seelen. Auch ihrem Wesen nach, nicht nur der geringen Bewohnerzahl wegen, waren diese Siedlungen rein dörfliche Anlagen; von geordneter Stadtverwaltung fand sich nirgends eine Spur. Um so höher muß man die Sicherheit und Schnelligkeit veranschlagen, womit sich alle Behörden den plötzlich auf sie einstürmenden neuen Verhältnissen angepaßt haben; Edward Jenks ist geneigt, gerade an dem Beispiele Queenslands die hohe politische Anpassungsfähigkeit der Angelsachsen darzuthun. Thatsächlich sind die Queensländer ohne jede Vorschule, wie sie doch alle übrigen australischen Kolonien in ihrer schrittweise erfolgenden politischen Entfaltung genossen hatten, in die Selbstverwaltung eingetreten.

e) Westaustralien

Westaustralien ist unmittelbar von England aus gegründet worden. Zwar hatte man 1826 von Sydney aus eine Anzahl Sträflinge nach der Westküste des Erdteils gesandt, um

etwaigen französischen Gelüsten entgegenzutreten; aber als eigentliche Kolonisation kann man die Anlage der Stationen Albany und Rockingham kaum bezeichnen. Erst 1829 kommt es zu wirklicher Besiedlung. Im Jahre vorher hatte ein Kapitän Stirling über das Mündungsgebiet des Swan River einen glänzenden Bericht veröffentlicht, der die Regierung veranlaßte, dort durch Kapitän Fremantle die englische Flagge heißen zu lassen. Zu weitern Maßnahmen der Regierung kam es damals aus Mangel an Mitteln nicht.

Der Hauptträger des privaten Unternehmungsgeistes, der die Kolonisation erst in Gang gebracht hat, war Thomas Peel. In Verbindung mit andern erbot er sich, innerhalb vier Jahren 10,000 freie Auswanderer nach dem Swan River zu schaffen, sofern er für die von ihm auf 300,000 Pfund Sterling geschätzten Ausgaben eine Fläche von 4 Millionen Acres (16,000 qkm) zugesprochen erhalte. Als die Regierung auf dieses Anerbieten nicht einging, ermäßigte Peel die Abmessungen seines Plans erheblich, und jetzt hatte er Erfolg. Unter der Führung des für den Gouverneurposten der neuen Kolonie bestimmten Kapitäns Stirling, dem 100,000 Acres Land zugesprochen worden waren, segelte im Frühjahr 1829 die erste Auswandererschar von England ab, kam im Juni am Swan River an und gründete an dessen Mündung die Stadt Fremantle und weiter oberhalb dann die Stadt Perth. Der ersten Sendung folgten, verlockt durch rühmende Schilderungen, im Laufe der nächsten anderthalb Jahre 39 Auswandererschiffe mit 1125 Kolonisten nach Westaustralien. Gut ist es dort keinem ergangen; zwar Land war in Fülle da, aber darüber hinaus fehlte es an Arbeitskräften, Straßen und Absatzgebieten.

Peels Plan war gewesen, Tabak und Baumwolle, Zucker und Flachs zu bauen, Pferde für Indien zu züchten und durch Rind- und Schweinemast die englische Flotte mit Salzfleisch zu versorgen. Aus alledem wurde nichts; die Kolonisten hatten bald selbst kaum noch zu essen, und je größer der Grundbesitz, desto größer die Hilflosigkeit und Not. Viele Ansiedler, darunter auch die Familie Henty (S. 271), verließen das undankbare Kolonialgebiet; andre verloren ihr ganzes Hab und Gut: Peel selbst, der mit 200 Kolonisten sich angesiedelt hatte, soll 50,000 Pfund Sterling eingebüßt haben. Die Gründer hatten von Haus aus weder an die Unterkunft der Ankömmlinge gedacht, noch hatte man sich die Mühe gegeben, das Land auch nur oberflächlich zu zerteilen, von einer wirklichen Vermessung ganz zu schweigen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Ansiedler nach ihrer Landung monatelang obdachlos am Strande lagen, der glühenden australischen Sonne ebenso schutzlos preisgegeben wie den Sandstürmen und den heftigsten Regengüssen. Da ging manches Stück der irdischen Einrichtung ebenso verloren, wie die Gesundheit der Leute litt. Kamen sie dann aber endlich in die Lage, das ihnen zugewiesne Gebiet zu besetzen, so begannen Schwierigkeiten andrer Art. Mit den Eingebornen war man von der ersten Stunde an in ein höchst feindseliges Verhältnis geraten; nur mit Hilfe einer berittnen Polizeitruppe konnte man sich ihrer erwehren. Unter diesen Umständen konnte von Fortschritten, wie sie bei der Mehrzahl der andern australischen Kolonien in deren Jugendzeit zu verzeichnen waren, keine Rede sein. Es ging sehr langsam vorwärts, zumal da die Einwanderung nach der ersten Welle einfach aufhörte. Die wenigen im Lande verbleibenden Ansiedler haben zwar ihr möglichstes gethan, vor allem die Schaf- und Pferdezucht thatkräftig in die Hand genommen, den Grund zu einigen andern Städten gelegt und den König-Georgs-Sund besiedelt. Darüber hinaus geht aber die Entwicklung in den ersten sechs Jahren nicht; man müßte denn die Aufteilung von 1,600,000 Acres an die Kolonisten als solche betrachten: 1834 waren erst 564 Acres unter Kultur.

Einen etwas frischern Zug in die Entwicklung brachte die durch Major Irwin 1835 gegründete Western Australian Association, die die Auswanderung nach Westaustralien fördern und dessen Interessen auch auf andern Gebieten wahren sollte. Neben englischen Herren gehörten ihr auch Bewohner von Calcutta an, die außer einer Handelsniederlassung auch die Errichtung einer Erholungsstation planten. Die Gesellschaft hat manches Gute für die Kolonie gethan; doch den langsamen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung vermochte auch sie, trotz aller Agitation, nicht zu ändern. 1840 war die Bevölkerung erst auf 2300 Seelen gestiegen; zwei Jahre früher hatten die Kolonisten das Recht erhalten, 4 Mitglieder in das Legislative Council (S. 262) zu entsenden.

Das Jahr 1841 rief einige weitere Unternehmungen zu gunsten Westaustraliens hervor. Die eine war eine von der Western Australian Association gebildete Aktiengesellschaft, die den Zweck verfolgte, das Kapitän Stirling einst zugewiesne Land billig aufzukaufen und dann stückweise zu veräußern. Grundtaxe sollte 1 Pfund Sterling für den Acre sein. Zur Ausführung ist dieser Plan nicht gekommen. Bessern Erfolg versprach das andre Unternehmen derselben Westaustralischen Gesellschaft. Auf Veranlassung des Reisenden George Grey, des spätern ausgezeichneten Verwaltungsbeamten (S. 279), wurde im Leschenault-Distrikt an der Nordküste der Geographenbai, einige hundert Miles südlich von Perth, eine Ansiedlung gegründet, die den Namen Australind erhielt. Sie war im besten Aufblühen begriffen, als die Gesellschaft sich auflöste; der kleine Ort besteht heute noch.

Der von Jahr zu Jahr fühlbarer werdende Arbeitermangel zwang die Kolonie zu ähnlichen Schritten wie Queensland. 1845 erwog das Council ernsthaft die Herbeiziehung deutscher Ansiedler, in der Annahme, daß die unfreundliche Behandlung der deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten den Strom leicht ablenken ließe. Daneben zog man die Zulassung mittelloser Personen in Betracht. Der folgenschwerste Beschluß war indessen die Einführung der Deportation. Laut Councilbeschluß von 1846 sollte jährlich eine bestimmte Menge von Sträflingen, deren Überführung auf Kosten des Mutterlands erfolgte, zugelassen werden, um bei den Straßenbauten und andern öffentlichen Unternehmungen Verwendung zu finden. Nur zu bereitwillig ging die Londoner Regierung auf diesen Vorschlag ein. Während sie für die Verwirklichung der beiden andern Pläne nicht das mindeste that, beeilte sie sich, Ladung um Ladung von Sträflingen in das willkommne neue Deportationsgebiet zu werfen, wozu Westaustralien am 1. Mai 1849 offiziell erklärt wurde. Seit 1850 wurden auch „Ticket of leave"-Gefangne hinausgesandt, bedingungsweise begnadigte Sträflinge, die sich innerhalb der Kolonie bis auf eine von Zeit zu Zeit zu erfolgende Meldung bei der Polizei frei bewegen durften.

Im Gegensatze zu Neusüdwales und Vandiemensland hat die so spät noch eingeführte Strafkolonisation die Entwicklung der Kolonie Westaustralien sehr gefördert. Bis April 1852 waren bereits 1500 Deportierte im Lande, davon die Hälfte halbbegnadigte. Diese Zahl bedingte einen ganzen Stab von Beamten, eine Verstärkung des Militärs, zwang zur Anlage umfangreicher Baulichkeiten, für die von England allein 86,000 Pfund Sterling bewilligt wurden; kurz, es kam Geld und damit auch Leben in die Kolonie. Die alten Ansiedler faßten neuen Mut, neuer Zuzug freier Männer stellte sich auch ein; es wurde immer mehr Land gekauft und unter Kultur genommen, und der Landfonds wuchs in erfreulicher Weise. Dazu wurden Kohlenlager entdeckt, Guanolager erschlossen und ausgebeutet, Sandelholz ausgeführt; die indische Reiterei begann ihre Remonten aus Westaustralien zu beziehen, und in der Sharksbai wurde Perlenfischerei begonnen. Unter diesen Umständen kann es nicht verwundern, daß

die weiße Bevölkerung, die 1850 erſt etwa 5000 Köpfe gezählt hatte, 1859 deren 15,000 umfaßte. Auch der Viehbeſtand hatte entſprechend zugenommen, ebenſo der Handel.

Dieſem glänzenden Bilde fehlen indes die Schatten nicht. Trotz der Zunahme der Landverkäufe deckten die Einnahmen die Ausgaben nicht. Man hatte, um dem Ausfall abzuhelfen, die Einrichtung getroffen, daß die bedingungsweiſe begnadigten Sträflinge ſich durch Zahlung von 7—25 Pfund Sterling, je nach der Länge der Strafzeit, freikaufen konnten; aber trotz des ausgiebigen Gebrauchs, den die Deportierten, die in Weſtauſtralien ſamt und ſonders dem männlichen Geſchlecht angehörten, von der Erlaubnis machten, ſchlug das Mittel nicht durch; die Kolonie blieb vielmehr nach wie vor auf namhafte Zuſchüſſe des Mutterlands angewieſen. Für die politiſche Entwicklung war das inſofern bedeutungsvoll, als dieſe finanzielle Unſelbſtändigkeit in Verbindung mit der in England wohlgelittnen Deportation der Hauptgrund war, Weſtauſtralien bei der Verleihung des Responsible Government einfach zu übergehen. Ein dritter Grund war die Art der Zuſammenſetzung der Bevölkerung und ihr Kulturzuſtand um 1850. Selbſt 1859 waren noch 41 Prozent der männlichen Bevölkerung wirkliche oder vormalige Sträflinge, und in der Mehrzahl der Ortſchaften überwogen dieſe Leute an Zahl die Freien. Die Zahl der Analphabeten aber betrug damals 37,5 Prozent, ohne Berückſichtigung der wirklichen Sträflinge. Ein derartiges Gemeinweſen auf eigne Füße zu ſtellen, war einfach unmöglich.

Weſtauſtralien hat dieſen Rückſtand hinter den Schweſterkolonien nur langſam einzuholen vermocht. Allerdings ging es des Charakters einer Strafkolonie ſchneller verluſtig, als den durch die billigen Arbeitskräfte und die vom Mutterlande für die Deportation aufgewendeten Summen verwöhnten freien und freigewordnen Koloniſten lieb war. Das fortwährende Hereinſtrömen entwichner Sträflinge machte in den Nachbarkolonien bald böſes Blut, ebenſo wie der Umſtand, daß mancher weſtauſtraliſche Verbrecher nach Verbüßung ſeiner Strafe ſeine Schritte nach Oſten lenkte. Schon 1864 erhob Victoria heftig gegen die Fortdauer der Strafkoloniſation im fernen Weſten Einſpruch und beantragte ſogar Zwangsmaßregeln. Endlich im Jahre 1868 ſtrich die engliſche Regierung auch Weſtauſtralien aus der Liſte der Strafkolonien, nachdem es im ganzen 9718 Deportierten Aufnahme gewährt hatte. Der völlige Ruin der Kolonie, den die durch die Sträflingsarbeit reich gewordnen Koloniſten mit dieſer Anordnung vor Augen ſahen, iſt nicht eingetreten. Gleichwohl läßt ſich nicht leugnen, daß die Entwicklung Weſtauſtraliens durch die Einſtellung der Deportation verlangſamt worden iſt. Seine Ausgaben vermag es erſt neuerdings aus der eignen Taſche zu beſtreiten, und erſt 1890 iſt es mit der Verleihung des Self-government's in die Reihe der übrigen Kolonien getreten. Die Aufdeckung und Erſchließung ausgedehnter Goldfelder in ſeinem Innern gibt ihm indeſſen die Gewähr für eine erfreulichere Weiterentfaltung.

f) Südauſtralien.

Die Gründung Südauſtraliens, die wie die der Kolonie Weſtauſtralien von England aus erfolgt iſt, haben eigentlich die günſtigen Berichte des Forſchers Sturt (S. 265) über das von ihm an der Murraymündung geſehne Land und die Mitteilungen des mit der Erforſchung des Saint-Vincent-Golfs betrauten Kapitäns Collet Barker veranlaßt. Denn erſt daraufhin bildete ſich in London 1831 die South Australian Land Company, der außer einer Menge Parlamentsmitglieder auch Edward Gibbon Wakefield angehörte. Wakefield hatte die Schäden des engliſchen Gefängnislebens aus eigner Erfahrung kennen gelernt; Abhilfe ſah er lediglich in dem planvoll geleiteten Abſtoßen des engliſchen Bevölkerungsüberſchuſſes, der

nach seiner Ansicht die Massen in Not und Elend stürzte und zum Verbrechen führte, nach neuen Gebieten, wie z. B. nach dem gerade damals auftauchenden Südaustralien. Dort sollten nach seinem Plan einer mit genügenden Mitteln ausgestatteten Kolonisationsgesellschaft ausgedehnte, unbebaute Ländereien überwiesen werden, mit der Bestimmung, darauf Gemeindeansiedlungen zu gründen. Durch Landverkauf zu festgesetzten Preisen sollte sich die Gesellschaft für ihre Anlagekosten schadlos halten; außerdem sollten die Erträge zur Überführung englischer Arbeiter nach der Kolonie verwandt werden. In jeder Kolonie sollten nicht mehr, aber auch nicht weniger Arbeiter vorhanden sein, als dort gerade gebraucht würden.

Die Stellung der Regierung zu Wakefields Plänen und den Anträgen der South Australian Land Company war zunächst etwa dieselbe wie die den Gründern von Port Phillip gegenüber (S. 266). Man wollte nicht durch Neugründungen die schon vorhandnen schwächen; außerdem scheute man sich, einer Privatgesellschaft Gesetzgebungsrechte zu erteilen. Auf der andern Seite war der Einfluß der Familie Wakefield ziemlich groß; und vielleicht konnte sich, im Gegensatze zu den bisher befolgten Systemen, gerade dies neue besser bewähren. So entschloß sich 1834 die Regierung zu einem Versuch in der Richtung des Wakefieldschen Plans. Die Mittel für das Unternehmen waren von der Gesellschaft aufzubringen. Die Leitung in London wurde in die Hände dreier Kommissare gelegt; in der Kolonie selbst behielt sich die Regierung das Recht vor, den Gouverneur und einige andre Beamte zu ernennen, während die übrigen Beamten von der Gesellschaft ernannt werden sollten. Die Überführung von Deportierten nach Südaustralien wurde ein für allemal ausgeschlossen.

Im Februar 1836 segelten die ersten drei Schiffe von England ab. Zwei landeten im Juli auf der Känguru-Insel, wo die Insassen sich an der Nepeanbai sofort einzurichten begannen; das dritte, das erst im August nachkam, segelte zur Festlandküste an die Ufer des Torrens. Die Wahl dieses Landungsplatzes durch den Obersten Light erschien den meisten Ankömmlingen ebenso ungeeignet, wie die Nepeanbai dem Führer ungünstig erschienen war. Im folgenden Jahr entschied man sich durch eine Abstimmung unter den Kolonisten endgiltig für den von Light gewählten Platz und begann sogleich die Erbauung der Stadt, die man auf Wunsch König Wilhelms IV. nach dessen Gemahlin Adelaide (Adelaïde) benannte.

Die Entwicklung der jungen Kolonie zeigt eine heitere und eine unerfreuliche Seite. Die schwerfällige Zusammensetzung der Beamtenschaft und die vielfachen Beschränkungen, die man deren einem Teil auferlegt hatte, führten bald zu solchen Reibungen, daß die Mehrzahl abberufen werden mußte. Auf die rein wirtschaftliche Entfaltung übten diese Dinge wenig Einfluß aus; 1837 allein wurden mehr als 60,000 Acres Land verkauft, wofür der Gesellschaft 43,151 Pfund Sterling zuflossen. Bis Mitte 1839 hatte die Zahl der mit 230,000 Pfund erstandnen Acres schon 1/4 Million erreicht. 1840 gab es 10,000 Ansiedler, die 200,000 Schafe und 15,000 Stück Hornvieh besaßen.

Ganz wie bei Victoria folgt auch bei Südaustralien dem raschen, glänzenden Anlauf ein großer Krach. Auch hier stieg die Spekulationswut in Grundstücken ins Ungemeßne; und obgleich auch die Löhne eine schwindelnde Höhe erreichten (geschulte Arbeiter verdienten bis 50 Schilling den Tag), so lockte der bei jener zu erzielende mühelose Gewinn doch noch stärker und zog männiglich von der Arbeit ab. Dazu hatte sich der zweite Gouverneur der Kolonie, Oberst Gawler, zu großen öffentlichen Bauten und Anlagen verleiten lassen, obwohl sich das Mutterland ausdrücklich zu keinem Beitrage verpflichtet hatte. So verfügte die Kolonie denn sehr bald über eine Schuldenlast von 405,000 Pfund. Die South Australian Company war an dieser

Wendung der Dinge nicht schuldlos. Ganz im Widerspruch zu den Endzielen Wakefields spekulierte nämlich der Vorsitzende Angas ebenfalls. Er legte das halbe Kapital der Gesellschaft in Grundstücken an, trieb Walfischfängerei, Handel und Bankgeschäfte und veranlaßte die Kolonisten durch Gewährung eines übermäßig hohen Zinsfußes auf Depositen, ihre Barmittel festzulegen. Auch die Kommissare verstanden ihre Aufgabe nicht recht. Der vor Gründung der Kolonie festgelegte Preis war 1 Pfund Sterling für den Acre Lands; zu diesem Preise waren Riesenflächen abgesetzt worden. Anstatt nun den Preis zu erhöhen, setzten sie ihn merkwürdigerweise sehr bald auf 12 Schilling herab.

Eine Gesundung der Verhältnisse ist erst durch die Berufung George Greys als Lenkers der Kolonie in die Wege geleitet worden. Sein Name wird für alle Zeiten in der englischen Kolonialgeschichte glänzen, aber auch auf dem Gebiete der Ethnographie von Ruhm umstrahlt bleiben. Von seinen beiden 1837—39 ausgeführten westaustralischen Reisen (S. 276) zurückgekehrt, hatte er eine Denkschrift ausgearbeitet, nach der die britischen Besitzungen in der Südsee und in Südafrika zu verwalten seien; als 1841 Südaustralien seinen Bankrott erklärte, ward ihm Gelegenheit geboten, seine Ansichten in die That umzusetzen. Mit seiner Ernennung zum Statthalter in Adelaide ging die Verwaltung der Kolonien thatsächlich in die Hand der englischen Regierung über.

Grey fand ein gewaltiges Stück Arbeit vor. Die Kassen waren leer: das Beamtenheer hatte die Einkünfte der Kolonie verzehrt, und die Schuldenlast war erdrückend, trotzdem das englische Parlament einen Teil der frühern Wechsel nachträglich bezahlt hatte. Greys erste Schritte waren nun die Einstellung nicht dringlicher Bauten, Entlassung überflüssiger Beamter und die Herabsetzung der Löhne. Bald zeigte sich die Besserung. 1841 waren von 299,077 verkauften Acres nur 2503 unter Kultur gewesen; Ende 1842 waren es bereits mehr als 20,000, und das bei einer Bevölkerungszunahme von 14,600 auf 17,000 Seelen. Zum Unglück für die Kolonie war das Mutterland nicht entgegenkommend genug, auch den Rest der alten Schuldenlast zu übernehmen. Grey konnte und wollte nicht ohne weitres mit dem bisherigen Finanzverfahren brechen: er stellte Wechsel auf die heimische Regierung aus; sie wurden aber nur zu einem geringen Teile bezahlt. Das machte böses Blut in Südaustralien, wo die finanzielle Krisis 1843 ihren Gipfelpunkt erreichte. Indes wurde die Lage erträglicher, als ausgiebige Kupferlager entdeckt und ausgebeutet wurden. Mit geringfügigen, bei der Jugend des Unternehmens erklärlichen Schwankungen hat sich von da an Südaustralien normal entwickelt. Die Bevölkerung erreichte 1848 die Zahl von 38,600 Weißen, denen 3700 Eingeborne gegenüberstehen; der Handel (1839 nur 427,000 Pfund Sterling) betrug 1849 bereits 888,000 Pfund, wovon 504,000 auf die Ausfuhr entfielen. Auch die Einnahmen wuchsen in entsprechendem Maße; seit 1845 deckten sie nicht nur die Ausgaben, sondern ergaben noch einen beträchtlichen Überschuß.

George Greys für Südaustralien so segensreiche Amtszeit ging schon 1845 zu Ende. Er hat das Schicksal genossen, immer dort hingestellt zu werden, wo ein weiter Blick und eine straffe Hand von nöten waren; damals wurde er nach Neuseeland versetzt. Die Geschichte seiner unbedeutenden Nachfolger ist durch nichts bemerkenswert als durch das Streben der Kolonisten nach politischer Selbständigkeit. Bei der Gründung der Kolonie hatte die englische Regierung die Erteilung einer Verfassung in Aussicht gestellt, sobald wie die Bewohnerzahl 50,000 erreicht haben werde. Nun war dem Gouverneur schon 1842, bei Aufhebung der Einrichtung der Kommissare, ein Rat (Council) von 8 Mitgliedern beigegeben worden, von denen 4 Beamte,

4 vom Gouverneur ausgewählte Kolonisten waren. Über diese, die Interessen der Kolonisten natürlich nur schwach vertretende Einrichtung hinaus ging auch in den nächsten Jahren, trotz des wachsenden Wohlstands in Südaustralien, das Entgegenkommen der Regierung nicht. Da geschah es, daß 1849 die Bevölkerung wider Erwarten auf 52,000 Köpfe stieg; die Regierung erfüllte ihre Zusage, und 1850 ward auch Südaustralien vollwertige Kolonie. Am 20. August 1851 trat zum erstenmal ein Council von 24 Mitgliedern zusammen; von diesen waren zwei Drittel von den Kolonisten gewählt, 8 (von denen aber nur 4 Beamte sein durften) vom Gouverneur ernannt worden.

E. Die Kolonien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

a) Die Erlangung der Selbständigkeit.

Die im allgemeinen günstige und rasche Entwicklung der jüngern australischen Kolonien in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre hatte in den maßgebenden kolonialen Kreisen Englands den Gedanken genährt, ihnen das gleiche Maß der Selbständigkeit zukommen zu lassen, wie es Neusüdwales seit 1842 bereits besaß (vgl. S. 262). Vor allem konnten Vandiemensland und Port Phillip, die ihre Ausgaben gänzlich aus eignen Mitteln zu bestreiten im stande waren, den Anspruch auf die Verfügung über ihre Einnahmen erheben; aber auch Südaustralien näherte sich diesem erfreulichen Zustande mit raschen Schritten. Nur Westaustralien blieb zurück. Schon 1847 nahmen diese Gedanken festere Formen an. Der damalige Kolonialminister Earl Henry Grey (S. 263) sprach dem Gouverneur von Neusüdwales gegenüber seine Absicht, den jungen Kolonien die Verfassung von 1842 zu verleihen, offen aus; ja, er wollte sogar, und zwar in allen australischen Kolonien, neben das Legislative Council ein Oberhaus setzen, dessen Mitglieder aus den städtischen Gemeinden hervorgehen sollten. Als sich gegen die beiden letzten Teile des Plans in Australien lebhafter Widerspruch erhob, ließ er sie fallen, unterbreitete aber die Angelegenheit dem Committee of the Privy Council for Trade and foreign Plantations. Dessen Beratungen hatten 1849 das Ergebnis, daß für Vandiemensland, Südaustralien und das von Neusüdwales abzutrennende Port Phillip die Einführung einer Verfassung nach dem Muster der von Neusüdwales empfohlen wurde. Der weitre Ausbau sollte den Einzelparlamenten überlassen bleiben; doch sprach das Committee die Erwartung aus, daß das Zollwesen vorderhand noch vom britischen Parlament geregelt werde. Gleichzeitig empfahl das Committee die Einführung eines für alle Kolonien einheitlichen Tarifs. Der auf Grund des Committeeberichts beschloßne Entwurf wurde am 5. August 1850 unter dem Titel An act for the better government of Her Majesty's Australian Colonies Gesetz. Vandiemensland, Südaustralien und Victoria (bisher Port Phillip; vgl. S. 273) erhielten die vom Committee empfohlne Verfassung; Westaustralien wurde sie in Aussicht gestellt, sobald es im stande sei, die Kosten seiner Zivilverwaltung selbst aufzubringen. Wahlberechtigt war jeder mindestens 21 Jahre alte Besitzer von Land im Werte von 100 Pfund Sterling, desgleichen der Mieter eines Hauses oder der Pächter eines Grundstücks von jährlich 10 Pfund Zins. Die Zollfrage wurde in der Weise geregelt, daß die Kolonialverwaltungen über die Höhe der Zölle zu bestimmen hatten; doch durften Differentialzölle nicht erhoben werden. Gleichzeitig durften Waren, die für den Gebrauch englischer Truppen bestimmt waren, nicht besteuert, bestehende Handelsverträge nicht verletzt werden.

Als erste Stufe des erst in jüngster Zeit (S. 292) vollzognen Zusammenschlusses der australischen Kolonien zu einem Staatenbund ist die von Earl Grey nach Einführung der neuen

Verfassung verfügte Ernennung des Gouverneurs von Neusüdwales zum Generalgouverneur der vier Kolonien Neusüdwales, Victoria, Tasmania und Südaustralien zu bezeichnen. Lediglich dem Gedanken der Zusammengehörigkeit hatte Grey einen sichtbaren Ausdruck verleihen wollen; indem er jedoch die Häupter der drei letzten Kolonien zwang, neben dem Kolonialamt auch dem Generalgouverneur, d. h. dem Gouverneur von Neusüdwales, zu berichten, drückte er die Stellung jener drei auf die eines Vizegouverneurs herab. Der Unabhängigkeitssinn und die gegenseitige Eifersucht der drei Kolonien verhießen einer derartigen Einrichtung keinen Bestand. So setzte z. B. Victoria seinem Oberhaupte 7000 Pfund Jahresgehalt aus, während der Generalgouverneur von Sydney deren nur 5000 bekam. 1855 bereits trat an die Spitze jeder Kolonie ein Gouverneur; und obgleich der von Sydney bis 1861 nebenher auch den Titel Generalgouverneur führte, so bedeutete das keineswegs einen Vorrang.

Mit der Akte vom 5. August 1850 ist der Hauptschritt in der Verfassungsänderung der australischen Kolonien gethan; sie bedeutet indessen noch keinen Abschluß. Zwar waren die Zolleinnahmen den Kolonien zugesprochen worden; aber ihre Erhebung erfolgte noch immer von Beamten, die von England aus ernannt wurden. Auch über die Erträge der Kronlandverkäufe stand den Australiern nicht die volle Verfügung zu, indem die Hälfte vom Mutterlande zur Förderung der Auswanderung verwendet wurde. Schließlich lag die Ernennung der höhern Beamten ganz bei der heimischen Regierung. Gegen die Beibehaltung aller dieser Punkte entstand unmittelbar nach Einführung der neuen Verfassung eine allgemeine Bewegung. Man verlangte volle Selbstverwaltung ohne jede Einschränkung, und die Londoner Regierung zögerte nicht, diesem stürmischen Verlangen nachzugeben. Der Anlaß zu diesem Entgegenkommen war keineswegs menschliches Wohlwollen allein, sondern zunächst die Befürchtung, durch Ablehnung der Anträge es mit der Masse der australischen Bevölkerung gründlich zu verderben. Schon von Haus aus unbändig und vor nichts zurückschreckend, hatte sie in jener Zeit durch den infolge der Goldentdeckungen ungeheuer angeschwollnen Strom sittlich nicht durchweg einwandfreier Einwandrer an unerfreulichen Charaktereigenschaften beträchtlich zugenommen, wie die Reibereien in den Kamps mit den Behörden täglich neu bewiesen. Ein andrer Grund war der schwer auf dem Mutterlande lastende Krimkrieg (Bd. VIII, S. 237), der wenig freie Zeit für Kolonialangelegenheiten ließ, und die gesamte europäische Lage. So kam es, daß bereits im April 1851 die gesamte Zollverwaltung in die Hände der Kolonien gelegt wurde; im Jahre darauf wurde ihnen auch die Verwendung der Erträge aus den Goldfeldgebühren überlassen und gleichzeitig anheimgestellt, ihre fernern Wünsche bezüglich des Verfassungsausbaus der Londoner Regierung zu unterbreiten. Ende 1854 reichten die Kolonien ihre Entwürfe in London ein. Die von Südaustralien und Tasmanien erhielten ohne weitres die königliche Genehmigung, während die von Neusüdwales und Victoria erst noch einiger Abänderungen bedurften; 1855 erfolgte auch ihre Genehmigung.

Der Inhalt der neuen Verfassungen läßt sich in Kürze wie folgt wiedergeben. Die wesentlichste, allen vier Kolonien gemeinsame Neuerung ist der Übergang vom Einkammer- zum Zweikammersysteme; neben das bisherige Legislative Council, die nunmehrige Erste Kammer oder das Oberhaus, tritt je eine Assembly, das Unterhaus. In Neusüdwales bestand jenes anfangs aus 21, von der Krone auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, während das Unterhaus gemäß dem Entwurfe 54 Abgeordnete aufwies; sie wurden aus den besitzenden Klassen der Wähler mit einem bestimmten Einkommen gewählt. Heute ist die Zahl der Oberhausmitglieder unbeschränkt, während die des Unterhauses 125 beträgt; diese werden auf drei Jahre gewählt.

Das Council von Victoria umfaßte nach dem 1855er Gesetze 30 (heute 48) Mitglieder, die Assembly 75 (95); hier wurden beide Häuser gewählt. Die Amtsdauer beträgt sechs und drei Jahre. In Südaustralien bestand das von der Krone ernannte Council aus 12, die aus Wahlen hervorgehende Assembly aus 36 Mitgliedern; doch wurden schon 1856 Wahlen auch für das Oberhaus eingeführt und dessen Mitgliederzahl auf 18 festgesetzt. Später erhöhte sich der Bestand im Oberhaus auf 24 (für zwölf Jahre), im Unterhaus auf 54 (für drei Jahre gewählte) Mitglieder, die gut besoldet wurden; aus Sparsamkeitsrücksichten setzte man jedoch 1902 die Zahl der Abgeordneten auf 18 und auf 42 herab. In Tasmanien endlich zählte von Anfang an (bis heute) das Council 18, die Assembly 37 Abgeordnete; sie wurden sämtlich gewählt.

Neben dem Zweikammersystem ist allen Kolonien je ein Gouverneur gemeinsam, der von der Krone ernannt, aber von der Kolonie bezahlt wird. Die Amtsdauer beträgt gewöhnlich sechs Jahre, der Gehalt 3500 Pfund Sterling (Tasmanien) bis 7000 Pfund (Neusüdwales). Ihre Zustimmung zu den Kolonialgesetzen geben sie im Namen des britischen Herrschers. In Wirklichkeit ist heute die Stellung der Gouverneure rein repräsentativ; sie üben keinen Einfluß auf die Gesetzgebung: 1899 ernannte man zum „Gouverneur" von Neusüdwales den 27jährigen eiteln Earl William Lygon Beauchamp und für Südaustralien den Baron Hallam Tennyson, den trotz seiner 50 Jahre ebenfalls in Verwaltungsgeschäften noch unerfahrnen Sohn seines berühmten Vaters.

Eigentümlich ist die staatsrechtliche Stellung der Kolonien und ihrer Bewohner zum Mutterlande. Die Parlamente nennen sich, der von ihnen selbst vorgeschlagnen Form gemäß, „Parlamente des Königs", in dessen Namen sie auch ihre Gesetze über die australischen Unterthanen Seiner Britischen Majestät erlassen. Die Kolonisten genießen thatsächlich in der weitgehendsten Art alle Rechte und Vorteile eines britischen Staatsbürgers, ohne einen Penny an England zu entrichten, das seine Oberhoheit lediglich dadurch zum Ausdrucke bringt, daß englisches Recht auch in Australien gilt, soweit es nicht durch örtliche Gesetzgebung ersetzt worden ist.

Die obersten Verwaltungsorgane sind die Minister; ihre Zahl schwankt von sechs in Tasmanien bis neun in Neusüdwales. Da sie stets aus den Parlamentsmehrheiten hervorgehen, wechseln sie einesteils rasch: 1856—76 sind in Victoria 18, in Neusüdwales 17, in Südaustralien 29 verschiedne Ministerien am Ruder gewesen; andernteils bringt diese Art des Ersatzes es mit sich, daß Angehörige der verschiedensten Berufe zu Ministerposten gelangen und dann in der Verwaltung meist großes Geschick bewähren.

b) Die Goldfunde.

Die Lösung der Verfassungsfrage wäre sicher nicht so schnell erfolgt, wenn nicht alle australischen Verhältnisse Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts durch die Entdeckung reicher Goldfelder in verschiednen Gegenden plötzlich und gründlich verändert worden wären. Schon beim Bau der Straße über die Blauen Berge (1814; S. 256) war Gold gefunden worden. Damals hatte die Regierung die Entdeckung totgeschwiegen in der Befürchtung, der durch ihre Preisgebung sicher zu erwartenden Aufregung nicht Herr werden zu können. Auch später waren noch mehrfach Gerüchte von Goldminen aufgetaucht; sie hatten indes wenig Glauben gefunden. Erst als die Erschließung der kalifornischen Goldminen (1848) die Aufmerksamkeit der Welt und eine wahre Völkerwandrung von Goldgräbern dorthin erregte, wandte man dem edlen Metall auch in Australien ernsthaft seine Aufmerksamkeit zu. Der australische Grobschmied Hargreaves, der eine Zeitlang in Kalifornien zugebracht hatte,

unterſuchte im Februar 1851 die Berge bei Bathurſt, und am 12. jenes Monats fand er thatſächlich Mengen von Waſchgold im Lewes Pond Creek. Dieſe Entdeckung blieb nicht, wie die frühern, verborgen; bald hallte vielmehr der ganze Erdteil von ihrer Kunde wider, und ſchon im Mai ſtrömten die Koloniſten in dichten Scharen herbei. Wenige Wochen ſpäter wurde Gold auch bei Ballarat in Victoria, im Oktober dann auch bei Mount Alexander nördlich von Melbourne gefunden. Wenige Monate ſpäter traten ſüdlich die Lager bei Bendigo hinzu. In Queensland iſt Gold erſt 1858, in Weſtauſtralien gar erſt 1886/7 gefunden worden.

Die Wirkung dieſer Entdeckungen auf die Menſchheit war unbeſchreiblich. Zunächſt wurde die geſamte Bevölkerung Auſtraliens vom Goldfieber ergriffen. Wer nur immer arbeits- und bewegungsfähig war, eilte in die Goldwäſchereien, einerlei, ob Bauer, Seemann oder Beamter. Die Entblößung der alten Siedlungen wurde ſo groß, daß Melbourne eine Zeitlang über *einen* Poliziſten verfügte; Südauſtralien rief den Eindruck eines lediglich von Frauen und Kindern bewohnten Lands hervor. Ähnlich lag es in Tasmanien und ſogar in Neuſeeland. Später, als die Nachricht von den Entdeckungen Amerika und die Alte Welt erreichte, kam eine neue Menſchenwelle ins Land, und der geſamte Bevölkerungsüberſchuß ſtrömte den Goldbezirken zu. Die *Bevölkerungszahlen* Auſtraliens ſtiegen unter dieſen Umſtänden raſch. In Victoria, wo der Zufluß am gewaltigſten war, hatte im Juli 1851 die Bevölkerung 70,000 Seelen betragen; dreiviertel Jahr ſpäter lebte dieſelbe Zahl allein auf den Goldfeldern, und 1861 betrug die Geſamtbevölkerung der Kolonie 541,800 Seelen. Neuſüdwales zählte damals 358,200, Südauſtralien 126,800, Tasmanien 90,200 Einwohner; Queensland hatte 34,800 und Weſtauſtralien 15,600 Bewohner. So erfreulich für die wirtſchaftliche Entwicklung der Kolonien dieſes Anſchwellen der Bevölkerungsziffer war, ſo ſchwierig war die Lage der Regierung den plötzlich auf ſie einſtürmenden Ereigniſſen gegenüber. Die *Flucht der Beamten* aus ihren eben erſt neugeſchaffnen Stellen war ſo allgemein, daß die Verwaltung einfach ſtillzuſtehen drohte. Man verdoppelte die Gehälter, aber auch das war umſonſt; die Anziehungskraft der Goldfelder war zu mächtig. In Victoria ſah der Gouverneur ſich ſchließlich genötigt, ſich an England zu wenden und ein Regiment Soldaten zu erbitten, die nicht davonlaufen durften, ohne dem Kriegsgerichte zu verfallen; zur Beſetzung der Beamtenpoſten wurden gleichzeitig 200 penſionierte Gefangnenaufſeher aus England herbeigezogen.

Eine andre Art von Schwierigkeiten erſtand der Regierung bald aus ihrer *rechtlichen* Stellungnahme zu dem neuen Gewerbzweig. Nach der Auffaſſung der juriſtiſchen Beiräte der Regierung gehörten alle Edelmetallminen auf Kron- wie auf Privatbeſitz der Krone; ſie rieten alſo den Gouverneuren, das Goldgraben einfach zu verbieten, um die ruhige Entwicklung der Kolonien nicht zu ſtören. Unter den obwaltenden Verhältniſſen war dieſer Rat ebenſo überflüſſig wie thöricht, da die den Behörden zur Verfügung ſtehenden Machtmittel auch nicht im entfernteſten zu ſeiner Durchführung ausreichten. Sir Charles Fitzroy, der damalige Gouverneur von Neuſüdwales, begnügte ſich deshalb damit, nach Bekanntwerden der erſten Goldfunde einen Erlaß zu verkünden, der das Graben auf Kronland nur gegen Errichtung einer feſten *Schurfgebühr* (30 Schilling den Monat) geſtattete und von dem Ertrage der Quarzausbeutung einen Anteil von 10 Prozent für die Regierung in Anſpruch nahm.

Bei den Goldſuchern fand dieſe Verordnung erklärlicherweiſe wenig Anklang, ſo ſehr ſie auch ſonſt geeignet war, die Entwicklung der Kolonie durch Vermehrung der öffentlichen Mittel zu fördern. Zwar fanden ſie ſich in Neuſüdwales, wo die ſtaatlichen Verhältniſſe überhaupt weniger ſtark erſchüttert worden waren, mit ihr ab, nicht aber in *Victoria*, deſſen Gouverneur

die Sydneyer Verordnung ebenfalls angenommen hatte. Hier stand einesteils die Regierung noch nicht so fest wie in der Mutterkolonie; dann aber hatte gerade Victoria einen besonders hohen Prozentsatz der rohesten und abenteuerlichsten Leute als Bevölkerungszuwachs bekommen. Nicht jeder von ihnen war so glücklich, Gold zu finden; er konnte die hohe Gebühr nicht zahlen und begann zu agitieren, zunächst gegen die Höhe der Abgabe, dann gegen die ganze Einrichtung selbst. Die Mißstimmung war bald allgemein, nicht nur in den Goldfeldern, sondern auch in den alten Ansiedlungen und Städten. Hier meinte man, daß die Verwendung der großen, aus den Schurfgebühren und Abgaben hervorgehenden Summen lediglich zur Deckung der Verwaltungskosten den Interessen der Bevölkerung nicht entspräche, und wünschte ihre Abschaffung. Eine Herabsetzung der Gebühr stellte niemand zufrieden; im Gegenteile, die Unruhen in den Kamps wurden immer häufiger. Im Lager von Eureka bei Ballarat war im Oktober 1854 ein Mord verübt worden. Die schwache Polizei that bei der Verfolgung der Angelegenheit einige Mißgriffe; es kam infolgedessen zwischen ihr und den Goldgräbern zu Unruhen, die ihre Spitze bald gegen die verhaßte Schurfgebühr richteten, und schließlich fielen, nachdem der Gouverneur sämtliche zur Verfügung stehenden Truppen in das Aufstandsgebiet geschickt hatte, am 3. Dezember im offenen Kampf etwa 30 Goldgräber und mehrere Soldaten. Von den 120 gefangnen Aufrührern wurden die Rädelsführer zur Aburteilung nach Melbourne gebracht; aber es fand sich kein Gerichtshof, der trotz der erdrückenden Schuldbeweise die Verurteilung aussprechen wollte.

Die Gebührenfrage wurde erst 1855 geregelt. An Stelle der gänzlich beseitigten monatlichen Schurfgebühr trat eine Goldgräbersteuer von 1 Pfund Sterling für das Jahr. Um den Einnahmeausfall im Staatshaushalte zu decken, wurde ein Ausfuhrzoll von einer halben Krone für jede Unze Gold eingeführt. Mit dieser weisen Maßnahme legte man die Abgaben in erster Linie dem erfolgreichen Goldgräber auf, ein Verfahren, das dem Gesetz eine freundliche Aufnahme sicherte und alle Teile befriedigte. Noch vor Ablauf des Jahrs konnte der Gouverneur von Victoria nach London berichten, daß in allen Kamps Ruhe herrsche.

c) Die Entwicklung Australiens bis zur Gegenwart.

α) Die wirtschaftliche Entfaltung.

Die Entdeckung des überraschenden Reichtums Australiens an Gold hatte die Verleihung der vollen Selbstverwaltung an die Kolonien zwar nicht verursacht, aber doch den Gang der Verhandlungen ungemein beschleunigt; die allgemeine Lage änderte sich eben mit dem Beginne der Ausbeutung der Minen so gewaltig, daß das größte Maß von Selbständigkeit für die Lokalregierungen einfach eine Lebensfrage war. Die Akte von 1855 zeugt von der politischen Einsicht der englischen Regierung. Der Zeitraum zwischen den Verfassungsverleihungen von 1850 und 1855 ist eine Übergangszeit. Der 1850 geschaffne, ausgedehnte Verwaltungsorganismus hatte sich einzuarbeiten, was ihm durch die Begleiterscheinungen des allgemeinen Goldfiebers keineswegs erleichtert wurde. Auch die Bevölkerung, die alteingesessne wie die neu zugeströmte und noch zuströmende, stand vor neuen Verhältnissen: die alten Bevölkerungsmittelpunkte verödeten, auf den Goldfeldern aber wuchsen die Städte empor wie die Pilze. Das verschob zunächst den wirtschaftlichen Schwerpunkt der Kolonien und, nachdem 1855 den fremden Goldgräbern das Wahlrecht verliehen worden war, auch den politischen.

Außerdem tauchte die alte Landfrage wieder auf. Bei allem Goldreichtum Australiens (der mittlere Jahresertrag hat von 1851—1901 neun Millionen Pfund Sterling betragen) konnte

es doch nicht ausbleiben, daß unter Hunderttausenden von Goldgräbern Tausende kein Glück hatten. Wenige Angelegenheiten haben damals den Behörden mehr Ungelegenheiten verursacht als die befriedigende Unterbringung jener Beschäftigungslosen. Wie einst Macquarie als Vorbedingung für jede wirtschaftliche Entfaltung die Schaffung von Verkehrserleichterungen betrachtet hatte, so auch jetzt die Kolonialregierungen. Schon 1855 wurde die Eisenbahnstrecke Sydney-Paramatta eröffnet; ausgedehnte Anlagen von Wegen und Telegraphenlinien folgten. Stolz weist Jenks darauf hin, daß England für wirtschaftliche Aufwendungen zu gunsten von Neusüdwales und Tasmanien zwischen 1788 und 1821 die Summe von 10 Millionen Pfund Sterling verausgabt habe; das ist gewiß viel und wohl geeignet, die Gefühle der Anhänglichkeit an das Mutterland auch im Australier von heute wach zu erhalten. Was aber will diese Summe besagen gegenüber den 100 Millionen Pfund Sterling, die Australien in dem kürzern Zeitraume von 1855—80 für die gleichen Zwecke aufgewendet hat! Jene 10 Millionen waren den Taschen der englischen Steuerzahler entflossen; für diese 100 hätten die der australischen nicht zugereicht. Thatsächlich sind sie meist auf dem Wege von Staatsanleihen zusammengebracht worden, die in London aufgelegt worden sind. Sie haben einesteils die Grundlage gebildet für die gewaltige Summe der Staatsschulden in den australischen Kolonien (187 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1900, d. h. 50 Pfund Sterling auf den Kopf der $3^3/_4$ Millionen betragenden Bevölkerung); anderenteils hat die niemals versagende Bereitwilligkeit des englischen Geldmarkts, seine reichen Mittel in den Dienst der australischen Kolonien zu stellen, nicht wenig dazu beigetragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken.

Die weitgehende Verleihung des aktiven Wahlrechts durch die Verfassung von 1855 brachte die Landfrage bald ins Rollen. Das Stimmrecht kam vor allem den kleinen Ansiedlern zu gute, deren Zahl, seit jeher schon den Großgrundbesitzern oder Squattern überlegen, sich durch den neuen Zuzug unverhältnismäßig stark vermehrte. Den willkommnen Zuwachs an Macht klug benutzend, gingen sie dazu über, den alten Gegensatz zwischen den Interessen der Viehzüchter und der Ackerbauer von neuem aufzufrischen, um eine Entscheidung in ihrem Sinne herbeizuführen. In Neusüdwales kam es 1861 zu einem neuen Landgesetze, das die Verteilung der Staatsländereien nach neuen Gesichtspunkten regelte; andre Kolonien folgten nach. Die kleinen Ansiedler wurden überall begünstigt, die Vorrechte des Großgrundbesitzes beschnitten; jene erhielten z. B. in Neusüdwales das Recht, auf den noch unvermeßnen Weideflächen Wohnplätze und Farmen bestimmten, kleinen Umfangs für sich auszuwählen.

Der wirtschaftliche Kampf, der vor einem halben Jahrhundert noch unter dem Eindrucke des neuen, durch die Goldfunde bedingten Aufschwungs von beiden Seiten so frisch begonnen wurde, wird auch heute noch, vielleicht weniger heftig, aber um so zäher fortgeführt; und noch immer sind die Großgrundbesitzer der angegriffne Teil. Zwar wehren sie sich tapfer ihrer Haut; aber mehr und mehr hat in den letzten Jahrzehnten der Kleinbauer („Selector" oder „Cockatoo-Farmer") Boden gewonnen, nicht nur in den Landgesetzen, sondern auch in Wirklichkeit. Seit 1890 geht die Begünstigung des kleinen Manns in allen Kolonien so weit, daß man zur Landerwerbung ihm Vorschüsse zu niedrigem Zinsfuße gewährt, die man dem andern verweigert.

Von großem Interesse ist die Bevölkerungsbewegung Australiens im letzten halben Jahrhundert. Dem gewaltigen Anwachsen im unmittelbaren Anschluß an die Goldfunde in den südöstlichen Kolonien haben wir bereits (S. 283) mit der Wiedergabe der Einwohnerzahlen für 1861 Rechnung getragen. So schnell wie in den fünfziger Jahren ist das Wachstum in der Folgezeit erklärlicherweise nicht weitergegangen; aber von den letzten beiden Jahrzehnten

abgesehen, hat es doch eine Höhe bewahrt, die im Hinblick auf den starken amerikanischen Wettbewerb erstaunlich ist. 1861 zählte das Festland und Tasmanien zusammen 1,167,695 weiße Einwohner; am 1. Januar 1900 war diese Zahl auf 3,756,894 gestiegen: sie hatte sich also in kaum vier Jahrzehnten mehr als verdreifacht. Den Hauptanteil an diesem Zuwachse trägt die Einwanderung, die besonders stark von Großbritannien aus erfolgt ist. Von 1853—90 sind 1,374,422 Personen aus diesem Inselreich eingewandert, davon die Hälfte durch die einzelnen Kolonialregierungen mit Geld unterstützt. Unter dem Einflusse des starken wirtschaftlichen Niedergangs im Anfange der neunziger Jahre (S. 287) hat diese Zuwanderung allerdings sehr abgenommen; ja in Victoria und Südaustralien überwiegt neuerdings die Auswanderung, so daß sich die Bevölkerungszunahme dort lediglich durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle vollzieht.

Mit diesem Geburtenüberschusse geht es nun von Jahr zu Jahr mehr bergab; zu einem Teil ebenfalls infolge der wirtschaftlich schlechten Zeiten, die die Zahl der Eheschließungen nachteilig beeinflussen, zum andern jedoch aus einem für die Zukunft des Erdteils viel schwerer wiegenden Grunde, der die australischen Staatsmänner mit banger Sorge in diese Zukunft blicken läßt. Diese Erscheinung ist die körperliche und geistige Entartung der weißen Rasse auf dem Boden des fünften Erdteils (S. 239). Ihre Ursachen sucht man in den nachteiligen Wirkungen des Klimas und in der diesem wenig angepaßten rein englischen Nährweise auf fast ausschließlich tierischer Grundlage. Jedenfalls hat sich das ursprüngliche Aussehen verschlechtert; auch die allgemeine Sittlichkeit ist schlaffer geworden: Ehescheidungen sind an der Tagesordnung, und der Kindersegen wird gewaltsam herabgemindert.

Sehr zur Verminderung der Einwanderung hat die 1890 in den meisten Kolonien erfolgte Einstellung der Geldunterstützungen an auswanderungslustige Briten beigetragen. Diese Maßnahme ist insofern ein Spiegelbild der innerpolitischen Verhältnisse der Kolonien, als sie deutlich den großen Einfluß der fast überall ausschlaggebenden Arbeiterpartei zeigt. Diese hat erklärlicherweise ein starkes Interesse an der Beibehaltung hoher Löhne und strebt mit allen Mitteln danach, die Einwanderung zu verhindern. Aus dieser Absicht heraus hat sie auch die Einwanderung von farbigen Einwohnern erheblich eingeschränkt oder ganz unterbunden; ja der im Mai 1899 von Queensland, Neusüdwales, Victoria und Südaustralien beschickte „Internationale Arbeiterkongreß" zu Brisbane beschloß sogar die Fernhaltung aller Fremden von Australien.

Dieses übermäßig ausgeprägte Machtgefühl seiner Arbeiterpartei hat den Erdteil einmal in eine schwere Gefahr gestürzt. Gegen Ende der achtziger Jahre hatte sich der alte Gegensatz zwischen Kleinbauer und Großweidebetrieb, zwischen Arbeit und Kapital, so zugespitzt, daß es nur eines geringfügigen Anlasses bedurfte, um das vorherige leichte Geplänkel zum hellodernden Kampf aufflammen zu lassen. Der Kampf selbst war lediglich eine Machtprobe. Die Daseinsbedingungen sind in Australien seit jeher besser als in irgend einem andern Kulturlande, sowohl was die Höhe des Verdienstes als auch die Billigkeit der Nahrungsmittel und Grundstücke und die Dauer der Arbeitszeit betrifft. Die Arbeiter wollten damals einen größern Anteil an der Regelung der Arbeit; als sich die Arbeitgeber diesem Anspruche nach Kräften widersetzten, brach 1890 der Kampf aus. Den Anlaß zu seiner Eröffnung gab die Weigerung eines Schiffseigners, einen entlaßnen Arbeiter wieder einzustellen. Das führte sofort zu einem Ausstande der Hafenarbeiter; ihnen folgten bald andre Berufszweige. Nach dem Plane der Leiter der Bewegung sollte ein Generalausstand die gesamte Industrie des ganzen Erdteils lahmlegen;

ein an sich großartiger Gedanke; freilich stellte er sich als undurchführbar heraus. Waren die Arbeiter zum größten Teile schon vorher gut organisiert, so holten die Arbeitgeber dies sehr bald nach, indem auch sie sich zu großen Verbänden zusammenschlossen; zudem waren die nichtorganisierten Arbeiter keinem Streikzwang unterworfen. Nach vielen Einzelausständen siegte daher das Kapital auf der ganzen Linie.

Teils durch die wirtschaftlichen Differenzen veranlaßt, teils infolge einer Erscheinung, die für Ackerbau- und Viehzuchtskolonien charakteristisch zu sein scheint, brach im Jahre 1893 eine schwere Finanzkrisis über den ganzen Erdteil herein. Wie ein halbes Jahrhundert vorher in Neusüdwales, Südaustralien und Victoria eine unsinnige Spekulation in Ländereien und Grundstücken die jungen Kolonien an den Rand des Verderbens gebracht hatte (S. 259), so brachte jetzt eine entsprechend ins Große übersetzte Abirrung vom normalen Wirtschaftsbetrieb, eine wilde Spekulation in Ländereien und Aktien, den gesamten Erdteil in eine schlimme Lage. Selbst die bestgegründeten Unternehmungen gerieten ins Wanken. Heute, nach nur wenigen Jahren, ist von dieser Krisis im fünften Erdteile nicht viel mehr zu merken. Australien gleicht insofern den Vereinigten Staaten von Nordamerika, als es einen im Verhältnisse zu seiner Bevölkerungszahl ungeheuern Reichtum an natürlichen Hilfsquellen besitzt. Das Gold und die andern nutzbaren Minerale bilden nicht allein für wirtschaftliche Rückschläge ein wirksames Heilmittel, sondern auch die Ertragfähigkeit eines großen Teils seiner Bodenfläche und die Gunst seines Klimas; die fast plötzliche Vervielfältigung seiner Ausfuhr an tierischen und pflanzlichen Nahrungsmitteln, an Obst und Fleisch, ist der beste Beweis dafür.

Die Haupterwerbszweige Australiens sind noch immer Viehzucht, Bergbau und Ackerwirtschaft, denen gegenüber die gewerbliche Thätigkeit weit zurücktritt. Die Entwicklung der Viehzucht ist ungleichartig, aber im ganzen doch erfreulich. Trotz der durch langanhaltende Dürre der letzten Jahre stark herabgeminderten Zahl der Rinder und Schafe in Neusüdwales und Queensland zählt Australien und Tasmanien nahe an 100 Millionen Nutztiere (Rinder, Schafe, Pferde und Schweine); die Wollausfuhr beträgt weit über eine Million Ballen, und die Ausfuhr von präserviertem Fleische, Butter und Käse bringt jährlich eine ganze Reihe von Millionen Pfund Sterling ins Land.

Weniger günstig steht es mit den Fortschritten im Ackerbau. Das größte Hindernis bildet für diesen die oft besprochne Trockenheit, nächstdem die periodenweise eintretenden außergewöhnlichen Dürren. Von den 1900 Millionen Acres, die Australien und Tasmanien umfassen, sind heute etwa 112 Millionen verkauft, 700 Millionen verpachtet, während annähernd 1100 Millionen Acres noch unbenutzt daliegen oder dauernd unbenutzbar bleiben werden. Bezeichnend für das Verhältnis der Erwerbszweige ist nun, daß von jenen 812 Millionen Acres Nutzland kaum 7½ Millionen dem Feldbau dienen; der ganze riesige Rest kommt einstweilen lediglich der Viehzucht zu gute. Dieses gewaltige Mißverhältnis hat den Australiern schon oft zu denken gegeben, und nicht ohne Grund hat man allerorten den Landerwerb auch den armen Volksklassen zugänglich gemacht. In Ansehung der häufigen Dürren und der extensiven Kultur hat man sich neuerdings mit Erfolg bemüht, die Wasserversorgung durch artesische Brunnen, Berieselungsanlagen und Staudämme zu regeln. Wie für Nordamerika, stellt sich auch für Australien der Übergang zu rationeller Feldwirtschaft und intensiver Kultur mehr und mehr als notwendig heraus. Dasselbe gilt im übrigen für die lange vernachlässigte Forstwirtschaft.

Am wichtigsten neben der Viehzucht ist noch immer der Bergbau, trotz seines um ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Beginns und trotz des gesteigerten Raubbaus. Zwar ist es

in den alten Goldbezirken von Victoria, Neusüdwales und Queensland längst mit dem mühelosen Seifenverfahren vorbei: man muß im Gegenteile dort die goldführenden Gesteine schon aus recht beträchtlicher Tiefe heraufbefördern. Aber ergiebig sind auch diese Kolonien noch, wenngleich sie seit 1899 von Westaustralien beträchtlich überholt worden sind: dessen Golderzeugung betrug in diesem Jahre 6¼ Millionen Pfund Sterling, die der andern drei zusammen 8¼ Millionen; die Gesamtausbeute Australiens und Tasmaniens an Gold betrug rund 15 Millionen Pfund Sterling. Minder in die Augen fallend, aber für das Gedeihen der Kolonien ebenfalls von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Entwicklung des Abbaus der übrigen Minerale. Kupfer wird infolge des durch den Aufschwung der Elektrotechnik gesteigerten Bedarfs in immer größerm Maßstabe gewonnen; desgleichen Zinn und Silber. Für die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, aber auch der Bergwerke und der allerdings noch in den Anfängen stehenden Industrie höchst bedeutungsvoll hat sich der Reichtum Australiens an Kohle erwiesen: heute deckt sie nicht allein den eignen Bedarf, sondern wird bereits nach Süd- und Ostasien und nach Amerika ausgeführt. Nur mit der Eisenerzeugung will es in Australien noch nicht so recht vorwärts, trotz der gewaltigen Ausdehnung durchaus abbauwürdiger Lager.

β) Die Entwicklung auf geistigem Gebiete.

Die ausdauernde Politik der Anleihen, der sich die australischen Kolonien auf der zweiten Stufe ihrer Entwicklung mit einem so erstaunlichen Erfolge befleißigt haben, daß sie hierin, im Verhältnisse zu ihrer Einwohnerzahl, nur von wenigen Ländern übertroffen werden (S. 285), ist in nicht geringem Maße der Förderung der Volksbildung zu gute gekommen. Erst die großen Summen, die durch diese Anleihen ins Land strömten, haben die Regierungen in den Stand gesetzt, über die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse hinauszugehen und auch für die geistige Hebung ihrer Unterthanen zu sorgen.

Ausgeschlossen von der Fürsorge der Regierungen sind die überaus zahlreichen Religionsbekenntnisse, deren jedes für die Befriedigung seiner Bedürfnisse selbst zu sorgen hat. Dagegen nimmt die Ausgestaltung und Verbesserung des niedern Unterrichtswesens seit geraumer Zeit einen breiten Raum in den Regierungsprogrammen ein. Vor 1880 gab es zweierlei Schulen. Die „Nationalschulen" unterstanden der Regierungskontrolle unmittelbar; die andre, besonders in Neusüdwales ausgebildete Art von Schulen wurde von den vier Konfessionen oder Sekten: der Englischen Hochkirche, den Presbyterianern, den Wesleyanern und der römisch-katholischen Kirche, geleitet, empfing aber ihren Unterhalt von der Regierung. 1880 jedoch wurde die Schule konfessionslos und in ihren elementaren Teilen obligatorisch gemacht. Das Schulgeld wurde zunächst nur Unbemittelten erlassen; später ist es ganz abgeschafft worden (in Victoria war man mit dieser Reform bereits 1872 vorangegangen). Außerdem gibt es, abgesehen von einigen Gemeindeschulen in Victoria, deutsche Schulen in größerer Zahl nur in Südaustralien (1901: 46 mit 47 Lehrern und 1200 Schülern); die erste war schon 1839 zu Klemzig bei Adelaide begründet worden.

Langsamer ist die Ausgestaltung des höhern Unterrichtswesens erfolgt; doch ist auch hier der gegenwärtige Stand befriedigend. Es gibt eine große Anzahl höherer Lehranstalten (Grammar Schools, Collegiate Schools, Colleges), die sich allerdings, wie früher die Schulen überhaupt, in den Händen Privater oder religiöser Gesellschaften befinden. Erst in neuester Zeit geht auch der Staat mit der Gründung derartiger Anstalten vor. An Universitäten zählt der Erdteil augenblicklich drei: zu Sydney, Melbourne und Adelaide. Auf Tasmanien ist

1892 eine solche in Hobart begründet worden; doch ist sie vorläufig lediglich Prüfungsbehörde. Die von den Universitäten verliehnen Grade haben denselben Wert wie die auf englischen Hochschulen erhaltnen; ihre Erlangung steht außerdem auch dem weiblichen Geschlechte frei. Den Universitäten zur Seite und für die Erforschung des Lands wie für die Naturwissenschaften von Bedeutung sind schließlich in den Hauptstädten die gelehrten Gesellschaften, die in Organisation und Benennungen sich meist eng an die entsprechenden englischen anlehnen.

Wenig erfreulich hat sich die Presse entwickelt. Zwar die Zahl ihrer Organe ist groß: zählt man doch einschließlich der Zeitschriften 1000 Blätter; aber hoch stehen sie im allgemeinen nicht. Äußere Fragen werden oberflächlich und ohne wirtschaftlichen und politischen Überblick, innere dagegen sehr ausführlich behandelt.

γ) Die militärische Entwicklung.

Die Beziehungen der australischen Kolonien zum Mutterlande sind im allgemeinen stets gut gewesen (vgl. S. 238); man fühlt sich auch bei den Antipoden im großen und ganzen Eins mit den Stammesbrüdern in England. Trotzdem hat es zuzeiten nicht an Gegensätzen, Reibungen und Zwistigkeiten gefehlt. Scharf war z. B. der Einspruch Victorias gegen die Einmischung Englands in die innern Angelegenheiten der Kolonie im Jahre 1869 infolge eines Aufrufs des Royal Colonial Institute an alle Kolonien, zu einer Konferenz über die Klärung der Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonien zusammenzutreten. Die Sprache Victorias war damals sehr selbstbewußt und drohend; sie hinderte jedoch die reiche Kolonie nicht, den Schutz der vom Mutterlande besoldeten Truppenmacht auch weiterhin zu genießen, trotzdem schon 1862 das englische Parlament den Grundsatz ausgesprochen hatte, allen Kolonien mit Selbstverwaltung die Verteidigung von Haus und Herd selbst zu überlassen. Erst 1870 zog England seine Truppen zurück, nicht nur aus Victoria, sondern aus ganz Australien, das nun erst begriff, wie hilflos man einem Angriffe von außen gegenüberstand, und wie kostspielig anderseits die eigne Landesverteidigung sich stellen werde.

In erster Linie wohl aus finanziellen Gründen hat denn auch die Schaffung einer eignen Wehrkraft ziemlich lange auf sich warten lassen. Sie beginnt bemerkenswerterweise erst mit dem Augenblicke, wo die innerstaatliche Entwicklung der reifern Kolonien in sich abgeschlossen ist, und wo das erste Ausgreifen über die Grenzen des Erdteils hinaus stattfindet. Neben den noch immer, wie vor hundert Jahren, gefürchteten Franzosen haben vor allem wir Deutschen durch unsre kolonisatorischen Bestrebungen in der Südsee bei den Australiern ähnliche Neigungen und damit auch das Gefühl für die Notwendigkeit militärischer Rüstungen geweckt. Heute hat jede Kolonie ihre eigne kleine stehende Truppe und einige tausend Mann Miliz und Freiwillige. Im eignen Vaterland oder auch nur im Stillen Ozeane hat diese Wehrkraft noch keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten gehabt. Dagegen hat 1885 Neusüdwales 600 Mann dem Mutterland im Sudânkriege (Bd. III, S. 551) zu Hilfe geschickt, und um die Jahrhundertwende haben sich einige tausend Mann australischer Miliz an dem Burenkriege (ebenda, S. 507) beteiligt.

Für die Abwehr eines kräftigen Angriffs von außen sind diese an Zahl geringfügigen und an militärischer Disziplin nicht durchweg einwandfreien Landtruppen unzureichend. Australien befindet sich in dieser Beziehung in derselben Lage wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, denen aber der Schutz einer starken Marine zur Verfügung steht. Der kapital- und menschenärmere Erdteil im Stillen Ozeane hat es zu einer Flotte von nennenswertem Gefechtswerte noch nicht gebracht. Von den einzelnen Kolonien besitzt zwar jede eins oder mehrere Kriegsschiffe; sie

rufen indes in der numeriſchen und taktiſchen Vereinſamung mehr den Eindruck eines militäriſchen Spielzeugs als eines ernſt zu nehmenden Kampfmittels hervor und genügen nicht für die Verteidigung der ausgedehnten Küſtenlinie. Im Bewußtſein dieſer Blöße, aber doch erſt auf Anregung Englands hin, hat Auſtralien 1887 mit dem Mutterland ein Abkommen getroffen, kraft deſſen dieſes den Kolonien das „Auſtraliſche Hilfsgeſchwader" ſtellt. Dieſe Flotte, die aus fünf Doppelſchraubenkreuzern und zwei Kanonenbooten beſteht, wird von England geliefert, bemannt und befehligt, aber von den Kolonien unterhalten. Sie zahlen dafür jährlich 126,000 Pfund Sterling und verzinſen die Koſten des ſchwimmenden Materials außerdem mit 5 Prozent. 1891 trat mit dem Erſcheinen des Geſchwaders (Hauptquartier: Sydney) im Stillen Ozeane das Abkommen in Kraft. Daneben unterhält England auch ein eignes Geſchwader in Auſtralien, deſſen Speſen, wie Moritz Schanz bemerkt, heute die einzigen Ausgaben ſind, die Auſtralien dem britiſchen Staatsſchatz auferlegt.

Um den Küſtenſchutz zu verſtärken, gleichzeitig aber auch, um die Kette der rings um den Erdball laufenden Etappenlinie britiſcher See- und Weltmacht zu ſchließen, iſt ſeit 1890 eine Anzahl der auſtraliſchen Hafenplätze befeſtigt oder zu Kriegshäfen ausgeſtaltet worden; es ſind dies Brisbane, Sydney, Melbourne, Adelaide, Launceſton und Hobart.

δ) Die Vollendung des innern Ausbaus und die erſten Ausgriffe über See.

Mit der Verleihung der vollen Selbſtverwaltung an die auſtraliſchen Kolonien um die Mitte des 19. Jahrhunderts und der Abtrennung Victorias als ſelbſtändiger Kolonie von Neuſüdwales iſt die Organiſation und der äußere Ausbau dieſes Kolonialſyſtems noch nicht vollendet. Nachdem 1858 im Moretonbai-Bezirk ebenfalls Gold in großen Mengen gefunden worden war, wurde 1859 auf Antrag der Einwohner auch er von Neuſüdwales losgelöſt und unter dem Namen Queensland mit derſelben Selbſtregierung ausgeſtattet wie die ältern Schweſtern. Das Legislative Council zählt 41 durch die Krone ernannte, die Assembly 72 auf drei Jahre erwählte Mitglieder. Dem vom Könige von England ernannten Gouverneur ſtehen ſieben Miniſter zur Seite.

Die Entwicklung Queenslands iſt ebenſowenig ſtetig geweſen, wie die der meiſten andern Kolonien. Das Jahr 1866 brachte Dürre und großes Viehſterben und infolgedeſſen den Ruin vieler Geſchäfte und Privatleute; auch die Kriſis im Anfange der neunziger Jahre traf die Kolonie mit voller Wucht. Trotz dieſer Schläge aber hat ſich die Bevölkerung verhältnismäßig raſch vermehrt und der Wohlſtand Fortſchritte gemacht. Während die Einwohnerzahl 1861 kaum 35,000 betrug, war ſie 1873 bereits auf 147,000 geſtiegen; am 1. Januar 1900 betrug ſie 512,604 Seelen. Sehr hat zu dieſem Wachstume, das vor allem einer ſtarken Einwanderung zu danken iſt, die ſeit 1871 befolgte Politik beigetragen, die Einwanderer zu unterſtützen. Außerdem aber hat der Reichtum an Gold beträchtliche Menſchenmaſſen herangelockt. Heute werden 25 Goldfelder abgebaut. Queenslands gewaltige Erſtreckung durch 18 Breitengrade und die damit verknüpfte Verſchiedenheit der Erwerbszweige (der ſehr dünn beſiedelte Norden hat völlig tropiſchen, der dicht bevölkerte Süden den Getreidebau der gemäßigten Zone) hat ſchon ſeit einer Reihe von Jahren dazu geführt, ſeine Trennung in zwei Provinzen mit eignen Regierungen, aber gemeinſamer Zentralverwaltung, anzuregen; als Grenze iſt der 21. Grad ſüdl. Breite gedacht.

Als letzte von allen auſtraliſchen Kolonien hat Weſtauſtralien Selbſtverwaltung erhalten. Bis zum Jahre 1868 hat hier die Deportation gedauert (S. 277); ihr Aufhören brachte in der Stellung zum Mutterlande noch keine Änderung. Das Jahr 1870 brachte zwar ein

Legislative Council mit zum Teil ernannten, zum Teil erwählten Mitgliedern; aber erst am 21. Oktober 1890 trat die bisherige Kronkolonie als vollwertig in die Reihe der übrigen ein. Ihr Council zählt 24, die Assembly 44 Mitglieder, die alle gewählt werden. Die Entwicklung Westaustraliens hat erst in jüngster Zeit ein lebhafteres Tempo angenommen, nachdem seit 1887 Gold in großer Menge und Ausdehnung gefunden worden ist. Die 1881 noch kaum 30,000 Seelen betragende Bevölkerung hat sich heute auf annähernd 200,000 vermehrt, fast ausschließlich durch Einwanderung.

Mit dem innern Ausbaue der Kolonien geht schon ziemlich frühzeitig das Bestreben Hand in Hand, auch *außerhalb der Landesgrenzen* den Einfluß Australiens zur Geltung zu bringen. Schon 1869 wird es merkbar bei der Aufrollung der Fidjifrage (vgl. unten, S. 305); zu einem wirklichen Ausgreifen über See kam es hingegen erst 1883. Trotz der Lage *Neuguineas* in unmittelbarer Nähe Australiens hatten weder dessen Kolonien noch England selbst je Neigung verspürt, dort Land zu erwerben. Erst als um die Mitte der siebziger Jahre das Gerücht von Absichten Deutschlands auf die Rieseninsel auftauchten, erinnerte man sich in Australien seiner Nachbarschaft, und Neusüdwales regte 1876 kurzer Hand die Einverleibung des nicht unter holländischer Hoheit stehenden Teils von Neuguinea an. England stimmte zu, unter dem Vorbehalte, daß die Australier die Verwaltungskosten trügen; das wurde abgelehnt. Die Frage kam indessen in Australien nicht wieder zur Ruhe, und als die Deutschen wirklich Ernst zu machen drohten, da sprach der Premier Queenslands im März 1883 auf eigne Faust die Besitzergreifung der Osthälfte der Insel aus. England scheute damals davor zurück, das Schicksal eines so gewaltigen Gebiets in die Hände der wenigen Queensländer zu legen, trotzdem sich im Dezember auch die australische Kolonialkonferenz für die Erwerbung aussprach. Zwischendurch ergriff Deutschland wirklich Besitz vom Norden der Insel, und England mußte sich am 6. November 1884 mit dem Südosten allein begnügen. Heute ist Britisch-Neuguinea englische Kronkolonie, zu deren Verwaltungskosten Queensland, Neusüdwales und Victoria eine bestimmte Summe jährlich beitragen; ihr Verwalter verkehrt nur durch Vermittlung des Gouverneurs von Queensland mit dem Londoner Kolonialamte.

Vom australischen Standpunkt aus betrachtet, bedeutet dieser erste Schritt in die internationale Politik zweifellos einen Mißerfolg. Die Kolonien haben ihn auch jederzeit als solchen empfunden; noch jetzt ist die Haltung ihrer Presse im Ganzen deutschfeindlich. Zu einer weitern praktischen Bethätigung ihrer kolonisatorischen Gelüste sind sie in der Folge nicht mehr gekommen. Man kann Britisch-Neuguinea als Anhang zu Queensland betrachten; zu Neusüdwales stehen im gleichen Verhältnisse das ferne Pitcairn, die Lord Howe-Insel und, seit 1896, auch Norfolk: das ist der ganze überseeische Besitz. Um so stärker hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten das Bestreben geäußert, den Teil der britischen auswärtigen Politik, der die sehr weite *australische Interessensphäre* berührt, im australischen Sinne zu beeinflussen; so konnte in der Samoa-Angelegenheit (S. 320) England lediglich deshalb Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht entgegenkommen, weil angeblich damit australische Interessen verletzt werden konnten. Der Ruf nach einem „größern Australien" hallt bereits in der Luft.

ε) Die Einheitsbestrebungen.

Ebenso alt wie die Ausdehnungsbestrebungen ist der Gedanke an *einen politischen Zusammenschluß* aller australischen Kolonien. Zur Regelung der Zollfragen hatte man bereits Anfang der fünfziger Jahre ein allgemeines australisches Parlament geplant; das englische

Oberhaus hatte den Plan indessen verworfen. Außerdem bestand in Australien selbst, damals und später, wenig Neigung zu einem solchen Zusammenschluß. Erst 1871, nach der Gründung des Kanadischen Zollvereins, faßte der Gedanke an einen gleichen Verband in Australien festen Fuß, sehr zum Mißvergnügen Englands, wo man hinter der innigern Verbindung der Kolonien damals mehr als heute die Gefahr einer Lostrennung vom Mutterlande witterte.

Gleichwohl erreichten die Kolonien 1873 unter dem ersten Ministerium W. E. Gladstones, daß das alte Verbot der Differentialzölle aufgehoben wurde. Von jetzt ab stand es den einzelnen Kolonien frei, sich gegenseitig Zollvergünstigungen zu gewähren oder sich voneinander abzuschließen; nur England und fremden Staaten gegenüber war die differenzielle Zollbehandlung verboten. Ein Schritt auf dem betretnen Wege war diese Maßregel thatsächlich nicht: dazu hätte es größerer Zuneigung unter den einzelnen Kolonien bedurft. Erst 1884, nach dem „Einbruche" Deutschlands in die australische Interessensphäre, geschah ein Schritt vorwärts: jetzt wurde die Errichtung eines „Federal Council" beschlossen, das die ganz Australien gemeinsamen Interessen beraten sollte, ohne in die innern Angelegenheiten der Einzelkolonien einzugreifen. Doch obwohl die Mehrzahl der Kolonien beitrat und das Council auch etliche Sitzungen abhielt: herausgekommen ist nichts dabei.

Auf Anregung von Henry Parkes, dem Premierminister von Neusüdwales, tagte 1890 und 1891 erst in Melbourne, darauf in Sydney eine Konferenz, auf der alle fünf australischen Kolonien, Tasmanien und Neuseeland durch ihre Premierminister vertreten waren. Nach langen Verhandlungen kam hier endlich die „Federal Bill" zu stande; nachdem die Vertreter der Kolonien noch verschiedne Jahre hintereinander zusammen getagt hatten, ist sie am 1. Januar 1901 Wirklichkeit geworden.

Der Name des neuen Staatenbunds ist Commonwealth of Australia. Er umfaßt bis jetzt alle australischen Kolonien und Tasmanien; Neuseelands Beitritt steht noch aus. Nach der am 17. September 1900 verkündeten Verfassung liegt die gesetzgebende Gewalt bei einer Regierung, die aus dem durch einen Generalgouverneur vertretnen britischen Herrscher, einem Senat und einem Repräsentantenhause besteht. Der Senat besteht aus 6 Mitgliedern für jeden Staat; das Repräsentantenhaus zählt ein Mitglied auf je 50,000 Einwohner, aber nicht unter 5 Mitgliedern für jeden Staat, so daß nach der letzten Zählung Neusüdwales 26, Victoria 23, Queensland 10, Südaustralien 7, Tasmanien und Westaustralien je 5 Sitze erhalten. Der Senat wird auf sechs, das Repräsentantenhaus auf drei Jahre gewählt. Gegenstand der Bundesgesetzgebung sind Zoll-, Verkehrs-, Staatsschulden-, Handels- und Sanitätsfragen, sowie Marine und Militär, außerdem die Regelung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Jedes vom Commonwealth beschloßne Gesetz bedarf der Zustimmung des Königs und kann innerhalb eines Jahrs nach Annahme durch das australische Parlament von dem den König vertretenden Generalgouverneur verworfen werden. Die oberste richterliche Instanz ist der High Court of Australia; Berufungen von diesem können an einen zum Privy Council gehörigen Appellationshof erfolgen, in dem Kanada, Australien, Südafrika und Indien durch je einen Richter vertreten sind. Zum ersten Generalgouverneur wurde John Adrian Louis Hope Earl of Hopetoun ernannt; doch hat er schon im Mai 1902 sein Amt niedergelegt.

Mit dem Inkrafttreten der neuen Bundesverfassung ist Australien in eine völlig neue Stufe seiner wechselvollen Entwicklung getreten; die Gründung des Staatenbunds ist zweifellos der bedeutsamste Schritt in der Geschichte des Erdteils: selbst die Unterthanen Sr. Britischen Majestät, die in dem Zusammenschlusse der Kolonien keine Gefahr für den Bestand des Weltreichs sehen,

werden nicht leugnen können, daß die äußere Politik des Commonwealth von nun an weitere, aber entschieden auch selbständigere Bahnen einschlagen wird. Die große Bedeutung des Stillen Ozeans für die Menschheitsgeschichte, besonders für die zukünftige, steht außer allem Zweifel (vgl. Bd. I, S. 605); Australien liegt mitten vor einer geschichtlichen Front — erfaßt es seine Rolle auch nur halbwegs richtig, so muß es seine Politik allpazifisch gestalten, in weit höherm Maß, als das in den letzten Jahrzehnten bereits geschehen ist. Als erstes Anzeichen dieser neuen Richtung darf der im November 1901 gefaßte Beschluß der Premierminister gelten, wonach die Bundesregierung Australiens die Verwaltung Britisch-Neuguineas übernehmen soll. Gewiß wird für absehbare Zeit die großaustralische Politik auch eine britische sein; eine andre Frage jedoch ist, ob nicht die Veränderung der geographischen und wirtschaftlichen Bedingtheiten, wie sie mit der Vollendung des mittelamerikanischen Kanals in Kraft tritt, stark genug sein wird, die alte Treue zu erschüttern und der Politik des neuen Staatswesens Bahnen zu weisen, die weitab von der seitherigen Richtung und wenig im Interesse des Mutterlands liegen.

6. Ozeanien als Teil der bewohnten Erde.

A. Die Lage, die Größe und die Verteilung der Inseln.

Geographisch betrachtet, ist Ozeanien das einzigartigste Gebilde der Erdoberfläche. Zunächst seiner Raumgröße nach: von den Palau-Inseln im Westen bis zur Osterinsel oder Sala y Gomez im Osten erstreckt es sich über 120 Längengrade, also über ein volles Drittel des Erdumfangs, und von Hawaii im Norden bis nach Neuseeland im Süden geht es durch 80 Breitenkreise, kommt also in dieser Beziehung dem Riesenerdteil Asien etwa gleich; mit seinem Gesamtumfange von 66 Millionen qkm übertrifft es ihn sogar um die Hälfte.

Die Verteilung der Inselwelt innerhalb dieses gewaltigen Rahmens ist recht ungleichartig. Im großen und ganzen kann man sagen: sie nehmen von Westen nach Osten an Dichtigkeit der Anordnung und namentlich an Größe ab. Melanesien zählt zwar nicht durchweg große Inseln; aber es beherbergt mit Neuguinea ein Gebiet, das nicht nur um das Doppelte größer ist als alle andern Inseln Ozeaniens zusammengenommen (808,000 qkm zu 447,000 qkm), sondern das überhaupt das größte Inselgebilde auf Erden darstellt. Auch der Bismarck-Archipel und die Salomonen enthalten Inseln, die an Umfang sämtliche mikronesischen und die meisten polynesischen bei weitem überragen; Neukaledonien allein ist an Flächeninhalt immer noch fast doppelt so groß wie sämtliche polynesischen Inseln ohne Hawaii zusammengenommen (17,000 qkm zu 10,000 qkm). Neuseeland endlich, das seinem Baue nach nicht von dem Inselgürtel Melanesiens getrennt werden kann, hat genau den zehnfachen Flächeninhalt der gesamten polynesischen Inselflur mit Einschluß Hawaiis (268,000 qkm zu 27,000 qkm). Melanesien bildet, wie ein Blick auf die Karte bei S. 227 lehrt, den innern der beiden großen Gürtel von Inselreihen und Inselschwärmen, die sich in schlank gewölbtem Bogen um das Festland Australien legen, und von denen der äußere ganz Mikronesien und Westpolynesien umfaßt. Zwischen die Inselgruppen Melanesiens legen sich aber, trotz ihrer beträchtlichen Raumgröße und trotz ihrer Zusammendrängung auf kleinerer Peripherie, sehr ausgedehnte Meeresflächen — wie unendlich dünn verteilt müssen dann, in anbetracht ihrer kleinen Fläche, erst die Eilande Mikro- und Polynesiens über die gewaltige Wasserfläche sein!

In der That ist die Vereinzelung der Grundzug in ihrer Verteilung. Unsere stets in sehr kleinem Maßstabe gehaltnen Karten vom Stillen Ozeane sind gar nicht im stande, diese

Erscheinung zum Ausdrucke zu bringen. Die Karolinen, um ein Beispiel herauszugreifen, erscheinen auf ihnen zwar nicht als dichter Schwarm, lassen aber doch die Zusammengehörigkeit deutlich erkennen. Mit Einschluß der Palau zählen sie 49 Inseln und Atolle, deren Gesamtfläche 1450 qkm beträgt; auf deutsche Verhältnisse übertragen, ist das etwa die Größe des Herzogtums Sachsen-Altenburg (1324 qkm). Das ist an sich gewiß nicht viel; aber wie verschwindend klein erscheint diese Fläche erst, wenn man sie auf den vom Archipel umschloßnen Meeresraum verteilt! Mit 32° Längenerstreckung und 9° Breitenausdehnung kommt er gerade dem europäischen Mittelmeere gleich, deckt also rund 2½ Millionen qkm. Man hat es also in Wirklichkeit mit unvergleichbaren Größen zu thun, und das um so mehr, als von jenen 1450 qkm mehr als zwei Drittel auf nur fünf Inseln, nebenbei die einzigen nichtkorallinischen, entfallen. Der winzige Rest verteilt sich dann auf 44 kaum über die Meeresfläche emporragende Atolle, die mit ihrer Durchschnittsgröße von einer Quadratmeile in der riesigen Wasserwüste förmlich verschwinden. Mit der Mehrzahl der mikronesischen und polynesischen Archipele steht es ähnlich. Wenn auch die Verteilung nicht immer so dünn ist, wie bei den Karolinen, so ist doch für das Zurücktreten der Landflächen dem Wasser gegenüber die Thatsache bezeichnend, daß die Spanier im 16. Jahrhundert jahrzehntelang die Südsee kreuzen konnten, ohne mehr als einige wenige Inseln zu sichten, die zudem noch den dichtesten Schwärmen angehören.

Für die Bevölkerung Ozeaniens ist diese Verteilung ihrer Wohnsitze über ein so weites Gebiet von höchster Bedeutung geworden. Zunächst vermochte sie ihre endgiltigen Wohnsitze nur mit Hilfe der Schifffahrt zu erreichen; darüber hinaus aber war auch die Anknüpfung und Aufrechterhaltung nachbarlicher Beziehungen lediglich an dieses Verkehrsmittel gebunden. Eine Folge davon ist der fast durchweg hohe Stand der Nautik bei den Ozeaniern zur Zeit der Ankunft der Europäer, eine andre die merkwürdige Geringschätzung des Raums und eine für Naturvölker außergewöhnliche Beweglichkeit. Unter allen Völkern der Erde kommt keins den Ozeaniern in allen diesen Beziehungen gleich. Zwar die schwerfälligern Melanesier treten zurück; aber wo finden wir einen Schiffbau von der Feinheit und Seetüchtigkeit des polynesischen oder mikronesischen? wo Seefahrten von dem Ausmaße der pazifischen? und welches Naturvolk vermag eine solch ausgedehnte, zielbewußte Kolonisation aufzuweisen wie die Polynesier? Und diese gesamten erstaunlichen Leistungen bei einer Technik, die, des Eisens bis in die junge Vergangenheit entratend, auf Stein, Holz und Muschel angewiesen war!

B. Die Bodenformen der Inseln.

Von nicht minderm Einfluß auf das Völkerleben der Südsee als die räumliche Verteilung und Größe der Inseln ist deren Oberflächengestaltung. Nach dem Unterschied in der Sichtbarkeit vom hohen Meer aus teilt man die Inselflur in hohe (meist vulkanische) und niedrige (Korallen-) Inseln. Eine scharfe örtliche Sonderung der beiden Arten innerhalb des weiten Gebiets findet nicht statt. Einzelne Archipele zwar, wie die Paumotu-, Gilbert- und Marshall-Inseln, sind reine Korallenbauten; andre wieder, wie sämtliche übrigen Gruppen Ost- und Westpolynesiens, sind hohe Inseln. Aber im allgemeinen liegt die Sache so, daß Korallenbauten, sei es als Strand- oder Wallriff, eine ständige Begleiterscheinung der hohen Inseln sind. Auch bei den fünf hohen Inseln der Karolinen ist dies der Fall.

Für den Ozeanier und seine geschichtliche Entwicklung ist diese eigentümliche Anordnung, wie die Oberflächengestaltung der Inseln in mehrfacher Beziehung bedeutungsvoll geworden. Zunächst wirkt die Thätigkeit der Koralle stets landvergrößernd. In den Atollen zeigt sich

das am meiſten; ſind dieſe menſchlichen Wohnplätze doch in ihrer ganzen Ausdehnung der riffbauenden Thätigkeit jener Lebeweſen zu verdanken. Bei den riffumſäumten hohen Inſeln iſt die an ſich geringere Bedeutung der Korallenthätigkeit vielſeitiger. In erſter Linie verbreitert ſie den Küſtenſaum und damit die geſamte wirtſchaftliche Grundlage der Inſelbewohner. Das fruchtbare Delta des Rewa auf Viti Levu, wie auch die 1—5 km breiten Uferflächen, die Tahiti umſäumen, lagern auf alten Riffen. Dieſe ſelbſt ſind überall, wo ſie auftreten, die beſten Fiſchgründe; darüber hinaus aber bilden ſie ſtets, und das iſt für die Ozeanier als Schiffer am wichtigſten, die trefflichſten Häfen und Kanäle. Somit iſt der hohe Schiffergeiſt und Schiffermut dieſer Völkergruppe von der Thätigkeit der unſcheinbaren Mollusken des Meers merkbar beeinflußt.

Geſchichtlich ungemein wirkſam iſt die im allgemeinen große *Armut der Inſeln* geweſen. Paradiesartig ſchön erſcheinen ſie nur in der Ferne; der Gelandete findet, daß ſelbſt die landſchaftlich ſchönſten dem Menſchen äußerſt wenig zu bieten vermögen. Von den Koralleneilanden iſt kaum ½ bis 1 Prozent der Fläche ertragfähig; bei der Mehrzahl der größern Vulkaninſeln geht der fruchtbare Boden nicht über ein Viertel, nach Andern ſogar nicht über ein Achtel der Geſamtfläche hinaus. Und dabei fehlt Süßwaſſer manchmal gänzlich. Unter ſolchen Umſtänden bewegt ſich die Beſiedlungsmöglichkeit in engen Grenzen: geht die Bevölkerung über eine beſtimmte Zahl hinaus, ſo läuft ſie Gefahr, zu verhungern oder zu verdurſten. Daher neigen erſtens die Südſeeinſulaner zum Wandern; zweitens üben ſie die grauſige Sitte des Kindesmords, um die Vermehrung der Bevölkerung hintanzuhalten.

Eine dritte, ſiedlungsgeographiſch wichtige Folge der Armut der Inſeln iſt die *Beſchränkung der menſchlichen Wohnſitze auf den Außenrand* der Inſeln. Bei den Atollen iſt dieſe Wohnweiſe ja durch deren ringförmige Natur von ſelbſt gegeben; ſie iſt aber auch bei den hohen Inſeln, auch den größten, die Regel: ſelbſt das rieſige, an Oberflächengliederung überreiche Neuguinea ſcheint an ſeinem Küſtenſaum erheblich dichter beſiedelt zu ſein als das Innere. Das iſt eben der *biogeographiſche Grundzug* Ozeaniens: das *Land iſt arm*, das *Meer*, die einzige Verkehrsmöglichkeit, *aber reich an Lebeweſen*.

C. Das Klima Ozeaniens.

Dieſe Armut der Inſelwelt hängt teilweiſe mit der Bodenbeſchaffenheit und den gewaltigen, für die meiſten Organismen unüberſchreitbaren Zwiſchenräumen, teilweiſe aber auch mit dem *Klima* innig zuſammen. Wenn wir von dem in gemäßigte Breiten entrückten Neuſeeland abſehen, ſo hat Ozeanien ein durch die Meeresumgebung *gemildertes Tropenklima*. Die Temperaturen ſind ſelbſt für den Europäer erträglich, vor allen Dingen aber gleichmäßig; Tages- und Jahresſchwankung bewegt ſich meiſt nur innerhalb weniger Celſiusgrade.

Beträchtlicher ſind die Unterſchiede in den *Niederſchlägen*. Im allgemeinen reichlich entwickelt, bis zu 6 und 7 m im Jahre, ſparen ſie doch Striche in dem weiten Gebiet aus, die ſo trocken ſind, daß ſich ergiebige Guanolager entwickeln konnten. Auffälliger, weil auf engerm Raume zuſammengedrängt, ſind die Gegenſätze in den Niederſchlagsverhältniſſen auf den einzelnen Gruppen und Inſeln ſelbſt. Zwar auf den flachen, kaum ein paar Meter aus dem Meere hervorragenden Koralleneilanden treten ſie nicht hervor; wohl aber bedingt die Erhebung der hohen Inſeln bis in waſſerdampfreichere Luftſchichten ein ſtarkes Hervortreten von Luv- und Leeſeite: der Windſchatten iſt auch der Regenſchatten. Die Orientierung dieſer beiden Seitenarten iſt nicht auf dem ganzen Ozeane gleich. Sein weſtlicher Teil, bis zu den Salomonen hin, gehört dem weſtpaziſiſchen Monſungebiet an; der Oſten hingegen iſt ausgeſprochne Paſſatgegend.

Demzufolge ist im Osten auf den Inseln der südlichen Halbkugel die Ost- und Südseite, auf denen der nördlichen die Ost- und Nordseite von üppigstem Tropenwachstume bedeckt, während an der Leeseite die reine Steppennatur zum Vorscheine kommt. Im Westen des Ozeans liegt die Sache annähernd umgekehrt.

Die Wirkungen dieses Klimas auf die Kultur- und Geschichtsentwicklung des Ozeaniers erkennt man sofort aus dem Temperament- und Charakterunterschiede zwischen den wilden und thatkräftigen, auch geschichtlich hoch befähigten Maori auf dem fernen Neuseeland mit seiner nervenstählenden Alpenluft und den zwar nicht unbegabten, aber wirtschaftlich schlaffen und politisch ziemlich unfruchtbaren nördlichen Stammesbrüdern, die der ewig gleiche Temperaturgang entnervt hat. Anderseits hat die Stetigkeit der meteorologischen Verhältnisse die Ozeanier zum ersten seefahrenden Naturvolke der Erde herangebildet.

Wo man, wie in Ozeanien, oft auf Monate im voraus der Witterung sicher ist, wagt man, durch Neigung oder Not getrieben, leichter eine Fahrt ins Ungewisse als in Gebieten, wo die nächste Stunde schon alle Rechnungen über den Haufen stoßen kann. Die Regelmäßigkeit der Winde und Strömungen des Stillen Ozeans (s. die Karte bei S. 578 des I. Bands) hat für die Begründung von Meinungen über die polynesischen Wanderungen stets eine große Rolle gespielt; ja, die Mehrzahl davon baut sich geradezu auf ihr auf. Dank der ozeanogeographischen Forschung wissen wir heute, daß diese Regelmäßigkeit durchaus nicht so allgemein ist, wie frühere Zeiten das annahmen, daß vielmehr auch hier der Wind dem wandernden Minimum folgt und die Meeresströmung dem Winde; auch hier haben also zeitweise Abweichungen von der gewöhnlich herrschenden Richtung aus den östlichen Quadranten stattgefunden. Dank dem Aufschwunge der ethnographischen Forschung wissen wir anderseits auch, daß die Schifffahrtskunst der Polynesier sich nicht bloß auf das Segeln mit dem Wind erstreckt, sondern daß auch ein gelegentliches Kreuzen gegen ihn nicht außerhalb des Rahmens ihrer nautischen Fertigkeiten gelegen hat. Für die Beantwortung der Frage nach der Herkunft der Polynesier verlieren der Ozean und seine Meteorologie damit sicherlich an Wert zu gunsten anthropologischer und ethnographischer Beweismittel; sie deswegen ganz ausscheiden zu lassen, wäre zum mindesten verfrüht. Auch wenn die geschickte Benutzung der letztgenannten Untersuchungsmethoden das Rätsel der Herkunft selbst lösen sollte, wird man dem andern, fast gleich wichtigen der Verbreitung über den ganzen Ozean nur unter voller Betonung der geographischen Einflüsse beikommen können.

D. Die Pflanzenwelt Ozeaniens.

Anlehnung an das südostasiatische Monsungebiet ist der Grundzug in der Pflanzenwelt Ozeaniens. In Melanesien tritt er noch wenig abgeschwächt zu Tage; weiter nach Osten aber tritt er, wie die Fülle der Arten überhaupt, mehr und mehr zurück. Geschichtlich bedeutungsvoll ist die Pflanzenwelt für den Ozeanier merkwürdigerweise gerade durch diese Kärglichkeit geworden. Der von üppiger Pflanzenfülle umgebne Melanesier dämmert geschichtslos dahin; was er benötigt, liefert ihm das nie versagende Meer oder der an Hilfsquellen reiche Wald. Erst im Fidji-Archipel, wo der Naturcharakter ärmer wird, da setzt auch geschichtliches Leben ein. Der Poly- und Mikronesier ist nicht so verwöhnt worden. An Boden und an Nutzpflanzen arm, stand er der weiten Wasserwüste gegenüber. Bezwungen hat er sie dennoch. Nicht einmal im Besitz eines Baums, der ihm einen seetüchtigen Einbaum zu liefern vermochte, ward er ein Techniker, der die Mängel der Natur durch Kunst geschickt ersetzte. Damit aber hatte er sich in einem Sinne vom Zwange der Natur befreit, und nichts konnte ihn mehr hindern,

ſie auch in einem andern zu meiſtern. Der techniſche Fortſchritt iſt noch immer die Vorbedingung für jeden andern geweſen, ſo auch für den der Bezwingung des Raums.

Bei alledem hätten die Polyneſier nicht ſo auszugreifen vermocht, wenn nicht die ſonſt ſo ſpärliche Natur ihnen in Geſtalt der Kokospalme eine weitere Hilfe hätte zu teil werden laſſen. Nur ihr Same und der weniger andrer Pflanzen vermag Räume von der Weite der ozeaniſchen Inſelabſtände ohne Verluſt der Keimkraft zu durchmeſſen; damit iſt ſie die Vorbedingung für die erſte Ausbreitung der Polyneſier über die weite Inſelflur geweſen. Die übrigen Nutzpflanzen übertreffen im Haushalte der Inſulaner erſt heute die Kokos an Bedeutung.

Für Neuſeeland gilt das alles nicht. Wie es klimatiſch aus dem Rahmen der übrigen Inſelflur herausgeht, ſo trägt auch ſeine Vegetation einen weſentlich andern Charakter. Sie iſt ungemein mannigfaltig; ihr Artenreichtum zählt nach Tauſenden. Für die Eingebornen ſind indeſſen nur zwei Gewächſe von Bedeutung geworden: die Narauhe (Pteris esculenta), ein Farnkraut mit eßbarer Wurzel, und Harakeke, der neuſeeländiſche Flachs (Phormium tenax). Seine Wertſchätzung bei den erſten Europäern und das dadurch bedingte Streben nach ſeiner Erlangung hat die erſten Anläſſe zu anderm als kriegeriſchem Verkehre zwiſchen Maori und Weißen geboten.

E. Die Tierwelt Ozeaniens.

Armut an Nutz- und Säugetieren, im Oſten noch mehr als im Weſten, iſt das fauniſtiſche Kennzeichen Ozeaniens. Was ſelbſt dem armſeligen Auſtralier vergönnt war, im Dingo (S. 234) einen wenn auch zweifelhaften Gefährten zu ſich heranzuziehen, iſt dem Ozeanier verſagt geblieben; erſt in der neuern Zeit hat fremde Menſchenfreundlichkeit dem alten Mangel durch Einführung europäiſcher Haustiere abgeholfen. Neuſeeland war einſt reich an Formen und Zahl ſtattlicher Tiere; in vielen Arten und teilweiſe rieſiger Größe — die größte Gattung maß 4 m Höhe — durchſtreifte der Moa-Vogel (Dinornis) die weiten Gefilde. Heute gehört er längſt zu den ausgeſtorbnen Tierarten; er iſt dem unſtillbaren Fleiſchhunger der Maori zum Opfer gefallen. Daß die kleinen Inſeln tierarm ſind, erſcheint verſtändlich; mit ihrem engen Raume bieten ſie größern Tieren keine genügenden Daſeinsbedingungen. Auffälliger iſt dagegen die fauniſtiſche Armut Neuguineas, das trotz ſeiner reichen Tropennatur noch nicht einmal an die dürftige Tierwelt Auſtraliens heranreicht. Für ſeine Bevölkerung hat höchſtens das Schwein einige Bedeutung erlangt.

Für die geſchichtliche Entwicklung der Völker Polyneſiens und Mikroneſiens nicht ohne Belang iſt die Einwirkung dieſer Tierarmut, wie ſie ſich in einer ethnographiſch wichtigen Erſcheinung widerſpiegelt: jenen Völkern, die vorwiegend auf ſehr kleinräumigen Inſeln wohnen, fehlen Bogen und Pfeil als Waffe heute entweder gänzlich oder ſind ihnen nur noch als Überbleibſel eigentümlich. Oskar Peſchel führte dies auf den Mangel an Übungsgelegenheit zurück, deren der Bogen mehr als jede andre Waffe bedarf; nirgends konnte ſie lange vorhanden ſein, ſelbſt wenn der Wildſtand bei der Einwanderung der Jäger ſehr groß geweſen wäre. Natürlich hat der Verluſt der Fernwaffe die Taktik der Inſulaner merkbar beeinflußt. Zwar hat man auf etlichen Inſelgruppen den von allen Naturvölkern gefürchteten Nahkampf dadurch vermieden, daß man an die Stelle des Pfeils den Schleuderſtein oder die Wurfkeule ſetzte; aber im allgemeinen war doch der Übergang zum Frontangriffe mit Speer, Axt und Schlagkeule unvermeidlich. Taktiſch bedeutet das ſtets einen Fortſchritt, wie das klaſſiſche Beiſpiel der Sulu Südafrikas lehrt, die lediglich durch den von Tſchaka (ſ. Band III, S. 430) eingeführten geſchloßnen Angriff und den Gebrauch des Stoßſpeers als der Entſcheidungswaffe die Führung

im Südosten des dunkeln Weltteils errungen haben. Für Polynesien hat die neue Fechtweise zweifellos zu jener Blutigkeit der Kämpfe (untereinander wie gegen die Weißen) beigetragen, durch die sich seine Geschichte vor der aller andern Naturvölker auszeichnet. Die politischen Wirkungen konnten hier, mangels eines geeigneten Gegners, naturgemäß nicht so bedeutend sein wie in Südafrika; indessen ist die verhältnismäßig stramme Organisation der meisten Polynesier wohl nicht erst in letzter Linie eine Folge ihrer Taktik.

7. Die Bevölkerung Ozeaniens.

A. Die anthropologische Stellung der Ozeanier.

Die Völkerkunde zerlegt die Bevölkerung Ozeaniens in drei große Gruppen: die Melanesier, die den innern Küstengürtel von Neuguinea bis Neukaledonien und Fidji bewohnen, die Mikronesier, auf den Karolinen, Marianen, Palau-, Marshall- und Gilbertinseln, und die den Rest der großen Inselflur, auch Neuseeland, bewohnenden Polynesier.

Die Frage nach der Rassenstellung, Zugehörigkeit und Herkunft dieser drei Gruppen hat die Wissenschaft von dem ersten Tage der Entdeckung an beschäftigt und eine wahrhaft ungeheure Litteratur gezeitigt, ohne daß bis zur Gegenwart eine allseitig befriedigende Lösung gefunden wäre. Für die Melanesier zwar ist die Frage insofern als gelöst zu betrachten, als heute wohl niemand mehr an ihrer Zugehörigkeit zu der großen negroiden Völkergruppe zweifelt (s. Fig. 3 der beigehefteten Tafel „Melanesische Schnitzwerke"). Auch über die Mikronesier ist man sich so weit einig, daß man sie den Polynesiern nicht mehr gegenüberstellt: man sieht in ihnen einen Zweig der Polynesier, und zwar jenen, der auf Grund der großen Nähe Melanesiens den größten Prozentsatz negroider Beimischung erhalten hat.

Somit harrt nur noch die Polynesierfrage ihrer Lösung. Für die Entstehung der Polynesier in ihren jetzigen Sitzen spricht nichts; schon aus rein geographischen Gründen ist das unmöglich. Somit bleibt die Zuwanderung von außen. Der Ruf: „Hie Herkunft aus Amerika — hie Zuwanderung aus Indonesien" will noch immer nicht verstummen. Unter dem Zwange der neuern Anschauungen über Völkerdurchdringungen und Völkerwanderungen hat er sich indessen für die körperliche und sprachliche Zusammengehörigkeit nach der einen Richtung (Indonesien) erklärt, ohne deshalb ethnische Beziehungen mit der andern (Amerika) zu leugnen. Die Rassenverwandtschaft der Polynesier mit den Bewohnern des Malaiischen Archipels steht angesichts der körperlichen Übereinstimmung und der sprachlichen Verwandtschaft fest. Geringer ist die Übereinstimmung über Art und Maß der fremden Beimischung. Nach Lage der Dinge kommt lediglich eine negroide in Frage. Für den Nordwesten (Mikronesien) können sie auch die Anhänger der sonstigen Rassenreinheit der Polynesier nicht leugnen. Durch zahlreiche neuere Beobachtungen wird es indessen sehr wahrscheinlich, daß auch bis Samoa und noch weiter eine derartige Zumischung besteht; sogar die ferne Osterinsel scheint nicht ganz frei davon zu sein.

Eine Fülle von Thatsachen belegt auch den ethnischen Zusammenhang Polynesiens mit Amerika. Der Glaube und die religiösen Gebräuche in beiden Gebieten ruhen im großen und ganzen auf demselben Grunde des Seelenglaubens und der Ahnenverehrung; die Keime der Kosmogonie, die Hochhaltung des Stammessymbols und der Sagenkreis sind dieselben, von den zahlreichen Übereinstimmungen im Charakter des stofflichen Kulturbesitzes und dem gemeinsamen Fehlen des Eisens ganz zu schweigen. Angesichts dieser Übereinstimmung befindet sich

Melaneſiſche Schnitzwerke.

Fig. 1. **Tanzmaske** aus Neu-Irland; mit ſehr großen flügelartigen Ohren, aus Holz geſchnitzt und bunt bemalt.

Fig. 2. **Tanzmaske** aus Neu-Irland; helmartig, mit großer Criſta.

Fig. 3. **Tanzmaske** aus Neu-Irland; ungemein naturaliſtiſch, einen typiſchen Melaneſier mit ſeiner roten und weißen Bemalung des Geſichts darſtellend.

Fig. 4. **Schnitzwerk** von den Salomonen; Kopf und Arme einer menſchlichen Figur, mit Einlagen aus Perlmutter. Bugverzierung eines Bootes.

Fig. 5. **Große Tanzmaske** aus Neu-Irland; ſtatt der Ohren weitabſtehende Flügel in der Form von Fiſchen. Das nach Art der Einheimiſchen mit Kalk gebleichte Haar durch gelbliche Markſtengel dargeſtellt.

Fig. 6. **Tanzmaske** aus Neu-Irland; helmartig. Zwiſchen den Zähnen des Geſichts der Maske erſcheint ein kleiner Hahn, ein zweiter erhebt ſich auf dem Scheitel.

Fig. 7. **Geſchnitzter Pfahl** aus Neu-Irland. Oben eine menſchliche Figur mit großen, flügelförmigen Ohren, die mit den Händen einen Vogel an die Bruſt drückt; das Geſicht mit zwei ſchwarzen und einer weißen Eidechſe bemalt; unten Schlangen, Vögel und Fiſche.

Fig. 8. **Geſchnitzter Pfahl** aus Neu-Irland; wahrſcheinlich zur Erinnerung an eine Frau, die bei der Geburt eines Kindes geſtorben war.
(Vgl. F. v. Luſchan, Beiträge zur Völkerkunde der deutſchen Schutzgebiete, Berlin 1897.)

Fig. 9. **Schnitzwerk** aus Neu-Irland; einen großen Adler vorſtellend, der eine Schlange feſthält. Wahrſcheinlich ſymboliſche Darſtellung von Himmel und Erde, dem indiſchen Garuda mit den Nâgas zu vergleichen.

Fig. 10. **Geſchnitzte und bemalte Planke** aus Neu-Irland; in der Mitte eine menſchliche Figur zwiſchen zwei Fiſchen. Vgl. Fig. 2 der farbigen Beilage „Mikroneſiſche Schnitzwerke".

Die Originale zu ſämtlichen Abbildungen dieſer Tafel befinden ſich im Königl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

die Völkerkunde in einer schwierigen Lage. An eine direkte Zuwanderung von Amerika her wagen die meisten Ethnologen kaum mehr zu denken. Gewiß, die Polynesier sind kühne Schiffer und haben oft lange Strecken bei ihren Wanderungen zurückgelegt, freiwillig oder unfreiwillig; aber 40—60 Längengrade zu durchsegeln, ohne Gelegenheit zu finden, einmal anzulegen, dürfte auch für sie, und noch mehr für ihre Vorfahren, zu viel gewesen sein.

Am weitesten kommt man unter diesen Umständen mit der Annahme einer großen mongoloiden Urrasse, deren Abzweigungen den ganzen „Osten" der bewohnten Erde (Bd. I, S. V): Ostasien, Ozeanien und Amerika, eingenommen haben. Diese Annahme überhebt uns sofort der Schwierigkeit in der Erklärung jener Gemeinsamkeiten; sie löst aber nicht ohne weiteres die Frage der großen Unterschiede in den mongoloiden Töchterkulturen. Sie durch Heranziehung von Wirkungen der Umwelt zu erklären, erscheint gewagt, aber nicht aussichtslos.

B. Die Wanderungen der Ozeanier.

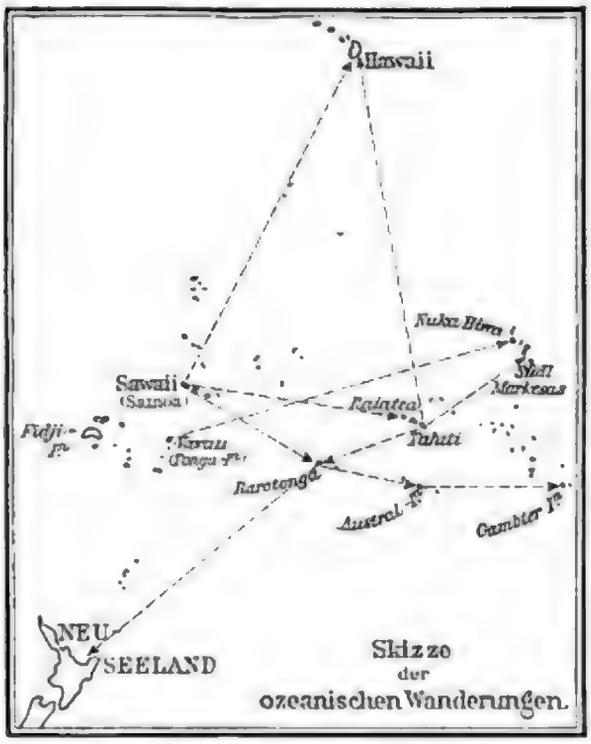
Die erste wahrhaft geschichtliche Bethätigung der Ozeanier sind ihre Wanderungen. Sie sind noch heute unter den Naturvölkern das größte Wandervolk der Erde, und Fahrten von mehr als tausend Seemeilen sind durchaus nichts Außergewöhnliches. Der Anlässe zu solchen Segelfahrten gibt es mancherlei: die Neigung und die Notwendigkeit des Handels mit dem Nachbar, der Hunger, der auf den armen Inseln nicht selten ist, politische Unruhen und ein ausgesprochner Wandersinn. Dieser ist der hervorstechendste Zug im Charakter des Malaio-Polynesiers; hat er in erster Linie doch die Verbreitung der Völkergruppe über ein Gebiet von 210 Längenkreisen, von Madagaskar bis zur Osterinsel, und 80 Breitenkreisen veranlaßt. Die andern Ursachen des Wanderns treten ihm gegenüber an allgemeiner Bedeutung zurück, obwohl sie örtlich häufig an erster Stelle stehen und geschichtlich folgenreicher sind.

Die Zahl der uns bekannten Reisen ist nicht groß; dazu ist der Zeitraum seit der Erschließung der ozeanischen Inselwelt zu kurz und sie selbst uns zu weit entlegen. Dennoch genügt sie, uns mehr als einen Zug aus der Vergangenheit dieser Völker ziemlich klar vor Augen zu führen. Zunächst lehren die häufigen Verschlagungen, die unfreiwilligen Reisen, daß die altgerühmte Stetigkeit der Wind- und Wasserbewegungen aus den östlichen Quadranten nicht vorhanden ist, daß also einer Verbreitung der Polynesier von Westen nach Osten die Natur nicht entgegenstand; selbst zur fernen Osterinsel war unter diesen Umständen der Weg von Westen her nicht verschlossen. Als Zweites lehrt uns die Häufigkeit der Reisen den eigentlichen Charakter des Stillen Ozeans verstehen: er ist keine Wasserwüste, wo die Inseln und Archipele, den Oasen einer Landwüste gleich, in stiller Abgeschlossenheit dahindämmern, sondern ein lebensvolles Meer, dessen reger Verkehr die strenge Sonderung einer Inselgruppe von der Außenwelt nirgends zuläßt.

Diesen Charakter trägt der Ozean nicht erst seit ein paar Jahrhunderten, sondern er ist ihm eigentümlich, seitdem der erste Kiel die Klippen Hawaiis, Neuseelands und der Osterinsel berührt hat. Dafür haben wir das Zeugnis der Eingebornen selbst. Ihr reicher Sagenkreis dreht sich um diese alten Wanderungen als um ihren Angelpunkt, und indem er sich vor allem mit den Erstlingsfahrten beschäftigt, gibt er uns einen willkommnen Einblick in die ursprünglichen Beziehungen der Insulaner zu einander und zur Außenwelt; sogar die Frage nach der Urheimat der Polynesier hat man auf diesem Wege lösen zu können vermeint. Über den Kreis der Ethnologen hinaus bekannt ist die Rolle, die der Begriff Hawaiki und seine Synonymen (Savaii, Hawaii, Hapai, Hevava, Awaiki u. s. w.) in den Herkunftssagen der meisten Polynesier spielt. Er kehrt wieder bei den Maori Neuseelands, auf Tahiti, Raiatea, Rarotonga, den

Markesas, Hawaii und anderswo. In ihm eine bestimmte, beschränkte Örtlichkeit zu sehen, von der sich die Auswanderungsströme zu verschiednen Zeiten nach den verschiedensten Richtungen des Ozeans ergossen hätten, erscheint nicht angängig der Thatsache gegenüber, daß die Lage Hawaikis nicht in allen Überlieferungen geographisch vollkommen sicher liegt, sondern beträchtlich schwankt; sogar als Geisterland, als Land des Westens, wo die Seelen mit der Sonne in die Unterwelt gehen, tritt es uns entgegen.

Trotz alledem kommt die Verfolgung der Hawaikisage der frühgeschichtlichen Erforschung Polynesiens in mehr als einem Falle zu statten, wenn man sie nur durch die Berücksichtigung der anthropologischen, ethnographischen und auch geographischen Gesichtspunkte ergänzt. Für die Maori darf man dann mit größter Wahrscheinlichkeit die zur Samoagruppe gehörige Insel Sawaii als Ausgangspunkt der Wanderung nach Neuseeland annehmen. Unter dem Namen Hawaii bildet sie auch den Ausgangspunkt der Bewohner von Raiatea und Tahiti. Auf dieses wieder weisen die Sagen der Markesas- und der Hawaiigruppe, zum Teil auch Rarotongas, das seinerseits, als das „nähere Hawaiki" der Überlieferung, den Maori als Zwischenstation nach Neuseeland gedient hat, während es ein wirklicher Ausgangspunkt für die Bewohner der Austral- und Gambierinseln gewesen ist. Ein letzter Ausgangspunkt ist dann die Tongagruppe: die Bewohner von Nukahiwa in den Markesas lassen ihre Vorfahren mit Brotfrucht und Zuckerrohr aus Vavau kommen. In anbetracht der Größe des von den Polynesiern besetzten Gebiets ist nicht nur die Zahl der Ausgangspunkte auffallend gering, sondern auch die ursprünglichen Beziehungen unter den einzelnen Gruppen erscheinen in den Überlieferungen verblüffend einfach. Vor Völkerkunde und Geschichte hält diese Einfachheit nicht ganz stand. Für die Maori steht fest, daß ihre Einwanderung nicht in Gestalt einer einzigen Völkerwelle stattgefunden hat, sondern daß Nachschübe von Norden her gefolgt sind; auch eine sehr späte Nachwanderung wird betont. Die Bewohner der Hawaii-Inseln werden durch Sprache, Sitte und Reisesagen mit Tahiti verbunden; anderseits beweisen Ortsnamen die lebendige Erinnerung an Samoa. Rarotonga ist der Ausstrahlungspunkt für den ganzen äußersten Süden, während es selbst fast gleichzeitig von Samoa und Tahiti aus besiedelt worden ist. Tahiti endlich scheint Auswanderer nach Rarotonga und Hawaii entsandt zu haben; außerdem nach den südlichen Markesas, wie die Anklänge in Sprache und Sitten beweisen (s. das obenstehende Kärtchen).



Die Frage nach dem Zeitpunkte dieser Wanderungen ist schon deshalb schwierig, weil diese Bewegungserscheinungen etwas Dauerndes sind. Auf die Generationsangaben der einzelnen Inselgruppen, die von 20—88 Geschlechtern schwanken (S. 228), ist selbstverständlich nichts zu geben. Mit der Geschichte kommen wir hier überhaupt nicht weit; lediglich die Völkerkunde lehrt uns, daß die Ausbreitung der Polynesier über den Stillen Ozean nicht sehr weit zurückliegen

kann: ſie haben nicht einmal Zeit gehabt, ſtarke Beſonderheiten ihrer Kultur zur Entfaltung zu bringen. Für Neuſeeland und viele andre Gebiete kann es ſich nur um Jahrhunderte handeln; für Tahiti und vielleicht Hawaii mag die erſte Beſiedlung früher anzuſetzen ſein. Über anderthalb Jahrtauſende brauchen wir aber nirgends hinauszugehen.

Die Wanderungen greifen auch auf Melaneſien über. In ſeinem Oſten haben ſie, wie das ſchon die räumlichen Entfernungen mit ſich bringen, in größerer Dichte Platz gegriffen als im Weſten; während Fidji ethnographiſch und politiſch faſt ebenſoviel Polyneſiſches zeigt wie die beiden Nachbarn Tonga und Samoa, während es auch anthropologiſch ungemein ſtark mit polyneſiſchem Blute durchſetzt iſt, finden wir in Neuguinea wohl ſtarke Spuren davon, aber von polyneſiſchen Sitten und Staatseinrichtungen faſt nichts. In welchem Verhältniſſe zu einander bei dieſer Durchſetzung des weſtlichen Stillen Ozeans beabſichtigte oder unfreiwillige Wanderungen ſtehen, läßt ſich heute kaum noch nachweiſen; ſicher aber hat neben den nach Oſten wie nach Weſten häufigen Verſchlagungen bewußte Koloniſation nicht gefehlt. Damit lernen wir die Polyneſier von einer Seite kennen, die bei Naturvölkern nicht gerade häufig vertreten iſt. In Afrika ſind es lediglich die Wanyamweſi des mittlern Deutſch-Oſtafrika (Bd. III, S. 436), die ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts den geſamten äquatorialen Oſten des Erdteils koloniſatoriſch durchſetzt und Kolonien bis tief in das ſüdliche Kongobecken vorgeſchoben haben, und die Kioko im weſtlichen Kongoſtaat (ebenda, S. 464), von denen Pogge, L. Wolf und Wiſſmann erzählen, wie ſie ſich zwiſchen den Binnenvölkern einzuniſten wiſſen. In Amerika könnte man höchſtens die Kariben (Bd. I, S. 193) hierher zählen, die große Teile der Innenhälfte des Erdteils und die ganze Inſelflur des amerikaniſchen Mittelmeers erobert und koloniſiert haben. Befremden darf uns die koloniſatoriſche Bethätigung bei den Polyneſiern nicht. Wie ſie ſich auf dem Gebiete der Schifffahrt als ein vollwertiger Zweig der malaiiſchen Völkergruppe erwieſen haben, ſo ſtehen ſie auch politiſch und wirtſchaftlich hinter den Weſtmalaien kaum zurück. Fußen dieſe auf Ausgriffen bis Madagaskar im Weſten und den Philippinen im Nordoſten, ſo vermögen die Polyneſier auf die Beſetzung eines Gebiets zu blicken, das von den Karolinen und Neuguinea im Weſten bis zur Oſterinſel im Oſten reicht.

8. Die Geſchichte der Ozeanier.

A. Rückſchlüſſe auf die Vorgeſchichte der Ozeanier.

Unſre Kenntnis der Geſchichte Ozeaniens reicht kaum über die Entdeckungen der Inſelwelt hinaus; denn Polyneſiens Überlieferung, die erheblich weiter in die Vergangenheit zurückgreift, hält Geſchehnes und Mythiſches nirgends auseinander. Gleichwohl beſteht auch in Ozeanien die Möglichkeit, einen Blick rückwärts zu werfen. Wie in Auſtralien (S. 240), ſo haben wir auch hier Reſte alter Bauten und Anlagen, aus deren Beſchaffenheit ſich beſtimmte Schlüſſe auf frühere politiſche und ſoziale Zuſtände von ſelbſt ergeben; außerdem aber bieten dieſe ſelbſt in der Verfaſſung, wie ſie von den Entdeckern gefunden worden ſind, genügend Anhaltspunkte dar.

Wie bei den Auſtraliern, ſo unterliegt es auch bei den Poly- und Mikroneſiern keinem Zweifel, daß ihr heutiger Kulturzuſtand nicht die Höhe ihrer Entwicklung bezeichnet, daß vielmehr ein Rückgang auf verſchiednen Gebieten des Völkerlebens ſtattgefunden haben muß. Bei Melaneſien dagegen, deſſen Kultur nicht einmal die heutige der öſtlichen Nachbarn erreicht,

fehlen alle Beweise für eine frühere Höhe. Es gleicht hierin einer Senke zwischen einer Erhebung im Westen, der malaiischen Kultur, und einer andern, etwas geringern Erhebung im Osten, der polynesischen Kultur. Das besagt durchaus nicht, daß der Kulturbesitz seiner Bewohner an sich minderwertig sei oder der Ursprünglichkeit ermangelte. Im Gegenteile, wie ein Blick auf die Tafel bei S. 298 lehrt, hat er davon ein gerüttelt Maß; ja manche Teile des materiellen Besitzes, aber auch etliche Zweige des geistigen, gehen mindestens über den Besitz des Mikronesiers hinaus. Rückständig ist der Melanesier nur in politischer Beziehung. Die Ursache dafür hat man in erster Linie wohl im negroiden Rassencharakter, nächstdem im Mangel an Anregung von außen zu suchen; wo beides zurücktritt, wie in Fidji, hat sich auch der Melanesier als politisch entwicklungsfähig erwiesen.

Der kulturelle Rückgang der Poly- und Mikronesier tritt in zweierlei zu Tage: einmal in Bauwerken und Anlagen von einer Größe, Masse und Ausdehnung, die es völlig ausgeschlossen läßt, daß sie durch die Bevölkerung, wie sie sich den ersten Europäern darbot, hätten errichtet sein können; zum andern in den alle Zeichen des Verfalls tragenden staatlichen und sozialen Einrichtungen. An Resten der ersten Art ist die Südsee nicht arm. Auf dem längst von allen Urbewohnern verlaßnen Pitcairn finden sich noch heute die steinernen Unterbauten alter Tempel; auf Rapa krönen alte Festungsbauten die Hügel, und auf Huaheine ragt neben einem kyklopischen Steinweg ein Dolmen; unter den Guanolagern der Christmasinsel erstrecken sich als Zeugen einer Zeit von größerm Unternehmungsgeist, einer höher stehenden Technik und eines ausgeprägtern Gemeinsinns Straßen, aus Korallenkalkblöcken kunstvoll zusammengefügt; die Marianeninsel Tinian hat ihre gewaltigen kapitälgekrönten Steinpfeiler für die Wohnbauten der alten, kraftvollern Chamorro. Was aber will das alles besagen gegenüber den Ruinen von Nanmatal auf Ponape und den Steinbildern von Rapanui, der Osterinsel!

Der Rückgang auf politischem und sozialem Gebiete tritt im allgemeinen nicht so offenkundig zu Tage wie der technische; aber leugnen läßt er sich nirgends, und für die staatliche Weiterentwicklung der Insulaner ist er entschieden verhängnisvoller geworden als jener. In die Erscheinung tritt er lediglich in dem Verluste der alten patriarchalischen Staatsform, wo der König dem Volke gleichzeitig als Gott galt, wo er der natürliche Besitzer alles Lands war, und wo die Ansicht herrschte, alles sei von ihm, und alles sei für ihn. Als James Cook und seine Zeitgenossen in der Südsee erschienen, fand sich von einem solchen Staate vielerorts kaum noch eine Spur; an andern Orten war er in raschem Schwinden begriffen. Die altangestammten Herrscherfamilien waren entweder bereits ganz beiseite geschoben, und die Staaten hatten sich aufgelöst; wo diese aber noch bestanden, da fiel auf die alten Herrscher höchstens noch ein schwacher Schimmer des ehemaligen Glanzes. Auch die alte Gliederung des Volks mit ihren streng geschiednen Abstufungen war schon zertrümmert; an die Stelle des ehemaligen Lehnswesens war das Streben der Vornehmen nach Eigentum und Macht getreten. Es war überall von Erfolg gekrönt worden und hatte vor allem dazu beigetragen, die straffe, aber doch für alle Teile behagliche Organisation zu zerstören. Schließlich war auch die Religion ihres alten Charakters gänzlich verlustig gegangen. Man hatte zwar die ursprünglichen Götter beibehalten; aber ihre von Haus aus beschränkte Zahl war im Laufe der Zeit dadurch ins Maßlose vergrößert worden, daß man die aus der Klasse des hohen Adels hervorgehenden Götter allgemach den ältern gleichstellte. Aus der Staats- und Volksreligion ward so ein abergläubischer Dienst des Einzelnen. Wie Karl Meinicke hervorhebt, ist es somit ein und dasselbe, was den Staat wie die Religion der Polynesier zerstört hat: die Herabwürdigung der alten staatlichen und

religiösen Autoritäten oder die Erhöhung vordem niedrigerer Stufen, auf jeden Fall aber das Aufgeben des alten Staatsgedankens.

In ihrer Gesamtheit sprechen die Anzeichen des Rückschritts auf ozeanischem Gebiet eine deutliche Sprache. Vor allen Dingen lehren sie, daß es in der Vorgeschichte der Südseeinsulaner einen Zeitraum gegeben haben muß, wo die Aussendung von Kolonien durch die übermäßige Bevölkerungszunahme auf den bereits besiedelten Inseln geboten war; des fernern, daß die Zeit der Kolonisation auch die Zeit der höchsten Kulturentwicklung gewesen sein muß. Kolonisation war nur möglich unter der Herrschaft einer straffen politischen Organisation, von der wir im spätern Leben der Südseevölker höchstens noch einen Abglanz entdecken können. Auf den besiedelten Inseln aber eine technische Weiterbildung anzunehmen, wie sie zur Errichtung großer Bauten nötig war, geht auch nicht an, so daß auch auf dem Gebiete der stofflichen Kultur nur die Annahme eines ursprünglichen allgemeinern Höchststands bleibt. Wir haben also die geschichtlich wie geographisch gleich interessante Erscheinung, daß der Augenblick der weitesten Ausbreitung eines Volks gleichzeitig den Beginn seines Verfalls bedeutet.

Verwunderlich ist diese Erscheinung im Hinblick auf die Natur der Wohnsitze des Volks nicht. Für die Bevölkerung kleinräumiger Inseln ist es leichter, eine höhere Kulturstufe und eine straffere politische Organisation zu erreichen, als sich auf einer ererbten oder mitgebrachten Höhe zu erhalten; die Enge des Raums gewährt zwar die leichte Möglichkeit des Umfassens, trägt aber auch die Gefahr des Aufeinanderprallens der Gegensätze und damit der Zerstörung des Vorhandnen in sich. Diesem Verhängnis ist keine der polynesischen Inseln entgangen, zumal da der Charakter des Volks an sich wenige konservative Züge aufweist; Zank und Streit ist die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der Polynesier gewesen, solange wir sie kennen. Der Rückgang ist am größten, wo die Inselstaaten am kleinsten, die zerstörenden Einflüsse also am mächtigsten waren: in der Mitte der gesamten Inselflur; hier ist von der alten Höhe fast nichts auf unsre Tage gekommen. Nur am Außenrand, in Hawaii, Neuseeland und auf der entlegnen Osterinsel, waren bei Ankunft der Europäer stärkere Spuren (dort ein kräftiges Volksleben, hier die großartigen Denkmäler) vorhanden.

Wie schnell die Verarmung an Kulturgütern vor sich gehen kann, lehrt am besten der Niedergang der Maori. Von Haus aus gewaltthätig und auseinanderstrebend, haben sie die größern Staaten ihrer Doppelinsel in zahlreiche kleine, sich gegenseitig befehdende und aufreibende Gemeinschaften zerrissen, denen jedes Bewußtsein eines nationalen Zusammenhangs und seiner kulturerhaltenden Macht abging. Gleichzeitig verlor der ursprünglich kräftige Volkscharakter mehr und mehr an Haltung und Zucht, wurde dafür aber wilder und grausamer. Hand in Hand damit ging dann schließlich der Zerfall der Religion. Die alten Götter verloren ihren persönlichen Charakter, um sich in eine Unzahl von Wald- und Seedämonen zu verwandeln, die an Verzerrung und Fratzenhaftigkeit der Gestalt unerreicht dastehen. Die Abbildungen 1 und 2, 4 und 5, 7 und 8 auf der Tafel bei S. 326 geben einen guten Begriff davon. Kunst und Technik blieben ebenfalls nicht verschont; schon zu Cooks Zeiten war die Herstellung von Schnitzwerken der ältern Art (Fig. 1, 4 und 5 derselben Tafel) nicht mehr möglich.

B) Die Geschichte der Melanesier.

a) Allgemeines.

Von Fidji abgesehen, hat Melanesien keine eigentliche Geschichte, sondern lediglich Schicksale der Bewohner unter den Eingriffen von außen. Der Hauptgrund dieser an Australiens

Passivität erinnernden Erscheinung ist wohl die geringe politische Veranlagung der negroiden Rasse; ein andrer die Abgeschlossenheit von der Außenwelt, die mit auf die gefürchtete Wildheit der Melanesier zurückführt: weder die regsamern Polynesier haben jemals große Neigung bekundet, sich kolonisatorisch in größerm Maßstab in Mittel- und Westmelanesien zu versuchen, noch sind die Weißen mit jenem Eifer an die Erschließung der Inseln herangetreten, den sie im ganzen übrigen Ozeanien seit Cooks Zeiten bewiesen haben. Forschung wie Mission setzt hier ebenso spät wie schüchtern ein, und noch viel später folgt die europäische Kolonisation.

Unbeschadet dieses späten Beginns ernsthafter Eingriffe von außen, sind die Melanesier schon frühzeitig mit den Weißen in — unliebsame — Berührung gekommen. Aus der langen Reihe der Entdecker ragt kaum einer hervor, der sich nicht der größten Grausamkeiten gegen die Eingebornen schuldig gemacht hätte, von J. Le Maire und W. Schouten (1616) an, über W. Dampier (1700) und J. Roggeveen (1722) bis auf L. A. de Bougainville und de Surville (1768); selbst Cook hat 1774 die Eingebornen von Erromango wegen eines geringen Vergehens mit Kanonen niederschießen lassen. Ärger noch hat das 19. Jahrhundert auf jenen Inseln gefrevelt. Ihr Reichtum an Santelholz zog bald zahlreiche Händler, besonders Engländer und Amerikaner, herbei, aber auch Polynesier. Lediglich ihrem eignen Vorteile nachjagend, haben alle diese Leute gehaust wie die Barbaren; sie raubten gewohnheitsmäßig Menschen und zwangen sie auf andern Inseln zur Sklavenarbeit, hieben die nutzbaren Bäume nieder und veranlaßten dadurch Streitigkeiten mit deren Besitzern, die meist mit deren Niederlage endeten. Beschießung der Dörfer ohne Ursache und Erpressungen waren etwas Gewöhnliches. Die Händler nahmen einen Häuptling gefangen und gaben ihn nur gegen eine Schiffsladung von Santelholz frei; und als vor der Mannschaft eines englischen Schiffs und einer Schar mit ihr verbündeter Tonganer einst die Bewohner der Neuhebriden-Insel Fate mit Weib und Kind in eine Höhle flüchteten, zündeten vor deren Eingang ihre Gegner ein Feuer an und erstickten sämtliche Flüchtlinge.

Die Folgen dieser Behandlung der Eingebornen haben nicht auf sich warten lassen. Kriegerisch und wehrhaft, wie der Melanesier ist, hat er keinen Schlag unerwidert gelassen und die Schandthaten des Weißen an seinen Brüdern gerächt, wo und wie er nur konnte: niedergeschlagen wurde, wer unvorsichtig genug war, an seinen Küsten zu landen. So ist es gekommen, daß die Erforschungsgeschichte Melanesiens bis auf den heutigen Tag förmlich mit Blut geschrieben worden ist; auch die Mission (vgl. unten, S. 333) hat hier einen schwerern Anfang und härtere Arbeit gefunden als irgendwo anders in der Südsee.

Der langdauernde Rassenkampf hat es mit sich gebracht, daß auch das melanesische Volkstum heute nicht mehr in alter Unberührtheit dasteht. Zwar Neuguinea, das kaum erst an den Rändern aufgedeckt ist, hat wenig gelitten, und die Bewohner des Bismarck-Archipels und der Salomonen haben bisher noch immer siegreich jeden ernstern Angriff auf ihren geistigen und materiellen Besitz abgeschlagen. Weniger günstig steht es auf den östlichern Archipelen, den Santa Cruz, Neuen Hebriden, Neukaledonien und Fidji. Hier hat unzweifelhaft einmal die stärkere Beimischung polynesischen Bluts die Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung geschwächt; außerdem sind diese Gruppen am längsten und heftigsten dem Ansturme der weißen Gegner ausgesetzt gewesen. Das Ergebnis ist, wie immer, wo der Wilde mit der Kultur in Berührung kommt, ein Rückgang der einheimischen Bevölkerung in Zahl, Aussehen und Sitten. Am bedeutendsten ist er auf Neukaledonien, wo die Eingebornen unter der Wirkung des französischen Deportationssystems aus einer krieg- und ehrliebenden, geistig hochbegabten Nation zu einem verlumpten Gesindel herabgesunken sind; über den numerischen Rückgang ist es schwer, sich ein

Bild zu machen, da die ältern Angaben auf bloßer Schätzung beruhen. Trotzdem ist auch für die Neuen Hebriden und Santa Cruz eine starke Abnahme unzweifelhaft, für Fidji sogar zahlenmäßig nachweisbar.

b) Fidji.

Die für melanesische Verhältnisse große politische Begabung der Fidji-(Fidschi-, Viti-) Insulaner geht auf deren starke Durchsetzung mit Polynesiertum und die weit nach Osten vorgeschobne Lage des Archipels zurück. Ihre Geschichte beginnt für uns mit jenen Fehden, wie sie auf allen polynesischen Inseln Jahrhunderte hindurch gespielt haben. In solche an sich bedeutungslosen Kämpfe griffen Anfang des 19. Jahrhunderts Europäer ein, zunächst ohne politische Absichten. Im Jahre 1804 nahmen 27 von Norfolk entwichne Sträflinge bald für den einen, bald für den andern Häuptling Partei; noch bestimmender wirkte die Mannschaft des 1808 an den Klippen von Nairai gestrandeten Sklavenschiffs „Eliza" auf den Gang der Dinge ein, weil sie im Besitze von Musketen war. Ihre Wahl fiel auf den Häuptling Naulivau von Mbau, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Führerschaft des „Staats" Verata im östlichen Viti Levu zu stürzen; seine Nachfolger sind bis 1874 im Besitze der Oberherrschaft geblieben. Nach einer Regierung, reich an kriegerischen Erfolgen, die ihm den Beinamen „Vuni Valu", d. h. „Wurzel des Kriegs", verschafften, starb Naulivau 1829. Ihm folgte sein Bruder Tanoa, einer der wütendsten Kannibalen, die Fidji je gekannt hat.

Unter seinem Sohne Seru, bekannter unter dem Namen Kakobau oder Thakombau (1852—74), erreichte die vom ersten Vuni Valu gegründete Herrschaft ihre höchste Blüte und eine Ausdehnung, die fast den gesamten Archipel umfaßte. Sein Regierungsantritt fällt bereits in eine Zeit, wo der Fidji-Archipel in mehr als einer Beziehung die Augen der Weißen auf sich gezogen hatte. Seit 1835 hatte die Wesleyanische Mission hier Fuß gefaßt, 1844 auch die katholische. Hauptsächlich infolge der Thätigkeit der erstern hatten die alten Fehden wenigstens in den Küstengegenden von Viti Levu aufgehört; englische, amerikanische und andre weiße Kaufleute konnten sich dort in voller Sicherheit niederlassen. 1847 setzten die Vereinigten Staaten von Nordamerika, um ihrer Wertschätzung des neu erschloßnen Gebiets Ausdruck zu geben, einen Konsularagenten ein; gleichzeitig begann man, um den englischen Einfluß zu schwächen, mit planvoller Verdächtigung der Mission. 1849 stahlen bei dem Brande des Hauses des Konsuls Williams Eingeborne einiges von seinem Eigentume. Williams verlangte von Thakombau Schadenersatz im Betrage von „3006 Dollars 12½ Cents"; wie ein einwandfreier Zeuge nachweist, war diese „genaue" Summe nicht berechtigt und wurde auch nicht gezahlt. Schon im folgenden Jahre war sie infolge andrer Räubereien auf 5001 Dollars 38 Cents gestiegen. Williams legte diese Forderung, mit dem Verlangen um Unterstützung, den Kommandeuren zweier amerikanischen Kriegsschiffe vor, wurde jedoch abgewiesen. Doch 1855 befahl der Schiffskapitän Boutwell, der zur abermaligen Untersuchung nach Fidji geschickt worden war, Thakombau, sofort Kapital und Zinsen zu zahlen; in einem zweiten Briefe ward die zu zahlende Summe auf 30,000 Dollars festgesetzt und mit Pulver und Blei gedroht. Schließlich ließ Boutwell den Oberhäuptling auf sein Schiff kommen, verlangte 45,000 Dollars und drohte mit dem Strange; da unterschrieb Thakombau.

Außerdem drohten Verwicklungen mit Frankreich. Vierzehn Jahre nach dem mißlungnen Ansiedlungsversuche von 1844 versuchten französische katholische Missionare von neuem auf Viti Levu festen Fuß zu fassen. Da Thakombau, der 1854, teils aus Überzeugung, zumeist aber aus politischen Beweggründen, zum Christentum übergetreten war, die Unmöglichkeit fühlte,

sich länger zu halten, um so mehr als auch sein Verhältnis zu Tonga damals gespannt war, so beschloß er, allen Zwischenfällen zu entgehen und sein Land an England abzutreten. Am 12. Oktober 1858 setzte er mit dem englischen Konsul Pritchard den Vertrag auf, dem später alle Häuptlinge der Insel beigetreten sind: Thakombau, der englischer Unterthan werden, seine Titel aber und die Oberhoheit beibehalten wollte, versprach 200,000 Acres Land; dafür sollte England die amerikanische Schuld auf sich nehmen. Aus Sorge, mit Amerika in Unannehmlichkeiten zu geraten, lehnte die englische Regierung das Anerbieten ab. Nun traten nicht nur die Amerikaner sofort wieder mit ihren Ansprüchen hervor, sondern Tonga verlangte auch eine große Summe Geldes für eine angeblich früher geleistete Hilfe. In seiner Not ging der Herrscher 1868 auf den Vorschlag der Melbourner „Polynesian Company" ein, die ihm gegen die Bewilligung des der englischen Regierung angebotnen Lands die amerikanischen Ansprüche zu befriedigen versprach: durch das Emporblühen der seit 1860 im Lande thätigen deutschen Handelsfirmen war man auf Fidji aufmerksam geworden. Nach Abschluß des Vertrags zahlte die Gesellschaft den Amerikanern 9000 Pfund Sterling, wofür sie sofort 45,000 Hektar überwiesen erhielt.

Während dem hatten die Streitigkeiten der Eingebornen unter sich kein Ende genommen; nebenher war es auch zwischen ihnen und den zahlreich eingewanderten Weißen zu Zwistigkeiten gekommen. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, richtete Thakombau 1871 eine konstitutionelle Verfassung ein, mit einem aus zwölf Häuptlingen bestehenden Ministerium, einem von den Weißen gewählten Legislative Council und einem Obergerichte. Solange sich die Interessen der Regierung und der Kolonisten deckten, verlief diese in der Südsee mehrfach versuchte Spielerei harmlos; als aber die Weißen Steuern zahlen sollten, erkannten sie einfach die Gesetze nicht an. Zudem wuchs die Staatsschuld schnell bis auf 80,000 Pfund Sterling. Thakombau wußte sich nicht anders zu retten, als indem er sein Land Großbritannien von neuem anbot, diesmal aber als dessen Eigentum. England lehnte auch jetzt zunächst ab. Erst die Besorgnis, andre Mächte (Amerika oder das gerade damals durch die Godeffroyschen Unternehmungen [S. 319] interessierte Deutschland) möchten zugreifen, stimmte es um. Am 30. September 1874 nahm England Thakombaus Angebot an, nachdem dieses in der Zwischenzeit thatsächlich auch dem Deutschen Reiche gemacht, von diesem aber abgelehnt worden war. Fidji wurde britische Kronkolonie. England nahm alle Schulden auf sich und zahlte an Thakombau bis zu seinem Tod (1883) ein Jahresgehalt. Die vor der britischen Einverleibung vollzognen Landverkäufe wurden zunächst nicht anerkannt, doch nachträglich geprüft; nach mehr als zehn Jahren sind 1885 die in Betracht kommenden Deutschen mit einem winzigen Bruchteil (10,620 Pfund) abgefunden worden. Im Frühjahr 1902 ging Fidji damit um, mit Neuseeland (Mr. Seddon) einen Sonderbund zu schließen: ein Gegenstück zum australischen Commonwealth.

C. Die Geschichte der Mikronesier.

Die durchweg geringe Größe der mikronesischen Inseln hat deren Bewohner nicht gehindert, eine eigentümliche und in vielen Beziehungen höhere Kultur zu entfalten als ihre Verwandten im Osten und Süden (s. die beigeheftete Tafel „Mikronesische Schnitzwerke"). Freilich, für eine politisch-geschichtliche Entwicklung haben sich die einzelnen Räumlichkeiten als zu eng erwiesen; über die üblichen Fehden zwischen den einzelnen Dorfstaaten gehen die Ereignisse nirgends hinaus, obwohl, nach den alten Bauten und Anlagen auf den Palau, auf Ponape und den Marianen (S. 302) zu schließen, in frühern Zeiten die Verhältnisse für eine politisch organisierte Bethätigung günstiger gelegen haben müssen als jetzt. Ob der Rückgang auf den Palau

Mikroneſiſche Schnitzwerke.

Fig. 1. **Hausbalken**, von den Pelau; mit Darſtellung einer Areka-Palme, auf der ein Mann nach dem Himmel klettern wollte, aber herunterfiel.
(Nach Kubary.)

Fig. 2. **Hausbalken**, von den Pelau; mit Darſtellung eines Mannes zwiſchen zwei Fiſchen (Belone; der Species-Name ſteht nicht feſt). Vgl. Fig. 10 der farbigen Beilage „Melaneſiſche Schnitzwerke".
(Nach Kubary.)

Fig. 3. **Teil eines Hausbalkens**, von den Pelau; nach Kubary den mythiſchen Vogel Adalrok vorſtellend, mit den von ihm in Keklau ausgebrochnen Geldſtücken.

Fig. 4. **Seitlicher Giebelbalken**, von den Pelau; mit Darſtellung eines Hahns mit rieſig langem Halſe. Vgl. Fig. 8 dieſer Tafel.
(Nach Kubary.)

Fig. 5. **Teil eines Hausbalkens**, von Yap; mit Darſtellung einer Reihe von Pottwalen (Physeter macrocephalus).
(Nach dem Original im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 6 und 9. **Teile eines verzierten Balkens** eines Hauſes auf Yap.
(Nach dem Original im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 7. **Hausbalken**, von den Pelau; mit Darſtellung eines Krokodils, das von einem Affen überliſtet wurde.
(Nach Kubary.)

Fig. 8. **Giebelſeite eines Aulonâ** genannten Hauſes auf den Pelau, zur Iſolierung von Gebärenden und für ähnliche Zwecke dienend; an beiden Giebelbalken je ein Mann mit verlängertem Oberkörper.
(Nach Kubary.)

Fig. 10. **Schnitzwerk** aus dem Giebel eines Hauſes auf Yap.
(Nach dem Original im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 11. **Geſchnitzte Innenfläche einer Planke** aus einem Haus auf Yap; mit Darſtellungen der Sonne (?), von Fiſchen, Hunden u. ſ. w. Die Abbildung iſt natürlich aufrecht geſtellt zu denken.
(Nach dem Original im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 12 und 13. **Schnitzwerke aus dem Giebel** von Häuſern auf Yap. Fig. 12 ſtellt eine mit ausgeſtreckten Armen und Beinen ſitzende weibliche Figur vor, Fig. 13 drei Tanzende.
(Nach den Originalen im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.)

Digitized by Google

Digitized by Google

und den Karolinen noch andre Ursachen hat, als die aus der Kleinräumigkeit sich ergebenden Interessengegensätze, entzieht sich vorläufig unsrer Kenntnis.

Dagegen läßt sich der Vorgang der Zersetzung auf den Marianen genau verfolgen. Alle Berichte aus der Zeit vor dem Beginne der spanischen Eroberung und Bekehrung sprechen von dem Zustande der Inseln, ihrer Kulturhöhe und der Zahl der Bewohner in den höchsten Ausdrücken. Guam glich einem einzigen großen Garten und besaß 1668, beim Beginne der Jesuitenmission, 180 stattliche Dörfer. Die Gesamtzahl der Chamorro, wie die Urbewohner von den Spaniern genannt wurden, wird verschieden hoch angegeben: 200,000 ist eine gern angegebne Zahl, sogar 600,000 findet sich; unter 40,000 nimmt auch die niedrigste Schätzung nicht an. Neben einem trotz einfacher Werkzeuge fortgeschrittnen Ackerbau, der sogar den Reis aufzuweisen hatte, stoßen wir hier auf eine trefflich ausgebildete Nautik, den Besitz der Töpferei, einen geregelten Kalender u. a. m.

Alles das haben die Spanier innerhalb kurzer Zeit vernichtet. Nach genauer Zählung waren 1710: 42 Jahre nach der Ankunft des Jesuitenpaters Sanvitores, noch 3539 Chamorro übrig; 1741 waren es noch 1816. Hervorgerufen wurde der schnelle Rückgang durch die heftigen Kämpfe zwischen beiden Parteien, die ausbrachen, sobald die freiheitliebenden Bewohner merkten, daß die Bekehrung in letzter Linie auch auf eine Unterwerfung unter das spanische Joch abzielte; erst 1699 gingen sie zu Ende. Doch mit der Zählung von 1741 kam den Spaniern die Größe der von ihnen angerichteten Verwüstung zum Bewußtsein. Um die erschreckende Sterblichkeit auszugleichen, führten sie Tagalen von den Philippinen ein. Die Einwohnerzahl hebt sich seitdem; 1783 betrug sie 3231 Seelen, 1803: 4303, 1815: 5406, um 1850 über 9000. Aber 1856 räumte eine Pockenepidemie unter der Bevölkerung auf. 1864 war diese erst wieder auf 5610 Seelen herangewachsen; heute beträgt sie etwa das Doppelte dieser Zahl. Die rücksichtslose Ausrottung des Volks ist fast noch das geringere Übel, das die Spanier den Chamorro zugefügt haben; schlimmer stellt sich die Vernichtung des Volkstums dar. Von der alten Kultur mit ihren Bauten, ihrer Schiffahrt, ihrem Ackerbau, ihrer Technik ist heute ebensowenig eine Spur vorhanden, wie von dem alten kräftig-stolzen Aussehen der Bewohner selbst. An die Stelle der Freiheitsliebe ist bei dem jämmerlichen Mischvolke von heute stumpfe Gleichgiltigkeit getreten, an die Stelle des Fleißes die Trägheit, an die eines frischen Heidentums die gedankenlose Übung christlicher Gebräuche. Nächst den Tasmaniern hat kein Volk der Südsee den Fluch der Berührung mit dem Europäer so an sich empfinden müssen, wie die Chamorro.

D. Die Geschichte der Polynesier.

Die Darstellung der Geschichte der Polynesier bietet insofern Schwierigkeiten dar, als jede einzelne Gruppe ihre eigne Geschichte hat; Zusammenhänge mit Nachbararchipelen sind die Ausnahme. Das bedingt die Einzelbehandlung wenigstens der größern und wichtigern Gruppen, obwohl sich schon hier gewisse Hauptzüge regelmäßig wiederholen. Da diese Erscheinung bei den an Bedeutung zurücktretenden kleinern oder schwächer bevölkerten Archipelen noch stärker hervortritt, so verzichten wir auf ihre ausführliche Schilderung und verweisen für das, was sie doch an interessanten Zügen aufweisen, auf den Abschnitt über die Mission (S. 333).

a) Ostpolynesien.

Innerhalb der polynesischen Inselflur bilden die Hervey-, Tubuai-, Gesellschafts-, Paumotu- und Markesasinseln einen Haufen, der sich ziemlich gesondert aus den übrigen Gruppen

heraushebt (s. die Karte bei S. 227). Diese rein äußerliche Zusammenscharung entbehrt zwar einer geologischen Unterlage, rechtfertigt aber ein Zusammenfassen der Archipele unter der gemeinsamen Bezeichnung Ostpolynesien, obgleich die Beziehungen der Gruppen untereinander vorwiegend der Vor- und Frühgeschichte angehören.

α) Tahiti.

Der Hauptanteil der Geschichte Ostpolynesiens, der eignen sowohl wie der kolonialen, entfällt auf die Doppelinsel Tahiti (Otaheiti); sie ist der einzige Herd einer selbständigen Entwicklung und zugleich der natürliche Ausgangs- und Mittelpunkt für das ostpolynesische französische Kolonialreich. Als Samuel Wallis am 19. Juni 1767 die Insel endgiltig entdeckte, fand er drei Staaten vor, die grimmig um die Oberherrschaft kämpften. Unterm 1. Januar 1775 ergriffen die Spanier Besitz von der Insel; doch verließen sie sie nach dem Tod ihres Fregattenkapitäns Domingo de Bonechea (26. Januar) sehr bald wieder. 1789 landeten die Meuterer der Bounty (S. 254) auf Tahiti; einige zogen es vor, hier zu verbleiben, stellten sich auf die Seite des Herrschers Otu oder Pomare, wie er sich lieber nannte, und setzten diesen dadurch in den Stand, seine Herrschaft auch über die andern Inseln des Archipels auszudehnen. Am 7. März 1797 landeten hier die ersten englischen Missionare, die schnell eine große Rolle auch im politischen Leben Tahitis spielen sollten. 1802 entführte Pomare das heilige Oro-(Orohho-) bild aus dem Marae (Morai) zu Atahuru, um dessen Besitz heftig gekämpft wurde. Doch mußte er den Götzen schließlich wieder herausgeben, starb plötzlich am 3. September 1803, und sein 1780 geborner Sohn Pomare II. mußte fliehen. Er nahm seinen Sitz auf Murea (Eimeo), dem Hauptsitze der christlichen Mission. Mit einer Anzahl Christen setzte er im Juli 1807 nach Tahiti über, überfiel seine Feinde und richtete ein so gräßliches Blutbad unter ihnen an, daß nunmehr die ganze Insel sich gegen ihn und die Missionare erhob und alle nach Huahine und Murea zurücktrieb. Doch in der Schlacht bei Narii (12. November 1815) schlug Pomare II., der am 12. Juli 1812 Christ geworden war, seine Feinde völlig; damit wurden auch die übrigen Inseln des Archipels christlich. Pomare brach die Macht des Adels und gab den Inseln Ende 1818 ein neues, geschriebnes Gesetz. Am 30. November 1821 ist er gestorben.

Pomares II. unmündiger Sohn folgte ihm am 11. Januar 1827 im Tode nach. Nun bestieg als Pomare IV. (oder Pomare Wahine I.) dessen sechzehnjährige Schwester Aimata den Thron, während ihre Tante Ariipaia dem Herkommen gemäß „Regentin" blieb.

Die Regierung Aimatas ist ausgezeichnet durch ein vollgerüttelt Maß des Unglücks, das bald über Tahiti hereinbrach und mit dem Verluste seiner Selbständigkeit endete. Eingeleitet ward es durch den im November 1836 von den Gambiersinseln her unternommnen Versuch der katholischen Kirche, auf der Insel festen Fuß zu fassen. Auf Grund eines von den britischen Glaubensboten eingeführten Gesetzes wurde den französischen Missionaren die Landung verboten; diese wandten sich um Unterstützung an Frankreich. Am 27. August 1838 erschien der Kapitän Abel Dupetit-Thouars mit der Fregatte „Venus" vor Papeete, um Genugthuung zu fordern, bestehend in einem Entschuldigungsschreiben der Königin und 2000 schweren spanischen Piastern; die Königin mußte sich fügen. Im April 1839 stellte Kapitän C. P. Th. Laplace die Forderung nach der vollen Gleichberechtigung der katholischen Kirche neben der protestantischen und einem Kirchenbauplatz. Und im September 1842 richtete der zurückgekehrte Dupetit-Thouars von neuem ungeheuere „Wünsche" an die Regierung und verkündete, als sie nicht erfüllt werden konnten, trotz des Einspruchs der Königin und der englischen Missionare das

französische Protektorat. Als sich 1843 eine tahitische Volksversammlung, im Vertrauen auf das Auftreten des englischen Kapitäns Nicholas, für England und Pomare IV. erklärte, setzte Dupetit-Thouars am 6. November die Königin ab; den englischen Konsul Pritchard aber, in dessen Haus sie geflohen war, warf er ins Gefängnis. Der in England sich darob erhebende Entrüstungssturm (Peel) zwang Frankreich zwar 1844, die Königin Pomare IV. wieder einzusetzen; doch das Protektorat über die Insel wurde beibehalten. Aber erst nach dreijährigem, von beiden Seiten mit großer Wut geführtem Kriege haben sich am 6. Februar 1847 die Tahitier unterworfen, und die Königin kehrte von Eimeo nach Papeete zurück.

Nach fünfzigjähriger Regierung starb Pomare IV. am 17. September 1877. Ihr Sohn Pomare V. hat am 19. Juni 1880 seine gesamte Scheinhoheit gegen eine lebenslängliche Pension von 25,000 Franken an Frankreich abgetreten und ist 1891 gestorben.

Für die Erhaltung des Volkstums der Eingebornen ist die politische Entwicklung nach keiner Richtung hin günstig gewesen. Zu Cooks Zeit schätzte man ihre Zahl — viel zu hoch — auf 120,000, was auf alle Fälle für eine ungemein große Bevölkerungsdichtigkeit spricht; 1892 betrug sie noch reichlich 10,000. Eingeschleppte Krankheiten, Liederlichkeit und Trunksucht haben die Tahitier bitter über die „Segnungen" der Zivilisation belehrt.

β) Die übrigen Archipele.

Nicht ohne menschliches, politisches und religiöses Interesse ist auch die Geschichte der rings um Tahiti sich scharenden Inselgruppen, der Gesellschafts-, Paumotu- (Tuamotu-), Markesas- und Tubuai-(Austral-)Inseln. Das den Entdeckern sich darbietende Bild ist allerorten dasselbe: Kampf und Zwietracht herrschten, meist auf die Einzelinseln und Gruppen beschränkt. Die streitbaren Bewohner der Paumotu-Insel Anaa haben noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts kühne Fahrten sogar nach andern Inseln unternommmen, sie verwüstet und ihre Bewohner als Gefangne weggeschleppt, bis ihnen durch Eingreifen von Tahiti aus das Handwerk gelegt wurde.

Die Beziehungen zwischen den Eingebornen und den Europäern hat hier überall die Mission eingeleitet. Hätte es doch mit der Einführung nur eines Bekenntnisses sein Bewenden gehabt! So aber folgten den protestantischen Sendboten auf allen Gruppen bald katholische unter französischem Schutze. Die unausbleibliche Folge ist das Bestreben nach Abwehr der Eindringlinge auf protestantischer Seite, nach religiöser und politischer Festsetzung auf katholisch-französischer. Der leidende Teil dabei aber ist stets der Eingeborne; was an ansteckenden Krankheiten nicht durch die Händler gebracht worden ist, haben die Mannschaften der Kriegsschiffe nachgeholt. Heute weht über dem gesamten großen Inselschwarme die französische Trikolore; ebenso ist es auch der römischen Propaganda, wenn auch längst nicht in dem von ihr gewünschten Maße, geglückt, die Alleinherrschaft des Protestantentums zu brechen. Die europäische Zivilisation als solche aber hat schließlich die Einwohner an Zahl verringert und an die Stelle eines an Schattenseiten zwar reichen, doch frischen und ursprünglichen Volkstums ein Zerrbild gesetzt.

γ) Rapanui (die Osterinsel).

Te Pito te Henua, wie die Eingebornen, oder Rapanui, wie die übrigen Polynesier das entlegenste Eiland der weiten Inselflur nennen, ist mit seinen 118 qkm eine der kleinsten hohen Inseln des Stillen Ozeans. Trotzdem lenkt es den Blick auf sich wegen einer der schwerwiegendsten Fragen der Völkerkunde und damit auch der Menschheitsgeschichte. Wenn überhaupt ein

Zusammenhang zwischen Polynesiern und Amerikanern besteht, muß man in Rapanui den östlichsten Brückenpfeiler sehen (s. die Karte bei S. 227). In der Ethnographie der den Europäern bekannten Osterinsel spricht jedoch nichts für einen solchen Zusammenhang. Der Tahitier Salmon, der Gewährsmann der deutschen „Hyäne"-Expedition von 1882 unter Kapitänleutnant Geiseler und der amerikanischen „Mohican"-Expedition von 1886, berichtete zwar von einer Erzählung der Eingebornen von Rapanui, wonach diese in einem großen Boote von einer der Galapagosinseln mit dem Passate gekommen und bei Anakena im Norden der Insel gelandet sein wollen; er verhehlte aber nicht, daß diese Überlieferung im Widerspruche mit den Meinungen andrer Eingeborner stehe, die an einer Einwanderung von Westen her festhalten. Auch der Baustil Rapanuis sollte Anklänge an mittel- und südamerikanische Bauten aufweisen; doch sind die einfachen Hütten der Osterinsulaner mit jenen großartigen Bauwerken (s. die Tafeln bei S. 267 und 317 des I. Bands) mitnichten zu vergleichen. Und die Herstellung der berühmten, fast 5 m hohen Bildsäulen aus Lava („Hanga") reicht bis an verhältnismäßig nahe Zeiträume heran, wo an Amerika nicht im mindesten mehr gedacht werden darf; außerdem sind Leistungen von ähnlicher Größe, wenn auch nicht ganz desselben Charakters, auch bei den übrigen Ozeaniern nichts Außergewöhnliches, wenigstens in früherer Zeit.

Dafür sind die modernen Beziehungen zwischen Rapanui und Amerika um so reicher. Die Berührung mit den Weißen überhaupt hat freilich bis jetzt den Insulanern nur Elend und Verderben gebracht. Den Beginn der „Kulturmission" bezeichnet die Landung des Holländers Jakob Roggeveen am 6. April 1722, der ganz ohne Grund auf die Eingebornen schießen ließ. Er fand die Insel damals im blühendsten Zustand und reich bevölkert, beides Eigenschaften, die heute längst ins Gegenteil verwandelt sind: vielleicht waren die Eingebornen ursprünglich zu freundlich und gefällig gegen die Weißen. 1805 kam das Schiff „Nancy" aus New London, das auf Mas a fuera (südwestlich von Juan Fernandez) mit Robbenfang beschäftigt war, nach Rapanui und raubte nach einem heftigen Gefechte zwölf Männer und zehn Weiber. Jene sprangen, als sie nach drei Tagen, auf hoher See, ihrer Fesseln entledigt wurden, sofort über Bord, um die Heimat schwimmend zu erreichen; die Weiber aber wurden nach Mas a fuera gebracht. Auch später soll die „Nancy" noch mehrfach Raubversuche gemacht haben. Später raubte das amerikanische Schiff „Pindos" so viele Mädchen, wie es selber Männer hatte, und schoß am nächsten Morgen aus reinem Zeitvertreib auf die am Ufer versammelten Eingebornen. Die Hauptleidenszeit begann jedoch erst 1863. Damals gründeten peruanische Menschenhändler auf Rapanui eine Niederlage, um aus den umliegenden Archipelen Arbeiter für die Guanowerke Perus herbeizuschleppen; dabei führten sie auch den größten Teil der Bevölkerung Rapanuis mit weg. Die meisten wurden allerdings auf Veranlassung der französischen Regierung wieder zurückgebracht; leider aber richteten nun die damit eingeschleppten Blattern große Verheerungen an. 1866 begannen katholische Missionare ihr Werk, verließen indes schon nach wenigen Jahren mit einigen Getreuen die Insel und gingen nach Mangarewa. Die letzte Verminderung der Bevölkerung bestand schließlich in der Wegführung von 400 Osterinsulanern durch eine tahitische Firma nach Tahiti und Eimeo, wo sie als Plantagenarbeiter verwendet wurden.

Derartig häufigen und starken Aderlässen hat die Bevölkerung nicht stand zu halten vermocht. Von Cook auf 700, von spätern Reisenden auf 1500 Seelen geschätzt, vor 1860 sogar deren 3000 zählend, ist sie heute auf 150 Köpfe zusammengeschmolzen, deren Aufgehen in der Masse der inzwischen zugewanderten Tahitier, Chilenen u. s. w. nur eine Frage der Zeit ist. Seit 1888 dient Rapanui in chilenischem Besitz als Strafkolonie.

δ) Pitcairn.

Die Geschichte des einsam weit im Südosten der Paumotu gelegnen Pitcairn fällt für den für uns überschaubaren Zeitraum aus dem Rahmen der Eingebornengeschichte heraus: ihre Träger sind in der Hauptsache europäische Einwanderer. Pitcairn ist eine der wenigen Inseln, die von ihrem europäischen Entdecker unbewohnt vorgefunden worden sind, obwohl zahlreiche Reste in Gestalt von steinernen Bildsäulen, Trümmern von Marae, Steinbeilen und Gräbern mit Skeletten dafür sprechen, daß das Eiland einst besiedelt gewesen ist.

Die moderne Geschichte der Insel beginnt mit der Meuterei der „Bounty"-Mannschaft gegen ihren Kapitän Bligh, 1789 (S. 254). Während dieser mit seinen 18 Gefährten in seinem offnen Boote gen Batavia steuerte, fuhren die 24 Meuterer zunächst nach Tahiti; während hier ein Teil von ihnen zurückblieb (S. 308), segelten 8 Mann unter Führung des Untersteuermanns Christian, begleitet von 6 Tahitiern und 12 tahitischen Frauen, im Januar 1790 nach dem unbewohnten Pitcairn weiter. Um ein Verlassen der Insel zu verhindern, verbrannte Christian die „Bounty", deren hohe Masten den Aufenthaltsort der Flüchtlinge hätten verraten können. Der Beginn des Gemeindelebens war sofort Streit und Zwistigkeit; die Männer fielen im Kampf, und 1801 war der 36jährige John Adams (vorher Alex. Smith; gest. im März 1829) der einzige Mann auf der Insel, neben etlichen Frauen und zwanzig Kindern.

Durch den bisherigen Gang der Ereignisse zur Erkenntnis der dem kleinen Staate drohenden Gefahr gebracht, schlug Adams andre Bahnen ein. Durch seine Fürsorge für die Ausbildung der heranwachsenden Jugend entwickelte sich ein Volksstamm, der, um Meinickes Worte zu gebrauchen, mit den Vorzügen der Polynesier manches Gute der Europäer verbindet und durch seine Liebenswürdigkeit nicht weniger als durch seine Sittenreinheit sich die Vorliebe Englands in hohem Grad erworben hat, zumal da diese Kolonisten sich als Engländer ansehen und englisch so gut wie tahitisch sprechen. England hat denn auch immer über das Wohlergehen des Völkchens gewacht. Als der beschränkte Wasservorrat der Insel für die wachsende Menge nicht auszureichen drohte, verpflanzte es 1831 die damaligen 87 Bewohner nach Tahiti; doch kehrten die meisten bald wieder nach Pitcairn zurück. Als 1856 infolge von Orkanen die Ernährung der wieder rasch angewachsnen Bevölkerung schwierig wurde, versetzte man von den 194 Ansiedlern 187 nach dem damals unbewohnten Norfolk (S. 250). Die große Mehrzahl ist hier verblieben und hat sich fröhlich fortentwickelt: 1871 war ihre Zahl bereits auf 340 Seelen gestiegen; 1891 betrug sie 738, nach den letzten Nachrichten 900 Seelen. Einige hat es indessen auch diesmal nicht in der Fremde geduldet; sie kehrten nach Pitcairn zurück, wo ihre Zahl 1879 bereits wieder auf 79 Seelen gestiegen war.* Entgegen den beunruhigenden Nachrichten, die 1896 durch die deutsche Presse gingen, wonach Pitcairn nicht mehr die Bedingungen für den Unterhalt einer menschlichen Bevölkerung böte, geht es den Bewohnern auch heute noch gut.

b) Hawaii.

α) Die heidnische Zeit.

Die Geschichte von Hawaii beginnt für uns mit ihrer Entdeckung durch James Cook; was sich vorher dort abgespielt hat, trägt den Charakter der Sage. Diese rechnet mit 67 Ahnen Kamehamehas I., setzt also den Beginn der Besiedlung Hawaiis in eine Zeit, die etwa dem 6. nachchristlichen Jahrhundert entsprechen würde. Thatsächlich sind menschliche Gebeine unter

* 1790: 27; 1800: 30; 1825: 66; 1831: 87; 1837: 92; 1841: 114; 1856: 194; 1879: 79.

alten Korallenschichten und Lavaströmen gefunden worden; allerdings hat man bei solchen Altersbestimmungen mit großen Fehlergrenzen zu rechnen. Wichtiger ist die ausnahmsweise lösbare Herkunftsfrage der Hawaiier. Ein großer Teil der Überlieferungen deutet auf das samoanische Savaii als das Hauptauswanderungsgebiet hin (vgl. S. 300), ohne daß damit Zuflüsse aus andern Gruppen Polynesiens ausgeschlossen wären. Für Samoa spricht die Wiederkehr geographischer Benennungen in Hawaii. Nach der häufigen Erwähnung Tahitis und der Markesas zu urteilen, scheint der Hauptweg über diese Inseln geführt zu haben.

A. Fornander kommt zu dem Ergebnisse, daß etwa 20 Generationen nach der ersten Einwanderung, also um das 11. Jahrhundert herum, eine neue Völkerwelle Hawaii berührt habe, hervorgerufen durch eine allgemeine Bewegung in den Inselreichen der Südsee, die ihrerseits auf die Vertreibung polynesischer Einwandrer aus den Fidji-Inseln zurückging. In diese Zeit fallen nach der Sage Reisen berühmter Häuptlinge und Priester nach fernen Inseln, ermöglicht durch den größern Unternehmungsgeist der alten Geschlechter und den damals höhern Stand der Schiffahrtskunst. Dies erste und einzige überseeische Ausgreifen macht von neuem einem Zeitraume der Abschließung Platz, der mindestens bis ins 16. Jahrhundert, wahrscheinlich sogar bis zur Landung James Cooks dauert. In dieser langen Zeit hat sich das hawaiische Volkstum mit allen seinen Besonderheiten herausgebildet; damals sind freilich auch jene zahlreichen Staaten und Stätchen entstanden, die sich gegenseitig befehdeten. Hoch gingen die Kampfeswogen im 14. Jahrhunderte, wo König Kalaunuiohua zum erstenmal alle Inseln unter seinem Zepter zu vereinigen suchte. In das 16. Jahrhundert fallen, nach James J. Jarves und Remy, die ersten Berührungen mit Europäern: 1527 soll eins der drei Schiffe des Don Alvarado de Saavedra an den Klippen von Süd-Kona gestrandet sein und 1555 der spanische Seefahrer Juan Gaëtano die hawaiischen Inseln entdeckt haben. Für die äußere wie die innere Geschichte sind diese Berührungen, selbst wenn sie auf Wahrheit beruhen (s. Fig. 3a und 3b auf der Tafel bei S. 326), ohne Folgen geblieben.

Bei seiner Landung fand James Cook (1778) drei Staaten vor: Hawaii und Maui, die beide unter einem Herrscher (Taraiopu, Terriobu) standen, da der Herr von Hawaii die Königin-Witwe von Maui geheiratet hatte, und drittens Oahu, zu dem Kauai und Niihau gehörten. Nicht nur lagen Oahu und Hawaii untereinander in Streit, sondern alle diese Staaten waren auch von innern Fehden durchsetzt. In diese Wirrnisse Ordnung zu bringen, war erst Kamehameha I. (Tamea-Mea; 1789—1819) vorbehalten, einem Manne, der an äußern Erfolgen reicher ist als irgend ein andrer polynesischer Herrscher, aber auch an Gaben des Geistes weit über das Durchschnittsmaß seiner Rasse hinausragt. Er hatte sich schon als junger Mann kriegerisch ausgezeichnet, und prophetische Dichter des Volks besangen ihn schon damals als den künftigen Einiger. Wenige Jahre nach Cooks gewaltsamem Tode (14. Februar 1779) begann er seine kühnen Pläne zu verwirklichen, zunächst auf Hawaii, nach dessen Unterwerfung auch auf Maui (1781) und den andern Inseln. Teils durch persönliche Tapferkeit, teils mit einer durch herbeigezogne Europäer geschulten Streitkraft (zu der sich seit 1804 sogar eine Flotte von 21 Schiffen gesellte) erreichte er bis 1795 sein Ziel: nach der Erstürmung der Schanze „Pali" auf Oahu, wohin Kamehameha mit 16,000 Mann übergesetzt sein soll, ließ er sich zum alleinigen Herrscher der hawaiischen Inseln ausrufen. Die beiden nordwestlichsten Inseln, Kauai und Niihau, unterwarfen sich danach freiwillig.

Gleich dem Suluherrscher Tschaka und dem Wanyamwesiführer Mirambo (Bd. III, S. 431 und 437) ist auch Kamehameha mit großen Herrschern des mittelmeerischen Kulturkreises

verglichen worden: Turnbull stellt ihn neben Philipp von Makedonien, und Jarves nennt ihn den Napoleon der Südsee; andre haben auch an Peter den Großen gedacht. Er muß eine machtvolle Persönlichkeit gewesen sein. Ein Adalbert von Chamisso war stolz darauf, daß er außer dem General Marquis de Lafayette und Sir Joseph Banks auch dem großen Hawaiier die Hand gedrückt hatte. Kamehameha I. war, wie Theodor Waitz sagt, nicht bloß an Verstandeskräften groß; größer war er noch durch seine sittliche Kraft sowie durch die Macht und Reinheit seines Willens. Rechnet man dazu sein Achtung heischendes majestätisches Äußre, so erklärt sich sein unbegrenzter Einfluß von selbst.

Kamehamehas Regierung ist, nachdem er die Einheit des Reichs erreicht hatte, friedlich verlaufen. Sie ist für die Hawaiier eine Zeit der Umwälzung auf allen Gebieten geworden; am geringfügigsten noch auf dem sozialen. An dem Verhältnisse der einzelnen Bevölkerungsklassen zu einander und zum Herrscher hat Kamehameha nichts geändert; das niedre Volk verblieb nach wie vor in seiner strengen Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, und die schon vor seiner Zeit geringe Macht des Adels hat er noch mehr herabgedrückt. Neu war der durch die politische Einigung erzielte Glanz nach außen, das Heranwachsen zu einer im Stillen Ozeane ganz ungewohnten Macht. Dies hat in einer für Ozeanien frühen Zeit die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte und Nordamerikas rasch dem Norden des Ozeans zugewandt, wie zahlreiche britische, russische, amerikanische und französische Expeditionen beweisen. Für die Zukunft des hawaiischen Volks weittragender waren die Veränderungen auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet. An der Europäisierung nahmen äußerlich zwar nur die höhern Schichten des Volks teil, während die große Masse im alten Heidentum und in der alten polynesischen Halbkultur weiter beharren mußte; nichtsdestoweniger konnte eine Allgemeinwirkung auf die Dauer auch für die Gesamtheit nicht ausbleiben. Daß sie die Form einer gänzlichen Zersetzung des alten Volkstums annahm, hat Kamehameha weder beabsichtigt noch geahnt. Gefördert wurde der Verfall hauptsächlich durch das Herbeiziehen des Europäertums, das in alle maßgebenden Stellen einrückte, durch überseeische Handelsunternehmungen und zollpolitische Maßnahmen eine vorübergehende wirtschaftliche Blüte erzeugte, gleichzeitig aber auch durch seine innige Berührung mit den Eingebornen die Grundfesten des Volkstums, die Religion, erschüttern mußte.

β) Die christliche Zeit bis zum Aussterben der Kamehamehas.

So lange Kamehameha mit starker Hand die Zügel der Regierung führte, ist es noch zu keinem Zusammenbruche gekommen. Kamehameha selbst war zeit seines Lebens ein entschiedner Anhänger des Heidentums; konnte doch nur durch das strenge Festhalten an den überkommnen Lehren in jener gärenden Zeit die Achtung des Volks vor der Person und Gewalt des göttergleichen Herrschers aufrecht erhalten werden. Mit seinem am 8. Mai 1819 erfolgten Tode wurde das anders. Sein Sohn Liholiho (Rio-Rio), der als Kamehameha II. den Thron bestieg, sank sofort zum Spielball in der Hand seiner Großen herab, besonders seiner Mitregentin Kaahumanu (Kahumonna), der Lieblingsfrau des toten Königs, und dessen langjährigen ersten Ratgebers Kaleimoku (Karemaku), des „Pitts der Südsee". Auf deren Anraten erklärte er das alte geheiligte Tabu für abgeschafft, indem er Frauen an einem großen öffentlichen Mahle teilzunehmen und das ihnen verbotne Schweinefleisch zu essen zwang. Der größere Teil des Volks begrüßte den Schritt freudig. Die dem Heidentume treu bleibende Minderheit, an deren Spitze sich Kekuaokalani stellte, ein Vetter des Königs, unterlag in der blutigen Schlacht von Kuamoo; neben Kekuaokalani fiel seine heldenmütige Frau Manona. Jetzt wurde die

schon früher eingeleitete Zerstörung der alten Tempel und Bilder mit erneutem Eifer durchgeführt; dennoch behielt die Götterlehre im stillen noch manchen Anhänger. Schlimmer war die bei den Reformen beobachtete Halbheit; man hatte den Hawaiiern das Heidentum genommen, setzte aber nichts Greifbares an seine Stelle.

Die Besuche von europäischen und amerikanischen Geschwadern trugen während dieser Zeit dazu bei, den Herrscher Anschluß an England suchen zu lassen, zumal da Rußland wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits Miene gemacht hatten, sich dauernd im Archipele festzusetzen; hatte doch bereits Kamehameha I., um durch Anlehnung an die große Weltmacht sein Ansehen im Innern zu stärken, im Februar 1794 sein Reich an England abgetreten, ohne damals jedoch Gegenliebe zu finden. 1823 gingen Liholiho und seine Gemahlin Kamamalo nach London, um dadurch den Gelüsten andrer vorzubeugen. Beide starben 1824 in England, wurden aber in der Heimat beerdigt. Liholihos Nachfolger, sein Bruder Keaukeaouli (Kauikeouli, Kiukiuli), war erst neun Jahre alt, als man ihn unter dem Namen Kamehameha III. auf den Thron setzte. Die Regentschaft während seiner Minderjährigkeit führten Kaahumanu und der alte bewährte Kaleimoku. Beide fanden in den nächsten Jahren Arbeit genug. Zwar wirkten seit 1820 protestantische Missionare mit gutem Erfolge; was sie aber förderten, verdarb eine von Jahr zu Jahr sich mehrende Schicht sittlich und körperlich verkommner weißer Einwandrer. Trunksucht und Prostitution nahmen so überhand, daß nur auf dem Wege der Gesetzgebung eine Besserung der Zustände erhofft werden konnte. Ende der zwanziger Jahre begann auch auf Hawaii der Kampf der christlichen Missionen um die Vorherrschaft. Die protestantische stand unter dem Schutze der Amerikaner; die katholische gewann erst nach mehrfachen Drohungen französischer Kriegsschiffe unter Dupetit-Thouars (S. 308) Boden. Im Jahre 1837 fanden durch die von den Franzosen erzwungne Verkündung allgemeiner Religionsfreiheit die oft heftigen Verfolgungen der katholischen Christen ein Ende.

Der umsichtige Kaleimoku war bereits 1827 gestorben; 1832 folgte ihm die thatkräftige Regentin Kaahumanu nach. 1833 erklärte sich Kamehameha III. für volljährig, indem er gleichzeitig eine andre Frau, Kinau, zu seiner Mitregentin wählte und deren Sohn Alexander Liholiho zum Thronerben ernannte. 1834 erstanden die ersten in hawaiischer Sprache gedruckten Zeitungen; Kirchen und Schulen aller Art wurden in großer Zahl eingerichtet. Gleichzeitig wurden von englischer Seite die ersten Zuckerplantagen angelegt und die Seidenraupenzucht eingeführt; später trat der Baumwollbau als neuer Industriezweig hinzu. Im Oktober 1840 erhielt das Königreich seine erste Verfassung. Sie war von dem Amerikaner Richards ausgearbeitet worden und bildete, wie Karl Emil Jung sich ausdrückt, ein seltsames Gemisch aus dem alten Feudalismus und angloamerikanischen Formen. Das Ministerium bestand fast ganz aus Fremden. Richards wurde Kultusminister; Wylie, ein schottischer Arzt, vertrat das Äußre. Die Finanzen verwaltete seit 1842 Dr. med. Judd; unter ihm stiegen die Staatseinkünfte von 41,000 Dollar im Jahr 1842 auf 284,000 Dollar im Jahr 1852.

Trotz der Religionsfreiheit hörten die Zwistigkeiten zwischen der protestantischen und der katholischen Geistlichkeit auch nach 1837 nicht auf. Vom französischen Konsul wurden sie mehrfach benutzt, um zu gunsten der katholischen Mission starke Drucke auf die hawaiische Regierung auszuüben. Gleichzeitig that auch der englische Konsul Schritte, die auf eine Einverleibung der Inseln durch Großbritannien hinzudeuten schienen. Das veranlaßte die Regierung, sich die Unabhängigkeit des Königreichs von den Vereinigten Staaten von Nordamerika (Dezember 1842), Frankreich (Anfang 1843) und England (26. Juli 1843) verbürgen zu lassen; die

Besitzergreifung, die Lord Paulet, der Befehlshaber der Fregatte „Carys", am 25. Februar 1843 auf eigne Faust angeordnet hatte, wurde von London nicht genehmigt.

Die Verfassung von 1840 ist 1852, 1864 und unterm 6. Juli 1887 geändert worden; mit jeder Revision wurde sie den in Europa üblichen konstitutionellen Formen ähnlicher, besonders nachdem 1864 die alte Einrichtung der Kuhina nui, der zweiten Regentin, abgeschafft worden war. Neben dem Herrscher stand ein Geheimer Rat, bestehend aus den Ministern und einer Anzahl vom König ernannter Mitglieder. Das Kabinett bestand zuerst aus fünf, später aus vier Mitgliedern, das Parlament aus Herren- und Abgeordnetenhaus. Die maßgebenden Stellen sind von jeher mit Ausländern besetzt gewesen.

Kamehameha III. starb im Dezember 1854. Sein damals 20jähriger Nachfolger Alexander Liholiho (Kamehameha IV., vermählt mit Königin Emma) beeilte sich, in ein besseres Verhältnis mit Frankreich zu gelangen, das trotz der bereits 1843 gewährleisteten Unabhängigkeit das Königreich mit Schwierigkeiten überhäuft und zu verschiednen Malen tief gedemütigt hatte. 1858 kam ein endgiltiger Friedensvertrag zwischen beiden Staaten zu stande. Nachdem Kamehameha IV. schon 1863 gestorben war, folgte ihm auf dem Throne sein älterer Bruder, der etwas von Kamehameha I. an sich hatte. Kamehamehas V. erste That war die Verfassungsänderung von 1864. Im folgenden Jahre wurde zur Steuerung der ständigen Bevölkerungsabnahme ein Einwanderungsbüreau errichtet; man zog zunächst 500 Chinesen ins Land, denen 1868 die ersten Japaner folgten. Schließlich begannen auch die Maßregeln zur Eindämmung des 1853 aus China eingeschleppten Aussatzes, der eine beängstigende Verbreitung gefunden hatte. 1872 starb Kamehameha V. plötzlich, der letzte seiner Familie.

γ) Das letzte Zeitalter Hawaiis als selbständigen Staatswesens.

Einige Monate lang führte Lunalilo das Zepter, ein Verwandter der Kamehamehas. Nach seinem schon am 3. Februar 1874 erfolgten Tode wurde der am 16. November 1836 in Honolulu geborne Oberst David Kalakaua, trotz aller Leichtlebigkeit ein weitsichtiger Herrscher, zum Könige gewählt. Bereits 1875 schloß er mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika einen Handelsvertrag ab, der seinem Reiche die weitgehendsten Zollvergünstigungen gewährte und den Wohlstand der Inseln beträchtlich hob. Die Erzeugung von Zucker und Reis, den beiden Hauptausfuhrartikeln, wuchs um ein Vielfaches, desgleichen die Ausfuhr und Einfuhr überhaupt. Doch kam dieser Aufschwung lediglich den Weißen zu gute. Arbeitermangel zwang immer von neuem dazu, fremde Leute einzuführen: 1877 kamen die ersten Portugiesen von den Azoren ins Land (1884 waren es schon an 10,000); nebenher fluteten Chinesen und Japaner in immer stärkerer Welle herbei (1890 zählte man 15,301 und 17,360). Das numerische Verhältnis dieser ethnisch nicht schätzenswerten Mongolen zur einheimischen Bevölkerung hat sich bis zum Beginne des 20. Jahrhunderts noch um vieles verschlechtert. Die Eroberung des Stillen Ozeans durch den gelben Mann hat in Hawaii den besten Angriffspunkt gefunden.

Mit der ethnographischen Mongolisierung Hawaiis während Kalakauas Regierungszeit (1874—91) läuft die wirtschaftliche und politische Amerikanisierung parallel. Bereits im Winter 1873/74 war von Lunalilo den Amerikanern der Pearlhafen bei Honolulu als Entgelt für Handelsvergünstigungen angeboten worden. Als 1887 der Vertrag von 1875 erneuert werden sollte, beanspruchten die Vereinigten Staaten von Nordamerika diesen Platz dauernd; ferner solle Hawaii ohne ihre Genehmigung mit keiner fremden Macht Verträge schließen dürfen, während sie das Recht verlangten, jederzeit Truppen auf Hawaii zu landen.

Der Einfluß der englischen Ansiedler bewahrte damals Kalakaua vor dem Eingehen auf diese demütigenden Bedingungen. Wirtschaftlich freilich bedeutete die Ablehnung der amerikanischen Vorschläge den Beginn einer Finanzkrisis, an der, wie Adolf Marcuse urteilt, das hawaiische Königshaus zu Grunde gegangen ist.

Kalakaua starb am 20. Januar 1891 in San Francisco. Seine siebzehnjährige Regierung war äußerlich reich an „Fortschritten" gewesen. Er verfügte über ein kleines stehendes Heer; Hawaii hatte Eisenbahn- und Dampferlinien erhalten, Paläste und Leuchttürme waren erbaut und Honolulu elektrisch erleuchtet worden; man hatte Wasserwerke und Telegraphenlinien angelegt und durch Berieselungsanlagen große Strecken einst unfruchtbaren Lands für den Anbau nutzbar gemacht. Freilich trat die europäische Kulturstufe auch mit einer ungeheuern Schuldenlast auf, die mit auf den Leichtsinn und die Verschwendungssucht des seit 1863 mit Kapiolani in kinderloser Ehe vermählten, beim Volke beliebten Königs zurückzuführen war.

Ihm folgte seine 52jährige Schwester Lydia Kamakaeha Liliuokalani, am 29. Januar 1891 zur Königin ausgerufen. Ihre kurze Regierung endete mit dem Zusammenbruche des hawaiischen Königtums und dem Anschluß an die Vereinigten Staaten. Unter der Herrschaft der neuen amerikanischen Tarifgesetze, die den heimischen Zuckerproduzenten bedeutende Ausfuhrprämien gewährten, konnte Hawaii auf dem Weltmarkte nicht mehr konkurrieren; die Ausfuhr ging rasend schnell zurück und ebenso der allgemeine Wohlstand. Für den wirtschaftlich hauptsächlich auf Amerika angewiesnen ausländischen Teil der Bevölkerung war das ein begründeter Anlaß, immer offner für einen Anschluß an die Vereinigten Staaten einzutreten; es kam zu Zwistigkeiten innerhalb der Staatsregierung, zu einer übereilten Verfassungsänderung, die den Einfluß der Fremden schwächen sollte, und zur Androhung des Staatsstreichs durch die Herrscherin selbst. Das Ende war die Absetzung der Königin und die Erklärung Hawaiis zur Republik am 17. Januar 1893.

Das Streben der siegreichen Amerikanisten Honolulus nach einem engen Anschluß an die Vereinigten Staaten hatte zunächst keinen Erfolg. Zwar befürwortete der Präsident Benjamin Harrison kurz vor dem Schlusse seiner am 4. März 1893 zu Ende gehenden Amtszeit in einer Botschaft an den Senat die Einverleibung; aber sein Nachfolger Grover Cleveland verhielt sich ablehnend. Daraufhin wurde das Reich am 4. Juli 1894 zur Republic of Hawaii erklärt und eine Verfassung angenommen, die eine gesetzgebende Versammlung, einen Senat und ein Abgeordnetenhaus vorsah. In Wirksamkeit ist sie kaum getreten; nach dem Amtsantritte Mac Kinleys im Frühjahr 1897 vollzog sich der Anschluß an die Union ohne jede Schwierigkeit. Die staatsrechtliche Stellung der Inselgruppe ist am 14. Juni 1900 so erfolgt, daß Hawaii seitdem ein Territorium der Vereinigten Staaten bildet, dessen Volksvertretung aus einem Senate von 15 Mitgliedern und einem Repräsentantenhause von 30 Mitgliedern besteht. Die erste Wahl eines Abgeordneten in den Kongreß fand am 6. November 1900 statt. Der Gouverneur, ein Sekretär und die drei Richter des obersten Gerichtshofs werden vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt, die übrigen Beamten vom Gouverneur.

Das Aufpflanzen des Sternenbanners mitten im nördlichen Stillen Ozean ist nicht der erste Schritt, den der amerikanische Imperialismus seit 1898 (vgl. Bd. I, S. 574) gethan hat; aber er ist einer der bedeutsamsten. Tutuila in der Samoagruppe und Guam in den Marianen sind beide einem Paar Fühler vergleichbar, die weit nach Südwesten in der Richtung auf Melanesien und Australien vorgestreckt sind; die flächengroßen Philippinen flankieren die wichtige Völker- und Handelsstraße von Europa nach dem Ostrand Asiens. Für Hawaii muß

man einen höhern Maßstab anlegen. Was Hawaii, abgesehen von seinen Erzeugnissen, für die Union von dem Augenblick an unentbehrlich macht, wo sie mit der Durchstechung der mittelamerikanischen Landenge eine wahrhaft pazifische Macht werden muß, das ist seine die gesamte Nordhälfte des Stillen Ozeans beherrschende Lage, die auch seinen Charakter als einziger Zwischenstation auf dem weiten Wege vom mittelamerikanischen Kanal und von San Francisco nach Ost- und Südasien bedingt. Besonders für Japan, das einmal selbst einen ähnlichen Versuch hatte scheitern sehen müssen, ist die Angliederung Hawaiis an Amerika ein harter Schlag; auch für England, Deutschland, Rußland und Frankreich ist sie unerfreulich.

Von der eingebornen Rasse sind nur noch Reste vorhanden, von Hawaiis Volkstum nur noch Spuren. Die Bevölkerungsbewegung ist seit der Entdeckung ununterbrochen rückläufig gewesen. Für 1778 werden, sicher viel zu hoch, 3—400,000 Seelen angegeben; 1832 ergab die erste wirkliche Zählung 130,313 Eingeborne. Vier Jahre später waren es nur noch 108,579; 1850 noch 82,203; 1860: 71,019; 1872: 49,044; 1884: 40,014; 1896: 31,019. Für die Gegenwart ist die Feststellung der reinen Eingebornen ungemein schwierig, der zahlreichen Mischlinge wegen, deren Zahl man 1890 mit 6186, 1896 mit 8485 angab: in sechs Jahren eine Zunahme von mehr als 33 Prozent. Gleichzeitig haben die Vollbluthawaiier um 10 Prozent abgenommen. Von der Gesamtbevölkerung (1900: 154,000 Seelen) bilden diese kaum noch ein Fünftel; sie treten damit schon hinter Chinesen und Japaner einzeln genommen zurück und werden von den Portugiesen bald erreicht werden. Für den erschreckend schnellen Rückgang der Hawaiier darf man nicht die Europäer allein verantwortlich machen. Neben den durch sie eingeführten Krankheiten sind vielmehr die ursprüngliche Lockerheit der Sitten, die Trunksucht, einzelne Epidemien, vor allem aber der seit jeher geübte Kindsmord die Hauptursachen gewesen. An Stelle der Eingebornen wird es auf Hawaii bald nur noch Chinesen, Japaner, Europäer und Amerikaner geben.

c) Samoa.

Auf die Erforschung der Geschichte Samoas ist in jüngster Zeit mehr Mühe verwandt worden, als vielleicht auf alle andern polynesischen Inselgruppen zusammengenommen. Das Ergebnis entspricht dem kaum. Die lange Reihe stolzer Stammbäume mit einer Unzahl Namen gibt zwar Kunde von dem regen kleinstaatlichen Leben auf den einzelnen Inseln und ihren Teilen; die Überlieferung berichtet auch von etlichen Eingriffen von Fidji und Tonga her. Aber über die Zeitlage der einzelnen Geschehnisse selbst erfahren wir nicht das mindeste. So viel geht aus den Untersuchungen von George Turner, W. von Bülow, O. Stübel, Augustin Krämer und andern hervor, daß sich die allgemeinen Zustände Samoas in den Zeiten vor seiner Entdeckung durch die Europäer kaum von denen andrer Archipele unterschieden haben; nur seine politische Organisation und bis zu einem gewissen Grade die soziale Stufenleiter waren ein wenig straffer ausgebildet. Die sonst überlieferten, für die Menschheit ziemlich belanglosen Fehden und Zwistigkeiten zwischen einzelnen einflußreichen Familien und Ständen erscheinen im polynesischen Gesichtswinkel natürlich zu großen Ereignissen aufgebauscht.

α) Die Eigengeschichte.

Die Überlieferung Samoas ist nicht sehr alt: viel mehr als ein halbes Jahrtausend brauchen wir für seine Bewohner als geschichtliche Nation nicht anzunehmen; um wieviel deren Einwanderung vor diesem Zeitraume liegt, entzieht sich jeder Berechnung. Das Hauptereignis der

Vorgeſchichte iſt die Unterjochung durch die Tonganer und der daran ſich ſchließende Freiheitskampf der Samoaner (nach v. Bülow um 1600, nach Krämer um 1200 n. Chr.). Es iſt die Zeit ihres größten Heldentums: „Malie tau, malie toa!“ (trefflich gekämpft, tapfere Krieger) hat nach der Sage der auf dem Rückzuge vom Land abſtoßende Tongakönig bewundernd zwei jungen Häuptlingen zugerufen; die Benennung, die damals auf den ältern Bruder der beiden, auf Savea, überging, hat ſich in ſeiner Familie bis auf die Gegenwart vererbt.

Samoa iſt das Land der Titel. Uber dem gemeinen Volke ſtehen die Vornehmen, unter ihnen obenan der Dorfhäuptling Alii und der Diſtriktsvorſteher Tui, während der höchſte Häuptling (König) den Titel Tupu führt. Dieſem geben nur wenig nach die Tulafale oder Sprecher, deren politiſche Rangſtellung im übrigen ganz von ihren perſönlichen Fähigkeiten abhängt. Daneben gibt es von beſtimmten Landſchaften oder Orten in Erinnerung an beſtimmte Perſönlichkeiten oder Ereigniſſe verliehne Würdebezeichnungen, deren Beſitz für die Erlangung der politiſchen Führerſchaft Vorbedingung war. Die berühmteſte dieſer Benennungen iſt die eben erwähnte „Malietoa“, deren Verleihungsrecht bei dem 12 km weſtlich von Apia gelegnen Orte Malie ruht; eine andre kaum minder bekannte iſt „Mata'afa“, die von der Dorfſchaft Faleata vergeben wird. Dagegen war der Anſpruch auf das Königtum abhängig vom rechtlich verliehnen Beſitze der vier Namen Tuiatua und Tuiaana, Gatoaitele und Tamaſoäli'i, von denen die beiden letzten auf die Namen zweier Häuptlingstöchter zurückgehen.

Kurz bevor Jean François Graf Lapérouſe 1787 hier landete, hatte nach ſchweren innern Kämpfen Galumalemana, ein Häuptling aus der Tupuafamilie, die Herrſchaft über ganz Samoa an ſich geriſſen. Nach ſeinem Tod (um 1790) kam es unter den erbberechtigten Brüdern zu hitzigen Kämpfen, aus denen zunächſt Noſoaſaeſā (ein Ahn Tamaſeſes) ſiegreich hervorging. Dieſer vermochte ſich auf die Dauer nicht zu halten, ſondern zog ſich auf ſeinen Stammſitz Aſau auf Sawaii zurück und brachte den auf Samoa ſchon faſt vergeßnen Kannibalismus noch einmal zur Blüte. Den Thron erbte ſchließlich Galumalemanas nachgeborner Sohn J'amaſana, der noch vor ſeiner Geburt vom ſterbenden Vater prophetiſch als Einiger des Reichs bezeichnet worden war. Ihm folgte (nach 1800) Mata'afa Filiſoumu'u, der ſofort wieder in ſchwere Kämpfe mit den Malietoas geriet. Als Sieger ging der mit dem Herrſcher von Manono verbündete Malietoa Vaiinupō hervor, der an demſelben Auguſttage des Jahrs 1830 die Landſchaft Aana niederwarf und die Herrſchaft an ſich riß, an dem John Williams (Bd. VII, S. 363) als erſter Miſſionar den Boden Sawaiis betrat. Malietoa nahm in der Folge den Titel „Tupu“ an, der ſeitdem in Samoa gebräuchlich geworden iſt. Auch zum Chriſtentume trat er über, erhielt den Namen Tavita (David) und ſtarb am 11. Mai 1841.

Die beiden Jahrzehnte nach ſeinem Tode ſind in Samoa wieder ein Krieg aller gegen alle. Aus der Menge der Thronanwärter heraus führten ſchließlich Malietoa Laupepa und deſſen Oheim Pe'a oder Talavou einige Jahre gemeinſam die Herrſchaft. Doch beeinflußt durch die Fremden im Lande, beſchloſſen 1868 die Samoaner, nur ein Oberhaupt an die Spitze zu ſtellen und die Ständeverſammlungen nicht mehr auf Manono, ſondern in Mulinuu bei Apia abzuhalten. Manono, eiferſüchtig auf ſeine alte Vorzugsſtellung, erklärte Pe'a zum König und beſiegte Malietoa Laupepa und deſſen Anhänger. Erſt 1873 kam durch Eingreifen der inzwiſchen eingeſetzten fremden Konſuln ein Vertrag zu ſtande, in dem die Regierungsgewalt in die Hände der ſiebenköpfigen Ta'imua gelegt wurde, eines Oberhauſes, neben dem die Verſammlungen der Bezirksvorſteher, der Fai Pule oder des Unterhauſes, fortbeſtanden. Doch 1875 begannen die Unruhen von neuem, diesmal jedoch von außen her.

β) Die Eingriffe von außen.

Bereits 1872 hatte das unternehmungsluſtige Neuſeeland eine britiſche Einverleibung Samoas befürwortet und ſich erboten, ein Schiff dazu auszurüſten. Gleichzeitig hatten ſich die Vereinigten Staaten am 17. Februar 1872 den Hafen Pango-Pango auf Tutuila, den beſten der Gruppe, abtreten laſſen; die durch einen Marinekapitän auf eigne Fauſt ausgeſprochne Einverleibung von ganz Tutuila war in Waſhington nicht gebilligt worden. Mitte 1873 erſchien der amerikaniſche „Oberſt" Steinberger, ein Mann deutſch-jüdiſcher Abſtammung, als Kommiſſar in Samoa, um die Hilfsquellen der Inſelgruppe zu ſtudieren. In kurzer Zeit ſchwang ſich der ſchlaue und ehrgeizige Mann zur einflußreichſten Stellung empor und veranlaßte die Eingebornen, um das Protektorat der Vereinigten Staaten nachzuſuchen. Steinberger überreichte das Geſuch in Waſhington ſelbſt; am 1. April 1875 traf er zum zweitenmal in Samoa ein, allerdings nur mit Geſchenken und einem Empfehlungsſchreiben des Präſidenten Ulyſſes S. Grant. Steinberger gab dem Land eine einfache Verfaſſung, ſetzte Malietoa Laupepa als (Schein-)König ein, während er ſich beſcheiden „Premierminiſter" nannte; er regelte die Erbfolge, ordnete die Gerichtsbarkeit und ſchuf überall Ruhe und Frieden. Doch im Dezember 1875 wurde er auf Betreiben der eiferſüchtigen Miſſionare und der engliſchen Bevölkerung nach blutigem Kampfe von einem engliſchen Kriegsſchiff aufgehoben und nach Neuſeeland gebracht; Ende der neunziger Jahre iſt er in New York geſtorben.

Die Abſichten der Union auf Samoa traten nun immer offner zu Tage; 1877 hißte der amerikaniſche Konſul ihre Flagge, und nur der energiſche Einſpruch Deutſchlands und Englands verhinderte die Feſtſetzung der Amerikaner. Noch im Juni ſchloß die deutſche Regierung mit den Samoanern einen Vertrag ab, wonach dieſe keiner andern fremden Regierung Vorrechte vor der deutſchen in Samoa gewähren durfte. Am 17. Januar 1878 gingen die Amerikaner ihrerſeits einen Freundſchafts- und Handelsvertrag mit Malietoa Laupepa ein; gleichzeitig wurde ihnen der Hafen Pango-Pango endgiltig zur Verfügung geſtellt. Unterm 24. Januar 1879 erhielt Deutſchland den Hafen von Saluafata auf Upolu als Schiffsſtation zugewieſen; England ſicherte ſich durch den Vertrag vom 28. Auguſt 1879 gleichfalls die Benutzung aller Gewäſſer und die Berechtigung zur Wahl einer Kohlenſtation. Am 2. September wurde durch Vertrag zwiſchen Deutſchland, England, der Union und Malietoa der Bezirk Apia als neutrales Gebiet erklärt und einem abwechſelnd von den drei Mächten zu ſtellenden Munizipalrat unterſtellt. Und am 23. Dezember endlich ward Malietoa Talavou (Pe'a) durch zahlreiche Häuptlinge an Bord des deutſchen Schiffs „Bismarck" zum König auf Lebenszeit, Laupepa zum Regenten erwählt.

Seit der Mitte der fünfziger Jahre hatte das Hamburger Handelshaus Johann Ceſar Godeffroy und Sohn die Südſee zum Hauptgebiet ihrer Unternehmungen gemacht und anderthalb Jahrzehnte ſpäter den Handel mit den mittlern und öſtlichen Inſelgruppen monopoliſiert; auf den Karolinen und den drei großen Samoa-Inſeln Sawaii, Upolu und Tutuila hatte ſie außerdem bedeutende Landflächen erworben. Unglück an der Börſe machte Ende der ſiebziger Jahre die Firma ſo unhaltbar, daß angeſichts der engliſch-auſtraliſchen Bewegung für die Beſitzergreifung ſämtlicher herrenloſen Südſee-Inſeln Fürſt Bismarck aus ſeiner kolonialpolitiſchen Zurückhaltung heraustrat und Anfang 1880 die „Samoavorlage" einbrachte, die das Reich zum Eingreifen und zur Übernahme einer geringen Zinsbürgſchaft veranlaſſen ſollte. Doch der deutſche Reichstag lehnte am 29. April 1880 die Vorlage in dritter Leſung

ab: „wo hohe Aufgaben nur durch die Kräfte eines Staats gelöst werden können, zeigt unsre Geschichte nichts als eine Reihe versäumter Gelegenheiten“ (Oskar Peschel).

γ) Samoa unter den Vertragsmächten.

Am 8. November 1880 starb König Malietoa Talavou. Sein Neffe Malietoa Laupepa vermochte den alsbald unter den Eingebornen wiederbeginnenden Zwistigkeiten nicht im mindesten zu steuern; ja, Anfang 1886 wählte eine Partei den von Eugen Brandeis beratnen Häuptling Tamasese zum Könige. Dieser fand bei Deutschland Rückhalt, weil Laupepa im November 1885 heimlich die Oberherrschaft England angeboten hatte. Fortgesetzte Schädigung der deutschen Interessen, Beleidigung und Beraubung deutscher Staatsangehöriger durch Laupepas Anhänger führten im August 1887 dahin, daß Laupepa von deutschen Marinesoldaten gefangen genommen und zunächst nach Kamerun, dann nach den Marshallinseln gebracht wurde.

Auch Tamaseses Herrlichkeit währte nicht lange; schon am 9. September 1888 riefen die Anhänger Malietoa Laupepas den angesehnen Mataafa zum König aus und schlugen Tamasese. Als sich seine Leute Ausschreitungen gegen die Deutschen erlaubten, landeten auf Veranlassung des deutschen Konsuls Knappe die beiden vor Apia liegenden Kriegsschiffe Mannschaften; doch durch Verrat gerieten diese am 18. Dezember in einen Hinterhalt und wurden fast vernichtet. Erst stärkere deutsche Abteilungen vertrieben die Empörer. Außerdem vernichtete am 16. März 1889 ein Orkan im Hafen von Apia die beiden deutschen Kanonenboote „Eber“ und „Adler“ und brachte 95 braven Seeleuten den Tod. Ähnliche Verluste hatten die Amerikaner.

Eine Regelung der samoanischen Verhältnisse erfolgte auf der im Sommer 1889 in Berlin tagenden, von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten beschickten Konferenz. Im Schlußprotokolle vom 14. Juni wurde die Inselgruppe für unabhängig und neutral unter dem gemeinsamen Schutz aller drei Mächte erklärt, Tamasese und Mataafa wurden ab-, der im Spätherbste nach Samoa zurückgebrachte Malietoa Laupepa als König wieder eingesetzt. Aber bald wurde Mataafa durch seine Partei von neuem zum Könige gewählt, 1893 jedoch auf Manono besiegt und von den Vertragsmächten nach den Marshallinseln verbannt. An seine Stelle trat Tamasese der jüngere, und der Bürgerkrieg dauerte fort. Da starb am 22. August 1898 Malietoa Laupepa. Als Nachfolger kamen ernsthaft nur zwei Kandidaten in Frage: der verbannte, aber beim Volke beliebte Mataafa und Tanu Mafili, der 16jährige Sohn Laupepas, Schützling der englischen Mission und damit der englischen und amerikanischen Regierung. Tamasese den jüngern hielten die Engländer nur als Ersatzmann für Tanu im Hintertreffen.

Bei dem Drama, das sich im Winter 1898 zu 1899 auf dem fernen Südsee-Archipel entrollte, handelte es sich weniger um das Wohl der paar Samoaner oder um den Besitz der kleinen Eilande als um viel wichtigere Interessengegensätze. Über die Ursachen der lebhaften englisch-australischen Sehnsucht sind wohl keine Worte mehr zu verlieren. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die unmittelbar vorher Hawaii und die Philippinen erworben hatten, besaßen damit zwar für den nördlichen Teil des Ozeans ausgezeichnete strategische und verkehrsgeographische Stützpunkte, nicht aber für den Süden. Deutschlands Interesse endlich war zunächst wirtschaftlich begründet: in Produktion und Handel übertraf es beide Parteien bedeutend; vor allem aber war es seine nationale Ehrensache, das schon einmal verlorne Kind in keines andern Hände übergehen zu lassen.

Die Samoaner wählten mit überwiegender Mehrheit Mataafa. Gleichwohl erklärte der amerikanische Oberrichter Chambers am 21. Dezember den jungen Tanu als mit seiner

Zustimmung gewählt; Mataafa könne nicht in Frage kommen, da er durch das Berliner Protokoll ausgeschlossen sei, obwohl ein derartiger von Fürst Bismarck beantragter Satz in der Schlußfassung nicht aufgenommen worden war. Der Einspruch des deutschen Konsuls Rose und des deutschen Munizipalrats Dr. Raffel blieb unbeachtet. Da half sich Mataafa selbst, drängte die Tanuleute aus Apia hinaus bis aufs Meer und die Schiffe der Vertragsmächte. Nach mehrfachen Beschießungen der Küstendörfer durch die britischen und amerikanischen Kriegsschiffe in der zweiten Hälfte des März wurde im Frühjahr 1899 auf Antrag Deutschlands ein gemeinsamer Untersuchungsausschuß eingesetzt, und dieser übertrug im Juli die Befugnisse des abgeschafften Königtums einstweilen den Konsuln der drei Mächte. Im Londoner Vertrage vom 14. November einigten sich Deutschland und England; im Washingtoner Protokolle vom 2. Dezember gaben auch die Vereinigten Staaten ihre Zustimmung. Großbritannien verzichtete danach auf die Samoa-Inseln ganz; unter Aufhebung der Samoa-Akte kamen Upolu und Sawaii nebst den anliegenden kleinen Inseln als freies Eigentum an Deutschland, während Tutuila und die andern Samoa-Inseln östlich vom 171. Grade westl. Länge an die Vereinigten Staaten fielen. Deutschland verzichtete dafür auf seine Ansprüche auf die Tonga-Inseln und Savage Island (Niué) zu gunsten Englands und trat die beiden Salomoninseln Choiseul und Isabel an Großbritannien ab. Am 13. Februar 1900 genehmigte der deutsche Reichstag den Vertrag; am 1. März ergriff der neuernannte deutsche Gouverneur Solf von den Inseln förmlich Besitz. Am 14. August endlich trat die klugerweise zugestandne Selbstverwaltung der Eingebornen wieder in Kraft. Nur die Königswürde bleibt abgeschafft; Mataafa führt statt des frühern Titels Tupu jetzt den eines Alii Sili (hoher Häuptling).

d) Tonga.

Neben Fidji und Samoa hat im mittlern Teile der ozeanischen Inselflur nur der Tonga-Archipel eine bemerkenswerte Geschichte. Über ihren Verlauf vor der Ankunft James Cooks wissen wir wenig, mit Ausnahme der sozialen Zustände. An der Spitze des Staatswesens stand mit unumschränkter Gewalt über Personen und Güter der Tuitonga, Herrscher und Gott zugleich. Ihm an Ansehen und Heiligkeit fast gleich war der Tui Ardeo, nach Meinicke der Nachkomme einer entthronten Herrscherfamilie, der noch eine besondere Stellung vorbehalten war: der Tuitonga hatte dem Tui Ardeo bei verschiednen Gelegenheiten bestimmte Ehren zu erweisen. Der König und seine Familie bildeten die erste Klasse („Hau") des Adels. Die zweite (die „Eiki" oder „Egi", die ebenfalls den Titel Tui = Herr führten) stellte die höchsten Reichsbeamten und die Bezirksobersten und wurde vom König eingesetzt, obwohl die Würde erblich war. Der erste der Eiki war in der voreuropäischen Zeit der Tui Hatakalawa, der Minister des Innern; zu Mariners Zeiten (1810) stand er an Ansehen hinter dem Tui Kanakabolo, dem Kriegsminister. Da im 19. Jahrhundert der Tuitonga von aller Teilnahme an Kriegen ausgeschlossen war, gelangte der Kriegsminister leicht zu bedeutenderm Einflusse als der Herrscher selbst: der Tui Kanakabolo ist von mehr als einem Reisenden für den Tuitonga gehalten worden. Unter den Eikiwürden waren noch von Bedeutung die des Ata, des obersten Heerführers im Kriege, und die des Lavaka, des Kultusministers. Die letzte Adelsklasse (Matabule) lieferte Ratgeber und Diener der Eiki und des Tuitonga, Bezirksverwalter, Lehrer des Volks und Vertreter der angesehensten Handwerke, wie des Schiffsbaus und der Waffenherstellung. Die drei Adelsklassen waren die alleinigen Inhaber des Grund und Bodens, auch der Gewalt des Tabu. An beiden hatte das gemeine Volk keinen Anteil; es besaß nur seine persönliche Freiheit und

erhielt sich lediglich durch die Bebauung der Ländereien der Vornehmen, durch Handwerk und Fischerei. Dabei waren die technischen Fertigkeiten seiner höhern Schicht, den Mua, vorbehalten, während den niedrigern Tua der Landbau und die Ausübung der Kochkunst anheimgegeben waren.

Schon Cook fand 1773 und 1777 den Glanz der alten Herrscherfamilie Fatafehi (Fatafahi) stark verblaßt gegenüber der Macht der adligen Tupo, die alle bedeutenden Staatsämter an sich gebracht hatten; nach Meinicke durften die Tuitonga ihre Frauen anscheinend nur aus der Familie Tupo nehmen. Gegen Schluß des 18. Jahrhunderts hatte sich diese Machtfülle fast bis zur Verdrängung der Tuitonga gesteigert. Das reizte andre Eiki zur Nachahmung: zuerst fielen die Regenten von Hapai und Vavau ab; die von Tongatabu folgten. Aus langen Wirren ging Finau (Finow), der Eiki von Hapai, als Sieger hervor, obwohl auch er nicht mehr den ganzen Archipel unter sein Zepter zu zwingen vermochte. Anfang des 19. Jahrhunderts verlegten die Finau den politischen Schwerpunkt nach Vavau. 1830 traten Taufaahau, der Herrscher von Hapai, und Tubo, der Eiki von Tongatabu, zum Christentum über. Als 1833 die Finau ausstarben, fiel Vavau dem erstern zu; damit verfügte Taufaahau über dasselbe Reich, wie dreißig Jahre früher Finau I. 1845 starb auch Tubo, oder, wie er seit seiner Bekehrung hieß, Josia von Tongatabu. Nun vereinigte Taufaahau als König Georg Tubo (Tubou) I. den ganzen Archipel zu einem Reiche.

Dieser Staat trägt von Anfang an den Stempel europäischen Einflusses. Die wesleyanische Mission hatte ihre Thätigkeit bald auf politische und soziale Dinge ausgedehnt. 1839 erließ Georg für Hapai und Vavau eine Verordnung, die einen Gerichtshof von vier Mitgliedern und ein geschriebnes Gesetz vorsah, die alten Gebräuche jedoch, wonach jeder Häuptling Recht sprach, wie es ihm gut dünkte, beseitigte. Die Gesetzgebung von 1862 erhob schließlich die bisherigen Leibeignen zu freien Pächtern des Lands, von dem sie nicht vertrieben werden konnten, solange sie den Pachtzins entrichteten. Die Steuern (6 Dollars jährlich) wurden auf alle männlichen Einwohner über 16 Jahre gleichmäßig verteilt.

Seit 1838 machte auch auf Tonga die katholische Mission der protestantischen das Gebiet streitig. Im Dezember 1841 veranlaßten Drohungen eines französischen Kriegsschiffs den Herrscher von Tongatabu, das englische Protektorat nachzusuchen. Es wurde gewährt; gleichwohl fanden die katholischen Missionare Zulaß. Auf religiösem Gebiete sind ihre Erfolge nie bedeutend gewesen; auf politischem aber hatten sie auf Tongatabu schon 1847 so großen Einfluß, daß die dortigen Häuptlinge gegen die Herrschaft Georgs I. einen Widerstand begannen, der erst 1852 mit der Erstürmung der von französischen Missionaren verteidigten Festen Houma und Bea niedergeschlagen wurde. Obwohl die Häuptlinge in ihre frühern Ämter wieder eingesetzt wurden und die Missionare Leben und Eigentum behielten, fühlte sich Frankreich beleidigt, erzwang 1858 die offizielle Zulassung der katholischen Lehre und setzte mehrfach katholische Häuptlinge an die Stelle von protestantischen.

Trotzdem fand König Georg Zeit zu Ausgriffen nach außen. Die Tonganer hatten seit jeher, kraft ihrer großen nautischen Geschicklichkeit, Heereszüge bis nach Samoa und Nuka Hiwa unternommen und vor allem die benachbarten Archipele beunruhigt. Die Bevölkerung Fidjis hat auf diese Weise einen starken Stich ins Polynesische bekommen; wenige Jahre nach Cooks zweitem Besuche (1777) spielt ein tonganischer Condottiere in den fidjianischen Wirren eine große Rolle. 1854 erschien König Georg mit einer großen Flotte, angeblich um Thakombau in seiner Bedrängnis (S. 305) zu stützen. Später gab dieser Zug den Tonganern Anlaß zu großen Entschädigungsforderungen, die schließlich Thakombau in die Arme Englands trieben.

Den innern Ausbau seines Inselreichs vollendete Georg Tubou I. mit der Verfassung vom 4. November 1875. Sie stammt zum größten Teile vom Könige selbst, zum andern von seinem langjährigen treuen Ratgeber, dem Missionar Shirley Baker. Ihrem Inhalte nach lehnt sie sich eng an englische Formen an; in ihrer endgiltigen, durch die Kammern festgesetzten und 1877 in englischer Sprache gedruckten Fassung sieht sie eine gesetzgebende Versammlung vor, die alle zwei Jahre zusammentritt. Die Hälfte ihrer Mitglieder gehört dem Erbadel an und wird vom König ernannt; die andre wird vom Volke gewählt. Die ausführende Gewalt liegt in den Händen eines viergliedrigen Ministeriums, das mit den Gouverneuren der vier Provinzen und den obersten Justizbeamten den Kabinettsrat bildet. Die Rechtspflege ist selbständig geordnet und umfaßt einen obersten Gerichtshof, Geschwornen- und Polizeigerichte. Für den Unterricht sorgen die Missionare, die auf allen Inseln gut besuchte Schulen errichtet haben. Auch eine Industrieschule und ein Seminar, das dem Könige zu Ehren den Namen Tubow College führt, sind gegründet worden. Für die wirtschaftliche Zukunft der Tonganer bedeutsam ist das auf Bakers Veranlassung in der Verfassung („Die Tonganer sollen nicht in die See getrieben werden") ausgesprochne Verbot des Landverkaufs an Fremde; selbst Verpachtung ist nur nach Anzeige bei der Regierung gestattet.

Bei dem erhöhten Interesse, das die europäischen Mächte in den siebziger Jahren an den Südsee-Inseln nahmen, konnte das günstig gelegne Tonga auf die Dauer nicht unberücksichtigt bleiben. König Georg und sein Kanzler Baker waren offenkundig deutschfreundlich: bei Anbruch des deutsch-französischen Kriegs versicherten sie König Wilhelm ihrer vollkommnen Neutralität. Am 1. November 1876 verdichtete sich dieses „Wohlwollen" zu einem Handels- und Freundschaftsvertrage mit dem Deutschen Reiche, wobei der Hafen Taulanga auf Vavau abgetreten wurde als Kohlenstation; Georg Tubous gleichzeitige Bitte um Übernahme des Protektorats wurde damals natürlich von Deutschland abgeschlagen. Am 29. November 1879 schloß Tonga einen ähnlichen Freundschaftsvertrag mit England. In dem Abkommen vom 6. April 1886 bestimmten Deutschland und England, daß Tonga neutrales Gebiet bleiben solle. Am 1. August 1888 folgte ein Freundschaftsvertrag mit den Vereinigten Staaten.

95 Jahre alt, starb König Georg Tubou I. am 18. Februar 1893 in seiner Hauptstadt Nukualofa. Ihm folgte sein 1874 geborner, schüchterner Urenkel Georg Tubou II. Taufaahau. Bis zu seinem Regierungsantritte hatte deutscher Handel und Einfluß den englischen an Bedeutung übertroffen. Nachdem jedoch der Premierminister Baker englischen Ränken zum Opfer gefallen war und die vom Reich unterstützten Fahrten des Norddeutschen Lloyds nach Tonga und Samoa 1893 aufgehört hatten, besetzten die Engländer die freigewordne Stellung. Als im März 1899 das deutsche Kriegsschiff „Falke" vor Tongatabu erschien, angeblich mit dem Auftrage, den Hafen von Taulanga so lange zu besetzen, bis tonganische Schuldner die fällige Summe von 100,000 Dollars gezahlt haben würden (nach Moritz Schanz lediglich mit dem Auftrage, den König zu bewegen, die tonganischen Gerichte für fremde Schuldforderungen zu öffnen), da erschien am 10. April ein englisches Kriegsschiff von der australischen Station, zahlte an Georg II. 125,000 Dollar aus nur gegen die Bedingung, daß der König keinerlei Landrechte an irgend eine fremde Macht abtrete; dafür verbürgte England von neuem die Unabhängigkeit Tongas. Für Deutschland hatte die Inselgruppe seitdem nur noch den Wert eines Tauschgegenstands; im Vertrage vom 8. November 1899 verzichtete es für halb Samoa (S. 321) auf alle Ansprüche. So wurden Tonga und das benachbarte Niuë am 19. Mai 1900 trotz des Einspruchs König Georgs II. unter englisches Protektorat gestellt.

Mit dem tonganiſchen Reich iſt das letzte der ozeaniſchen einheimiſchen Staatengebilde dahingegangen. Zwar paßte die nach europäiſchem Schnitte gearbeitete Staatsverfaſſung in manchen Einzelheiten ſchlecht auf den polyneſiſchen Körper. Aber in anderm beherbergte Tonga doch noch vielerlei, was an das alte Volkstum erinnerte. Nun werden auch dieſe Reſte einer bodenſtändigen Entwicklung bald verſchwunden ſein.

e) Neuſeeland.

a) Neuſeelands Lage und Naturbeſchaffenheit.

Auſtraliens End- und Randlage tritt uns bei Neuſeeland, das aus triftigen Gründen beſſer hier zu behandeln iſt als im Rahmen der Kolonialgeſchichte Auſtraliens (S. 247 ff.), noch ausgeprägter entgegen. Der Süden und Oſten iſt hier ganz frei von nennenswerten Inſeln; nur nach Norden und Weſten ergeben ſich Beziehungen zur bewohnten Erde: hier mit Auſtralien und Tasmanien, dort mit Neukaledonien, Fidji, Tonga und den Hervey-Inſeln. Für alle dieſe Gebiete liegt Neuſeeland ſo, daß die Verbindungslinien mit ihm nahezu Radien eines Kreiſes ſind: eine geographiſch und geſchichtlich bedeutungsvolle Thatſache. Daß die urſprüngliche Einwanderung nach Neuſeeland nicht auch von Auſtralien, Neukaledonien und Fidji her erfolgt iſt, darf man lediglich als eine Folge der Seeuntüchtigkeit ihrer Bewohner hinſtellen.

Der Abſtand Neuſeelands von den eben genannten Ländern beträgt etwa 2000 km. Für die Schifffahrt der Polyneſier iſt dieſe Entfernung trotz des hohen Stands ihrer Nautik zu groß, als daß ſie zu einem dauernden planvollen Ausgreifen der Maori hätte führen können: über ein paar Meldungsfahrten nach dem Hawaiki der Sage (S. 299) und der übrigens mit Hilfe eines europäiſchen Kapitäns 1834 ausgeführten Beſetzung der benachbarten Chatham-Inſeln (Warekauri) gehen ihre ſeemänniſchen Unternehmungen nicht hinaus. Anders liegt die Sache für das Neuſeeland des Europäers. Für ihn lag es vor zwei oder drei Menſchenaltern nahe genug bei Auſtralien und Tasmanien, um von hier aus die Koloniſation nachhaltig und ſchnell durchzuführen; heute, wo es an Einwohnerzahl und Machtmitteln ſich ſelbſt ſtark fühlt, liegt es wiederum fern genug, um mit dem Gedanken eines ſtaatlichen Daſeins neben dem auſtraliſchen Staatenbunde zu ſpielen. Selbſtändige Regungen zeigten ſich bereits in den ſechziger und ſiebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, kaum ein Menſchenalter nach dem Beginne der eigentlichen Koloniſation. Der Einmiſchung Neuſeelands in die ſamoaniſchen Angelegenheiten im Jahre 1872 (S. 319) ſind 1887 die Angliederung der Kermadec-Inſeln an Neuſeeland, 1900 die der Hervey- oder Cook-Inſeln und Manihikis gefolgt; jetzt ſcheint Fidji daran zu kommen (S. 306). In den maßgebenden Kreiſen Neuſeelands herrſcht überhaupt die Anſicht, daß alle polyneſiſchen Inſelgruppen ebenſo naturgemäß zu ihm gehören, wie nach der Meinung der Auſtralier der weſtliche Stille Ozean in ihren Bannkreis falle. Jedes der beiden Länder fühlt ſich als ſüdhemiſphäriſche Vormacht; daher 1900 Richard John Seddons, des neuſeeländiſchen Premierminiſters, großes Wort von dem „ſeinem Lande gebührenden Platz“ im Konzerte der Mächte.

Trotzdem Neuſeelands Bevölkerung nach dem Zenſus von 1900 nur wenige Einwohner mehr betrug als die des Stadtſtaats Hamburg (800,000 Seelen), wäre es unklug, über jene Anſprüche einfach zur Tagesordnung überzugehen. Abgeſehen von ihrer für die Beherrſchung des ſüdlichen Stillen Ozeans glücklichen Lage verfügt die Doppelinſel über einen Reichtum der Gliederung, der ſelbſt Italiens Buchtenreichtum in den Schatten ſtellt. Außerdem iſt ſie ſchon jetzt ein nicht zu verachtender Gold- und Kohlenproduzent; Kupfer, Silber, Eiſenerze, Schwefel, Platin und Antimon ſind ebenfalls in Menge vorhanden.

Einen weitern Vorzug besitzt das sich ganz innerhalb der gemäßigten Zone erstreckende Neuseeland in seinem Klima, das angesichts der körperlichen und geistigen Ausstattung der Maori entschieden als rassenumbildende Kraft bezeichnet werden muß (vgl. oben, S. 296), obwohl es beim Europäer (S. 239) einen physischen Rückgang zur Folge zu haben scheint. In Neuseeland tritt der Ackerbau, ähnlich wie in Australien, zurück; bei der Gleichmäßigkeit des Temperaturstands bringt auch der Sommer kalte Nächte, die das Ernteergebnis starken Schwankungen aussetzen. Dennoch stehen gegenwärtig schon mehr als 700,000 Acres Land unter Kultur; nach allgemeinen Schätzungen sollen davon 26 Millionen für den Ackerbau geeignet sein, d. h. reichlich 100,000 qkm, also etwa zwei Fünftel der gesamten Fläche, von der allerdings heute noch mehr als zwei Drittel mit Wald bedeckt sind. Ähnlich dem klimatisch in vielen Zügen gleichgearteten Tasmanien sieht Neuseeland vorderhand sein wirtschaftliches Rückgrat in der noch immer ausdehnungsfähigen Viehzucht. Das Vieh kann das ganze Jahr über im Freien verweilen und findet hinreichend Futter. Dadurch hat Neuseeland das der Alten Welt um mehrere Dampfertage nähere Australien in der Ausfuhr von gefrornem Fleisch längst überflügelt. Von der annähernd 12 Millionen Pfund Sterling betragenden Ausfuhr des Jahrs 1899 entfielen auf das Tierreich nicht weniger als 8 Millionen Pfund Sterling; das Mineralreich stellte 1,6 Million, der Ackerbau nur 0,9 Million.

β) Die Geschichte der Maori bis zum Jahr 1839.

Den Urbewohnern Neuseelands, den Maori, sind die Vorzüge ihres Lands nur zu einem Teile zu gute gekommen: sie haben dort nur ihre Rasse verbessert; wirtschaftlich haben sie weder die grünenden Fluren, noch die Wälder der stattlichen Kaurifichte auszunutzen verstanden. Nur von der einheimischen Fauna haben sie Nutzen gezogen, solange es jagd- und eßbare Tiere gab; noch heute berichten die Heldengesänge der Maori von Kämpfen mit dem riesigen Moa-Vogel, der als erste Gattung der jahrtausendelang unbehelligt dahinlebenden Tierwelt dem eindringenden Menschen zum Opfer gefallen ist.

Die ersten Maori sind vor reichlich einem halben Jahrtausend in die damals menschenleere Doppelinsel eingewandert; im Laufe der Zeiten sind ihnen Nachschübe von neuen Einwanderern gefolgt, der letzte wahrscheinlich im 18. Jahrhundert. Ausgangspunkt der Wanderung war das sagenumwobne Hawaiki, das Sawaii der Samoa-Inseln; Zwischenstation, zum Teil auch eigentlicher Ausgangspunkt für manche Maori, war Rarotonga (vgl. oben, S. 300). Nach der Sage ist der Häuptling Ngahue mit 800 Unterthanen in zwölf Schiffen, deren Namen noch heute heilig gehalten werden, in der Plentybai auf der Nordinsel gelandet; als die Engländer die Kolonisation begannen, schätzte man die Bevölkerung auf 100,000—200,000 Seelen. Eine derartige Vermehrung in verhältnismäßig kurzer Zeit konnte, wie Robert von Lendenfeld meint, nur in Zeiten ungetrübten Friedens eintreten. Die Tiere, vor allem die zahlreichen gewaltigen, bis 4 m hohen Moa-Arten, waren davon ausgeschlossen; sie fielen bald bis zum letzten unter den Speeren und Keulen der Einwanderer. Nunmehr aber sah sich die fleischgewohnte, stark angewachsne Bevölkerung nach einem Ersatz um und griff aus Not zum Kannibalismus. Mit diesem verhängnisvollen Schritte, dem ersten Wendepunkt in der Geschichte der Maori, war die gedeihliche Zeit des Friedens unwiederbringlich dahin; was jetzt folgte, war ein ständiges Morden und Schlachten Stamm gegen Stamm, Mann gegen Mann.

In den ersten Jahrhunderten nach der ersten Einwanderung spricht alles für das Vorhandensein größerer Staaten, die zeitweise wohl einem gemeinsamen Oberbefehl unterstanden.

Auch einen Mittelpunkt der Götterverehrung scheint es gegeben zu haben. Das war die Zeit der nationalen Blüte der Maori, wo auch ihre Technik den höchsten Stand erreichte (s. die beigeheftete Tafel „Polynesische Altertümer und Schnitzereien"). Europäer haben sie auf dieser hohen Stufe nur flüchtig kennen gelernt; einzig Abel Tasman hat noch 1642 große, prächtige Doppelkähne bei ihnen gesehen, die zu bauen die Maori des 18. Jahrhunderts nicht mehr verstanden. Allgemein war der Rückgang. Die alten Reiche hatten sich in kleine, einander wild befehdende Gefolgschaften kühner Mordbrenner und Räuber aufgelöst, die keinerlei politischen Mittelpunkt anerkannten. Der Glaube an die alten Götter hatte einem Aberglauben an Schutzgeister, an Zauber und Gegenzauber Platz gemacht. Der zu Stolz und Herrschbegier neigende Volkscharakter endlich war immer blutgieriger, rachsüchtiger und roher geworden.

Die Berührung der Maori mit den Europäern im ausgehenden 18. und angehenden 19. Jahrhundert hat mit der Einführung der Feuerwaffe die unaufhörlichen Bürgerkriege nur grausamer gestaltet. Im Jahr 1820 besuchte der Häuptling Hongi (Shongi) in Begleitung des Missionars Kendall England, wurde dort dem Könige Georg IV. vorgestellt, ausgezeichnet empfangen und mit Geschenken überhäuft. Bald über die politischen Verhältnisse Europas unterrichtet und geblendet von dem damals noch strahlenden Glanze der Eroberlaufbahn Napoleons I., setzte er zu Sydney seine Geschenke in Gewehre und Munition um, bewaffnete damit seinen Stamm und ließ bis 1828 auf der Nordinsel die Kriegsfurie toben. Tausende von Maori wurden erschossen oder zu Sklaven gemacht, Hunderte gegessen. Hongi erhielt 1827, als er in einem Gefechte verabsäumt hatte, den ihm vom britischen König geschenkten Küraß anzulegen, einen Schuß in die Lunge und starb daran nach 15 Monaten.

Die starke Schwächung der eingebornen Bevölkerung durch die langjährigen Kriege kam den bereits im Land ansässigen Weißen zu gute. „Pioniere der Kultur" gab es seit dem Jahr 1800 bereits eine ganze Anzahl: entlaufne Matrosen, entsprungne Sträflinge aus Neusüdwales und andre Abenteurer. Ihre Beziehungen zu den Maori hatten sich in der ersten Zeit auf einen Tauschhandel von neuseeländischem Hanf und Nutzholz gegen Rum, Eisen und andre europäische Erzeugnisse beschränkt; später war ein Handel in tättowierten Maoriköpfen hinzugekommen, von dem noch heute die europäischen und amerikanischen Sammlungen erzählen. 1814 begann die anglikanische Mission unter Samuel Marsden an der Inselbai ihr Werk und erlangte bald einen solchen Einfluß unter den Eingebornen, daß es bereits um 1820 schien, als ob sich das nördliche Neuseeland zu einem christlichen Maoristaat entwickeln würde. Die von Hongi heraufbeschwornen Greuel brachten diese Entfaltung nur zeitweilig zum Stillstande; nach seinem Tode nahm nicht nur das Bekehrungswerk einen schnellen Fortgang, sondern auch der Gedanke eines Maoristaats unter anglikanischer Leitung näherte sich seiner Verwirklichung.

In England bestand zu jener Zeit wenig Neigung, auf Neuseeland staatliche Kolonisation zu treiben: Australien war näher gelegen und hatte eine ungefährlichere Bevölkerung. Als jedoch 1831 ein französisches Kriegsschiff in der Inselbai ankerte, bewogen die Missionare 13 Häuptlinge jener Gegend, König Wilhelm IV. um Schutz für Neuseeland zu bitten. Die Regierung willfahrte, indem sie 1833 James Busby, einen Kolonisten aus Neusüdwales, zum Residenten ernannt und ihm eine allerdings durch keinerlei Machtmittel gestützte Gerichtsbarkeit über die britischen Ansiedler übertrug. Busbys erste That war die Verleihung einer Nationalflagge an Neuseeland, die Ende 1834 von England offiziell anerkannt wurde. Die Missionare hatten somit den zäh erstrebten, anscheinend selbständigen, in Wirklichkeit jedoch von ihnen abhängigen Maoristaat. Auf Busbys Betreiben nannte sich dieser Staat, vertreten durch 35 Häuptlinge des Nordens,

Erklärung der umstehend abgebildeten polynesischen Altertümer u. Schnitzereien.

Fig. 1. **Maori-Sarg,** untere Fläche. Etwa drei Generationen älter als Cook, also aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammend. Mit zwei reich tättowierten menschlichen Figuren, einer weiblichen und einer männlichen. Das Loch in der Mitte diente für das Aufstellen des Sarges auf einer über mannshoch aus dem Erdboden aufragenden Holzstange.
(Nach dem Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 2. **Pou-pou,** geschnitzte Innenseite eines Wandpfeilers in dem großen Versammlungshause von Ohinemutu. Die reich tättowierte Figur soll Tama-te-Kapua vorstellen, den großen Ahnherrn der Arawa, angeblich auf Stelzen gehend.
(Nach dem Original in Ohinemutu auf Neu-Seeland.)

Fig. 3a und b. **Großes Bildwerk aus basaltartiger Lava,** gefunden auf der Insel Oahu, Hawaii-Gruppe. Die Figur stellt einen alten Europäer mit Perücke, Zopf und Halskrause vor, vermutlich einen der alten, sonst unbekannten spanischen Seefahrer, die Hawaii lange vor Cook „entdeckt" hatten.
(Nach dem Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 4. **Korupe,** Thürsturz aus einem alten Hause in Neu-Seeland. Aus Cooks Sammlung, aber schon damals alt gewesen, wohl dem 17. Jahrhundert angehörig, vielleicht noch älter. Eines der kostbarsten und schönsten Werke der alten Maori-Kunst; die mythologische Bedeutung der drei reich tättowierten Figuren ist dunkel.
(Nach dem Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 5a und b. **Geschnitzter Kasten** aus Neu-Seeland, zum Aufbewahren von Schmuckfedern; rechts (5a) eine Fläche des Kastens, links (5b) der in die andere eingelaßne Deckel. Aus Cooks Sammlung, wohl noch dem 17. Jahrhundert angehörig.
(Nach dem Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 6. **Schnitzwerk** aus Neu-Seeland, zwei tättowierte Männer darstellend, die durch Reiben („Pflügen") Feuer erzeugen.
(Nach dem Original im K. K. Hofmuseum zu Wien.)

Fig. 7. **Mittelstück einer großen, reichverzierten Querplanke** von der Front eines pataka (Vorratshauses). Die fast in heraldischer Art geschnitzte Darstellung ist bisher nicht erklärt; sie soll sich auf die Schöpfungsgeschichte beziehen. Dämonen mit Vogel- und Eidechsenköpfen spielen eine wichtige Rolle in der alten Kunst von Neu-Seeland. Die kleinen dreieckigen Kerben, bezeichnend für einzelne Teile dieses Schnitzwerks, heißen tara-tara o kai. Das pataka, zu dem diese Planke gehört, wurde 1820 von dem Häuptling Haere Huka gebaut und stand zwischen dem Rotorua und Rotoiti See. Jetzt steht es im Museum von Auckland.
(Nach einer Kopie Hamiltons.)

Fig. 8. **Planke** aus dem Innern eines großen Maori-Versammlungshauses, mit Darstellung eines meluſinenartigen Dämons, taniwha oder mara-kihau, mit röhrenförmiger Zunge, womit diese Dämonen Boote ansaugen und versinken lassen können. Ähnliche Stücke noch heute in Ruatahuna und in Te Kuiti auf Neu Seeland.
(Nach dem Original im Museum von Honolulu.)

ſeit Herbſt 1835 United Tribes of New Zealand. Gleichzeitig erklärten die Häuptlinge, daß ſie alljährlich eine Verſammlung abhalten und dort die erforderlichen Geſetze machen würden. Busby ſelbſt wollte die Regierung mit Hilfe eines aus Eingebornen beſtehenden Rats (Council) leiten, für den nach einer beſtimmten Friſt Abgeordnete gewählt werden ſollten. Die erſten Koſten für dieſe Staatsgründung ſollte England übernehmen, das nicht nur um einen Vorſchuß, ſondern auch um den weitern Schutz des Ganzen angegangen werden ſollte.

Busbys von allen Kennern der neuſeeländiſchen Verhältniſſe verlachter Plan war durch ein andres phantaſtiſches Unternehmen veranlaßt worden, das des Barons von Thierry. Dieſer Engländer hatte 1820 den Miſſionar Kendall beauftragt, für ihn bedeutende Gebiete auf Neuſeeland zu erwerben, und Kendall hatte 1822 von drei Häuptlingen am Hokianga 40,000 Acres für 36 Äxte gekauft. Doch Thierry war, ohne den Beſitz anzutreten, in Südamerika umhergeirrt, um der „Souverän“ irgend eines Volks, und ſei es des geringſten Indianerſtamms, zu werden. Später hatte er dieſelben Ziele auf den Südſeeinſeln verfolgt und war ſchließlich von der Markeſasinſel Nukahiwa zu ihrem Oberhaupt erwählt worden. Als „Souveräner Häuptling in Neuſeeland und König von Nukahiwa“ kündigte er 1835 von Tahiti aus dem engliſchen Reſidenten auf Nordneuſeeland ſeine baldige Ankunft an; die Könige von Großbritannien und Frankreich ſowie der Präſident der Vereinigten Staaten ſeien mit der Gründung eines unabhängigen Staats am Hokianga einverſtanden, und er ſehe nur der Ankunft eines von Panama abgeſchickten, angemeſſen bemannten Kriegsſchiffs entgegen, um nach der Inſelbai zu fahren.

Busbys Gegenmaßregel war die Begründung der United Tribes of New Zealand. Merkwürdigerweiſe wurde der Schritt in England (nicht in Auſtralien) ernſt genommen und den Häuptlingen jeder Schutz zugeſagt. Zwiſchen Thierry und Busby kam es zu einem regelrechten Notenwechſel, bis Thierry Ende 1837, begleitet von 93 europäiſchen Abenteurern, perſönlich auf der Nordinſel erſchien. Von etlichen Häuptlingen anfangs freundlich empfangen, merkte er bald, daß ſowohl die Miſſionare als auch die engliſchen Anſiedler gegen ihn wirkten. Als ſich dann zeigte, daß ſeine Verkündigungen, Hunderte ſeiner Unterthanen würden bald nachkommen, eitel Dunſt waren, verfiel Thierry dem Fluche der Lächerlichkeit bei Weißen und Maori, wurde von allen verlaſſen und friſtete arm fortan ein kümmerliches Daſein.

γ) Der Vertrag von Waitangi.

Thierrys franzöſiſcher Name, die Begründung der franzöſiſchen „Compagnie Nanto-Bordelaiſe“ zur Koloniſierung der Oſtſeite der Südinſel, ſchließlich die 1837 erfolgte Feſtſetzung des franzöſiſchen Miſſionars Pompallier (Pomparlier) auf Neuſeeland: alles das erweckte in Englands Privatkreiſen allmählich ein ſtärkeres Intereſſe für die Doppelinſel. Bereits im 18. Jahrhundert war James Cook ſtets für eine Beſiedlung des von ihm 1769/70, 1773/74 und 1777 erforſchten Lands eingetreten, und auch Benjamin Franklin hatte vorgeſchlagen, eine Geſellſchaft zur Koloniſierung Neuſeelands zu bilden; beide ohne Erfolg. 1825 hatte ſich zwar eine „New Zealand Company“ gebildet und einige Auswanderer nach Neuſeeland geſchickt; das Benehmen der Eingebornen hatte die Ankömmlinge indeſſen ſo erſchreckt, daß bis auf die vier mutigſten, die im Lande blieben, alle nach Auſtralien oder nach England zurückgingen. Der Verſuch, der 20,000 Pfund Sterling verſchlungen hatte, war geſcheitert. 1837 wurde der Koloniſationsgedanke durch Edward Gibbon Wakefield, den Gründer der Kolonie Südauſtralien (S. 277), den Grafen J. G. Lambton Durham, den Leiter des Verſuchs von 1825, und andre Abgeordnete des britiſchen Parlaments wieder aufgenommen; doch da die „Association for the

Colonization of New Zealand" den von den Missionsgesellschaften genährten Widerstand der Regierung wie der Parlamente nicht zu brechen vermochte, löste sie sich auf.

Ende 1838 trat an ihre Stelle die New Zealand Land Company, ebenfalls von Wakefield und Durham gegründet. Sie wollte von den Maori Land erwerben, um es an englische Auswanderer weiter zu verkaufen. Der Preis sollte so bemessen werden, daß zunächst ein Überschuß für Wege-, Schul- und Kirchenbauten herauskäme, außerdem aber ein angemeßner Nutzen für die Aktionäre. Als die Gesellschaft am 1. Juni 1839: 110,000 Acres neuseeländischen Lands öffentlich versteigerte, fanden sich so viel Bieter ein, daß in kurzer Zeit 100,000 Pfund Sterling in ihre Kasse flossen.

Angesichts der Thatsache, daß eine thatkräftige Kolonisation Neuseelands nun nicht mehr zu hindern war, suchte jetzt der Kolonialminister Marquis C. H. Phipps Normanby der New Zealand Land Company zuvorzukommen und die zu erwartenden Vorteile der Regierung zu sichern. Unter dem Einflusse der Wakefieldschen Agitationen hatte bereits Ende 1838 Normanbys Amtsvorgänger, Charles Grant Lord Glenelg, die Einsetzung eines britischen Konsuls für Neuseeland und die Einbeziehung der dort bereits von Weißen besetzten Gebiete unter die Verwaltung von Neusüdwales geplant. Am 15. Juni 1839 wurde von Normanby der Marinekapitän Hobson zum Konsul für Neuseeland ernannt mit dem Auftrage, die Eingebornen zur Anerkennung der Oberhoheit der Königin von England zu bewegen; als stellvertretender Gouverneur sollte er die Inselgruppe als zu Neusüdwales gehörig verwalten. Um die Pläne der Company schon im Keime zu ersticken, sollte Hobson ferner die Maorihäuptlinge verpflichten, Land ausschließlich nur an die Krone zu verkaufen, und die auch in Neuseeland heftig wütende Landspekulation (vgl. S. 261) dadurch unterdrücken, daß er alle von britischen Unterthanen gemachten Landankäufe durch einen besondern Ausschuß prüfen ließ.

Doch die Regierung kam mit ihren Maßnahmen zu spät. Schon am 16. August 1839 war eine Expedition der New Zealand Land Company, unter der Führung eines Bruders Wakefields, im Königin-Charlotte-Sund gelandet, hatte dort, allen Wühlereien der Missionare zum Trotz, für wenig Waren von den Eingebornen ein riesiges Gebiet erstanden und am Port Nicholson unverzüglich die Stadt Wellington gegründet. Der Mittelpunkt für das „Britannien der Südsee" war damit geschaffen. Der erste Acre des gekauften Lands sollte übrigens den Eingebornen als unantastbares Eigentum vorbehalten bleiben.

Da auch die Compagnie Nanto-Bordelaise im besten Zuge war, auf Neuseeland festen Fuß zu fassen, schloß Hobson, der am 29. Januar 1840 auf der Nordinsel gelandet war, am 6. Februar, unterstützt von den Missionaren, die in einer Regierungskolonie das kleinere Übel sahen, mit den Häuptlingen von Waitangi einen Vertrag, worin sie die Oberhoheit ihres Lands rückhaltlos und für immer an die Krone von England abtraten. Diese verbürgte den Maori dafür ihren königlichen Schutz, alle Rechte britischer Unterthanen und alle ihre Land- und Besitzrechte, behielt sich aber das Vorkaufsrecht auf jedes Gebiet vor, das die Eingebornen zu veräußern gewillt sein sollten. Zu den wenigen Dutzend der ersten Unterzeichner traten bald andre Häuptlinge, so daß die Zahl der Unterschriften kurz nach der Mitte des Jahrs 1840 schon 512 betrug. So konnte bereits im Juni die britische Oberhoheit auch über die Südinsel und Stewart Island verkündet werden, „auf Grund des Rechts von Cooks Entdeckung"; am 19. September hißte Hobson die britische Flagge in Auckland. Und am 16. November 1840 wurde Neuseeland zur Kronkolonie erklärt. Zum Gouverneur ward Hobson ernannt; Regierungssitz wurde vorderhand Auckland.

Der Vertrag von Waitangi iſt in mehrfacher Hinſicht ein Ereignis von geſchichtlicher Bedeutung. Zum erſten Male hat darin ein europäiſches Volk den Grundſatz ausgeſprochen, daß die Eingebornen auch eines nichtkultivierten Lands das volle Eigentumsrecht an ihrem angeſtammten Grund und Boden haben; man vergleiche damit das von der Regierung und den Anſiedlern gegenüber den benachbarten Auſtraliern und Tasmaniern geübte Verfahren! Zum erſten Male wurden, wie Theodor Waitz hervorhebt, „Wilde" offiziell den Einwanderern gleich, d. h. als Menſchen behandelt.

Der andre Teil der Bedeutung des Vertrags iſt politiſcher Natur. Mit der Feſtſetzung mitten vor der breiten Öffnung des Stillen Ozeans hat ſich England die ausſchlaggebende Stellung in der geſamten mittlern und ſüdlichen ozeaniſchen Welt geſichert. Für Frankreich war dies ein um ſo härterer Schlag, als es nach dem Mißlingen der auſtraliſchen und tasmaniſchen Koloniſationspläne überhaupt nun kein größeres Landgebiet mehr finden konnte, das zum feſten Rückhalt innerhalb ſeines weit verteilten ſüdpaziſiſchen Kolonialreichs hätte dienen können; ſeine Schiffe, die im Juli 1840 vor Neuſeeland anlangten, mußten unverrichteter Dinge heimkehren.

Wer wird einſt in dem Kampf um die Vorherrſchaft auf dem Stillen Ozean ſiegen? Eine ſchwierige Frage. Heute iſt dieſer eine noch von zahlreichen Spielern betretne Bühne; in einer vielleicht nicht allzu fernen Zukunft wird er der Kampfplatz nur noch von den Vereinigten Staaten, Rußland und England ſein, das thatſächlich am innigſten mit dem Stillen Ozeane verwachſen iſt (vgl. Bd. I, S. 599). Auf alle Fälle wird Neuſeeland kraft ſeiner geographiſchen Lage immer einen großen Wert bewahren. Strategiſch bildet es eine ausgezeichnete Flankendeckung für das ſonſt ſchutzlos jedem Angriff aus Norden oder Oſten ausgeſetzte Auſtralien; wirtſchaftlich aber iſt es mindeſtens ebenſo gut wie dieſes ausgeſtattet: was ihm an Raumgröße fehlt, erſetzt es durch ſeine günſtigen klimatiſchen Verhältniſſe.

δ) Die Schickſale der Maori von 1840 bis zur Gegenwart.

Für die Kolonie ſelbſt brachte der Vertrag von Waitangi bald folgenſchwere Ereigniſſe mit ſich. Die engliſche Regierung, die die New Zealand Land Company niemals anerkannt hatte, ſetzte deren Forderungen (von den 46 Millionen Acres des durch Europäer „gekauften" Lands allein 20 Millionen) zuerſt auf 997,000 und nach genauerer Prüfung (1843) auf 282,000 Acres herab. Engländern, die die übrigen 26 Millionen Acres beanſpruchten, wurden nur 100,000 zugeſprochen, der Londoner Miſſion ſtatt 216,000 Acres nur 66,000. Der Reſt wurde in allen Fällen nicht den Eingebornen zurückgegeben, ſondern für Kronland erklärt und von der Regierung verkauft. Seitdem bekamen die Eingebornen einen ganz andern Begriff vom Wert ihres Lands, das ſie bis dahin für Flinten, Rum, Tabak, Decken und Spielereien ahnungslos abgegeben hatten. Nun begannen ſie immer häufiger die alten Kaufverträge anzufechten, zuerſt mittels Beſchwerden und Klagen, ſpäter durch Handgreiflichkeiten, ſchließlich durch Kampf und Mord. Seit der 1843 erfolgten Ermordung mehrerer Europäer und dem wiederholten Herabreißen der engliſchen Flagge durch die Maori mußte ſich England als im Kriegszuſtande mit den Inſulanern betrachten. Hobſons (geſt. 1842) Nachfolger Robert Fitzroy, bekannt als Befehlshaber des „Beagle", der 1831–36 Charles Darwin auf ſeiner Weltreiſe getragen hatte, war der Lage nicht gewachſen; durch Nachgiebigkeiten aller Art (Aufhebung der Eingangszölle, Freigabe des Landverkaufs an die Einwanderer durch die Maori) lockte er die Eingebornen zu immer neuen Forderungen. Dazu leerten ſeine Maßnahmen den Kolonialſäckel ſehr ſchnell. Die New Zealand Land Company kam infolge der ſtändigen

Unruhen ebenfalls in Verlegenheiten und ſtellte zeitweilig ihre Geſchäfte ein. Außerdem richtete die der Artillerie entbehrende engliſche Truppenmacht gegen die tapfer kämpfenden Maori wenig aus.

Im November 1845 traf George Grey, der ſich ſeine Sporen als erſter Gouverneur Südauſtraliens verdient hatte (S. 279), auf Neuſeeland ein. Als der Verſuch, die Aufſtändiſchen auf friedlichem Wege zu beruhigen, keinen Erfolg hatte, verbot der Gouverneur die Einfuhr von Waffen und Munition und warf die Häuptlinge Heki und Kawiri in raſchem Vorgehen nieder. Ende Januar 1846 konnte der Friede geſchloſſen werden. Vereinzelte ſpätere Ausbrüche ſind gleichfalls ſchnell niedergeſchlagen worden. Greys nächſte Sorge war die Verhütung etwaiger weiterer Bürgerkriege durch geeignete Reformen. Außer der ſchon erwähnten Schmälerung der Miſſionsländereien beſetzte er das Eingebornenamt, das bisher ein Miſſionar verwaltet hatte, mit einem Offizier und ordnete die Landfrage in einem den Eingebornen günſtigen Sinne. Die von der Londoner Regierung 1846 anbefohlne neue Verfaſſung, die der Kolonie volle Selbſtverwaltung einräumte, ließ er als verfrüht nicht in Kraft treten; er begnügte ſich vielmehr damit, die Kolonie in zwei Provinzen zu zerlegen. Für die Neubelebung der faſt ganz erloſchnen Einwanderung wurde dadurch geſorgt, daß 1846 und 1847 der New Zealand Land Company eine Summe von 236,000 Pfund Sterling zinslos vorgeſtreckt und ihr das Kronland des Bezirks New Munſter bis Juli 1850 überlaſſen wurde; als niedrigſter Preis für den Acre war ihr 1 Pfund Sterling vorgeſchrieben. Unter ihrer Mitwirkung gründete die Free Church of Scotland 1847 auf der Südinſel die Kolonie Otago, die Church of England 1849 den Ort Canterbury. Das waren die letzten Thaten der Geſellſchaft, deren Direktion 1850 aus Mangel an Mitteln die Geſchäfte endgiltig einſtellen mußte: ein Glück für die Entwicklung der Kolonie Neuſeeland, die an dem Nebeneinander von Company und Government nur gekrankt hatte. Deshalb erließ die Regierung der Geſellſchaft die vorgeſtreckte Summe und ſprach 1852 den Aktionären 268,000 Pfund Sterling Entſchädigung für ihren Landbeſitz zu.

George Greys Amtszeit ging mit dem 31. Dezember 1853 zu Ende; er wurde nach kurzem Urlaub in der Heimat nach dem Kapland (vgl. Bd. III, S. 500) verſetzt. Vorher aber hatte er ſeiner Doppelinſel noch dieſelbe Vergünſtigung der Selbſtverwaltung durchgeſetzt, wie ſie das Mutterland den auſtraliſchen Kolonien verwilligt hat (S. 280): das Responsible Government (1852). Die Verfaſſung, die zum größten Teile von Grey ſelbſt herrührte, ſah ſechs Provinzen mit je eigner Verwaltung unter eignem Rat und ſelbſtgewähltem Leiter vor. Die Provinzen bildeten einen Bundesſtaat mit einem Parlamente, das, aus einem erwählten Unter- und einem ernannten Oberhaus beſtehend, zum erſten Mal 1854 in Auckland, dem Sitze des Gouverneurs und der Zentralregierung, getagt hat. Zugleich mit der endgiltigen Regelung der auſtraliſchen Verfaſſungsfragen überhaupt iſt 1855 das Responsible Government auf Neuſeeland in allen ſeinen Teilen durchgeführt worden; nur in der Eingebornenfrage hat ſich die Regierung bis 1862 das Verfügungsrecht vorbehalten.

Dem Abgange Sir George Greys folgte eine Reihe äußerlich ruhiger, für die Entfaltung der Kolonie ſichtlich gedeihlicher Jahre. Sie bargen indeſſen den Keim zu neuem Unheil in ſich. Aus Sorge, daß die Kammern, in denen ſie nicht vertreten waren, die Kraft der mit Vertrauen begrüßten Zentralregierung ſchwächen könnten, thaten ſich die Eingebornen zu der „Land League“ zuſammen, die den weitern Verkauf von Land an die Regierung gänzlich unterbinden wollte. 1857 kam es ſogar zu einem nationalen Zuſammenſchluſſe, der dem fremden Wachstum einen Damm entgegenſtellen ſollte. Der alte Häuptling Potatau te Wherowhero ward zum König ausgerufen; die Seele der ganzen Bewegung war der von jüngern Häuptlingen unterſtützte,

thatkräftige William Thompson aus dem Stamme der Ngatihaua, Kingmaker (Königsmacher) genannt. Solange der „Friedenskönig" Potatau I. lebte, verhielten sich die Maori ruhig.

Unter seinem Nachfolger Potatau II. kam es 1860 zu Streitigkeiten mit den Weißen, die bald einen derartigen Umfang annahmen, daß die Londoner Regierung Sir George Grey zum zweiten Male nach Neuseeland sandte. Trotz aller Verehrung, die er bei den Eingebornen genoß, und trotz der von ihm den Maori gewährten Verfassung gelang es nicht, den Krieg zu vereiteln: jetzt handelte es sich um die Beantwortung der Frage, welche Rasse überhaupt im Lande bleiben solle. Der große Maorikrieg hat, mehrere von der Erschöpfung beider Gegner gebotne Unterbrechungen eingerechnet, volle zehn Jahre gedauert. Die Maori haben in ihm einen Mut und eine Ausdauer bewiesen, die sie unter allen Naturvölkern in die erste Reihe stellt. Eine Niederlage der Engländer folgte der andern; Truppen über Truppen mußten im Laufe der Jahre von England und Australien herbeigeführt werden. 1867 verstand man sich dazu, den Maori vier Sitze im Unterhaus einzuräumen; dennoch wütete der Kleinkrieg weiter. Erst 1870 trat Frieden ein. Der Kolonie und dem Mutterlande hatte der Krieg eine gewaltige Summe Gelds, eine schwere Steuerlast für die nächsten anderthalb Jahrzehnte und einen ziemlich erheblichen Bruchteil der Ansiedler gekostet.

Gebrochen in ihrem Stolze, jeder Hoffnung auf Erhaltung ihrer Nationalität, ja der Rasse selbst, beraubt, zogen sich die Eingebornen in das 4050 qkm große „Königsland" nordwestlich vom Taupo-See zurück, wo man sie zunächst unbelästigt ließ. Ganz ohne Reibereien mit den Weißen sind auch die letzten drei Jahrzehnte nicht vorübergegangen; im allgemeinen aber haben sich die Maori in die Sachlage gefunden. Das Königsland haben sie zu einem guten Teil in vernünftige Bewirtschaftung genommen; sie besitzen mehr als 3 Millionen Schafe, 50,000 Rinder und 100,000 Schweine. Fast alle können englisch lesen und schreiben, und alle sind getauft; sie wählen fleißig ins Parlament, worin sie mit vier Sitzen im Unterhause, mit zweien im Oberhause vertreten sind. Freilich, mit dem alten Volkstum ist es auch hier unwiederbringlich vorbei; die 40,000 Maori, auf die heute der in seiner besten Zeit vielleicht 150,000 Mann starke Volksstamm zusammengeschrumpft ist, gleichen in kaum einer Richtung noch ihren Vorfahren. Zwar huldigen sie seit zwei Menschenaltern nicht mehr dem Kannibalismus, dafür aber der Trunksucht; Schwindsucht, Asthma und Skrofeln haben sich ihr zugesellt.

ε) Die koloniale Entwicklung Neuseelands.

„Neuseeland hat Unglück gehabt in seiner Entwicklung als Kolonie von Anfang bis heute", so schrieb 1862 Ferdinand von Hochstetter. Fast ein Jahrhundert war verflossen, seitdem James Cook an seinen Gestaden die Flagge Großbritanniens gehißt hatte, und noch war nicht einmal das erste Hunderttausend an europäischen Kolonisten überschritten. In der günstigen Natur des Lands wird niemand die Ursachen für dies im Vergleiche mit der Entfaltung von Neusüdwales und Victoria recht langsame Tempo suchen: die von Unruhen fast gänzlich verschonte Südinsel hat sich in jenen ersten Jahrzehnten bedeutend schneller entwickelt als die kampfdurchtobte Nordinsel. Die aus Neusüdwales und Tasmanien zugewanderten Squatter (S. 259) und Schäfer merkten bald, daß die Südinsel für Schafzucht sehr geeignet sei, und wenige Jahre nach der Gründung der Kirchenkolonien Otago und Canterbury (S. 330) waren fast die ganze Mitte und der Osten der Insel zu Weideland aufgeteilt. 1861 führte sie bereits rund 8 Millionen Pfund Wolle im Werte von einer halben Million Pfund Sterling aus; 1899 war Wolle der weitaus wichtigste Ausfuhrartikel Neuseelands (= 4,3 Millionen Pfund Sterling).

Auch den Goldfunden hat zunächst die Südinsel vieles zu verdanken. Den seit 1852 vereinzelt auftretenden Funden von Coromandel und Nelson auf der Nordinsel folgte 1861 die Erschließung der reichen Alluviallager von Otago, die ein wahres Goldfieber im Gefolge hatte. Nach deren Erschöpfung kam der Abbau der ergiebigen Felder an der Westküste. Otago führte 1863 über 2 Millionen Pfund Sterling aus, die Westküste 1866 noch etwas mehr. Gegen Ende der sechziger Jahre steigerte sich auch die Erzeugung und Ausfuhr von der Nordinsel. Dadurch wurde das Vertrauen des Mutterlands in die Zukunft Neuseelands außerordentlich befestigt: lang ist die Reihe der auf dem Londoner Geldmarkte seit 30 Jahren untergebrachten Anleihen zur Entfaltung der Hilfsmittel des Lands. Heute ist Neuseeland das an Staatsschulden reichste Land der Erde (am 31. März 1900: 47,87 Millionen Pfund Sterling, d. h. 61 Pfund 13 Schilling auf den Kopf).

Die Verwaltung hat im Laufe des letzten halben Jahrhunderts nur wenige Änderungen erlitten. Schon zu Beginn der sechziger Jahre stand es fest, daß die Vereinigung der fast unabhängig nebeneinander wirtschaftenden, im Laufe der Zeit um drei vermehrten Provinzen (S. 330) nur eine Frage der Zeit sei. Nachdem im Oktober 1864 das in der Mitte (an der Cookstraße) gelegne Wellington (s. die Karte bei S. 227) zur gemeinsamen Hauptstadt gewählt war, wurden 1876 auch die provinziellen Sonderrechte beseitigt. Seitdem besteht Neuseeland aus 81 Grafschaften, die ihre Repräsentanten ins Parlament nach Wellington entsenden. Über die Hauptfrage der äußern Politik: die Entscheidung für oder gegen den Anschluß an den australischen Staatenbund, vergleiche man oben S. 239, 292 und 324. Die innerpolitischen Verhältnisse sind zur Zeit wenig geklärt. Man treibt eine „demokratische Experimentalpolitik" (Moritz Schanz), bemüht sich noch immer, die Landfrage möglichst zu gunsten der kleinen Leute zu lösen und durch hohe Eingangszölle die heimische Industrie zu heben, segelt aber im allgemeinen seit dem Rückgange der Goldausbeute stark im sozialistischen Fahrwasser.

9. Die Mission in der Südsee.

A. Die Mission in Australien.

Wie auf die Mehrzahl der Naturvölker haben die Weißen auch auf die Geschicke der Australier und Ozeanier in zweierlei Weise Einfluß gewonnen: durch politische und wirtschaftliche Besitzergreifung ihrer Gebiete und durch Hineintragen des Christentums in das angestammte Heidentum. Für Ozeanien charakteristisch ist die Erscheinung, daß der durch die Mission bewirkte Eingriff den andern an Nachhaltigkeit bei weitem übertrifft, teilweise auch an Erfolgen. Für das australische Festland trifft das nicht zu. Hier sind die Missionsversuche im Verhältnis zu der riesigen Fläche stets vereinzelt geblieben, haben nur schüchtern eingesetzt und keine gewichtigen Erfolge erzielt. Zwar wird vielerlei von den Leistungen eingeborner Zöglinge im Lesen, Schreiben und Rechnen erzählt; für den Gesamterfolg der Mission sagt das viel weniger als für die geistige Begabung der Rasse. Die Liebe des Australiers zum unsteten Sammler- und Jägerleben ist zu unausrottbar.

B. Die Mission in Ozeanien.

Auf der Inselwelt (s. die „Religions- und Missionskarte der Erde" bei S. 358 des VII. Bands) boten sich dem Missionar bessere Aussichten dar. Einmal ermöglichte die Enge des

Raums eine Vereinigung aller verfügbaren Kräfte; dann aber arbeitete die nationale Zerrissenheit der Ozeanier den Missionaren stark vor, wie die Übertritte Thakombaus, Pomares, Kamehamehas II. beweisen: die Aussicht auf den politischen Beistand der weißen Glaubensboten war zu verlockend, als daß man sich des bequemen Mittels eines fast immer äußerlich genommnen Glaubenswechsels nicht hätte bedienen sollen. Die eigentlichen Bekehrungserfolge sind trotzdem im allgemeinen zunächst unbedeutend. Vielversprechenden Anfängen auf Tahiti (S. 308) folgten nach der Einmischung der Missionare in die Thronstreitigkeiten heftige Rückschläge. Auf Neuseeland brachten die Wirren unter Hongi (S. 326) das Bekehrungswerk auf Jahre zum Stillstand, auf Hawaii der Kampf der Kamehameha-Dynastie um die politische Führung im Archipel. Nur auf Tonga vollzog sich die Bekehrung des gesamten Nordens einheitlich innerhalb einer zehnjährigen Missionsthätigkeit (1830/40): kraftvoll standen ihr die Herrscher Taufaahau und Tubo bei, und außerdem war um jene Zeit das Feld ausschließlich der protestantischen Konfession überlassen. Von dem Augenblick an, wo der französische Bischof Pompallier den Boden Tongatabus betrat (1841; vgl. oben, S. 327), haben wir auch hier das Bild konfessioneller Zerrissenheit und hochgradiger Eifersucht unter den Angehörigen der verschiednen Glaubensrichtungen, was nur allzu leicht auch andre Gebiete des Volkslebens vergiftet.

Diese *Mißgunst der Bekenntnisse* untereinander ist der größte der Schäden, unter denen die Mission in Ozeanien leidet, und läßt ein reines Gefühl der Freude über die Gewinnung einer ganzen Völkergruppe für das Christentum nicht aufkommen. Die Frage nach dem Hauptschuldigen ist insofern nicht leicht zu beantworten, als die Darstellungen der Einzelvorgänge wie der Gesamtthätigkeit je nach dem Bekenntnisse verschieden sind. Doch ist die *katholische* Mission, die zu spät kam, an den weitaus meisten Stellen der *Störenfried* gewesen. Da sie sich überall französischen Schutzes erfreute, machte sie durch rücksichtsloses Vorgehen jenen Fehler wieder gut, wie die Ereignisse auf Tahiti, den Markesas und Paumotu, auf Hawaii, besonders aber auf den *Loyalty*-Inseln beweisen. Hier hatte seit 1841 der englische Missionar Murray drei Inseln zum großen Teile dem Protestantismus gewonnen. 1864 erfolgte, auf Betreiben katholischer Missionare, die Besitzergreifung der Inselgruppe durch Frankreich, gleichzeitig auch die Ersetzung des protestantischen Gottesdienstes durch den katholischen. Das französische Militär ging damals so scharf gegen die Eingebornen vor, daß verschiedne Mächte bei der Regierung Napoleons III. vorstellig wurden. Verhängnisvoll wurde dies Eindrängen jedoch erst 1872, 1873 und 1880, wo in förmlichen Religionskriegen zwischen den Angehörigen der beiden Bekenntnisse selbst Frauen und Kinder nicht geschont wurden.

Dagegen ist die *protestantische* Mission in höherm Maße dafür verantwortlich zu machen, daß sie oft den Missionar mit dem *Händler* verquickt hat. Bereits von dem Apostel der Südsee, John Williams, ausgeübt, ist diese Verquickung trotz vielfacher Verbote durch England nicht auszurotten gewesen. Das Zusammenwirken aller Weißen überhaupt, die für eine wirkliche Kulturmission unerläßliche Forderung, wurde dadurch gefährdet: der Berufshändler hatte keinen Anlaß, die ihm durch Wettbewerb lästigen Bestrebungen der Kirche zu unterstützen. Dazu kam ein Zweites. Während der katholische Missionar seine Gemeinde scharf nach außen hin abschloß, sich ihr dann aber ausschließlich widmete (daher die Erfolge von Jesuiten in der Bildung größerer Gemeinden, die Zunahme der Katholiken auf Hawaii u. s. w.), lenkte die Handelsthätigkeit den protestantischen Amtsbruder beträchtlich ab.

Gleichmäßig trifft beide Bekenntnisse der Vorwurf, sich, solange noch Gebietserwerbungen möglich waren, in die *politischen* Verhältnisse der Ozeanier eingemischt zu haben. Gewiß

haben häufig die inmitten aufgeregter Völkerschaften einsam wirkenden Missionare Partei ergreifen müssen, wollten sie nicht Leben und Missionswerk überhaupt gefährden; ebenso häufig finden wir aber auch keine sichtbare Veranlassung. Auf Neuseeland (S. 326) hat man sogar ein eignes Maorireich unter geistlicher Führung begründen wollen, ein Seitenstück zum Jesuitenstaat in Paraguay (Bd. I, S. 405).

Was hat die Mission den Ozeaniern gebracht? In der Preßfehde, die fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch um den Wert der Mission in der Südsee geführt worden ist, haben manche Stimmen, nach dem Vorgang Ottos von Kotzebue, ihre Handlungsweise gänzlich verdammt. Charles R. Darwin hat dem gegenüber darauf hingewiesen, daß, von andern Fortschritten abgesehen, eine *Milderung der Sitten* durch die Missionsthätigkeit, die — das sei besonders betont — die weite Südsee mit einem Netze von Stationen überzogen hat, ehe den Westmächten der Wert dieses Vorgehens klar wurde, nirgends geleugnet werden kann: man stelle nur die wenig berührten Salomonsinsulaner den einst überaus wilden, jetzt ganz ruhigen Fidjianern gegenüber! Ungeschmälert fällt der Mission dies Verdienst übrigens nicht zu: solange sie allein das Europäertum vertrat, hat es im Gegenteile viel blutige Köpfe in Ozeanien (Kriege Hongis, Dynastiekämpfe auf Tahiti, Hawaii, Tonga und Samoa) gegeben. Erst seitdem die kraftvollen Hände der Kolonialregierungen, denen es allerdings in der Hauptsache mehr um ungestörten Landbesitz, als um die Wohlfahrt der Bewohner zu thun war, selbst die Ruder führen, sind die Fortschritte offenkundig geworden.

Das Beisammenwohnen von Gutem und weniger Gutem in den Leistungen der Missionare findet sich auch auf *wissenschaftlichem* Gebiet. Unvergessen soll es ihnen bleiben, mit welchem Eifer die Einsichtigern unter ihnen schon früh sich in die ozeanische Volksseele vertieft und wie sie vieles zusammengetragen haben, was uns Spätern für das Verständnis notwendig ist. Ebensowenig darf aber auch vergessen werden, daß an der (freilich wohl unausbleiblichen) Vernichtung des ozeanischen Volkstums sich niemand mit größerer Verständnislosigkeit beteiligt hat als gerade die Glaubensboten. In alle Zweige des Volkslebens haben sie rücksichtslos hineingegriffen, um sie ihren eignen Anschauungen anzupassen. Selbst an die Stelle der überkommnen geschmackvollen und praktischen Gewandung haben sie vielerorts den geschmacklosen Kattun gesetzt, in Formen, die den Schönheitssinn der Eingebornen geradezu beleidigen müssen und außerdem den Anforderungen der Gesundheitspflege wenig entsprechen, weil sie die Ausbreitung chronischer Leiden nur fördern.

Jetzt, wo die Inselwelt Ozeaniens aufgeteilt ist, hat die Mission mit ihren überaus folgenreichen Eingriffen ihre *historische* Rolle *ausgespielt*. Die Menschheitsgeschichte ist großzügiger geworden; ihre breiten Bahnen umschließen auch die winzigen Inseln im Stillen Ozeane.

10. Die Kolonialgeschichte der Südsee.

Ozeanien ist heute in seiner ganzen Erstreckung *Kolonialgebiet*; die wenigen Landgebilde, auf denen noch keine Flagge einer weißen Macht weht, sind unbewohnte oder unfruchtbare Felsen und Riffe. Einzig die Neuen Hebriden harren noch der Unterbringung. Die in der politischen Besitzergreifung zum Ausdrucke gelangende Wertschätzung Ozeaniens datiert erst seit kurzer Zeit. Von den Marianen abgesehen, auf denen die Anfänge der spanischen Kolonisation in das 16. Jahrhundert zurückgehen, hat keine Inselgruppe vor dem Ablaufe des 18. Jahrhunderts Gnade vor den Augen europäischer Regierungen gefunden. Der Grund ist

der Mangel Ozeaniens an edlen Metallen, kostbaren Gewürzen und reichen Stoffen. Für die Hauptkolonisatoren der ältern Zeit, Spanien und Portugal, machte er das Gebiet wertlos; die andern aber, Holland, Frankreich und England, hatten gerade genug mit dem Ausbau ihres indischen, afrikanischen und amerikanischen Kolonialbesitzes zu thun.

Die Anregung zu der kolonialen Erschließung Ozeaniens im 19. Jahrhundert geht von den Franzosen aus. Da die Eroberung Algeriens (Bd. IV, 250; VIII, 133) nicht genügte, seinen wankenden Thron zu halten, fügte Ludwig Philipp seit der Mitte der dreißiger Jahre das Programm eines polynesischen Kolonialreichs hinzu. Gelungen ist der Plan nur in Ostpolynesien, wo ein wirklich abgerundetes Gebiet der französischen Oberhoheit unterstellt werden konnte; sonst hatte Frankreich bereits mit Gegnern seiner Bestrebungen zu kämpfen, die nicht in den Reihen der protestantischen Missionare allein, sondern auch in den Kabinetten von London, Washington und Sankt Petersburg zu suchen waren. So hat es sich von Westmelanesien nur den südöstlichen Flügel anzueignen vermocht, Neukaledonien und Umgebung.

England ist zu der Übernahme eines großen Teils seiner heutigen ozeanischen Besitzungen, selbst Neuseeland, gedrängt worden. Treibend war in der ältern Zeit die immer wieder auftauchende Furcht vor dem französischen Wettbewerbe. Mit dem Erstarken der deutschen Handelsbeziehungen in der Südsee trat die Sorge vor einem Eingreifen Deutschlands hinzu, wobei jedoch zum Träger des britischen Kolonisationsgedankens mehr die zum Bewußtsein ihres geschichtlichen Berufs erwachten australischen Kolonien und Neuseeland geworden waren. Mit dem Hinaustreten des Deutschen Reichs auf die koloniale Weltbühne hörte die halb aufgezwungne Angliederung neuer Gebiete an das britische Kolonialreich auf: seitdem sucht Albion zu nehmen, wo noch etwas zu nehmen ist. Heute darf es Mittelmelanesien, Mittelpolynesien und Südostmikronesien als seine Interessensphäre betrachten; die „freien" Neuen Hebriden, das französische Neukaledonien und das deutsche Samoa ändern daran wenig.

Deutschland ist in Verfolgung alter Handelsbeziehungen ozeanische Kolonialmacht geworden. Zu einem Teile konnte es sich dabei in herrenlosen Gebieten festsetzen; zum andern hat es, den Amerikanern ähnlich, die Erbschaft des ältesten pazifischen Kolonialvolks, der Spanier, angetreten. Gegenwärtig verfügt Deutschland über ein abgerundetes, räumlich und inhaltlich umfangreiches Gebiet, das große Teile Melanesiens und fast ganz Mikronesien umfaßt, aber, dem französischen Besitze gleich, an zu großer Entlegenheit vom Mutterlande leidet; außerdem hat es, abgesehen von den jungen amerikanischen Kolonien Hawaii und den Philippinen, das wirtschaftlich und politisch drohende Australien zum Nachbarn. Das vorgeschobne Samoa wird dem Reiche mehr Sorgen als Freude bereiten.

Die jüngste Macht auf dem pazifischen Schauplatze sind die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Erscheinen mit dem gewaltsamen Abtreten Spaniens erkauft worden ist. Bedeutungsvoll wird die Festsetzung der Union auf den Philippinen, Hawaii, Guam (Marianen) und Tutuila (Samoa), also an vier über die ganze Inselflur verteilten Stellen, erst durch die damit eingeleitete Veränderung der Weltlage: Amerika, das bisher sein Antlitz lediglich gen Osten gekehrt hatte, wendet nun seine Stirnseite auch dem Stillen Ozeane zu. Gleichzeitig rüstet es sich, das einzige Hindernis zur Entfaltung seiner Kraft im Westen, die mittelamerikanische Landenge (S. 238), zu durchstechen. In ihrer Gesamtheit hat diese amerikanische Bewegung bewirkt, daß der ozeanische Besitz höher bewertet wird als früher und der Stille Ozean überhaupt in den Mittelpunkt menschheitsgeschichtlichen Interesses gerückt ist (Bd. I, Abschn. VI); die Vorgänge am Ostrand Asiens sind der beste Beleg dafür.

In Ozeanien hat es kolonisatorisch Platz nur für Großmächte gegeben. Spanien hat aus ihm scheiden müssen, als es aus der Reihe der lebensfähigen Weltmächte gelöscht wurde. Portugal hat, dem Machtspruch eines Papstes folgend, seine Füße nie dahin gesetzt. Holland ragt nur im östlichsten Zipfel seines Kolonialbesitzes, mit Niederländisch-Neuguinea, in den Stillen Ozean hinein; bethätigt hat es sich dort noch nicht. Chile besitzt die Osterinsel nur zur Parade. Japan endlich ist auf Hawaii vor verschloßne Thüren gekommen.

11. Die Antarktis.

Das Gebiet um den Südpol ist höchstwahrscheinlich unbewohnt; wir wissen nicht einmal, ob eine zusammenhängende Landfläche oder ob Inseln die Träger der gewaltigen polaren Eishülle sind. Die Geschichte eines solchen Gebiets kann sich nur in den Wirkungen äußern, die seine Erforschung auf den Gang der Kulturentwicklung der Menschheit hervorgebracht hat. Unter dem Begriffe des unbekannten Südlands beginnen sie bereits in früher Zeit (vgl. S. 248). Die Suche nach ihm füllt dann einen großen Teil des 16., das 17. und volle zwei Drittel des 18. Jahrhunderts. In der von materiellen Zielen beherrschten geographischen Forschung jener Zeiten ist sie der einzige Forschungsgegenstand mit idealem Hintergrund und schon darum für die Menschheitsgeschichte nicht ohne Bedeutung; ist doch die Erforschung des Verhältnisses zwischen Wasser und Land auf der Erdoberfläche eine der wenigen erdphysikalischen Fragen größern Stils, womit sich zwei Jahrtausende ernsthaft beschäftigt haben. Erst mit James Cooks großartiger Zirkumpolarfahrt von 1772/75 weicht das Gefühl der Unsicherheit: seitdem beruhigte man sich mit dem Bewußtsein, daß die Erde auch ohne das von den Erdphysikern geforderte massige Gegengewicht zu den nördlichen Erdteilen ungefährdet ihre Bahn zieht. In diesem Punkte steht die Antarktis, die an menschheitsgeschichtlicher Bedeutung hinter die Nordpolarländer zurücktritt, ihnen zweifellos voran.

Mit dem Beginne des Zeitalters der wissenschaftlichen Erdforschung hat sich die Bedeutung der beiden Polargebiete für die Kulturentwicklung der Menschheit etwas verschoben. Mit dem Aufleben der Süd- und Nordpolarforschung im Jahre 1818 (J. Roß und W. E. Parry) sind die beiden Randgebiete der Ökumene in die Rolle des neutralen Forschungsfelds für alle Kulturnationen hineingerückt. Das Bemühen des 19. Jahrhunderts, den Wohnplatz des Menschen bis in die entlegensten Winkel kennen zu lernen, ist eins der ansprechendsten Abschnitte der Weltgeschichte. Unbeirrt durch die verhängnisvollsten Fehlschläge, hat die Kulturwelt seit reichlich einem Jahrhundert an der Erreichung dieses hohen Ziels gearbeitet; und mit großem Erfolge. Während sich aber bei all dem Idealismus, der die moderne Erdforschung erfüllt, menschlicher Eigennutz bemerkbar gemacht hat, sobald die weitern Schicksale der entdeckten Länder in Frage kamen, bilden hierin Arktis (vgl. oben, S. 195) und Antarktis (S. 241) eine rühmliche Ausnahme: wirtschaftliche Werte sind dort wenig oder gar nicht zu holen, sondern nur wissenschaftliche; diese allerdings in reichlicher Fülle. Darum betrachtet die Kulturmenschheit von heute beide Gebiete, namentlich die Südpolargegenden, als geheiligten Boden, auf dem willkommen ist, wer ernst an der Entschleierung der in eisiger Nacht ruhenden äußersten Wohnplätze mitarbeiten will. Mit dem Augenblicke, wo dieser Schleier gelüftet sein wird, muß sich die Menschheit um jenes gemeinsame Gut ärmer fühlen.

IV. Indien.

Von

Professor Dr. Emil Schmidt.

1. Die Natur Vorderindiens.

A. Das Land.

a) Allgemeines.

Es gibt kaum ein Land, das auf wohlumgrenztem Gebiet eine solche Summe der verschiedensten geographischen und anthropologisch-ethnographischen Verhältnisse in sich vereinigt, wie Vorderindien. Es ist gleichsam eine Welt im zusammengedrängten Auszuge; die verschiedenartigsten Naturverhältnisse und Kulturbedingungen treffen hier zusammen, und dem Reichtume der Natur entspricht die Vielgestaltigkeit des Völkerlebens und seiner Entwicklung. Hart stoßen die Gegensätze aneinander: weite Alluvialebenen und das höchste Gebirge der Welt, größte Sommerhitze und die ewige Kälte des eisbedeckten Hochgebirgs, vollständige Trockenheit und die höchsten Niederschlagsmengen auf der Erde, überreiche Fruchtbarkeit und grauenhafte Wüste. Hier der Wilde, der fast nur von der Jagd lebend in der denkbar einfachsten Form Landbau treibt, dort der Brahmane, der in der Lage ist, sich ganz dem Nachdenken über die höchsten Fragen des Daseins hinzugeben; hier der schwarze Drawida, dort der gelbhäutige Mongole, in den rasch aufblühenden Weltstädten der Vertreter der Weißen. Der Kampf dieser verschiednen Rassen und Völker um die Herrschaft bildet die Geschichte Indiens.

Vorderindien verdankt seinen Namen dem Grenzstrom im Nordwesten, dem „strömenden" Sindhus der Arier, dessen Namen die alten Kulturvölker Europas, als sie zum erstenmal in Berührung mit dem fernen Lande kamen, auf alles darüber hinausgelegne Gebiet übertrugen. Es bildet die mittelste der großen Halbinseln, die Asien nach Süden zu vorstreckt. Mit seiner südlichen Hälfte dem Tropengürtel angehörig, reicht es mit seinen nördlichen Teilen bis über den 35. Breitenkreis hinauf in die gemäßigte Zone. Seine Randstellung bringt es nur im Norden, Nordosten und Nordwesten in unmittelbare Beziehung zum übrigen Asien, zu dessen Steppen- und Wüstengürtel, während seinen südwestlich und südöstlich gerichteten Küsten weite Meere vorliegen, die den Verkehr von Völkern auf niedriger Entwicklungsstufe nur hemmen. Ganz im Süden ist die Insel Ceylon dem Festlande so nahe gerückt, daß die sie trennende schmale und seichte Meeresstraße mehr Bindeglied, als trennende Schranke ist.

Die Größe Indiens kommt der von Westeuropa gleich, wenn man dessen Scheidelinie längs der Ostgrenze Norwegens, Dänemarks, Deutschlands und Österreichs zieht (vgl. Bd. VII, S. 3); an Einwohnerzahl übertrifft es das so begrenzte Gebiet beträchtlich (293 Millionen gegenüber 240 Millionen) und Osteuropa (125 Millionen) um mehr als das Doppelte.

b) Die Gliederung des Lands.

Die horizontale Gliederung des Lands ist einfach: seine langgestreckten Küsten haben nur wenige und unbedeutende Vorsprünge und Einbuchtungen; die größte Bucht ist der Golf

von Cambay (Khambat), der für den Verkehr schon früh große Bedeutung gewonnen hat. Gute Häfen sind nur in geringer Anzahl vorhanden (Bombay, Goa); im Westen bereitet die Steilküste an den West-Ghats, im Osten die Flachküste mit ihrer furchtbaren Brandung während der Monsune der Landung von Schiffen große Schwierigkeiten. Nur auf beiden Seiten der Südspitze der Halbinsel haben sich Lagunen gebildet, die selbst während der ungünstigen Monsunzeiten den Binnenverkehr längs der Küste begünstigen. Im Nordosten und Nordwesten der Küste haben die schlammüberladnen Ströme, der Indus und der Ganges-Brahmaputra, gewaltige Deltas ins Meer vorgeschoben, die wegen des rasch wechselnden Verlaufs ihrer Stromarme und wegen der Schlammablagerungen schwierig zu befahren sind; nur der eine Gangesarm (Hugli) hat seit anderthalb Jahrhunderten große Bedeutung für Politik und Handel erlangt. Die Grenze Indiens gegen das übrige Asien ist ebenso einfach gezogen wie die Uferlinie.

Mannigfaltiger ist die vertikale Gliederung des Lands; hier treten uns drei große Gebiete von scharf bestimmter Eigenart entgegen: das große Kettengebirge im Norden der Halbinsel, das nordindische Tiefland und das Tafelland im Süden.

Der Nordrand Indiens und sein Abschluß gegen das mittelasiatische Hochland wird gebildet durch das höchste Gebirge der Welt, das „Schneeheim", den Himalaya. Im Osten und Westen von den beiden Durchbrüchen des Brahmaputra und des Indus begrenzt, hat es eine Längenerstreckung von 2400 km bei einer sehr gleichmäßigen Breite von 220 km und einer Grundfläche, die der Größe Deutschlands gleichkommt. Seine Bedeutung für Indien liegt in dem klimatischen Schutze gegen das abflußlose Gebiet Asiens, in seiner niederschlagsammelnden Kraft, in der Speisung der mächtigen befruchtenden Ströme Nordindiens, in dem Grenzwall, womit es Indien gegen den Einbruch unruhiger Steppenvölker schützt. Denn es trägt nicht nur die höchsten Berggipfel der Welt, sondern auch seine Kammlinien sind fast unübersteiglich hoch und für Menschenmassen nicht zu überschreiten. Niemals hat ein Eindringen größrer Heeres- und Volksmassen über den Himalaya von Tibet her stattgefunden; und ein wahnsinniger Versuch Sultan Mohammeds ibn-Toghluq, China zu Land anzugreifen, endete mit der völligen Vernichtung des hindostanischen Heers in den Schneefeldern des Gebirgs (1337). Nur im kleinen können die spärlichen Pässe überschritten werden: der Kaufmann und der Missionar dringen über sie vor; und über sie hat nicht nur von längstvergangnen Zeiten her ein sehr allmähliches Einsickern mongolischen Bluts stattgefunden (Bhutan, Sikkim, Nepal), sondern auch der Buddhismus hat über sie seinen Weg nach dem Norden gefunden.

An seinen beiden Enden schließen sich an den Himalaya Gebirge an, die den Landabschluß Indiens vom übrigen Asien vollenden. Im Nordwesten sind es die Randgebirge zwischen Indien einerseits, Afghanistan und Belutschistan anderseits, die, von Norden nach Süden an Höhe abnehmend, von mehreren wichtigen Pässen durchbrochen werden: durch ihre langgezognen, engen Thäler haben alle die fremden Einbrüche (Arier, Assyrer, Griechen, Skythen, Afghanen, Mongolen, Perser u. s. w.) stattgefunden, die von den frühsten Zeiten an den Sauerteig für die weitere geschichtliche Völkerentwicklung Indiens gebildet haben.

Auf der Ostseite liegt dem Himalaya eine Anzahl hoher und steiler, meridian-gerichteter Bergketten vor mit dazwischenliegenden, tief eingeschnittnen Thälern, durch die der Irawadi, Salwén, Mekong, Yantsekiang südwärts eilen — eine außerordentlich starke Schranke für den Verkehr nach Osten. Der westlichste jener Gebirgszüge sendet nach Südwesten noch einen Ausläufer bis ans Bengalische Meer vor, die 1700 m hohen Patkai-Berge. So ist Indien auch im Osten durch einen Bergwall abgeschlossen, der die Tiefebene des untern Brahmaputra

hufeisenförmig umzieht. Nur ist der südliche Teil dieses Walls nicht unübersteiglich; über ihn hat vielmehr die Eingießung indochinesischen Bluts stattgefunden, die sich in den anthropologischen Mischungsmerkmalen der Bevölkerung Assams, Unterbengalens und Orissas deutlich bemerkbar macht.

Die zweite große Region Indiens setzt sich zusammen aus zwei großen Stromgebieten, dem des Indus und dem des Ganges-Brahmaputra. Der Umstand, daß der Indus rechtwinklig zum Gebirge auf dem kürzesten Weg und in raschem Laufe dem Meere zueilt, ist für die Natur und das Menschenleben in seinem Becken ebenso bedeutsam geworden, wie der zum Gebirge parallel gerichtete langgestreckte Verlauf des Ganges und des Brahmaputra. Nur so lange der Indus noch in den Vorbergen des Himalaya sich bewegt und vom Gebirge her seine Zuflüsse erhält, ist eine reichliche Wassermenge für die Kultur des Bodens verwendbar; hier gibt die Erde dem Menschen ihre Gaben in so verschwenderischer Fülle, daß das Fünfstromland schon in grauer Vorzeit das Ziel der Wünsche der auf den trocknen Steppen Afghanistans und Mittelasiens hausenden Nomaden gewesen ist. Dagegen ist das Kulturland längs des untern Induslaufs zu einem schmalen Bande zu beiden Seiten des Stroms zusammengeschrumpft; dieser selbst ist so reißend, daß er der Schifffahrt die größten Schwierigkeiten bereitet, und so schlammbeladen, daß sein Delta immer die Gestalt verändert, die Deltaarme aber und das vorgelagerte Meer wegen der Schlammbänke schwer zugängig sind. Über das Kulturland hinaus dehnt sich nach Osten vom Indus die große, den Verkehr aufs äußerste erschwerende Wüste. Sie reicht im Süden bis ans Meer, im Norden bis fast an den Fuß des Himalaya, und nur hier läßt sie einen schmalen Verkehrsstreifen zwischen beiden Stromgebieten. An dieser Stelle stießen daher immer die Völker, die von Westen her weiter nach Indien vordringen wollten, mit denen zusammen, die bereits im Gangesbecken wohnten; hier sind wiederholt die Entscheidungsschlachten geschlagen worden, die die Geschicke Indiens für lange Zeit hinaus bestimmten.

Der größere, östliche Teil der nordindischen Tiefebene ist weit günstiger gestellt als der westliche. Ganges und Brahmaputra verlaufen parallel zum Gebirge, doch sowohl vom Himalaya wie von den südlichen Höhen des Dekhan (Dekkhan) und des Grenzgebirgs gegen Barma so weit abgerückt, daß zu beiden Seiten eine breite Abdachung der ausgiebigsten künstlichen Bewässerung zugängig ist. Das ganze Becken ist Schwemmland; aber es ist hier zu unterscheiden zwischen älterm und jüngerm Alluvium: die Grenze zwischen beiden liegt am Beginne des Gangesdeltas. Bis dorthin hat das Land von Westen her so viel Fall, daß der Boden trocken und gesund ist; überallhin kann genügende Berieselung für den fleißigsten Anbau des Lands geschafft werden, das mit dem Wasser zugleich in dessen schlammigen Teilen fortdauernd reichliche Dungstoffe zugeführt erhält. Schiffbare Ströme durchziehen dies Gebiet, das wie kein andres in Indien zur Entfaltung großer Staaten berufen ist (Magadha-Reich, mohammedanische Reiche, Hauptsitz der englischen Gewalt; s. auch die Tafel bei S. 363). Anders verhält es sich mit dem östlichen Teile des Beckens: im Gangesdelta, wie in ganz Assam ist die Anschwemmung noch so jung und der Boden so wenig erhöht, daß keine Drainierung stattfinden kann; das Land erstickt fast in Feuchtigkeit, und Malaria wird dem Menschen gefährlich. Die Schifffahrt ist schwierig, ebenso ein Verkehr auf dem Lande, das für die Anlegung von Straßen nicht genügende Festigkeit bietet. So ist denn auch bis zum Aufblühen der englischen Macht in Indien dieser Teil des Ganges-Brahmaputrabeckens in seiner Volksentwicklung zurückgeblieben; arischer und muselmännischer Einfluß drang spät dorthin vor, und erst seit anderthalb Jahrhunderten hat die höhere geistige Begabung und Thatkraft der Europäer auch in das Gangesdelta Gedeihen gebracht.

In der südlichen Hälfte Indiens steigt das Tafelland, „das Südland", Dekkhan der Arier Nordindiens, ringsum isoliert auf. Es ist eine große Hochlandsscholle, mit Steilrändern, die im Westen dicht am Arabischen Meere jäh abstürzen (Westghats), während der weniger hohe Ostrand weiter vom Bengalischen Meer entfernt bleibt und sich südwärts immer mehr von ihm zurückzieht, so daß sich hier zwischen Hochland und Meer noch eine durch einzelne größere vereinzelte Plateaustücke und zahllose einzelstehende Felsenhorste unterbrochne Tiefebene erstreckt. Das Hochland erreicht seine größte Erhebung (mit den 2693 m hohen Anämalä- und den 2546 m hohen Nilgiri-Bergen) in dem Weststrand und fällt nach Osten zu gleichmäßig ab. Deshalb fließen auch die meisten Ströme des Dekhan nach Osten ab (Son, Mahanadi, Godaveri, Krischna, Caweri, Tambraparni); nur zwei Ströme, die Narbada und die Tapti, haben in tiefen Rinnen ihren Lauf westwärts eingegraben. Sie scheiden mit den ihnen parallel ziehenden Windhya–Satpurabergen das Hochland des Dekhan in einen südlichen und einen nördlichen Teil (Mittelindien), der weniger durch seine gebirgige Natur, als durch seine Waldwildnisse und seine Malariagefährlichkeit lange Zeit die weitere Ausbreitung der Arier gehemmt hat. Alle jene Ströme haben wegen ihres sehr wechselnden Wasserreichtums, ihrer Stromschnellen und Wasserfälle am Steilrande des Hochlands für Schifffahrt und Verkehr kaum eine Bedeutung.

c) Die Lage.

Von den neuern Geographen hat einer der geistvollsten, Friedrich Ratzel, mit Nachdruck die Bedeutung der geographischen Lage eines Lands betont; in Indien ist die Lage für die ganze Entwicklung des Natur- und Menschenlebens entscheidend geworden.

Die geographische Lage der mittlern Halbinsel Südasiens einerseits zu dem ungeheuern, trocknen und abflußlosen Wüsten- und Steppengebiet, anderseits zu dem tropischen Meere mit seiner feuchtigkeitsgesättigten Atmosphäre bedingt die Menge der Niederschläge und ihre Verteilung, in zweiter Linie die Fruchtbarkeit der einzelnen Teile des Lands und deren Wirkung auf die Besiedelung. Wenn sich im Frühjahr und Sommer unter der höher steigenden Sonne der kahle Boden der großen innerasiatischen Wüsten und Steppen erhitzt und diese unter geringem barometrischen Drucke stehen, dann strömt die schwerere, mit Feuchtigkeit gesättigte Luft über den tropischen indischen Meeren in nordöstlicher (durch die Drehung der Erde abgelenkter) Richtung über Indien hin. In dessen südlicher Hälfte trifft sie sofort auf den steil aufragenden Wall der Westghats, und ein großer Teil ihrer Feuchtigkeit schlägt sich an den Gebirgswänden in heftigen Gewittergüssen nieder, um in reißenden Bächen und Strömen kurzen Laufs wieder ins Meer zurückzukehren; die trockner gewordnen Winde aber, die die Wasserscheide der Ghats überschritten haben, geben an das nach Osten sich absenkende Hochland nur wenig Feuchtigkeit mehr ab. Erst wenn sie an der Riesenwand des Himalaya ankommen, schlägt sich fast alle noch erhaltne Luftfeuchtigkeit dort nieder; darum gehören die Berge Assams zu den niederschlagreichsten Gegenden unserer Erde (Regenhöhe von Tscherra Pantschi in den Khasiabergen Assams während des Sommers 11, im ganzen Jahr 13 m!). Dagegen liegt im Winterhalbjahr ein weit ausgedehntes barometrisches Maximum über Mittelasien, ein Niederdrucksgebiet über dem von der Sonne durchglühten Südafrika und dem Indischen Meere. Die Luftströmung kehrt sich um und weht als Nordostmonsun aus dem großen trocknen Festlande heraus; sie bringt Indien weit weniger und, was schlimmer ist, viel weniger sicher Feuchtigkeit. Weite Strecken ostwärts von den Ghats bis hinauf zu den Himalayabergen leiden daher an Wassermangel und, wenn der Regen des Ostmonsuns ausbleibt, an furchtbaren Hungersnöten.

Die Fruchtbarkeit des Lands entspricht dem Maße der natürlichen oder künstlichen Versorgung des Bodens mit Wasser. In üppigster Pracht prangt ohne des Menschen Zuthun die Pflanzenwelt an der Malabarküste. Jenseit des Kamms der Westghats aber ändert sich das Bild. Es treten zuerst Wälder auf, die sich durch periodisches Abwerfen der Blätter vor zu starker Verdunstung während der trocknen Zeit schützen müssen; dann nimmt die Pflanzenwelt weithin fast steppenhaften Charakter an, der Landbau zieht sich in die nächste Nähe der Brunnen oder Stauteiche, in den Bereich der Flußufer und auf die Deltas der Flüsse zurück. Der steile Wall der westlichen Ghats hört im Norden mit dem Flusse Tapti auf, und so dringt die Luftfeuchtigkeit hier tiefer in das Land ein; die dahinter liegenden Höhen Mittelindiens erhalten wieder mehr Niederschläge: sie haben mehr Wälder, aber auch viel menschenverscheuchende Malaria. Die große Tiefebene im Norden Indiens erhält, je weiter man sich vom Gangesdelta westwärts entfernt, desto weniger atmosphärische Niederschläge, dafür aber überall da, wo künstliche Berieselung aus den Flüssen des Himalaya, zum Teil auch aus denen des Nordrands des Dekhan, hingeleitet werden kann, reichlichen Ersatz. Das Gangesdelta und die Niederungen des Brahmaputrathals leiden sogar an einem Übermaße von Niederschlägen und Bodenfeuchtigkeit.

Der Anbau des Lands, besonders mit Mehlfrüchten, wird in erster Linie bedingt durch das Maß der Wasserversorgung. Reis wird überall da mit Vorliebe angebaut, wo Wasser reichlich vorhanden ist, so an der ganzen Malabarküste, an den Deltas der dekhanischen Flüsse, des Indus und des Ganges und in Assam. Das weniger feuchte Land bringt unter günstigen Berieselungsverhältnissen riesigen Ertrag an Weizen, so das Pandj(dsch)ab, die britischen Nordwestprovinzen, Audh, die Zentralprovinzen und günstige Striche in der Präsidentschaft Bombay. Bei geringer Wasserversorgung gedeihen noch einzelne Getreidearten (Eleusine coracana, manche Hirsearten) und Hülsenfrüchte. Wo aber auch hierfür das Land zu trocken ist, wie besonders in großen Bezirken des südlichen Dekhan, gibt die Viehzucht (Schafe, Büffel u. s. w.) dem Menschen noch die Möglichkeit eines freilich ziemlich kümmerlichen Daseins: die jetzt weitversprengte und heruntergekommne Kaste der Kurumbas (Hirten) hat in alten Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt.

B. Die Bevölkerung.

Die Volksdichte ist in Indien wesentlich an die Ertragsfähigkeit des Landbaus gebunden. Mineralische Gaben spendet dort die Natur nur in bescheidnen Mengen. Kohlen sind nicht reichlich vorhanden und werden erst in der letzten Zeit in größerm Maßstabe gewonnen; Eisenstein ist weitverbreitet vorhanden, wurde aber von den Eingeborenen nur in allerkleinsten Betrieben verarbeitet, und durch den Wettstreit mit den großen europäischen Werken ist diese Industrie so gut wie erloschen. Indiens Reichtum an wertvollen Metallen und an Edelsteinen ist bedeutend überschätzt worden: sein wahrer Reichtum liegt nicht im Boden, sondern wächst über ihm. Die Bevölkerung ist daher überwiegend ländlich: der letzte fertig vorliegende Zensus zählte unter 717,549 Wohnorten nur 2035 eigentliche Städte; davon hatten 1401 weniger als 1000 Einwohner, 407 zwischen 10,000 und 20,000, 227 mehr als 20,000. Mehr als 100,000 Bewohner haben nur 26, mehr als 300,000 nur 4 Städte (Kalkutta, Bombay, Madras und Haiderabad). Während in England 53 Prozent der Bevölkerung in 182 Städten mit mehr als 20,000 Einwohnern leben, ist das in Indien nur bei 4,84 Prozent (in 227 solchen Städten) der Fall. Berechnet man die gesamte Volksdichte (287,133,481 Bewohner auf 1,560,080 Quadratmeilen; ohne Barma), so erhält man ein Verhältnis von 184 Bewohnern auf eine Quadratmeile. In den einzelnen,

immer noch großen Bezirken schwankt die Verhältniszahl zwischen 24 und 1395; im britischen Indien ist sie größer als in den eingebornen Staaten, was zum Teil auf die Hebung des Lands durch die Europäer, zum großen Teil aber auch darauf zurückzuführen ist, daß England alle Staaten mit ertragreichern Land in seinen Besitz gebracht hat.

Einer systematischen ethnographischen Betrachtung der Bevölkerung Indiens stehen nicht geringe Schwierigkeiten gegenüber; es gibt keinen durchgreifenden, alle wichtigern Erscheinungen des Völkerlebens berücksichtigenden Einteilungsgrund. Seine verschiednen Seiten laufen durchaus nicht einander parallel. Als wichtigste Gesichtspunkte ergeben sich das körperliche Verhalten, die Sprache, die Religion und die sozialen Besonderheiten mit all den dazu gehörenden Äußerungen des Volksgeistes.

a) Das körperliche Verhalten.

Von vornherein läßt sich bei der wechselvollen Geschichte Indiens eine körperliche Gleichartigkeit seiner Bevölkerung nicht erwarten. Wiederholt sind, abgesehen von der Eingießung portugiesischen, holländischen und englischen Bluts in den letzten vier Jahrhunderten, durch die Nordwestpässe des Lands Fremde eingebrochen, die der weißen oder der gelben Rasse angehörten. Allerdings ist, soweit die mongolischen Fürsten herrschten, jetzt fast jede Spur ihres Daseins in den Rassenmerkmalen der heutigen Inder verschwunden. Aber zäh hat sich die mittelländische (weiße) Rasse erhalten: ihre Nachkommen bilden einen der beiden Hauptbestandteile in der Rassenzusammensetzung des Lands. An der Westküste hat sich seit frühen Zeiten ein lebhafter friedlicher Handelsverkehr mit dem Abendland entwickelt und in der körperlichen Erscheinung der Küstenbewohner seine Spuren zurückgelassen: von den Arabern stammen die semitischen Gesichtszüge bei Mohammedanern der Malabarküste; und zu wiederholten Malen sind jüdische Flüchtlinge in geschloßnen Gruppen eingewandert, so die Juden von Kotschin (jetzt 1300), die nach ihrer Überlieferung ihre Heimat nach der Zerstörung ihres großen Heiligtums durch Titus (70 n. Chr.) verließen, so die Kolonie der Juden in Bombay, die durch den Fanatismus des Islams aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden waren. Ebenso floh vor der Bekehrungswut der Anhänger Mohammeds im Jahre 717 aus Persien eine größere Menge von Feueranbetern; jetzt ist die Küste von Bombay der Mittelpunkt von 90,000 Parsi, die an der Religion Zarathustras treu festhalten. Viele von ihnen erinnern in ihrem semitisch beeinflußten Gesichtsschnitt an die Königsdarstellungen im alten Ninive, andre an die heutigen Vertreter der weißen Rasse im armenischen Hochlande (die Tadschik).

An der Ostküste ist mehr indisches Blut, besonders nach der gegenüberliegenden barmanischen Küste (Klings, d. h. Nachkommen des Kaliṅgareichs) ausgewandert, als fremdes von außen her eingedrungen. Eine stärkere Eingießung mongolischen Bluts hat dagegen im Norden und Nordosten stattgefunden. Die südlichen Abhänge des Himalaya östlich von Dardistan sind in langsamem Durchsickern von Mongolen über die äußerst schwierigen Pässe augenscheinlich von Tibet her mit mongolisch-indischen Mischstämmen bevölkert. Die ähnlich zusammengesetzte Mischbevölkerung Assams, ebenso wie manche, Ostbengalen und Orissa bewohnenden Stämme haben ihren mongolischen Anteil wohl weniger über die äußerst schwer zu überschreitenden Parallelgebirgsketten im Osten Assams als von den bequemen Zugängen aus Barma her erhalten.

Aber alle diese fremden Beimischungen bilden nur kleine, bis auf die mongolisch-indische Mischbevölkerung verschwindend kleine Glieder in der Rassenzusammensetzung des ganzen Lands. Die beiden Hauptteile sind Vertreter einer weißen Rasse, die erst in verhältnismäßig später

Zeit (vor 4—5000 Jahren) von Nordwesten her eingewandert ist, und eine dunkelgefärbte Rasse, die man als direkte Nachkommen der Urbevölkerung ansehen darf. Durch ihre dunkle Pigmentierung von Haar, Augen und Haut, die oft die tiefsten Abstufungen von dunkelbraun erreicht, die überhaupt vorkommen, ist diese Rasse ebenso wie durch die Schmalheit des Hirnschädels und durch die Breite und Niedrigkeit der Nase der schwarzen Negerrasse Afrikas ähnlich; doch unterscheidet sie von dieser das kleinere, mehr gerade gestellte Gesicht und besonders das zwar schwarze, aber doch nur mäßig krause, oft lockige oder leicht gewellte, niemals wollige Haar. Im ganzen erreichen die zu dieser Rasse Gehörigen eine Körpergröße, die im Durchschnitt nicht unbeträchtlich geringer ist als die Mittelgröße der Deutschen; Stämme, die unter sehr ungünstigen und kärglichen Daseinsbedingungen leben (viele Berg- und Dschangelbewohner, die Sklavenkasten u. s. w.), bleiben so weit hinter unsrer Mittelgröße zurück, daß man sie den Zwergvölkern (vgl. Band III) zurechnen muß, ohne daß man sie jedoch deshalb von der gesamten dunkeln Rasse Indiens trennen dürfte.

Die weiße Rasse in Indien unterscheidet sich von der dunkeln namentlich durch ihre geringe Pigmentierung; sie überschreitet in ihren reinblütigen Vertretern nicht die Färbungstiefe der europäischen Mittelmeervölker. Der Wuchs ist im ganzen höher, das Gesicht und die mit höherm Rücken mehr nach vorn vortretende Nase sind schmaler als bei den Schwarzen.

Betrachten wir die geographische Verbreitung der verschiednen Rassen Indiens, so begegnen uns im Nordwesten, unmittelbar anstoßend an die mehr oder weniger stark mit semitischem Blute durchsetzten Afghanen und Belutschen, die verhältnismäßig reinsten Vertreter der weißen Rasse. In Kaschmir, in den Hügeln des Fünfstromlands und hinüber bis zum Oberlaufe des Ganges ist wenig von einer Beimischung andrer Rassenbestandteile zu merken: dagegen tritt eine stärkre Pigmentierung der Haut in verschiednem, nach Kaste und Wohnsitz abgestuftem Grade weiter östlich im Mittel- und besonders im Unterlaufe des Ganges hervor. Noch weiter östlich, in Assam, verschwinden die Merkmale der weißen Rasse mehr und mehr, und nur in den höhern Kasten ist eine geringe Beimischung ihres Bluts zu erkennen; dagegen ist die weit überwiegende Masse der Bevölkerung Mischblut der schwarzen und der gelben Rasse. Ähnlich zusammengesetzt sind die zahlreichen kleinen Gebirgsstämme des Himalaya bis nach Dardistan hin. Südwärts dringt die gelb-schwarze Mischung kaum über Orissa hinaus; hier macht sich in den höhern Kasten (Brahmanen) eine stärkere Beimischung des weißen Rassentums bemerklich. Dann kommt in Mittelindien ein Gürtel fast unvermischter dunkelhäutiger Bevölkerung; auch weiter südlich, auf dem Dekhan und der ihm vorgelagerten Randebene, ist das Blut der schwarzen Rasse weit überwiegend, freilich in den einzelnen Kasten in verschiednem Grade mit Blut der weißen Rasse gemischt. Auf der Westküste dagegen sind, abgesehen von kleinen fremden Kolonien (Juden, Parsi), einzelne feste, fast weiße Gruppen in die dunkelhäutige Bevölkerung eingesprengt. Besonders bewahren einzelne Abzweigungen der Brahmanenkaste (Konkanath-, Nambutiri-, Hatga-Brahmanen) ängstlich ihre Kasten- und Blutreinheit; auch die Kriegerkaste der Nair und die Kaste der Tempelmädchen hebt sich von der übrigen Bevölkerung durch ihre helle Hautfarbe ab.

b) Die Sprachen Indiens.

Sprachlich sind in Indien große Verschiedenheiten vorhanden. Die Sprachwissenschaft unterscheidet als die drei Grundformen der Sprache die isolierenden, die agglutinierenden und die flektierenden Sprachen: sie sind alle drei in Indien vertreten und decken sich im allgemeinen

mit den drei dort vertretnen Hauptraſſen, den Miſchlingen der mongoliſchen und der dunkelhäutigen Raſſe (Indochineſen), den unvermiſchten dunkelhäutigen (Drawida) und der weißen Raſſe (Arier). Zieht man von Goa eine gerade Linie in nordweſtlicher Richtung bis nach Radjmahal am Beginne des Gangesdeltas (ſ. die Karte bei S. 420), ſo liegt ſüdöſtlich davon die Hauptmaſſe der agglutinierenden, nordweſtlich und im Oſten bis in das Gangesdelta und in das Brahmaputrathal vorgeſchoben das Gebiet der flektierenden, am Saume des Südabfalls des Himalaya und der Berge Südaſſams das der iſolierenden Sprachen. Jene Grenze zwiſchen ariſchen und drawidiſchen Sprachen iſt nicht als eine ſcharfe Linie aufzufaſſen: über ſie hinaus ſind noch vereinzelte drawidiſche Sprachinſeln weit in das Gebiet der ariſchen Sprachen hinein verbreitet. Die lange Loslöſung von der dichten Maſſe der Drawidavölker hat natürlich dazu geführt, daß die grammatiſchen Formen vielfach von denen der übrigen Drawida abweichen; auch haben ſie zahlreiche Lehnwörter aus den ſie umgebenden Sprachen aufgenommen. Dieſe inſelhaften Drawidaſtämmchen leben ſämtlich unter kümmerlichen Verhältniſſen und auf niedriger Kulturſtufe; es ſind die Khond in den Berggegenden Oriſſas, Gandjams und Kattaks, die Gond, ein in mehrere Sprachinſeln zwiſchen Narbada und Godaweri aufgelöſter Stamm, die Oraon in Tſchota Nagpur, endlich die am weiteſten nach Norden vorgeſchobnen, in den Bergen von Radjmahal am untern Ganges lebenden Mal Paharia, deren Sprachen, obgleich ſtark von den andern Drawidaſprachen abweichend, doch der drawidiſchen Familie zugezählt werden. Fraglicher iſt die Zugehörigkeit der weſtlich vom untern Indus bis nach Beluſchiſtan hinein wohnenden Brahui. Sind ſie ein Glied derſelben Sprachenfamilie, ſo iſt die ſtarke Abweichung ihrer Sprache von ihren Schweſtern leicht zu erklären durch die Stürme der verſchiednen Völkerwanderungen, die auch über ihr Land hinweggegangen ſind. Immerhin finden ſich bei ihnen noch Sprachähnlichkeiten mit den drawidiſchen Sprachen Südindiens. Genaueres wird ſich erſt feſtſtellen laſſen, wenn George A. Grierſons „Linguistic survey of India“ vollendet vorliegen wird.

Ein ethnologiſches Rätſel bilden die in den Präſidentſchaften Bengalen, Madras und den Zentralprovinzen inſelartig zerſprengten Kolarier (etwa 3 Millionen Menſchen), deren Sprachgebiet jedenfalls urſprünglich weiter ausgedehnt, aber durch das Vordringen ariſcher und wohl auch drawidiſcher Sprachen eingeengt und zerſtückt worden iſt. Ihre Sprache unterſcheidet ſich von der der Drawida (von denen ſie körperlich durchaus nicht verſchieden ſind) durch vollſtändig verſchiednen Wortſchatz und durch Anfänge von Flexion; ſie ſind aber noch ſehr wenig bekannt, und die Anſichten über ihre ſprachliche Stellung und die Abgrenzung in einzelne Dialekte werden ſich bei genauerm Studium wohl noch ſehr ändern. Eine ſprachliche Verwandtſchaft mit einzelnen hinterindiſchen Stämmen iſt behauptet, aber nicht erwieſen worden.

c) Die Verbreitung der indiſchen Religionen.

Das Bild der Verbreitung der verſchiednen Religionsſyſteme leidet unter dem Umſtande, daß eine ſcharfe Abgrenzung oft nicht möglich iſt. Eine einfache Anſchauung vom Weſen des Göttlichen, ererbt und mit Zähigkeit feſtgehalten aus der Zeit frühſter Völkerentwicklung, bildet überall den Untergrund und durchdringt auch die höhern Religionsſyſteme. Wenn ſich der Hindu bald zu Wiſhnu, bald zu Śiwa bekennt, ſo gibt es doch keinen, der nicht auch die Dämonen fürchtet, die das ganze religiöſe Verehren und Fürchten der niederſten Stämme beherrſchen; haben doch auch dieſe Mächte ihren anerkannten Einzug in den Hindu-Himmel gehalten. Die Angaben über die Zahl der Bekenner der einzelnen Religionen ſind daher ſehr unſicher; ſie wechſeln von einer Volkszählung zur andern in einem Grade, der deutlich zeigt, daß

es ſich dabei um ganz verſchwimmende Grenzen handeln muß. Für das niedrigſte dieſer Bekenntniſſe, den Dämonenglauben, gibt die Volkszählung von 1890 eine Verhältniszifſer (zur Geſamtbevölkerung) an, die im britiſchen Teil Indiens 2,64, in den andern Landesteilen 5,20 vom Hundert beträgt. In erſter Linie handelt es ſich dabei um die von der brahmaniſchen Kultur nicht berührten unabhängigen, wilden Stämme in den ſchwer zugänglichen Dſchangelgebieten, dann aber auch um manche der ſogenannten Sklavenkaſten. So iſt die reine Dämonenverehrung am ſtärkſten vertreten bei den drawidiſchen und kolariſchen Stämmen in den Mittelprovinzen (14,8 Prozent der Bevölkerung) und den benachbarten eingebornen Staaten (22,7 Prozent), dann aber auch in Unterbengalen (13,0 Prozent), in Aſſam (17,7 Prozent) u. ſ. w.

Die weit überwiegende Mehrzahl (72⅓ Prozent) der Bewohner Indiens bekennt ſich zu der einen oder andern großen Gottheit der Hindu. Da, wo wir jene Durchſchnittszahl nicht erreicht ſehen, wird dem Hinduismus das Feld ſtreitig gemacht durch den Islam, zum Teil auch durch den Dämonenglauben oder durch beſondere Religionsformen; ſo im Pandjab (37,1 Prozent Hindu, 55,7 Prozent Mohammedaner, 6,7 Prozent Sikhs), in Kaſchmir (27,2 Prozent Hindu, 70,5 Prozent Mohammedaner), in Aſſam (54,7 Prozent Hindu, 27 Prozent Mohammedaner, 17,7 Prozent Dämonengläubige), in ganz Bengalen (63,4 Prozent Hindu, 32,8 Prozent Mohammedaner und 3,2 Prozent Dämonenverehrer). In allen andern Provinzen und Staaten wird die Durchſchnittsverhältniszahl der hinduiſchen Religion überſchritten, am ſtärkſten im Süden Indiens, beſonders in Maiſur, Kurg, Haiderabad, in der Präſidentſchaft Madras, auch in Puna und Baroda.

Von der Geſamtzahl der auf 243 Millionen geſchätzten Bekenner des Islams fallen 57 Millionen, alſo faſt ein Viertel (23,5 Prozent) auf Indien. In allen Teilen Indiens iſt dieſe Religionsform vertreten: die Neutralität der Mohammedaner gegenüber dem Kaſtenweſen gibt ihnen den Vorteil geſchäftlichen Verkehrs mit allen ſozialen Schichten des Lands; am ſtärkſten naturgemäß dort, wo große mohammedaniſche Staaten länger beſtanden haben. So ſind die nordweſtlichſten Provinzen und Staaten (die Einbruchspforte für den Islam) am dichteſten mit ihren Anhängern beſiedelt: zu den bereits genannten Zahlen des Pandjab und Kaſchmir kommt noch Sindh mit 70 Prozent Mohammedanern; dann folgen die Hauptländer des Mogulreichs, das bergige Vorland der Nordweſtprovinzen (30,6 Prozent), Oſtbengalen (mit mehr als der Hälfte der Bewohner), auch einzelne Teile der Präſidentſchaft Bombay (beſonders die Stellen alten Handels u. ſ. w.). Im Süden iſt die Verhältniszahl der Mohammedaner weſentlich geringer. Zu den Stämmen der Mittelprovinzen iſt der Islam überhaupt ſo gut wie gar nicht vorgedrungen; auch Maiſur und Haiderabad zählen nur einen geringen Prozentſatz von Mohammedanern. Und in der übrigen Präſidentſchaft Madras wäre der Islam gar nicht vertreten, unterbrächen hier nicht einzelne Gruppen (Mapilla oder Moplah an der Malabarküſte, die Labbe an der Koromandelküſte, beide der Anweſenheit arabiſcher Händler ihren Urſprung verdankend) die Gleichförmigkeit des Hindutums.

Der einſt in Indien ſo verbreitete Buddhismus iſt jetzt ganz dem Polytheismus der Hindu gewichen; nur in den Gebirgsländern des Nordens (Kaſchmir, Himalayathäler) und des Nordoſtens (tibetaniſche und barmaniſche Grenze) iſt eine ſo geringe Anzahl von Bekennern des nördlichen Zweigs dieſer Religion vorhanden, daß von ihnen bloß in Kaſchmir ein einziges Prozent der ganzen Bevölkerung erreicht wird. Etwas häufiger iſt die dem Buddhismus naheſtehende Lehre der Djain in einzelnen Provinzen, wenn auch von ihr nirgends eine Verhältniszahl von mehr als 5 Prozent der ganzen Bevölkerung erreicht wird. Radjputana, Adjmir

und Gudjerat sind die Hauptländer dieses Glaubens, der in ganz Indien nur 1,4 Millionen Bekenner zählt (1/2 Prozent der Gesamtbevölkerung).

Von andern Bekenntnissen ist noch zu nennen das der fast ausschließlich auf das Pandjab beschränkten Sikh (1,9 Millionen, 2/3 Prozent der Gesamtbevölkerung). Sie sind eine mohammedanisch beeinflußte Hindusekte, die sich jetzt aber vom Hinduismus fast nur noch durch gewisse Zeremonien unterscheidet. Die übrigen nach Indien von außen her eingeführten Religionen sind sehr schwach vertreten: die Parsi (Westküste Indiens mit Bombay als Mittelpunkt) mit 90,000, d. h. mit 0,03 Prozent, die Juden (alte Kolonien in Bombay und Kotschin, außerdem einzelne fremdländische, über ganz Indien zerstreute Händler) mit 17,200 Seelen (0,006 Prozent) und die Christen mit 2,3 Millionen (0,8 Prozent). Von letztern sind 2,036,600 = 89 Prozent getaufte Eingeborne, 80,000 = 3,5 Prozent europäisch-indische Mischlinge und 168,000 = 7,4 Prozent Europäer, darunter etwas über die Hälfte Soldaten mit ihren Angehörigen.

d) Das Kastenwesen.

Im sozialen Leben der indischen Völker ist die Kaste die am tiefsten eingreifende und deshalb am meisten bezeichnende Erscheinung, eine Einrichtung von so unendlicher Mannigfaltigkeit im einzelnen, daß ein Verständnis ihres Wesens nur aus ihrer geschichtlichen Entwicklung im Zusammenhange mit der des ganzen Volks zu gewinnen ist (vgl. S. 367 ff.).

2. Die Geschichte Vorderindiens.

Die Geschichte Indiens ist ein Schauspiel in drei großen Akten, von denen der erste erfüllt ist durch die Kämpfe zweier Rassen um die Herrschaft, der zweite durch den Streit zweier Religionen, der dritte durch das Ringen um die wirtschaftliche Ausnutzung des Lands. Im ersten großen Zeitalter stoßen Arier und Drawida aufeinander; das Ergebnis ihrer Kämpfe ist die Entwicklung einer Mischrasse und eines Mischvolks, dessen staatliche, soziale, religiöse Einrichtungen teils aus der Verschmelzung beider, teils aus der stärkern Kraft des einen oder andern Teils zu erklären sind. Das so entstandne Mischvolk ist der Träger der hinduischen Gottes- und Weltanschauung; semitisch-turanisch-mongolische, von Nordwesten her eingedrungne Stämme sind die Bringer des Islams, und das gewaltige Ringen beider bildet den zweiten Abschnitt. Im dritten aber tritt der Europäer auf den Plan, und der wirtschaftliche Wettbewerb um die Reichtümer des Lands endet mit dem völligen Zusammenbruche sowohl der mohammedanischen als auch der hinduischen Selbständigkeit, mit dem Siege der größern geistigen Befähigung, Zielbewußtheit und Kraft. Von der Urzeit bis zur Wende des ersten zum zweiten Jahrtausend nach Christo dauerte die Zeit einheimischer, arisch-drawidischer Entwicklung (das indische „Altertum"), dreiviertel Jahrtausend die („mittelalterlichen") Kämpfe des Hindutums mit der fremden Religion, und die indische „neue" Zeit begreift nur die letzten anderthalb Jahrhunderte in sich, die freilich genügt haben, das Wesen des ganzen Volks in viel tieferer Weise umzugestalten, als es die Jahrtausende vorher vermocht hatten.

A. Das indische Altertum.

a) Die Vorgeschichte.

Wenn das erste Zeitalter im Kampfe zweier Rassen und ihrem gegenseitigen Ineinanderwachsen besteht, so sind zunächst jene beiden ins Auge zu fassen.

α) Die Urbewohner des Lands.

Die ureinheimiſche Raſſe hat uns weder mündlich noch ſchriftlich Urkunden über ihr Daſein in der vorgeſchichtlichen Urzeit hinterlaſſen. Wohl aber birgt Indien Werke von Menſchenhand aus jener Vorzeit. Wie in Europa, zeigen auch dort Funde von Steingerät, von Lanzen- und Pfeilſpitzen, Meſſern, Schabern, Hämmern u. ſ. w. aus Jaſpis, Achat, Chalzedon (echter Feuerſtein kommt in Indien nicht vor), daß der Zeit der Metalle eine urſprünglichere Daſeinsform der Menſchen vorhergegangen war. Ob ſie bis in die Tertiärzeit zurückreichen, wie manche Forſcher anzunehmen geneigt ſind, iſt noch fraglich.

Häufig ſind Gräber und Grabdenkmäler: in den Laterit Malabars hineingegrabne Grüfte, Grabhügel aus Erde oder Steinen (Cairns) kommen in reichlicher Anzahl in ganz Indien vor; ein ſolcher „Cairn" im Lande der Gonds wird einer im Kampfe gefallnen Stammesfürſtin zugeſchrieben und von jedem Vorübergehenden durch Hinzufügen eines der in jener Gegend häufigen Quarzkriſtalle vergrößert. Dann gibt es auch Steinkammergräber, Ganggräber, megalithiſche Steintiſche mit drei oder mehr Stützſteinen, Menhirs (aufgerichtete Einzelſteine), einfache oder mehrfache Steinkreiſe, Steinalleen u. ſ. w., kurz alle in den Ländern um das Mittelmeer beobachteten Steinſetzungen (vgl. Bd. I, S. 167), neben rein indiſchen Formen, wie dem Kudikal (d. h. Regenſchirmſtein) oder dem Topikal Malabars (Hutſtein, Steintiſch mit nur einem einzigen Steinfuße). Beſonders die erſtgenannten megalithiſchen Denkmäler finden ſich ganz im Norden (Khaſſiaberge), wie im mittlern Teile (Haiderabad u. ſ. w.) und auch im Süden (Nilgiri, Anämaläberge, Diſtrikte Coimbator und Tinnewelly u. ſ. w.). Die älteſten Gräber enthalten noch keine Beigaben aus Metall; in ſpätern Gräbern kommt dies aber in einer Bearbeitung vor, die ein hohes techniſches Können zeigt und auf fortgeſchrittne allgemeine Kultur ſchließen läßt (eiſerne Pfeilſpitzen, Meſſer, Lampen, Dreifüße, Steigbügel u. ſ. w.). Scherben von roter oder ſchwarz gebrannter Thonware oder auch ganze Urnen gehören zu den häufigſten Grabfunden; auch rohe Thonbarſtellungen von Menſchen oder Büffeln kommen vor. Bei vielen Begräbniſſen war die Leiche verbrannt worden (Aſchenurnen); in andern Gräbern liegen die unverbrannten Skelette, ſelten wohlerhalten, meiſt ſo ſehr verwittert und morſch, daß ſie an der Luft zu Staub zerfallen. Mehrfach hat man um die Hauptperſon Weiber oder Männer beigeſetzt, denen der Kopf abgeſchlagen worden war. Nur in ſeltnen Fällen bewahrte ſich die Erinnerung an eine beſtimmte Perſon, die in einem Grabe beigeſetzt ward. Das Volk nennt jene Gräber in Südindien Pandicazhay, d. h. Pâṇḍyagräber, indem es ſie der ihm unbeſtimmt vorſchwebenden Zeit des ſtolzen Pâṇḍyareichs (S. 379) zuſchreibt. Die älteſte Litteratur jedoch, ſowohl die dravidiſche als auch die ſanskritiſche, erwähnt mit keiner Silbe dieſe Gräber.

Dagegen enthüllen uns die Lieder der ganz im Beginne der eigentlichen Geſchichte Indiens ſiegreich eindringenden Arier manches aus dem Leben der Ureinwohner, natürlich in feindſeliger Beleuchtung. Dâſa (Sklaven), Daſyu (Niedrige), Mlecchа (die Kauderwelſch Redenden) werden ſie verächtlich genannt. Schwarz iſt ihre Hautfarbe, klein und häßlich trotz des überladnen Schmuckes von Gold und Edelſteinen ihre Geſtalt, breit und ſtumpf die Naſen, klein die Augen. Alles war anders als bei den Ariern, denen bei ihrem hohen, ſtolzen Wuchs, ihrer weißen Hautfarbe, ihrer kräftig geformten Naſe (ſchönnaſig nennen ſie die nach ihrem Bilde geformten Götter) die Unterſcheidungsmerkmale der Feinde beſonders auffallen mußten. Dieſe werden in die Berge zurückgedrängt, von wo aus ſie, Feindſchaft mit Feindſchaft vergeltend, als „Räuber" ſich an den Herden und dem Gut ihrer Unterdrücker ſchadlos halten; ja

ihrer Zauberkunſt wird die Macht zugeſchrieben, Bäche und Flüſſe, die Fruchtbarkeit und Gedeihen zur Ebene hinabtragen, verſiegen zu laſſen. Unheimlich iſt die Macht der Götter, zu denen ſie beten; ſie werden daher geradezu Dämonen, „Yakſhu“ genannt, die das Feuer der ariſchen Opfer ſtören („Śimyu“), und die ſelbſt kein heiliges Feuer anzünden („Kikaṭa“).

Das Bild, das uns hier in der altariſchen Schilderung von den Urbewohnern entworfen wird, entſpricht ganz dem der Berg- und Dſchangelſtämme ſowie dem der niedrigſten, außerhalb der brahmaniſchen Kaſtenordnung ſtehenden Bevölkerung im heutigen Indien. Wie jene, ſo ſind auch dieſe Stämme der Gegenwart in die armſeligſten Lebensbedingungen eingeſchränkt, und kümmerlich wie ihre ganze Umgebung iſt ihre ganze Kultur. Oft iſt ein am Feuer zugeſpitzter Grabſtock, mit denen der Wilde ſich die ſpärlichen Wurzeln und Knollen der Dſchangels ausgräbt, das einzige landwirtſchaftliche Gerät; wenn er etwas weiter fortgeſchritten iſt, betreibt er Ackerbau, indem er Jahr für Jahr ein Stück Wald abbrennt, um in den durch die Aſche gedüngten Boden Samen einheimiſcher Getreidearten oder Knollenpflanzen einzulegen und nach ſchneller Reife eine dürftige Ernte einzuheimſen. Dann zieht er nomadiſierend weiter, um ſich für den nächſten Anbau ein neues Stück Wald zu wählen. Ein paar Ziegen oder Schafe und der kleine Pariahund ſind ſeine Begleiter; er verſteht es, ſich aus den Schlingpflanzen oder aus dem Baſte der Waldbäume Netze zu flechten, mit Blättern oder Früchten das Waſſer der Tümpel oder Bäche zu vergiften und ſo leicht eine Mahlzeit Fiſche zu erhalten; die Tiere des Walds trifft ſein Pfeil, ſie fallen in ſeine Schlingen und Fallgruben; ſüße Würze der Mahlzeit gibt ihm der wilde Honig. Seine Speiſe röſtet er am Feuer, das durch quirlende Reibung zweier Hölzer entflammt wird; nicht alle Waldſtämme haben die Kunſt des Töpfers gefunden. Ein Blätterdach oder ein überſtehender Fels iſt ſein Haus, ein Schurz von Gras oder Blättern oder auch aus Baſt von Bäumen ſeine Kleidung, deren Größe in umgekehrtem Verhältniſſe ſteht zu der Menge des Schmucks, mit dem alle tragfähigen Körperteile beladen ſind.

Erweckt die Ärmlichkeit des äußern Lebens dieſer Stämme unſer Mitgefühl, ſo können wir ihrem Charakter unſere aufrichtige Achtung nicht verſagen. Alle, die mit ihnen in Verbindung getreten ſind und ſie kennen gelernt haben, rühmen ihr Selbſtbewußtſein, ihren Unabhängigkeitsdrang, ihre todesverachtende Tapferkeit, ihre Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue. Treu ſind ſie dem gegebnen Worte, treu ihrem Weibe, treu ihrem Stamme. Der Pfeil eines (abweſenden) Häuptlings, den deſſen Weib einem engliſchen Abgeſandten als Empfehlung mitgegeben hatte, gewährte dieſem in den abgelegenſten Gegenden Sicherheit und Gaſtfreundſchaft bei allen Genoſſen dieſes wilden Stamms.

Das Familienleben iſt oft anders geſtaltet als bei modernen Kulturvölkern; wie aber auch die Form der Ehe geartet ſein mag: immer ſind innerhalb der durch die Sitte geheiligten Familienform Mann und Weib einander treu, und wehe dem, der die Treue brechen oder das Weib zur Untreue verleiten wollte! Es kommen Vater- und Mutterfamilie vor, d. h. entweder wird der Vater als das Haupt und Stammhalter der Familie angeſehen, oder es nimmt die Frau die erſte Stelle im Hauſe ein, und die Familienzugehörigkeit ſetzt ſich nur in weiblicher Linie fort. In der Vaterfamilie iſt Monogamie die Regel, und die Ehe pflegt zu dauern, bis der Tod des einen oder andern Gatten ſie löſt. Der Mann gewinnt ſein Weib durch Kauf oder Raub, der aber wohl immer nur Scheinraub iſt. Nur ſelten nimmt ein Mann noch eine zweite oder mehrere Frauen. Öfters wohl geſchieht es, daß mit der Heirat zugleich auch die Brüder des Ehemanns eo ipso Gatten ſeiner Frau werden (in Kurg, bei den Toda, Kurumba u. ſ. w.). Ganz verſchieden von dieſer Polyandrie, bei der immer der Mann das Haupt der Familie bleibt,

iſt die uralte Sitte (an der Malabarküſte bei mehreren Kaſten u. ſ. w.), daß die Frau ſich den Gatten wählt, ihn aber auch nach Belieben entlaſſen und einen andern annehmen kann, ohne daß ihr daraus ein Vorwurf entſteht. Solche einander ablöſenden Ehen ſind ebenſo wie die ihnen entſproßnen Kinder vollſtändig echt; der Mann aber bleibt in der Familie ein Fremder, und die Kinder folgen dem Stamme der Mutter. Es bilden hier alſo nur die Nachkommen in ununterbrochner weiblicher Folge, dagegen da, wo die Vaterfamilie beſteht, nur die in der männlichen Linie das größre ſoziale Gemeinweſen, die nur aus wenigen Familien beſtehende Horde (Wedda, Uladen, Nayadi u. ſ. w.) oder bei weiter fortgeſchrittner Ausgeſtaltung den Stamm. An der Spitze des letztern ſteht der oft erbliche, oft aber durch den Beſchluß der Familienhäupter gewählte Häuptling; er vertritt den Stamm und leitet deſſen gemeinſame Angelegenheiten. Nach außen ſchließt ſich der Stamm ſtreng ab: feindliche Eingriffe Fremder führen oft zur Blutrache; und der friedliche Verkehr und Warenaustauſch vollzieht ſich nicht nur bei den Wedda auf Ceylon durch den ſogenannten ſtummen Handel.

Es iſt ein ſchwerer Kampf ums Daſein, den der Berg- und Dſchangelſtamm kämpfen muß. Bei dem zwiſchen glühendem Sonnenbrand und furchtbarem Regenguſſe wechſelnden Klima gewinnt er, zurückgedrängt in die Waldwildnis oder auf die ſteppenhaft dürre Fläche, nur ſpärliche Nahrung; werden doch oft genug auch die Stämme, die ſich günſtigerer Lebensverhältniſſe erfreuen, von den ſchwerſten Hungersnöten heimgeſucht. Im Dickicht lauern der Tiger, die giftige Schlange auf ihn; ſeine kärgliche Ausſaat wird ihm durch die Waldtiere, den Elefanten, das Wildſchwein, das Stachelſchwein, vernichtet; der Ausſatz, Malaria, Cholera und andre Volkskrankheiten dringen bis zu ſeinen entlegnen Wohnſtätten, und der Tod ſchwingt mit grauſam unerbittlicher Macht die Senſe in ſeinen Niederlaſſungen. Ringsum nur feindliche Gewalten! Wie könnte er ſich da die höhern Mächte, die der Welt und des Menſchen Geſchicke lenken, als freundliche Götter vorſtellen? Böſe Dämonen ſind es, die ihn von der Geburt bis zum Grabe verfolgen, die nach ſeinem Blute dürſten. Überall, in der Erde und im Waſſer und in der Luft, im Felſen, im Waldesdunkel, auf öder Steppe lauern ſie ihm auf; nachts durchziehen ſie das Dunkel, um zu verderben, wer ihnen begegnet. Sie heiſchen Blut und laſſen ſich darum auch durch blutige Opfer von Hähnen, von Ziegen oder auch von Menſchen vorübergehend beſchwichtigen, oder ihr Grimm kann abgewendet werden durch Zaubermittel, die der verzückte Prieſter nach Schamanenart gegen ſie anwendet (Teufelstänzer). Was Wunder, wenn die Arier, denen die glänzenden Götter des Himmels freundlich zur Seite ſtehen, ſolche Menſchen ſelbſt für Dämonen, für Yakſhu, für Rākſhaſa halten!

Die älteſten Lieder der Arier zeigen uns ihre Gegner übrigens nicht ausſchließlich als jene kümmerlich lebenden Wilden, ſondern ſie laſſen uns auch weiter in der Kultur vorgeſchrittne Stämme erkennen. Neben den unſtet umherziehenden Kikaṭa (S. 350) gibt es auch anſäſſige Stämme, Niſhāda, die ſich geordneter geſellſchaftlicher Verhältniſſe erfreuen, ja wegen ihres Reichtums von den Ariern geneidet und gehaßt werden. Oftmals werden die Götter, vor allem Indra, der Burgenzerſtörer Purandara geprieſen, weil ſie Hunderte von Burgen der ſchwarzhäutigen Daſyu gebrochen haben; ja dieſe letztern haben nicht nur feſte Plätze zur Wehr gegen die Feinde, ſondern auch „Winterfluchten", Herbſt-, Regen- und Wolkenburgen auf ihren Bergen, zum Schutze gegen die Überſchwemmungen in der Ebene und gegen die ſchädlichen Miasmen. Die ſchlangenanbetenden Stämme der Nāga müſſen bekämpft werden wegen ihres Reichtums an koſtbarem Beſitz. Ihre Hauptſtadt, in der ihr Fürſt Wāſuki herrſcht, iſt überreich an Schätzen und ſchönen Frauen; der Fürſt beſitzt einen Talisman, der ſelbſt Tote wieder zum

Leben erwecken kann. „Die Schatzkammer auf Felsengrund ist mit Rindern, Rossen und guten Dingen vollgepfropft; die sie bewachen, die Pani, sind gute Wächter.“ Zugleich sind diese aber auch schlaue, auf ihren Vorteil bedachte Handelsleute, die das, was die Gunst der Natur und die Kunstfertigkeit der Hände hervorbringt, den Ariern zum Austausche bringen. Willkommen ist der Handel; aber verhaßt sind die Träger, die „liebloſen Geizhälse“, die Menschen „ohne Glauben, ohne Ehre, ohne Opfer“, und Indra wird angerufen, die Gewinngierigen mit den Füßen niederzutreten. Beim weitern Vordringen der Arier erfahren wir, daß es im Lande bedeutende Reiche der Eingebornen gab, mit denen die Eroberer wohl auch in freundliche Verbindung traten (Krishna, der schwarze Stammesfürst der Yâdawa). Als die letztern in das „Mittelland“, zwischen Djamna und Ganges, eingedrungen waren, setzten sie den König der Nishadi, einen Vasallen des Reiches Ayodhya, zum Wächter der heiligen Gegend des Zusammenflusses beider Ströme ein; weiterhin treffen später arisch-brahmanische Missionare (Agastya) im Süden der Halbinsel auf das blühende Pândyareich.

Nähere Angaben über die Kultur der weiter fortgeschrittnen Eingebornen geben uns zwar die altarischen Gesänge und Mythen nicht; dagegen ist die Sprache der dunkelhäutigen Rasse, die drawidische Sprachenfamilie (S. 346), eine wahre Fundgrube für die Beurteilung ihrer alten Kulturleistungen. Zwar ist sie jetzt auch stark mit arischen Bestandteilen (Sanskrit) durchsetzt; aber gerade der nichtarische Teil ihres Wortschatzes entrollt uns ein anschauliches Bild von dem vorarischen Kulturbesitze jener Stämme. Nach Bischof R. Caldwell, der, inmitten der dunkelhäutigen Bevölkerung lebend, mehr als ein Menschenalter dem Erforschen dieser Sprachen gewidmet hat, läßt sich aus dem ureignen Wortschatze der drawidischen Stämme folgern, daß sie schon vor der Berührung mit den Ariern „Könige“ hatten, die in festen Häusern wohnten und über kleinere Gebiete herrschten. Sie hatten Sänger, die ihnen bei Festen Lieder vortrugen; und es scheint, daß sie schon im Besitz eines Alphabets waren, das mit einem Griffel auf Palmyrapalmblätter geschrieben wurde. Ein Bündel solcher Blätter hieß ein Buch. Götterbilder und ein erbliches Priestertum gab es nicht, und die Vorstellung von Himmel und Hölle scheint den Drawida der Vorzeit ebenso wie die der Sünde oder die einer Seele fremd gewesen zu sein; doch glaubten sie an Götter, die sie mit einem den Ariern ganz fremden Worte, ko (König), benannten. Ihnen zu Ehren wurden Tempel errichtet und ko-il (Gotteshaus) genannt; über die Art des dem Göttlichen gewidmeten Dienstes gibt die Sprache keinen Aufschluß. Die Drawida jener Zeit hatten Gesetze, aber keine Richter; bestimmend für ihr Handeln war das alte Herkommen. Die Ehe war eine festgewurzelte Einrichtung bei ihnen. Die wichtigsten Metalle (mit Ausnahme von Zinn, Blei und Zink) waren ihnen bekannt; ebenso die größern Planeten mit Ausnahme von Merkur und Saturn. Ihre Zahlen reichten bis 100, bei einzelnen ihrer Sprachen bis 1000; höhere Zahlen, wie das arische lakh (100,000) oder crore (10 Millionen) waren ihnen unbekannt. Arzneien benutzten sie; aber es gab weder eine Arzneiwissenschaft, noch Ärzte. Weiler und Dörfer waren da, aber keine größern Städte. Kähne, Boote und selbst seetüchtige Schiffe mit Verdeck wurden benutzt, aber nicht zu überseeischem Verkehr, und deshalb waren überseeische Länder (mit Ausnahme Ceylons) ihnen unbekannt; auch der Unterschied zwischen Festland und Insel tritt in ihrer Sprache nicht hervor. Ackerbau wurde sachverständig betrieben, und der Krieg war ihre Freude, Bogen und Pfeil, Speer und Schwert ihre Waffen. Handwerke, wie Spinnen, Weben und Färben, waren ausgebildet, ihre Thonwaren von großer Vollkommenheit (wie auch ihre Grabbeigaben beweisen). Mit höherer Kunst und Wissenschaft war es schwach bestellt: es gibt kein Wort für Bildhauer- und Baukunst, keins für Astronomie

und Astrologie, ebenso keins für Philosophie und Grammatik. In allem, was geistige Vertiefung bedeutet, ist ihr Wörterbuch sehr mangelhaft; die einzigen Wörter für Geist sind ‚Zwerchfell', oder ‚das Innere'; wohl gibt es ein drawidisches Wort für denken, aber kein besonderes für Gedächtnis, Urteil, Bewußtsein, Wille."[1] Wir dürfen bei der Abwägung dieser letzten Sätze nicht vergessen, daß der übermächtige Einfluß der Brahmanen, die ihre hoch entwickelte Bezeichnung für alles Abstrakte einführten, manchen einheimischen Ausdruck zurückgedrängt und zum Erlöschen gebracht haben mag. Auch in religiösen Dingen gibt uns die Wortvergleichung nicht ganz ausreichende Ergebnisse; und der Vergleich dessen, was auf diesem Gebiet altwedisch, und dessen, was allen drawidischen Stämmen, auch den in der Kultur fortgeschrittnen Stämmen gemeinsam ist, zeigt uns, daß die Grundvorstellungen und gottesdienstlichen Handlungen der Dschangelstämme nicht auf diese beschränkt, sondern von allem Anfang an Gemeingut drawidischen Denkens und Gottverehrens gewesen sind.

Sicher haben die Arier bei ihrem Vordringen nach Indien die dunkelhäutige Rasse als ältere Bewohner vorgefunden, fraglich ist nur, ob diese Stämme der kolarischen oder der drawidischen Völkergruppe angehört haben. Gewichtige Gründe sprechen für die Zugehörigkeit der Hauptmasse der Bevölkerung zur drawidischen Gruppe. Vor allem der Umstand, daß die Ausläufer der drawidischen Sprache weiter in das arische Sprachgebiet vorgeschoben sind als kolarische. Ganz im Nordwesten scheinen die Brahui trotz langer Vereinsamung und trotz tiefgehender Beeinflussung andersprachiger Völker doch noch eine Anzahl entschieden drawidischer Bestandteile in ihrer Sprache erhalten zu haben; im östlichen Teil Indiens aber reichen drawidische Stämme weiter nach Norden als die kolarischen Sprachinseln: die Paharia und Radjmahali weiter als die Santhals und Djuangs, und im mittlern Indien die Hos, Mundas, Bhumidj und Gonds weiter als die Kurku. Im ganzen scheinen die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Kolarier, so ungenügend ihre Sprache auch bis jetzt erforscht ist, doch mehr nach dem Osten (Hinterindien) hinzuweisen; auch wohnen sie nach Osten hin geschloßner, im Westen in kleinern und dünner gesäten Ansiedelungen und machen mehr den Eindruck eines von Osten her ins Land vorgedrungnen Volks. Noch mehr spräche es für die drawidische Stammeszugehörigkeit auch der vorarischen Bewohner Nordindiens, wenn sich die Meinung einzelner Sprachforscher besser begründen ließe, daß eine nahe Sprachverwandtschaft der Drawida mit den Ural-Altaiern eine Einwanderung der erstern von Nordwesten her wahrscheinlich mache. Aber die sprachlichen Beweise sind als Stütze einer so weit gehenden Annahme doch nicht ausreichend; die Ähnlichkeiten sind teils so vereinzelt (und deshalb vielleicht zufällig), teils so allgemeiner Natur; anderseits aber sprechen die körperlichen Verhältnisse so entschieden gegen einen verwandtschaftlichen Zusammenhang mit mongolischen Völkern, daß man mit einer solchen Ansicht nicht rechnen darf. In dem beschränkten Sinne, wie man überhaupt vom Anfang der Vorgeschichte sprechen darf, sind jedenfalls die dunkelhäutigen Menschen Indiens und unter ihnen in weit überwiegendem Maße die Drawida die Urbewohner Indiens gewesen.

β) Die iranisch-indischen Arier in ihren Ursitzen.

Im Jahr 1833 stellte Franz Bopp aus der schon vor ihm bemerkten Ähnlichkeit des Sanskrit, der Sprache der Brahmanen (S. 405), und der meisten alten und neuen Sprachen

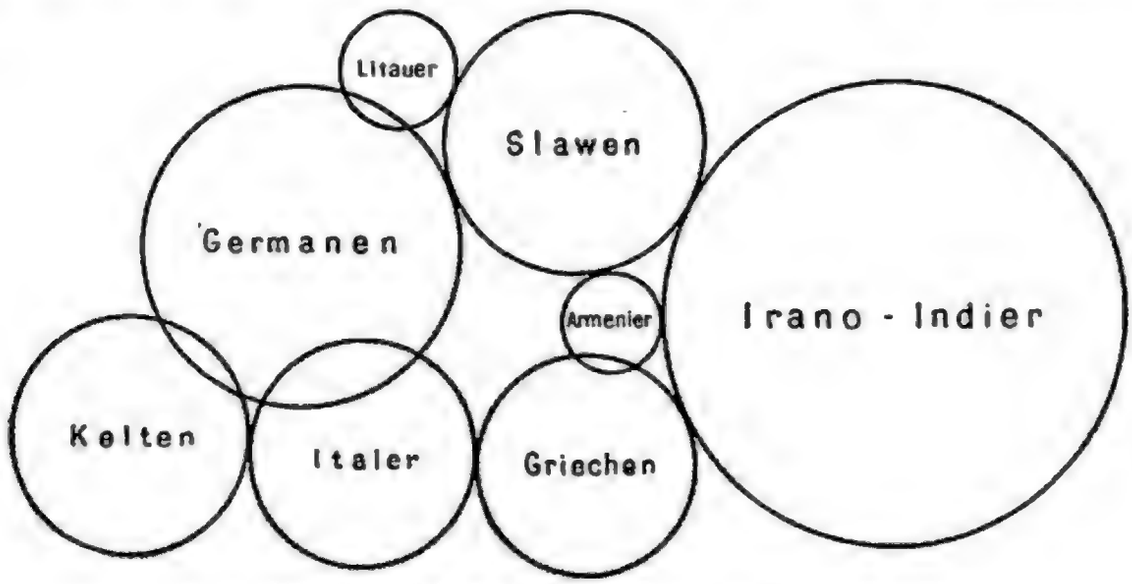
[1] R. Caldwell, A comparative grammar of the Dravidian or South Indian family of languages. 2. Ausgabe, London 1875.

Europas den nahen Zusammenhang einer großen Gruppe von Sprachen unzweifelhaft fest. Er zeigte, daß das Sanskrit nicht nur mit dem Altpersischen (Zend), sondern auch mit fast allen Sprachen Europas nahe verwandt sei; Ausnahmen sind das Baskische und vereinzelte uralaltaische Sprachinseln im Norden und Osten Europas. Wie war eine solche Ähnlichkeit zu erklären? Es lag nahe, die durch Sprachverwandtschaft verbundnen Völker für blutsverwandt, d. h. von einem gemeinsamen Urvolk abstammend, anzusehen; und Aug. Pott, Christian Lassen, Jakob und Wilhelm Grimm und andre gaben der Annahme, daß jenes Urvolk in Asien gewohnt habe, fast die Macht eines Glaubenssatzes. Von dem dort wohnenden Stammvolke hätten sich nach und nach einzelne Glieder abgelöst und seien in verschiednen Richtungen, die meisten nach Westen zu, weiter gezogen, etwa so, wie man sich bei der Bildung unseres Sonnensystems die Abschleuderung der Planeten und ihrer Trabanten vom Urnebel denkt. Später zog man unter dem Einflusse der Darwinschen Abstammungslehre das Bild eines mehrfach gegliederten Stammbaums vor; doch die Vorstellung, daß Asien die gemeinsame Wiege dieser „indogermanischen" oder „arischen" Völkerfamilie gewesen sei, behielt noch ihre Herrschaft. In neuerer Zeit hat man dann, gestützt auf sprachliche und anthropologische Gründe, den gemeinsamen Ursprung all dieser Völker in dem einen oder andern Teil Europas gesucht; die meisten Sprachforscher, Ethnologen und Anthropologen schließen sich heute dieser Ansicht an.

Aber ist es denn überhaupt wahrscheinlich, daß in dem ungeheuern Steppengebiete, das sich von der Mitte Asiens bis zur Nordsee hin ausdehnt, ein einziger Bezirk die Wiege einer so großen Völkerfamilie war? Die Steppe hat in sich keine Schranken, und schrankenlos ist die Ausbreitung ihrer Bewohner. Der Nomade, der in ihr lebt, liebt es, von der Natur durch den nach Jahreszeit und Klima wechselnden Pflanzenwuchs darauf hingewiesen, zu wandern und sich auszubreiten: die Sprache der Yakuten im Nordosten Sibiriens steht der der Osmanen im äußersten Südwesten des großen Erdteils nahe. Wo der erste Einwanderer in die Steppe vorgedrungen ist, das ist eine müßige Frage; wahrscheinlich aber hat, sobald überhaupt einmal ein Stamm in ihr festen Fuß gefaßt hatte, er sich nicht auf ein kleines Gebiet eingeengt, sondern, durch keine Schranke gehemmt, seine Wohnsitze rasch über weite Strecken in zwar dünngesäter, aber gleichartiger Verbreitung ausgedehnt. Erst später brachten dann räumliche Vereinsamung, Verschiedenheit der Naturumgebung, auch Berührungen mit Nachbarn Abweichungen des Körperbaus, der Sprache und der Sitte auf. So haben sich in den verschiednen Wohnprovinzen der ursprünglich gleichartigen, weitverbreiteten Völkermasse einzelne mehr oder weniger voneinander abweichende Stämme entwickelt. 1872 hat sich Johannes Schmidt das Werden der indogermanischen Sprachen in dieser Weise gedacht: „Ich möchte (an die Stelle des Stammbaums) das Bild der Welle setzen, welche sich in konzentrischen, mit der Entfernung vom Mittelpunkt immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet." Mit einer solchen Anschauung stimmt auch am besten die Thatsache überein, daß die nahe zusammen wohnenden Völker und Sprachschätze einander durchweg ähnlicher sind als die weiter voneinander entfernten. Die indogermanischen Völker, als Wellenkreise gedacht, würden in ihrer Anordnung das auf S. 355 roh skizzierte Bild zeigen.

Wie von diesen Ursitzen aus sich die weitere Entwicklung der westlichen Kreise vollzogen hat, fällt nicht in den Bereich unserer Aufgabe, wir haben es nur mit dem östlichsten, dem iranisch-(eranisch-)indischen, zu thun. Sprachvergleichung, Überlieferung und älteste Litteratur der aus ihm hervorgegangnen Völker sind unsere Führer bei der Nachforschung über Zeit, Ort und Volksart dieses Urkreises. Sie zeigen, daß sich die beiden jetzt ganz getrennten Völker der Iranier (Eranier) und Indier nur wenige tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung aus der

gemeinſamen Wurzel jenes Völkerkreiſes voneinander losgelöſt haben. Daß dieſe Trennung erſt ſo ſpät ſtattgefunden hat, geht nicht nur aus der geringen Verſchiedenheit des Alt-Iraniſchen (Zendſprache) und der Sprache der älteſten indiſchen Hymnen, ſondern auch aus weitgehenden Ähnlichkeiten in Sitte und Brauch, beſonders auf religiöſem Gebiet, in Mythus und Kultus hervor. Beide Völker benennen ſich mit demſelben ſtolzen Namen Arier (Árya, Airyu), die Vornehmen, Hohen; bei beiden wird der Jüngling durch Umgürten mit der Schnur zum Manne geweiht. Dieſelben Götternamen: Mitra, Indra, Śiwa, Yama (Yima), Aſura (Ahura-mazdâh), leben in beiden Religionen. Aber in der verſchiednen Entwickelung ihres Begriffs zeigt ſich ſchon der tiefe Riß, der beide Völker ſcheidet: die Götter, die von dem indiſchen Zweig als die höchſten



Die wellenkreisartige Ausbreitung der Indogermanen (vgl. Text, S. 354).

verehrt werden, ſinken bei den Iraniern zu niedrigen, unheiligen Weſen herab; der ſtrahlende, herrliche, hilfreiche Indra des altindiſchen Glaubens und der große Gott (Mahâdewa) Śiwa werden in Perſien zu böſen, Göttern und Menſchen feindſeligen Dämonen, wie Aſura in Indien. Die Geſtalten der Götter ſind geblieben, ſie haben nur ihr Geſicht verändert; immer aber wird noch den höchſten Weſen der gleiche Opfertrank, das Soma (Haoma), dargebracht.

Überlieferung und Sprache beider Völker weiſen nach dem Norden als ihrem frühern gemeinſamen Wohnſitze hin; und die allgemeine Annahme wird kaum irren, wenn ſie das Land, das vom Oxus und Jaxartes (Amu Darya und Sir Darya) bewäſſert wird, als ihre frühere Heimat anſieht. Die Kultur dieſes alten Völkerkreiſes läßt ſich aus dem ſeinen Abkömmlingen gemeinſam vererbten Wortſchatz in ihren allgemeinen Zügen erſchließen. Die wichtigſte Quelle des Nahrungserwerbs war, der Natur des ſteppenhaften Lands entſprechend, die Viehzucht: Herden von Rindern, Schafen und Ziegen bildeten den Hauptreichtum des Volks, und bei dem Hüten der Tiere war der Hund der treue Gehilfe des Menſchen. Auch das Pferd wurde gezüchtet, aber nur vor den Wagen geſpannt, nicht geritten; der roſſebeſpannte Streitwagen ſpielte in den Kämpfen der in Indien einwandernden Arier bereits eine große Rolle. Schon der Beſitz von Wagen läßt darauf ſchließen, daß die Indo-Iranier kein ausſchließliches Hirtenvolk waren. Die Thatſache, daß hölzerne Häuſer gezimmert, und daß die Tiere in feſten Höfen zuſammengetrieben wurden, beſtätigt die Annahme einer gewiſſen Seßhaftigkeit; ebenſo auch der Anbau

von Körnerfrüchten: Gerste, Weizen, Hirse, waren schon in der Urzeit Gemeingut der großen indogermanischen Völkerfamilie. Wahrscheinlich haben die Arier, als sie in das gesegnete Fünfstromland eindrangen, bereits die Kenntnis und Übung regelrechter Berieselung des Lands mitgebracht, die sie an den Ufern des Oxus und Jaxartes erlernt hatten. Immerhin aber lieferte die Viehzucht den Hauptanteil an der Nahrung (Milch und Fleisch, während Fische nicht beliebt waren), wie der Kleidung (Wolle und Tierfell). Von Metallen waren Kupfer und Bronze (Erz) bekannt, dagegen Eisen jedenfalls noch selten; die Pfeilspitzen der Arier bestanden wohl öfter aus (giftbestrichnem) Horn, als aus Erz. Außer Pfeil und Bogen dienten als Waffen die Keule, die Axt, das Schwert und der Speer. Der friedliche Verkehr konnte nicht unbedeutend sein: es gab regelrechte Straßen, auf denen von Rossen gezogne Wagen sich fortbewegten, und auf den Flüssen glitten Flöße und Ruderschiffe dahin; die Ware wurde im Tauschhandel umgesetzt und dem friedlichen Fremden gerne Gastfreundschaft gewährt. In seinem allgemeinen sittlichen Verhalten müssen wir uns den Indo-Iranier nach hohen Idealen strebend denken: sein Familienleben war rein, der Verkehr unter den Stammesgenossen durch feste Sitte geregelt, ehrlich und treu, das Verhalten dem Feinde gegenüber mutig, tapfer und kampfesfroh. Das Haupt der Familie ist der Hausvater; neben ihm wird auch die Hausfrau hoch geachtet und geehrt. An die Spitze des Stamms oder der Gaugenossenschaft ist der Häuptling oder der Regierende, der „König", gestellt, der nicht nur die weltlichen Angelegenheiten seines Stamms zu leiten, sondern diesen auch gegenüber den himmlischen Mächten zu vertreten hat. Eine Sonderung eines eignen Priesterstands gab es noch nicht; dafür war das ganze Volk von tief religiösem Sinn erfüllt.

b) Die erste Stufe der arischen Einwanderung ins Pandjab.

Wir haben keine genaue Kunde von den Ursachen, die die indischen Arier bewogen haben, aus ihren Urwohnsitzen auszuwandern. Große Volksvermehrung über das Maß dessen hinaus, was das Land auf die Dauer ernähren kann, feindliche Angriffe andrer Steppenvölker: stammverwandter Indogermanen von Westen oder unruhiger mongolischer Stämme von Osten und Norden her, vielleicht auch innere Zwistigkeiten, wie sie schließlich zur völligen Trennung des iranischen und des indischen Zweigs geführt haben, auch wohl die Kunde von der fabelhaften Fruchtbarkeit eines großen Lands im Süden mögen Anstöße zu der großen Völkerbewegung geworden sein. Ein bestimmter Zeitpunkt läßt sich für sie unmöglich feststellen; die neuern Forscher sind geneigt, sie bis in die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends oder noch beträchtlich weiter zurückzurücken.

α) Die Wege der Einwanderung.

Der Weg, den die Auswanderung nahm, führte nach Süden. Hier lagerte sich zwar ein hoher Gebirgswall, der Hindukusch und die Pamirketten, vor; aber beide lassen einem kräftigen, im Bergwandern geschulten Hirtenvolke die Möglichkeit, mit seinen Herden sie zu überschreiten und die jenseit gelegnen Ebenen aufzusuchen, deren Naturreichtum einem von der Not des Lebens bedrängten Steppenvolk als ein lockendes Paradies erscheinen mußte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die indischen Arier sowohl über das Pamir als auch über den Hindukusch gewandert sind: mehr östlich ziehend, konnten sie nicht allzu schwer über Tschitral oder Gilgit an den Indus und in das herrliche Kaschmir sowie nach dem obern Pandjab vordringen; der westliche Weg über den Hindukusch führte sie nach dem nördlichen Afghanistan in das Kabulgebiet. Hier scheinen die ältesten der heiligen Gesänge entstanden zu sein; die uns erhalten sind, hier mag sich auch

die letzte Scheidung zwiſchen iraniſchem und indiſchem Zweige der Arier vollzogen haben. Von den Rändern des afghaniſchen Hochlands ſchweift der Blick hinüber nach den geſegneten Fluren des Fünfſtromlands, und leicht war es, durch die natürlichen Thore des Randgebirges zur Ebene hinab vorzudringen. Auf dieſem Wege gelangte wohl die Hauptmaſſe dieſes Völkerzweigs in ſeine neue Heimat, gewiß aber nicht in einem einzigen mächtigen Zuge, ſondern in verſchiednen, während längerer Zeiten aufeinander folgenden Schüben einzelner Stämme. Gewaltig war der Eindruck, der dieſe erfüllte, als ſie das himmelhohe Gebirge überſchritten, und lange noch klingt die Erinnerung an die ſchneebedeckten Bergrieſen nach; ſie allein waren würdig, die Throne der himmliſchen Götter zu tragen.

Herrlich war das erreichte Ziel, als die Arier im Pandjab ankamen, das in nie vorher geſehnem Überfluſſe von den durch Regen und Schneeſchmelzen geſchwellten Strömen bewäſſert war, den Spenden unerſchöpflicher Fruchtbarkeit. Ihr Lob hat der Sänger begeiſtert geprieſen, vor allem das des Indus, der Saraswatt der Weden, der die Gewäſſer der fünf anderen, weiter öſtlich fließenden Ströme in ſich aufnimmt und dem Meere zuführt. Die Witaſtâ (Djilam), Aſikni (Tſchinab), die windfrohe Marudwridhâ (Rawi), die Wipâś (Bias) und Śutudri (Satledj) ſind es, die das nach ihrer Zahl genannte Fünfſtromland, das Pantſchanada, durchziehen. Auch als Land der ſieben Ströme (Sapta Sindhawas) beſingt es der Dichter, indem er, eingedenk des Wegs der Einwanderung, den von Weſten her hinzutretenden Kabulfluß und das Haupt der ſieben Schweſtern, die Saraswatt, hinzurechnet.

Nicht ohne Kampf fiel das ſchöne Land den Einwanderern zu; vor ihnen wohnten hier ſchon die dunkelhäutigen Urbewohner (S. 345), die nicht freiwillig ihren Beſitz aufgaben. Schlachtengetöſe und Siegesjubel klingt aus den Weden jener Zeit; die hohen Götter des ariſchen Himmels werden angerufen, die mißgünſtigen böſen Daſyu zu ſchlagen, mit frohlockendem Danke werden ſie geprieſen, daß ſie Hunderte von Burgen der elenden, niedern Sklaven, der Dâſa, gebrochen haben. Auch zwiſchen den einzelnen Stämmen des eignen Volks blieben ſchwere Reibungen nicht aus, wenn neuankommende Scharen ihren Anteil an der Landesbeute heiſchten. Mehr und mehr nach Oſten drängte ſich ſtauend die Maſſe der Arier. Wir können das Vorſchieben verfolgen vom Aufenthalte noch auf den Höhen des afghaniſchen Vorlands bis zum Vordringen über das Fünfſtromland hinaus zur Djamna (Yamunâ), dem weſtlichſten der gangetiſchen Ströme: ſie wird in den jüngern Weden öfters, der Ganges aber überhaupt nur ein- oder zweimal erwähnt. Ein ſolches Über- und Durcheinanderſchieben der verſchiednen Stämme und ein ſolcher Wettbewerb um die reiche Landbeute mußte notwendig zu Zuſammenſtößen führen. Mehrere Stämme und ihre Könige werden uns mit Namen genannt; vor allem der Bund der „Fünf-Völker“ im nördlichen Fünfſtromlande, der Yadu und Turwaſa, Druhyu und Anu und der am weiteſten rückwärts, an den Ufern des Hauptſtroms ſitzenden Puru, unter denen die beiden erſten und dann wieder das dritte und vierte in engerm Verbande zuſammenhielten. Nach Oſten aber waren über die Grenzen dieſer fünf verbündeten Völker hinaus, die das eigentliche Aryawarta, das Arierland, bewohnten, die Tritſu, ein Zweig des kriegsgewaltigen, ſchlachten- und ſiegesgewohnten Stamms der Bharata, vorgedrungen, und zwiſchen ihnen und den weſtlichern Völkern des Pandjab kam es zu blutigem Kampf. Er führte zum Zurückdrängen der verbündeten Stämme, die von da an, auf das Fünfſtromland beſchränkt, mehr und mehr die Gemeinſamkeit der Intereſſen und das Zuſammengehörigkeitsgefühl mit den öſtlich ſich weiter ausbreitenden Ariern verloren. Von den meiſten hören wir ſpäter nichts mehr; nur die Puru haben ſich am Indus länger erhalten (König Poros).

β) Kulturfortschritte.

In der allgemeinen Kultur der in das Fünfstromland eingewanderten Arier ist überall der Fortschritt zu bemerken, der in dem Aufsteigen zur höhern Daseinsstufe des Ackerbaus liegt und sich in größerm Wohlstande, größerer Sicherheit und größerm Maßstab aller Verhältnisse ausspricht. Die Arier leben jetzt nicht mehr umherziehend in der unbegrenzten Steppe, sondern in festen Wohnsitzen auf bestimmtem, ackerbaufähigem Gebiete. Zwar wird Viehzucht noch immer ausgiebig betrieben; das Rind ist noch der Wertmesser nicht nur für den allgemeinen Verkehr, sondern auch für den Reichtum des Einzelnen; die Bezeichnung des Stammeshäuptlings ist noch „Besitzer der Kühe" (gopati), und der Kampf heißt noch „Begehren nach Kühen" (gawishṭi). Die Milch, frisch gemolken oder in der Form als Sauermilch, Rahm, Butter, Schmalz, ist noch immer Hauptbestandteil der Nahrung; dagegen wird das Fleisch der Haustiere weniger genossen, und die Jagd wird mehr als Sport und als Maßregel gegen Raubtiere geübt, Fisch noch immer verschmäht. An Stelle der Fleischnahrung tritt mehr und mehr das Getreide, besonders Gerste, weniger der Weizen, noch gar nicht der Reis. Der Pflug, die Sichel spielen eine größere Rolle als früher. Das Getreide wird auf der Tenne gedroschen, auf dem Mahlsteine von den Weibern zerrieben und zu Brot oder Kuchen oder zu Brei verarbeitet. Das Haus ist dauerhafter, fester gezimmert als früher. Ein Dach von Pflanzenfasern, Rinde oder Stroh schützt gegen den Regen; in der Mitte des Hauptraums lodert das Herdfeuer, und ringsherum reihen sich Bänke (wohl wie jetzt noch aus Erde), die, mit Fellen von Tieren belegt, als Lagerstätten dienen. Töpfe aus Thon, aber auch eherne Kessel, Reibsteine für das Getreide sind das wichtigste Gerät der Küche. Neben dem Hause steht der umzäunte Kral für die Tiere, auch die Tenne, auf der das Getreide gedroschen wird. Das Haus stand unter der besondern Fürsorge der Frau: hier bereitete sie die Speisen für die ganze Familie; hier spann sie die Wolle zu feinem Faden und wob diesen zu kunstvollem Gewebe; hier verfertigte sie schön verzierte Mäntel aus den Fellen der erlegten Tiere; hier wuchsen unter ihrer Obhut die Töchter und die kleinern Knaben heran. Des Mannes Arbeit war draußen auf dem Feld, auf der Weide und dem Acker, auf der Jagd oder auch im Krieg. Auch das Handwerk, das sich mehr und mehr verfeinerte und teilte, lag in den Händen des Manns: der Wagenbauer zimmerte dauerhafte Wagen; der Schmied bearbeitete in dem mit Hilfe eines Vogelflügels entfachten Feuer das Erz und das Eisen, das ihm wahrscheinlich die Urbewohner in rohem Zustande lieferten, nachdem sie es aus dem Eisenstein erschmolzen hatten (die indisch-einheimische Form des reisetaschenähnlichen Blasebalgs scheint bei den Ariern nicht im Gebrauche gewesen zu sein); der Goldschmied verfertigte glänzendes Geschmeide, kunstvolle Platten, Spangen und Ringe zum Schmucke der Ohren, des Halses und der Hand- und Fußgelenke der Weiber.

Das Verhältnis von Mann und Weib ruhte auf festem, sittlichem Grunde. Dem Stamme tüchtige, der Eltern würdige Söhne zu schenken, war der schönste Ehrgeiz und der höchste Stolz von Vater und Mutter. Hochgeachtet und gleichberechtigt mit dem Manne herrscht im Hause die Frau, wenn jener auch als der Stärkere das natürliche Haupt, der Schützer und Leiter der Familie ist. Durch Freunde und Verwandte warb der Mann um das Mädchen, das sein Herz gewählt hatte; war das Brautgeschenk von den Eltern der Jungfrau angenommen worden, so erfolgte die Eheschließung vor der Herdflamme des Hauses, in dem die Verlobte bis dahin unter dem Schutz ihrer Eltern gelebt hatte. Der Bräutigam ergriff ihre Hand und führte sie dreimal um das Herdfeuer herum; derselbe Brauch wurde auch, nachdem die

Neuvermählte auf einem von weißen Stieren gezognen Wagen in ihr neues Heim geholt worden war, wiederholt, und ein gemeinſames Mahl beſchloß die Feier. Selten kam es vor, daß Nebenfrauen genommen wurden; Vielmännerei aber war etwas den alten Ariern durchaus Fremdes. Hatte der Tod Einkehr in ein Haus gehalten, ſo wurde die Leiche begraben oder auch verbrannt (beide Beſtattungsarten werden ſchon in den ältern Weden genannt); niemals folgte eine Witwe freiwillig oder durch die Sitte gezwungen dem toten Gatten ins Grab.

Die Häuſer ſtanden zu einzelnen Weilern oder Dörfern vereinigt zuſammen. Einzelne dieſer Orte waren durch Erd- oder Steinwall gegen feindliche Überfälle geſchützt (Ortsnamen mit der Endung pur, Burg); öfters wohl mußte ſich Menſch und Tier in ſonſt unbewohnte Wallburgen flüchten, wenn Feinde oder Überſchwemmungen Gefahr drohten. Gruppen von Dörfern waren zu größern Gemeinſchaften, mehrere ſolche wieder zu einem Gau, der ganze Gauverband zum Stamme zuſammengeſchloſſen, und jede dieſer Gruppen hatte ihr beſonderes Haupt; an der Spitze des Ganzen aber ſtand der König (râdjan, „der Regierende"), deſſen Würde erblich war oder auch nur durch Wahl erlangt wurde; in beiden Fällen mußte ein neuer König in der allgemeinen Volksverſammlung (samiti) aller waffenfähigen Männer beſtätigt werden. Überhaupt wurden in der Samiti alle Angelegenheiten beraten, die den ganzen Stamm betrafen, insbeſondere auch die Entſcheidung über Krieg und Frieden. Für die kleineren Verſammlungen des Gaus oder Dorfs gab es beſondere Hallen (sabhâ), die nicht nur der Beratung und der Rechtſprechung, ſondern auch der Unterhaltung und den geſelligen Vergnügungen dienten, bei denen die Würfel oft eine große Rolle ſpielten. Wie die Organiſation des Stamms zu friedlichen Zwecken, ſo war auch das aus allen Waffenfähigen gebildete Heer gegliedert in Abteilungen, die den Gruppen der Familie, der Dörfer und des Gaus entſprachen, jede unter einem Führer. Die vornehmen Streiter kämpften auf ihren mit zwei Roſſen beſpannten und von einem Wagenlenker geführten Streitwagen, die große Menge des Volks zu Fuß.

Der König führte das Heer gegen den Feind; aber er vertrat auch ſein Volk den Göttern gegenüber, wenn er ſie um Hilfe anrief, pries oder ihnen opferte. Es ſtand ihm frei, ſich von Fall zu Fall durch einen Purohita vertreten zu laſſen, der das Opfer leitete, oder jemand, der die Gabe ſchönen Geſangs und würdevolle Erſcheinung beſaß, dauernd mit dieſer Stellvertretung zu beauftragen. Auch andre Vornehme, Gaufürſten u. ſ. w., konnten ſich ihre Purohitas halten, deren Einfluß ſich immer mehr befeſtigte, je mehr das Gebet an Stelle plötzlicher Herzensergüſſe trat, je mehr der Kult der Götter durch Ausbildung beſonderer Bräuche und einer beſondern Ordnung in feſtere Formen gebracht wurde. So iſt hier im Keime ſchon eine Trennung von Königtum und Prieſteramt vorhanden, ein Gegenſatz, der für die weitere Entwicklung des ariſchen Volks einſchneidendſte Bedeutung gewinnen ſollte (vgl. S. 365).

γ) Die Religion der indiſchen Arier im Pandjab.

Aus ſeiner alten Heimat brachte das ariſche Volk als teures Erbgut ein tief gegründetes religiöſes Gefühl, eine dankbare Verehrung der hohen Gewalten, der Naturmächte, mit, die im regelmäßigen Gedeihen der Herden und der Anpflanzungen dem Menſchen ein ſicheres und frohes Daſein gewährten. Gute, dem Menſchen wohlgeſinnte Götter waren es, die ihm den befruchtenden Regen, den Wachstum bringenden, fruchtreifenden Sonnenſchein ſandten, und wie hohen, ihm wohlgeſinnten Freunden brachte er ihnen dankbares Gebet und frommen Wunſch dar. Zu ihnen betete er um Gedeihen der Herden, um Sieg im Kampf, um die Gewährung von Söhnen, um langes Leben; ſie, die Lichten, Allwiſſenden, Reinen, waren die Wächter der

Sitte, die Schützer des Hauses, des Gaus, des ganzen Stamms. Noch ragen aus der Urzeit Göttergestalten in den Himmel der das Fünfstromland erobernden Arier hinüber: die Âditya, die „Unendlichen", Mitra und Varuṇa, der große Geist Asura (= Ahura mazdâh der Iranier), Aryaman u. s. w., Lichtgestalten, die noch von den Iraniern und den indischen Ariern gemeinsam verehrt worden waren. Aber bei den letztern verblassen sie, treten, wie Nebelgebilde einer schwindenden Erinnerung, an greifbarer Bestimmtheit mehr und mehr zurück, werden vieldeutiger, geheimnisvoller, unheimlich, dämonenhaft (Asura); dagegen rücken andre Götter in bestimmterer Zeichnung in den Vordergrund.

Vor allem sind es drei große Götter, die altindische Trimûrti: Indra, Sûrya und Agni, die Verehrung genießen. Am häufigsten wird in den uns überlieferten heiligen Gesängen Indra angerufen, der den Ariern besonders freundlich gesinnte Luftgott, der Regen und Segen spendet, der über den Winter gebietet und die Gewitter spendet. Es ist begreiflich, wie gerade der Luftgott bei den Ariern soviel Verehrung fand: je mehr sie auf indischem Gebiete die Regelmäßigkeit der Erscheinungen in der Atmosphäre, vor allem die Monsunwinde und die Gewitterregen, kennen lernten, von denen das ganze Gedeihen des Menschen abhing, um so mehr und tiefer mußte sich gerade diesem Gott ihre Dankbarkeit und Anbetung zuwenden. Indra löst die Wasser des Himmels, indem er mit dem Blitze die Wolken spaltet, vor denen die brausenden Winde, die Maruts, heranwehen, vor allem der brüllende Rudra, der Orkan, der unmittelbar vor der schwarzen Gewitterwolke herantobt. Und wie Indras Blitz die Wolken zerreißt, so zerbricht er auch die Burgen der Feinde und erschlägt die niedrigen Dasyu zu Tausenden in der Männerschlacht. So schirmt der Gott den arischen Stamm, der ihn aus dankbarem Herzen mit Opfer (dem Somatrank) und mit lobpreisenden Hymnen feiert. Als zweiter der drei höchsten Götter wird verehrt Sûrya, der glänzende Sonnengott, der Licht, Wärme, Leben spendende, ein Gegenstand höchster Verehrung. Uṣhas, die Morgenröte, öffnet ihm die Thore, aus denen er auf einem mit sieben roten Rossen bespannten Wagen am Himmel hinanfährt. Und zu diesen beiden großen Göttern gesellt sich als dritter Agni, das aus dem Reibholze geborne Feuer; der Gott leuchtet und wärmt auf dem Herde des Hauses, vertilgt hier alles Böse und Unreine und wacht auch über dem sittlichen Verhalten der Hausgenossen. Als Opferflamme auf den Altären vermittelt er den Verkehr des Menschen mit den übrigen Göttern; als zerstörender Feuerbrand vernichtet er die Siedelungen der Feinde und die Schlupfwinkel ihrer im Waldesdickicht sich bergenden Dämonen.

Ein stolzes, gehobnes Selbstgefühl spricht sich im Verkehre mit den Göttern aus. Der Mensch empfängt nicht nur von ihnen, er gibt ihnen auch. Wohl bereiten jene sich selbst den Trunk der Unsterblichkeit, das Amrita; aber Opfer, nach dem sie hungrig verlangen, können sie nicht entbehren. Besonders lieben sie den honigsüßen Somatrank[1] und drängen sich gierig zur Opferflamme, in der ihnen der Trank gespendet wird, der selbst Indra erst Mut zu Großthaten und Anspannung siegverbürgender Heldenkraft gibt. Fast übermütig erscheint uns das Gebet, wenn es Indra zum Somaopfer einlädt: „Bereitet ist der Somatrank, o Indra, dir; er fülle dich mit Kraft! Trinke den trefflichen, Unsterblichkeit verleihenden und erfreuenden! Komme her, o Indra, trinke mit Lust den Gepreßten; berausche dich, o Held, die Feinde zu töten! Setze dich auf meine Decke! Hier, o Guter, ist Saft gepreßt; trinke dir den Bauch recht voll; dir, o Furchtbarer, spenden wir." Wenn auch Indra hier persönlich eingeladen wird, so ist die alt-

[1] Im Hindi heißt noch jetzt eine Pflanze (Sarcostemma brevistigma) Som oder Soma.

indische Göttervorstellung im ganzen doch in der Personifikation noch weit weniger vorgeschritten als in der griechischen Mythologie. Vorstellung und Ausdruck schwanken zwischen menschlicher Gestaltung und einem abstraktern Denken der Naturkraft des Feuers, des Gewitters, der Sonnenwärme u. s. w. Der einzelne Gott hat daher in der Mythologie des indischen Alt-Ariers etwas Unbestimmtes, Fließendes: die Merkmale des einen vermischen sich mit denen andrer, und die Eigenschaften eines Gottes erscheinen oft wieder als besondere Personifikationen. Mythenbildung ist nur in eng begrenztem Umfange thätig, und die Genealogie der Götter ist von einem Familienbilde, wie es der griechische Olymp darstellt (Bd. IV, S. 268), weit entfernt.

Von den Hymnen an die Götter ist uns eine große Anzahl (1017) erhalten, das früheste Zeugnis indischen Lebens, Denkens und Fühlens. Die ältesten dieser Lieder sind wohl schon gesungen worden, als die Arier auf ihrer Wanderung die Götter um Schutz und Hilfe zur Erreichung des Ziels anflehten; neue Gesänge entstanden an den Ufern des Fünfstromlands und bei dem weitern Vordringen bis in das Gangesgebiet. Was zuerst unvermittelter Erguß des frommen Herzens gewesen war, wurde allmählich stehendes Gebet; so wurden diese gesungnen Lieder in Sängerfamilien zunächst von Geschlecht zu Geschlecht treu und unverändert überliefert und erst viel später durch die Schrift festgelegt. So entstand die älteste Sammlung (saṁhitâ) der heiligen Bücher überhaupt: der Rig-Weda (ric bedeutet Lied, Gedicht; weda das [heilige] Wissen), später die jüngern Weden. Die lange Dauer des Zeitalters ihrer Entstehung zeigt sich in mannigfacher sprachlicher Verschiedenheit; aber auch inhaltlich weichen sie sehr voneinander ab. In manchen, und zwar schon der ältesten Zeit angehörigen Weden spricht sich ein tiefes Verlangen nach Wahrheit, ein Ringen um die höchsten Fragen des Daseins, ein spekulativer Geist aus, wie er eine spätere Stufe brahmanischer Entwicklung auszeichnet; andre sind einfache, reine Gebete um Sieg, Nachkommenschaft, langes Leben u. s. w., wieder andre enthalten Versprechen von Opfern und Lobpreisungen, wenn des Gottes Hilfe sich bewährt haben wird. Die Zusammenstellung all dieser Lieder geschah erst später, nach der Besitzergreifung des Gangeslands, nicht vor dem 7. Jahrhundert v. Chr.

c) Die Ausbreitung der Arier im Gangesgebiete.

Die wichtigsten Ereignisse im Ausgange des wedischen Zeitalters hatten sich in dem Grenzlande zwischen Indus und Ganges abgespielt. Hier traten schon gewisse Gegensätze hervor, die in der Folge entscheidend werden sollten: die Gegensätze zwischen dem Kriegeradel und dem Priestertum. An der Spitze der verbündeten Stämme des Pandjab steht der stolze König Wiswâmitra, der, noch nach alter Weise König und Priester zugleich in eigner Person, die Götter um Hilfe für sein Volk anruft. Bei seinen Gegnern aber überläßt König Sudâs Gebet und Opfer bereits nicht mehr seinen Hauspriestern, sondern einem besondern Stande, den weißgekleideten, gelockthaarigen Priestern des Wasiṣhthageschlechts, und ihr Gebet ist wirksamer als das des Priesterkönigs. Dies Ereignis ist vorbildlich für das ganze zweite Stück altindischer Geschichte: es endet mit dem vollen Siege der Priester über den Kriegeradel und mit ihrer Herrschaft über die Geister, die sie in strengste Fesseln bannen. Zeitlich fällt diese innere Wandlung des Volks zusammen mit der Ausbreitung und Festsetzung der Arier im Gangesland.

α) Die Geschichtsquellen: das Mahâbhârata.

Als Quellen für die äußere Geschichte dieses Zeitraums sind die heiligen Bücher verhältnismäßig weniger ergiebig, als es die Lieder des Rigweda für den vorhergehenden Abschnitt

waren; dennoch enthalten manche, wie die Brâhmaṇas, wichtige Angaben über einzelne Stämme, ihre Wohnsitze und Schicksale. Eine große Menge geschichtlichen Stoffs geben uns aber die beiden großen Epen dieser Zeit, das Mahâbhârata und das Râmâyaṇa (vgl. unten, S. 481), freilich poetisch ausgestaltet durch eine ins Unendliche wuchernde Phantasie und in einer Darstellung, die durch stark hervortretende Absichtlichkeit zu strenger Kritik zwingt.

Wie das Mahâbhârata uns vorliegt, ist es das umfangreichste Gedicht aller Völker und Zeiten, und seine 110,000 Doppelzeilen (ślokas) füllen mit jedem ihrer 18 Abschnitte durchschnittlich einen starken Druckband. Die geschichtliche Grundlage des großen Gedichts von den Bharata (S. 357) bilden alte Überlieferungen. Im Hochgefühle kriegerischer Thaten hatte sich die Begeisterung Luft gemacht in Liedern; von Mund zu Mund war das Lob der Helden gesungen worden. Solche Keime des Heldengedichts mögen wohl weit über das erste vorchristliche Jahrtausend zurück reichen. Aber als jenem Sturm und Drang eine ruhigere Entfaltung folgte und die frühere Erinnerung bei den Nachkommen mehr und mehr verblaßte, da wurden die alten Lieder und Balladen zusammengefaßt und zu einem großen Epos umgeprägt, worin ein gutes Teil von Ereignissen und Gestalten (fünf Pâṇḍubrüder) hinzugedichtet und das Einzelne mit dem prunkenden Glanz einer überreichen Phantasie ausgestattet, worin aber auch der Stoff wieder zusammengedrängt wurde: die Geschicke von Völkern werden zu Siegen oder Niederlagen einzelner Helden, langjähriges Ringen kriegerischer Stämme wird in eine einzige, langdauernde Schlacht zusammengefaßt. Diesem episch-geschichtlichen Teile des Mahâbhârata ist dann noch eine weit umfangreichere Menge brahmanisch-absichtlichen Stoffs hinzugefügt. Entkleiden wir das Gedicht alles nichtepischen Beiwerks, so bleibt kurz die folgende Fabel.

Da, wo die beiden Ströme der Djamna und des Ganges, das Gebirge verlassend, in das flache Land eingetreten sind, hat sich bis über ihre östlichen und westlichen Ufer hinaus der kraftvolle Bharatastamm der Kuru festgesetzt; noch heute heißt die Landschaft am rechten Djamna-Ufer Kuru-kshetra, das (heilige) Kururland. Ihr Fürstenstamm hat sich in zwei Linien gespalten: von den beiden Söhnen König Śântanus war der ältere, Dhritarâshṭra, blind geboren, und die Königswürde war deshalb seinem jüngern Bruder Pâṇḍu übertragen worden. Dem letztern wurden fünf, dem erstern hundert Söhne geboren, und der Streit der beiden Vetterngruppen (Kaurawas-Pâṇḍawas) bildet den epischen Kern des Gedichts. Alle Prinzen erhielten von dem Brahmanen Drona vorzüglichen Unterricht in den ritterlichen Künsten, „im Bogenschießen und Keulenschlag, im Streitaxt- und Speerwurf, im Schwert- und Messerhieb, im Kampfe gegen Roß und Elefant, vom Wagen herab wie auf ebenem Boden, im Fuß- wie im Ringgefecht". Vor allen zeichnete sich auf der Seite der ältern (Kuru-) Linie der älteste der hundert Brüder, Duryodhana, durch seine Meisterschaft im Keulenkampf, auf der Seite der Pâṇḍusöhne der zweite, Bhima, durch seine übermenschliche Stärke, der dritte, der schönheitstrahlende, reichgelockte Ardjuna, durch seine hervorragende Fechtkunst mit allen Waffen, besonders aber durch seine unübertreffliche Fertigkeit im Schießen mit Bogen und Pfeil aus. In einem die Erziehung der Prinzen abschließenden Turniere ragt er vor allen andern hervor; im Wettkampfe mit vielen andern Fürsten erringt er die schöne Krishṇâ („die Schwarze"), die Tochter des Pañtschâla-Königs Drupada. Sie wird durch seinen Sieg zugleich auch Gattin seiner andern vier Brüder, eine polyandrische Ehe, die von dem brahmanisch gesinnten Dichter als Folge eines Mißverständnisses der Mutter der Pâṇḍuprinzen entschuldigt wird.

Aus Furcht vor der Tapferkeit seiner Vettern und vor der Macht der mit ihnen durch Verschwägerung verbundnen Pañtschâla teilte der inzwischen zum Könige gekrönte Duryodhana

ſein Reich mit dem älteſten der Pâṇḍubrüder, Yudhiſhṭhira. Aber ſchon bei ſeiner Königsweihe verlor dieſer im Würfelſpiele nicht nur die Herrſchaft, ſondern auch ſeine und ſeiner Brüder Freiheit und zuletzt auch noch die gemeinſame Gattin an die den Pâṇḍawas feindlich geſinnten Kaurawas, und die Entſcheidung des Glückſpiels wurde nur durch den Spruch des alten, blinden Fürſten Dhritarâſhṭra in eine dreizehnjährige Verbannung umgewandelt. Nachdem die Pâṇḍubrüder mit ihrer Gattin dieſe Zeit in wilder Waldeinſamkeit, Not und Elend verbracht hatten, forderten ſie ihren Anteil vom Reiche zurück. Da die Kaurawas darauf nicht eingingen, ziehen beide Parteien zahlreiche und mächtige Bundesgenoſſen heran: zu den Kaurawas geſellt ſich der in dieſen Schlachten durch Tapferkeit und Kampftüchtigkeit hervorleuchtende Karṇa (ein zweiter Siegfried oder Achill); dagegen erfreuen ſich die Pâṇḍawas des ſchlauen Rats des Yâdawafürſten Kriſhṇa, der ſich dem Ardjuna als Wagenlenker zur Verfügung ſtellt. Es kommt zu furchtbarer, achtzehn Tage dauernder Schlacht, in der nach den wunderbarſten Heldenthaten alle Krieger bis auf die fünf Pâṇḍufürſten fallen. Dieſen gehört von nun an das ganze Reich, das Yudhiſhṭhira noch lange im Sinn eines brahmaniſchen Fürſtenideals regiert. Dann aber ziehen ſie ſich von allem irdiſchen Glanze zurück und wandern als bedürfnisloſe Asketen von einer heiligen Stätte zur andern, bis ſie im Angeſichte des heiligen Berges Meru in den Götterhimmel eingehen.

So viel auch in dem Mahâbhârata reine Dichtung ſein mag, ſo laſſen ſich darin doch mit einiger Genauigkeit die Wohnſitze einer Anzahl von Völkerſtämmen erkennen, die in die Geſchichte der beiden Fürſtengeſchlechter handelnd oder leidend verflochten ſind und an der Schlacht teilnehmen, die das Grab der bevorzugten Stellung des Kriegerſtands werden ſollte. Als Hauptvertreter des letztern erſcheinen die am Oberlaufe der Djamna und Ganga wohnenden Kuru (ſ. die Karte bei S. 420) mit der Hauptſtadt Haſtinâpura; ſie hielten auch weſtlich von der Djamna bis zu der im Wüſtenſande verſiegenden Saraswatî das heilige Kuruland beſetzt. In das mittlere Duab (das Mittelland zwiſchen Djamna und Ganges) verſetzt die Dichtung die Pâṇḍu mit der Hauptſtadt Indraprâſtha (dem heutigen Delhi an der Djamna); im untern Duab ſitzt ein Bund von fünf Stämmen, die Pañtſchâla. Ihnen gegenüber auf der weſtlichen Djamnaſeite wohnen die Śûraſena, öſtlich jenſeits der Ganga die Koſala (Hauptſtadt Gogra), die nach der Vernichtung der Kuru und Pâṇḍu zu hoher Macht gelangten, und deren ſpätere Hauptſtadt Ayodhyâ ein Brennpunkt brahmaniſcher Kultur wurde. Unterhalb der Vereinigung von Djamna und Ganga, dem heiligen Zuſammenfluſſe Prayâga, wo ſchon früher Pratiſṭhâna (Allahâbâd) ein Ziel frommer Pilgerfahrten geworden war, wohnte auf dem nördlichen Ufer des Hauptſtroms der Bharatastamm der Matſya, und ſüdöſtlich von ihnen in der Gegend des heutigen Benares (ſ. die beigeheftete Tafel „Benares am Ganges") die Kâſi, während auf dem ſüdlichen Ufer der Stamm der ureingebornen Niſhâda die Schutzwacht für die ariſchen Stämme im Norden hielt. Außer den Koſala hatten dann noch das Land öſtlich und nördlich vom Ganges inne das Gebirgsvolk der den Kuru verbündeten Kirâta, weiter ſüdlich die Pundra Banga und Anga, die Mithila, Videha (Tirhat) und Magadha.

Auf dem Gebiete dieſer Völkerſtämme bewegt ſich das große Epos. Seit jener Schlacht des Königs Sudâs mußten mehrere Jahrhunderte vergangen ſein, während deren die Arier ſtaatenbildend das fruchtbare Mittelland, das Madhya-deſa, in Beſitz nahmen und ſich bis an den heute Garuti benannten Nebenfluß des Ganges ausbreiteten. Während ſich in dem ältern Abſchnitte dieſes indiſchen Zeitalters die Hauptereigniſſe im Lande zwiſchen Ganges und ſeinem großen weſtlichen Nebenfluß Djamna abſpielen, erblüht ſpäter die rein brahmaniſche

Kultur besonders in den weiter ostwärts sich angliedernden Reichen: nördlich vom Ganges in Videha (Hauptstadt Mithilâ, das jetzige Muzaffarpur), auf dem südlichen Ufer des großen Flusses aber in Magadha und Vihâra (jetzt Vihâr; Hauptstadt Pâṭaliputra, das heutige Patna). Die Ostgrenze dieser Staaten bildet zugleich auch die Ostgrenze arischer Besiedelung überhaupt während jener Zeiten: da, wo sich hinter den Bergen von Radjmahal vom südlichen Ufer des Ganges die ersten Arme des großen Deltas abzweigen, kam jene Völkerbewegung zum Stillstand, und das fast undurchdringliche, fieberschwangere Sumpfdickicht, das damals noch das ganze Delta bedeckte, blieb noch lange der unbestrittne Besitz wilder Dschangelherden sowie reißender und giftiger Tiere. Dagegen haben sich die letzten Ausläufer des arischen Völkerstroms zu der Zeit, da das Brahmanentum die Höhe seiner Macht erreichte, von Magadha aus südwärts nach den fruchtbaren Landstrichen Orissas gewendet; hier bezeichnen die nordöstlichen Arme des Mahanadi-Deltas die äußerste Grenze des damaligen arischen Gebiets, das damit im Osten das Meer erreicht hatte (s. die Karte bei S. 420).

Schon früher hatten die Arier am westlichen (arabischen) Meere Fuß gefaßt. Gleich bei der Besitzergreifung des Fünfstromlands drängte die Völkerflut auch am Indus hinab, und die Arier lernten an seiner Mündung das Meer kennen, das sie auch mit seinem Namen belegten (Sindhu). Ihre dortige Festsetzung ist aber nicht der Ausgangspunkt überseeischer Beziehungen geworden (vgl. Abschnitt VI dieses Bands). Günstiger als jene, einer einfachen Schifffahrt unfreundliche Küste war dafür der weiter südwestlich gelegne Golf von Cambay (S. 340, oben), dessen Besiedelung sich allerdings nicht unmittelbar an die Erreichung der Indusmündungen anschloß, sondern erst weit später stattfand: die große Wüste und die ungesunden Salzsümpfe, die sich zwischen jenen Golf und das Indusgebiet einschoben, hemmten die Bewegung nach dieser Richtung; dagegen führte ein leichter Weg dorthin, als sich die vom Fünfstromlande nach dem Gangesgebiete vordrängenden Stämme an der schmalen Grenze zwischen beiden Landstrichen stauten. Neue Ankömmlinge fanden das Land von ihnen bereits besetzt, und blutige Schlachten mögen sich hier öfters wiederholt haben. Im Rücken gedrängt von nachfolgenden Stämmen, im Vorschreiten gehemmt durch früher Angesiedelte, fanden sie von der Natur eine günstige Bahn zum Ausweichen vorgezeichnet in dem Striche fruchtbaren Lands, der sich zwischen dem Nordwestabfalle des mittelindischen Hochlands (den Arawallibergen) und der Wüste südwärts hinzog: dieser Bahn folgend, mußten sie die tief ins Land einschneidende Bucht von Cambay erreichen, auf deren östlichem Ufer die reichen Fluren Gudjerats und der Mündungsgebiete der Narbada (Narmadâ) und der Tapti vor ihnen lagen. Dies war auf der Westseite Indiens der südlichste Punkt, den die Arier in geschloßner Siedelung erreicht haben.

Das arische Indien umfaßte demnach in jenem Zeitabschnitte das ganze nordwestliche Flachland, südwestlich hinab bis nach Gudjerat, östlich bis zum Gangesdelta, und sein südöstlichster Punkt lag im Delta von Orissa. Da, wo die mittelindische Hochebene aufstieg, lag die scharfgezogne Grenze zwischen arischen und drawidischen Stämmen. Damit war aber das Gebiet arischen Einflusses nicht abgeschlossen: schon früh, im Beginn jenes Zeitalters, wurden Fühlfäden weit über jene Grenzen hinaus vorgestreckt. Daß die Arier das Meer schon früher kennen gelernt hatten, und daß es ihnen nicht Schranke, sondern Brücke für die Ferne wurde, das zeigt der in alten Schlachtenliedern vorkommende Vergleich des bedrängten Kriegers mit einem Seemann in schwankendem, vom Sturm bewegtem Schiff auf hohem Meere. Noch bevor die Macht des Kriegertums gebrochen war und bevor brahmanisches Wesen allen Verhältnissen seinen Stempel aufgedrückt hatte, hat die arische Kolonisation Ceylons stattgefunden (vgl. S. 481).

Ein durchaus veränderter Zustand des arischen Lebens tritt uns in all diesen Kämpfen und Besiedelungen entgegen, wenn wir diese Zeit mit der des Vordringens der Arier ins Fünfstromland vergleichen. An die Stelle des patriarchalischen Lebens der Hirten sind feudale, mit allem Glanze des Rittertums ausgestattete Fürstentümer getreten. Der Übergang in andre Lebensbedingungen hatte mit Notwendigkeit auch den politischen und sozialen Zustand des Volkes von Grund aus umgewandelt. Die größere Seßhaftigkeit, das Übergewicht des Landbaus über die Viehzucht führte zu größerer Arbeitsteilung; und wenn auch der Bauer in Zeiten der Not den Pflug mit dem Schwerte vertauschte, so entstanden doch gewiß schon sehr früh die Anfänge eines Kriegeradels, der das Waffenhandwerk zu seiner Lebensaufgabe machte. Auch die Führerschaft des Stamms wurde mit dessen Gedeihen und Wachstum eine berufsmäßigere: an Stelle des Stammesältesten, der ursprünglich nur primus inter pares gewesen war, trat ein mit umfassender Machtbefugnis ausgestatteter König, dessen Person sich hoch über das Volk erhob. Unter den größern Verhältnissen des Gangeslands aber mußte sich die Stellung beider, des Königs und des Adels, immer glänzender entfalten. Mögen auch im Mahâbhârata die Schlachten und die an sie sich knüpfenden Namen zum großen Teile Erfindungen des Dichters sein, so kann doch die Schilderung des allgemeinen Kulturzustands nicht aus der Luft gegriffen sein; und als gesicherte geschichtliche Thatsache darf gelten die an unser europäisches Mittelalter erinnernde Romantik der Fürstenhöfe und des Rittertums.

β) Politische und soziale Wandlungen.

Welch mächtiger Umschwung, wenn wir von dieser Zeit kriegerischen Stolzes und Muts den Blick hinüberschauen lassen auf den Zustand derselben Völker, wie er uns später entgegentritt! Nichts mehr von der Kraftfülle der Jugend, nichts mehr von überschäumendem, schlachtenfrohem Leben — die grünen Blätter des arischen Völkerfrühlings sind gewelkt, das Volk ist gealtert. Der Adel hat seine führende Stellung verloren; an seine Stelle ist der Priesterstand getreten, dessen Satzungen alle freiern, selbständigen Regungen der Volksseele mit eherner Fessel niederdrücken. Im dürftigsten Gewande tritt diese neue Macht auf; aber ihre Gewalt über die Geister ist darum nur um so tiefer gegründet: nicht König zu sein war der Ehrgeiz der Priester, sondern über Könige zu herrschen.

Die Anfänge dieser gewaltigen innern Umgestaltung des Volks liegen weit zurück. Schon zu der Zeit, als die Arier noch auf das Fünfstromland beschränkt waren, zeigen sich die Keime eines Gegensatzes zwischen weltlicher und geistiger Gewalt; in der großen Schlacht, in der König Sudâs den Völkerbund des Pandjab besiegte, treten sie zum erstenmal schroffer hervor (vgl. S. 361). Früher war es das selbstverständliche Amt des Stammeshäuptlings gewesen, das Volk auch den Göttern gegenüber zu vertreten. Aber nicht jedem kräftigen Volksfürsten und Heerführer war die Gabe schöngefügter Dichtung und getragenen Gesanges gegeben, und mancher König übertrug deshalb den öffentlichen heiligen Dienst seinem Purohita (S. 359). Dessen Persönlichkeit, seine Gabe, hohe Gedanken in schwungvolle Form zu kleiden, hob sein Ansehen, und mit den besonders wirkungsvollen, mündlich überlieferten Hymnen vererbte sich auch dieses von Vater auf Sohn. So entstanden hochgeachtete Priesterfamilien, deren Bestreben darauf gerichtet sein mußte, ihre hervorragende Stellung immer mehr zu befestigen; das geeignetste Mittel hierfür war aber die Ausbildung eines umfangreichen Rituells bei Gebet und Opfer, das nur eine besonders geschulte Priesterschaft durchzuführen im stande war. Der Opfergrund wurde in umständlicher Weise hergerichtet, die Altäre für jeden Anlaß besonders geschmückt, die

verschiednen Opfer unter peinlicher Beobachtung vielfacher Gebräuche dargebracht; es gab Priester, die nur die Gebete aus dem Rigweda sprachen (hotar), andre, die die Hymnen aus dem Sâmaweda sangen (udgâtar), und ein Oberpriester stand als Leiter an der Spitze des Ganzen.

Damit hatte sich freilich auch der Charakter des Gebets, des Opfers, ja die ganze Vorstellung der göttlichen Macht von Grund aus geändert. Das Opfer war im Anfange die reine Gabe eines dankerfüllten Herzens gewesen, das Gebet eine inbrünstige, aber in aller Demut ausgesprochne Bitte, die der schwache Mensch an die allmächtigen Himmlischen richtete. Aber allmählich hatte sich an das Opfer die Vorstellung angeschlossen, daß man mit den Gaben den Göttern nicht nur Willkommnes, sondern auch Notwendiges, Unentbehrliches darbiete. In den spätern heiligen Schriften finden sich wiederholt Stellen, in denen gesagt wird, daß die Götter schwach wurden, weil die frommen Priester durch böse Geister verhindert wurden, ihnen die nötigen Opferspenden zu reichen. Ja erst durch die Macht des Opfers hatten die Götter, die früher auch dem Tod unterworfen gewesen waren, ihre Unsterblichkeit erlangt: „Die Götter lebten in der Furcht des Todes, des starken Enders, und so übten sie gar schwere Büßungen und brachten viel Opfer dar, bis sie unsterblich wurden.“ Daraus aber entwickelte sich der Gedanke, daß man durch das Opfer eine gewisse Macht über die Götter selbst erlangen, daß man damit Gaben und Leistungen von ihnen erzwingen könne; und schließlich wuchs das Opfer in der Vorstellung der Menschen zu einer magischen ungeheuern, ja zur mächtigsten Kraft aus, vor der alle andern Götter sich beugen mußten. In der Hand der Priester, der Brahmanen, lag die alles bezwingende Macht des Opfers; sie war die feste Grundlage für deren immer höher anwachsende Machtstellung. Ein indisches Sprichwort sagt: das Weltall ist von den Göttern abhängig, die Götter von den Mantra (den Opfersprüchen), die Mantra von den Brahmanen — deshalb sind die Brahmanen unsere Götter.

Wie sich der Umschwung im Besitze des führenden Einflusses, sein Übergang vom Adel auf den Priesterstand im einzelnen vollzogen hat, darüber schweigt die Überlieferung. Im Interesse der Priester lag es, die wirklichen Vorgänge möglichst schnell und gründlich aus der Erinnerung des Volks verschwinden zu lassen und dafür den Glauben einzupflanzen, als ob die hohe Stellung der Brahmanen von allem Anfang an bestanden hätte. Nur gelegentlich fällt auf diese absichtlich verdunkelte Zeit ein schwaches Licht. Das Epos vom Untergange des großen Geschlechs der Bharata zeigt uns, wie sich die Kraft des Adels in erbitterten Kämpfen verblutet hat; manche Priestergestalt, wie Drona und sein Sohn Aśwatthâman, nimmt mit den Waffen in der Hand einen für den Adel verderblichen Anteil an den Schlachten. Die schon in jenem Gedicht auftretende, später zu einer Inkarnation Wishnus ausgestaltete mythische Figur des als Brahmanen gebornen Râma mit der Axt (paraśurâma) ist bezeichnend für die harten Reibungen der zwei um die höchste Macht ringenden Stände. Daß sich dabei das Zünglein der Wage nicht immer nach der Seite der Brahmanen hin neigte, geht aus manchen Sprüchen in den rituellen und philosophischen Schriften hervor, die einen sehr demütigen Ton anschlagen: „Keiner ist größer als der Kshatriya (der Krieger), deshalb opfert auch der Brahmane bei dem königlichen Opfer unter dem Kshatriya.“ Hätte nicht der Kampf für die Brahmanen gefährlich zu werden gedroht, so hätte der Mythus nicht das persönliche Eintreten des hilfreichen Gottes Wishnu in Anspruch genommen, der der bedrängten Welt als Inkarnation immer nur in Zeiten der höchsten Not, und so auch in diesem Falle seinen besondern Lieblingen, den Brahmanen, zukommt. Er verhilft ihnen nach unendlich blutigen Kämpfen zu glänzendem Siege: dreimal siebenmal reinigte Paraśurâma die Erde von den Kshatriya.

γ) Das brahmaniſche Kaſtenweſen.

Der Adel mit ſeiner Kriegstüchtigkeit und ſeiner körperlichen Kraft war unterlegen — der Prieſter mit der unheimlichen Zaubermacht des Opfers hatte die geiſtige Herrſchaft über das Volk gewonnen. Er zögerte nicht, ſie durch Monopoliſierung alles religiöſen und philoſophiſchen Denkens, durch planmäßige, ſtrenge Regelung des ganzen öffentlichen und privaten Lebens, durch Einzwängung des Geiſtes, des Gefühls und des Wollens aller in ganz beſtimmte, von ihm vorgeſchriebne Bahnen unumſtößlich feſt zu begründen. Das hohe Ziel, wie es den Brahmanen als ideale Ausgeſtaltung des Lebens der Völker vorſchwebt, wie es aber in Wirklichkeit kaum jemals oder höchſtens im engen Gebiet einzelner Kleinſtaaten ſtreng durchzuführen war, zeigen die Geſetzbücher, deren älteſte zum Litteraturkurſe der alten wediſchen Schulen gehören (die Dharmaſûtras der Gautama, Apaſtamba, Baudhâyana u. a.).

Vor allem iſt es das unter dem Namen des Manu gehende ſpätere Dharmaſâſtra der Mânawa, das die Stellung der Prieſter in der ſchärfſten und ausgiebigſten Weiſe feſtlegt. Um ihm größeres Gewicht zu geben, ſchrieben ihm ſeine Verfaſſer ein faſt ewiges Alter (30 Millionen Jahre) und göttlichen Urſprung zu, indem ſie es auf den Urſtammvater der Arier, den mythiſchen Manu, zurückführen wollten. In Wirklichkeit iſt das brahmaniſche Geſetz erſt kurz vor der Mitte des erſten vorchriſtlichen Jahrtauſends zu ſolchem Übermaße von Forderungen entwickelt und in ſo ſcharfe Form gebracht worden; in ſeiner jetzigen Geſtalt erſcheint Manus Werk als eine ſpätere Umarbeitung, nach Arthur C. Burnell aus der Zeit zwiſchen dem 1. Jahrhundert v. Chr. und dem 5. Jahrhundert n. Chr. Deutlich treten in ihm buddhiſtiſche Grundſätze hervor, und unvermittelt ſtehen manche Widerſprüche aus älterer und neuerer Zeit einander gegenüber (z. B. Töten der Tiere und Fleiſchgenuß — größte Schonung der Tiere), auch gewiſſe buddhiſtiſche Wendungen, ſowie die Erwähnung weiblicher Einſiedler „einer abtrünnigen Sekte“ weiſen auf ſpätere Zeit hin. Das Werk iſt eine Sammlung von Sprüchen, die das von den Brahmanen ausgebildete Gewohnheitsrecht in einem beſchränkten Gebiete Nordindiens feſtzulegen beſtimmt ſind. Es enthält 2685 Doppelzeilen, die in zwölf Bücher eingeteilt ſind; fünf der letztern befaſſen ſich mit den Rechten und Pflichten der Brahmanen, wogegen der Kriegerkaſte nur zwei, den verſchiednen andren Kaſten zuſammen nur ein Buch gewidmet iſt.

Manu ſtellt ſehr beſtimmt nur vier Kaſten[1] auf: „Die Brahmanen, Kſhatriyas und Waiśyas bilden die zweimalgebornen Klaſſen, der Śûdra iſt nur einmal geboren und bildet die vierte Klaſſe; es gibt keine fünfte Klaſſe.“ In dieſer Einteilung tritt zunächſt der Gegenſatz zwiſchen den Zwei- und den Einmalgebornen hervor, ein Gegenſatz, der mit der Blutverſchiedenheit der Arier und der Ureinwohner zuſammenfällt; in der ariſchen Gruppe zeigt ſich aber wieder eine Dreigliederung, die unſern Begriffen eines Lehr-, Wehr- und Nährſtands entſpricht.

Manu kennt hier zwar nur vier Abteilungen der Geſellſchaft; aber an andern Stellen beſpricht er weitere Kaſtengliederungen: Unterabteilungen der vierten Klaſſe ſind die Kaſten der Ärzte, Aſtrologen, Handwerker, Ölmacher, Lederarbeiter, Muſikanten, Tſchandâla u. ſ. w. Der Urſprung dieſer Kaſten im engern Sinn jedoch iſt nach ihm verſchieden von dem der großen Hauptgruppen: dieſe letztern ſind von allem Anfang an, bei der Erſchaffung der Welt und (das iſt bezeichnend) durch die Kraft des Opfers geſchaffen worden. Schon ein ſpäter eingeſchobnes berühmtes Lied des Rigweda beſchreibt die Entſtehung der Kaſten: „Das Opfer

[1] Das Wort Kaſte iſt portugieſiſchen Urſprungs; casta heißt dort Raſſe.

Purusha, in allem Anfange geboren (den ersten Menschen), sie opferten es auf Opfergras, ihm opferten die Götter, die Sâdhyas und die Rishis. Als sie Purusha zerlegten, in wieviel Stücke zerschnitten sie ihn? Was wurde sein Mund, was seine Arme, was seine Beine, seine Füße? Der Brahmane wurde sein Mund, der Râdjanya (Kshatriya) entstand aus seinen Armen, der Waiśya aus den Schenkeln, der Śûdra entstand aus seinen Füßen. Der Mond entstand aus seiner Seele, die Sonne aus seinem Auge, Indra und Agni aus seinem Munde, Wâyu aus seinem Atem. Aus seinem Nabel kam die Luft, aus seinem Kopfe der Himmel, aus den Füßen die Erde, aus dem Ohre die Weltgegenden: auf diese Weise bildeten die Götter die Welt." Symbolisch werden die Brahmanen aus demselben Körperteile gebildet wie die großen altindischen Götter Indra und Agni: dem Munde, der „Heiligkeit und Wahrheit" redet; die waffentüchtigen Kshatriyas aus den Armen, und sie haben dadurch „Macht und Stärke" erhalten. Die grobe Arbeit des Lebens, das mechanische Fortkommen vermitteln die Schenkel; aus ihnen wird der hinter dem Pfluge gehende Waiśya geschaffen, und er erlangt durch seinen Fleiß stofflichen „Reichtum und Gewinn". Aus den Füßen aber, die ewig in niedern Schmutz treten, entsteht der niedere Śûdra, der von allem Anbeginn an zu „Dienstbarkeit und Gehorsam bestimmt" ist. So sind nach Manu durch die Opferkraft der Götter und der heiligen Urbrahmanen, der Rishis, die vier Hauptarten der menschlichen Gesellschaft entstanden.

Für das Dasein der weitern Unterabteilungen innerhalb der Śûdraklasse hat der Brahmane eine andre Deutung: er erklärt sie als *Mischkasten*, hervorgegangen aus der Verbindung von Mitgliedern verschiedner Kasten. Bezeichnend ist dabei, daß die Rangstellung innerhalb dieser Mischkasten davon abhängt, ob bei ihrer Erzeugung das Weib oder der Mann der höhern Kaste angehört hat. Verbindungen von Männern höherer Kaste und selbst von Brahmanen mit Weibern niederer Kaste sind gesetzlich zulässig; die aus ihnen hervorgegangne Nachkommenschaft folgt zwar nicht der Kaste des Vaters, sinkt aber auch nicht auf den Stand der niedrigsten Kasten hinab. Anders ist der Fluch des Kastenbruchs, falls eine Frau mit einem Mann aus niederer Kaste Nachkommenschaft erhalten hat; nicht nur wurde sie mit Schimpf und Schande aus ihrer Kaste ausgestoßen, sondern sie und ihre Kinder sanken auf eine um so tiefere Stufe sozialer Achtung hinab, je höher die Kaste stand, der sie durch Geburt angehört hatte: die niedrigste aller Kasten überhaupt, die der Tschandâla, ist nach brahmanischer Darstellung aus der Verbindung von Brahmanenfrauen mit Śûdramännern hervorgegangen. Dagegen gehören Kinder, die ein Brahmane mit einer Śûdrafrau gezeugt hat, der höhern Stufe in der Śûdragruppe an, und ihr Vater erleidet nicht die geringste Einbuße in seiner bevorzugten Stellung.

Das ist die Lehre der Brahmanen vom Ursprunge der Mischkasten, wie sie in dem Buche Manus niedergelegt ist. Aber wer sich nicht allein auf Sanskritquellen verläßt, sondern das Leben der indischen Völker selbst beobachtet und die Thatsachen ohne Voreingenommenheit beurteilt, kann sich dem Eindrucke nicht verschließen, daß diese Lehre von der Entstehung der Mischkasten ebenso unhaltbar ist wie die von der Erschaffung der vier Hauptkasten durch das Opfer. Eine wirkliche Mischkaste kann man nur die der Tempelmädchen und ihrer Kinder nennen, unter denen die Töchter wieder Tempelmädchen, die Söhne Tempelmusikanten, niedere Tempeldiener u. s. w. werden. Überall sonst, wo der Kastenunterschied der beiden Erzeuger nicht sehr groß ist, folgt das Kind der minder hochgestellten Kaste; doch niemals entsteht eine neue Mischkaste. In den seltnen Fällen aber, in denen ein Weib sehr hoher Kaste sich mit einem Manne sehr niederer Kaste vergeht, wird das Kind regelmäßig durch Fruchtabtreibung oder durch Selbstmord der Mutter getötet. Die *brahmanische* Lehre von der Entstehung der niedersten Kasten

ist absichtliche Entstellung. Einer der besten Kenner der Kasten, W. R. Cornish, sagt: „Das ganze Kapitel (Manus) über die Mischkasten ist so kindisch gehalten und zeigt so viel Klassenhaß und Unduldsamkeit, es gibt dem Brahmanen so viel geschlechtliche Verkehrsfreiheit ohne Schädigung seiner Stellung und häuft so schreckliche Strafen auf Vergehen des brahmanischen Weibes, daß die Absicht der Verfasser ohne weiteres hervortritt.“ Diese Absicht aber ruht auf dem Wunsche, die höhern Kasten und vor allem die der Brahmanen blutrein zu erhalten, indem auf die Untreue des Weibes gegen ihre Kaste die schwersten Strafen gesetzt werden. Nicht auf solche Weise entstanden sind jene niedern sozialen Gruppen: sie sind älter als die Gesetze Manus; der Gesetzgeber aber benutzte den Schrecken ihrer verachteten Stellung, um möglichst wirksam das Ziel der Sicherung der Blutreinheit der Brahmanen zu erreichen.

In Wirklichkeit ist die Kaste aus mehrfachen Wurzeln erwachsen. Zunächst brachte Rassengegensatz und Rassenhaß eine Scheidung hervor. Bezeichnend hierfür ist der arische alte Name für Kaste, warṇa, d. h. die Farbe. Die Weißen und die Schwarzen, die Arier und die Urbewohner, die „Besten“, „Ersten“ (weil die Erfolgreichen und Herrschenden), und die Niedrigen und Gemeinen, die Dasyu, sie bildeten die ersten scharf getrennten Scheidungen. Beim ersten Zusammentreffen freilich blieben die letztgenannten der arischen Gesellschaftsordnung fern: für sie gab es nur ein Totgeschlagenwerden. Erst später, bei fortschreitendem Wohlstand und größerer Seßhaftigkeit fanden es die Sieger vorteilhaft, die Gefangnen oder Unterworfnen als rechtlose Sklaven für die Verrichtungen niedriger Arbeit zu verwenden. Mit dieser Aufnahme der Ureingebornen in das arische Gemeinwesen war in diesem der erste tief einschneidende soziale Gegensatz gegeben. Weitere Unterscheidungen folgten dann in der arischen Bevölkerung selbst. Es war nur natürlich, daß, wer sich in den Kämpfen durch besondere Tüchtigkeit ausgezeichnet hatte, auch höher geehrt wurde und größern Anteil an der Beute, an Land und an Sklaven, die es bebauen sollten, erhielt. So bildete sich mit der Zeit ein Kriegeradel, die Kshatriya, aus, dessen Blüte wir in den Kämpfen des Mahâbhârata kennen gelernt haben. Wie sich dann eine weitere Scheidung der Gesellschaft durch Ausbildung des erblichen Stands der Priester (Brâhmaṇa) vollzog, ist bereits erörtert worden (S. 365). Je mehr sich aber beide Klassen zu erblichen, abgeschloßnen Kasten gestalteten, um so mehr erhoben sie sich über die große Menge des Volks, die Landbauern, die Hirten, die Handwerker, deren Beschäftigung von jenen als ein minderwertiger Lebensberuf angesehen wurde. Stolz nannte sich der Kshatriya auch Râdjâna, Râdjwansi, den Königlichen, oder den Radjputen (râdjaputra), den Mann königlichen Stamms, und hoch erhaben dünkte er sich über den Mann der wiś, der misera plebs, den Waiśya.

So waren die großen Kasten gegeben, die Manu aufstellt. In ihnen kam es zu weitern Unterscheidungen. Nur die Brahmanen und Kshatriyas erhielten sich längere Zeit, ohne daß es in ihren Gruppen zu Abstufungen gekommen wäre. Sie schützte vor Zersplitterung ihr bestimmt umgrenzter Beruf sowie, wenigstens bei den Brahmanen, die streng gewahrte Blutreinheit. Aber bei den beiden andern Gruppen, den Waiśya und den in die Gesellschaftsordnung der Arier eingereihten Śûdra, lagen die Verhältnisse anders: die Entwicklung größerer Staatswesen drängte bei ihnen zu weiterer Gliederung. Mit dem gesichertern Dasein, dem größern Wohlstande wuchsen die Bedürfnisse; hatte in dem einfachen Leben der arischen Urzeit jeder Stammesgenosse allen auftretenden technischen Forderungen genügen können, so war das in der reichen Gestaltung des Lebens in den Gangesstaaten nicht mehr möglich. Sollten höhere technische Leistungen erreicht werden, wie sie das auf anspruchsvollere Stufe gestellte Leben erforderte, so mußte sich die Arbeit teilen, mußten sich besondere technische Berufsarten ausbilden: nach dem Vorbilde

der Brahmanen und Kshatriyas wurde auch das Handwerk bei den andern Kasten in den einzelnen Familien zur erblichen Zunft. Die Frage ist offen, ob nicht in der Urbevölkerung des Lands schon vor ihrer Berührung mit den Ariern kastenartige Berufsscheidungen bestanden haben. Nicht alle Eingebornen waren bei der Ankunft der Arier im Zustande der Wildheit; es gab bei ihnen Stämme, die in ihren technischen Leistungen den Ariern überlegen waren, und die die Erzeugnisse ihres bessern Könnens durch Kaufleute (wânidja; neu-indisch Vanya) an jene absetzten. Dafür, daß kastenartige Zünfte bei ihnen schon früher bestanden hatten, spricht Manus Einreihung einer Anzahl von Handwerkskasten in die niedere Stufe der Śûdra (Astrologen, Ölmacher, Lederarbeiter, Musikanten u. s. w.). Es ist kaum anzunehmen, daß sich die Gesetzgeber indischen Wesens, die Brahmanen, viel um die Einzeleinteilung der vielen Kasten der Śûdra bekümmert haben, die sie vielmehr als etwas Unreines möglichst fern von sich hielten; wahrscheinlicher ist es, daß sie jene Kastenunterschiede der Śûdra, die mit der Beschäftigung zusammenfallen, schon vorgefunden haben.

Zur Entwicklung des arischen Kastenwesens haben ferner die politischen Beziehungen zu den nichtarischen Eingebornen beigetragen. Der tödliche Haß gegen die schwarzen Ziegennasigen, der die Lieder des Rigveda erfüllt, hat sich gelegt: bei den Kämpfen zwischen arischen Fürsten und Staaten drängte der politische Vorteil oft zur Annäherung, zur Verbündung und Freundschaft, ja zur Blutmischung mit eingebornen Stämmen. Einen Nishâdafürsten sehen wir im Mahâbhârata zum Wächter der wichtigen Flußübergänge bei Prayâga (S. 363) gesetzt, drawidische Stämme kämpfen Seite an Seite als gute Bundesgenossen rein arischer Stämme, die Namen einiger hervorragenden Personen des großen Epos und ihre Besonderheiten in Charakter und Sitte sprechen für nahe Beziehungen des vornehmen Stands der arischen Krieger mit den Ureingebornen. Krishṇa, „der Schwarze", heißt der Yâdawafürst, der nahe verbündet und treu befreundet den Pâṇḍawas zur Seite steht (a. a. O.). Wenn man den Namen damit zu erklären versucht, daß sein Stamm schon früher nach Indien eingewandert sei als andre und deshalb durch die längere Einwirkung der Sonne dunklere Hautfarbe bekommen habe, so ist dagegen zu sagen, daß das Pigment eines Volksstamms nicht durch die Sonne, wohl aber durch Vermischung mit dunklerhäutigen Rassen vermehrt werden kann. Auch im Charakter zeigt sich Krishṇa nicht als Arier: er ist voll Lug und Trug, gibt verschlagnen Rat und hinterhaltige Rechtfertigung für unedle Handlungen, die mit dem ritterlichen Wesen des arischen Kriegers unvereinbar sind. Auch die Pañtschâla-Prinzessin heißt Krishṇâ, „die Schwarze"; daß sie sich nach echt drawidischer Sitte in polyandrischer Ehe mit allen fünf arischen Pâṇḍufürsten vermählt (S. 362), belegt mit sprechender Deutlichkeit die engen Beziehungen zwischen arischen und ureingebornen Völkern. In gleicher Weise treten diese Beziehungen auch in der Besiedelungsgeschichte Ceylons hervor: schon der arische Großvater Widjayas hatte eine drawidische Kaliṅga-Prinzessin geheiratet, und sein Enkel sowie dessen sämtliche Genossen nehmen ohne das geringste Rassenbedenken Töchter von Ureinwohnern zu Frauen. Eine bedeutungsvolle Wandlung im Verhältnisse beider Rassen hat sich demnach seit der arischen Einwanderung vollzogen. Die fortschreitende Blutmischung zeigt sich noch heute in dem körperlichen Gegensatze zwischen dem Nordwesten und dem Gangeslande: dort, im Fünfstromland, in Kaschmir und teilweise auch in Radjputana, sind infolge der mit tödlichem Hasse geführten Eroberungskriege kaum noch Spuren einer schwarzen Urbevölkerung vorhanden; weiter östlich tritt das Mischblut, wie es sich in der dunklern Hautfärbung und der breitern Form des Gesichts und der Nase äußert, in zunehmendem Grade stärker hervor. Daß aber solche Blutmischung, besonders die Einverleibung ganzer Stämme von

Eingebornen in den arischen Verband, die Rangabstufung innerhalb der Kasten vermehren mußte, liegt auf der Hand.

Am wenigsten beeinflußt durch das Hereindringen fremder (Rassen-) Bestandteile wurden die Brahmanen, die mit aller Strenge für Erhaltung der Reinheit ihrer Kaste sorgten; im nördlichen Indien wenigstens zeigt noch heute ihre Kaste den arischen Typus ziemlich unverändert. Aber schon in Orissa und in zunehmendem Maße weiter südlich haben auch diese gestrengen Herren es für zweckmäßig gehalten, gelegentlich auch dunkelhäutige Einzelne oder selbst ganze Stämme in ihre Kaste aufzunehmen, wenn es ihnen äußere Vorteile brachte; so begegnet man im Dekhan heute mehr dunkelhäutigen Brahmanen als hellhäutigen (s. auch die obere Hälfte der Tafel bei S. 408).

Nachsichtiger in Bezug auf Blutreinheit war man in der Kriegerkaste; ja, es gab bei ihnen eine gesetzmäßige Form der Ehe, bei der die Braut aus feindlichem (oft dunkelhäutigem) Stamme mit Gewalt geraubt wurde, die „Râkshasa"-Ehe. Wenn so der Vornehme eine eheliche Verbindung mit den Eingebornen nicht scheute, so lag für viele des gewöhnlichen Volks erst recht kein Grund vor, die Reinheit des arischen Bluts zu wahren. Aber gerade solche Verbindungen führten oft zu Kastenspaltungen: die Orthodoxern sprachen den Mischlingen die Berechtigung ab, reine Kshatriya oder Vaiśya zu sein, mieden den Verkehr mit ihnen, und die ursprünglich einheitliche Gruppe löste sich mit der Zeit in eine immer größer werdende Zahl zusammenhangsloser Kasten auf. Allmählich scheint diese Beimischung fremden Bluts die Kshatriya zum größten Teile, die Vaiśya so gut wie ganz durchdrungen zu haben. So ist es wohl zu erklären, daß es jetzt nur noch wenige Gegenden gibt (z. B. Radjputana), in denen gewisse Kasten ihre Abstammung mit einigermaßen guten Gründen auf den altarischen Kriegeradel zurückführen können, während sonst der Stolz, sich Kshatriya zu nennen, auf gefälschten Stammbäumen beruht. Eine Kaste der Vaiśya, die mit den alten Vaiśya der arischen Gangesstaaten unzweifelhaft zusammenhinge, gibt es überhaupt nicht mehr.

Das heutige Kastenwesen Indiens ist in viele Hunderte, ja Tausende von Einzelgruppen aufgelöst; doch in altbrahmanischer Zeit haben wirklich die vier großen Gesellschaftsabteilungen bestanden, die die Gesetzbücher festsetzen. Von ihnen hatten die Śûdra kaum ein menschenwürdiges Dasein: als nur einmal Geborne standen sie weit abgesondert von den durch eine zweite Geburt auf eine höhere Stufe Gerückten. Die heilige Schnur, mit der als Zeichen der Männerweihe der Jüngling in den drei höhern Kasten umgürtet wurde (zwei Baumwollfäden, die den Körper über die linke Schulter und die rechte Hüfte umschlingen; vgl. oben, S. 355), war ihnen versagt. Als todeswürdiges Verbrechen galt es für die höhern Klassen, einem Śûdra etwas von den heiligen Sprüchen und Gebeten mitzuteilen: „Man darf dem Śûdra keinen Rat geben, noch ihm die Überbleibsel von Opfern, Speise oder Butter verabreichen. Ebenso darf man ihm nicht die Lehren oder die Gebräuche der Religion beibringen. Denn sowohl der ihn das Gesetz lehrt oder an religiösen Handlungen teilnehmen läßt, als auch dieser Śûdra sinkt hinab in die Tiefe der Hölle, genannt Asamvratta." Der bloße Hauch der Śûdra verunreinigte auf weite Entfernungen hin den Zweimalgebornen. Darum mußten sie weit entfernt von den Wohnungen der andern, abseits von der Straße, im Busche versteckt, ihre armselige Hütte aufschlagen; begegnete ihnen jemand aus einer hochgestellten Kaste, so mußten sie ihm bis auf hundert Schritte aus dem Wege gehen; die schlechtesten Lumpen, die elendeste Kost, die niedrigste, schmutzigste Arbeit war gerade gut genug für diese armen Verachteten.

Eine weite Kluft trennte den Śûdra vom Vaiśya. Zwar sahen auch die beiden höhern Kasten, die der Priester und der Krieger, hochmütig auf diesen herab; aber er war doch ein

Zweimalgeborner, trug die heilige Schnur, und die Kenntnis der Weden blieb ihm nicht verschlossen. Das Gewöhnliche, Alltägliche seines Berufs war es, was seine Stellung den Höhern gegenüber niederdrückte. Nicht dem stolzen Waffendienste, nicht den tiefen geistigen und religiösen Fragen und Interessen durfte er sich widmen; ihm haftete der Geruch der Scholle an, die zu bearbeiten seines Lebens Los war. Er war der Bauer, der Hirt, in den aufblühenden Städten der Kleinbürger, der Handwerker, der Kaufmann, der Geldwechsler, der oft zu hohem Wohlstande gelangte und trotzdem niemals die Schranke nach oben durchdringen konnte, die das strenge Kastengesetz für ihn aufgestellt hatte.

Höher als der Waiśya stand der Krieger, der Kśhatriya, in der brahmanischen Gesellschaftsordnung. Freilich war der Glanz des Rittertums und seines Einflusses nur noch ein schwacher Widerschein von dem, was er in den ersten Jahrhunderten der Besiedelung des Gangeslands gewesen war; auch stellten die ruhigern Zeiten, die auf die Festsetzung in diesem Gebiete folgten, geringere Anforderungen an den Kriegeradel. Aber je mehr seine Bedeutung in Wirklichkeit abnahm, um so mehr waren die Brahmanen darauf bedacht, ihm der Menge des Volks gegenüber wenigstens den Schein einer glänzenden Stellung zu wahren und ihn dadurch zu einem wirkungsvollen Bundesgenossen ihrer Bestrebungen zu machen. So erfreute sich der Adel immer noch einer hervorragenden, ehrenvollen Stellung; er genoß andern Ständen gegenüber große Freiheiten, und reicher Landbesitz sowie hohes Ansehen sicherten ihm ein genußfrohes Leben. Und wenn dann der Kśhatriya alle Freuden seiner höhern äußern Stellung durchgekostet hatte, der Weltschmerz auch ihn packte, dann war es ihm nicht versagt, sich zu den Einsiedlern zu gesellen und sein übriges Leben innerer Betrachtung zu weihen.

Wenn auch zu derselben Gruppe der Zweimalgebornen gehörig und durch die gleiche heilige Schnur mit den andern höhern Kasten verbunden, hatten die Brâhmaṇa es doch verstanden, ihre Bedeutung turmhoch über die der letztern zu erheben. Der ungeheuerliche Grundsatz, daß sie ganz besondere, von allen andern Menschen verschiedne, mit göttlichem Wissen, göttlicher Macht und mit entsprechenden Vorrechten ausgestattete Wesen seien, ist in ihren Gesetzbüchern bis zur äußersten Grenze durchgeführt. Zur Charakterisierung ihrer Stellung seien einige Sprüche aus Manu angeführt. „Welches Wesen kann höher sein als das, durch dessen Mund die Götter Opfer essen und die Manen abgestorbner Seelen Gaben empfangen?“ „Darum ist alles, was in der Welt ist, Eigentum des Brahmanen: denn der Brahmane kann Anspruch darauf erheben durch seine Überlegenheit und seine erhabne Geburt. Überhaupt genießen die Menschen alles, was sie haben, nur durch die Güte und das Wohlwollen der Brahmanen.“ „Wer könnte ohne Gefahr, zu verderben, diese heiligen Männer reizen, durch die das allverzehrende Feuer geschaffen wurde, die See mit untrinkbarem Wasser, der Mond mit seinem Wechsel von Zu- und Abnehmen? Welchem Fürsten könnte es gut gehen, wenn er sich auflehnte gegen die, die im Zorn andre Welten bauen und ihnen Weltregierer geben könnten, die neue Götter und neue Sterbliche ins Dasein rufen könnten? Wer, dem sein Leben lieb ist, wollte die kränken, durch deren Vermittlung allein Welten und Götter zu bestehen fortfahren?“ Man vergleiche damit die folgenden Sätze über die Śûdra: „Eine Pflicht hat der Herr dem Śûdra auferlegt: den höhern Kasten zu dienen, ohne Murren.“ „Einen Śûdra, mag er leibeigen sein oder nicht, darf der Brahmane zwingen, Sklavendienste zu thun; denn der Śûdra war von dem höchsten Wesen lediglich für den Dienst des Brahmanen geschaffen.“ „Ein Brahmane darf ohne die geringsten Gewissensbisse das Vermögen eines Śûdra für sich wegnehmen, da diesem gar nichts zu eigen gehören kann: er ist einer, dessen Besitz von seinem Herrn weggenommen werden kann.“ Bezeichnend ist auch das

verschiedne Strafrecht für Brahmanen und Śûdra: als höchste Strafe ist für den Brahmanen vorkommenden Falles das Rasieren des Kopfs vorgeschrieben — für andre Kasten soll Todesstrafe eintreten. „Entschieden darf ein König einen Brahmanen nicht schlagen, selbst wenn er bei der Ausführung irgend eines Verbrechens betroffen wird; er darf ihn nur Landes verweisen, aber im Besitze seines ganzen Vermögens und unbeschädigt.“ „Tötet ein Brahmane eine Katze, ein Ichneumon oder einen Frosch, Hund, Eidechse, Eule, Krähe, so muß er dieselben (Reinigungs-) Vorschriften beobachten, als ob er einen Śûdra getötet hätte.“ Für den Śûdra dagegen gilt ganz andres Recht: „Wenn ein Einmalgeborner in verletzender Weise von dem Namen oder der Kaste der Zweimalgebornen spricht, so soll ein zehn Finger langes rotglühendes Eisen in seinen Mund gestoßen werden.“ „Wenn ein solcher Mann so frech ist, daß er den Priestern über deren Verhalten Vorstellungen machen wollte, so soll ihm der König siedend heißes Öl in Mund und Ohren gießen lassen.“

Im Gegensatze zum Kshatriya entsprach die äußere Erscheinung des Brahmanen nicht der Macht, die sich in seiner Kaste vereinigte. Bescheiden, ja ärmlich war seine äußere Stellung und sein Lebensführung. Viele gewinnbringenden, aber in seinen Augen minderwertigen Berufsarten waren ihm verschlossen. Auf der andern Seite war es Pflicht jedes Brahmanen, einen Hausstand zu gründen, und sein größtes Streben, Söhne zu erzeugen, die nach seinem Tode sein Andenken hoch halten und seiner Seele durch Gebete und Opfer förderlich werden sollten. So mußte sich der Besitz der Brahmanen immer mehr zersplittern. Auch war die ganze Geistesrichtung der Brahmanen dem Irdischen abgewandt; nicht nur der Körper, sondern auch der äußere Besitz wurde von ihnen als ein Hemmnis auf dem Pfade zur Glückseligkeit angesehen, der in der Rückkehr der Seele zu der von allem Stofflichen gereinigten Weltseele bestand. Betteln und Gabensammeln hatte daher für den Brahmanen, dem nach seiner Auffassung doch die ganze Welt gehörte, nichts Herabwürdigendes; im Gegenteil, es erschien ihm als die höchste Art des Lebenserwerbs, weil er so am wenigsten von der Beschäftigung mit seinen höchsten Aufgaben abgehalten wurde. Freilich reichten die freiwilligen Gaben selbst in der Zeit höchster Brahmanenmacht nicht immer aus; deshalb waren viele gezwungen, durch Arbeit Lohn zu gewinnen. Viele Gaben flossen als Entgelt geistiger Arbeit, für religiöse Belehrung, Gebet, Opfer, richterlichen Spruch; reichte das nicht aus, so war es auch erlaubt, den Acker zu pflügen oder Herden zu weiden. Der Brahmane durfte sogar das Kriegshandwerk lernen und üben (Droṇa und Aśwatthâman, S. 366) oder auch anständigen Handel treiben, wobei aber Geldausleihen auf Zinsen, Verkauf von berauschenden Getränken oder von den Erzeugnissen der heiligen Kuh, Milch und Butter, ausgeschlossen war. Unmöglich für einen Brahmanen war ein Lebenserwerb durch niedere Künste (Musik, Gesang) oder durch verunreinigende Hantierungen, wie Lederbearbeitung oder andres niederes Handwerk.

Ein volles Brahmanenleben umfaßte mehrere Stufen, die des Lernenden, des Hausvaters, des Einsiedlers und des Asketen. Bei eintretender Reife wurde der Jüngling mit der heiligen Schnur umgürtet und in die Gemeinschaft der Zweimalgebornen aufgenommen. Er trat seine Lehrzeit bei einem geistlichen Lehrer, dem Guru, an, der höher verehrt werden mußte als der leibliche Vater: „Wenn ein Brahmanenlehrling seinen Lehrer tadelt, sei es auch mit Recht, wird er als Esel wiedergeboren, wenn er ihn fälschlich verleumdet, als Hund, wenn er sich seines Guts ohne Erlaubnis bedient, als kleiner Wurm, wenn er ihm sein Verdienst neidet, als Insekt.“ Bei dem Guru lernt der junge Brahmane in langer Schulzeit die heiligen Bücher, alle Gebete, Opfer und die dabei erforderlichen Gebräuche, alle Gesetze brahmanischer

Gesellschaftsordnung kennen. Dann folgt die Stufe des Hausvaters, ein Zoll, der dem Irdischen gebracht wird, um durch Söhne sein Geschlecht und die Kaste blühend zu erhalten. Ist dies Ziel erreicht, dann bleibt für den Rest des Lebens die höchste und schönste Aufgabe, sich ganz dem Erlösungswerk und der Reinigung der Seele vom Irdischen hinzugeben: der Brahmane verläßt, oft begleitet von seiner Frau, sein Haus und wird Waldeinsiedler. Als solcher lebt er nur von Früchten oder Wurzeln, die ihm der Wald, oder von milden Gaben, die ihm fromme Verehrer spenden, und er widmet sich ganz der Erfüllung religiöser Vorschriften und dem Sichversenken in tiefsinnige Spekulationen über das Übel der Welt und über die Mittel, sich davon zu befreien. Die höchste Leistung des brahmanischen Lebens ist das des bedürfnislosen, allen irdischen Interessen entrückten Nachdenkens über die tiefsinnigsten Fragen, die sich der menschliche Geist stellen kann. Gleichgesinnte Brahmanen vereinigten sich dann oft zu frommer Übung; es entstanden geistliche Orden mit festen Satzungen über das äußere Verhalten und mit dem gemeinsamen Ziele, die Welt um sich ganz zu vergessen und allein innerer Betrachtung zu leben. Andre begnügten sich nicht mit dem bloßen innerlichen Versenken in die Gottheit, sondern suchten schon in diesem Leben das Irdische an ihnen, das Fleisch, gewaltsam zu bekämpfen und zu ertöten. Die ausgesuchtesten Qualen und Körperpeinigungen wurden erdacht, und auch hierfür gibt der alles ordnende Manu gewisse Regeln: „Der Büßer soll auf dem Boden sich wälzen, oder tagelang auf den Fußspitzen stehen, oder beständig wechselnd aufstehen und sich niedersetzen. In der heißen Jahreszeit soll er sitzen zwischen der Glut von vier Feuern unter den heißen Sonnenstrahlen; im Regen soll er nackt den Strömen der Wolken sich aussetzen, in der kalten Jahreszeit nasse Kleider tragen. Durch Erduldung immer härterer Peinigungen lasse er seinen sterblichen Stoff sich verzehren. Und wenn ihn Siechtum ergreift, so mache er sich auf und schreite in gerader Richtung nach Nordosten fort, sich nährend von Wasser und Luft, bis sein sterblicher Leib zusammenbricht und seine Seele sich vereint mit Brahman."

δ) Die brahmanische Philosophie.

Wie verschieden aber auch der einzelne Brahmane sich dem Ertöten des Fleischs gegenüber verhielt, eine hohe, ideale Aufgabe war allen gestellt. Je mehr der großen Menge des Volks gegenüber die rituelle Seite des Opfers ausgebildet und ihm dessen zauberhafte Wirkung eingeredet wurde, um so mehr mußten sich gerade die besten Geister und die tiefsten Denker von der Nichtigkeit solcher Zeremonien überzeugen; ja, die bewußte Unwahrheit, auf die sich die ganze brahmanische Machtstellung gründete, mußte ihnen die Freude am Dasein verleiden. Daher wird auch das ganze Denken gerade derer, die die höchste Spekulation zu ihrem eigensten Lebensberufe gemacht hatten, durch eine tief weltschmerzliche Stimmung bestimmt: der Menschen und der ganzen Welt Dasein ist ein einziges großes Leid, und das höchste Ziel alles Lebens kann nur sein, von diesem Leide sich zu lösen, das höchste Ziel des Geistes, den Weg dazu zu suchen. Zu finden ist er nur durch ursächliches Verständnis des Leidens, durch Erkennen des logischen Zusammenhangs, der die ganze Welt durchzieht. Der Weg zur Erlösung ist der Weg zum Wissen (djñâna). So unterscheidet sich die brahmanische Philosophie in ihren Zielen von der der europäischen Kultur: während diese die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, verfolgt der Brahmane mit seiner Spekulation nur den praktischen Zweck, sich von dem Banne des Wehs, das wie ein Fluch auf der ganzen Welt lastet, zu befreien.

Diese Philosophie der Brahmanen ist niedergelegt in den Upanishads, der „mystischen Lehre von dem, was unter der Oberfläche verborgen liegt". Auch sie gelten als heilige

Offenbarung; aber während die Weden auch den Waiśya offen ſtehen, ſind ſie ausſchließlicher Beſitz der höchſten Kaſten. Ihre Lehre iſt ein ſpiritualiſtiſcher Pantheismus: das ganze All iſt nur ein einziges Weſen, eine Weltſeele, Âtman oder Brahman. Die Lehre der Upaniſhads iſt im philoſophiſchen Syſteme des „Wedânta" planvoll ausgebildet worden.

In ſeinem vollkommnen urſprünglichen und in ſeinem dereinſtigen letzten Zuſtand iſt die Weltſeele, das „Selbſt", unperſönlich (das Brahman), unbewußt, in abſoluter Ruhe, unendlich, ohne Anfang, ohne Ende, durch ſich ſelbſt beſtehend. Aber ſobald in ihm das Verlangen erwacht, thätig zu ſein, wird es zu dem perſönlichen Allvollbringer (der Brahman, Brahmâ); dieſer ſchafft die ſinnlich wahrnehmbare Welt. Alles, was darin iſt: der Himmel und die Erdfeſte, Feuer, Waſſer, Luft und Erde, Steine, Pflanzen und alle ſeeliſch belebten Weſen, Tiere, Menſchen und Götter, ſind nur perſönlich und thätig gewordner Geiſt von jenem alles durchdringenden Geiſte, dem Brahman. Wenn dieſes ſich darin gefällt, zu ſchaffen, ſo verbindet es ſich in ſeiner Erſcheinung in der Welt mit Geiſt (Wahrnehmen, Denken, Wollen) und mit körperlichen Hüllen, die für die lebenden Weſen von mehrfacher Natur ſind: ein materieller Körper, der mit dem Tode ſtirbt und vergeht, und eine viel feinere Hülle, in der die Seele beim Verlaſſen des Körpers bleibt, und die erſt erliſcht, wenn das ihr innewohnende Weſen wieder in das unperſönliche, unbewußte Brahman zurückfließt. In ſeinem irdiſchen Daſein verläßt das durch ſich ſelbſt ſeiende Allweſen ſeinen höchſten Zuſtand der abſoluten Ruhe; es ſinkt von ſeiner Vollendung herab. Das iſt das Leid alles irdiſchen Daſeins, und zurückzukehren zum idealen ruhenden Zuſtande der Weltſeele iſt das tiefſte Verlangen aller Geſchöpfe. Nicht leicht iſt dieſe Erlöſung: nach dem ehernen Geſetze der Kauſalität wird die Bethätigung der Weltſeele zu einem Fluche, der dauernd auf allem körperlichen Sein laſtet. Jedes Thun, es mag böſe oder gut ſein, führt zu neuem Thun, zu neuer Entfernung vom höchſten Sein, zu neuem Unglücke. Nach jedem Tode folgt eine Wiedergeburt, und zwar je nach den Handlungen des abgeſchloßnen Einzellebens als höheres oder niederes Weſen, als Gott, Brahmane oder als Śûdra, vierfüßiges Tier, Inſekt oder Wurm (die praktiſche, auf das Volk berechnete Lehre hat dazwiſchen noch Fegefeuer und Höllenſtrafen eingeſchoben, denen die indiſche Phantaſie möglichſt brennende Farben verleiht). So ſcheint dieſe fortlaufende Kette von Seelenwanderungen durch millionenfache Wiedergeburten endlos. Dennoch iſt ihr ein endliches Ziel geſetzt, und die Wiedervereinigung und Auflöſung der perſönlich gewordnen Seele in die abſolute Ruhe und Bewußtloſigkeit des Ur-Brahman iſt möglich; der Weg, der dahin führt, iſt der zur Erkenntnis, der Weg zum Wiſſen, der nur durch abſolutes Sichverſenken erlangt werden kann.

Dieſe pantheiſtiſche Lehre der Brahmanen ſteht vor der Schwierigkeit des Gegenſatzes zwiſchen der rein geiſtigen Natur des Ur-Brahman und der wirklichen Welt; mehrere (ſechs von ihnen ſind als ſolche allgemein anerkannt) philoſophiſche Syſteme und Schulen haben auf verſchiednem Wege die Löſung des großen Rätſels verſucht. Von ihnen ſind es beſonders zwei Lehren, die für die weitere Entwicklung des indiſchen Geiſtes von großer Bedeutung geworden ſind, die Sâṁkhya- und die eben erwähnte Wedânta-Philoſophie (Ende, Vollendung der Weden). Jene ſieht in der äußern Welt thatſächliche Wirklichkeiten, entſtanden aus der ſchaffenden Kraft der Weltſeele; für den Wedânta-Philoſophen dagegen iſt alles Materielle nur Einbildung, ohne wirkliche Wahrheit. Sobald nach ihm das Brahman Bewußtſein und Perſönlichkeit annimmt, verbindet es ſich nur in der Einbildung mit körperlicher Hülle. In der feinſten Hülle erſcheint es als perſönlicher höchſter Gott, Îśwara. Aber allen ſolchen Hüllen haften die Eigenſchaften der Thätigkeit (radjas), der Gutheit (sattwa) und Leidenſchaftsloſigkeit oder Dunkelheit

(tamas) an, und ſo erſcheint dieſer höchſte Gott dreigeſtaltig: als perſönlicher thätiger Schöpfer, Brahmâ, als der hilfreiche, immer wirkende Wiſhnu, oder als der Wiederauflöſer und Zerſtörer, Rudra-Śiwa. Immerhin ſind dieſe und alle andern Götter ſowie auch die Menſchen und die ganze ſinnliche Welt nur ein Traum, eine Vorſtellung der Weltſeele, außerhalb deren überhaupt nichts Wirkliches iſt.

Es war nicht leicht, ſich über die Schwierigkeiten, die in allen indiſchen philoſophiſchen Syſtemen lagen, hinwegzutäuſchen, geſchweige denn ſie zu löſen; ſchwer war der Text der heiligen Weden, auf denen doch alles Wiſſen beruhte, damit in Einklang zu bringen. Man mußte zu den ſpitzfindigſten Deutungen, zu den gekünſteltſten Beweisführungen ſeine Zuflucht nehmen. Ein jeder ſuchte den andern an Gelehrſamkeit und Wiſſen, an Schlagfertigkeit und Geſchicklichkeit in der Auslegekunſt zu überbieten. Die Methode, das Formelweſen überwucherte ſchließlich den ſachlichen Inhalt des Denkens, und die indiſche Philoſophie wurde zu einer Scholaſtik, die hinter der unſeres Mittelalters nicht zurückſtand.

ε) Die brahmaniſche Götterlehre.

Die Lehren der philoſophierenden Brahmanen konnten wohl den grübelnden Geiſt des weltſchmerzlich verzweifelnden Brahmanen feſſeln und ihm, der unter der zwingenden Gewalt der Askeſe ſtand, als höchſte, unumſtößliche Wahrheit erſcheinen — der großen Menge des Volks waren ſie verſchloſſen, und ſie hätten ihr auch nicht genügt: wer ganz im wirklichen Leben ſteht, verlangt andre Speiſe für den das Höchſte ſuchenden Geiſt; ihm muß die Gottheit zwar allmächtig, aber menſchlich begreifbar ſein. Wollten die Brahmanen ihren Einfluß auf das Volk nicht verlieren, eine Gefahr, die nach dem Auftreten der Buddhalehre mit ihrem mächtigen Einfluß auf die Geiſter immer mehr anwuchs, ſo mußten ſie ihm anſchaulichere, ſinnlich begreifbare Götter bieten.

Die altwediſchen Götter der kriegeriſchen Zeit hatten mit dem Niedergange des Adels an Glanz und Macht eingebüßt; ſie waren auf anderm Boden gewachſen und wollten in die neue Zeit mit ihren veränderten Bedingungen und Zuſtänden des Lebens nicht mehr recht paſſen. Aber in der Sage und im Gedichte waren Idealgeſtalten neu erſchienen, die Helden der Glanzzeit ariſchen Lebens im weſtlichen Gangesgebiete. Die Mythenbildung erfand für ſie eine Genealogie, die ſie mit den von alters her verehrten Naturkräften verknüpfte (Sonnen- und Monddynaſtien). Immerhin ſtand die indiſche Heroenzeit der brahmaniſchen Entwicklung geſchichtlich viel zu nahe, als daß ſich ihre Geſtalten zu höchſten Göttern hätten ausbilden können. Andre Gottheiten boten ſich von andrer Seite her dar. Das Zurückſinken der Bedeutung der altwediſchen Götter beruhte nicht zum wenigſten auf der Annäherung und teilweiſe erfolgten Durchdringung der beiden Raſſen, die anfangs mit tödlichem Haſſe gegeneinander geſtanden hatten. Damals waren die ariſchen Götter in erſter Linie Schlachten- und Kampfesgötter geweſen; jetzt waren die Verhältniſſe friedlicher und ruhiger geworden. Je mehr aber das Volk unter dem Einfluſſe der Brahmanen ſein ſtolzes Kraftbewußtſein verlor, je mehr die Empfindung des Weltelends auch das Volk durchdrang, um ſo empfänglicher wurde es für den urindiſchen Dämonenſpuk unheimlicher, dem Menſchen feindſeliger Gewalten, die die wimmelnde Geiſterwelt der Urbewohner bildeten.

Den Brahmanen war dieſe Wandlung des Glaubens der großen Menge nicht unwillkommen: fanden ſie doch in dem Kultus dieſer Götter, in den Zauberformeln und Beſchwörungen, in dem Hervorkehren des Formenweſens ſo viel, was der Methode ihres eignen Götterkults zuſagte, daß ſie kein Bedenken trugen, das Bündnis mit den drawidiſchen Höllengeiſtern zu

fördern. So grinst uns aus den spätern heiligen Büchern der Brahmanen, ja schon aus dem jüngsten der Weden, dem Atharwaweda, ein Heer fremdartig böser Geister entgegen, die den ältern Büchern, besonders dem Rigweda, noch ganz fremd sind. Die Brahmanen fanden keine Schwierigkeit darin, sich mit der Aufnahme jener Geister in ihren Himmel zu befreunden, da die großartige Dehnbarkeit ihres Begriffs der Durchdringung und Emanation ihnen gestattete, alles, auch das Ungöttlichste, ihrem System einzugliedern. Gefiel sich doch ihr höchstes Wesen, die Allseele, in unendlichen Erscheinungsformen, warum nicht auch in solchen von bösen Dämonen und Gespenstern? Ihre eigne Spekulation über die drei Gestalten des zur Person gewordnen höchsten Wesens fand wenigstens in zweien davon Typen für die Eigenschaften, die die Götter der einen und der andern Rasse charakterisierten: in dem gütigen, hilfsbereiten Wishnu eine Zusammenfassung der altwedischen, dem Menschen freundlich gesinnten Götter, dagegen in dem auflösenden, zerstörenden Rudra-Śiwa (s. die obere Hälfte der Tafel „Altindische Bildhauerkunst" bei S. 382) die Vereinigung aller feindseligen Kräfte, wie sie in Dämonengestalt von den Drawida gefürchtet wurden. Die dritte Seite des zur Person gewordnen brahmanischen Allwesens, der schöpferische Brahmâ, fand in dem religiösen Fühlen und Verlangen der Menge kein Entgegenkommen, sondern ist immer eine besonders brahmanische Vorstellung geblieben. Während in tausend und abertausend Tempeln die beiden andern Personifikationen des höchsten Wesens angebetet werden, finden sich in ganz Indien kaum zwei Tempel, in denen ein anschauungsbedürftigerer Brahmane die schöpferische Kraft der Weltseele in einem Götterbilde verehrt.

ζ) Die Verbreitung des Brahmanentums nach Südindien.

Je mehr die arischen Staaten am Ganges erblühten und sich ausdehnten, je geräuschvoller das Leben wurde, um so weiter zog sich der Brahmane in die Einsamkeit zurück. Es entstanden in den bis dahin noch gar nicht vom brahmanischen Kultus berührten Ländern, in den Waldeinöden und in der fremden Welt einheimischer Staaten ganze Kolonien vereinzelt oder in größern Ordensgruppen lebender Einsiedler. Wohl hatten sie oft Anfechtungen feindlicher Stämme zu bestehen, und viel ist die Rede von den bösen Râkshasa, die die frommen Eremiten gestört oder getötet hätten. Aber sie trafen auch gesittetere und freundlichere Verhältnisse, Menschen, die den höher gebildeten Fremden gerne milde Gaben reichten und dafür Belehrung und Anregung eintauschten. So wurden diese die Pioniere brahmanischen Wesens, und ihre Klausnereien und ihr Einfluß breiteten sich immer weiter nach dem Süden aus. Das Mahâbhârata beschreibt, wie Ardjuna auf seiner frommen Reise von Einsiedelei zu Einsiedelei bis zu den Jungfrauenbädern von Komarya am Kap Komorin gelangt; ebenso trifft Râma überall auf Einsiedeleien. Der Name aber, der in all diesen Berichten immer wiederkehrt, der Mann, der allen arisch-brahmanischen Stammesgenossen stets mit Rat und That zur Seite steht und den größten Einfluß im ganzen Süden besitzt, ist Agastya. Der Mythus macht aus ihm einen der größten Weisen (Rishi) der Urzeit, den Sohn des Mitra und des Waruna, den starken Helfer in der Not der altarischen Götter, wenn sie den bösen Dämonen, den Asuras, zu unterliegen drohten. Hier im Süden ist er die Verkörperung des siegreichen Vordringens brahmanischer Kultur. Vor ihm beugen sich die vorher noch nicht überschrittnen Windhyaberge; er ist der geschworne Feind der bösen Dämonen, der Râkshasa (der Götter der Urbewohner), und der Kulturbringer für die drawidischen Reiche, daher der Tamir Muni, der Weise der Tamilen.

Die vorbrahmanische Urzeit des Südens liegt für uns im Dunkel verborgen, durch das nur an einzelnen Punkten ein schwacher Dämmerschein dringt. Einheimische Sagen verlegen

den Ausgangspunkt der allgemeinen kulturellen und ſtaatlichen Entwicklung des Lands nach Korkay (dem griechiſchen Kolchoi) an der Mündung des heiligen Fluſſes Tâmraparnî in der ſeichten Bucht von Manaar, die, im Oſten durch die Adamsbrücke vor dem unwirtlichen Bengaliſchen Meer mit ſeinen gefährlichen Wirbelſtürmen geſchützt, das Zwiſchenglied zwiſchen den beiden reichen Ländern im Norden und Süden, Indien und Ceylon, bildet. Korkay war, als die Griechen es zuerſt aufſuchten und die Kunde von ihm im Abendlande verbreiteten, ſchon eine alte Stadt. Es verdankt ſein Daſein und ſeine Blüte dem Erzeugniſſe jener Bucht, den von Urzeiten her ſo hochgeſchätzten Perlen, mit denen jener kolchiſche Meerbuſen ſeit den früheſten Zeiten die Welt ausgiebiger verſorgt hat, als irgend ein andrer Punkt der Erde: man darf wohl das Alter jenes Handelsplatzes ſo hoch hinauf rücken, wie das Vorkommen der Perle als Schmucks bei den Völkern der Alten Welt. Die uralten Ruinen von Korkay ſind, mehrere Meilen von der jetzigen Küſte entfernt, wieder aufgefunden, vergraben im alluvialen Sande, mit dem der Tâmraparnî ſeine Mündung immer weiter in das Meer vorſchiebt (unweit des jetzigen Hafenplatzes Tutikorin). Jene Sage nun erzählt, daß Korkay von drei Brüdern gegründet worden ſei, die hier zunächſt längere Zeit einträchtig zuſammen gelebt, ſich aber ſpäter getrennt und drei Königreiche (Maṇḍalas) gegründet hätten: das Pâṇḍya-Reich (griechiſch Pandion) ganz im Süden, das Tſchola-Reich im Nordoſten und das Tſchera-Reich im Norden und Nordweſten davon (vgl. weiter unten). Das bedeutendſte von ihnen war das Pâṇḍya-Reich, das noch lange Zeit die Hafenſtadt Korkay als Hauptſtadt beibehielt; das Totem- oder Wappen-Zeichen ſeiner Könige war der Fiſch (Karpfen), was jene Sage, daß der Ausgangspunkt der höhern Entfaltung am Meere gelegen habe, beſtätigt. Später wurde die Hauptſtadt mehr in die Mitte, nach Mathurâ, verlegt. Als die ariſch-brahmaniſchen Einſiedlervorpoſten bis in jene fernen Gegenden vordrangen, fanden ſie ſchon blühende, wohlgeordnete Staaten vor. Alles, was dort ſpäter nordiſche Kultur neu und fördernd gebracht hat, wird auf den Namen des Agaſtya vereinigt; er kam an den Hof des Königs Kulaſekhara, wurde wohl aufgenommen und ſchrieb in der Sprache des Lands Lehrbücher über alle Zweige des Wiſſens und der Kultur.

Wie anders verlief hier im Süden die Einführung ariſchen Weſens! Im Norden war es ein Kampf der Raſſen und der rohen Kraft einer körperlich und geiſtig kräftigern Raſſe gegen rückſtändigere Stämme, der damit endete, daß die letztern entweder verſchwinden oder auf die unterſte Stufe geſellſchaftlicher Ordnung hinabgedrückt wurden — hier ſind es geiſtige Waffen, das höhere Wiſſen und Können einzelner hervorragenden Männer. Nachgiebig anſchmiegend führt ſich das Brahmanentum ein, macht Zugeſtändniſſe, läßt dem Volke ſeine Sprache und ergänzt ſie nur da, wo Begriffe und Worte ungenügend ausgebildet ſind (für abſtraktes Denken und religiöſe Lehre) mit Teilen der heiligen brahmaniſchen Sprache (dem Sanskrit); dieſe ſteht aber ſchon ſo hoch in der Achtung, daß Könige und Städte es ſich zur Ehre anrechnen, neben ihrem alten dravidiſchen Namen einen Sanskritnamen zu führen, der uns in den ſpätern Berichten der Griechen allein genannt wird. Außerdem war ja der einheimiſche Name Pâṇḍya (Saft der Palme, ein Haupterzeugnis des Lands) dem der Pâṇḍawa der ariſchen Sage (S. 362) ſo ähnlich, daß beide für gleich ausgegeben und die Pâṇḍyadynaſtie des ſüdlichen Reichs mit der den ariſchen Göttern entſproßnen Pâṇḍudynaſtie des Nordens zuſammengeſtellt wurde. Auch die Schrift ließen die Brahmanen dem Volke; das ureinheimiſche, auf kein andres Syſtem zurückzuführende Vaṭṭeluttu-Alphabet (Vaṭṭeluttu) iſt in den drei ſüdindiſchen Reichen erſt gegen das Ende des erſten nachchriſtlichen Jahrtauſends von neuern Alphabeten verdrängt worden, die auf die ſüdlichen Aſoka-Inſchriften zurückzuführen ſind.

Wann dieſe Brahmaniſierung Südindiens ſtattgefunden hat, iſt, wie die ganze vorgriechiſche Chronologie Indiens, ſehr unſicher. Der Umſtand, daß die Kſhatriya bei dieſer geiſtigen Eroberung des Südens gar keine Rolle ſpielen, ſowie die vollſtändige Durchbildung des rein brahmaniſchen Weſens, mit der jene Kulturträger auftraten, zeigt, daß die Kämpfe um die Macht der beiden Stände beendet ſein mußten. Anderſeits finden die Griechen zu Alexander des Großen, die Römer zu Auguſtus' Zeiten die brahmaniſche Kultur ſo in das ganze Leben eingedrungen, daß eine Reihe von Jahrhunderten ſeit ihrer Einführung vorübergegangen ſein muß. Vielleicht hat alſo die Gewinnung des Südens für brahmaniſches Weſen in der erſten Hälfte des erſten Jahrtauſends vor Chriſtus ſtattgefunden.

η) Die alten Königreiche im Süden Indiens.

Die älteſten geſchichtlichen Angaben über die Pâṇḍyareiche Südindiens finden ſich in den buddhiſtiſchen Chroniken Ceylons: ſchon der ariſche Vorſtoß unter Widjaya trifft dort ein ſtarkes Reich, dem wahrſcheinlich der Norden Ceylons tributpflichtig war; auch die neu angekommnen Arier, die ſich ihre Frauen aus jenem Lande holen, müſſen regelmäßige Abgaben an Perlen und Opferhorn-Muſcheln an die Pâṇḍyafürſten entrichten. Auch die Berichte des Megaſthenes aus der Wende des 4. zum 3. Jahrhundert v. Chr. erwähnen das Pâṇḍyareich im äußerſten Süden der indiſchen Halbinſel und fügen hinzu, daß es viele Perlen liefere. Das Reich wird ferner in den Inſchriften Aſokas zugleich mit ſeinen beiden tamiliſchen Nachbarreichen genannt (Pada = Pâṇḍya, Tſchuda = Tſchola und Kera = Tſchera), und die nicht ſeltnen Funde römiſcher Geldmünzen im ſüdlichſten Teil Indiens beſtätigen die Angaben Strabons von den Handelsbeziehungen zwiſchen dem römiſchen und dem Pâṇḍyareich und von der Geſandtſchaft, die das letztere an Kaiſer Auguſtus ſandte. Die Grenzen dieſes Reichs (ſ. die Karte bei S. 420) fielen im Süden und Südoſten mit der Nordküſte des Golfs von Manaar und der Palkſtraße zuſammen, von deren Nordende die Grenzlinie in weſtlicher Richtung zu den Palni-Bergen hinüberzog; im Weſten reichte die Macht des Pâṇḍyakönigs wiederholt bis an das Arabiſche Meer, und noch heute wird im ſüdlichſten Teile der Malabarküſte die Sprache des Oſtens, Tamiliſch, geſprochen. Ein tapferer kriegeriſcher Geiſt zeichnete das Pâṇḍyareich während ſeines ganzen Beſtehens aus; ſowohl ſeine ſüdlichen Nachbarn (die Singhaleſen) als auch die Tſchola im Norden lagen mit ihm in faſt beſtändiger Fehde. In der Höhe ſeiner allgemeinen Kultur hat es alle andern ſüdindiſchen Staaten weit überragt.

Der nordöſtliche Nachbar des ſüdlichſten Staats waren die Tſchola (der Name der Koromandelküſte iſt verderbt aus Tſchola maṇḍalam, Tſcholareich), ein Stamm, wohl ebenſo alt wie der der Pâṇḍya. Ptolemaios ſpricht von den Sorai Nomades dieſer Gegend, von den Wander-Tſchola. Ihr Hauptſtamm war der mit ſeinen Herden umherziehende Hirtenſtamm der Kurumba, und ihrem unruhigen Nomadenleben entſprechen die kriegeriſchen Neigungen, die den Kampf mit den Nachbarſtämmen nicht recht zur Ruhe kommen ließen; auch an feindlichen Unternehmungen gegen das ferner gelegne Ceylon waren ſie oft beteiligt. Ihre Hauptſtadt iſt öfters verlegt worden: Kombakonun, Tritſchinopoli, Tandjur ſtehen auf der Stelle ihrer frühern Königsſtädte. Die anfangs weiter ſüdlich gelegne Nordgrenze wurde mit der Zeit bis in das Gebiet der Telugu-Sprache hinein ausgedehnt. Hier folgte dann noch weiter nach Norden bis zur Kiſtna (Kriſhna) zunächſt eine Anzahl unabhängiger Stämme, von denen die Pallawa die bedeutendſten waren; jenſeit der Kiſtna bis hinauf nach Oriſſa erſtreckte ſich endlich das uralte dravidiſche Kaliṅgareich.

Im Süden der Halbinsel reichte das dritte der drawidischen Reiche, das der Tschera, an der Malabarküste etwa von Kalikut bis zum Kap Komorin, schob aber zeitweise auch seine Grenzen ostwärts über die Ghats hinüber vor (Maisur, Coimbatore, Salem), mußte zu andern Zeiten freilich auch Teile seines Gebiets an der Malabarküste an die Pândyakönige abgeben. Im ganzen war dieser Zweig der drawidischen Staatengruppe weit friedlicher als seine östlichen Nachbarn; die reiche Natur der Malabarküste war einer ruhigern Entfaltung und der Ausbildung friedlichern Sinns der Bewohner günstig. Die Landessprache hat sich erst in später Zeit, seit einem Jahrtausend, von dem Tamilischen so weit entfernt, daß sie jetzt als besondere Sprache gelten muß; bis dahin ist auch noch mit dem alttamilischen Alphabet, dem Wattezhat (S. 378), geschrieben worden.

d) Das Vordringen des Brahmanentums an der Malabarküste.

Nördlich von dem Tscherareiche wurden die Verhältnisse der Bewohner der Malabarküste schon in früher Zeit durch die brahmanische Kultur in tiefgehenderer Weise beeinflußt als im übrigen Südindien. Bereits in der Blütezeit des Ritterstands waren die Arier bis nach Gudjerat am Busen von Cambay vorgedrungen (S. 364). Von jenen Küsten verbreitete sich arischer Einfluß ostwärts; zwischen den eingebornen, unabhängig bleibenden Stämmen der Bhilla (Bhil) drangen immer mehr Kolonisten vor, die arisches Wesen im Westen Mittelindiens (Mâlwa, mit der Zeit auch im Mahratthenlande) verbreiteten. Erst der spätern Zeit brahmanischer Machtblüte gehört das siegreiche Kolonisieren der im Sanskrit Kerala (Land der Tschera) genannten Westküste an. In deren nördlicher Hälfte, besonders im heutigen Kanara und Malabar, scheint schon in vorbrahmanischen Zeiten ein Gaugenossenschaftsverband von 64 Gauen bestanden zu haben, von denen dem sechsten Teil (10½ Gauen) der kriegerische Schutz des Lands anvertraut war; regiert wurden sie durch einen alle vier Jahre neu zu wählenden Rat von fünf Ministern. Als immer mehr Brahmanen in das fruchtbare Land vordrangen, behielten diese wohl die Organisation der staatlichen Verwaltung bei, setzten es aber durch, daß sie als die wahren Herren angesehen wurden. Eine Tendenzlegende führt ihr Kommen auf die Hilfe des brahmanenfreundlichen Gottes Wishnu in seiner Inkarnation als des Râma mit der Streitaxt (Paraśu Râma; S. 366) zurück. Sie läßt ihn als Sohn des weisen Brahmanen Djamadagni geboren werden. Diesem war in seiner Abwesenheit von dem Kshatriyafürsten Kârtawirya ein Opferkalb aus seiner Klause geraubt worden; der Sohn rächte den Vater, indem er den Kshatriya erschlug. Als aber darauf Djamadagni der Blutrache zum Opfer gefallen war, schwor Râma dem ganzen Kshatriyastande Rache und rottete ihn aus („reinigte die Erde 21mal von den Kshatriya"; a. a. O.). Die Götter beschenkten ihn reich: so weit er mit seiner Streitaxt werfen könnte, sollte alles Land ihm gehören. Die Waffe flog von Gokarna bis zum Kap Komorin. So wurde die ganze Malabarküste dem Meer abgewonnen und von den Brahmanen besiedelt, denen Paraśu Râma das Gebiet zum Geschenk machte. Noch jetzt beginnt die Zeitrechnung Malabars mit jenem Axtwurfe, der Erschaffung des Lands, die auf das Jahr 1176 v. Chr. zurückversetzt wurde. Die Legende ist erfunden, um die Ansprüche zu begründen, mit denen die Brahmanen hier auftraten. Sie wurden thatsächlich Besitzer des Lands, das sie an seine alten Herren nur gegen Pacht abgaben; ihnen müssen die Krieger huldigen und den Treueid leisten. Noch jetzt haben die höhern Brahmanenkasten auf der ganzen Malabarküste eine weit höhere Stellung als die auf der Ostküste der Halbinsel. Die Namburibrahmanen der Westküste wahren streng die Reinheit ihres arischen Bluts und sehen mit Verachtung auf die andern, zwar auch mit der heiligen Schnur umgürteten, aber dunkelhäutigen Brahmanen Südindiens herab.

d) Der Buddhismus in Indien.

Betrachten wir den Zustand Indiens um die Mitte des ersten Jahrtausends vor unsrer Zeitrechnung, so zeigt sich folgendes Bild. Die Arier sind zu hohem Wohlstande gelangt, ihr äußeres Leben hat sich gedeihlich entwickelt, größere und kleinere Staaten sind entstanden, volkreiche Städte glänzen durch die Pracht der Fürstenhöfe, wie durch den Reichtum der Bürger; Landwirtschaft, Industrie und Handel blühen. Auch das innere Leben der herrschenden Rasse hat Wandlungen erfahren; aber sie sind weniger erfreulich: es lebt nicht mehr der frische Jugendmut, nicht mehr der kraftfrohe Geist, nicht die stolze Freiheit. Tiefe Kastengegensätze zerspalten die Gesellschaft. An Stelle des Gefühls der Gleichheit aller ist ein Kastengeist getreten, der den Höhern auf den Niedriggestellten mit Verachtung herabblicken läßt, der jede Gemeinsamkeit eines öffentlichen Interesses ausschließt und deshalb alles Nationalbewußtsein erstickt. Alles Thun ist jeder einzelnen Kaste genau vorgeschrieben, und das Beste, das Denken, haben sich die Brahmanen als ihr Eigentum vorbehalten; wie sie behaupteten, aus dem Kopf des ersten Menschen hervorgegangen zu sein (S. 368), waren sie auch in Wirklichkeit der Kopf der Gesellschaft. Aber das Denken hatte sich seit der arischen Einwanderung von Grund aus verändert. Die Priester beteten nur noch zum Scheine zu den alten Göttern — in Wirklichkeit glaubte keiner an sie. Dafür hielt ein schweres Daseinsweh alle Denker gefangen; über die Wege aber, auf denen man sich davon befreien könne, gingen die Meinungen auseinander. Viele Schulen, viele Orden entstanden. Es war, als ob ein schwerer bengalischer Wirbelsturm über den Wald dahingebraust wäre: die Riesenstämme der alten Götter lagen abgestorben am Boden, und aus der Verwüstung sproßten viele neue Triebe hervor, von denen jeder mit dem andern um Luft und Licht und Raum kämpfte. Nur einem von ihnen war es vergönnt, zum mächtigen Baum auszuwachsen, der unter seinen Zweigen fast die ganze mittel- und ostasiatische Welt sammelte, dem Buddhismus.

Die Brennpunkte der Entwicklung indisch-arischen Wesens verschieben sich im Laufe der Zeit langsam von Westen nach Osten. Im 3. Jahrtausend v. Chr. über die nordwestlichen Pässe vorgedrungen, haben die Arier im 2. Jahrtausend das Fünfstromland besetzt; in die Mitte dieses Zeitraums mögen die Kämpfe an der Grenze zwischen Pandjab und Gangesgebiet fallen, in denen König Sudâs die verbündeten Stämme des Westens zurückschlug. Und an das Ende dieses Jahrtausends darf man die Glanzzeit der Fürstentümer an der Djamna und am obern Ganges setzen, deren Kämpfe den epischen Mittelpunkt des großen Heldengedichts der Bharata bilden. Nach einem weitern halben Jahrtausend hat sich der Schwerpunkt noch mehr nach Osten verschoben, in die Länder, deren Endpunkte durch den Anfang des Gangesdeltas und durch die Stadt Benares bezeichnet werden. Hier ist um diese Zeit eine Anzahl von Fürstentümern und Freistaaten entstanden, unter ihnen das mächtige Magadhareich mit der alten Hauptstadt Râdjagriha (in dem südlich vom Ganges gelegnen Teile des heutigen Bihâr). Wenig würden wir von den verschiednen kleinen Freistaaten auf der nördlichen Gangesseite, gegenüber von Magadha, wissen, wäre nicht gerade hier der Religionsstifter erstanden, zu dessen Lehre sich noch heute Hunderte von Millionen Menschen bekennen, der Buddha. In den Vorbergen des Himalaya hatte sich an dem Flüßchen Rohint, der heutigen Rohana, der Stamm der Śâkya niedergelassen, in dem bei den vielfachen Reibungen mit den benachbarten Kleinstaaten der Adel der Kshatriya noch eine bedeutende Rolle spielte; ihm gehörte auch der in der Hauptstadt des Ländchens Kapilawatthu (pâli; sanskr.: —wastu) residierende Stammeshäuptling Śuddhodana aus der Familie der Gautama an, der Vater des Buddha.

a) Das Leben Buddhas.

Nach der buddhistischen Legende war Śuddhodana mit zwei Töchtern des benachbarten Kolyafürsten (am andern Ufer der Rohini), gleichfalls eines Kshatriya, vermählt. Lange blieben die Ehen kinderlos; erst in ihrem 45. Jahre wurde die ältere der beiden Frauen, Mâyâ, schwanger. Als sie der Sitte ihrer Zeit und ihres Stands entsprechend nach ihrem elterlichen Hause reisen wollte, um dort die Entbindung zu erwarten, wurde sie unterwegs im Haine Lumbini durch die Geburt eines Sohns überrascht, der den Namen Siddhârtha erhielt. Dies ist der persönliche Name des Buddha, der noch öfter nach seinem Familiennamen Gautama (Gotama) genannt wird. Alle andern Bezeichnungen sind Beinamen, deren Zahl in gleichem Verhältnisse zu der Bewunderung und der Verehrung seiner Jünger steht: sie alle sind, ebenso wie auch Jesus' Nebennamen Heiland, Erlöser, Christus u. s. w., nichts als Bezeichnungen seiner Eigenschaften, so Śâkya Muni der Weise aus dem Śâkyageschlecht, Śâkya Sinha der Śâkya-Löwe, Bhagawat der Ehrwürdige, Sattha der Lehrer, Djina der Sieger u. s. w.; so ist auch Buddha nur ein solcher Beiname, er heißt „der Erleuchtete" (s. die untere Hälfte der beigehefteten Tafel „Altindische Bildhauerkunst").

Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich die Geburt Siddhârthas zwischen 560 und 557, sein Todesjahr zwischen 480 und 477 v. Chr. festsetzen. Schon am siebenten Tage nach der Geburt starb die Mutter des Kinds, das nun von der Schwester der Verstorbnen, Pradjâpati (pâli: Padjâpati), liebevoll gepflegt und erzogen wurde. Nach der Sitte seiner Zeit wurde der junge Siddhârtha schon in seinem 19. Jahre mit seiner Base Yasodharâ, einer Tochter des Kolyafürsten, vermählt; die Ehe wurde nach zehn Jahren durch die Geburt eines Sohns, Râhula, gesegnet. Ein andrer wäre an Siddhârthas Stelle zufrieden und glücklich gewesen: war ihm doch alles geworden, was sonst das Ideal eines vornehmen Kshatriya ausmachte. Aber ihn, den Neunundzwanzigjährigen, befriedigte das alles nicht: sein ernster und hoher Geist wandte sich in all dem äußern Wohlleben mit Widerwillen von den Nichtigkeiten der Welt ab. Seine Gedanken über das Elend der Welt und die Befreiung davon erhalten in der Sage objektive, persönliche Gestalt: eine Gottheit erscheint ihm zuerst als gebrechlicher Greis, dann als schwer Kranker, weiter als verwesender Leichnam und zuletzt als ehrwürdiger Einsiedler. Gerade die Geburt des Sohns wurde für ihn der letzte Anstoß zur Ausführung eines lange vorbereiteten Entschlusses; er sah in dem Kind ein neues Band, das ihn an die Welt fesseln könnte. Die Erzählung von Siddhârthas Flucht ist das rührendste Stück in der ganzen Legende seines Lebens. Nur einmal noch wollte er das Liebste auf der Welt sehen, nur einmal noch den neugebornen Sohn ans Herz drücken. Leise schleicht er sich in das Schlafzimmer an das Lager, auf dem Weib und Sohn ruhen. Aber die Hand der Mutter lag auf dem Haupte des Kinds, und er konnte dies nicht in die Arme schließen, ohne jene zu wecken.

So verließ er ohne Abschied Weib und Kind und fuhr allein mit seinem Wagenlenker in die Nacht hinaus. Dann schenkt er diesem allen Schmuck und beauftragt ihn, die Seinigen von seinem Entschlusse zu benachrichtigen, schert sein Haar kurz, tauscht sein reiches Gewand mit dem eines vorübergehenden Bettlers und wendet sich einsam der Hauptstadt des Magadhareichs, Râdjagriha, zu, in deren Nähe sich fromme Klausner in Felshöhlen niedergelassen hatten. Ihnen gesellt er sich zu, um von ihnen die Lösung des großen Welträtsels zu erhalten. Aber die Metaphysik der Brahmanen konnte seinen Geist nicht befriedigen: weder bei Alara Kalama, noch bei Uddaka Râmaputta fand er, was er suchte, den Weg zur Errettung vom Weltschmerz.

Er verließ beide Lehrer und wandte sich nach den Wäldern von Uruwela (beim jetzigen Buddhagayâ), in denen bereits fünf brahmanische Einsiedler strengster Askese oblagen. Sechs Jahre lang übertraf er alle an grausamer Ertötung des Fleischs, so daß er nur noch ein Schatten seines frühern Bilds von Kraft und Schönheit war. Der Ruf seiner übermenschlichen Selbstpeinigungen wurde weithin getragen; nur er selbst wurde um so unglücklicher, je mehr ihn die andern auf dem Heilswege vorangeschritten wähnten.

Vor Schwäche brach er ohnmächtig zusammen; aber wiedererwachend hatte er die Kraft gefunden, sich von dem Irrwege zu befreien. Doch als er wieder anfing, Nahrung zu sich zu nehmen, wie andre Menschen, hatte er sich den Glauben und die Achtung seiner fünf Genossen verscherzt; sie mieden seine Nähe und wandten sich der heiligen Stadt Benares zu, um dort in reinerer Umgebung ihre Kasteiungen fortzusetzen. Dem Zurückgebliebnen stand noch der schwerste Seelenkampf bevor. Die buddhistische Legende vergegenständlicht hier den Aufruhr seiner Gedanken und seiner Gemütsstimmung als lichte und dunkle Geister, die in furchtbarem Kampfe gegeneinander streiten, so daß die Welt erzittert und aus den Fugen zu gehen droht. An den Ufern der Nairandjara rang sich Siddhârtha zur Erleuchtung hindurch. Klar lag es vor ihm; offenbart war ihm die Einsicht in den Grund des Leidens und über den Weg der Befreiung davon. Jetzt war er „der Buddha" geworden, der Erleuchtete, der nicht nur für sich, sondern für die ganze Welt zum erlösenden Wissen gelangt war. Sieben Tage weilte der Buddha in erhabner Heiterkeit des Geistes, in seliger Verklärung unter dem heiligen Feigenbaume (ficus religiosa, singhalesisch: Bo-Baum, Baum der Erkenntnis [sanskr.: bodhi]). Freundliche Menschen brachten ihm Reiskuchen und Honig, und er bot ihnen dafür das Höchste, seine Lehre; sie beide, Tapussa und Bhallikâ, wurden seine ersten Laiengläubigen, sie nahmen „ihre Zuflucht zum Buddha und zur Lehre". Zweifel kamen dem Erleuchteten, ob auch der stumpfe Sinn der großen Menge fähig wäre, die große Wahrheit zu erfassen. Aber der Weltengott Brahman drängte ihn, seine Lehre zu verkünden, und der Buddha gab nach: er zog zu demselben Walde, wo die fünf Genossen seiner frühern Büßungen weilten, und legte ihnen in der „Predigt von Benares" die Grundzüge seiner Lehre dar. Weder das Leben im Genusse, noch auch die Ertötung alles Leiblichen könne zum Ziele führen, sondern nur der mittlere Weg. In großen Zügen zeigt er ihnen die Wahrheiten über das Leiden und den achtfachen Weg zur Erlösung.

Von da ab ist das Leben des Buddha erfüllt durch Lehren und Bekehren des Volks: die kleine Gemeinde erweiterte sich rasch durch Aufnahme von fünf Vornehmen aus Benares; dann kamen 50 weitere Jünger hinzu. Weithin war der Ruf des neuen Lichts gedrungen; von allen Seiten, auch von fernher drängten die Völker, die Lehre zu vernehmen. Der Buddha sandte alle seine 60 Jünger als Apostel hinaus: „Gehet hin, o Bettler, auf Eure Gänge zum Heile der Menge, zum Wohle der Menge, zum Heile, zum Vorteil und zum Wohle der Götter und Menschen." Nicht lange sollte der Erleuchtete allein bleiben, nachdem er seine Apostel hinausgeschickt hatte: bald bekannten sich wieder 30 reiche Jünglinge, darauf 1000 Feueraskeien zu seiner Lehre. Die bedeutungsvollste Bekehrung aber war die Bimbisâras, des Königs über das große Magadhareich: der Buddhismus gewann damit einen mächtigen Gönner, und die im unmittelbaren Anschluß an diesen Übertritt erfolgten Bekehrungen zu Laienbrüdern zählen nach Zehntausenden; noch wichtiger war hier der Eintritt der beiden hervorragendsten Schüler des Meisters: des Sariputta und des Mogallana.

Mit der Aufnahme des Königs Bimbisâra tritt zum erstenmal ein Zug hervor, der die weitere Entfaltung dieser Religion charakterisiert: die Neigung, Anschluß an die Herrschenden

zu gewinnen und sich unter deren Schutz zu stellen. Nunmehr hebt sich und sinkt der Buddhismus in den einzelnen Staaten gleichzeitig mit dem Gedeihen oder mit dem Niedergang ihrer Dynastien; dieselbe Erscheinung zeigt sich in Ceylon, wo die Gemeinde unter kräftigen und glücklichen Königen immer wunderbar gedeiht, aber in dem politischen Unglücke der Kriege mit den Drawida auch wiederholt heruntergekommen ist bis zum vollständigen Erlöschen. Gegen das Patronat hat sich der Buddhismus auch immer bis zu einem gewissen Grade fügsam gezeigt: gleich der erste hohe Gönner, Bimbisâra, setzte es durch, daß in der Mönchsgemeinde die bei manchen brahmanischen Mönchen schon früher üblichen monatlichen Beichten (strenge Observanz an den vier Mondvierteln; die Poya-Tage der heutigen Singhalesen) und die Uposadha-Tage eingeführt wurden. Und als der Buddha auf einer spätern Wanderung in seine Vaterstadt zurückkehrt und dort sein Sohn Râhula in die Gemeinde eintritt, läßt die Bitte des alten Fürsten den Aufnahmeregeln der Mönche die Bestimmung einfügen, daß kein Sohn ohne Zustimmung seines Vaters Mönch werden darf. Auch hätte sich das gründliche Widerstreben des Buddha gegen die Einrichtung von Nonnenorden kaum überwinden lassen, wenn seine Pflegemutter Pradjâpatî, die einen solchen Orden zu stiften wünschte, nicht königlichen Bluts gewesen wäre. Auf der andern Seite gewann die neue Lehre durch die Gunst der Mächtigen nicht nur die gute Stimmung des Volks, sondern auch erwünschten Rückhalt: die Armut war nur Gebot für den einzelnen Mönch — der Orden nahm von Anfang an reiche Schenkungen dankbar an. Die erste dieser Stiftungen war der Bambushain bei der Hauptstadt Magadhas, und noch zu Lebzeiten des Meisters wetteiferten Fürsten und reiche Leute, sich an solchen Schenkungen zu überbieten; eine ganze Reihe von großen Gärten und Parks wurde schon damals dem Orden gestiftet, darunter als berühmtester der Garten von Djetawana bei Sâwatthi. In Ceylon, wo die Geschichte des Buddhatums klarer vor uns liegt, war schließlich der größere und bessere Teil alles anbaufähigen Lands in den Händen des Ordens.

Unter den Schülern, die dem Buddha besonders nahe standen, ist die sympathischste Erscheinung die seines Vetters Ânanda, der zwar keineswegs durch geistige Größe hervorragte, aber durch seine liebevoll sorgsame Hingabe an den Meister unser Herz gewinnt. Auch das Böse fehlte in dem engern Kreise derer, die sich um den Erleuchteten geschart hatten, ebensowenig wie in dem Kreise der Jünger Jesu: in Dewadatta, dem von Hochmut Geblähten und von unzähmbarem Ehrgeize Beherrschten tritt uns vorbildlich schon in des Buddha Zeiten der Geist der Sektenbildung entgegen, der später immer und immer wieder zu Spaltungen geführt hat; von ihm werden noch zu Lebzeiten des Meisters viele Gläubige zum Abfall verführt. Und wie später jede Sekte von den übrigen alles Böse zu sagen weiß, so wirft auch hier die Legende dem ehrgeizigen Jünger vor, seinem Meister sogar nach dem Leben getrachtet zu haben.

Fünfundvierzig Jahre nach seiner „Erleuchtung" war der Buddha lehrend im Land umhergewandert, und nach vielen Tausenden zählten seine Anhänger, als ihn zum ersten Male schwere Erkrankung an das Herannahen des Endes mahnte. Besorgt fragt sich die Gemeinde, wer später ihr Führer sein solle. Aber der Meister weist sie auf sich selbst hin: „Seid selbst eure Leuchte, selbst eure Zuflucht, habt keine andre Zuflucht, die Lehre soll euer Licht, die Lehre eure Zuflucht sein, habt keine andre Zuflucht." Durch die Kraft seines Willens genas der schwer Kranke noch einmal; aber er selbst setzt die Zeit seines Endes auf drei Monate später an. Die letzten Tage des Buddha haben in der Legende so lebenswahre Einzelheiten, daß die Erzählung uns hier wahrscheinlich geschichtliche Erinnerungen wiedergibt. Er war mit seinem Lieblingsschüler Ânanda nach Pâwâ gezogen und war dort mit andern Mönchen bei dem Schmiede Kunda

zu Gaſt. Bei dem Mahle war ihm verdorbnes Schweinefleiſch vorgeſetzt worden, nach deſſen Genuß er erkrankte. Trotzdem ſetzte er ſeine Reiſe fort. Aber in der Nähe von Kuſinara verließen ihn die Kräfte, und unter zwei ſchönen Salbäumen gebettet, erwartete er den Tod. Er dankt ſeinem treuen Ânanda noch einmal für alle Liebe und Hingebung, fragt die um ihn verſammelten Mönche noch dreimal, ob bei irgend jemand noch ein Zweifel beſtehe, und als niemand einen ſolchen äußert, ſpricht er zu ihnen ſeine letzten Worte: „Wahrlich, ihr Mönche, ich ſage euch, alles iſt dem Vergehen unterworfen; ſtrebt unermüdlich nach Vollkommenheit.“ Dann ging ſein Weſen ins Nirwâṇa ein.

„Wie man die Überreſte des Königs der Könige behandelt, ſo ſoll man die des Vollendeten behandeln“, ſo lautete der Spruch Ânandas, als ihn die Maller von Kuſinara nach der Art der Beſtattung fragten. Sechs Tage dauerten die Vorbereitungen; dann wurde mit größtem Pompe der Scheiterhaufen angezündet. Die Gebeine des großen Dahingeſchiednen wurden geſammelt; von vielen Seiten verlangte man nach Reliquien, um ſie in würdigen Denkmälern (stûpas) aufzubewahren, und man einigte ſich zuletzt dahin, daß die Überreſte in acht Teile geteilt und an die bedeutendern Staaten, in denen der Buddha gelebt und gewirkt hatte, gegeben werden ſollten.

β) Die „drei Konzile“.

Die ſpätere Überlieferung erzählt, daß gleich nach der Beſtattung die hervorragendſten Mönche in Râdjagaha unter dem Vorſitze des Kâśyapa (pâli: Kaſſapa) zuſammengetreten ſeien, um dort die Lehre möglichſt genau feſtzuſtellen (das erſte Konzil von Râdjagaha). Es ſeien die auf die Disziplin des Ordens bezüglichen Ausſprüche des Buddha (Winaya) von Upâli, die allgemeinen Lehren (sûtra; pâli: sutta) über das Verhalten aller, auch der Laiengläubigen von Ânanda vorgetragen und von den 500 Mönchen getreu im Gedächtnis bewahrt und dann weiter überliefert worden. Genau 200 Jahre nach dem Hinſcheiden des Meiſters ſei dann ein zweites Konzil, das von Weſâli (Waiſâlt), notwendig geworden. Da eine Anzahl Mönche in einzelnen Punkten abweichende Anſichten vertreten hätten, ſei ein Ausſchuß in Weſâli zuſammengetreten und habe von neuem die Richtſchnur buddhiſtiſcher Lehre feſtgeſtellt.

Erſt mit dem dritten Konzile, dem von Patna (um 250 v. Chr.), betreten wir geſchichtlichen Grund. Dîpawaṁśa, die älteſte Chronik Ceylons, berichtet darüber: „Um den Unglauben zu zerſtören, traten viele Schüler des Buddha, 60,000 Söhne des Djina, zu einer Beratung zuſammen. Bei dieſer Verſammlung war Tiſſa Mogalliputta (auch Moggaliputta; Sohn der Mogalli) Vorſitzender. Der Vorſitzende Tiſſa wählte, um den Glauben zu reinigen und die Lehre für lange Zeit feſtzulegen, 1000 Arahats, indem er die beſten ausſuchte, und hielt eine Synode ab. Im Kloſter des Aſokarâma, das vom König Dhammâſoka erbaut worden war, wurde das dritte Konzil in einem Zeitraume von neun Monaten zu Ende geführt.“ Auf dieſem Konzile wurde die Lehre des Meiſters ſo, wie ſie bei den Jüngern fortlebte, in den kanoniſchen Büchern des tripiṭaka („Dreikorbs“) feſtgelegt. Im Anſchluß daran erfolgte die Ausſendung vieler Miſſionare, die unter anderm auch in Ceylon den Buddhismus einführten; von da ab beginnen die ſinghaleſiſchen Kloſteraufzeichnungen, die ſpäter zu den Chroniken verarbeitet worden ſind. Darin werden die Namen einzelner damals ausgeſandten Miſſionare genannt, und die Glaubwürdigkeit dieſer Chroniken hat durch die Auffindung des Grabs eines jener Miſſionare (Madochhima) in Nordindien eingutes Zeugnis erhalten.

Steht ſomit das Konzil von Patna als geſicherte Thatſache feſt, ſo ſind die beiden vorhergehenden Konzile ſtärkerm Zweifel zugängig. Das von Weſâli ſoll zwar 200 Jahre nach

dem Tode des Buddha, also noch kein halbes Jahrhundert vor der Buddhisierung Ceylons, stattgefunden haben, und es ist anzunehmen, daß die spätere Überlieferung über jene Zeit im ganzen noch ziemlich gut unterrichtet war. Aber gerade aus den ceylonischen Quellen geht hervor, daß es sich nicht um ein Konzil zur Festsetzung der buddhistischen Lehre gehandelt hat, sondern nur um eine Versammlung buddhistischer Mönche eines beschränkten Gebiets zur Erledigung untergeordneter Punkte mönchischer Zucht. Einzelne Mönche hatten Fragen aufgeworfen, wie z. B. solche, ob man feste Speise nur bis Mittag oder auch am Nachmittag essen dürfe, bis die Sonne einen zwei Zoll langen Schatten geworfen habe, ob man Salz in Büffelhorn aufbewahren dürfe, ob man sich auf einen, mit einem ungesäumten Tuche bedeckten Stuhl setzen dürfe u. s. w. Daß aber eine solche Mönchsversammlung in der Folge zu einem Konzil aufgebauscht worden ist, erklärt sich aus der buddhistischen Methode, allem Bedeutenden durch Vervielfältigung größern Nachdruck zu geben. So hat es nach der spätern Legende nicht einen Buddha gegeben, sondern schon viele (24) vor ihm; der Buddha des jetzigen Weltalters hat nicht ein, sondern dreimal Ceylon besucht u. s. w. So mußte auch die kanonische Lehre nicht einmal, sondern mehrere Male festgesetzt werden, und man begnügte sich nicht damit, den Konvent von Wesâli zu einem Konzil zu vergrößern, sondern man erfand noch frei ein weiteres, unmittelbar nach dem Tode des Buddha stattgehabtes, das von Râdjagaha. Dieses wird nur in Abschnitten erwähnt, die offenbar erst in viel späterer Zeit den kanonischen Schriften angefügt worden sind.

γ) Buddhas geschichtliche Persönlichkeit.

Wenn aber die Geschichte der Buddhalehre vor Asoka so wenig gesichert ist, dann erscheint die Frage gerechtfertigt, ob und wie weit das, was die Legende von dem Religionsstifter selbst berichtet, geschichtliche Wahrheit ist. Man hat die Person des Buddha ganz leugnen wollen, indem man auf die allegorische Bedeutung der Hauptnamen in der Lebensgeschichte Gotamas hinwies. Śuddhodana (S. 382) bedeutet: „einer, dessen Nahrung rein ist", Mâyâ die Illusion (Wedânta-Philosophie), Kapilawastu die Stadt des Kapila, des Begründers der Sânkhya Philosophie, Siddhârta „der seine Aufgabe erfüllt hat". Aber ein solcher Zweifel geht entschieden zu weit. Im März 1895 ist in den Nepalesischen Terâi bei dem Dorfe Niglîwa in der Nähe von Gorakhpur, etwa 10 englische Meilen entfernt von den Ruinen eines Reliquienhügels (stûpa), auf einer Säule eine Inschrift des Königs [Asoka] Piyadasi (des „Frommen"; vgl. S. 397) gefunden worden, die besagt, daß Asoka im 15. Jahre seiner Regierung (255 v. Chr.) zum zweitenmale den Stûpa des Konâgamana Buddha (des mythischen Vorgängers des geschichtlichen Buddha) habe erhöhen lassen, im 21. Jahre seiner Regierung (249 v. Chr.) selbst hingekommen sei und hier seine Andacht verrichtet habe. Der Chinese Hiuen Tsang (Yen tsung), der um 636 n. Chr. die heiligen Stätten der Buddhisten besucht hat, erwähnt den Stûpa und die Säuleninschrift. Ferner ist am 1. Dezember 1896 (13 englische Meilen von Niglîwa entfernt) bei dem Dorfe Paderia eine — ebenfalls von Hiuen Tsang gesehne — Säule untersucht worden, die 9 Fuß hoch aus dem Erdboden herausragte, mit Pilgerinschriften bedeckt war und 3 Fuß unter der Erde eine epigraphisch sehr altertümliche, mindestens seit 800 n. Chr. verborgen gebliebne Inschrift in dem „Brahmi"- (früher, nicht passend, „Maurya"- oder „Asoka"-) Alphabet enthielt. Darin war zu lesen, daß Priyadarśin (pâli: Piyadasi) nach zwanzigjähriger Regierung persönlich hier angebetet, den Ort ausdrücklich als Geburtsort Buddhas bezeichnet und durch eine Steinsäule kenntlich gemacht habe; dem Dorfe Lummini (pâli: Lumbini [S. 382], heute: Rumin-dei) seien

die Steuern erlassen, die Einwohner beschenkt worden. Endlich hat William Claxton Peppé bei Ausgrabungen, die im Januar 1898 auf seinem Eigentume bei Pipráwá in den Terâi, also in unmittelbarer Nähe Kapilawastus, veranstaltet worden sind, durch Öffnung eines uralten Stûpa einen durch eine riesige Steinplatte bedeckten, fein gearbeiteten Sandsteinkasten entdeckt, der unter anderm Knochenreste in einer Urne barg, die die Inschrift trug: „Dieser Behälter der Reliquien des erhabnen Buddha ist die fromme Stiftung der Śâkyâs, der Brüder samt den Schwestern, mit Kindern und Frauen." Da durchaus kein Grund vorliegt, die Wahrheit dieser Angaben zu bezweifeln, so dürfen wir in dem letztgenannten Funde (die Gegenstände sind dem Museum zu Kalkutta, die Knochenreste dem Könige von Siam übergeben worden) echte Buddhareliquien erblicken, nämlich den nach dem Tode Buddhas und der Verbrennung seines Leichnams den Śâkyâs von Kapilawastu überwiesnen und von diesen sorgfältig aufbewahrten achten Teil der Reste des Erleuchteten. (Vgl. R. Pischel, Die Echtheit der Buddhareliquien; Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 7. Januar 1902.) Den Forschungen auf dem erst seit wenigen Jahren methodisch angebauten Felde der indischen Epigraphik werden wir sicherlich bald noch kostbarere Ergebnisse zu verdanken haben.

Für das übrige Leben Buddhas sind wir freilich auf die innere Wahrscheinlichkeit in den Erzählungen der Legende angewiesen. Die Grundlinien sind darin zu einfach und natürlich, als daß sie die ausschweifende Phantasie einer spätern Zeit erfunden haben sollte, so die Erzählung seiner Herkunft aus vornehmem Geschlecht und seiner Erziehung, seiner frühen Verheiratung, sein Angesecktsein vom allgemeinen Weltschmerz der Zeit, sein Fliehen aus der Welt, seine Selbstpeinigung, seine Loslösung vom Brahmanismus, auch sein Ende. Vor allem müssen wir uns seine Persönlichkeit so denken, wie sie die Überlieferung schildert: sicherlich verdankt ihr die neue Lehre einen großen Teil ihres Erfolgs. Wir glauben der Legende, wenn sie uns sagt, daß sich bei ihm eine achtungheischende körperliche Erscheinung und angeborne Würde verband mit hoher geistiger Bildung, wenn sie uns schildert die Macht seines Blicks, die Sicherheit seiner Überzeugung, die Gewalt seiner Rede, seine Milde, Freundlichkeit, Herzensgüte, den Zauber seiner Liebenswürdigkeit. Als Ananda seinen Meister darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der Maller Roya ein einflußreicher Mann sei, dessen Gewinn für die Lehre ein großer Vorteil sein würde, „ergoß er eine solche Flut von Liebe über jenen, daß er nicht anders konnte, als dem Lehrer folgen, wie das Kalb der Kuh folgt".

Der Zug der Menschenliebe im Wesen des Buddha war es vor allem, was ihm die Herzen der Menschen gewonnen hat. Wohl hatte er sein metaphysisches System durchgearbeitet, wohl hatte er manche Regeln für das Leben seiner Jünger teils brahmanischen Orden entnommen, teils selbst neu aufgestellt; aber nicht ihnen verdankt der Erleuchtete seinen Erfolg. Was ihn am meisten von den Brahmanen unterschied, war der warme Pulsschlag eines von Nächstenliebe erfüllten Herzens. In dem Systeme, wie es später festgestellt ist und noch jetzt in Ceylon fortlebt, liegt nur die geistlose Arbeit des Epigonentums vor; im Buddha lebte und wirkte die Originalität eines hohen, edlen Geistes und die wohlthuende Kraft eines reinen, warmen Gefühls. Und daß dies noch in den ersten Jahrhunderten nach ihm fortgewirkt hat, das zeigen uns die Edikte des Asoka. Nicht als Buddhist war dieser zur Regierung des mächtigen Königreichs Magadha (269 v. Chr.) gelangt: etwa 261 hatte er sich zur Lehre bekehrt, um sie erst seit 259 öffentlich zu bekennen; aber in seinen Erlassen findet noch die Menschenliebe des Meisters lauten Widerhall in der glühenden Begeisterung des königlichen Jüngers. Asoka umfaßt mit heißer Liebe die ganze Menschheit: „Alle Menschen sind wie meine Kinder. Wie ich meinen

Kindern alles Heil und Glück in dieser und in der andern Welt wünsche, so thue ich dies auch den Menschen. In zahlreichen, auf Felsen und in Steinsäulen eingegrabnen Ansprachen wendet er sich an seine Völker mit der Belehrung über das, was die Religion fordert: „Was ist Dhamma? Es ist: Böses zu meiden und Gutes zu thun, Liebe, Wahrheit, Duldung und Reinheit des Lebens zu üben.“ Der König legt allen ans Herz: sittliche Reinheit, Wahrheit, Edelmut, Milde, freundliche Rede, Güte gegen alle, Achtung und Gehorsam gegen die Eltern, Liebe zu den Kindern, Nachsicht mit den Schwachen, Erbarmen mit allen Geschöpfen, Achtung vor den Priestern, weitgehende Duldung andrer Glaubensbekenntnisse, Freigebigkeit im Almosenspenden, Unterdrückung von Zorn, Leidenschaft, Grausamkeit. Wie anders erscheint hier Buddhas Lehre, als in dem verknöcherten Formelkrame des heutigen Buddhatums!

Wann aber die Versteinerung von Buddhas Lehre begonnen habe, darüber erhalten wir einen Fingerzeig in einem der Asokaschen Edikte, vielleicht dem letzten: in der 1840 aufgefundnen Inschrift von Bairât oder Bhabra, die Edmund Hardy ins Jahr 249 v. Chr. setzt. In ihr klingen zum erstenmal die Töne der spätern Lehre an; in ihr allein kommen die später herkömmlichen Wendungen vor von Buddha, der Lehre, der Gemeinde und der Satz: „Alles, was vom erhabnen Buddha gesagt worden ist, ist wohl geredet“; in ihnen allein wird auch auf eine Anzahl von Gesetzesstücken hingewiesen. Auch nach R. S. Copleston ist der Erlaß von Bhabra erst nach dem Konzile von Patna gegeben worden und von ihm beeinflußt; auf diesem Konzile hätte also die buddhistische Lehre ihre feste Form erhalten. Eine weitere Begründung wird jener Vermutung durch die bald nach dem Konzil erfolgte Aussendung vieler Missionare: offenbar war die Veranlassung hierfür die neue Fassung der Lehre. Dank dieser Missionen und namentlich jener des Mahinda, des eignen Sohns von Asoka (S. 486), nach Ceylon, wo sich die Lehre im wesentlichen unverändert erhalten hat, liegt der spätere Buddhismus klar vor uns.

δ) Der Buddhismus aus der Zeit nach Asoka.

Der nachasokaische Buddhismus steht ebenso wie die Lehren der Brahmanen auf metaphysischem Grunde. Bodhi (Budh; das Wissen) ist die Grundlage der ganzen Lehre des Buddha. Aber was darunter verstanden wird, zeichnet sich weder durch Tiefe noch durch Umfang aus. Das Denken sucht nicht den Urgrund allen Seins, wie die brahmanische Philosophie, sondern beschränkt sich auf die Erkenntnis, daß alles Leben Leiden sei, auf die Einsicht, daß ein Leiden immer wieder neues Leiden erzeuge, und auf das Finden der Erlösung vom Leiden. In diesem pessimistischen Grundgefühl ist der Buddhismus ein Kind seiner Zeit. Aber er begnügt sich mit der Thatsache des Leidens. Er will nicht bis zur Vorstellung eines höchsten Wesens vordringen, etwa bis zu dem Denken einer ursprünglich ruhenden Weltseele; er erklärt nicht das Leid, wie die Brahmanen, als ein Herabsteigen des Höchsten in die niedern Schichten des Thuns: solche Fragen liegen jenseit seines Wissenwollens. Es gibt daher auch für den Buddhismus keine höchste Gottheit. Wohl sind Götter; aber sie können dem Menschen nicht helfen, leiden sie doch an demselben Weh wie dieser. Darum gibt es auch für den Buddha keinen Dank gegen Gott, keine Bitte, kein Gebet, darum auch keinen Vermittler zwischen der Gottheit und dem Menschen, keinen Priester, kein Opfer, keinen Kult. Die Gottheit ist aus dem Denkkreise der Bekenner dieser Religion ausgeschaltet, doch das Rätsel des Lebens bleibt für ihn bestehen. Was ist das einzelne Leben? Wie geschieht seine Fortsetzung bei der Wiedergeburt? Wie kann des Lebens Leid erlöschen?

Hier entfernt sich das buddhistische Denken von der brahmanischen Vorstellung, die der Einzelseele ein wirkliches Sein zuschreibt. Für jenes gibt es kein Wesen, das beim Tod in ein

andres übergeht. Das Einzelbaſein entſteht nur durch das Zuſammenkommen einer Summe von verſchiednen Elementen, die für ſich keine Selbſtändigkeit haben, nicht Perſon oder Seele ſind. Dieſe fünf Beſtandteile des Lebens ſind der Stoff, die Empfindung, die Vorſtellung, der Wille, das Bewußtſein. Ihre Vereinigung heißt Leben, ihre Trennung Tod. Nur eins bleibt beim Sterben übrig: das ſittliche Ergebnis, die Schlußrechnung der guten und böſen Handlungen des Lebens, das Kamma, ein Streben, das jene Elemente antreibt, ſich nach dem Tode zu neuem Leben wiederzuvereinigen. Dieſe Wiedervereinigung ſchwankt wie die Zunge der Wage, je nach der Beſchaffenheit der Schlußrechnung, hinauf oder hinab, zur Bildung höherer oder niederer Weſen. Nichtwiedergeborenwerden heißt alſo, jenes Streben zum Erlöſchen bringen. Iſt aber dies Kamma das Ergebnis der Handlungen des Lebens, ſo kann es nur getilgt werden, wenn der Menſch ſchon während des Lebens allem Reize zum Handeln widerſteht, allem Verlangen entſagt.

Und hier tritt das Wiſſen in ſein Recht: nur wer die volle Einſicht in den urſächlichen Zuſammenhang des Lebens und Leidens erlangt, kann auf dieſe Höhe gelangen; umgekehrt führt das Nichtwiſſen zu fortgeſetztem Handeln, zum Wiedergeborenwerden, zu neuem Leide. Das Wichtigſte iſt daher nach der buddhiſtiſchen Formel die Erkenntnis der „vier heiligen Wahrheiten“. Sie umfaſſen das, was der Buddha unter Wiſſen verſteht. Ihre knappſte Faſſung haben ſie in der Predigt von Benares gefunden (S. 383): „Dies, ihr Mönche, iſt die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt iſt Leiden, Alter iſt Leiden, Krankheit iſt Leiden, Tod iſt Leiden, mit Unliebem vereint ſein iſt Leiden, von Liebem getrennt ſein iſt Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, iſt Leiden, kurz das fünffache Haften am Irdiſchen (an den fünf Beſtandteilen) iſt Leiden. Dies, ihr Mönche, iſt die heilige Wahrheit von der Entſtehung des Leidens: es iſt der Durſt (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, der hier und dort ſeine Luſt findet: der Durſt nach Lüſten, der Durſt nach Werden, der Durſt nach Macht. Dies, ihr Mönche, iſt die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: die Aufhebung dieſes Durſtes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren laſſen, ſich ſeiner entäußern, ſich von ihm löſen, ihm keine Stätte gewähren. Dies, ihr Mönche, iſt die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: es iſt dieſer heilige, achtteilige Pfad, der da heißt: rechter Glaube, rechtes Entſchließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken, rechtes Sichverſenken.“

Wer in der „Erleuchtung“ ſein Heil ſucht, muß zu allererſt von dem Glaubensſatze des Leidens überzeugt ſein, ſoll einen Widerwillen vor allen Erſcheinungen des Lebens haben. Vorbildlich ſoll ihm der Abſcheu ſein, der den Buddha vor ſeiner Flucht aus der Welt ergriff beim Anblicke des alten gebrechlichen Manns, des Todkranken, des verweſenden Leichnams (S. 382). Dies Gefühl ſoll der Buddhiſt immer pflegen. Er ſoll mit Vorliebe in Nachdenken ſich vertiefen über die 32 ekelerregenden Dinge im menſchlichen Körper, über Tod und Verweſung; nur ſo kommt er in die richtige Stimmung, in der nichts Weltliches Gewalt mehr über ihn hat. Nur wer der Welt entflieht, alſo nur der Mönch, kann voller Buddhiſt ſein.

ε) Das buddhiſtiſche Mönchsweſen.

Das buddhiſtiſche Mönchsweſen ſchloß ſich unmittelbar an das brahmaniſche an: wie ſich hier um hervorragende Einſiedler ein Kreis von Schülern ſammelte, ſo auch dort; das gelbe Gewand, der geſchorne Kopf, der Almoſentopf ſind Entlehnungen aus früherer Zeit, ebenſo wie die Tage ſtrengerer Enthaltſamkeit an den Tagen des Mondwechſels mit den Beichtfeiern (Upoſadha) und das ruhige Verhalten während der drei Monate der Regenzeit. Die Organiſation

des Ordens aber war von allem Anfang an ebenso locker und schwächlich wie die des brahmanischen Mönchtums. Der Meister hatte seine Jünger auch hier auf sich selbst gewiesen. Das mochte gehen, solange ein klarer Kopf, ein starker Geist sich allgemeines Ansehen zu verschaffen wußte. Aber das war nicht immer der Fall, und die Schwäche der Ordensorganisation hat nicht nur zur chronischen Krankheit des Buddhatums, der Schismenbildung, sondern schließlich auch zu seinem Erliegen vor dem kräftigen erneuerten Brahmanentum Indiens geführt.

Das Bestehen des Ordens hatte zur notwendigen Voraussetzung das Vorhandensein von nichtmönchischen Freunden der buddhistischen Lehre, den Upâsakas. War ja doch jeder thätige Lebenserwerb unverträglich mit der Aufgabe, das Kamma zur Ruhe kommen zu lassen. Die Laien konnten daher auch nicht Buddhisten im vollen Sinne sein, sondern waren nur solche zweiter Ordnung; die eigentliche Gemeinde bestand nur aus den **Bettelmönchen**, die sich, was sie zum Leben brauchten, schenken ließen, und für die der Name Bettler, Bhikshu (pâli: Bhikkhu) ein Ehrentitel war. Für sie haben sich im Laufe der Zeit gewisse Verhaltungsgebote herausgebildet, die nach buddhistischer Methode in feste Formeln gebracht wurden; darin weht ein andrer Geist als in Buddhas von warmer Menschenliebe getragner Lehre. **Zehn Hauptgebote** (Dasasîla) gelten für den Mönch: man soll nichts Lebendes töten („auch keinen Wurm oder eine Ameise"); man soll nicht nehmen, was einem nicht gegeben ist („auch keinen Grashalm"); man soll nichts Unwahres sagen; man soll kein Trinker berauschender Getränke sein; man soll sich geschlechtlichen Verkehrs enthalten („eine häßliche Sache"); man soll nicht zur Unzeit, zur Nacht, essen; man soll nicht Kränze tragen oder Wohlgerüche gebrauchen, man soll auf einer, auf dem Boden ausgebreiteten Matte schlafen; man soll sich des Tanzens, der Musik, des Singens, des Theaterspielens enthalten; man soll sich des Gebrauchs von Gold und Silber enthalten.

Der Eintritt in den Orden stand einem jeden frei (Hindernisse waren: ansteckende Krankheiten, wie Aussatz u. s. w., Sklaverei, Beamtenstellung, fehlende Zustimmung der Eltern u. s. w.). Wer Mönch werden wollte, mußte, nicht vor dem zwölften Jahr, in einem Noviziat bei einem ordinierten Mönche vollen Unterricht über Lehre und Zucht erhalten; die Ordination zum Mönch, Upasampada, sollte nicht vor dem zwanzigsten Jahre stattfinden. Die **Disziplin** schrieb dem Mönche den „mittlern Weg" vor, wie ihn schon Buddha in der Predigt von Benares gelehrt hatte (S. 383); d. h. sein Leben sollte keine Kasteiung, aber alles sollte ausgeschlossen sein, was über die Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse hinausgeht und den Mönch zum Haften am Irdischen verleiten könnte. Die Wohnung soll nicht zu nahe an geräuschvoll störenden Dörfern oder Städten liegen, doch auch nahe genug, um dort auf dem Bittgange das zu erhalten, was zum Leben nötig war. Selten wohnte ein Mönch allein in einem „Pansala": meist gesellten sich mehrere zusammen; in der Blütezeit des Ordens vereinten oft größere Klöster eine stattliche Anzahl von Bhikkhus in ihren Mauern. Die Kleidung (gelbes Obergewand) soll ganz einfach sein, die Speise auf dem Bettelgange von mitleidigen Menschen in der Almosenschüssel geholt werden. Mit diesem Gang ist die erste Hälfte des Tags ausgefüllt; die übrige Zeit soll der Mönch innerer Betrachtung und frommer Übung leben. Zweimal im Monate, bei Voll- und Neumond, versammelten sich die in einem Bezirke nahe zusammenwohnenden Mönche zur Beichtfeier, bei der durch Vorlesen der Beichtstücke (Patimokkha) den einzelnen Gelegenheit gegeben wird, ihre Vergehen gegen die Lehren des Buddha zu bekennen; in diesen Versammlungen werden auch neue Mönche ordiniert und Fragen geschäftlicher Art erledigt. Während der drei Monate der Regenzeit (warsha; pâli: wassa) soll der Mönch nicht umherwandern, sondern sich ruhig an demselben Ort aufhalten, sei es im Kloster, sei es bei irgend welchem wohlhabenden Gönner.

Ungern nur hatte Gautama ſeine Einwilligung zur Stiftung eines Frauenordens gegeben (S. 384); er hielt ihn für eine große Gefahr für ſeine Lehre. Die Aufſicht über und die Satzungen für die Nonnen waren ſtrenger als die für die Mönche, die über jene eine gewiſſe Botmäßigkeit ausübten. Aſokas Inſchriften ſprechen zwar von vielen Nonnen; auch wird der Frauenorden unter ſeiner Regierung durch ſeine Tochter Saṅghamittâ nach Ceylon verpflanzt. Doch hat er weder hier noch in Indien größere Bedeutung erlangt. Nach den ſinghaleſiſchen Chroniken ſcheint er auf der Inſel ſchon vor dem Ende des 1. Jahrtauſends n. Chr. ganz eingegangen zu ſein.

ζ) Der Buddhismus in ſeiner Bedeutung für die indiſche Kultur.

Wenn wir den Buddhismus hinſichtlich ſeiner Bedeutung für die indiſche Kultur richtig ſchätzen wollen, ſo ſtehen wir vor den Fragen: Hat ſeine Lehre das religiöſe Bedürfnis des Volks befriedigt? Und wie haben ſeine Sittenvorſchriften gewirkt? Nur wenige hervorragende Geiſter konnten in der buddhiſtiſchen Lehre von der Erlöſung ihr volles Genügen finden. Es weht ein froſtiger Hauch aus ihr, da ſie an keine Entſchädigung glaubt für das ungeheuere Leid, das der wahre Buddhiſt fühlen ſoll. Kein höchſtes Weſen gibt es für ſie, das mitfühlend das Weh des Menſchendaſeins erleichtert, keinen Zuſtand der Seligkeit, der den Menſchen für alles irdiſche Leid entſchädigt, nur das einfache Vergehen, das Nichts. Für die große Menge war die Lehre zu abſtrakt; denn ſie verlangt nach Göttern, die nach dem Ebenbilde des Menſchen geformt, nach höchſten Gegenſtänden der Verehrung, die für den Menſchen faßbar ſind.

Dies Verlangen führte zunächſt zu einer überreichen Ausgeſtaltung der Sage vom Leben Buddhas. Es genügte nicht, ihm die höchſte Weisheit, allmächtiges Können und Tauſende von Wundern anzudichten: Buddha wurde auch noch vervielfacht (vgl. S. 184 u. 386). Wenn die wahre Lehre in Verfall geraten, die Menſchheit böſe geworden iſt, dann erſcheint in langen Zeiträumen immer wieder ein neuer Buddha, um immer von neuem dieſelbe Heilswahrheit zu lehren. Schon 24 Buddhas, unter ihnen als der letzte Kaśyapa, ſind dem Buddha Siddhârta (pâli: Siddhattha) vorausgegangen, und wieder 5000 Jahre nach deſſem Eingehen ins Nirwana wird ein neuer Buddha, Maitreya, erſtehen: die Legende weiß von ihnen allen faſt Unendliches zu erzählen, das Auge verlangt ſie zu ſehen, und ſo ſind mit ihren und vor allem mit Gautamas Bildniſſen in Stein und Gemälden alle buddhiſtiſchen Tempel und Paläſte geſchmückt (ſ. die Tafeln „Altindiſche Bildhauerkunſt“ und „Buddha und ſeine Schüler“ bei S. 382 und 503). Dasſelbe Verlangen, ſinnlich greifbare Gegenſtände der Verehrung zu beſitzen, brach unmittelbar nach dem Tode des Meiſters hervor. Alles erbat ſich heilige Andenken an den Dahingeſchiednen, und aus der Aſche des Scheiterhaufens wurden ſeine irdiſchen Reſte verteilt; mit der Zeit wuchs das Reliquienbedürfnis in gleichem Verhältniſſe, wie die Ausbreitung der Lehre, und in allen Ländern buddhiſtiſchen Glaubens erheben ſich viele Tauſende von Reliquienſchreinen, Stûpas oder Dâgobas (ſ. die Tafel bei S. 486), das Ziel von Millionen frommer Wallfahrer.

Immerhin waren das nur Symbole. Der Buddha ſelbſt war ja in das Nirwâna, das Nichts, eingegangen; doch das Volk verlangte nach lebendigen Göttern, und dieſe hatte der Buddha ſelbſt nicht geleugnet. Die große Menge wurde vom großen Leiden des Daſeins nicht ſo gepackt wie der philoſophierende Mönch, litt aber mehr als dieſer unter den kleinen Leiden des Lebens, die jeder Tag brachte. In ſolchen Nöten mußten ihr die alten Götter helfen. Wohl ſagt der Buddhiſt mechaniſch ſeine Zufluchtsformel her; doch praktiſch findet er ſeine Zuflucht bei den ariſch-brahmaniſch-drawidiſchen Göttern, von dem heiligen Feigenbaum an und der Nagaſchlange

bis zu der Sonne und den Sternen, von den boshaften Dämonen des Drawidaglaubens bis zu den lichten Geſtalten eines Wiſhnu oder Śiwa. Sie alle haben neben Gautama in dem weiten Herzen der Buddhagläubigen Platz genommen, und bei den feierlichen Prozeſſionen trägt man ihre Fratzengeſtalten neben dem milden Antlitze des Erleuchteten. In der Wirklichkeit wird das irdiſche Schickſal des Buddhiſten noch immer von den alten Göttern gelenkt, die der Meiſter als nebenſächlich zur Seite ſchieben zu können geglaubt hatte. Freilich ſind ſie in dem ſüdlichen Zweige des Buddhatums, wie es in Südindien bis etwa 1000 n. Chr. fortlebte, in Ceylon, Barma und Siam noch heute beſteht (ſ. die Tafeln bei S. 486 und 503), nur mechaniſch dem Buddhaglauben angefügt; im nördlichen Buddhismus dagegen (Tibet, Mongolei u. ſ. w.) haben ſie die Lehre, mit der ſie innig verſchmolzen, ſo weit umgeſtaltet, daß das von Gautama gepredigte Original kaum mehr zu erkennen iſt.

Die Sittlichkeitslehre der Buddhalehre ruht nicht auf göttlichem Grunde, ſondern auf dem Egoismus des Einzelnen; für ſie gibt es keine ſittliche Pflicht, keine Tugend als ſolche, ſondern nur einen Vorteil. Dieſer Geſichtspunkt beſtimmt die Forderungen des Verhaltens gegen ſich ſelbſt, die Selbſtzucht, das Beherrſchen der Sinne, die Bedürfnisloſigkeit, die Wachſamkeit. Und auch alle Vorſchriften des Verhaltens gegen andre, die übertriebne Rückſicht auf Schonung auch des tieriſchen Lebens, Mitleid, Freundlichkeit, Wohlthun u. ſ. w., kommen nicht aus dem Herzen, ſondern aus dem ſelbſtſüchtigen Wunſche, durch ihre Erfüllung in der Erreichung des Ziels, der Erlöſung, gefördert zu werden. Hoch ſteht die buddhiſtiſche Sittenlehre in ihrer Forderung der Liebe und Güte zu allen Menſchen über der der Brahmanen; aber ſie entbehrt der Reinheit und des Adels der chriſtlichen. Vor allem fehlt es ihr an Kraft. Wie ſollte eine Religion eine ſtarke, thatenfreudige Tugendlehre ausbilden können, wenn ſie ihre höchſte Aufgabe in der Enthaltung von allem Thun, wenn ſie ihr höchſtes Ziel im Verlöſchen (Nirwâṇa) erblickt? Der Stempel der Schlaffheit iſt der ganzen buddhiſtiſchen Welt aufgedrückt; ſie iſt von des (Leid-) Gedankens Bläſſe angekränkelt und ſtärker im Dulden und Ertragen als im Handeln. Wie hätte ſich in einem ſo verweichlichten Volk ein kräftiges Geſamtgefühl, Sinn für die Größen des Stamms oder Staats, Liebe zum Vaterland entfalten können? Anzuerkennen iſt, was die Fürſten für ihr Volk gethan haben, doch konnten es immer nur kleine Mittel ſein: ſie ſorgten für Arme und Kranke, ſie pflanzten Fruchtbäume an den Straßen, machten große Bewäſſerungsanſtalten, ſie waren freigebig, ganz beſonders gegen den Orden. Aber gerade dieſe Freigebigkeit ſchwächte das Land: die beſten und reichſten Ländereien ſammelten ſich in den Händen des Ordens an, und dieſer verurteilte viele kräftige Arme zur Unthätigkeit. Das Volk verarmt dabei, und es trägt mit Ergebung und Gleichmut ſein trübes Daſein.

Das Kaſtenweſen (S. 367) hat der Buddha ebenſowenig beſeitigen wollen wie die Götter; beide waren für ihn in der Weltordnung begründete und darum notwendige Thatſachen. Aber er unterſchied ſich doch von der Brahmanenlehre darin, daß er ſeine Gebote der Menſchlichkeit allen Kaſten gegenüber gelten laſſen wollte. Seine Jünger ſollten auch dem niedriggebornen Śûdra gegenüber freundlich und wohlwollend ſein, und es war ihnen nicht unterſagt, auch von einem ſolchen Speiſe anzunehmen. Dennoch ſteckte das Kaſtengefühl ſo tief in Buddha und im ganzen Orden, daß wir in der Lebensgeſchichte des Meiſters ſehr oft von der Aufnahme vornehmer Leute hoher und höchſter Kaſte, nie aber von einem Śûdra-Buddhiſten hören. Und noch heute rekrutieren ſich ſämtliche buddhiſtiſchen Sekten Ceylons nur aus den höchſten Kaſten.

Dem Buddhismus kann auch der Tadel nicht erſpart werden, daß er nichts zur Hebung der ſozialen Stellung der Frau gethan hat. Der Religionsſtifter hatte das größte Bedenken

und ließ ſich nur durch ſtarke äußere Einflüſſe dazu bewegen, das Weib zur Aufnahme in die Gemeinde zuzulaſſen, ohne ihm jedoch darin die völlige Gleichſtellung mit dem Manne zu geben. Im übrigen hatte er für die untergeordnete Stellung des Weibes keinen andern Troſt, als daß es ſeine Bürde tragen müſſe, die nach dem geſetzmäßigen Verlaufe der Dinge von vornherein ebenſo beſtimmt ſei wie die eines Śûdra oder die eines Wurms.

Es iſt ein hartes, aber wahres Wort, wenn Biſchof Copleſton vom Buddhismus ſagt, daß er den Menſchen herabwürdigt, indem er leugnet, daß es höhere Weſen über ihm gebe.

η) Der Djainismus.

Der buddhiſtiſche Glaube iſt nur die erfolgreichſte, aber nicht die einzige der religiöſen Lehren, die ſich aus jener Zeit der großen Bewegung der Geiſter erhalten hat. Gleichzeitig mit Gautama lebte der Mann, auf den die noch jetzt beſtehende Sekte der Djain (Dſchaina, Jains) ihren Glauben zurückführt, Nâtaputta (ſanskr.: Djñâtriputra), der von ſeinen Anhängern als Mahâwîra Wardhamâna oder Djina (Weltbeſieger) Verehrte. Auch er entſtammte jener geiſtig ſo rührigen Gegend am untern Ganges, und ſein Leben wie ſeine Lehre zeigt viel Ähnlichkeit mit der ſeines größern Zeitgenoſſen. Wie dieſer war er der (599 v. Chr. geborne) Sohn eines vornehmen Kſhatriya, Siddhârta mit Namen, der wahrſcheinlich Vorſteher der Vorſtadt Kandapura von Weſâli (S. 385) war, wo die gleiche Feudalariſtokratie herrſchte wie bei den Śâkya. Von Mutterſeite her verwandt mit dem Könige Bimbiſâra von Magadha (S. 383), fand er ebenſo wie Gautama in dieſem einen Gönner ſeiner Lehre, und beide Religionsſyſteme verdanken ihr Aufblühen weſentlich dem Gedeihen des großen Reichs, an deſſen Spitze jener König ſtand. Nâtaputta lebte bis zu ſeinem 28. Jahre im Elternhauſe; dann aber wandte er ſich, wie Gautama, den brahmaniſchen Asketen zu, nach deren Regeln er zwölf Jahre lang, die letzten elf als nackter Asket (Gymnoſophiſt), ſtrengſten Büßungen oblag. Er erlangte ſo das höchſte Wiſſen, Kewala, und gewann damit die Befreiung der Seele von den Feſſeln des Körperlichen. Die letzten dreißig Jahre ſeines Lebens (bis 527) waren der Ausbreitung ſeiner Lehre und der Organiſation ſeiner Ordensgemeinſchaft gewidmet.

Die nach ſeinem Ehrentitel Djina genannten Djain glauben an eine größere Anzahl von Propheten ihres Glaubens vor Nâtaputta und ſpenden dem letzten unter ihnen, dem Pârśwa oder Pârśwanâtha, beſondere Verehrung. Mit Recht; denn dieſer iſt mehr als eine mythiſche Perſon: er iſt der eigentliche Stifter der Djainlehre (776?), während ſein um mehrere Menſchenalter jüngerer Nachfolger Mahâwîra nur als ihr Reformator angeſehen werden darf. Schon zu Gautamas Zeit war die von Pârśwa begründete Religionsgenoſſenſchaft, die Niganṭha (ſanskr. Nirgraṇṭha), eine feſtgegründete Sekte, die nach den buddhiſtiſchen Chroniken der neuen Religion mehrfache Schwierigkeiten bereitet hat. Die zahlreichen Übereinſtimmungen zwiſchen Buddhismus und Djainismus finden ihre zureichende Erklärung darin, daß beide aus der brahmaniſchen Lehre und Ordenspraxis hervorgegangen ſind. Die Aufſtellung des Kanons der Djain datiert erſt aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., als auf dem Konzile von Walabhî (nach A. F. R. Hoernle ſchon 154) unter Dewarddhiganins Vorſitz die „heiligen" Schriften feſtgeſetzt wurden; doch reichen nach Hermann Jacobi die Schriften, aus denen jener Kanon ſich entwickelt hat, mindeſtens bis ins erſte, wahrſcheinlich bis ins 2. oder 3. Jahrhundert v. Chr. zurück.

Wie die Buddhiſten, ſtehen auch die Djain auf brahmaniſchem Grunde mit ihrem Gefühle des Weltſchmerzes und mit ihrem Verlangen nach Erlöſung davon; in dem Punkt aber, der die buddhiſtiſche Philoſophie am ſchärfſten von der der Brahmanen ſcheidet, folgen ſie der ältern

Vorstellung. Ihr System spricht der Seele ein wirkliches Vorhandensein zu; während des Lebens an den grob materiellen Körper gefesselt, verläßt sie ihn im Tod, und es bleibt ihr nur eine ätherisch-feine Hülle, bis sie durch das Karma (Kamma, S. 389), das moralische Gesamtergebnis der Handlungen eines Lebens, wieder zu neuen körperlichen Wiedergeburten und zu neuem Leiden gezwungen wird. Die buddhistische Philosophie gipfelt in der Erlösung von diesen Wiedergeburten, d. h. im Nichts; für den Djain gibt es noch darüber hinaus ein wohl ausgebildetes System hoher und höchster Wesen, die die Verehrung der Menschen heischen. In den verschiednen Regionen, in denen er das Göttliche unterbringt, nehmen die Djina, die Allbesieger, die höchste Stelle ein. Sie allein, dem Tod und der Wiedergeburt entrückt, leben in ewiger, absoluter Reinheit fort. Es sind die von allem Irdischen befreiten Seelen der großen Propheten, deren Zahl bei dieser Religion weit größer ist als bei dem Buddhismus. Dreifach gliedert sich die Zeit, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und in jedem dieser Abschnitte erscheinen in längern Zwischenräumen 24 Djina, um der Welt die höchsten Heilswahrheiten zu verkünden; der 23. der gegenwärtigen Weltenzeit war Pârśwanâtha, der 24. Mahâwira. Sie alle haben durch Wort und Vorbild der Welt den Weg der Befreiung gewiesen, der im wahren Glauben, in der rechten Einsicht und in reiner Tugend besteht.

Der wahre Glaube ist der an die Djina und an das ganze System höherer Wesen; die rechte Einsicht gibt das philosophische System der Djain. Danach ist die Welt wirklich und ewig, und die Seele ist thatsächlich vorhanden. Ihr Unglück ist das Gebundensein an den Körper; sie wird frei, wenn in ihr das Verlangen nach Bethätigung erlischt. Die Forderungen der reinen Tugend endlich decken sich fast ganz mit den buddhistischen: von den fünf Grundgeboten der Djainmönche sind die ersten vier gleich den brahmanischen; sie lauten: du sollst nichts Lebendes zerstören; du sollst nicht lügen; du sollst nicht nehmen, was dir nicht gegeben ist; du sollst dich geschlechtlichen Umgangs enthalten. Das fünfte Gebot aber faßt die übrigen buddhistischen Mönchsgebote in dem einen zusammen: du sollst auf alles Weltliche verzichten, besonders nichts dein eigen nennen. Neben der Wichtigkeit der Befolgung dieser Gebote erkennt die Djainlehre aber auch noch den Wert strenger Askese als eine Beihilfe für die Erlösung an. Dieser Punkt hat um 80 n. Chr. zur Scheidung der beiden, in den Grundanschauungen sonst übereinstimmenden Hauptsekten dieser Lehre geführt, der Digambara, „deren Kleid der Luftraum ist", d. h. der Nackten, und der Śwetâmbara, der „Weißgekleideten".

An Kultgegenständen ist bei der höhern Bedeutung, die dem Göttlichen eingeräumt wird, kein Mangel. So sind alle Djaintempel, die mit Vorliebe auf hohen Bergen: Mount Abu (s. die beigeheftete Tafel „Das Innere eines Dschainatempels zu Mount Abu in Radschputana"), Mount Girnar in Gudjerat u. s. w., errichtet und mit reichstem Schmuck ausgestattet sind, mit einer Überfülle von Darstellungen der verschiednen Djina und ihrer Abzeichen (Ochse, Affe, Fisch u. s. w.) geschmückt.

Bis auf den heutigen Tag hat sich diese Religionsform erhalten und sich zu manchen Zeiten großen Gedeihens erfreut, so im 5. Jahrhundert n. Chr. im Dekhan, im 6. in Gudjerat u. s. w. Nach der letzten abgeschloßnen Volkszählung (von 1891) leben in Indien 1,417,000 Djain: fast genau (0,49) ein halbes Prozent der Gesamtbevölkerung; und wo sich außerhalb der Heimat eine größere Anzahl von Hindu niedergelassen hat, wie in Ostafrika, sind auch sie vertreten. Sie werden überall als ehrliche und tüchtige Menschen geschätzt; in den größern Städten Nordindiens, wie auch im Dekhan, sind sie durch ihre Zuverlässigkeit und Strebsamkeit als Kaufleute zu Wohlstand, oft zu großem Reichtume gelangt. Ihr Wohlthun überschreitet oft die Grenze

THE NAVE, BOOKSTACKS, AND TOWER OF THE MAIN BUILDING

Erklärung der umſtehenden Tafel.

In Sirohi, einem der 20 Staaten des Radſchputanagebiets in Nordweſtindien, liegt, dem Nordweſtrande der mineralreichen Arawali-Kette vorgelagert, der 1700 m hohe Berg Abu. Hier befindet ſich, außer der Sommerreſidenz des britiſchen Regierungsagenten, einer der heiligſten Wallfahrtsorte der Dſchaina, fünf Tempel, von denen zwei, 1031 und 1200 n. Chr. aus weißem Marmor errichtet, zu den ſchönſten Denkmälern indiſcher Baukunſt gehören.

des Ernsten, wie in den vielen von ihnen gestifteten Tierhospitälern, in dem Seihertuch und dem kleinen Besen zu sehen ist, die sie mit sich führen, um auch die kleinsten Tierchen vor dem Tode durch Verschluckt- oder Zertretenwerden zu schützen.

e) Die Zeit vom Zug Alexanders des Großen bis zum Eindringen des Islams.

Der unerschöpfliche natürliche Reichtum der großen indogangetischen Ebene ist von jeher Indiens Glück und zugleich sein Verhängnis gewesen; in keinem Zeitalter hat der Reiz, den er auf fremde Völker ausübte, seine Macht verloren. Die große arische Einwanderung war nur das erste fremde Eindringen, von dem wir wissen, aber bei weitem nicht das letzte. Durch Ktesias, Arrian u. s. w. aufgezeichnete Sagen berichten von Einbrüchen assyrischer Herrscher, des Ninos und der Semiramis, und wenn auch diese selbst mythische Gestalten sind, so liegt jenen Sagen doch ohne Zweifel ein geschichtlicher Kern zu Grunde. Der von Diodor (2, 19) überlieferte Name des damaligen indischen Königs Stabrobates (Herr der Zugtiere) scheint zwar nicht indisch, sondern iranisch zu sein; aber es finden sich auf assyrischen Denkmälern (z. B. dem Obelisken Salmanassars II. vom Jahr 842 v. Chr.) Darstellungen vom indischen Elefanten und vom Rhinozeros, die zusammen mit Gefangnen dem siegreichen Könige vorgeführt werden. Später soll dann auch der Perser Kyros einen erfolglosen Feldzug nach Indien unternommen und, zurückgeschlagen, sich durch dieselbe Wüste Gedrosien geflüchtet haben (vgl. Bd. III, S. 137), durch die Alexander seine Makedonen zurückgeführt hat. Sicher hat Dareios Hystaspis die Stämme nördlich vom Kabulfluß und westlich vom Indus unterworfen, dessen Lauf er (um 510 v. Chr.) erforschen ließ; jene Stämme bildeten eine besondere Satrapie Persiens (vgl. ebenda, S. 143), und ihre Krieger fochten nach Herodot unter Xerxes gegen die Griechen.

a) Alexanders Unternehmung gegen Indien.

Die indische Unternehmung Alexanders des Großen (vgl. Bd. IV, S. 125) ist die älteste chronologisch ganz sichere Thatsache der Geschichte. Im Jahre 327 v. Chr. brach er mit angeblich 100,000 Kriegern aus Sogdiana und Baktrien auf. Längs des Kabulflusses vordringend, hatte er mehrfach erbitterte Kämpfe mit den tapfern Bergstämmen zu bestehen, manche ihrer Burgen zu brechen, und erst im Frühling des folgenden Jahrs stand er am Indus, an der Grenze des reichgesegneten Fünfstromlands.

Wenig hatten sich die Verhältnisse der dortigen Völker geändert, seit ihre Brüder weiter ostwärts ins Gangesland gezogen, dort Staaten gegründet (S. 364), mit der aufstrebenden Macht des Brahmanentums gerungen und schließlich sich ihr gefügt hatten (S. 366). Die Bevölkerung war noch immer in eine Anzahl kleiner Stämme gespalten, bei denen die Kriegerkaste die erste Stelle einnahm. Bei ihr fand Alexander einen kaum erwarteten Widerstand. Plutarch berichtet von ihnen: die Tapfersten und Streitbarsten unter den Indern waren die „Söldner, die von einer Stadt zur andern zogen, jede auf das nachdrücklichste verteidigten und dadurch Alexander großen Schaden zufügten". So groß war die Erbitterung des Siegers über sie, daß er die Kshatriyaverteidiger einer Stadt, denen er freien Abzug versprochen hatte, auf ihrem Rückzuge heimtückisch überfallen und in Stücke hauen ließ. Und „nicht weniger Verdruß bereiteten ihm die Philosophen der Inder, welche die zu ihm übertretenden Könige beschimpften und die freien Völkerschaften aufwiegelten; daher ließ er auch viele aufknüpfen".

Die alte Tapferkeit war geblieben, aber auch die alten Stammesfehden, und Alexander kam die Spannung zwischen den Gandhâra und dem bedeutendsten der Fünfstromlandstämme,

den östlich von ihnen wohnenden Puru, sehr zu statten. Der Gandhârakönig Taxiles (auch Omphis oder Môphis) kam ihm mit andern Stammeshäuptern huldigend entgegen, und ihre Truppen verstärkten das Heer Alexanders, der im Frühjahr 326 den Indus nahe dem heutigen Attok (nach Fr. Pincott: bei Amb) überschritt und, nachdem ihm in Taxila (Deri Shâhân bei Lahore; sanskr. Takshaśila = Fels der Takshas, eines skythischen Stamms) das Volk gehuldigt hatte, dem Purufürsten Poros entgegenzog. Dieser erwartete ihn am östlichen Ufer des Hydaspes (Djilam; S. 357). Verzweifelt fochten die Kshatriya, und der größte Teil der Purukrieger blieb als Leichen auf dem Schlachtfelde; der greise Heldenfürst auf dem Kriegselefanten wich erst zurück, als sein Heer vernichtet, seine zwei Söhne gefallen und er selbst ernstlich verwundet war. Der Makedone ließ ihm nicht nur sein Reich, sondern vergrößerte es noch durch eine Anzahl bezwungner Gebiete. Nach einer dreißigtägigen Rast brach Alexander zu neuen Unternehmungen auf: er hatte genauere Nachrichten erhalten von den Völkern des fruchtbaren Gangeslands, volkreichen Städten und glänzenden Herrschersitzen. Aber sein Heer ließ ihn am Hyphasis (Bias) im Stiche (325). Der Welteroberer stand am Ende seiner Siegeslaufbahn. Auf Booten und Flößen schiffte er die Flüsse hinab zur Indusmündung; dort teilte er sein Heer. Während der eine Teil unter Nearch zur See nach Persien zurückkehrte, konnte er selbst nur einen Bruchteil der andern Hälfte in der glühenden Augustsonne durch die wasserlose Wüste Gedrosiens retten. Wenig später erlag Alexander den Strapazen, den Ausschweifungen und dem Klima (im Sommer 323).

β) Das Maghadareich: Tschandragupta und Asoka.

Nur von kurzer Dauer war Alexanders Zug nach Indien, aber der Gewalt seines Vorstoßes entsprach die Größe der Folgen für das Land: aus dem Widerstande gegen die Fremden erwuchs das mächtige Magadhareich. Unter denen, die die Hoffnung auf Vorteile in die Umgebung Alexanders geführt hatte, war auch ein Abenteurer, Tschandragupta (der Sandrokottos der Griechen). Von Geburt ein Śûdra (nach seiner, einer niedern Kaste entsproßnen Mutter Murâ heißt das die Nanda ablösende Königsgeschlecht die Maurya-Dynastie), hatte er sich durch seine Umtriebe am untern Ganges unmöglich gemacht. In der stürmischen Bewegung, die Alexanders Eindringen im Fünfstromlande hervorrief, fand er einen günstigern Boden für seine ehrgeizigen Hoffnungen, und er spielte bei beiden Parteien eine zweideutige Rolle. Aber als nach dem Zurückweichen und dem bald darauf erfolgten Tod Alexanders unter der zurückgebliebnen Griechenpartei Unruhen ausbrachen, Poros von einem griechischen Führer, Eudemos, meuchlings ermordet wurde und die Diadochen über die Teilung des Weltreichs unter sich in blutige Fehde gerieten, da stellte sich Tschandragupta an die Spitze der indischen Bewegung; er erlangte 316 v. Chr. die Oberherrschaft über das Pandjab und bald darauf (315) auch die über das Magadhareich, das sich unter ihm (gest. 296 v. Chr.) von den Mündungen des Indus bis zu denen des Ganges erstreckte. Seleukos I. Nikator fand 303 Magadha bereits so erstarkt, daß er es vorzog, dem östlichen Nachbar seine Tochter zum Weibe zu geben und auf Ost-Gedrosien, Arachosien und den Paropanisos zu verzichten; das gute Verhältnis beider Fürsten fand seinen Ausdruck in der gegenseitigen Entsendung von Gesandten an die Höfe von Babylon und Pâṭaliputra (vgl. Bd. IV, S. 145).

Dem griechischen Vertreter Megasthenes verdankt das Abendland die ersten eingehenden, von einem Augenzeugen geschriebnen Berichte über das indische Land und Volk. Sein Werk „Indike" ist uns nur in geringen Bruchstücken erhalten; aber diese schildern uns doch wichtige Einzelheiten aus dem Leben des Magadhareichs. Sie geben auch in griechischer Beleuchtung

ein vorteilhaftes Bild; Megaſthenes rühmt das Volk als ehrlich, aufrichtig, kräftig, mäßig, friedlich, doch zu kriegeriſcher Abwehr von Feinden bereit. Landbau bildete den feſten Grund für das Gedeihen des Staats; er galt ſo heilig, daß er ſelbſt im Kriege nicht geſtört wurde, und ruhig konnte der Landmann ſein Feld bebauen, während dicht dabei blutige Schlachten geſchlagen wurden. Die Wehr des Reichs bildete ein zahlreicher, wohlorganiſierter und ausgebildeter Kriegerſtand, eine der ſieben Klaſſen (Kaſten) des Volks, die ſo ſcharf voneinander geſchieden waren, daß ſie nicht gemeinſam zuſammen eſſen durften. Das Land war Eigentum der Gemeinden, und aus ſeinen Erträgniſſen erhielt der Staat ein Viertel zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben. Die buddhiſtiſchen Asketen (Sramanen) galten damals noch als eine Unterabteilung der Brahmanen.

Tſchandraguptas Enkel, Binduſâras Sohn und Nachfolger, der mächtigſte Herrſcher Altindiens, deſſen Reich über die größere Hälfte der Halbinſel, deſſen Einfluß weit darüber hinausreichte, war Aſoka (ſanskr. Aſoka; 269—232 v. Chr.). Kein König wird nach Tauſenden von Jahren noch ſo tief verehrt, wie dieſer Magadha-Herrſcher, deſſen Name noch heute von den Ufern des Schwarzen Meers bis zu den äußerſten Inſeln Oſtaſiens und von den Grenzen des Polareiſes bis zum Äquator von Millionen Menſchen in höchſter Ehrfurcht genannt wird. Nicht der Größe ſeiner politiſchen Macht, ſondern dem Evangelium der Menſchenliebe, mit dem er für die Lehre Gautamas eingetreten iſt (vgl. oben, S. 387), verdankt er ſeinen Ruhm.

Das von Tſchandragupta im Jahre 315 v. Chr. gegründete Magadhareich mit der Hauptſtadt Pâṭaliputra (Patna) war nicht von langer Dauer: ſeine Glanzzeit fiel in die Regierung ſeines Enkels Aſoka, unter dem es von Afghaniſtan bis in die Gegend des heutigen Maiſur und von Kathiawad bis nach Oriſſa reichte (ſ. die Karte bei S. 420; vgl. auch S. 485). Aber noch kein Jahrhundert nach der Thronbeſteigung des großen Königs, 137 Jahre nach der Gründung der Maurya-Dynaſtie, wurde ihr letzter Herrſcher, der zehnte der ganzen Reihe, von ſeinem General Brihadratha geſtürzt. Auch die darauffolgende Dynaſtie der Shunga hat nur eine Dauer von 112 Jahren (178—66 v. Chr.), und das Reich der ihr folgenden Kanwa ſinkt unter der wachſenden Macht der Skythen immer mehr dahin.

γ) Die ſkythiſch-tibetiſchen Reiche in Nordweſtindien.

Die Natur Hochaſiens zwingt den Menſchen zum Wandern (vgl. oben, Abſchnitt II). Mongoliſche, turko-tatariſche, ſkythiſche Völker ſtritten ſich, nachdem die Arier ausgewandert waren, fortdauernd um den Beſitz der Grasſteppen und Weideländer, ein Stamm ſtürzt ſich auf den andern, und die Bewegung ſchreitet, wie die Brandung einer Sturmwelle, auf fernere und fernſte Gebiete fort. Eine ſolche beſonders ſtarke Bewegung hatte dieſe Nomadenſtämme im 2. vorchriſtlichen Jahrhundert ergriffen: der öſtlich vom Oxusgebiet, in den Steppenländern zwiſchen Chiwa und Khotan wohnende Mongolenſtamm der Hiung nu hatte ſich auf die im Weſten an ihn grenzenden tibetiſchen Yue tſhi (S. 137), jedenfalls identiſch mit den ſkythiſchen Iſſedonen (S. 142), geworfen und ſie gezwungen, auszuwandern. Dieſe drängten gegen das 250 v. Chr. von Diodotos gegründete griechiſch-baktriſche Reich (Bd. IV, S. 157), das ſeine Grenzen bis über den Indus hinaus in das Pandjab vorgeſchoben hatte, vor und machten kurz nach 140 v. Chr. der Herrſchaft der Griechen zunächſt im eigentlichen Baktrien ein Ende. Ein ſkythiſcher Zweig, die Śaken (oben, S. 131), wandte ſich unter ſeinen Königen Maues (100 v. Chr.) und Azes (70 v. Chr.) dem Indus zu, folgte deſſen Lauf ſüdwärts nach Sindh und gelangte ſchließlich bis nach Gudjerat. Ein andrer Stamm, die Kuſhana (Kuſchans), wanderte unter

seinem Fürsten Kozulo (Kudjula) Kadphises am Kabulflusse hinab in das Pandjab, wo er 25 v. Chr. die letzten Reste griechischer Herrschaft (Hermaios) vernichtete; sein Nachfolger Huemo Kadphises dehnte seine Macht über den größern Teil Nordwestindiens aus (S. 141).

Der bedeutendste Herrscher dieser Reihe war der auf ihn folgende Kanishka, dessen Reich von Yarkand und Khokand bis nach Gudjerat und von Afghanistan bis an die Djamna reichte. Von seiner Salbung (15. März 78 n. Chr.) datiert die „Śaka-Zeitrechnung"; A. M. Boyer u. a. halten jedoch Nahapâna für ihren Begründer. Bei ihrem Vordringen nach Indien kamen die skythischen Scharen mit dem Buddhismus in Berührung, und mit Begeisterung ergriffen sie die ihnen neue Religion; wie Asoka, ließ auch Kanishka die Lehre Buddhas auf einem besondern Konzile zu Kaschmir von neuem festlegen, auf dem zu den drei Piṭakas des Konzils von Patna (S. 385) Erläuterungen ausgearbeitet wurden. Demnach hatte schon damals der Buddhismus in Nordindien nicht mehr streng an der alten Lehre festgehalten, sondern es hatten sich in ihr unter der Einwirkung brahmanischer und urdrawidischer Vorstellungen Änderungen vollzogen; auch werden die mitgebrachten skythischen Götter nicht ohne Einfluß auf die Kommentare des von dem mächtigen Skythenherrscher einberufnen Konzils geblieben sein.

δ) Die nord- und mittelindischen Hindudynastien des 1. nachchristlichen Jahrtausends.

Das von Kadphises gegründete Reich hat, wie jenes des Tschandragupta, mit dem zweiten Nachfolger des Gründers seinen Höhepunkt erreicht, und seine Bedeutung läßt vom 3. Jahrhundert n. Chr. nach, während andre Dynastien und Staaten Indiens mehr in den Vordergrund treten. Aber die indische Geschichte des 1. Jahrtausends n. Chr. gleicht für uns einem großen Mosaikbild, aus dem uns nur einzelne oder kleinere Gruppen von Steinchen erhalten sind. Münzen, gelegentliche Berichte von (besonders chinesischen) Reisenden, Inschriften zeigen uns ein Kommen und Gehen, ein Wachsen und Verfallen kleiner und großer Reiche; aber bei keinem ist es möglich, ein vollständiges Bild zusammenzusetzen. Von manchem besitzen wir nur sehr dürftige Geschichtsquellen, einzelne abgerißne Namen und Ereignisse; andre haben gewiß bestanden, ohne daß uns eine Spur von ihrem Dasein geblieben ist.

Die ruhmvolle Maurya-Dynastie war bald nach Asoka dahingesunken; aber ein Widerschein des alten Glanzes leuchtete unter der von Gupta (290 n. Chr.) gegründeten Dynastie wieder auf. Bisher ein Vasall Magadhas, machte er sich unabhängig, und sein Reich blühte unter seinem Enkel Tschandragupta I. und dessen nächsten Nachfolgern so rasch auf, daß es alle Länder zwischen Nepal und der Narbada, zwischen Katsch und dem Gangesdelta in sich vereinigte. Seine Glanzzeit dauerte bis zum 6. Jahrhundert; dann wurde es durch den Ansturm der „weißen Hunnen" (Hûna; vgl. S. 151 unten) 515 tief erschüttert. Zwar wurden diese um 530 durch einen Vasallen des Guptareichs, Yaśodharma, bei Kahror gründlich zurückgeworfen; aber dieser riß nun selbst die Herrschaft des Reichs an sich, dessen Grenzen er sogar noch erweiterte, über dessen weitere Schicksale wir aber wenig mehr wissen als eine Anzahl von Herrschernamen.

Ein weiter südlich gelegnes größeres Reich ging gleichfalls aus den Kämpfen mit den weißen Hûna hervor, die vom Jahre 435 n. Chr. ihre Wohnsitze am Oxus verlassen hatten und in Indien eingebrochen waren. In dem Widerstande gegen ihren König Mihirakula hatte sich schon vor dem genannten Yaśodharma ein andrer Vasall des Guptareichs, Senapati Bhaṭârka (495 n. Chr.), ausgezeichnet. Er wurde der Stammvater der Walabhi-Dynastie und des gleichnamigen Reichs, das sein sechster Nachfolger, Dhruwasena, zu hoher Blüte brachte. Es umfaßte Gudjerat und reichte bis zur Narbada. Seine Herrscher begünstigten bald mehr den Buddhismus,

bald wendeten ſie ihre Gunſt mehr den Brahmanen oder auch den Djain zu, die noch jetzt in dem alten Walabhî-Gebiete viele Anhänger haben; auf dem Konzile von Walabhî (S. 393) iſt ja der Kanon dieſer Religionslehre unter dem Vorſitze von Dewarddhiganin Kſhamaſhramaṇa endgiltig feſtgeſetzt worden.

Der zweiten Hälfte des 1. nachchriſtlichen Jahrtauſends gehört die Entwicklung eines bedeutenden Hindureichs im Dekhan an, des der Tſchâlukya (ſ. die Karte bei S. 420). Ihr Geſchlecht ſoll aus dem nördlichen Indien gekommen ſein und der Gründer der Dynaſtie, Djayaſiṁha I., um 500 n. Chr. ſich auf Koſten der dravidiſchen Pallawa im Dekhan feſtgeſetzt haben. Das neue Hindureich gewann bald an Kraft und Größe, ſo daß es ſchon im nächſten Jahrhundert den größern Teil des Dekhan umfaßte. 630 fand eine Teilung in ein öſtliches und in ein weſtliches Reich ſtatt: der Tſchâlukya-Prinz Wiſhṇuwardhana erhielt das Reich (Weṅgi) an der Oſtküſte, das die Küſtenſtriche der Mündungen der Kriſchna und Godaweri umfaßte; es rang lange Zeit mit den Tſchola aus dem Süden, bis es um 1060 ihren Angriffen erlag. Die Weſt-Tſchâlukya waren bis 747 n. Chr. ein blühendes Reich, wurden aber dann von den Râſhṭrakûṭa (Gudjerat) beſiegt und ſehr geſchwächt. Nachdem ſie längere Zeit ein eingeſchränktes Daſein geführt hatten, beſiegte Tailapa, Wikramâdityas IV. Sohn, 973 n. Chr. die Râſhṭrakûṭa von Malkhed ſowie Mâlawa und die Tſchola und ward Gründer der ſpätern Tſchâlukya-Dynaſtie, deren Reich gegen Ende des 12. Jahrhunderts erloſch, nachdem ſich eine Anzahl Nebenlinien und kleinere Reiche davon abgezweigt hatte.

ε) Der Hinduismus.

Während dieſer politiſchen Verſchiebungen und tief eindringenden Durcheinanderknetung ſind die urſprünglichen Raſſen- und Volksgegenſätze mehr und mehr verblaßt und hat ſich aus dem anfänglichen ethniſchen Dualismus die moderne Einheit des indiſchen Volks, der Hinduismus, langſam herauszubilden begonnen. Zweierlei Erſcheinungen vor allem kennzeichnen ſein Weſen: der religiöſe Glaube und die ſozialen Verhältniſſe (Kaſten).

1) Der Buddhismus: ſeine Ausbreitung; ſeine Spaltung in die ſüdliche und die nördliche Lehre; ſein Ende in Indien.

Zu Aſokas Zeit finden wir auf religiöſem Gebiete große Gegenſätze. Die brahmaniſche Lehre von der Natur der Welt und der Gottheit iſt eine nur auf den eignen Stand beſchränkte Geheimlehre, während die andern Kaſten, insbeſondere die große Menge der Śûdra, an die Macht der Dämonen glauben. Und noch ein dritter Glaube war im Schoße der brahmaniſchen Lehre erſtanden, der Buddhismus, anfangs in ſeiner oppoſitionellen Bedeutung nicht erkannt und darum von den Brahmanen geduldet. Der Förderung Aſokas verdankt er zum größten Teile ſeinen gewaltigen Aufſchwung: überall in Indien wird er durch des Königs Miſſionare gepredigt, in Ceylon ſogleich nach dem Konzil von Patna eingeführt. Und weit über die Grenzen ſeiner indiſchen Heimat dringt er vor: im 1. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung nach China, wo er im 4. Jahrhundert als Staatsreligion anerkannt wurde (S. 79), 372 von China aus nach Korea (S. 112), im 4. und 5. Jahrhundert nach Kotſchinchina, Ava, Formoſa und der Mongolei (S. 162), im 6. nach Japan (S. 12). Schon vorher hatte er ſich in der Faſſung des Pâli-Kanons von Ceylon aus Barma (450 n. Chr.) und ſpäter (638) Siam erobert; nach Java wurde er im 6. oder 7. Jahrhundert vom Feſtland Indiens aus hinübergetragen. Von der Macht, die ſeine Lehre von der Erlöſung und ſeine Mahnung zur Menſchenliebe auch

auf rohere Völker ausübte, sind uns die Skythen (Kanishka) sprechende Beispiele; auf dem Konzile von Kaschmir (S. 398) wird noch die zu Patna festgelegte Lehre beibehalten.

Aber gerade im Norden Indiens hatte wohl schon früher eine abweichende Entwicklung begonnen, indem einerseits eine unfruchtbare Dialektik, anderseits das Dämonenwesen des drawidischen Glaubens in Lehre und Kult eindrangen. Später gestaltete sich die Lehre bei den Völkern tatarischer und mongolischer Abkunft so um, daß der heutige nördliche Buddhismus nur noch ein abscheuliches Zerrbild der reinen Lehre Buddhas ist (S. 182). Die Seele, deren Bestehen Gautama geleugnet hatte, wird wieder in das religiöse Denken eingeführt, und die Seelen der zukünftigen Buddhas, der Bodhisattwas, besonders die des Mandjusri und des Awalokiteswara, gewannen göttliche Bedeutung. Sie wurden zu Personifikationen des mystisch-religiösen Wissens und des Geistes der buddhistischen Kirche, während neben ihnen als dritter Wadjradhara die Allmacht versinnbildlichte. So hatte auch der Himmel dieser buddhistischen Richtung seine Trimûrti (S. 360). Diese wurde weiter mit den scheußlichsten Fratzen niederer Gottheiten ausgestattet; in den Kult wurden die schamanistischen Bräuche und Beschwörungsformeln sowie die blutigen Opfer mit übernommen. Diese Verschmelzung indisch-drawidischer Vorstellungen und Bräuche mit dem Buddhismus ist hauptsächlich das Werk des indischen Mönchs Asaṅga, der im 6. Jahrhundert n. Chr. in Peschawar im Pandjab lebte. Wie sich dann diese Richtung, die die nordischen Buddhisten als „großer Wagen" von dem verächtlich behandelten „kleinen Wagen" (dem ältern Buddhismus) unterscheiden, durch die Vorstellung, daß sich der Geist der Kirche jedesmal in dem zeitlichen und weltlichen Oberhaupte verkörpere, außerhalb Indiens zum Lamaismus weiter entwickelt hat, darüber vergleiche man Seite 184.

Die wichtigsten Quellen über den indischen Buddhismus nach Asoka sind die Nachrichten chinesischer Buddhisten, die zu den heiligen Stätten ihrer Religion wallfahrteten, besonders die des Fa hien (400—414 n. Chr.; S. 80) und des Hiuen Tsang (629—645; S. 81). Wir erfahren von Fa hien, daß in ganz Vorderindien beide Richtungen, der „große Wagen", Mahâyâna, und der „kleine Wagen", Hînayâna, nebeneinander bestanden, aber auch die brahmanischen Lehren zahlreiche Anhänger hatten. Zu Hiuen Tsangs Zeit war Kaschmir ganz dem nördlichen Buddhismus ergeben, während im übrigen westlichen und im südlichen Indien der „kleine Wagen" vorherrschte; im Gangesgebiete hatte der Buddhismus sehr unter dem Mitbewerbe des Brahmanentums zu leiden. Hiuen Tsang nahm am Konzile von Kanaudj teil, auf dem die Lehre der nördlichen Richtung verurteilt wurde. Zwar lag Buddhas Geburtsort (S. 382 und 386) ganz in Trümmern; aber in den Ländern, in denen er hauptsächlich lehrend aufgetreten war, hatte seine Religion noch damals ihren festesten Sitz. Auch im übrigen Indien erfreute sich die alte Lehre noch guten Gedeihens; nur in Kalinga wurde sie durch die brahmanische Religion zurückgedrängt.

Nicht lange nach Hiuen Tsangs Pilgerfahrt kamen ernste Drangsale über die Buddhisten. Wahrscheinlich handelt es sich dabei meist um örtlich beschränkte Verfolgungen; der Buddhismus ist in Indien wohl mehr an seiner innern Schwäche und seinen vielfachen Auswüchsen zu Grunde gegangen, als durch die offne Feindseligkeit andrer Religionen. Kurz nach Schluß des 1. Jahrtausends n. Chr.: um 1200, war er in fast ganz Indien erloschen. Nachdem er zuletzt noch durch die Fürsten Kaschmirs und Orissas gestützt worden war, fiel um 1340 auch seine letzte Burg, Kaschmir; und als die ersten mohammedanischen Reiche Indiens gegründet wurden, war fast die ganze Bevölkerung (abgesehen von einzelnen Anhängern in Bengalen und Orissa und mit Ausnahme der Djain) den Göttern der hinduischen Religion ergeben.

2) Die hinduische Religion.

Jene langdauernde politische Unruhe war der Vertiefung des religiösen Gefühls wenig günstig. Bei den Brahmanen war auf die tiefe metaphysische Spekulation eine Zeit des Stillstands gefolgt, und beim Volke hatten die niedersten Götter- und rohesten Kultformen mehr und mehr Eingang gefunden. Erst im 8. Jahrhundert kam die Reaktion. Die Überlieferung nennt den in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebenden Kumârila zugleich den Todfeind der Buddhisten und den Wiederbeleber brahmanischer Religion. Aber der wahre große Reformator war erst Saṅkara Âtschârya (788 im Dekhan geboren, aber in Nordindien wirkend und 820 im Himalaya gestorben), der Neubeleber der Wedânta-Philosophie und der Schöpfer der neuen populären Hindureligion. In seiner esoterischen Lehre kennt er nur einen einzigen höchsten Gott, den Brahmâ Para Brahmâ, den durch mystische Versenkung zu verehrenden Schöpfer und Regierer der Welt; die im Volke vorhandnen religiösen Keime aber faßte er zusammen und durchgeistigte er in der Gestalt Śiwas. Der große Apostel des Wishṇukultus dagegen war der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebende Râmânudja; in seinem Sinne haben Kabîr (1380—1420) in Bengalen und Tschaitanya (geb. 1485) in Orissa gewirkt. Von jenen Reformern an sind Śiwa und Wishṇu die Eckpfeiler hinduischer Götterverehrung. Brahmâ tritt in der Volksreligion ganz zurück.

Ein Grundzug des philosophisch gedachten Wishṇu ist das Alldurchdringen, und so ist dieser wohlwollende, hilfreiche Gott recht eigentlich der Gott der Inkarnationen, der Awatâras. Sein Wesen durchdringt alles, er kann also auch die verschiedensten Gestalten annehmen, und jedesmal, wenn Götter oder Menschen in die äußerste Not geraten, bringt ihnen Wishṇu in der einen oder andern Gestalt Rettung. Der Mythus hat eine größere Zahl solcher Inkarnationen entwickelt (bis zu 22), aber allgemein angenommen sind nur zehn. In den ersten drei tritt der Gott als Fisch, als Schildkröte, als Eber, in der vierten als Mannlöwe, in den spätern als Mensch auf: zuerst als Zwerg, dann in der sechsten, siebenten und achten als Paraśurâma, als Râmatschandra und als Kriṣhṇa, d. h. in Gestalten, die der Heldensage indischer Vorzeit entnommen sind (vgl. S. 363, 366, 380). Besonders populär ist von ihnen Kriṣhṇa geworden, weil das Volk in den lustigen Streichen, die die Sage ihm zuschreibt, sich selbst wiederfindet. Die Aufstellung Buddhas als neunter Inkarnation Wishṇus stammt wohl aus einer Zeit, in der man hoffte, den Buddhismus mit der Hindureligion vereinigen zu können; eine spätere Auffassung betrachtet Buddha in dieser Inkarnation gleichsam als „Lockspitzel", der die bösen Menschen verleitet, die Weden und die Kastengesetze zu verachten, nur um sie um so sicherer dem Verderben zuzuführen und die Welt so von ihnen zu befreien. Die letzte Inkarnation Wishṇus endlich gehört der Zukunft an: am Ende des gegenwärtigen Weltalters wird der Gott als Kalki erscheinen und ein neues Reich der Reinheit errichten.

In der Ausgestaltung Śiwas begegnen sich die brahmanischen Begriffe des „Dunkels" mit dem Dämonenwesen der Drawida. Von den Himalaya-Bergstämmen (S. 351) ist die Figur des „Berggeist"-Śiwa, Kirâta entlehnt, die in sinnlichem Genuß, in Trinken und Tanz (Natêśwara, Herr der Tänzer) schwelgt und von einem Heere niederer Geister gefolgt ist; die Grundvorstellung der Drawidastämme von der bösen Natur der Gottheit fließt mit der brahmanischen Vorstellung des „Dunkels" zusammen in Siwa, dem zerstörenden Gott. Als Rudra ist er die umstürzende Gewalt der Natur, als Mahâkâla die auflösende Macht der Zeit, als Bhairawa, der „Zerstörer" oder die Vernichtung an sich, und als der mit Schlangenguirlanden und Totenschädeln geschmückte Bhûtêśwara erscheint er als höchster Herr aller Dämonen des

dravidischen Vorstellungskreises (s. die obere Hälfte der Tafel „Altindische Bildhauerkunst" bei S. 382). Daß Śiwa weit mehr dem dravidischen, Wishnu mehr dem arischen Wesen nahe steht, geht auch aus der Verbreitung ihrer Kulte hervor: der des Śiwa zählt im Süden, der des Wishnu im Norden mehr Anhänger. So überwiegen in den nördlichen Bezirken der Präsidentschaft Madras die Wishnuiten im Verhältnis von 10 : 1 bis 4 : 1; in den mittlern Teilen desselben Gebiets ist die Zahl der Anhänger beider Götter fast gleich; im Süden übertrifft die Zahl der Siwaiten die der Wishnuiten im Verhältnis von 4 : 1 bis 67 : 1. In den höhern Gestalten Śiwas tritt der brahmanische Gedanke weit mehr hervor: aus dem Tode sprießt neues Leben, aus der Zerstörung baut sich Neues und Schöneres auf. So wird der „Zerstörer" zum Segenbringer, Sadâ Śiwa, Sankara, Śambhu; er bedeutet die erneuernde Kraft der Natur und wird als solche unter dem Namen Mahâdewa, der große Gott, Îśwara, der höchste Herr, angebetet. Kein Götterbild ist in Indien häufiger als sein Symbol, das Lingam (phallus). Noch ausgesprochner brahmanisch ist die Vorstellung von der Macht des Opfers und der Askese: als solche erscheint Śiwa in der Gestalt des „großen Büßers", Mahâyogin.

Die hinduischen Gottheiten sind nicht bis zu dem Grade vermenschlicht wie die Griechenlands und Roms und bilden daher nicht wie jene eine einzige große Familie von Großeltern, Eltern, Kindern und Kindeskindern. Dem Brahman und Wishnu ist kein Sohn geworden, und auch mit Śiwa wurden nur zwei Söhne in lockere Verbindung gebracht: Subrahmanya oder Skanda, der Kriegsgott, und Ganeśa, der Gott der Schlauheit und des Erfolgs, der im Alltagsleben bei jeder Gelegenheit angerufen wird, und dessen mißgestaltetes, elefantenköpfiges, dickbäuchiges Bild überall anzutreffen ist.

Allen höhern Göttern sind Gemahlinnen zugeteilt; doch tritt der Begriff der Gattin bei ihnen zurück hinter die Vorstellung einer Steigerung der Eigenschaften (sakti = Macht, Kraft). Sobald nach brahmanischer Spekulation das höchste Wesen persönlich wird, tritt in ihm eine Teilung in eine männliche und eine weibliche Seite hervor, die entgegen unsern Anschauungen die thätigere ist. Bei den ruhigern Göttern Brahman und Wishnu tritt dieser Gegensatz nicht so sehr hervor: die Gemahlin Brahmans, Saraswatt, ist die Göttin der Gelehrsamkeit und des Wissens, die Wishnus, Lakshmi, die Göttin der höchsten Güte und Schönheit. Aber in der Verehrung Śiwas spielt die weibliche Seite seines Wesens eine um so größere Rolle, je leidenschaftlicher der Gott selbst beanlagt ist, und je mehr er in sich dravidische, von Hause aus weiblich gedachte Gottheiten aufgenommen hat. Jeder der Hauptformen Śiwas ist eine Gemahlin als Steigerung beigegeben: dem Berggotte Kirâta die Pârwatt, dem Mahâkâla die blutdürstige Kâli, dem Bhâwa die Bhâwini, dem Mahâdewa die Mahâdewi, dem Büßer Mahâyogin die Yogini.

Zu diesem engern Kreise der erhabnen Götter gesellt sich nun noch eine Schar höherer Wesen, die teils der vorgeschichtlichen Sage, wie die heiligen Sänger der Weden, die Rishis, die Pândubrüder der Bharatakämpfe ꝛc., teils dem reichen Vorrate niederer Gottheiten der einzelnen Stämme entnommen sind. In dem geräumigen Bau des hinduischen Himmels findet alles, was überhaupt nur irgendwie geheimnis- oder bedeutungsvoll ist, seinen Platz: Steine und Berge, Flüsse und Teiche, Sträucher und Bäume, nützliche und schädliche Tiere, die verschiedensten Himmelserscheinungen, Geister Verstorbner, selbständige Dämonen ꝛc.

Die Verschiedenheit, ja oft Gegensätzlichkeit, in der die Formen des Göttlichen erscheinen, spiegelt sich wider in ihrem Kultus: der gröbste Fetischdienst hat Raum neben der Anbetung reiner und hoher himmlischer Mächte. Von den monotheistischen Gottesdiensten unterscheidet sich der hinduische vor allem dadurch, daß es keine Gemeinde, im Grund auch keinen gemeinsamen

The Gallery of Art in the Crystal Palace at Sydenham, 1854 (1855)
Oil on canvas, 91.4 x 122 cm

Erklärung der umstehenden Tafel.

Im nördlichen Teile der niedrigen und sandigen, im Golfe von Manaar zwischen Indien und Ceylon gelegnen Insel Rameswaram (Ramisseram) befindet sich eins der großartigsten Denkmäler drawidischer Architektur, der mächtige und hochgetürmte Hindutempel, dessen Inneres von düstern Säulengängen durchschnitten wird. Seit vielen Jahrhunderten pilgern alljährlich Tausende zu diesem Heiligtume, von dessen reichen Einkünften die Bewohner der Insel, meist Brahmanen, leben.

Glauben gibt. Ob ein Hindu den Wischnu oder Śiwa in der einen oder andern Gestalt, ob er Ganeśa oder eine der vielen Śaktis in erster Linie verehrt, hängt ab von der Gebets- und Zauberformel (mantra), die er von seinem geistigen Lehrer und Berater, dem Guru, erhält; verschieden für jeden Gott, hat sie die Macht, jeden zu einem Schutzgotte werden zu lassen für den betreffenden Hindu, der das Zeichen dieses besondern Gottes, das Nâma, auf der Stirn trägt (bei Śiwa drei weiße Horizontalstreifen, bei Wischnu meist eine stimmgabelähnliche Figur; s. auch die obere Hälfte der Tafel „Altindische Malerei und Baukunst" bei S. 408). So kann der Kult nicht gemeinschaftlich sein; er ist wie der Glaube persönlich und setzt sich zusammen aus Formeln und Bräuchen von magischer Gewalt, aus Reinigungen, aus Opfergaben, die der Betende den Göttern darbringt oder durch den Priester darbringen läßt. Diese Art des Dienstes erfordert daher auch keine großen Räume, in denen sich die Gemeinde mit dem Gotte vereint; das eigentliche Heiligtum ist immer nur ein kleiner Schrein oder eine unbedeutende Kapelle mit dem Symbol oder Bilde des Gottes. Was den Tempel, besonders in Südindien, oft zu riesiger Größe anschwellen läßt, sind nebensächliche Räume, wie Pilgerhallen, Wandelgänge (s. die beigeheftete Tafel „Ein Säulengang im Innern des Hindutempels auf der Insel Rameśwaram"), Treppenstufenteiche u. s. w.

Die Gottesverehrung geschieht im wesentlichen auf dreifach verschiedne Weise. Wischnu ist unter den höchsten Göttern der menschenähnlichste. Demgemäß wird sein Bild von den dazu bestellten Priestern nach Menschenart gepflegt; der Dienst vor seinem Götterbilde gleicht dem Spiel eines unmündigen Kinds mit seiner Puppe, und die Spenden, die ihm dargebracht werden, sind dieselben Dinge, die des Hindus Herz erfreuen: Reis, Korakan, Backwerk und Blumen oder Schmuck von Perlen und Edelsteinen. In überirdischer Höhe über dem Menschen thront Śiwa, der erhabne, oft schreckliche Gott. Nur ausnahmsweise enthält ein Tempel sein Götterbild. Dagegen wird er überall unter seinem Symbol, dem Lingam, verehrt, das mit heiligem Wasser begossen, mit Butter bestrichen oder mit Blumen überschüttet wird. Der Dienst der dritten, in drawidischen Vorstellungen wurzelnden Göttergruppe heischt blutige Opfer. Ziegen werden vor den Altären der Kâlî und Durgâ geschlachtet und ihr Bild sowie der Tempelboden davor mit dem Blute des Tiers bespritzt; Ärmere opfern ihr oder andern niedern Gottheiten einen Hahn. Die in früherer Zeit geübten Menschenopfer sind jetzt so gut wie beseitigt, aber abgeschwächte Überlebsel davon sind auch heute noch zu finden.

Zu den alltäglichen Zeremonien, Gebeten und Opfern kommen religiöse Feste an den vielen, den einzelnen Göttern geweihten heiligen Tagen: es gibt kaum ein Volk oder eine Religion, in der so viele fromme Feste gefeiert werden wie bei den Hindu. Und als besonders verdienstvoll gilt eine unter recht erschwerenden Umständen ausgeführte Wallfahrt an die Quellen eines heiligen Flusses (Ganges, Narbada) oder zu einem der großen Śiwa- oder Wischnuheiligtümer

3) Die hinduische Ausbildung des Kastenwesens.

Wie für den Hinduismus und seine weitere Entwicklung auf religiösem Felde die Keime schon früher gelegt waren, so war auch auf sozialem Gebiet eine brauchbare Grundlage durch die Bestimmungen gegeben, die die Brahmanen für die Kaste aufgestellt hatten. Mancherlei hat auf das Kastenwesen eingewirkt, hemmend oder fördernd. Schon im Buddhismus lag die Neigung, die schroffen Gegensätze zu mildern und auszugleichen; als später die Mohammedaner kamen, wurde bei allen ihren Bekennern die Kaste ganz abgeschafft, und manche hinduische Sekten stellten danach die soziale Gleichheit aller Menschen als Grundsatz auf.

Auf der andern Seite bestanden Einflüsse, die auf die Fortbildung und Vermehrung der Kasten hinwirkten. Schon in alter Zeit mußte die Einverleibung von Angehörigen fremder Rassen zu weitern Gliederungen innerhalb der einzelnen Kasten führen: die neu Aufgenommnen wurden von den andern doch nicht für voll angesehen, und dieser Gegensatz verschärfte sich mit der Zeit bis zu vollständiger Trennung. In der Kriegerkaste wiederholte sich dieser Vorgang oftmals; aber auch in der Brahmanenkaste vollzogen sich auf diese Weise besonders im Süden zahlreiche tiefgehende Scheidungen. Nicht selten schmuggelt sich eine oder ein Teil einer schon bestehenden Kaste durch gefälschte Stammbäume oder andre Zeugnisse in eine höhere Stufe ein, ohne indes volle Gleichberechtigung zu erlangen. Räumliche Trennungen von Mitgliedern einer und derselben Kaste befördern Kastenvermehrung: beide Teile werden mißtrauisch, ob auch der andre seine Kaste rein bewahrt habe; schließlich hört das Gefühl des Zusammenhangs ganz auf, und aus einer Kaste sind zwei geworden. Bei wandernden Hirten oder Zigeunerstämmen (vgl. darüber Bd. V), bei Handelskasten, bei Ackerbaukasten, die durch die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Hungersnöte zu öfterm Ortswechsel und zu längerer Trennung der Mitglieder gezwungen werden, auch infolge von Kriegen und politischen Grenzverlegungen kommen derartige Kastenteilungen oft vor. Wer zu bedeutendem Wohlstande gelangt ist, versucht oft mit Erfolg, sich von seinen Kastenbrüdern zu trennen und sich Namen und die besondern Gewohnheiten einer höhern Kaste beizulegen. Nicht weniger können religiöse Scheidungen kastenzersplitternd wirken. Eine der häufigsten Ursachen der Kastenvermehrung ist der Berufswechsel, zu dem oft eine veränderte Umgebung oder veränderte soziale Zustände zwingen. Unter der europäischen Herrschaft kommt es täglich vor, daß ein Hindu, der in den Dienst eines Weißen tritt, sich besser dünkt als seine bisherigen Kastenbrüder, und daß auf diese Weise neue Kutscher-, Wasserholer-, Futterschneider- ꝛc. Kasten entstehen. Gerade die Berufsscheidung ist jetzt das Hauptmerkmal der Kaste: sie ist vor allem erbliche Zunft. Als solche sorgt sie für die Reinheit des Bluts: wer ihr angehört, darf sich nicht mit dem Mitglied einer andern Kaste verheiraten; bei den höhern Kasten verunreinigt schon die Berührung, ja auf weite Entfernungen hin der Hauch eines Niedriggebornen. Jedes Zusammenessen mit einem Mitglied einer andern Kaste ist durchaus verboten. So regeln strenge Vorschriften das Verhalten des einzelnen. Die Kaste hat ihre besondern Vorsteher und Aufseher, ordnet Geldstrafen oder in schweren Fällen Ausstoßung an, sorgt aber auch für das Wohl des Ganzen (Lohnhöhe, Festsetzung der Arbeitszeit, unter Umständen Streike ꝛc.) wie für das des Einzelnen (Unterstützung Armer, Erhaltung von Witwen und Waisen ꝛc.).

4) Die Stellung der Frau.

Nicht weniger als die Kaste hat auf die Entwicklung des Volks hemmend gewirkt die niedrige Stellung der Frau. War das Weib bei den Ariern ebenso wie bei den niedern Stämmen der Eingebornen angesehen und geehrt, in der epischen Zeit der Mittelpunkt glänzender Kshatriyaturniere und noch bei den folgenden Dichtern die hochstehende Genossin des Manns, so ist es jetzt ein unglückliches Geschöpf, eine schwer bedrückte und eingeengte Sklavin. Auch hier waren es die Brahmanen, die dem Weibe die niedrigere Stellung zuwiesen. Die Reinheit der Kaste, den höchsten Grundsatz ihrer Gesellschaftsordnung, glaubten sie am sichersten verbürgen zu können, wenn sie der Freiheit der Frau die allerengsten Fesseln anlegten. Ihr wurde nur die einzige Aufgabe gelassen, dem Manne blutreine Nachkommenschaft zu schenken, und dieser Aufgabe wurde alles geopfert, was das Weib hebt und veredelt. Mißachtung und schwerster Zwang begleiten es von der Geburt bis zum Tode. Ist einem Hindu ein Sohn geboren worden, dann

wird das festliche Muschelhorn geblasen, und die Freunde bringen Glückwünsche und frohe Spenden. Anders, wenn das Neugeborne ein Mädchen ist: verlegen blickt der Vater zu Boden, wenn ihm die Freunde keine Glückwünsche, sondern Trostsprüche darbringen. Besonderer Feste sind nur die Knaben wert erachtet, nicht die Mädchen. Die Wöchnerin gilt nach der Geburt eines Sohns drei Wochen, bei einer Tochter vier Wochen unrein. Der Knabe erhält je nach der Stellung des Vaters Unterricht bei einem geistlichen Lehrer, das Mädchen nicht; was sie lernt, bringt ihr die Mutter bei, die selbst nichts weiß als ein paar Formeln und Gebete für die Erlangung eines treuen Manns und Verwünschungen gegen Polygamie und Untreue.

Schon mit 7—9 Jahren wird das Mädchen mit einem 12—14jährigen Knaben oder auch mit einem alten Witwer verheiratet, ohne um seine Meinung gefragt zu werden, oft ohne ihren Gatten je vorher gesehen zu haben. Nach beendeter Zeremonie bleibt es vorläufig im Hause seiner Eltern, und erst bei den ersten Zeichen der Reife zieht es zu dem Gatten. 13- oder 14jährige Mütter sind in Indien durchaus keine Seltenheit; wie wenig günstig aber solche Frühheiraten auf das körperliche und geistige Gedeihen eines Volks einwirken müssen, liegt auf der Hand. Mit der Heirat beginnt ein unwürdiges Sklavenleben in dem Gefängnisse der Frauengemächer: vor jedem männlichen Mitgliede der Familie muß die Frau das Gesicht verhüllen, selbst mit ihrem eignen Manne darf sie tagsüber nicht sprechen, nicht seinen Namen nennen oder gemeinsam mit ihm essen; in tödlicher Geistesöde dämmert ihr Dasein dahin. Vor der englischen Herrschaft galt es als ideale That der Frau, sich mit dem gestorbnen Manne verbrennen zu lassen. Jetzt gibt es diese „Satis" nicht mehr; aber das Los der Witwen ist fast schlimmer als Feuertod. Ihrer Schlechtigkeit in einem frühern Leben wird der Tod des Gatten zugeschrieben; Haß, strenge Büßung und Kasteiung, die Bürde der schwersten Arbeiten lasten auf dem Rest ihrer Tage.

Das ist das Los der Frau in Gesellschaftskreisen, die das Ideal hinduischer Lebensführung zu erfüllen glauben. In Wirklichkeit tritt oft die harte Not freundlich mildernd auf. Das Weib muß bei den ärmern Hindu und bei den niedern Kasten mit für den Lebensunterhalt der Familie sorgen und wird dadurch zur höherstehenden Genossin des Manns, die durch das Bewußtsein gehoben wird, auf der Welt zu etwas nütze zu sein. Dennoch gilt auch in diesen Kreisen das Weib noch als ein minderwertiges Wesen.

5) Die Pflege der Wissenschaften und Künste durch die Brahmanen.

In der Arbeitsteilung der von ihnen geordneten bürgerlichen Gesellschaft haben sich die Brahmanen die Gelehrsamkeit, das Wissen und seine Pflege vorbehalten; sie selbst standen unter dem besondern Schutze der Göttin der Gelehrsamkeit, der Saraswatî, Brahmâs hoher Gattin.

Der gesamten religiösen, gelehrten und künstlerischen Litteratur der Inder haben sie durch die Schaffung einer Gelehrtensprache, des Sanskrit, das Gepräge gegeben. Die ältesten, vielleicht bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden Hymnen der Weden sind in einer altertümlichen, aber reichentwickelten Sprache geschrieben, von der sich die vom Volke gesprochne und mit der Zeit in mehrere Dialekte gespaltne Sprache mehr und mehr entfernt. Die Priester legten Gewicht darauf, daß die Sprache, in der sie mit den Göttern redeten, höher, vollkommner sei als die vom gemeinen Manne gesprochne. In dem Maße, wie sie zu einer hoch über das Volk erhabnen Macht anwuchsen, bildeten sie auch die Sprache des religiösen Denkens und des Kultus streng logisch und wissenschaftlich genau zu dem „Saṁskrita", der „vollkommnen Sprache", aus im Gegensatze zu der vom Volke gesprochnen „ursprünglichen", dem „Prâkrita"; sie dürfen stolz den größten Grammatiker aller Zeiten, Pâṇini (wahrscheinlich um die

Mitte des 4. vorchriſtlichen Jahrhunderts), zu den Ihrigen zählen. Der Gegenſatz zwiſchen der eſoteriſchen Geheimlehre der Brahmanen und der an die breiten Schichten ſich wendenden Lehre des Buddha ſpricht ſich auch darin aus, daß dieſer und ſeine Jünger in den verſchiednen Ländern zu dem Volk in ſeiner Landesſprache redeten. Erſt nachdem Buddhaghoſha (410—430) die in Ceylon in ſinghaleſiſcher Sprache fortlebenden, von dem großen Buddhiſten Mahinda ſtammenden Kommentare (Atthakathâ) zu den Piṭakas in die Sprache Magadhas übertragen hatte, wurde dieſe, das „Pâli", die geheiligte Sprache des ſüdlichen Buddhatums. Brahmaniſcher Einfluß zeigt ſich bei der Ausgeſtaltung des nördlichen Zweigs auch darin, daß für die religiöſen Schriften dieſer Richtung das Sanskrit, nicht das Pâli gewählt iſt.

Der wichtigſte Teil der brahmaniſchen Litteratur behandelt religiöſe Gegenſtände. Die Weden bleiben die Grundlage aller ſpätern religiöſen und philoſophiſchen Weiterentwicklung. Von den vier Sammlungen der Weden ſtammt der Rigweda aus ſehr alter Zeit, zum Teile wohl noch aus dem 3. Jahrtauſend v. Chr., zwei jüngere, der Sâma- und der Yadjurweda, aus der Zeit des ausgebildeten Ritus. Sie ſind Sammlungen von Liedern und Sprüchen, wie ſie der Prieſter des Rigweda beim Opfer mit lauter Stimme herzuſagen, der Prieſter des Sâmaweda zu ſingen, der des Yadjurweda leiſe zu ſprechen hatte. Der vierte, der Atharwaweda, enthält neben Stücken aus dem Rigweda Zauberſprüche gegen Krankheiten und Feinde. Immer noch aus vorbuddhiſtiſcher Zeit ſtammen die Brâhmaṇas, Proſaſchriften, in die viel Legendariſches und ſelbſt manches Geſchichtliche mit verflochten iſt; ſie ſind weſentlich eine Zuſammenfaſſung des Verlaufs der großen Opfer für die verſchiednen Prieſter. Auf anderm Grunde ſtehen die Upaniſhads: ſie entſtammen der Spekulation des philoſophierenden Brahmanentums und enthalten religiös-philoſophiſche Lehren über die Natur der Welt und der monotheiſtiſch gedachten Weltſeele. Sie ſind tiefſinnig und gedankenreich, das Ergebnis ernſten Suchens der Wahrheit. Ganz verſchiednen Charakters ſind die aus weit ſpäterer Zeit ſtammenden Tantras, eine Sammlung myſtiſch-religiöſer Vorſchriften, Gebete, Zauberformeln für den Dienſt der unheimlichen Seite Śiwas und ſeiner weiblichen Steigerung (Durgâ). Entſtanden nach Abſchluß der vorher genannten religiöſen Schriften, ſind ſie doch älter als die hauptſächlich die Wiſhnulegenden behandelnden 18 Purâṇas in ihrer jetzigen Form (mit 18 Anhängen, Upapurâṇas, zuſammen ungefähr 400,000 Doppelzeilen). Auch dieſe werden von den Brahmanen noch zu den „alten Schriften" gerechnet, wenn ihr Alter auch ſchwer zu beſtimmen iſt. Wir beſitzen ſie nur in überarbeiteter Form; ihre Keime aber ſind zum Teil ſchon im Mahâbhârata gegeben.

Neben dem Religiöſen umfaßt die Sanskritlitteratur alle andern Gebiete brahmaniſchen Wiſſens. Der ſchwächſte Punkt iſt die Geſchichte. Die Brahmanen ſtehen hier in ſtarkem Gegenſatze zu den Mohammedanern, die gern die Geſchichte ihrer Zeit und ihrer Fürſten behandelten, auch zu den Buddhiſten, die in ihren Chroniken alle für die Kloſter wichtigern Ereigniſſe dem Gedächtniſſe jüngerer Geſchlechter überlieferten. Bei der Verödung der buddhiſtiſchen Klöſter in Indien ſind alle dieſe Chroniken zu Grunde gegangen; nur in Kaſchmir, wo der Buddhismus ſich mit am längſten erhalten hat, iſt der geſchichtliche Sinn nicht ganz mit den Klöſtern erloſchen, und das dortige Königsbuch Râdjataraṅgiṇi führt die Geſchichte des Ländchens auch in der nachbuddhiſtiſchen Zeit fort. In Ceylon aber, wo noch heute der Buddhismus die herrſchende Religion iſt, ſind fortlaufende Chroniken von den älteſten Zeiten bis zum Aufhören des ſinghaleſiſchen Königreichs und der Beſitzergreifung durch die Engländer vorhanden.

Auch für die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit der Natur war der Sinn der Brahmanen nicht geſtimmt; hier ſtand die Forſchung ſtill vor dem Göttlichen, das Pflanze und Tier

durchdrang und ſelbſt den Stein belebte. Dennoch führte der Dienſt des Opfers zu einer gewiſſen Kenntnis des Körpers und ſeiner manuellen Behandlung: eine gute Schule für die empiriſche Chirurgie, die in Indien eine bemerkenswerte Höhe erreichte. Selbſt ſchwierige Eingriffe, wie die Operation des grauen Stars und der Blaſenſteine, Rhinoplaſtik, die operative Entfernung der menſchlichen Frucht u. ſ. w., ſind mit Geſchick und Erfolg ausgeführt worden, und die mediziniſchen Lehrbücher der Brahmanen zählen nicht weniger als 127 verſchiedne chirurgiſche Inſtrumente auf. Als die Araber die Heilkunde der Inder kennen lernten, ſprachen ſie ſehr anerkennend über die Höhe ihrer Leiſtungen. Die Behandlung der innern Krankheiten beruhte ganz auf roher Empirie; ein großer Arzneiſchatz ſtand dabei zu Gebote, und bei der Bereitung der Heilmittel hatte die angewandte Chemie eine Anzahl wichtiger chemiſcher Körper auf künſtlichem Wege herzuſtellen gelernt.

Dem Berufe der Prieſter ſtand die Aſtronomie näher als andre Naturwiſſenſchaften: war doch die Urreligion der Arier eine Anbetung der Kräfte, die ſich in den Erſcheinungen am Himmel, den Bewegungen der Sonne und der Planeten ſowie der Sterne offenbarten. So iſt auch ſchon in den ältern Weden das Sonnenjahr annähernd richtig beſtimmt, indem für jedes fünfte der aus zwölf dreißigtägigen Monaten beſtehenden Jahre ein Schaltmonat eingefügt wird. Auch wurde die Feſtſetzung der religiöſen Opferhandlungen und Feſte ſchon damals durch aſtronomiſche Thatſachen im voraus beſtimmt. Immerhin ſtand die exakte Aſtronomie noch zur Zeit Alexanders des Großen auf keiner hohen Stufe, und manche Anregung gaben die in ſolchen Studien fortgeſchrittenern Fremden. Dann aber hob ſich dieſe Wiſſenſchaft gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. auf bemerkenswerte Höhe, ſank aber wieder während der Zeit der großen mohammedaniſchen Staatenbildungen. Nur von einzelnen Fürſten (Djaipur) iſt die Aſtronomie ſelbſt bis in die neuere Zeit hinein als beſondere Liebhaberei gepflegt worden. Hand in Hand mit der Wiſſenſchaft der Sterne ging das Studium der Mathematik, für das die Brahmanen große Begabung zeigten. Selbſtändig haben ſie das dekadiſche Zahlenſyſtem entwickelt, und ſicher haben die Araber in der mathematiſchen Schule der Brahmanen vieles gelernt. Den Höhepunkt der Algebra bezeichnet Aryabhata (geb. 476 n. Chr.).

Neben den alten, in kurzen Lehrſätzen abgefaßten Dharmaſûtra und dem in Verſen gedichteten Geſetzbuche des Manu (S. 367) genoſſen ähnliche Werke, wie das Dharmaſâſtra des Yâdjñawalkya und des Paraſara, ebenfalls großes Anſehen; ſie alle behandelten außer der Ordnung der ſozialen Verhältniſſe die Rechtspflege im engern Sinn. In ſpäterer Zeit entſtanden in den verſchiednen Teilen Indiens fünf Geſetzesſchulen, die je nach der Eigenart der Bevölkerung mehr oder weniger verſchiedne Richtlinien für die Rechtspflege aufgeſtellt haben.

In den Künſten waren die Brahmanen die Führer des Volks. Nicht nur Muſik und Dichtung wurzelten im Dienſte der Götter, die mit kunſtvoller Rede und weihevollem Geſange gefeiert wurden, ſondern auch die bildenden Künſte: die Architektur mit ihrer Ausſchmückung durch Malerei und Bildhauerei erhielten ihren ſtärkſten Antrieb durch die Verehrung des Göttlichen.

Die Tonleiter von ſieben Intervallen iſt bei den Indern ſchon uralt; und wenn ihre jetzige Muſik unſerm Empfinden widerſtrebt, ſo liegt der Grund dafür in der Einſchiebung zahlreicher Zwiſchenintervalle, für die unſer Ohr nicht eingeſtellt iſt. Hervorragendes ſchufen die Inder in ihren heiligen Hymnen (vgl. S. 361); kaum minder bedeutend iſt, was unter brahmaniſchem Einfluß auf epiſchem Gebiet entſtanden iſt: Mahâbhârata und Râmayâna (S. 362). Auch in die Brâhmaṇas (S. 406) ſind einzelne epiſche Stoffe eingeflochten. Bekannt iſt die Geſtaltung der Tierfabel durch die Inder. Eine der älteſten Sammlungen dieſer Gattung, das Pantſchatantra,

reicht wahrscheinlich bis in das zweite, jedenfalls bis vor das 6. nachchristliche Jahrhundert zurück, in dem es ins Persische übersetzt wurde; eine Weiterbildung dieser Sammlung ist das noch mehr verbreitete Hitopadeśa. Die indische Tierfabel hat ihren Siegeslauf über die ganze Welt angetreten, und Äsops Fabeln nicht weniger als Reinekes Thaten sind nur ein Widerschein indischer Dichtkunst.

Von dramatischen Werken besitzen die Inder etwa 60 Stücke aus älterer Zeit, fast alle mehr Schauspiele mit freundlicher Lösung der Konflikte als Trauerspiele mit erschütterndem Ausgang. In ihnen herrscht nicht mehr die ungebändigte Kraft und die jugendliche Heldenfreudigkeit der ersten arischen Zeit: der Volkscharakter hat sich bereits unter den Händen der Brahmanen gemodelt; die Menschen dieser Dramen sind weichlicher. Es herrscht weniger der Charakter als das Gefühl; aber dies ist von bewunderungswürdiger Zartheit und Innigkeit, und es herrscht noch eine Naturfreude, die wir bei den heutigen Hindu kaum mehr wiederfinden. Unter den dramatischen Dichtern Indiens steht in erster Linie Kâlidâsa, von dem ein Vers bereits auf einer Inschrift aus dem Jahre 472 n. Chr. angeführt wird; „Śakuntalâ", „Wikramorwaśi" (Wikrama und Urwaśi) und auch „Mâlawikâgnimitra" (Mâlawikâ und Agnimitra) gelten als die höchsten Leistungen des indischen Dramas. Neben ihm ragen hervor: im 7. Jahrhundert n. Chr. König Śri Harśha („Ratnâwalî", „Priyadarśikâ" und das buddhistische Drama „Nâgânanda"), im angehenden 8. Jahrhundert Bhaṭṭa Bhawabhûti (Dramen: „Mâlatîmâdhawa" [Mâlatî und Mâdhawa], „Mahâwîratscharita" und „Uttararâmatscharitra" [Schicksale des großen Helden und Weitere Schicksale Râmas]), wahrscheinlich viel früher König Śûdraka(?) mit „Mrit̤schtschhakaṭikâ" (Wasantasenâ) und Wiśâkhadatta (vielleicht erst um 1100) mit „Mudrârâkśhasa" (Das Siegel des Ministers). Auch als Epiker („Raghuwañśa" und „Kumârasambhawa") und Lyriker („Megh̤adûta", der Wolkenbote) ragt Kâlidâsa vor andern Dichtern dieser Gattungen hervor.

Die bildende Kunst nimmt nicht weniger als die dichtende ihren Ausgang von der Gottesverehrung, und so sind auch hier wieder die Brahmanen Pfleger und Förderer. Malerei (s. die obere Hälfte der beigehefteten Tafel „Altindische Malerei und Baukunst") und Skulptur haben sich kaum über eine dekorative Stufe erhoben; nur durch die Griechen ist ein Hauch reiner Schönheit in die Darstellungen der Buddhafigur gedrungen (s. das auf der Tafel „Altindische Bildhauerkunst" [bei S. 382] rechts unten wiedergegebne Steinbildnis). Die Malerei hat unter den kunstsinnigen mohammedanischen Fürsten in Bildnisdarstellungen kleinen Umfangs Hübsches geleistet. Im übrigen aber sind beide Künste im Dienste der Architektur geblieben. Phantastische Zusammenfügung von Menschen- und Tierformen oder Vervielfältigung einzelner Körperteile, übertriebne Bewegungen, ein gänzlicher Mangel an Maßhalten, äußerste Raumausfüllung, Fehlen der Perspektive sind die Merkmale beider Künste.

Höheres leistet die Architektur; sie wird monumental, nachdem durch Fremde (Griechen) Stein als Baustoff eingeführt ist. Mehr als ein Jahrtausend lang hat diese Kunst fast nur religiöse Bauten errichtet; Paläste größern Stils treten erst mit dem Aufblühen mohammedanischer Reiche auf. Der Hinduismus in Religion und Kultus gibt der Architektur ihr Gepräge: es gibt keine Gemeinde, und darum bedarf das Gotteshaus keiner größern Räume; das eigentliche Heiligtum ist ein engbegrenztes Gelaß für das Bild oder das Symbol des Gottes. Aber um diesen gruppieren sich für die Menge der Pilger, die dorthin wallfahren, um ihre Geschenke zu bringen und ihre frommen Übungen zu erfüllen, lange Korridore, mächtige Säulenhallen (s. die Tafel „Ein Säulengang auf Rameśwaram" bei S. 403), große Teiche mit Stufenwänden für die Waschungen u. s. w. Daher erreichen auch die Tempel, die im Rufe besonderer

Roman Women at Home

Roman Theatre and Amphitheatre

Heiligkeit stehen, und zu denen im Lauf eines Jahrs Zehntausende wallfahrten, oft riesige Ausdehnung. Namentlich gilt dies von den dravidischen Tempeln, die sich durch ihre Größe und Massigkeit auszeichnen und in den Thortürmen mit reichverzierten Stufenpyramidendächern ihr Merkmal besitzen. Die Bauten des Tschâlukyareichs (S. 399) zeichnen sich durch feinsinnigen Schmuck, die der Djain durch erdrückenden Reichtum der Verzierungen aus. Aus der frühern Zeit des Buddhismus stammen die gewaltigen, aus dem natürlichen Felsen herausgehauenen und ausgesparten Tempel zu Karli, Adjantâ, Ellorâ u. s. w. (s. die untere Hälfte der beigehefteten Tafel). Kennzeichnend für die buddhistische Baukunst sind auch die zahlreichen Bauten für Reliquien (Stûpas), die namentlich in Ceylon ganz ungeheuere Maße besitzen (s. die Tafel „Frühbuddhistische Tempelanlagen" bei S. 486). Die mohammedanische Zeit hat herrliche Moscheen und Palastbauten (Delhi, Agra u. s. w.) hinterlassen. Hufeisenbogen und die Kuppel sind hier die bezeichnenden Merkmale, und im Schmuck tritt der durch Berührung mit Persien beeinflußte Geschmack und Motivreichtum der Araber hervor.

B. Das mohammedanische Zeitalter Indiens (1001—1740).

a) Die Religionskämpfe zwischen Islam und Hinduismus (1001—1526).

Die Geschichtschreibung pflegt die Ereignisse der mohammedanischen Zeit Indiens einfach nach Dynastien aneinanderzureihen. Aber bei genauerm Betrachten des innern Gehalts dieses weiten Zeitraums treten in ihm zwei größere Abschnitte hervor, die durch das Jahr 1526 geschieden sind. In dem ersten ein unruhiges Gären, Sturm und Drang: Hindu und Mohammedaner in beständigem schweren Kampfe miteinander, Reiche werden gegründet und umgestürzt, Dynastien kommen und gehen. Dagegen herrscht im zweiten Abschnitt eine weit größere Stetigkeit: der Gegensatz zwischen den Völkern gleicht sich allmählich aus, und während mehr als drei Jahrhunderten wird das Reich von 17 Herrschern einer und derselben Familie, den Timuriden, in ununterbrochner Abfolge beherrscht.

Sechs „Dynastien" lösen sich in dem ersten Zeitabschnitt in der Herrschaft ab: 1) das Haus von Ghazni 1001—1186, das von Ghôr 1186—1206, die Mamelukenherrscher 1206—1290, das Haus Khildji 1290—1321, die Toghluqiden 1321—1412, die Seyyiden 1416—1451 und die Dynastie des Bahlûl Lôdhi 1451—1526. In der ersten dieser „Dynastien" war der Besitz der Mohammedaner auf das Pandjab beschränkt, die Ghoriden erweiterten das Reich über die ganze nordindische Tiefebene, die Mameluken bis an die Windhyaberge und der zweite der Khildjiherrscher über ganz Indien bis fast zur Südspitze. Damit war der erste Höhepunkt mohammedanischer Macht in Indien erreicht. Dann begann die Abbröckelung: die Toghluq verloren das Dekhan und Bengalen, und unter den beiden letzten Dynastien waren die Grenzen des Reichs wiederholt nicht weiter als wenige Meilen jenseit der Mauer der Hauptstadt Delhi gezogen.

Dies halbe Jahrtausend war eine Zeit schwerster Bedrängnis der Hindu, grausamen Mordens und erbitterter Kämpfe. Wie ein grell aufleuchtender Blitz ein verderbenbringendes Unwetter verkündet, so gingen auch den Stürmen, die über das unglückliche Land dahinbrausten, ein warnender Vorbote vorher, und zwar kam der Anstoß aus Indien selbst. Im Jahr 979 n. Chr. versuchte Djaipâl, Fürst von Lahore im Pandjab, der in der wachsenden Macht seines westlichen Nachbarn, Nâsir ed-din Sabuktegin, des Herrn von Ghazni (Ghazna; 976—997), eine Gefahr für sein Land erblickte, diesen durch einen Kriegszug nach Afghanistan unschädlich zu machen; es kam zunächst zu einer friedlichen Auseinandersetzung. Als aber Djaipâl, unterstützt

durch die Fürſten von Delhi, Adjmir und Kanaudj, 988 ſeinen Angriff wiederholte, wurde er bei Lamgân ſchwer geſchlagen. Turko-afghaniſche Horden durchzogen mordend und plündernd ſein Land; Sabuktegin ſetzte ſich an der Stelle, wo der Kabul in den Indus mündet, feſt und bekam ſo die Einfallspforte nach Indien dauernd in ſeine Hand. Sein Sohn Ismail folgte ihm in der Regierung; aber dieſer wurde ſchon 998 von ſeinem Bruder Mahmud Yamin ed Daulah entthront und in einer Feſtung gefangen gehalten.

a) Das Haus Ghazni.

Mahmud (998–1030), mit dem Beinamen Bhut Shikan („der Bilderſtürmer"), war der bedeutendſte Herrſcher der Ghazni-Dynaſtie. Von ſeinem tatariſchen Vater hatte er die zähe Kraft und die kriegeriſche Tüchtigkeit, von ſeiner Mutter, einer Perſerin, den Sinn für höhere Kultur geerbt. Er war klug, thatkräftig und unternehmungsluſtig, zugleich auch ein eifriger Gönner der Kunſt und Wiſſenſchaft (vgl. Bd. III, S. 344); Prachtbauten von Moſcheen und Paläſten entſtanden in Menge in ſeiner Hauptſtadt; den ſchönſten Schmuck ſeines glänzenden Hofs bildeten die größten Gelehrten ſeiner Zeit (der Chronolog el-Berûni und der Polyhiſtor Abu Ali el-Huſſein, bekannt als ibn-Sina [Avicenna]) und Dichter (Firduſi, 1020—1030). Er gründete in Ghazni eine Univerſität und ſtattete ſie reich aus; auch ein Muſeum naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände diente für Unterrichtszwecke. Großartige Stiftungen wurden von ihm gemacht, um geiſtig hervorragenden Männern ein ſorgenfreies Daſein zu ſichern. Obgleich ihn ſeine kriegeriſchen Unternehmungen faſt immer fernhielten, trat doch während ſeiner 33jährigen Herrſchaft keine innere Störung ein. Ein weiterer politiſcher Blick ging ihm ab; bei ſeinen indiſchen Unternehmungen ſchwebte nicht das Ziel vor ſeinem Auge, das herrliche Land zu gewinnen und einer gedeihlichen Entwicklung zuzuführen, ſondern es waren nur Raub- und Beutezüge, die nichts als Gold, Juwelen und Sklaven einbrachten. Die mohammedaniſche Welt iſt geneigt, Mahmud von Ghazni für einen der größten Herrſcher aller Zeiten zu halten, und ſeine Zeit- und Glaubensgenoſſen erblickten in ſeinen Kriegsthaten die höchſten Leiſtungen eines Herrſchers; aber für ſie iſt außer dem Ruhmeskranze des Kriegers noch beſtimmend der Strahlenſchein des Glaubensfanatikers, der die feindlichen Götzenbilder zerbrach und die Tempel der Ungläubigen zerſtörte. Sie überſchätzen darin ihren Abgott: die Heimſuchung der indiſchen Tempel durch Mahmud geſchah hauptſächlich aus dem Verlangen, die ungeheuern Schätze zu rauben, die ſich im Laufe der Jahrhunderte dort angeſammelt hatten.

Die erſten Regierungsjahre des neuen Herrſchers waren in Kämpfen mit kleinen Nachbarn vergangen. Dann aber wandte ſich ſein Blick nach Indien. Im Jahre 1001 wurde Djaipâl zum zweitenmal beſiegt und endete ſein Leben freiwillig auf dem Scheiterhaufen; das weſtliche Pandjab mit Lahore fiel in die Hände des Siegers. Dieſem erſten indiſchen Zuge Mahmuds folgten noch 16 weitere ſturmgleiche Vorſtöße, die Kaſchmir (1013), Multân (1006), den Ganges, ja die Südſpitze der Gudjeratſchen Halbinſel erreichten; beſonders ergiebige Beute brachte die Plünderung der Tempel von Nagarcot, Taneſar (Thaneswara; 1014), Somnât (Pattana Somanâtha; 1016/17) und Mattra (Mathurâ; 1018), während die Grenzen des Ghazni-Reichs nicht über das weſtliche Pandjab hinausrückten. Weit größer war ſeine Gebietsvergrößerung nach Weſten und Norden, wo Mahmud zwiſchendurch noch Zeit fand, das Land Ghôr (Weſtafghaniſtan), Transoxanien und Perſien ſich in heißen Kämpfen zu erobern.

Als Mahmud 1030 63jährig ſtarb, hinterließ er ein gewaltiges Reich (ſ. die Karte bei S. 420). Aber ſeine 14 Nachfolger verſtanden nicht, es zuſammenzuhalten: in Streitigkeiten

der Thronprätendenten, in Aufständen, in Kämpfen mit den Feinden im Westen und Norden (Seldschuken) bröckelte ein Teil nach dem andern ab. 1150 fiel Ghazni in die Hände der Fürsten von Ghôr, und von der Überfülle herrlicher Prachtbauten blieben nach grausamer Plünderung nur die Grabmäler Mahmuds und zwei andrer Fürsten erhalten. Die beiden letzten Ghaznawiden: Mo'izz ed-daulet Chusrau Shah, 1152—60, und Chusrau Malik, 1160—86, führten in Lahore ein eingeengtes Dasein, bis auch dieser letzte Rest des einst so gewaltigen Ghaznireichs durch die Fürsten von Ghôr hinweggefegt wurde.

β) Das Haus Ghôr.

Westafghanistan hatte seit seiner Unterwerfung durch Mahmud (1010) eine untergeordnete Rolle gespielt; doch als 1163 Ghiyas (Ghayâth) ed-din Mohammed ibn-Sâm zur Herrschaft gelangte, stieg die Macht Ghôrs rasch zu großer Höhe. Der neue Herrscher hatte — eine in mohammedanischen Staaten seltne Erscheinung — seinen Bruder Mo'izz ed-din Ghôri zur Mitregierung berufen; erst der Tod Ghiyas' (10. Dezember 1203) hat den jüngern Bruder zum Alleinherrscher gemacht.

1186 wurde der Ghaznawide Chusrau Malik angegriffen, besiegt, zunächst gefangen gesetzt und 1192 mit seinen Söhnen ermordet. Die Dynastie der Ghaznifürsten war damit erloschen; das westliche Pandjab mit der Hauptstadt Lahore wurde Mo'izz ed-din zur Regierung übergeben. Mit dieser Erwerbung waren die Grenzen Ghôrs bis unmittelbar an die der Radjputenstaaten herangerückt, namentlich an die von Adjmir, über das Pithora Rây (Prithwirâdja II.) herrschte; gegen dieses richteten sich die nächsten Unternehmungen Mo'izz ed-dins. Es kam bei Thaneśwara, an der schmalen Enge zwischen Wüste und Gebirge und zwischen den Flüssen Saraswati und Djamna Tarain zu einer Schlacht, in der die afghanischen Reiterscharen durch die indischen Kriegerkasten eine schwere Niederlage erlitten (1191). Aber schon im folgenden Jahre siegte Mo'izz ed-din über Adjmir und die mit ihm verbündeten Hindustaaten; Pithora Rây wurde auf der Flucht gefangen und getödet. Bald darauf fiel Adjmir in die Hände des Siegers, der, grausamer als Mahmud von Ghazni, die Einwohner hinschlachten oder in Sklaverei abführen ließ.

Dann rückte er nach Delhi (genauer: Dihli, spr. dichli) vor, das, 1193 durch seinen Oberfeldherrn Qutb (Kotub oder Kutub) ed-din eingenommen, von nun an der Hauptsitz der mohammedanischen Macht in Hindustan wird. 1194 schlug Mo'izz ed-din den Fürsten Djayatschandra von Benares und Kanaudj, so daß sich sein Reich bis an die Grenzen von Behar erstreckte. In den folgenden Jahren wurde er mit seinem Bruder in Merw, Chwarizm und Herat festgehalten, bis er durch dessen Tod die Regierung über das große Reich allein überkam. Inzwischen hatten Qutb ed-din und sein Unterfeldherr, der Khildji-Häuptling Mohammed ibn-Bachtyâr, auch Behar (Bihâr; 1194) und Oberbengalen (1195), Gwalior (1196), Gudjerat und Audh unterworfen: damit hatte die Dynastie Ghôr die Höhe ihrer Macht erreicht. Ein Mißerfolg, den Mo'izz ed-din 1204 gegen Chwarizm erlitt, erschütterte den ganzen westlichen Teil des Reichs bis zum Pandjab hinab. Zwar gelang es dem Sultan, die Aufstände seiner dortigen Statthalter bald niederzuschlagen; er selbst aber fiel 1206 am Indus unter den Dolchstichen eines Ismaeliten (Assassinen) oder einiger Ghakka (eines wilden Bergstamms).

γ) Die Mamelukenherrscher (die „Sklaven- oder erste tatarische Dynastie").

Da Mo'izz ed-din Ghôri weder männliche Nachkommen hinterlassen, noch Anordnungen über die Thronfolge getroffen hatte, brachen sofort schwere Unruhen aus. Zwar wurde einer

seiner Neffen, Ghiyas ed-din II. Mahmud, als Thronerbe aufgestellt, aber in Wirklichkeit machten sich dessen vier Statthalter in den Hauptprovinzen so gut wie selbständig. In Indien ergriff der bewährte General und Statthalter Qutb ed-din Eibek (Ibak) sogleich (26. Juni) mit fester Hand die Zügel der Regierung, während in den andern Reichsteilen bis zu ihrer Einverleibung in Chwarizm noch neun Jahre lang, bis 1215, der Bürgerkrieg tobte. Mit der Selbständigkeitserklärung Qutbs wurde Hindostân*, das bis dahin nur eine Provinz der Reiche von Ghazni und Ghôr gewesen war, unabhängig. Der neue Herrscher war ursprünglich ein türkischer Sklave Mo'izz ed-dins gewesen. Aus untergeordneter Stellung allmählich bis zu der eines Obergenerals und Statthalters emporzusteigen, war ein für mehrere Herrscher der darauffolgenden Zeit typischer Lebensgang; und wenn auch einige von ihnen in natürlicher Erbfolge zum Throne gelangt sind, so hat doch diese ganze Reihe von Fürsten die gemeinschaftliche Bezeichnung der „Sklaven-Dynastie" erhalten (1206—1290).

Qutb erfreute sich seiner Herrschaft nur noch vier Jahre lang: infolge eines Unfalls beim Polospiele starb er 1210 in Lahore. Ein mohammedanischer Geschichtschreiber charakterisiert ihn gut, wenn er sagt: „Das Reich war mit Wohlgesinnten gefüllt und von Widersachern gesäubert; sein Wohlthun war ebenso ohne Unterlaß wie sein Blutvergießen." Von seinem Eifer für die Religion zeugt noch heute die herrliche Moschee und das stolze Minaret in Alt-Delhi, das noch immer seinen Namen führt (Kutub Minar). Sein schwächlicher (Adoptiv-) Sohn Aram Shah wurde schon im Jahre seiner Thronbesteigung (1210) von dem aufständischen Shams ed-din Altamsh (oder Altmysh, auch Iltamish; genauer Altytmysh) geschlagen und wahrscheinlich ermordet. Auch dieser war ein türkischer Sklave gewesen; er hatte sich die Gunst Qutbs in so hohem Grad erworben, daß dieser ihm seine Tochter Malikah Djihân zur Frau gab und ihm die Statthalterschaft von Budaun übertrug. Altamsh bekam zunächst nicht das ganze Land in seine Gewalt: in Sindh, Multan, Bhakor und Siwistan hatte sich ein Schwager Qutbs unabhängig gemacht; ebenso fiel das Pandjab von ihm ab, und in Behar und Bengalen erhob 1219 der Statthalter Hasan ed-din aus dem Stamme der Khildji Ansprüche auf das Land. Bevor sich noch Altamsh gegen diesen erheben konnte, brauste der Sturm Djengis Chans über das westliche Hindostan dahin. Dieser hatte das Reich Chwarizm über den Haufen geworfen; und da der vertriebne Herrscher Djelal ed-din Mankburni (Mingburni) im Pandjab Schutz gesucht hatte, verfolgte er ihn dorthin und verwüstete die Provinzen Multan, Lahore, Peschawar und Malikpur (1221/22; vgl. S. 168). Altamsh, den der vertriebne Fürst von Chwarizm um Hilfe gebeten hatte, hütete sich wohl, die Mongolenscharen zu reizen, und blieb unthätig in Delhi: so zog das Gewitter ebenso plötzlich wieder ab, wie es gekommen war. Danach unterjochte Altamsh 1225 Bengalen und Bihâr; 1228 brachte er das Pandjab und Sindh in seine Gewalt und nach längern Kämpfen (1226—32) auch das Reich Mâlwa im Süden (Zerstörung der Tempel von Bhilsa, Udjain und Gwalior). Hindustaaten, die nicht gerade feindselig gegen ihn aufgetreten waren, wurden milde behandelt und in bedingte Abhängigkeit vom Reiche gebracht, das sich beim Tode Altamshs (28. April 1236) vom Indus bis zum Brahmaputra und vom Himalaya bis zu den Windhyabergen erstreckte. Altamshs Verwaltung war wohl geordnet; an seinem Hofe herrschte ein reges geistiges Leben, und die Ruinen von Nâ Pithara (Alt-Delhi) zeugen nicht nur von dem Reichtume, sondern auch von dem Kunstsinne des begabten Herrschers.

* Hindostân (Hindustân): im engern Sinne das Ganges-Djamna-Stromgebiet; im weitern Sinne Mohammedanisch-Indien überhaupt.

Es folgte eine unruhige Zeit: die nächſten elf Jahre ſahen nicht weniger als fünf Nachkommen Altamſhs auf dem Throne von Delhi. Allen Mamelukenfürſten drohte von drei Seiten beſtändige Gefahr: von den Hindu, die um ſo widerwilliger ſich dem fremden Joche fügten, je feindſeliger religionseifrige Mohammedaner ſie bedrückten, von den Heerführern und Statthaltern, denen das Emporkommen der erſten Mamelukenherrſcher ein zu verlockendes Vorbild war, und von den Mongolen, deren Verwüſtungszüge ſich nach dem erſten Vorſtoße Djengis Chans in raſcher Folge oft wiederholten. Der nächſte Nachfolger Altamſhs war ſein zweiter, verkommner Sohn Fêrôz Shâh Rukn ed-dîn, deſſen Regierung (1236) ſchon nach ſieben Monaten durch eine Palaſtrevolution ein raſches Ende fand. An ſeiner Stelle gelangte ſeine Schweſter Raziyah (Rezia, Raſi'a) Begum zur Herrſchaft (1236—39), ein mit allen Herrſchertalenten ausgeſtattetes Weib: die einzige Mohammedanerin auf Hindoſtans Throne. Mit klarem, männlichem Geiſte, mit Kraft und Gerechtigkeit, Mut und Tapferkeit erfüllte ſie die ſchweren Pflichten ihrer Stellung und ſcheute ſich nicht, in Männerkleidung auf ihrem Kriegselefanten in die Schlacht zu reiten. Aber, wie der Geſchichtſchreiber Mohammed Qâſim Hindûſhâh Firiſhtah (um 1600) ſagt: ihr einziger Fehler war, daß ſie ein Weib war; ihre Liebe zu einem abeſſiniſchen Sklaven machte ſie beim Volk unbeliebt, und mehrere Aufſtände führten ſchließlich zu ihrem Sturz. Innere Unruhen ſowie wiederholte Mongoleneinbrüche ließen während der beiden folgenden, nur kurze Zeit regierenden Herrſcher (Bahrâm Shâh: 21. April 1240, und Maſ'ûd: 1241—46) das Land nicht zur Ruhe kommen. Erſt unter dem ernſten, ſittenſtrengen ſechſten Sohn Altamſhs, Naſir-ed-dîn Mahmud Shâh 1246—66, der faſt alle Regierungsgeſchäfte ſeinem Schwager und Schwiegervater, dem Großwezir Ghiyas ed-dîn Balbân, überließ, erlangte es die Sicherheit vor ſeinen äußern Feinden wieder. Die Mongolen wurden 1247 zurückgeſchlagen; da ſie inzwiſchen das Abbaſſidenreich von Bagdad geſtürzt hatten (vgl. S. 172), beſchränkte Hulagu ſeine Macht auf Perſien und drückte durch eine Geſandtſchaft an den Hof von Delhi ſeine nunmehr friedliche Geſinnung aus. Es iſt bezeichnend für den Geiſt jener Zeit und für den Charakter des allmächtigen Großwezirs, daß beim Einzuge jener Geſandtſchaft das Stadtthor Delhis mit den Leichen abgeſchlachteter Hindu-Empörer geziert war. Von dieſen gab es eine große Menge. Kaum war hier ein Aufſtand blutig gedämpft, als dort neue Unruhen ausbrachen; nacheinander mußten die Hindu im Duab, in Bandelkand, in Mewâr, Mâlwa, Utſch, Karrak, Manikpur mit eiſerner Fauſt niedergerungen werden.

Am 18. Februar 1266 ſtarb Mahmud, und der Großwezir Ghiyâs ed-dîn Balbân, der ſchon bis dahin thatſächlich die Regierung geleitet hatte, ward ſein Nachfolger; auch er hatte ſeine Laufbahn als turkmeniſcher Sklave begonnen. Streng züchtigte er die aufrühreriſchen Banden im Nordoſten und die Hindu von Mewat, Behar und Bengalen; bei der Bekämpfung der Radjputen von Mewâr ſoll er 100,000 Männer abgeſchlachtet haben. Von kriegeriſchen Ereigniſſen gegen äußere Feinde iſt ein Einfall der Mongolen in das Pandjab zu erwähnen (1285), die vom Sohne des Sultans, Mohammed Chan, in zwei Schlachten zurückgeworfen wurden, wobei aber der Sieger ſelbſt fiel. Balbân war vor allem Fanatiker; wenn trotzdem unter ihm Delhi in den Ruf gekommen iſt, eine Pflegeſtätte der Künſte und Wiſſenſchaften zu ſein, ſo verdankt es das weniger ſeinem Herrſcher, als den unruhigen Zeiten, in denen die geiſtig hervorragenden Männer nach dem ſicherſten Platze flüchteten. So nahm die Hauptſtadt auch eine Menge abgeſetzter Fürſten und hoher Würdenträger auf, und noch lange Zeit nachher ſind Straßen und Plätze nach den Ländern genannt worden, aus denen jene vertrieben worden waren. Balbân ſtarb 80jährig 1287. Ihm folgte ſein kaum 18jähriger Enkel Mo'izz ed-dîn Kai Qobâd, der

wohl die Härte und Grausamkeit seines Großvaters, nicht aber dessen Strenge gegen sich selbst geerbt hatte. In Ausschweifungen verkommen, wurde er bald ganz ein willenloses Werkzeug seines Großwezirs Nizâm ed-dîn. Zwar befreite er sich von diesem 1290 durch Gift, er selbst aber wurde bald darauf von dem neuen Wezir Djelal ed-dîn in seinem Palast ermordet.

δ) Das Haus Khildji (die zweite tatarische Dynastie).

Schon unter Balbân hatte sich ein Umschwung im Mamelukenwesen vollzogen: er suchte grundsätzlich nicht mehr, wie seine Vorgänger, wichtige Staatsämter mit Emporkömmlingen aus der Reihe seiner Sklaven zu besetzen, sondern mit Männern aus altangesehnen Familien afghanischer oder turko-tatarischer Abkunft. Einer der bedeutendsten dieser Stämme waren schon von alter Zeit her die Khildji (Chaldji), die im 10. Jahrhundert zum Teil im Quellgebiete des Amu Darja saßen, zum Teile schon nach Afghanistan vorgedrungen waren, wo sie noch eine türkische Mundart sprachen, aber bald mohammedanischen Glauben und mehr und mehr persische Kultur annahmen.

Ihr Stammeshäuptling Djelal ed-dîn Khildji war bereits 70 Jahre alt, als er 1290 durch jene Palastrevolution zur Regierung von Delhi gelangte; sein Herrschername lautet Fêrôz (Firûs) Shâh II. Um sich zu sichern, ließ er den Sohn Kai Qobâds, Gayômarth, aus dem Wege schaffen; im übrigen war er ein milder Mann, freundlich gegen alle, versöhnlich bis zur Schwäche selbst gegen Feinde, ein Freund von Gelehrten und Priestern. Bald machten ihm auch die Moguls (= Mongolen) zu schaffen; während er sie in Person im Pandjab erfolgreich bekämpfte (1292), schlug sein Neffe Alâ ed-dîn Mohammed, den er zum Statthalter des Duab zwischen Djamna und Ganges eingesetzt hatte, einen Aufruhr in Bandelkand und Malwa nieder (1293). Dann drang Alâ ed-dîn aus eignem Entschlusse 1294 mit 6000 Reitern in tollkühnem Ritte durch die unwegsamen Gebirge und Wälder der Windhyaberge 700 Meilen weit südlich vor. Unterwegs hatte er bereits den Tempel von Somnât (S. 410) geplündert. Die größte Beute aber fand er in der wohlbewahrten Feste Dewagiri (Dauladabad), die er durch List überrumpelte; ehe noch die südlichen Fürsten ihre Truppen sammeln konnten, war er auf anderm Wege wieder nach seiner Provinz zurückgekehrt. Unter dem Vorwande, seinen Oheim um Verzeihung für den eigenmächtigen Zug zu bitten, lockte er den greisen Fêrôz Shâh in seine Provinz und ließ ihn hier hinterrücks niederstechen (19. Juli 1295).

Diese eine That zeigt ganz das Wesen Alâ ed-dîn Mohammed Shâhs I., der unter Verdrängung Ibrahim Shâhs I., seines erbberechtigten Vetters, 1296 zur Regierung gelangte. Grausam, falsch und tückisch, ohne jede Gewissensbisse, von einer Rücksichtslosigkeit, die ihn in allen Unternehmungen sicher sein Ziel erreichen ließ, war er das gerade Gegenteil seines menschenfreundlichen Oheims. Bei seinen Unterthanen blieb er stets gefürchtet, wenn er auch durch Pracht, Freigebigkeit und staatliche Ordnung die Stimmung des Volks für sich zu gewinnen suchte. Verschworungen und Aufstände von Verwandten, Weziren und Hindu hörten während seiner 20jährigen Regierung kaum auf, wurden aber immer mit fürchterlicher Grausamkeit unterdrückt. Auch drei Moguleinfälle beunruhigten das Land; der erste wurde 1297 kräftig zurückgeschlagen, zwei weitere (1298 und 1303) waren mit geringem Nachdrucke geführt und blieben für längere Zeit die letzten. Erst 1310 konnte Mohammed Shâh wieder auf seinen durch den Dewagiri-Ritt geweckten Wunsch zurückkommen, seine Macht im Süden zu vergrößern.

Die Geschichte des Dekhan während der ersten mohammedanischen Jahrhunderte Nordindiens ist erfüllt durch Kämpfe zwischen Radjputen (S. 369) und Drawida, durch Gründung

und Verſchiebung ariſch-dravidiſcher Reiche im mittlern Dekhan: des Südmahrattenreichs, der Oſt-Tſchâlukya in Kalinga, der Weſt-Tſchâlukya im nördlichen Konkan, vom 13. Jahrhundert an der Gaupati und Bellala, weiter im Süden Maiſurs und der ältern Reiche der Pândya, Tſchola und Tſchera (vgl. oben, S. 379).

Mohammed Shâh I. übertrug die Bekämpfung des Dekhan ſeinem Günſtling Malik Kafur, einem frühern Hindusklaven, der nach Abſchwörung ſeines frühern Glaubens als Mohammedaner die höchſten Stellungen im Staat erlangt hatte. Er durchzog in raſchem Siegeslaufe das Mahratthaland; die Hauptſtadt der Bellala, Dwâraſamudra, wurde eingenommen (1311) und geplündert, die Königreiche Tſchola und Pândya unterworfen, und nach zwei Jahren war ganz Vorderindien bis zum Kap Komorin dem Herrſcher von Delhi unterthan. Die beſiegten Fürſten wurden tributpflichtige Vaſallen; nur wenn ſie ſich empörten oder den Tribut verweigerten (Dewagiri), wurden ſie abgeſetzt und ihr Land dem großen Reich einverleibt.

Aber dieſe glänzenden Erfolge verhinderten nicht, daß bei der allgemeinen Unbeliebtheit des Sultans und ſeines Günſtlings immer wieder neue Aufſtände aufloderten. Alâ ed-din Mohammed Shâh, der ſich unmäßigem Weingenuß hingab, wurde waſſerſüchtig und ſtarb am 19. Dezember 1316, vielleicht durch Gift, das ihm Kafur beigebracht hatte. Dieſer wurde jedoch noch in demſelben Jahr erſchlagen, und nach einer kurzen Regierung des erſtgebornen Shihâb ed-din ('Omar Shâhs) beſtieg am 21. März 1317 Alâ ed-dins dritter Sohn, Mubârek Shâh, den Thron, den er ſogleich durch Blendung ſeiner Brüder zu befeſtigen ſuchte. Einige verſtändige Maßregeln erweckten die Hoffnung auf eine gute Herrſchaft; aber bald überließ der junge, verlotternde Sultan alle Staatsgeſchäfte einem Hindu-Renegaten aus der verachteten Parwari-Kaſte, Nâſir ed-din Chuſrau Chan. Schon am 24. März 1321 wurde der Sultan mit allen Mitgliedern ſeiner Familie von ſeinem Emir getötet, und dieſer wurde als Chuſrau Shâh Sultan von Delhi. Hatte er aber ſich ſchon vorher als Großwezir verhaßt gemacht, ſo ſtieg die Erbitterung gegen ihn aufs höchſte, als er das religiöſe Gefühl nicht nur der Hindu, ſondern auch der Mohammedaner ſchamlos verletzte, indem er die Haremsfrauen des gemordeten Sultans an ſeine Günſtlinge verſchenkte, die Bildniſſe hinduiſcher Götter in Moſcheen aufſtellen ließ u. ſ. w. An die Spitze der Bewegung ſtellte ſich mangels echter Thronerben der mohammedaniſche Gouverneur des Pandjab, Ghiyas (Ghayâth) ed-din Toghluq; er ſchlug und tötete bei Delhi den Verhaßten, der kaum länger als vier Monate regiert hatte.

Nur ein Menſchenalter hatte die Herrſchaft der Khildji gedauert, und von den 30 Jahren fallen zwei Drittel allein auf die Regierung Mohammed Shâhs I.; aber groß war die Veränderung, die das Reich durch ſeine ſtarke Kraft erfahren hatte. Die Erbfeinde des Lands, die Moguls, waren für lange Zeit zurückgeſchlagen und hatten ſich nach Hochaſien zurückgezogen, nachdem ſie mohammedaniſiert worden waren; viele Zurückgebliebne traten zum Islam über und nahmen Söldnerdienſt im Heere, wurden aber 1311 wegen einer Verſchwörung ſämtlich getötet. Auf religiöſem Gebiete waren die Khildji duldſam, und wenn ſich die Hindu immer wieder auflehnten, ſo trieb ſie dazu mehr nationaler Haß als religiöſe Bedrückung. Allmählich vollzog ſich im Volk ein gewiſſer Ausgleich der Gegenſätze. Die Mohammedaner nahmen manche Sitten der Hindu an, und daß auch dieſe der herrſchenden Raſſe näher kamen, zeigt das Beiſpiel der Hindugünſtlinge, die oft einen ſo großen Einfluß auf die indiſche Geſchichte jener Zeit gewonnen haben. Dieſer Völkerannäherung entſtammen auch die Anfänge der Verkehrsſprache des Lands, des Hinduſtâni oder Urdu (Heerlagerſprache), in der die Verſchiedenartigkeit des Wortſchatzes (Prâkrit des Duab, Perſiſch, Turko-Tatariſch u. ſ. w.) ein Abbild der damaligen Völkermiſchung gibt.

Nach außen hatte das Reich unter Mohammed Shâh I. den Höhepunkt seiner Ausdehnung (s. die Karte bei S. 420) erreicht: ein Befehl aus Delhi galt bis an die äußerste Südspitze Indiens; nur einzelne Radjputenfürsten verteidigten mit Erfolg ihre Unabhängigkeit. Aber was so im Sturme gewonnen war, hielt nicht lange zusammen: bereits unter Mohammed begann die Auflösung, die unter den folgenden Herrschergeschlechtern reißende Fortschritte machte.

ε) Das Haus Toghluqs (die dritte tatarische Dynastie).

Ghiyas ed-din Toghluq I., der Sohn eines turkmenischen, dem Sultan Balbân (S. 413) gehörigen Sklaven und einer Hindumutter, der sich durch seine Tüchtigkeit zur Stellung eines Statthalters im Pandjab emporgearbeitet hatte, bewährte sich in gleicher Weise als Sultan während seiner nur kurzen Regierung (1321—25). Er sorgte ebenso für die Verbesserung des Lands wie für die Sicherung der Westgrenze, für die Wiedergewinnung verlorner Reichsteile (Warangel) und für die Beruhigung Aufständischer (Harasinha von Tirhat). Als er aus Tirhat zurückkehrte, wurde er mit seinem ältesten Sohne durch den Einsturz eines eben errichteten Festpavillons getötet: vielleicht ein Werk seines zweiten Sohns Fakhr ed-din Djaunah Chan, der ihm in der Regierung als Mohammed II. (ibn) Toghluq (1325—51) folgte. Unendliches Unglück sollte durch ihn über das Land kommen. Er war reich begabt und hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, war hochgebildet, beredt, wie wenige, ein feiner Schriftsteller, Gönner der Gelehrten, dabei ein strenger Beobachter aller Vorschriften seiner Religion, freigebig bis zur Verschwendung, ein Stifter von Hospitälern, Armenhäusern und andern Wohlthätigkeitsanstalten. Aber alle diese guten Seiten wurden verdunkelt durch den Cäsarenwahnsinn, der alle seine politischen Handlungen leitete. Die Laune war bei ihm bis zum Wahnsinne gesteigert. Gegen die Moguls führte er ein gewaltiges Heer, um sie, ohne auch nur einen Schwertstreich geführt zu haben, gegen Bezahlung einer ungeheuern Summe zum Rückzuge zu bewegen (1327); 100,000 Mann sollten über die für ein solches Heer ganz unpassierbaren tibetanischen Pässe des Himalaya gegen China marschieren und kamen im Schnee und Eis bis fast auf den letzten Mann um (1337; vgl. S. 340). Ein drittes Heer wurde nach Persien gesandt, aber bevor es noch in Thätigkeit kam, wieder aufgelöst, und die Soldaten zerstreuten sich plündernd über das eigne Land. Plötzlich sollten 1339 alle Bewohner Delhis nach Dewagiri, das von nun an den Namen Dauladabad erhielt (S. 414), auswandern; zweimal wurde ihnen die Erlaubnis gegeben, zurückzukehren, und zweimal der Auswanderungsbefehl wiederholt, gerade während einer furchtbaren Hungersnot, die viele Tausende dahinraffte. Die Zwangseinführung von Kupfer (statt Silbers) brachte dem Lande finanziellen Ruin. Zum Vergnügen des Herrschers wurden in ganzen Bezirken Treibjagden auf die eignen Unterthanen angestellt und diese wie Jagdwild gemordet. Die Steuern wurden zu unerschwinglicher Höhe hinaufgeschraubt und so grausam eingetrieben, daß die Bauern in großen Mengen in die Wälder flohen und sich zu Räuberbanden zusammenschlossen. Kein Wunder, daß bei solcher Regierung überall das Feuer der Empörung gegen den wahnsinnigen Sultan hell aufloderte, und daß sich die Provinzen unabhängig zu machen versuchten. Das Reich, das bis Mohammed Toghluqs Regierungsantritt fast ganz Indien umspannt hatte, war bei seinem in den Fiebersümpfen Sindhs erfolgten Tod um Bengalen (seit 1338), die Koromandelküste, Dewagiri, Gudjerat, Sindh und alle südlichen Provinzen (seit 1347) verkleinert; von 23 Provinzen war kaum die Hälfte erhalten. Mohammed ibn Toghluq „hinterließ den Ruf eines der gebildetsten Fürsten und eines der wütendsten Tyrannen, die je das Menschengeschlecht geziert oder entwürdigt haben" (Mountstuart Elphinstone).

So schwere Schäden, wie sie der wahnsinnige Herrscher über das Reich gebracht hatte, konnte auch die auf die Landeswohlfahrt gerichtete Regierung (1351—88) seines um 1300 gebornen Nachfolgers Fêrôz (Firus) Shâh III. nicht ganz heben. Seine Versuche zwar, abgefallne Provinzen dem Reiche wiederzugewinnen, endeten nur mit dem Scheine seiner Herrschaft. Doch in der innern Verwaltung schuf er Gutes. Durch verständige und gerechte Besteuerung, durch menschenfreundliche Justizpflege, durch Regelung der Militärausgaben, für die er den Ertrag gewisser Ländereien (Djaigirs) anwies, durch Förderung nützlicher öffentlicher Werke: Bewässerungsanlagen, Stauseen, Dämme und Kanäle (z. B. des großen Djamnakanals, der erst in neuer Zeit von den Engländern teilweise wiederhergestellt worden ist), durch Gründung von Schulen, Hospitälern, Karawanserein u. s. w. ermöglichte er die Wiedererholung des Lands.

In raschem Wechsel folgten einander nach Fêrôz' Tode die fünf letzten Toghluqiden. Während der Jahre 1388—94 hörten Bürgerkriege nicht auf; schließlich war das einst so mächtige Reich bis auf wenige Bezirke in der unmittelbaren Umgebung Delhis zusammengeschmolzen. Dazu kam noch ein Einfall der Moguls, größer und furchtbarer, als je einer vorher gewesen war. Sie waren nicht mehr die ungezügelten Horden eines Djengis Chan, sondern wohlgeschulte Scharen unter Timur (S. 180). Während der letzte Toghluqide, Mahmud Shâh II., in Gudjerat ein sicheres Versteck fand, drang der greise Eroberer nach Delhi vor, das ihm gegen das Versprechen seines Schutzes die Thore öffnete (18. Dezember 1398). Aber infolge eines „Mißverständnisses", wie sie bei den Kriegszügen Timurs oft vorkamen, erlitt die Bevölkerung ein furchtbares Blutbad. Der Sieger kehrte, reich mit Beute beladen, 1399 nach Samarkand zurück, und jetzt kam auch Mahmud Toghluq wieder zum Vorschein. Nach seinem wenig rühmlichen Dasein erlosch in dem fast auf ein Nichts herabgesunknen Reiche mit seinem Tode (Februar 1412) die Dynastie der Toghluqiden.

ζ) Die Seyyiden.

Nach einer kurzen Zwischenherrschaft des Afghanen Daulet Chan Lôdhi (1413—14) bemächtigte sich Chizr Chan, früher Gouverneur, dann unbotmäßiger Emir von Multân, dessen, was von Hindostân noch übriggeblieben war. Da seine eigne Provinz bald abfiel, blieben er (gest. 20. Mai 1421) und seine drei Nachkommen: Mubârek Shâh II. bis 28. Januar 1435, Mohammed Shâh IV. bis 1445 und 'Âlim Shâh, trotz aller Versuche, das Pandjab wiederzugewinnen, fast allein auf den Besitz der Stadt Delhi beschränkt. Diese schiitisch gesinnten Fürsten von angeblich alidischer Herkunft werden als Dynastie der Seyyiden (1414—51) zusammengefaßt. Unter 'Âlim Shâh reichte die Landesgrenze an einer Stelle bis auf eine englische Meile an die Hauptstadt heran; nirgends war sie weiter als zwölf Meilen entfernt.

η) Das Haus Lôdhi.

Im Jahre 1451 ergriff Bahlûl Lôdhi, der in Lahore die Herrschaft über das Pandjab führte, Besitz von der Stadt Delhi. Ihm (gest. 1488) und seinem Sohne Nizâm Iskander (Sikender) II. (gest. 1517) gelang es, die Grenzen des Reichs im Westen bis über Lahore, im Osten bis über Benares und das Bandelkand hinaus vorzuschieben. Aber Bahlûls Enkel Ibrâhim II. (1517—26) rief durch seinen Stolz und seine Tyrannei wieder ernste Aufstände hervor. Der Osten fiel ganz ab; auch sein Statthalter im Pandjab erhob sich gegen ihn und holte seinen mächtigen Nachbar Baber aus Kâbul zur Hilfe herbei. Unter diesem Vorstoße brach die morsche Herrschaft der Lôdhifürsten zusammen (S. 419); und damit beginnt für Hindostân eine neue Zeit glänzenden Aufschwungs.

β) Die politischen Veränderungen im Süden Indiens seit 1347.

Mohammed ibn Toghluq hatte den Schmerz erleben müssen, daß die von ihm so bevorzugte Südprovinz mit der Hauptstadt Dauladabad noch bei seinen Lebzeiten von ihm abfiel und sich selbständig machte. Der dortige Vizekönig, Hasan Gango, ein schiitischer Afghane, erklärte sich 1347 unabhängig, verlegte die Hauptstadt nach dem westlich von Haiderabad gelegnen Kulbarga und wurde der Gründer der Bâhmanî-Dynastie. Die Grenzen seiner Herrschaft reichten von Berar bis zur Kistna und von der bengalischen bis zur arabischen See; sein Urenkel Alâ ed-din Ahmed Shâh II. (1435—57) gewann dazu das Konkan, Khandesh und Gudjerat. Die größte Macht besaß die Bâhmanî-Dynastie im Anfange der Regierung Mahmud Shâhs II. (1482—1518), der über das ganze Dekhan nördlich von Maisur herrschte. Dieser Höhe folgte bald jäher Fall: wieder durch Auflehnung der Statthalter löste sich der Norden zwischen 1484 und 1512 in fünf kleine mohammedanische Staaten auf, während im Süden das Reich von Widjayanagar rasch zu hoher Blüte gedieh.

Unter jenen aufständischen Statthaltern war der erste Fattah Ullah 'Imâd (Ihmad) Shâh von Berâr, ein konvertierter Hindu von Widjayanagar; sein 1484 begründetes Reich (Hauptstadt Ellitschpur) dauerte bis 1568, wo es von Akbar einverleibt wurde. Bald folgten die Statthalter 'Âdil Shâh von Bidjapûr (Dauer des Reichs von 1489—1686) und Nizâm Shâh von Ahmednagar (Dauer des Reichs von 1490—1595). Zwei Jahre später machte sich der Statthalter Barîd Shâh von Bidâr (Bedar) unabhängig (Dynastie bis 1609), endlich 1512 Qutb Shâh von Golkonda (Haiderabad; Dynastie bis 1687). Alle diese mohammedanischen Kleinstaaten sind, ohne daß einer von ihnen die Vorherrschaft errungen hätte, nach einer gewissen Blütezeit in dasselbe Delhireich wieder zurückgesunken, aus dem sie ihren Ursprung genommen hatten.

Den größten Gewinn von der gegenseitigen Eifersucht der mohammedanischen Dekhanstaaten hatte ein hinduischer Staat im Süden, das Reich von Widjayanagar(a), das, 1326 von zwei Flüchtlingen aus dem Volksstamme der Kurumba (Hirten) gegründet, neben der nördlich benachbarten Übermacht der Mohammedaner zu keiner größern Bedeutung kommen konnte. 1479 erlosch die erste Dynastie von Widjayanagar; die zweite, um 1450 als Nebenlinie von Narasinha gegründet, hob sich rasch zu glanzvoller Höhe. Nachdem die Tschola schon vor längerer Zeit ihre frühere Bedeutung eingebüßt hatten, wurde die Macht der Pândya (S. 379) gebrochen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war Widjayanagar unbestritten die hinduische Vormacht in der südlichen Halbinsel: die kleinern Hindufürsten von Kattak bis nach Trawankor waren abhängig von ihm; Anfang des 16. Jahrhunderts besaß es die ganze Ostküste (s. die Karte bei S. 420). Die Bedeutung des großen Hindustaats und seiner kunstsinnigen Herrscher spiegelt sich noch in den herrlichen Ruinen wider, die jetzt in den Dschangeln von Bellary vergraben sind. Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus hatte Widjayanagar wenig von den sich gegenseitig in Schach haltenden mohammedanischen Staaten im Norden zu fürchten; als sich diese aber vereint gegen den Hindustaat wendeten, brach dieser zusammen.

b) Das Mogulkaisertum der Timuriden bis auf 'Âlamgîr II (1526—1759).

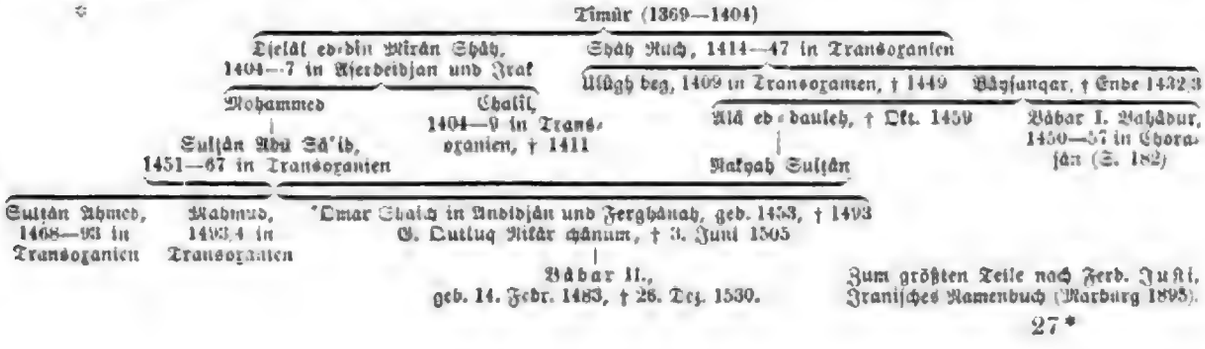
α) Baber.

Die Reihe der Mogulkaiser wird eröffnet durch eine der glänzendsten und zugleich anziehendsten Erscheinungen in der ganzen Geschichte Asiens, durch Sultan Baber (Zehîr ed-din

Mohammed Bâbur oder Bâbar II.*), „den Löwen“. Als Sohn Omars, eines im vierten Gliede direkt von Timur abſtammenden, kleinen Fürſten im herrlichen Gebirgslande Ferghanah (im obern Oxusgebiet), und einer Mongolin, wurde er ſchon früh durch den Tod ſeines Vaters (1493) mitten in die ſchwerſten Stürme geſtellt. 1494 ergriff er ſelbſt die Zügel der Regierung, und was er allein in dem darauf folgenden Jahrzehnt an Kämpfen und Gefahren, an kühnſter That und ſchwerſtem Rückſchlag, an glänzendem Erringen und härteſtem Verluſte, bald auf dem Thron eines großen Reichs und bald als faſt verlaßner Flüchtling in den ſchier unzugänglichen Schluchten ſeines heimatlichen Hochgebirges erlebt hat, würde genügen, ein langes Leben zu einem der ereignisreichſten zu machen, die einem Menſchen beſchieden ſein können. Ende 1504 mußte er der Übermacht der Uzbegen weichen (S. 182) und zog, auf das Land jenſeit des Hindukuſch verzichtend, als Flüchtling hinüber nach Afghaniſtan. Schon zwei Monate ſpäter (1505) hatte er Kâbul genommen, das von nun an in ſeinem Beſitze blieb; aber auch jetzt hörten die härteſten Anſtrengungen und wunderbarſten Wechſelfälle für ihn noch nicht auf. Dabei gewinnt das rein Menſchliche in ſeinem Weſen unſer Herz: ſein echtes, inniges Gefühl, die Liebe zu ſeiner Mutter und den Verwandten, ſeine Milde gegen Überwundne. Was er tief und warm empfand, dem hat er in türkiſchen und perſiſchen Liedern formvollendeten Ausdruck gegeben, und ſeine in Oſtürkiſch (Djagatai) geſchriebnen „Denkwürdigkeiten“, die uns wie ein reiner Spiegel das Weſen dieſes ſeltnen Manns ſchauen laſſen, ſind entſchieden eins der hervorragendſten Werke dieſer ganzen Litteraturgattung.

Die Mißerfolge, die Baber in Transoxanien und Baktrien erlitten hatte, ließen ihn ſeine Blicke nach Indien richten; der Anſpruch auf das Pandjab als Erbteil Timurs gaben ihm den Vorwand, der Ruf Daulet Chans, des aufſtändiſchen Lôdhi-Statthalters in Lahore, den Anſtoß, 1524 in das Nachbarreich einzufallen; mit leichter Mühe wurde der Widerſtand im Pandjab gebrochen. Baber, den Gegnern namentlich durch ſeine Artillerie überlegen, rückte Ende 1525 über den Satledj hinaus vor. Bei Panipat (S. 411) (zwiſchen Satledj und Djamna, 10 Meilen nördl. von Delhi) ſtellte ſich Ibrahim Lôdhi am 21. April 1526 mit angeblich 100,000 Mann und 1000 Kriegselefanten den 25,000 Kriegern Babers entgegen; er verlor Thron und Leben. Delhi (24. April) und Agra, ſeit 1503/4 die Reſidenz der hindoſtaniſchen Afghanen, fielen ohne weiteres in die Hände des Siegers, der die reiche Beute des Kronſchatzes an ſeine Krieger verteilte, darunter den berühmten Diamant Kohinur („Lichtberg“), der, einſt von dem Khildji Mohammed Shâh erbeutet, nunmehr Babers Sohne Humâyûn zufiel und ſeit 1850 das Prachtſtück der engliſchen Kronjuwelen bildet. Der Sieg von Panipat brachte Baber in den Beſitz Nordindiens nordöſtlich von Delhi ſowie eines ſchmalen Streifen Lands längs der Djamna bis nach Agra. Noch vor Ablauf des Jahrs 1526 war er auch Herr des Gebiets ſüdlich von der Djamna bis nach Gwalior. Jetzt ſtellten ſich ihm die Hindu entgegen. Die Fürſten von Radjputana, an ihrer Spitze Rana Sânka, der Herrſcher von Tſchitor, Mewar und Adjmir, zogen ihm mit einem

*



Zum größten Teile nach Ferd. Juſti, Iraniſches Namenbuch (Marburg 1895).

mächtigen Heere bis auf sieben Meilen westlich von Agra entgegen. Bei Fattepur Sikri oder Kanwa kam es am 16. März 1527 zur Schlacht, in der die Radjputen aufs Haupt geschlagen wurden; Mewar fiel dem Sieger zu, der sofort an die Reorganisation der innern Zustände des neugewonnenen Lands ging. Den verzweifelten Todesmut der Radjputen lernte Baber noch einmal im folgenden Jahre kennen, als er einen ihrer aus der Schlacht bei Sikri entkommnen Fürsten in seiner Feste Tschandéri belagerte. Als seine Truppen schon am zweiten Tage die Wälle stürmten, verbrannten die Gegner nach alter Kshatriyaart ihre Weiber und Kinder und stürzten sich dann nackend mit bloßen Schwertern dem Feind entgegen; die Leibgarde des Fürsten gab sich gegenseitig den Tod, indem jeder wetteiferte, den ersten Streich zu erhalten. Aus Audh wurde 1529 Mahmud Lódhi, ein Bruder Ibrahims, vertrieben, Süd-Bihar auf dem rechten Ufer des Ganges genommen und der Rádja Násir ed-dín Nasrat Shâh von Bengalen zur Niederlegung der Waffen gezwungen.

In drei Jahren hatte Baber in glänzendem Siegeszuge das ganze nordindische Tiefland bis nach Bengalen hin genommen (s. die beigeheftete Geschichtskarte „Ostindien"). Aber jetzt begann seine Gesundheit den unerhörten Anstrengungen seines rastlosen Lebens nachzugeben. Am 26. Dezember 1530 starb Baber, der Löwe, noch nicht 50 Jahre alt; sein letztes Wort war: „Tötet nicht eure Brüder, sondern wacht liebevoll über ihnen."

β) Humâyûn und die Sûriden.

Babers 1507 geborner Sohn und Nachfolger Násir ed-dín Mohammed Humâyûn hatte von seinem Vater wohl die Tapferkeit geerbt, nicht aber seinen festen Willen, nicht seine Stetigkeit, nicht die festen Grundsätze, den hohen Ehrgeiz, die Herzenswärme und die unwandelbare Treue. Baber hatte bestimmt, daß Humâyûn Herr des Reichs werden und sein zweiter Sohn Kâmrân die Statthalterschaft in Kâbul und Kandahar erhalten solle. Humâyûn glaubte seinen Bruder noch fester an sich zu ketten, wenn er ihm die Herrschaft über das Pandjab ebenfalls überließ. Aber mit dem Aufgeben seines Stammlands hatte er sich auch der Verfügung über die kriegstüchtigen, abgehärteten Afghanen begeben und seine militärische Stellung in Indien zu einer Zeit bedeutend geschwächt, wo ihm nach dem Dahinsinken der mächtigen Gestalt Babers von allen Seiten Feinde erstanden. Zunächst galt es, Aufstände von Heerführern der letzten Afghanenherrscher zu dämpfen, dann Bahâdura Shâh, den Rádja von Gudjerat, für seine Umtriebe zu strafen. Der Kaiser selbst vertrieb Bahâdur Shâh; aber kaum war er wegen Unruhen in Bengalen nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, als auch schon seine in Gudjerat zurückgelaßnen Truppen vertrieben wurden und selbst Málwa aufgegeben werden mußte.

Unterdessen zog sich ganz im Osten, in Bengalen, ein schweres Ungewitter gegen die Mogulherrschaft zusammen. Ferîd Chan, ein Mohammedaner von hervorragender Begabung und angeblich dem afghanischen Königshause Sûri entsprossen, hatte sich dort an die Spitze aller Mogulfeinde gestellt und schnell sich in den Besitz Bihars gesetzt. Während Humâyûn durch die Belagerung der starken Feste Tschunar bei Benares monatelang aufgehalten wurde, eroberte sein kluger Gegner, der inzwischen den Titel Shîr („Löwe") Shâh angenommen hatte, Bengalen. Dann besiegte er den Timuriden in zwei Schlachten 1539 (Chonsa) und 1540 (bei Kanaudj) so nachdrücklich, daß dieser sein Reich im Stiche lassen mußte und zu seinem Bruder Kâmrân nach Lahore floh. Aber auch hier fand er keine Sicherheit: als Kâmrân im Schreck über die ganz unvorhergesehnen Erfolge Shîr Shâhs gegen Abtretung des Pandjab Frieden mit diesem schloß, begann für den landlosen Kaiser ein an Enttäuschungen und furchtbaren

Entbehrungen reiches Wanderleben in Radjputana; in der Wüſte Thar wurde ihm am 14. Oktober 1542 in der größten Bedrängnis ſein Sohn Akbar geboren. 1543 wandte er ſich nach Kandahar. Schir Schâh, ſeit dem entſcheidenden Schlage gegen Humâyûn Herr des ganzen Gangesgebiets, wandte ſich jetzt der Verbeſſerung der innern Verhältniſſe zu, indem er beſtrebt war, dem Landbau aufzuhelfen, Ordnung und Sicherheit zu ſchaffen, durch große Straßenanlagen den Verkehr zu fördern, das Beamtenweſen, die Steuern und die Rechtspflege zu heben. Bei der Belagerung einer feindlichen Feſtung hat er am 22. Mai 1545 ein jähes Ende gefunden.

Sein Nachfolger Selim (Islâm) Schâh ſuchte im Sinne des Vaters weiterzuwirken; doch hatte er während ſeiner kurzen Regierungszeit (1545—53) viel mit Unterdrückung von Aufſtänden zu thun. Und unter ſeinen unfähigen oder laſterhaften Nachfolgern Feroz (1553), Mohammed (1553), Ibrahim (1554) und Sikander (1555) verfiel das Reich ſchnell. Überall erhob ſich Aufruhr; der Weg für die Rückkehr Humâyûns war geebnet. Zwei Heere wurden bei Sirhind von Humâyûn geſchlagen, und im Sommer 1555 zog dieſer wieder als König in Delhi ein. Doch faſt genau ein halbes Jahr nach ſeinem Einzuge ſtarb er an den Folgen eines Sturzes (Januar 1556).

γ) Akbar.

Von ſeinem Vater war dem jungen Abu 'l-fath Djelâl ed-din Akbar, der am 23. Februar 1556 den Thron Hindoſtâns beſtieg, der treubewährte Turkmene Be(i)ram Chan beigegeben worden, durch deſſen Tapferkeit das inzwiſchen wieder bis über Delhi und Agra hinaus vorgeſchobne Lôdhiheer unter Hemu (Himu) am 5. November 1556, wieder bei Panipat (S. 419), aufs Haupt geſchlagen wurde. Die Staatsgeſchäfte wurden zunächſt ebenfalls von dem auf ſeinen Titel Chan Babu (Königsvater) eiferſüchtigen, verhaßten Beram geführt. Doch während einer Jagd kehrte Akbar plötzlich nach der Hauptſtadt zurück und erließ eine Erklärung, daß er von nun an alle Staatsgeſchäfte ſelbſt übernehmen werde (1560). Der überraſchte Beram verſuchte ſich aufzulehnen, fand aber keinen Anhang und mußte ſich bald dem jungen Kaiſer unterwerfen, der ihn wieder mit allen Ehren aufnahm. Im Begriff, eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen, wurde Beram noch in demſelben Jahre von einem ſeiner Feinde ermordet.

So ſtand Akbar allein vor der Aufgabe, das durch jahrhundertelange Kämpfe zerrüttete, in Hunderte von kleinen Herrſchaften zerſplitterte Indien in ein einziges mächtiges Reich zuſammenzufaſſen. Alle Eroberer vor ihm waren Herren eines andern Lands geweſen, aus dem ſie ihre Kraft und ihren Rückhalt ſchöpften; der 18jährige Akbar war ganz auf ſich geſtellt. Das Weſen Babers hatte ſich auf den Enkel vererbt: vom Großvater hatte Akbar die geiſtige Begabung, den eiſernen Willen, das großſinnige Herz überkommen, das warm für alles Menſchliche ſchlug. Als Sohn eines flüchtigen Kaiſers in der Wüſte geboren, in halber Gefangenſchaft aufgewachſen, hatte er ſchon als Kind des Lebens Schwere erfahren. Das Schickſal hatte ihn mit einem vollkommnen Körper ausgeſtattet, den er zu höchſter Leiſtungsfähigkeit ausbildete. Immer huldigte er körperlichen Übungen; leidenſchaftlich liebte er die Jagd, vor allem den aufregenden Reiz, wilde Pferde oder Elefanten zu bändigen oder den gefährlichen Tiger zu erlegen. Als es galt, den Râdja von Djotpur von ſeinem Vorhaben abzubringen, die Witwe ſeines verſtorbnen Sohns zum Beſteigen des Scheiterhaufens zu zwingen, legte Akbar 220 engl. Meilen zu Pferde in zwei Tagen zurück. Im Ernſtkampf entwickelte er höchſte Tapferkeit. Bei gefahrvollen Feldzügen führte er ſelbſt ſeine Truppen; die leichtere Beendigung des Kriegs überließ er dann ſeinen Generalen. Iſt der Sieg errungen, ſo iſt er gegen den Unterworfnen menſchlich, ein entſchiedner Gegner jeder Grauſamkeit. Frei von allen Vorurteilen, die die Menſchen ſcheiden und

zu Feinden machen, frei von Haß gegen Andersgläubige, frei von Voreingenommenheit gegen die seinem Stamme fremden Hindu und Drawida, war er berufen, die einander abstoßenden Völker seines Reichs zu einer starken und glücklichen Einheit zusammenzuschweißen.

Ernsthaft widmete er sich den Werken des Friedens. Mäßigkeit in allem Genuß, geringes Schlafbedürfnis, peinlichst genaue Einteilung der Zeit ließen ihn Muße finden, nach der Erledigung der Staatsgeschäfte sich der Wissenschaft und Kunst hinzugeben. Mit den bedeutenden Männern und Gelehrten, die seine Hauptstadt zierten, verkehrte er freundschaftlich; jeden Donnerstag Abend versammelte sich der Kreis zu geistvoller Unterhaltung und philosophischen Erörterungen. Seine nächsten Freunde waren zwei hochbegabte Brüder, Schech Faizi (Fâi) und Abû 'l Fazl, Söhne eines gelehrten Freidenkers. Von ihnen war der ältere ein ausgezeichneter Kenner der Hindulitteratur; Akbar ließ durch ihn und unter seiner Aufsicht die Hauptwerke des Sanskrit ins Persische übersetzen. Fazl dagegen, dem Akbar besonders nahe stand, war Feldherr, Staatsmann und Organisator; seiner Thätigkeit verdankte das Reich Akbars vor allem das feste innere Gefüge.

Seit langem war in Indien alle Autorität abhanden gekommen, und bei den Moguls waren die schweren Jahre der Verbannung Humâyûns ebenfalls einer straffen Zucht ungünstig gewesen. Auch unter Akbar machte mancher Heerführer, nachdem er eine aufständische Provinz zur Ordnung gebracht hatte, den Versuch, die nach Delhi abzuführenden Steuern zurückzuhalten und das Gebiet für sich in Anspruch zu nehmen, so in Audh, Mâlwa, Bengalen u. s. w. Die einen wurden mit starker Hand niedergeworfen; andre wußte der Kaiser durch Milde an sich zu fesseln. Akbars eigner Bruder Mohammed Hakîm, der 1566 das Pandjab besetzen wollte, wurde aus dem Lande vertrieben. Die Radjputenfürsten gewann Akbar durch freundliches Entgegenkommen. Er selbst war mit zwei Prinzessinnen von Amber und von Marwar vermählt; auch sein ältester Sohn Selîm Djihângir hatte eine Prinzessin von Amber zur Frau. Die Fürsten dieser Kleinstaaten, die von dem mächtigen Kaiser ganz wie ihresgleichen behandelt wurden, legten dem nach Abstammung und Religion fremden Herrscher gegenüber ihren Stolz ab und rechneten es sich zur Ehre an, hohe Stellungen in Akbars Heer einzunehmen. Nur einer blieb abseits, der Fürst von Tschitor. Seine Hauptstadt wurde 1567 von Akbar belagert, der tapfere Befehlshaber vom Kaiser selbst auf den Wällen erschossen; die Besatzung tötete nach alter Radjputenweise erst ihre Weiber und Kinder und dann sich selbst — der entflohne Fürst unterwarf sich dennoch nicht. Später gelang es noch zu Lebzeiten Akbars dem Sohne des Vertriebnen, sich in Udipur einen neuen Staat zu gründen, dessen Herrscher noch heute stolz darauf sind, daß auf ihrer Familie kein Fleck einer Verschwägerung mit den Kaisern von Delhi ruht.

Größern Widerstand als bei den Radjputen fand Akbar bei den Resten der letzten mohammedanischen Dynastie. 1559 wurden solche „Afghanen" aus Audh und Mâlwa vertrieben. In Gudjerat stritten verschiedne Thronprätendenten miteinander. Von einem solchen herbeigerufen, vertrieb Akbar sie alle und verleibte das Land 1572/3 als Provinz ein; als aber dort 1581 von neuem Unruhen ausbrachen, wurde lange unentschieden gekämpft, bis der Tod Mozaffars III. Habîb (1593) Frieden brachte. Ähnlich zog sich die endgiltige Eroberung Bengalens lange hinaus; schon 1576 dem Sohne Sulaimân Chans Karârâni, Dâwûd Shâh, abgenommen, konnte es nach wiederholten Aufständen sowohl der Mogulgenerale als auch der Afghanen erst 1592 dauernd zur Ruhe gebracht werden. Auch Orissa fiel dem Reiche von Delhi zu. In Sindh trieben militärische Abenteurer, Nachzügler der afghanischen Herrschaft, gleichfalls ihr Unwesen; sie wurden 1592 besiegt und durch Verleihen hoher Stellen im Kaiserreiche beruhigt. Eine kurze

Unternehmung gegen den der Tſchak-Dynaſtie angehörigen Fürſten Yûſuf von Kaſchmir führte 1586/87 zur Einverleibung dieſes Ländchens, das von nun an ein Lieblings-Sommeraufenthalt der Mogulkaiſer wurde. Schwieriger waren die Kämpfe mit den Stämmen des faſt unzugänglichen Kafiriſtan (den Yuſufſai); die Natur des Lands ſichert ihnen noch heutigestags ihre Unabhängigkeit. Die letzte Eroberung im äußerſten Weſten war Kandahar, das ſchon von Humâyûn beſetzt, in den erſten Regierungsjahren Akbars aber von den Perſern wieder genommen worden war; 1593/94 brachte es der Kaiſer wieder in ſeine Gewalt.

So reichte jetzt das Reich Akbars (ſ. die Karte bei S. 420) von Afghaniſtan bis nach Oriſſa und vom Himalaya bis an die Narbada. Jenſeit der letztern waren die Wirren nicht minder groß, als ſie es nördlich von ihr geweſen waren. Von einer der ſtreitenden Parteien herbeigerufen, ſetzte ſich Akbars Heer raſch in den Beſitz von Berâr (mit der Hauptſtadt Ellitſchpur); doch vor Ahmednagar, dem Mittelpunkte der mohammedaniſchen Staaten des Dekhan, erhob ſich ein unerwarteter Widerſtand. Eine Frau von ſeltner Charaktergröße, Tſchând Bibi, die Regentin für ihren unmündigen Großneffen Bahâdur Nizâm Shâh, einigte vor der herannahenden Gefahr mehrere der im Streite liegenden Fürſten; in ihrer Hauptſtadt belagert, wußte ſie den Widerſtand der Ihrigen ſo zu entflammen, daß die Moguls zufrieden waren, gegen Aufgeben der Anſprüche Tſchând Bibis auf Berâr Frieden zu ſchließen (1596). Neue Unruhen führten zu erneutem Vordringen der Moguls. Nach unentſchiedner Schlacht ergriff Akbar ſelbſt den Oberbefehl über ſeine Truppen (1599); aber erſt, als Tſchând Bibi von ihren eignen Leuten ermordet worden war, fiel Ahmednagar 1600. Nun wurde von Akbar ein Scheinherrſcher, Mortedâ II., eingeſetzt, deſſen Dynaſtie 1637 unter Shâh Djihân ihr Ende fand.

Die letzten Lebensjahre Akbars waren getrübt durch ſchwere Familienſorgen und durch den Schmerz über den Verluſt ſeines Freunds Abû 'l Fazl. Der zum Thronfolger beſtimmte Prinz Selim (Djihângîr), ein dem Opiumgenuß und dem Trunk ergebner, leidenſchaftlicher Menſch, haßte den erſten Ratgeber ſeines Vaters, Fazl, tödlich. Akbar hatte den Sohn zum Vizekönig von Adjmir ernannt; doch das genügte ſeinem Ehrgeize nicht: er ſtrebte nach dem Kaiſerthrone, bemächtigte ſich des Staatsſchatzes, nahm den Titel König an und beſetzte Audh und Behar. Akbar behandelte ihn trotzdem freundlich, und Selim unterwarf ſich ihm wieder, doch rächte er ſich dafür durch einen Schurkenſtreich: er ſtiftete einen der kleinen Fürſten in Bandelkand an, Abû 'l Fazl verräteriſch zu ermorden (1602). Dazu kam der Verluſt Daniâls, des dritten Prinzen der, wie ſchon 1599 ſein älterer Bruder Murâd, an Trunkſucht am 8. April 1605 zu Grunde ging. Der Kaiſer verwand dieſe Schickſalsſchläge nicht. Nach längerm Kränkeln verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand, und am 15. Oktober 1605 ſtarb Akbar, der größte Herrſcher, der auf einem der Throne Indiens geſeſſen hat.

Unter allen mohammedaniſchen Eroberern, die aus dem Nordweſtwinkel nach Indien vorgedrungen waren, litt das Land unter dem doppelten Gegenſatze der Religion und der Raſſe. Unter beiden Geſichtspunkten galten die Hindu, der weitaus größte Teil der Bevölkerung, als minderwertig; den Hochmut und die Verachtung, die ihnen entgegengebracht wurden, vergalten ſie mit Haß — unter dieſen Herrſchern konnte Indien kein glückliches Land ſein. Wenn die Geſchichte Akbar mit Recht den Beinamen des Großen gibt, ſo verdankt er ihn weniger ſeinen kriegeriſchen Erfolgen, als vielmehr ſeiner Thätigkeit für das innere Wohl des Lands, dem er Religions- und Raſſenfrieden gebracht hat, indem er die trennenden Gegenſätze milderte.

Akbar war bei ſeiner Thronbeſteigung ein guter Mohammedaner; noch 1576 trug er ſich mit der Abſicht, nach Mekka zum Grabe des Propheten zu pilgern. Aber bald danach wurden

zu dem Gedankenaustausche der philosophischen Abende (S. 422) nicht nur der mohammedanische Mollah, sondern auch der gelehrte brahmanische Priester und selbst der römische Missionar hinzugezogen. Keine ihrer Lehren erschien ihm als die einzig wahre. Unter ihrem Einfluß und in seinem vertrauten Freundesverkehre wandelte sich ihm die Vorstellung des zornigeifrigen Gottes, die Mohammed von Moses übernommen hatte, in die eines mit gleicher Liebe alle umfassenden höchsten Wesens, vertiefte sich ihm die Lehre des vermenschlichten Gottes zu einem reinen, über alles Sinnliche erhabnen Glauben, nach dem die Gottheit nicht durch Offenbarung, sondern allein durch die Vernunft und den Verstand erkannt werden kann, eine Gottheit, der man nicht durch allerlei Zeremonien und leere Formeln, sondern nur durch sittlich reines Handeln dienen muß. Verlangt der schwache Mensch nach sinnlichen Symbolen des höchsten Wesens, so sind die erhabensten die Sonne, die Gestirne oder das Feuer. In Akbars Auffassung Gottes war kein Raum für rituelle Vorschriften, keiner für Propheten oder Priester.

Wenn er trotzdem zur Stütze seines Ansehens dem Volke gegenüber durch die Gesetzeskundigen erklären läßt, daß der König das Haupt der Kirche sei, wenn seine Bekenntnisformel lautet: es gibt keinen Gott als Gott, und Akbar ist sein Kalif, so wandte er doch zur Verbreitung seiner religiösen Anschauungen keinen Zwang an. Sie waren für die große Menge zu tief und zu abstrakt, und sie drangen kaum über einen kleinen Kreis philosophischer Anhänger hinaus. Duldung war ein Grundzug seines Wesens; darum wollte er auch niemand, der zu einer andern Art von Gott betete, seinem Glauben abspenstig machen. Jeder Muselmann konnte ungehindert seine religiösen Vorschriften üben, wenn er wollte; anderseits sollte aber auch keiner dazu gezwungen sein. Deshalb trat er dem Zwange, den der Islam vielfach dem öffentlichen und dem Privatleben auferlegte, entgegen: das Studium der Sprache des Korans wurde durch Akbar nicht gefördert, arabische Namen, wie Mohammed, Ahmed u. s. w., nicht mehr bevorzugt; an die Stelle des Grußes: Friede sei mit Euch, wurde die Formel gesetzt: Gott ist groß u. s. w. So beschränkte Akbar bis zu gewissem Grade die Vorrechte seiner angestammten Religion. Gleichzeitig hob er den Druck auf, der auf den Hindu und ihrer Religionsübung lastete: die Kopftaxe, die auf die Ungläubigen gelegt war, eine Quelle tiefer Erbitterung für die Hindu, die Pilgersteuern auf ihre Wallfahrten wurden ganz erlassen; in ihrer Religionsübung wurden sie nur da beschränkt, wo die Forderungen ihrer Priester mit den Grundsätzen der Menschlichkeit in schreiendem Widerspruche standen, wie in den Gottesurteilen, der Kinderheirat, der Zwangsverbrennung und der Ehelosigkeit der Witwen u. s. w. In allen bürgerlichen Rechten wurden Mohammedaner und Hindu gleichgestellt; beiden standen alle Staatsstellungen, die höchsten wie die niedersten, in gleicher Weise offen.

In der innern Verwaltung seines großen Reichs entwickelte Akbar nicht geringere Umsicht und Thatkraft. Die Erhebung der Steuern war bei allen frühern Herrschern ein wunder Punkt gewesen. Die Einnahmen bedeutender Landbezirke waren einzelnen Generalen überlassen worden, und diese durften aus den Lehen herauspressen, was sie nur erhalten konnten; dafür mußten sie eine größere Truppe stellen und erhalten. Die eigentlichen Staatssteuern waren durch ein Heer von Beamten erhoben worden, die jeder Art von Bestechung zugänglich waren und einen beträchtlichen Teil der Einnahmen in ihre Taschen fließen ließen. Nur Shir Shâh (S. 420) hatte während seiner kurzen Regierungszeit den Grund zu einer gerechten Besteuerung gelegt, der freilich während der darauffolgenden unruhigen Zeiten wieder fast ganz verschwand. Akbar nahm im wesentlichen den Plan Shir Shâhs wieder auf, den er weiter ausbauen und durchführen ließ. Er hatte das Glück, in dem Hindu Todar Mal einen Mann von fleckenloser Rechtschaffenheit und

hervorragendem Organisationstalente, den besten Wiederherstellen der Staatsverwaltung, insbesondere des Steuerwesens, zu finden. Zum erstenmal in Indien wurde durch ihn ein vollständiger und genauer Zensus des gesamten Landbesitzes nördlich von der Narbada aufgenommen. Alles Angebaute wurde vermessen, die Erträgnisse genau gebucht und auf dieser Grundlage die Steuern berechnet, deren Höhe auf ein Drittel des aus dem zehnjährigen Durchschnitte berechneten Ertrags festgesetzt wurde. Dabei wurden Härten möglichst vermieden: bei Mißernte und Hungersnot wurden die Steuern erlassen, Vorschüsse in Gold oder in Getreide gegeben ꝛc. Shir Shâh hatte zwar nur ein Viertel des Ernteertrags als Steuereinheit bestimmt; trotzdem war Akbars Satz nicht nur für den Staat, sondern auch für den Landbauer vorteilhafter, da eine streng geordnete Buchführung und die Möglichkeit einer Berufung an höhere Behörden die Unterschleife verhinderten und genaue Vorschriften es gestatteten, den ganzen Beamtenstand etwa auf die Hälfte einzuschränken. Zum Ersatze für die Einbuße recht- oder unrechtmäßiger Nebeneinnahmen wurde für alle Beamte, auch für die Offiziere und Soldaten, eine ausreichende feste Besoldung eingeführt.

Handel und Verkehr wurden gefördert, nicht zum wenigsten durch die einheitliche Einführung bestimmter Münzwerte; die Hunderte von Geldsorten, die bis dahin im Umlaufe gewesen waren, wurden eingezogen und kaiserliches Geld in den Münzen jeder Provinz geprägt. Das Reich war in 15 Provinzen geteilt (davon drei im Dekhan), die durch einen die Zivil- und Militärgewalt in sich vereinigenden Statthalter unter Oberaufsicht des Kaisers regiert wurden. Die Rechtspflege lag für die Mohammedaner in den Händen eines das Urteil sprechenden Oberrichters, Mir-i-adl, und eines ihm beigegebnen Kasi, der die Untersuchung führte und die in Betracht kommenden Gesetzesparagraphen feststellte; die Hindu wurden durch rechtskundige Brahmanen abgeurteilt. Verhältnismäßig weniger folgerecht und streng war die Organisation des Heers durchgebildet. Aber im ganzen waren die innern Einrichtungen des Staats, die in Abû'l Fazls „Ain-Akbari“ (Verordnungen Akbars) bis ins einzelnste festgelegt waren, ein mächtiger Fortschritt und ein Segen für das Land, das unter Akbars Regierung aufblühte und gedieh wie nie zuvor.

δ) Djihângir.

Als Akbar starb, hatte er zum Nachfolger seinen Sohn Nûr ed-din Mohammed Selim bestimmt, der als Kaiser den Namen Djihângir (Dschehangir = Eroberer der Welt) führte. Schon zu Lebzeiten seines Vaters hatte er diesem oft bittre Sorge bereitet, nicht zum wenigsten durch Trunksucht und einen Jähzorn, der ihn zu Grausamkeiten hinriß und auch während seiner Regierung oft hervorbrach. Als sein Obergeneral Mahabat Chan seine Tochter verheiratet hatte, ohne vorher Anzeige davon gemacht zu haben, ließ er den Neuvermählten nackt mit Dornen auspeitschen und nahm ihm Mitgift und Eigenvermögen weg, und nach dem Aufstande seines Sohns Chusrau ließ er 700 von dessen Anhängern vor den Thoren Lahores längs der Straße pfählen und seinen Sohn in Ketten auf einem Elefanten durch dies Spalier hindurchführen.

Sir Thomas Roe, der als Gesandter des Königs Jakob I. von 1615—18 am indischen Hofe verweilt hat, erzählt von der glänzenden Hofhaltung, von der Pracht- und Kunstliebe des feinsinnigen Kaisers, von seiner Freundlichkeit gegen Europäer, die zahlreich seinem Hofe zustrebten, von seiner Duldsamkeit gegen andre Religionen, insbesondere auch gegen die christliche: stellten doch zwei Perlen in seinem Rosenkranze die Köpfe Christi und Mariä dar, und zweien seiner Neffen hat er den Übertritt zum Christentum erlaubt. Aber er berichtet auch von den allnächtlichen Gelagen, in denen keiner nüchtern blieb, am wenigsten der Kaiser selbst.

Dabei ſuchte dieſer nach außen den Schein eines echten, ſittenſtrengen Mohammedaners zu wahren: als ein Eingeweihter ſich am Tag eine unvorſichtige Anſpielung entſchlüpfen ließ, fragte der Kaiſer ganz ernſthaft, wer ſich eines ſolchen Vergehens gegen das Geſetz ſchuldig mache, und ließ den Namhaftgemachten ſo gründlich die Baſtonade geben, daß einer von ihnen daran ſtarb. Von den allgemeinen Zuſtänden entwirft Roe eine Schilderung, die im Vergleiche zu denen unter Akbar ungünſtig erſcheint. Er nennt die Finanzen gut, aber die Verwaltung locker, die Beamten tyranniſch und beſtechlich und den militäriſchen Geiſt im Heer, in dem nur noch die Radjputen und Afghanen tüchtige Soldaten ſeien, geſunken. Dennoch ging die Regierung Djihângîrs ohne tiefere Erſchütterungen vorüber: Akbars Einrichtungen hatten zu feſt Wurzel geſchlagen, als daß ſie nicht auch eine noch ſchlaffere Regierung überdauert hätten.

Djihângîr war ſchon früh (1586/7) an eine Tochter des Rây Singh von Amber verheiratet worden; einen entſcheidenden Einfluß auf ihn gewann aber eine Perſerin, Nûr Djihân, „das Licht der Welt“. Ihr Großvater hatte in Teheran eine hervorragende Stellung eingenommen; ihr Vater aber war ſo verarmt, daß die ſpätere Kaiſerin nach ihrer Geburt an der Straße ausgeſetzt wurde, wo ſie ein reicher Kaufmann fand, annahm und durch ihre eigne Mutter als Amme ernähren ließ. Nûr Djihân erhielt eine gute Erziehung; durch Geiſt und Schönheit gewann ſie das Herz des Kronprinzen Selim (Djihângîr), deſſen Aufmerkſamkeiten ſo zudringlich wurden, daß auf Akbars Rat ein junger Perſer ihre Hand und ein Lehen in Bengalen erhielt. Kaum war Djihângîr ein Jahr lang auf dem Thron, als er ihrem Mann Anträge machte, die der Perſer mit dem Niederſtechen des Vermittlers beantwortete; er ſelbſt wurde dabei in Stücke gehauen. 1611 endlich gab Nûr Djihân nach, und von da an beherrſchte ſie den Kaiſer vollſtändig. Solange der vortreffliche Vater Nûr Djihâns lebte, der zum Großwezir des Reichs erhoben worden war, übte ſie auf Djihângîr guten Einfluß aus: er bezwang ſeine Leidenſchaft zum Trunk, und Unmenſchlichkeiten, wie ſie den Namen des Kaiſers in der erſten Zeit befleckt hatten, hörten damals auf.

Ein Krieg mit Udipur (S. 422) wurde durch den zweiten Prinzen Shihâb ed-dîn Mohammed churram Shâh Djihân (Schah Dſchehan) bald beendet (1614); ebenſo führte deſſen Tapferkeit zum günſtigen Abſchluſſe des anfangs unglücklichen Kriegs gegen den mohammedaniſchen Dekhan. So ſehr der Kaiſer ſeinen älteſten, 1622 im Gefängniſſe geſtorbnen Sohn Chuſrau gehaßt hatte, ſo ſehr wurde der zweite nicht nur ſein, ſondern auch der Kaiſerin Liebling, die ihm ihre Nichte zur Frau gab; Shâh Djihân wurde öffentlich zum Thronfolger beſtimmt. Aber die Gunſt Nûr Djihâns, die ſeit dem Tode des Vaters nur ihre eignen Wünſche gelten ließ, wandte ſich ſpäter dem jüngſten Prinzen zu, der ihr ſeit ſeiner Verheiratung mit ihrer eignen Tochter näher ſtand. Als ſein Vater ernſtlich erkrankte, marſchierte der in den Hintergrund gedrängte Shâh Djihân gegen Delhi, mußte aber nach Telingana und Bengalen zurückweichen und wurde dort von Mahabat Chan geſchlagen. Da fiel plötzlich Mahabat ſelbſt bei der Kaiſerin in Ungnade, und um weitern feindlichen Schritten von ihrer Seite zuvorzukommen, bemächtigte er ſich der Perſonen des Kaiſers und der Kaiſerin. Zwar gelang es dieſen, aus der Gefangenſchaft zu entkommen und ein Abkommen mit Mahabat zu treffen, wonach er gegen Shâh Djihân von neuem zu Felde ziehen ſollte; aber der General ging, die ſpätere Rache Nûr Djihâns fürchtend, zu dem Prinzen über. Zu einem Zuſammenſtoße beider Parteien kam es nicht mehr: der Kaiſer ſtarb 1627 auf ſeiner Reiſe von Kaſchmir nach Lahore. Nûr Djihân, von dem Thronfolger mit Achtung behandelt, überlebte ihren Gatten noch 19 Jahre in würdiger Zurückgezogenheit und wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein beliebt.

The Taj Mahal, India

Der Tadſch Mahal bei Agra.

„Ein Traum in Marmor", iſt der Tadſch das Kleinod von Agra, dicht am rechten Ufer der Dſchamna und 1½ km öſtlich vom Fort gelegen. Er iſt das Mauſoleum des Großmoguls Schah Dschehan (1628—58) und ſeiner Gattin Mumtaz-i-Mahal. Eine große Mauer aus rotem Sandſtein umſchließt einen rechtwinkligen Raum von 298 m Länge und 99 m Breite. In ſtrahlendem Glanze weißen polierten Alabaſters erhebt ſich das Gebäude auf einer Plattform, zu der eine große Freitreppe von 18 m emporführt; ein rechtwinkliges, gleichſeitiges Viereck mit abgeſtumpften Ecken trägt den weithin ſichtbaren Dom, der an ſeiner breiteſten Stelle 18,8 m im Durchmeſſer hat und 78 m über die Fläche der Terraſſe emporragt; die Kuppel endet in zwei vergoldeten Kugeln mit Halbmond. Im Innern, umſchloſſen von einem duftig in durchbrochner Arbeit ausgeführten Gitterwerk aus Marmor, ſtehen zwei leere Särge, beide, wie die Wände, mit Blumen aus koſtbaren Steinen und anmutigen Ornamenten geſchmückt. Umgeben iſt das Gebäude von einem geräumigen Garten, worin ſich ein langes, geradliniges Waſſerbecken mit zahlreichen Springbrunnen befindet.

Der Einfluß der Nähe bei Ayra.

ε) Shâh Djihân.

Unter Shâh Djihân I., der nach der Tötung ſeines mit zwei Söhnen Daniâls (S. 423) verbündeten Bruders Shahriyâr, der Dämpfung eines Aufſtands in Bandelkand und der kurzen Zwiſchenherrſchaft ſeines Neffen Dâwarbachſh, des Sohns von Chuſrau, ſeit 1628 den Thron unbeſtritten innehatte, ſtand das Mogulreich auf dem Höhepunkte ſeiner Wohlfahrt und ſeines Gedeihens. Der Kaiſer beſaß großen Scharfblick in der Wahl tüchtiger Beamten, beaufſichtigte ſelbſt ſtreng die Verwaltung, führte viele Verbeſſerungen ein und dehnte das von Todar Mal (S. 424) geſchaffne Syſtem der Landesaufnahme und der Beſteuerung in 20jähriger Arbeit auch auf die jenſeit der Narbada gelegnen Reichsteile aus. So wenig zugänglich er vor ſeiner Thronbeſteigung geſchildert wird, ſo mild und leutſelig, ſo väterlich wohlwollend war er ſpäter gegen ſeine Unterthanen; die Mohammedaner, die Akbar eher zurückgeſetzt hatte, wußte er wieder mehr für ſich zu gewinnen, ohne deshalb die Zuneigung der Hindu zu verlieren.

Noch jetzt ſprechen von jener glänzenden Zeit die zahlloſen, unter ſeiner Regierung entſtandnen, privaten und öffentlichen Bauten nicht nur in den beiden Hauptſtädten Delhi und Agra, ſondern auch in allen andern bedeutendern Plätzen des Reichs, ja in jetzt ganz verlaßnen Orten. Wie Rom unter Nero, wie Paris unter Napoleon III., ſo wurde Delhi durch Shâh Djihân von Grund aus umgeſtaltet. Die Paläſte ſeiner Zeit, mit ihren Empfangsſälen, Marmorſäulenhallen, Höfen und Privatgemächern, die Moſcheen und Mauſoleen ſind die höchſten Leiſtungen mohammedaniſcher Kunſt in Indien. Vor allem der (oder das) Tâdj-i-Mahall („Krone des Harems"; ſ. die beigeheftete Tafel „Der Tadſch Mahal bei Agra"), das Grabmal einer Lieblingsgattin des Kaiſers, der Nûr-i-Mahall („Licht des Harems"). Im Angeſichte der Kaiſerfeſte von Agra erhebt er ſich, eins der zierlichſten Bauwerke der Welt, in ſeiner Grundform klar und einfach wie ein Kriſtall, aus Marmor von wunderbarer Zartheit der Farbentönung, feinſinnig und keuſch im Schmucke. Für das Leben aber und die Pracht des Hofs iſt ſinnbildlich der berühmte Pfauenthron, ein Schmuck des Herrſcherſitzes aus Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saphiren ꝛc., die die Form und die reichſchillernden Farben eines ausgebreiteten Pfauenſchweifes nachahmten; der Reiſende Jean-Baptiſte Tavernier (1605—89), ein Juwelier von Fach, gibt an, daß der Wert der hier zuſammengeſtellten Edelſteine 160,5 Millionen Livres betragen habe. Wie viele Mittel aber auch ſolche Bauten und Kunſtwerke in Anſpruch nahmen, wie viele die mehrfachen Kriege verſchlangen, das Volk erfreute ſich während der Regierung Shâh Djihâns hohen Wohlſtands, und der Kaiſer, hierin den Mediceer Lorenzo „den Prächtigen" überragend, hinterließ bei ſeinem Tod einen rieſigen Staatsſchatz.

Unruhen, die 1629 im Dekhan entſtanden waren, wurden vom Kaiſer bald unterdrückt; er zwang Ahmednagar einen für Delhi günſtigen Frieden auf. Als es ſich vier Jahre ſpäter von neuem gegen ihn erhob, wurde es 1637 dem Delhireich einverleibt und zugleich der mit ihm verbündete Abdallâh von Golkonda zu Tribut gezwungen. Weniger günſtig geſtalteten ſich die Dinge jenſeit der afghaniſchen Grenze. Zwar wurden die Uzbegen, die in Kabul eingedrungen waren, anfangs aus Balch wieder zurückgeſchlagen; 1637 wurde auch das von den Perſern in Beſitz genommne Kandahar wiedererobert. Aber bei erneutem Vordringen der Uzbegen mußte der 1618 geborne dritte Sohn des Kaiſers, Mohammed Muhi ed-din Aurang zeb, im Winter 1647 einen Rückzug über die Berge des Hindukuſch antreten, der einen großen Teil ſeines Heers koſtete; Kandahar wurde 1648 von den Perſern wiedergewonnen und blieb in deren Beſitz, ſeitdem 1653 Shâh Djihân endgiltig auf die Wiedereroberung verzichtet hatte.

Im Jahre 1655 begannen im Dekhan neue Verwicklungen. Aurang zêb, der als Statthalter dorthin geschickt war, fiel verräterischerweise in Golkonda ein; die Hauptstadt wurde im Sturme genommen, geplündert, verbrannt und Abdallâh 1656 gezwungen, unter schweren Bedingungen Frieden zu schließen. Dann wurde ohne ernsten Grund Bidjâpûr überrumpelt. Doch noch vor dessen endgiltiger Unterwerfung wurde Aurang zêb durch die Nachricht von seines Vaters plötzlicher Erkrankung veranlaßt, einen für Mohammed von Bidjâpûr verhältnismäßig günstigen Vertrag zu schließen und mit seinem Heere nordwärts abzumarschieren (1657).

Shâh Djihân hatte einen urämischen Anfall erlitten. Vier gleich tapfere, aber nach Anlage und Charakter verschiedne Söhne des Kaisers erhoben sich sofort als Bewerber um den Thron. Der 1613 geborne Dârâ Shukôh war ein Mann vom Schlage Akbars, begabt, freisinnig, wohlwollend gegen die Hindu, freundlich gegen Europäer und Christen; nur fehlte ihm die äußere Haltung: er war leidenschaftlich, oft verletzend, ohne persönlichen Anhang, besonders bei den Mohammedanern wenig beliebt. Der zweite Prinz, Shodjâ, war dem Trunk ergeben und wegen seiner Hinneigung zur Lehre der Schiiten bei den Mohammedanern verhaßt. Dagegen war Aurang zêb fanatischer Mohammedaner, wegen seiner Leutseligkeit beliebt, von frischem Ruhm umstrahlt, aber eigensüchtig und falsch. Der vierte Prinz, Murâd bachsh, war edelsinnig, aber geistig unbedeutend und von niedrig sinnlichem Triebe beherrscht. Aurang zêb, der an der Spitze seines kriegsgeübten Heers stand, ließ zunächst seine beiden ältern Brüder sich gegenseitig bekämpfen und schwächen, während er den kurzsichtigen Murâd durch stark aufgetragenes Lob, Schmeichelei und Versprechen der Thronfolge ganz für sich gewann. Als er dann mit Hilfe Murâds den aus dem Kampfe mit Shodjâ siegreich hervorgegangnen Dârâ entscheidend geschlagen hatte, lud er den Ahnungslosen, dessen Sieg gefeiert werden sollte, zu einem Gelage ein: am andern Morgen erwachte Murâd von seinem Rausch in Ketten in der Zitadelle von Delhi, um später in das Staatsgefängnis von Gwalior übergeführt zu werden.

Shâh Djihân I., inzwischen wiederhergestellt, hatte die Regierung von neuem übernommen. Aber da er noch immer seinen ältesten Sohn begünstigte, nahm ihn Aurang zêb 1658 gefangen und brachte ihn in die Zitadelle von Agra, wo er, achtungsvoll behandelt, noch bis 1666 gelebt hat. Bald danach gelang es Aurang zêb, den ältesten Bruder zu fangen: er ließ Dârâ durch ein Scheingericht als Abtrünnigen vom Glauben Mohammeds zum Tode verurteilen (1659). Das gleiche Los traf 1661 Murâd, als er sich durch einen Fluchtversuch der Gefangenschaft entziehen wollte. Shodjâ floh nach Bengalen, kam aber 1660 in dem Fieberlande von Arakan um, während seine Söhne bis zu ihrem Tod in Gwalior gefangen gehalten wurden. So war für den Nachfolger Shâh Djihâns unter Brüdern und Verwandten kein Nebenbuhler mehr zu fürchten.

c) Aurang zêbs Anfänge.

Aurang zêb (Orangsîb) Âlamgîr I. (1658—1707) hatte nichts von den großen Eigenschaften eines Baber und Akbar geerbt, nicht den weiten staatsmännischen Blick, nicht die Menschenliebe, vor allem nicht die religiöse Duldung, die das Volk glücklich und den Staat mächtig gemacht hatten. Jene waren schöpferische Geister, die in jeder Schwierigkeit das richtige Mittel zu finden wußten — Aurang zêb ein engherziger Mensch, der seine guten Eigenschaften immer zu unrechter Zeit und am unrechten Orte zur Geltung brachte. Er war nachsichtig da, wo Strenge, streng, wo Nachsicht das Bessere gewesen wäre; er war freigebig, wo er sparsam sein, knauserig, wo er reichlich hätte geben sollen, gerecht nur gegen seine Glaubensgenossen. Im Kriege war er persönlich tapfer; doch großen staatsmännischen Aufgaben stand er mit kleinlichen Mitteln

gegenüber. Nicht Menſchenliebe beſtimmte ſein Handeln, ſondern Selbſtſucht, Mißtrauen und religiöſer Fanatismus. Niemand verſtand es beſſer, ſeine Gedanken zu verbergen; kein Mittel war ihm zur Erreichung ſeiner eigenſüchtigen Zwecke zu niedrig oder zu gewaltſam. Sein Streben war es, Förderer des allein wahren Glaubens der Sunnah, ſein Ehrgeiz, das Muſter eines einſeitig mohammedaniſchen Herrſchers zu ſein. Gegen ſeine Glaubensgenoſſen von einer Milde, die zu Mißbrauch, Unterſchleif und Ungehorſam geradezu herausforderte, legte er ſeine Hand ſchwer auf die Mehrzahl ſeiner Unterthanen, die gehaßten Hindu. Er war in der Litteratur, beſonders im Koran bewandert, im Privatleben mäßig und bedürfnislos, in ſeinem öffentlichen Auftreten prunkvoll glänzend und ein peinlicher Beobachter aller religiöſen Vorſchriften.

Im Anfange ſeiner Regierung ſchien ſich der Kaiſer in religiöſer Duldung ſeinen Ahnen Akbar zum Vorbilde nehmen zu wollen: verheiratete er doch ſeinen Sohn Mohammed Mu'azzem mit einer hinduiſchen Fürſtentochter. Aber bald trat der Fanatismus gegen die fremde Religion hervor, und damit begann die Entfremdung zwiſchen Herrſcher und Unterthanen. Die Steuer auf alle Kaufgeſchäfte, die für die Mohammedaner nur $2^1/_2$ Prozent betrug, erhöhte Aurang zêb für die Hindu auf das Doppelte; die verhaßte von Akbar abgeſchaffte Kopftaxe der Hindu wurde wieder eingeführt: gegenüber den bevorzugten Mohammedanern eine doppelte Belaſtung der Hindugläubigen, die aus Verwaltung und Heer fortan ausgeſchloſſen wurden. 1679 ließ Aurang zêb die drei heiligſten Tempel der Hindu in Multan, Mattra und Benares zerſtören und auf der Stätte des Kriſhnatempels (Mattra) eine Moſchee errichten. Nach Hunderten zählten allein in Radjputana die brahmaniſchen Heiligtümer, die ſeiner Glaubenswut zum Opfer fielen; Prieſter wurden getötet, die Tempelſchätze nach Delhi abgeführt. Nichts charakteriſiert den bethörten Kaiſer beſſer, als ſein Verſuch, befreundete Hinduprinzen zu fangen und mit Gewalt zu Mohammedanern zu machen; ihre bewaffnete Begleitung wurde bis auf den letzten Mann niedergehauen, ſie ſelbſt entkamen und wurden mit ihren Standesgenoſſen fortan bittere Feinde Aurang zêbs.

Gegen ſolche Bedrückungen erhoben ſich zuerſt die Satnami, eine puriſtiſche Hinduſekte am linken Ufer des Satledj: ſie wurden nur mit Mühe niedergeworfen. Stämme der Radjputen folgten ihnen, und mit wechſelndem Erfolge wurde der Kampf ſo grauſam geführt, daß von jener Zeit ab die Radjputen einen tödlichen Haß gegen alle ſpätern Herrſcher von Delhi behalten haben. Aurang zêbs eigner Sohn Mohammed Akbar (der vierte Prinz) ſtellte ſich, empört über die Unmenſchlichkeit der ihm aufgetragnen kaiſerlichen Befehle, auf die Seite der Bedrückten, mußte jedoch fliehen und wandte ſich zuerſt zu den Mahratthen, die mit ſeinem Vater im Kampfe lagen, und ſpäter nach Perſien, wo er 1706 geſtorben iſt.

η) Die Begründung der Mahratthenmacht.

Aurang zêb hatte ſchon Shâh Djihâns Heere mit Erfolg gegen die mohammedaniſchen Staaten im Dekhan geführt, er hatte Golkonda und Bidjâpûr hart bedrängt; aber noch ſaßen unabhängige Herrſcher dort auf dem Thron. Und inzwiſchen war aus unſcheinbaren Anfängen eine dritte Macht emporgewachſen, zäher und gefährlicher als jene, weil ihre Kraft im national-religiöſen Gedanken wurzelte, die der Mahratthen (Maratta). Ein kraftvoller, auf die alte Kſhatriya-Einwanderung zurückgehender Stamm bewohnte die Landſchaft Maharaſhtra und die ſüdlich davon gelegnen Striche, und ſchon ſeit langem waren von dort tüchtige Männer nach den benachbarten mohammedaniſchen Reichen, beſonders nach Bidjâpûr, gewandert, wo ſie in Verwaltung und Heer hervorragende Stellungen einnahmen. Das Haupt einer ſolchen

eingewanderten Familie, Shadj Bhonsla, hatte sich als Führer einer Reitertruppe ausgezeichnet und war von dem mohammedanischen Sultan von Bidjâpûr zuerst mit dem Militärlehn von Puna, später mit einem noch bedeutendern im heutigen Maisur belohnt worden. Seiner Ehe mit einer vornehmen Frau entsproßte der Gründer der Mahratthamacht, S(h)iwadji. Nationales und religiöses Fühlen erfüllten diesen mit tiefem Haß gegen alles mohammedanische Wesen. Während der Vater in seinem südlichen Lehen abwesend war, bemächtigte sich der Sohn mit Hilfe der ihm ergebnen Truppen und befreundeter Mahratthen einer Anzahl der stärksten Festungen, hielt die Steuern zurück und plünderte weit über die Grenzen seines Bezirks hinaus das Land seines Herrn, so daß sein Vater in den Verdacht kam, Mitschuldiger zu sein, und vom Sultan von Bidjâpûr gefangen gesetzt wurde. Siwadji knüpfte Verhandlungen mit dem mächtigen Delhikaiser Shâh Djihân an, und aus Furcht vor diesem wurde Siwadjis Vater freigelassen; aber nun ging jener noch frecher gegen Bidjâpûr vor. Schließlich ward ein Heer unter Afzal Chan gegen ihn gesandt; Siwadji lockte den feindlichen Feldherrn zu einer vertraulichen Zusammenkunft vor Pratapgad Fort und erstach ihn; das überraschte Heer ward größtenteils niedergemacht. Schließlich setzte er nicht nur die Bestätigung seines vergrößerten Bezirks durch, sondern auch das Recht, 50,000 Soldaten zu Fuß und 7000 Reiter zu unterhalten.

All das war kurz vor der Thronbesteigung Aurang zêbs geschehen. Nun richtete der Emporkömmling seine Angriffe selbst gegen dessen mächtiges Reich. Plündernd drangen seine Truppen 1662 bis in die Gegend von Surat vor; ein kaiserliches Heer wich schimpflich vor ihm zurück. Erst den beiden folgenden Heerführern gelang es, Siwadji dazu zu bewegen, daß er am Hofe des mächtigen Kaisers erschien. Aurang zêb empfing den Hindu kalt, fast verächtlich und gedachte ihn mit Gewalt in Delhi zurückzuhalten. Aber der schlaue Mahrattha entkam mit seinem Sohn auf listige Weise in zwei Speisekörben (1665). Im Jahr 1674 erklärte er sich unabhängig, nahm den Titel Mahârâdja an und prägte von nun an Münzen mit seinem Namen. Wäre Aurang zêb ein weitsehender Herrscher gewesen, so hätte er als seinen gefährlichsten Feind dies neu aufstrebende Hindu-Staatswesen im Südwesten erkennen und sich mit den mohammedanischen Staaten im Dekhan verbünden müssen. Statt dessen hoffte er, die Alleinherrschaft über alle Mohammedaner Indiens zu erlangen, und begünstigte den neuen Hindufürsten, als dieser von Bidjâpûr ein Viertel der Staatseinnahmen als Ablösung seiner Plünderungsfreiheit, den Tschaut, erzwang, eine Steuer, die später als „Mahratthatribut" dem Delhireiche schwere Bedrängnis bringen sollte.

Der kluge Gegner beider mohammedanischen Feinde nützte seine günstige Stellung nach Kräften zum innern Ausbau seines Hindustaats aus. Die Gesellschaft wurde nach dem Vorbilde der ältesten Überlieferung organisiert: die Brahmanen mit ihrer durch lange Geschlechterfolgen hindurch entwickelten geistigen Schulung und ihrer höhern Bildung waren die gebornen Berater der Nation; die obersten Beamtenstellen wurden mit Männern aus angesehnen Brahmanenfamilien besetzt, und sie schufen eine geordnete Verwaltung. Die Krieger, die ihre Herkunft auf die alteingewanderten Kshatriya zurückführten, waren die Berufsoffiziere und das wohlgeschulte, regelmäßig besoldete Heer. Die Landbauern (Kunbis) bildeten nicht nur den Nährstand, sondern zugleich auch die freischärlerische Reserve des stehenden Heers. Als vierte Klasse (Shankardatschi) wurden alle übrigen (Handwerker, Kaufleute u. s. w.) zusammengefaßt. Der so organisierte Staat hatte demnach ein kleines stehendes Heer von Lanzenreitern, das sich je nach Bedarf durch Aufgebot der Landwehr schnell zu einer mächtigen Truppe vergrößerte oder wieder auf seinen kleinen Bestand zusammenschmolz. Den schwerfälligen Truppen des

Mogulkaisers war das Mahratthaheer durch seine Beweglichkeit weit überlegen: traten jene geschlossen mit großer Übermacht auf, so fanden sie nur friedliche Bauern, die ihr Feld bestellten; zerteilten sie ihre Kräfte, so wurden sie unversehens überfallen. Plünderung und der den Nachbarn auferlegte Mahratthatribut brachten reiche Einnahmen; die Kriegsbeute wurde zum Teil an die Soldaten und die Landwehr verteilt, zum größeren Teil als Staats- und Kriegsschatz in die kleinen, fast uneinnehmbaren Bergfesten gebracht. So gebot Siwadji über ein starkes, immer bereites Heer, das sich selbst erhielt, während die kostbaren, unbehilflichen Truppen seines Gegners dessen Reichtümer aufbrauchten; nie fehlte es den Mahratthen an Nachwuchs und Ergänzung ihrer Reihen, während sich das Mongolenheer nur schwierig von weither rekrutieren konnte. Einen solchen Gegner glaubte Aurang zêb gegen die dekhanischen Sultane ausspielen zu können; in Wirklichkeit war es die Mahratthenmacht, die, indem sie sich auf die Seite bald des einen, bald des andern Gegners stellte, beide schädigte und sich selbst damit hob.

θ) Aurang zêbs Ausgang.

Im Jahre 1672 überfiel Siwadji ein kaiserliches Heer und schlug es so kräftig zurück, daß sich die Mogultruppen für längere Zeit auf die Verteidigung des Hauptquartiers in Orangabad beschränken mußten. Eine stärkere Vereinigung aller kaiserlichen Krjegsmittel im Süden war durch die Aufstände im Norden und Nordwesten des Reichs unmöglich gemacht. Eine günstige Wendung schien 1680 gekommen zu sein, als Siwadji starb und sein ihm an Thatkraft auch nicht entfernt gleichkommender Sohn Sambadji nachfolgte. In diese Zeit fiel der Abfall des Prinzen Akbar (S. 429). Der von Haus aus argwöhnische Kaiser traute jetzt keinem mehr und stellte sich selbst an die Spitze seiner südlichen Heeresmacht, um mit gewaltigen Schlägen erst die mohammedanischen Gegner 'Alî II. von Bidjâpûr und Abû 'l Hasan von Golkonda, dann auch die Mahratthen niederzuwerfen. 1683 marschierte er nach dem Dekhan; 1686 wurde Bidjâpûr genommen, und ein Jahr später fiel Golkonda. Damit waren die letzten selbständigen mohammedanischen Reiche im Dekhan verschwunden.

1689 wurden auch Sambadji und dessen sechsjähriger Sohn durch Aurang zêb gefangen: der Vater wurde nach grausamster Marter getötet, das Kind in strenger Gefangenschaft gehalten. Aber nunmehr erhob sich die zähe Kraft der Mahratthen nur um so unwiderstehlicher. Aurang zêb wurde bei Berampur aufs Haupt geschlagen, und sein jüngster Sohn, Mohammed Kâmbachsh, mit seinem Obergeneral Zulfikar an der Ostküste so stark bedrängt, daß er sich zurückziehen und seine Streitkräfte mit denen seines Vaters vereinigen mußte. Wiederholt wurden neue kaiserliche Heere geschlagen oder zur Ergebung gezwungen; selbst die Natur schien sich mit den Feinden zu verbünden: durch eine plötzliche Überschwemmung des Flusses Bhima verlor Aurang zêb seinen ganzen Troß sowie 12,000 Reiter. Noch einmal raffte der Mogulkaiser alle Kräfte zusammen; starke Burgen wurden genommen und mahratthische Truppen zersprengt. Aber neue Festungen erstanden, und die zerstreuten Mahratthen sammelten sich an andrer Stelle von neuem. Zuletzt griff die Regentin Tara Bai, die Witwe von Sambadjis Bruder Râdjâ Ram, zu einem verzweifelten Mittel: sie ließ das ganze Land verwüsten, um dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden. Und nun versagte auch des alten Kaisers körperliche Kraft: 1707 erlag Aurang zêb 'Âlamgîr I. einem Ohnmachtsanfall.

ι) Die spätern Mogulkaiser.

Beim Tod Aurang zêbs waren die Finanzen Delhis in vollständiger Unordnung: die großen Einnahmen standen nur auf dem Papier; in Wirklichkeit waren sie durch Unterschleife, durch die

Aufstände, durch allgemeine Verarmung des Volks gewaltig gesunken, die Ausgaben dagegen durch den beständigen Krieg stark gesteigert. Tiefer Haß gegen die mohammedanische Dynastie erfüllte die zahlreichen Hindu, die nur als Unterthanen zweiter Klasse angesehen waren. Das feste Gefüge des Staats war ins Wanken gekommen: Gärung im Inneren, im Süden die durch die verblendete Politik Aurang zébs groß gewordnen Mahrattha, im Nordwesten schadenfrohe Nachbarn. Und das Herrschergeschlecht, das auf dem Pfauenthrone von Delhi saß, war entartet; der Stamm der Timuriden hatte in einer kurzen Reihe hervorragender Fürsten seine Kraft erschöpft: die später kamen, waren kümmerliche Schattenkaiser.

In den nächsten zwölf Jahren folgten einander auf dem Throne nicht weniger als acht Herrscher.* Der erste, Mu'azzem Shâh 'Âlam Bahâdur Shâh I. (1707—12), war zwar ein duldsamer Fürst; aber seine Kraft reichte für die Wiederaufrichtung des heruntergekommnen Staatswesens nicht aus. Sein lasterhafter Nachfolger Mo'izz ed-din Djihândâr Shâh (1712 bis 1713) spielte eine traurige Rolle. Ihm folgte Mohammed Farruchsiyâr (Farokhsir) (1713—19), ein Schwächling, der sich mit armseligen Ratgebern umgab und sich durch ungeschickte Ränke vergebens der wachsenden Gewalt einzelner seiner Unterthanen zu erwehren versuchte: er wurde im Palast ermordet. Darauf wurden nacheinander zwei Kinder zur Herrschaft erhoben, von denen Rafi' ed-daradjât nach drei Monaten, Rafi' ed-dauleh Shâh Djihân II. in noch viel kürzerer Zeit der Schwindsucht erlag. Von längerer Dauer war die Regierung Nausshanachtar Mohammed Shâhs (1719—48), eines nur seinem Vergnügen lebenden Weiberknechts, der seiner Hauptfrau das kaiserliche Siegel zu unbeschränktem Gebrauch übergeben hatte. Sein Sohn Ahmed Shâh (1748—54) wurde gefangen genommen und samt seiner Mutter geblendet (gest. 1774). Noch kürzer war die Regierungszeit seines greisen Nachfolgers 'Azîz ed-din 'Âlamgîr II., der 1759 von seinem Großwezir ermordet wurde.

Das waren, abgesehen von wenig erfolgreichen Thronbewerbern wie 'Azîm Shâh (1707), Kâmbachsh (1707/8), Nekûsiyâr (1719—23) und Ibrâhîm (1720), im ersten halben Jahrhundert nach Aurang zébs Tode die „Träger des Zepters" in Hindostân. Die wirkliche Gewalt lag jedoch in den Händen von ehrgeizigen Weziren, von Schmeichlern und Genossen der Ausschweifungen und Laster der Gekrönten, von Weibern des Harems. Shâh 'Âlam Bahâdur litt unter der Abhängigkeit von Zulfikar, einem tapfern General Aurang zébs während seiner Kriege im Dekhan, und Djihândâr Shâh wurde ganz dessen willenloses Werkzeug; ein Jahr nach seiner Thronbesteigung ward er bei einem Aufstande von Zulfikar an die Empörer ausgeliefert, die ihn nebst seinem Verräter töteten. Die nächsten vier Herrscher wurden von den „Königsmachern" auf den Thron erhoben, zwei Brüdern, die sich rühmten, Nachkommen

* Mohammed Muhi ed-din Aurang zéb 'Âlamgîr I. (1658—1707)

1. Mohammed Mu'azzem Shâh 'Âlam Bahâdur Shâh I. (1707—12) — Mohammed 'Azîm Shâh (1707) — Mohammed Akbar — Nekûsiyâr (1719—23) — Mohammed Kâmbachsh (1707/8)

2. Mo'izz ed-din Djihândâr Shâh (1712—13) — Mohammed 'Azîm — Rafi al-qadr († 1712) — Mohammed Schudjastahachter Djihân Shâh — Mohammed Muhyl ussunnah

8. Aziz ed-din 'Âlamgîr II. (1754—59) — 3. Mohammed Farruchsiyâr (1713—19) — 5. Rafi' ed-dauleh Shâh Djihân II. (1719) — 4. Rafi ed-daradjât (1719) — Ibrâhîm (1720) — 6. Nausshanachtar Mohammed Shâh (1719—48) — Shâh Djihân III. (1759—60)

'Ali Gûhar Shâh 'Âlam II. (1759—1806) — 7. Ahmed Shâh (1748—54, gest. 1774)

Abû 'l Nasr Mu'în ed-din Akbar Shâh II. (1806—37) — Bêdârbacht (1788)

Abû 'l Mozaffar Sirâdj ed-din Mohammed Bahâdur Shâh II. (1837—57; gest. 7. Nov. 1862)

(Nach Stanley Lane-Poole und Ferdinand Justi.)

des Propheten zu sein, den Seyyids Hussein Ali und Abd ullâh, die Farruchsiyâr ermorden ließen, dann zwei Kinder zu Kaisern machten, schließlich aber ein Jahr nach der Thronbesteigung Mohammed Shâhs beseitigt wurden: Hussein Ali fiel unter dem Dolch eines vom Kaiser gesandten Mörders, Abd ullâh wurde mit seinem Heere geschlagen und wegen seiner Abstammung nicht getötet, sondern in dauernder Gefangenschaft gehalten. Von nun an führten Weiber und Schmeichler die Regierungsgeschäfte. Ahmed Shâh und 'Alamgir II. schließlich waren reine Nullen neben ihrem ehrgeizigen, schurkisch-treulosen und gewaltthätigen Obergeneral und Großwezir Ghazi ed-din, dem Enkel Asaf Djahs von Haiderabad.

In solchen Händen ruhte das Steuer des Staatsschiffs, das in wilden Wogen zwischen gefährlichen Klippen hin und her geworfen wurde und sich in allen Fugen zu lösen begann. Die verderbte Beamtenschaft kannte nur das eine Streben, die Armseligkeit der Regierung zu ihrem Vorteil auszubeuten; die Steuern wandelten sich zu Erpressung und Raub, die Gerechtigkeit in bestechliche Willkür. Prinzen und Vasallen, Heerführer und Wezire rissen Provinzen vom Reiche los; kriegerische Hindu warfen das mohammedanische Joch ab. So errangen die Djahs in Radjputana ihre Selbständigkeit (Hauptstadt Bhartpur). So löste sich das Fürstentum Djeypur (Dschaipur) ab, dessen Herrscher, besonders Djey Singh II., sich durch wissenschaftliche Studien (Astronomie) auszeichneten; als Residenz wurde 1728 Djeypur erbaut, nachdem auf Befehl des eben genannten Fürsten die prächtige Hauptstadt Amber hatte verlassen werden müssen. In Audh gründete der schiitische Perser Sadat das Reich Lakhnau, Bengalen mit Orissa und Bihar wurden von einem konvertierten Brahmanen, Murshid Kuli Chan, zu einem Reiche zusammengefaßt; Malwa fiel an die Mahratthen, und im Süden errang Asaf Djah die ganze Provinz des hindostanischen Dekhan für sich.

x) Die Sikh.

Um das Maß innerer Schwierigkeiten voll zu machen, gesellten sich zu den politischen Unruhen fanatische Religionskämpfe. Im äußersten Nordwesten Indiens, im Pandjab, hatte um 1500 der unter dem Einflusse Kabirs (S. 401) stehende Nânak (1469—1538) eine neue Lehre des allgemeinen Friedens und der Menschenliebe gepredigt. Er hatte es versucht, den Islam und die Religion der Brahmanen zu versöhnen, indem er alle ihre Verschiedenheiten nur als gleichgiltige Nebensache, die Verinnerlichung des Gottesbegriffs als das Wesentliche hinstellte. Es war eine reine, von allem Sinnlichen in Lehre und Dienst möglichst absehende Reform. Alle Menschen sind nach ihr vor Gott gleich, Kastenunterschiede durch nichts gerechtfertigt. Die Anhänger Nânaks, die sich zunächst in geringer Zahl an ihn anschlossen, nannten sich Sikh, d. h. Jünger, Schüler; sie organisierten sich in den folgenden anderthalb Jahrhunderten zu einem religiös-staatlichen Verband auf Grundlage der Gaugenossenschaft.

Natürlich gefiel die Leugnung der vedischen Autorität den Hindu ebensowenig wie die des Korans den Mohammedanern; einer der geistigen Leiter (Guru) der Sikh, Ardjuni, verfiel unter Djihângir der Verleumdung, bei einem Aufstande mitbeteiligt gewesen zu sein: er wurde 1606 gefangen gesetzt und so grausam gepeinigt, daß er daran starb. Von diesem Augenblick an änderte sich der Charakter der religiösen Bewegung. Der Sohn Ardjunis, Har Gowind, gab, nach Rache dürstend, 1638 der Sekte neue Satzungen und neue Richtung; aus den Jüngern des Friedens wurden fanatisch wilde Krieger und tollkühne Räuberbanden. Trotzdem wäre die Bewegung vielleicht in sich erloschen, wenn nicht der fanatische Aurang zêb ihren Guru Tegh Bahâdur hätte 1675 hinrichten lassen. Da flammte der Haß gegen die Mohammedaner von

neuem auf. Der Sohn des Gemordeten, Gowind II., erklärte sich als Gottes Sohn, vom Vater gesandt zum Rüstzeug, alles Böse zu verfolgen und auszurotten; der Begriff des Kriegers sollte untrennbar sein von dem des Sikh. „Ihr sollt nicht mehr Sikh (Jünger) heißen, sondern Singh (Löwen)." Gowind hielt sich mit wechselndem Glücke gegen Aurang zeb, der durch die Mahratthen im Süden festgehalten war. Shâh 'Âlam Bahâdur suchte die Sikh zuerst durch Freundlichkeit zu gewinnen; als aber Gowind 1708 durch einen mohammedanischen Afghanen ermordet worden war, brach ihr Zorn furchtbar los: unter entsetzlichen Greuelthaten, sengend und alle, die ihren Glauben nicht annehmen wollten, niedermetzelnd, drangen sie gegen Delhi vor. Zwar wurden sie von Bahâdur aufs Haupt geschlagen und mußten sich in schwer zugängliche Schlupfwinkel zurückziehen; aber nachdem der Kaiser 1712 unerwartet (vielleicht an Gift) in Lahore gestorben war, erhoben sie sich während der folgenden Wirren von neuem, so daß sie unter Farruchsiyâr wieder einen großen Teil des Pandjab besaßen. Unter ihrem Häuptling Bandah drangen sie 1716 wieder unter unerhörten Greuelthaten vor; Lahore wurde genommen, der Statthalter erschlagen, ein kaiserliches Heer zurückgeworfen. Doch dann wandte sich ihr Glück: von den kaiserlichen Truppen wiederholt besiegt, wurden sie mit Bandah in eine nördlich gelegne Festung zurückgedrängt, ausgehungert und getötet. Es blieben nur kleine zersprengte Räuberbanden übrig, die in unwegsamen Gebirgsthälern des Pandjab ihr Wesen trieben.

λ) Nâdir Shâhs und Ahmed Durrânis Einfälle in Hindostân.

Wie eine Gottesgeißel kam in diesen Zeiten eine auswärtige Macht über Hindostân. Sohn eines Turkmenen, aber in Persien geboren, hatte Nâdir Shâh (Bd. III, S. 379) seine Laufbahn als Freibeuter begonnen und am 20. März 1736 den Thron der Sefewiden in Besitz genommen. Eine nicht genügend ehrerbietige Behandlung persischer Abgesandter in Delhi gab ihm den Grund, 1738 nach Hindostân vorzudringen. Nachdem er das durch die Truppen Sabats (Audh) und Asaf Djahs (Haiderabad) verstärkte Mogulheer besiegt hatte, zog er 1739 in die Hauptstadt ein, wo seine Truppen strenge Mannszucht hielten. Plötzlich verbreitete sich unter den Hindu das Gerücht, der Perserkönig sei tot; die Einwohner stürzen sich auf die in der Stadt zerstreuten Soldaten und töten 700. Als auf Nâdir Shâh, der Ruhe stiften wollte, selbst geschossen ward, befahl er eine allgemeine Niedermetzlung der Einwohner. Von Sonnenaufgang bis zum Abend wüten Plünderung, Brand und Mord in der Stadt, in der 30,000 Menschen der Rache der Perser zum Opfer fielen. Alle Kostbarkeiten und Juwelen des Staatsschatzes, darunter auch der Stolz Delhis, der Pfauenthron (S. 427), wurden weggenommen, das bare Geld des Kaisers, der höhern Beamten, der Privatleute eingezogen, den Statthaltern in den Provinzen schwere Kriegssteuern auferlegt. Der ganze Raub, den Nâdir aus Hindostân wegtrug, wird auf fast drei Milliarden Mark geschätzt.

Acht Jahre später (20. Juni 1747) wurde Nâdir Shâh ermordet; sein Reich zerfiel sofort in einzelne Teile. In Afghanistan (vgl. Bd. III, S. 382) gewann die Herrschaft Ahmed Abdâlt, der nach seinem Stamm den Titel Shâh Durrânt annahm; diesen reizte die reiche, von Nâdir aus Hindostân mitgebrachte Beute. In sechs Raubzügen suchte er von 1747—61 das unglückliche Land und dessen Hauptstadt heim. Ein grausiges Gegenstück zu jenem Mordtag von Delhi bildet bei der dritten Unternehmung Ahmed Shâhs das Blutbad von Mattra, der heiligen Stadt des Krishna: mitten in der Festfreude der Einwohner und der wimmelnden Menge harmloser Pilger überfiel ein Trupp von Ahmeds Heer die wehrlose Stadt; nach vielen Tausenden zählten die gemordeten Opfer.

μ) Das Mahratthenreich auf der Höhe.

Innerhalb eines Jahrhunderts nach Shâh Djihân war das damals so mächtige Mogulreich auf die niederste Stufe des Elends und der Schmach heruntergesunken; sicherlich wäre es bald ganz verschwunden, hätten nicht um 1760 die Briten die erste Stelle in Indien gewonnen: ihnen lag daran, das Schattenkaisertum noch nicht eingehen zu lassen. Inzwischen hatten im Süden während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wichtige Ereignisse stattgefunden. Der Enkel des Mahratthenfürsten Siwadji (S. 430), Sahu, wurde bald nach Aurang zebs Tode (1707) freigelassen; er war — ein Vorbild für die spätere Behandlung junger indischer Thronfolger — ganz den nationalen Interessen der Mahrattha entfremdet. Im Harem aufgewachsen und ganz von seiner mohammedanischen Umgebung beeinflußt, war er in seinem Denken und Fühlen mehr Mohammedaner als Hindu: seine erste Regierungshandlung war die, daß er zum Grabe des Mörders seines Vaters wallfahrtete.

Bis zu Sahus Thronbesteigung hatte die Regierung des Mahratthenlands in guten Händen gelegen: als Sambadji gefangen und getötet worden war, wurde sein gleichfalls gefangner junger Sohn zum König erklärt; inzwischen aber führten der Bruder Sambadjis, Râdja Ram, und nach dessen Tode dessen tüchtige Witwe die Regentschaft, und das Königtum erlitt trotz der Gefangenschaft des Königs keine Einbuße. Aber das änderte sich, als Sahu selbst zur Herrschaft gelangte. Verweichlicht an Körper und Geist, überließ er die Staatsgeschäfte seinem gewandten Minister (Peshwâ) Baladji Wiśwanath; diesem hatte er es zu verdanken, wenn seine Stellung wenigstens dem Mogulreiche gegenüber gefestigt wurde, während er selbst sich gern mit der Stellung eines Vasallen von Delhi begnügt hätte. Der Peschwa brachte vor allem in die ganze Organisation des eigenartigen mahratthischen Militärstaats mehr Ordnung. Zur Zeit der Hussein Ali und Abd ullah (S. 433) marschierte er nach Delhi und erzwang nicht nur die Anerkennung der Souveränetät des Mahratthenfürsten, sondern auch das formelle Recht, im ganzen Dekhan die Mahratthensteuer, ein Viertel aller Staatseinnahmen (S. 430), zu erheben. So ging unter Sahu die Macht thatsächlich auf den Peschwa über; und als die Erblichkeit des ersten Ministerpostens anerkannt wurde, erwuchs neben der Dynastie Siwadjis, diese rasch zurückdrängend, die brahmanische Mahratthen-Dynastie der Peschwas.

Der Sohn Baladji Wiśwanaths, Badji Rao (1720—40), der mit dem Verstande des Brahmanen die Thatkraft des Kriegers verband, brachte das Mahratthenreich zur höchsten Blüte. Er wurde von dem Fürsten und dessen Partei gedrängt, die Macht des Staatswesens auf territorialer Grundlage zu festigen. Aber er sah ein, daß die Kraft seines Volks gerade in ihrer militärischen Verfassung lag; sein Vaterland war mächtiger, wenn es seine Interessensphäre nicht durch feste Grenzlinien eindämmte, sondern wenn es seine Ansprüche (Mahratthentribut) allmählich auf das ganze verfallende Mogulreich und darüber hinaus ausdehnte. Im Innern lenkte der Peschwa die Staatsgeschäfte durchaus nach eignem Entschluß, ohne Kontrolle des zu einem Scheinherrscher herabgesunknen Fürsten. Die Zurückhaltung des Mahratthentributs und die Ermordung des Mahrattha-Heerführers Piladji Gikwa gab Badji Rao den Anlaß, sich Gudjerat zu unterwerfen. 1733 nahm er die Provinz Mâlwa ein, verlangte aber in den Unterhandlungen mit Delhi nicht nur alles Land südlich vom Tschambal (s. die Karte bei S. 420), sondern auch die Abtretung der drei heiligsten Städte der Hindu: Mattra, Allahabad und Benares. Als sich der Mogulkaiser dagegen sträubte, drang Badji Rao 1737 bis unter die Mauern von Delhi vor und zwang Anfang 1738 den Bevollmächtigten des Großmoguls,

Asaf Djah von Haiderabad, in die Abtretung alles Lands südlich vom Tschambal zu willigen. Aber ehe noch die Bestätigung des Abkommens durch Mohammed Shâh geschehen konnte, brauste der Sturm Nâdir Shâhs (S. 434) so furchtbar über das Land, daß selbst die Mahratthen sich erschreckt zurückzogen. Erst nach Badji Raos Tode (1740) setzte dessen Nachfolger Baladji, der dritte Peschwa, von Delhi 1743 die formelle Bestätigung des Vertrags von 1738 durch.

Um dieselbe Zeit (1741—43) brachen die Mahratthen wiederholt, zuletzt unter der Führung Raghubji Bhonslas, nordostwärts gegen Bengalen vor, von dem sie 1743 nicht nur die Mahratthensteuer, sondern auch die Abtretung eines Teils von Orissa (Kattak) erzwangen. Von Delhi gegen die aufständischen Rohilla in Rohilkand herbeigerufen, halfen sie, immer mit neuen Tschaut-Bewilligungen belehnt, diese unterwerfen; nach des Afghanen Ahmed Shâh drittem Raubzuge drangen sie bis zur Nordwestecke Indiens vor, nahmen Lahore ein und vertrieben die kleine afghanische Besatzung aus dem Pandjab. Sie hatten den Höhepunkt ihrer Macht erreicht: so weit sich das Mogulreich zur Zeit seiner größten Blüte erstreckt hatte, sprachen sie in allen Angelegenheiten ihr Wort mit; ohne Herrscher zu sein, erhoben sie fast überall ihren Tribut. Aber in Ahmed Shâh fanden sie ihren Meister. Der Mahratthenführer Sindia ward geschlagen, zwei Drittel seiner Truppen niedergehauen und das Heer des zweiten Führers, Holkar, zersprengt. Unter dem Vetter des Peschwa ging ein neues, noch größeres Heer den Afghanen entgegen. Bei Pantpat (S. 419) kam es am 6. Januar 1761 zur Entscheidung: die Mahratthen wurden aufs Haupt geschlagen; 200,000 fielen im Kampf oder auf der Flucht, darunter der Feldherr, ein Sohn des Peschwa, und eine Menge hervorragender Führer.

γ) Die Umwandlung des Mahratthenstaats in einen lockern Staatenbund.

Den Sturz von der Höhe überlebte der Peschwa nur kurze Zeit. Die Mahratthen mußten sich aus Hindostan zurückziehen, und niemals gewannen die Peschwas wieder die frühere Bedeutung: das Mahratta-Reich wandelte sich in einen lockern Staatenbund. Später sind Erfolge nur von einzelnen, fast unabhängigen Mahratthafürsten und mit Hilfe europäischer Offiziere und Soldaten erzielt worden. Die Politik Badji Raos war der Natur des Mahratthenstaats zwar gut angepaßt gewesen: die Stellung des Fürsten war bis zur Unbedeutendheit hinabgedrückt und der Peschwa auf die oberste Stelle erhoben worden. Aber dafür hatte die militärische Verfassung den einzelnen Heerführern eine wachsende Selbständigkeit verschafft, die mit der Zeit zu fast völliger Unabhängigkeit führte. Der Grundsatz, die obersten Feldherren mit dem Mahratthazolle reicher Provinzen zu belehnen und dafür die Unterhaltung größerer Truppenmassen zu fordern, wurde für die Einheit des Staats verderblich: sie wurden zuletzt die Herren der Provinzen und der unter ihrem Befehle stehenden Truppen. Innere Schwierigkeiten der nur dem Namen nach herrschenden Fürstenfamilie, äußere mit Haiderabad, Delhi, Bengalen u. s. w. begünstigten das nach Selbständigkeit gerichtete Streben der Heerführer.

Schon unter dem dritten Peschwa Baladji (1740—61) machte diese Auflösung rasche Fortschritte, und das Landesfürstentum, das bis dahin absichtlich zurückgesetzt worden war, kam zum Schaden des Ganzen wieder zu größerer Geltung. Wie des Königs Macht unter dem Einflusse des Peschwa gesunken war, so daß er allmählich auf den Besitz von Satara und Kolhapur beschränkt wurde, so zog sich schließlich auch die wirkliche Gewalt des Peschwa auf die Provinz Puna zusammen. Mahratthenfürsten, die unter Badji Rao zum erstenmal auftauchen, deren Stammväter noch unter ihm zum Teil in untergeordneten Stellungen gelebt hatten, bildeten nunmehr eine Vereinigung, an deren Spitze der Peschwa fast nur noch geduldet war. Um

1738 hatte ſich Raghudji Bhonsla, der die Heereszüge nach Bengalen und Oriſſa geführt hatte, als Gegner der Peſchwas bekannt und in der Provinz Nagpur (etwa den heutigen Zentralprovinzen entſprechend) faſt die Unabhängigkeit erreicht (geſt. 1755). Die Heerführer Sindia, der zwar aus guter Familie ſtammte, aber einmal eine niedere Dienerſtelle bei Badji Rao eingenommen hatte, und Rao Holkar, urſprünglich ein Schäfer, wurden Herren der beiden aus dem neugewonnenen Mâlwa entſtandnen Fürſtentümer Indore und Gwalior. Im Nordweſten gewannen die Gikwar die Herrſchaft über die Provinz Baroda. So war das einſt gewaltige Mahratthareich in fünf größere und mehrere kleinere Fürſtentümer zerfallen, die nur noch zum Schein unter der Oberhoheit des Peſchwa ſtanden.

ξ) Das Reich des Nizâms.

Daneben entwickelte ſich die früher moguliſche Provinz Dekhan, für deren Erwerbung Aurang zêb das Wohl ſeines Reichs geopfert hatte (S. 431), zu einem bedeutenden ſelbſtändigen Staatsweſen. Im Jahre 1713 war Tſchin Kilich Chan, bekannter unter ſeinem ſpätern Titel Aſaf Djah, der Sohn eines turkmeniſchen Heerführers im dekhaniſchen Mogulheer und ſelbſt früherer Offizier in dieſem, als Nizâm ul-mulk (Statthalter) nach dem Dekhan geſchickt, aber bald wieder von den eiferſüchtigen Seyyids (S. 417) zurückgerufen worden. Eigenmächtig wandte er ſich wieder nach ſeiner frühern Provinz, wo er gute Beziehungen zu Mohammedanern und Mahratthen unterhalten hatte. Zwei ihm entgegengeſtellte Heere wurden geſchlagen; kurz danach fanden Huſſein und Abd ullah ihr Ende (S. 433). Von Farruchſiyâr als Großwezir nach Delhi zurückgerufen, fand er, der in der ſtrengen Schule Aurang zêbs erwachsne tüchtige Mann, den Kaiſer und das ganze Staatsweſen ſo hoffnungslos verkommen, daß er ſeine hohe Stellung wieder niederlegte. Unter huldvollſten Ehrenbezeigungen wurde Aſaf Djah von Farruchſiyâr entlaſſen; aber ihm voraus ritten Boten zu Mobaris, dem ſtellvertretenden Statthalter im Dekhan, um ihm den Befehl zu überbringen, den zurückkehrenden Vizekönig abzuſetzen. Dieſe Teufelei mißglückte: Mobaris wurde 1724 geſchlagen, und Aſaf Djah ſandte ſein Haupt mit herzlichen Glückwünſchen für die raſche Unterdrückung des „Aufſtands“ nach Delhi.

Um den Schein der Abhängigkeit zu wahren, ſandte er auch weiterhin ab und zu Geſchenke nach der Hauptſtadt, war jedoch ſonſt durchaus ſelbſtändig. Gegen die Mahratthen wußte er ſich zu behaupten; den nicht zu umgehenden Tſchaut milderte er für ſein Volk dadurch, daß er ihn durch eigne Beamten erheben und dann erſt an die Mahratthen abführen ließ. Während das Mogulreich mit beſchleunigtem Schritte ſeinem Untergang entgegeneilte, hob ſich unter Aſaf Djah die abgelöſte Provinz zu erfreulichem Gedeihen: eine ſtrenge Verwaltung ſorgte für Ordnung und Ruhe; Landbau, Gewerbe und Handel blüten auf, Ruhe und Wohlſtand kehrten ein. Beim Vordringen der Mahratthen ernannte Mohammed Shâh 1737 den tüchtigen Nizâm zum Diktator; doch die Schwäche des Kaiſertums war ſo troſtlos, daß auch Aſaf Djah weder gegen die Mahratthen noch gegen Nâdir Shâh heilende Hilfe bringen konnte. 1741 kehrte er nach ſeinem Lande zurück. Bei ſeinem Tode (1748) hinterließ der Siebenundſiebzigjährige ſeiner Dynaſtie ein aufblühendes Reich von der Größe Spaniens ſowie die Führung über die kleinern Staaten im Süden Indiens.

Im Oſten bildete dort das Karnatik, d. h. das Tiefland unter dem Steilabfalle der Ghats, einen unter der Oberhoheit des Nizâms ſtehenden Staat, der vom Nuwab (Nabob*) von Arkot

* Nawwâb oder Nuwab, dem das verderbte Wort Nabob ſeine Entſtehung verdankt, iſt eigentlich eine Mehrzahl, nämlich die des arabiſchen Nâib (= Statthalter).

regiert wurde. Das kleinere Fürstentum Tandjur, südlich von Arkot, stand unter der Herrschaft eines Nachkommen Siwadjis, und wenig nordwestlich davon begann sich Maisur zu einem selbständigen Staate zu entfalten (s. die Karte bei S. 420). Dazu kam noch eine Menge kleiner und kleinster Herrschaften, großenteils früherer Lehen aus der Zeit des Reichs von Widjayanagar (S. 418), oder auch selbständige Schöpfungen der abenteuernden Paligars oder Nayaks, die von ihren Felsenburgen aus ihre Gewalt über das benachbarte Land ausdehnten.

C. Die Erschließung Indiens durch Europäer und die Kämpfe um seine wirtschaftliche Beherrschung (1498—1858).

a) Die Entdeckung des westöstlichen Seewegs nach Indien und die ihr folgenden Handelsunternehmungen europäischer Staaten (1498—1740).

Zwischen Indien und den westlichen Kulturländern der Alten Welt hatten schon Tausende von Jahren hindurch Handelsbeziehungen bestanden, deren Träger semitische Stämme waren: im Indischen Ozeane die Araber, im Mittelländischen Meer in ältester Zeit die Phöniker. Als dann nach dem Falle Karthagos (146 v. Chr.) Rom allmählich die Herrschaft über die ganze westliche Welt gewann, wuchs mit dem Reichtum und Wohlleben auch das Bedürfnis nach den Erzeugnissen Indiens, seinen Edelsteinen und Perlen, vor allem aber nach seinen unentbehrlich gewordnen Gewürzen. Der Handel mit dem fernen Lande gewann einen mächtigen Aufschwung und ließ selbst nach dem Falle Roms nur vorübergehend nach: ihm verdanken die kleinen Küstenrepubliken Amalfi, Pisa, Genua und Venedig (Bd. VII, S. 6) Kraft und Gedeihen.

Immer aber bildete die schmale Landbrücke von Sues einen erschwerenden Riegel für den direkten Handel. Wie konnte man das Hindernis umgehen, wie den Gewinn selbst einheimsen, den die Araber aus ihrem Umschlaghandel erzielten? Solche Fragen mußten sich den unternehmendern Geistern jener Zeiten aufdrängen. Die Reisen der Poli (S. 93) waren ein Versuch, zu Land einen Handelsweg nach den ergiebigen Wunderländern des Ostens zu finden: er führte zwar zu keinem greifbaren Ergebnis; aber ihre Berichte über die dortigen Reichtümer machten das Verlangen, mit diesen Ostländern zur See in direkte Verbindung zu treten, nur noch dringender.

α) Die Portugiesen in Indien.

Vor allem waren es die Portugiesen, die unter Heinrich dem Seefahrer (1394—1460; vgl. Bd. IV, S. 528) die Lösung der Frage der Umschiffbarkeit Afrikas in Angriff nahmen. Schritt für Schritt drangen sie an der Westküste Afrikas südwärts vor, und 1487 gelang es Bartholomeu Dias, das Cabo Tormentoso zuerst zu erblicken. Da kam ihnen Kolumbus zuvor: kühner als sie, versuchte er, nicht an der Küste hinsegelnd, sondern das Weltmeer ostwestlich (Bd. I, S. 353) durchquerend, auf dem direktesten Wege nach dem ersehnten Indien vorzudringen; so entdeckte er am 12. Oktober 1492, indem er Indien gefunden zu haben glaubte, eine neue Welt. Mehr als je war es damit für die Portugiesen Ehrensache geworden, auch ihrerseits auf dem so lange und zähe verfolgten westöstlichen Wege das Ziel zu erreichen: Ende 1497 umschiffte Vasco da Gama (Bd. III, S. 476) das gefürchtete Kap, das von nun an das Kap der Guten Hoffnung wurde, und am 20. Mai 1498 ankerte seine kleine Flotte auf der Reede vor Kalikut. So waren die Portugiesen als erste auf direktem Seewege von Europa nach Indien vorgedrungen; sie haben mehr als 100 Jahre lang das Monopol des Handels mit den reichen Küsten Süd- und Ostasiens in ihrer Hand gehalten.

Vasco da Gama ſegelte nach ſechsmonatigem Aufenthalte wieder zurück mit folgendem Briefe des Zamorin (Herrſchers) von Kalikut an den König von Portugal: „Vasco da Gama, ein Edelmann von Eurem Hofe, hat zu meiner großen Freude mein Reich beſucht; in dieſem gibt es reichlich Zimt, Gewürznelken, Ingwer, Pfeffer und Edelſteine. Was ich von Eurem Lande haben möchte, iſt Gold, Silber, Korallen und rotes Tuch.“ Die glückliche Rückkehr des kühnen Seefahrers erweckte in ſeinem Heimatland einen Sturm von Begeiſterung und Hoffnungen. Jahr für Jahr wurden neue Unternehmungen ausgerüſtet: 1500 führte P. A. Cabral, der dabei die Küſte Braſiliens entdeckte, eine zweite Expedition nach Indien, 1501 João da Nova eine dritte, 1502 Vasco eine vierte, 1503 Francisco d'Albuquerque, ein Vetter des großen Affonſo, eine fünfte. Jede Fahrt dehnte den Kreis der indiſchen Beziehungen Portugals weiter aus, das ſchon 1493/94 bei der „Teilung der Welt“ durch Papſt Alexander VI. die kirchliche Beſtätigung als „Herren der Schifffahrt, der Eroberungen und des Handels mit Äthiopien, Arabien, Perſien und Indien“, d. h. mit allen ſüdaſiatiſchen Ländern, erhalten hatte. 1505 war die Zahl der befeſtigten Faktoreien bereits ſo bedeutend geworden, daß Francisco d'Almeida als erſter Gouverneur und Vizekönig nach Indien geſchickt wurde.

Der Kampf mit den Arabern um die Vorherrſchaft auf den indiſchen Meeren war gleich beim erſten Auftreten der Portugieſen auf dem aſiatiſchen Schauplatz erbittert entbrannt; zugleich führten aber auch der Übermut, die Habgier, die rohe Grauſamkeit der Europäer ſchwere Streitereien mit den Landesfürſten an der Malabarküſte herbei, die freilich unter ſich nicht einig waren. Oft erlitten die Portugieſen ſchwere Bedrängnis und blutigen Verluſt; trotzdem gewannen ſie, dank der Überlegenheit ihrer Schiffe, ihrer Bewaffnung und ihrer Taktik, mehr und mehr Boden. 1509 vernichtete Almeida auf der Höhe von Diu eine ägyptiſch-arabiſche Flotte. Doch die Entſcheidung über die Herrſchaft in den indiſchen Gewäſſern verdankt Portugal ſeinem Nachfolger Affonſo d'Albuquerque, dem zweiten Vizekönig von Indien (1509—15). Nachdem er ſchon 1507 Sokotra und Ormuz (das freilich bald wieder verloren wurde) genommen hatte, eroberte er 1510 Goa, 1511 Malakka und 1515 von neuem Ormuz. Damit hatte Portugal im Oſten und Weſten feſte Eckpfeiler, mit Goas ſicherm und zu jeder Jahreszeit zugänglichem Hafen aber einen Mittelpunkt ſeiner aſiatiſchen Macht gewonnen, der wunderbar raſch aufblühte. Albuquerque, ebenſo groß als Menſch wie als Krieger, ſtarb am 16. Dezember 1515 auf der Reede vor der Hauptſtadt des neugewonnenen Beſitzes der Portugieſen, die ihm ſeine Verdienſte mit mißtrauiſcher Abberufung lohnten, während noch lange nach ſeinem Tode die Eingebornen zu ſeinem Grabe wallfahrteten und Gebete an ſeinen Geiſt richteten, daß er ſie vor der grauſamen Bedrückung ſeiner Nachfolger beſchützen möge.

Die Kraft der Araber war gebrochen, ihre Flotten zerſtört, ihr Handel vernichtet, und die Nachfolger des großen Albuquerque hatten von jetzt an leichtere Arbeit. 1515 ſetzte Soarez ſich auf Ceylon feſt; 1518 wurde der Handel mit Bengalen eröffnet, 1543 Salſette (bei Bombay) und Baroda an die Europäer abgetreten. Sechzig Jahre nach ihrem erſten Auftreten in Indien waren die Portugieſen in Wirklichkeit geworden, was ihnen des Papſtes Demarkationslinie verſprochen hatte. Von Abeſſinien bis nach China (S. 98), wo ſeit 1557 Macao in ihrer Hand war, und Japan (S. 24), das ihnen freien Handel erlaubte, reichte ihr Einfluß. In Arabien waren ſie mit mehreren Häuptlingen verbündet, im Roten Meer und im Perſiſchen Meerbuſen Alleinherrſcher. Ein Kranz befeſtigter Handelsplätze umſäumte die Oſt- und Weſtküſte Indiens vom Kap Rames bis in die Bucht von Bengalen; über Malakka wehte ihre Flagge. Ceylon, Sumatra, Java und die Molukken gaben ausſchließlich an ſie ihre wertvollen Erzeugniſſe ab.

In der ersten Begeisterung waren die Besten ihrer Zeit den lockenden Unternehmungen im fernen Osten zugeströmt; der Kern der Ritterschaft und des Volks war ausgezogen, durch lange Kämpfe mit den Mauren geschult zu Wagemut und Tapferkeit, aber auch zu Glaubenshaß, Grausamkeit und Beutegier. Mit solchen Männern waren unter tüchtigen Führern, wie Vasco da Gama, Almeida, Albuquerque, große Erfolge errungen worden; doch die gute Meinung der Eingebornen hatte man nicht erobert, und der Handel gedieh nur unter dem Schutze des Schwerts. In den unaufhörlichen Kämpfen und dem mörderischen Klima sank bald die Auslese des portugiesischen Volks dahin; auf die Helden folgten die Soarez, Sequeira, Menezes, Lopo Vaz ꝛc., auf die ehrlichen, geschulten Soldaten der Auswurf des Lands: war man doch schon 1538 genötigt, die Gefängnisse zu öffnen, um dem Gouverneur Garcia de Noronha die erforderlichen Begleitungsmannschaften mitgeben zu können. Führer und Soldaten überboten sich an Raubgier und Unmenschlichkeit; es gibt keine Greuel, mit denen sich die Portugiesen jener Zeit nicht befleckt hätten. Dies brachte die Landesfürsten zu gemeinsamer Abwehr zusammen: 1567 stand den Portugiesen ein Bündnis aller Fürsten der Westküste gegenüber, und 1578 mußten allgemeine Erhebungen auf der Malabarküste, in Ceylon und in Amboina niedergeschlagen werden. Dem Handel waren diese Kämpfe nicht förderlich.

Ein ähnlicher Wandel, wie er sich in dem kriegerischen Wesen der portugiesischen Unternehmungen vollzog, fand in ihren religiösen Erfolgen statt. Sogleich nach der ersten Pionierreise Vasco da Gamas hatte Cabral Mönche mitgenommen, die den Heiden Indiens das Evangelium verkünden sollten; der größte von ihnen, der Apostel des Christentums für die Malabarküste, war Franz Xavier (S. 24 unten). Sein weltkluges, bescheidnes, ja demütiges Vorgehen verschaffte ihm viele Anhänger, und unter Gabriel de Sa gewannen die Jesuiten großen Einfluß. Aber kurz nach Xaviers Tode (2. Dezember 1552) brachten die finstern Dominikaner die Inquisition ins Land, die alle geistigen Regungen in Fesseln legte. Während jede vom Papsttum abweichende Lehre verfolgt wurde, gedieh die allgemeine Lasterhaftigkeit.

Zu diesem Unheil gesellte sich die Kurzsichtigkeit der portugiesischen Handelspolitik. Nur ein einziges Mal (1731), als Portugal bereits fast alle Besitzungen in Indien verloren hatte, wurde nach dem Vorgange weitsichtigerer Staaten eine Handelsgesellschaft gegründet; aber nur ein einziges Mal gab ihr der König die Erlaubnis, ein einziges Schiff nach Surat und an die Koromandelküste zu senden. Sonst war der portugiesische Handel mit Indien stets das ausschließliche Monopol der Krone, die durch die kleinlichsten Mittel ihr Vorrecht schützte, die Waren in Indien zu erwerben, um sie daheim zu riesigen Preisen wieder loszuschlagen. Von oben herab wurde festgesetzt, wieviel Zimt alljährlich in den Handel kommen dürfe; was darüber hinaus erzeugt worden war, wurde, um den Preis hochzuhalten, verbrannt. Anfangs war ja großer Gewinn nach Portugal geflossen: Lissabon wurde, während Venedigs Glanz schnell dahinsank, im 16. Jahrhundert der Stapelplatz fast des ganzen asiatischen Handels, und im Tejo sammelten sich die Schiffe der andern europäischen Staaten, die kostbare Waren einkauften. Aber all dieser Gewinn kam dem Land auf die Dauer wenig zu statten (vgl. Bd. IV, S. 529 und 536): die Reichtümer häuften sich bei der Krone, in den Händen weniger bevorzugter Familien und in der großen Menge der Kirchen und Klöster an, während das Volk verarmte. Dabei wurde, je mehr sich die Portugiesen in Indien Feinde machten, um so geringer der Reinertrag des Handels, dessen bewaffneter Schutz fast allen Gewinn aufzehrte.

Ein besonderes Unglück war es, daß Portugal im Jahre 1580 mit Spanien unter Philipp II. vereint wurde, dessen Augen mehr auf die Goldländer Amerikas und auf die Glaubenskämpfe

in Europa gerichtet waren, als auf die Dinge im fernen Osten. Der bigotte König erschöpfte die Kraft der Iberischen Halbinsel in unglücklichen Kämpfen gegen die protestantischen Engländer und Holländer. 1588 ging die stolze Armada (Bd. IV, S. 535) in den britischen Gewässern unter; noch verhängnisvoller für Portugal war Philipps kurzsichtiger Entschluß, die Holländer ganz vom Handel in Lissabon auszuschließen, die vorher die Hauptträger des Zwischenhandels zwischen Portugal und den nördlichen Ländern Europas gewesen waren; mit jener Maßregel drängte er den Unternehmungsgeist Hollands nur auf den direkten Handel mit den Ursprungsländern der vielbegehrten Waren hin.

β) Die Holländer in Indien.

Zuerst hofften die Holländer einen neuen Weg aufzufinden, auf dem sie den Portugiesen nicht begegnen würden, eine nordöstliche Durchfahrt: Willem Barends(zon) führte 1594—96 drei Expeditionen nach dem Polarmeer und gewann wohl als Entdecker von Nowaja Semlja dauernden Ruf, bezahlte aber den sonst vergeblichen Versuch mit seinem Leben (20. Juni 1597). Inzwischen aber waren die Holländer von ihren eignen Landsleuten auf den Weg um das Kap hingewiesen worden: Jan Huygen van Linschoten, der 13 Jahre im Dienste des Erzbischofs von Goa gestanden hatte, veröffentlichte Ende des 16. Jahrhunderts seine Reisebeschreibung und seine Karten; und noch stärker wirkte Cornelis de Houtman (Bd. VII, S. 90) auf seine Landsleute ein. Im Lissaboner Schuldgefängnis festgehalten, erhielt er dort genaue Kunde von den Geheimnissen der portugiesischen Seewege um das Kap. Durch freiwillige Beiträge reicher Holländer befreit (1594), bewog er sie, eine holländische Expedition unter seiner Führung nach Indien zu senden. Im Jahre 1595 segelte er aus Texel ab, erreichte nach 17 Monaten Sumatra und Java und kehrte 1598 wieder nach Holland zurück. Der kaufmännische Erfolg seiner Unternehmung rief sogleich mehrere Handelsgesellschaften ins Leben; Houtman führte selbst 1599 eine neue Expedition an, die 1600 den Portugiesen die Insel Mauritius abnahm; wenn er selbst auch unterwegs getötet und vier Schiffe verloren wurden, so brachten doch die übrigen vier überreiche Ladung zurück.

Die verschiednen Handelsgesellschaften verschmolzen sich 1602 zur Holländisch-Ostindischen Kompanie. Nun konnte mit mehr Nachdruck gegen die bisherigen Herren des ostindischen Handels vorgegangen werden, deren Minderwertigkeit zur See bald hervortrat. Zwar mißglückte 1603 der Versuch einer starken holländischen Flotte, die Portugiesen von der Mosambikküste und aus Goa zu vertreiben; aber in den nächsten Jahren wurden Niederlassungen auf dem bisher ausschließlich von den Portugiesen beanspruchten Gebiet, auf der Küste zwischen Mekka und China sowie auf Java und Sumatra, gegründet. 1612 setzten sich die Holländer in Ceylon und Timor, 1614 auf der Koromandelküste (Masulipatam) und Siam fest; 1619 erlangten sie nach einem scharfen Kampfe mit den Engländern die Souveränetät über einen Teil Javas. Bald darauf erstritten sie die Alleinherrschaft über die wertvollen Gewürzinseln. 1622 wurden die englischen Kaufleute in Amboina beschuldigt, den Plan gefaßt zu haben, das Fort der dortigen holländischen Niederlassung zu überrumpeln, alle zehn dort wohnenden Engländer zum Tode verurteilt und hingerichtet. Damit war auf den Molukken für lange Zeit aller ernstlicher Wettbewerb beseitigt; Amboina wurde der Mittelpunkt des holländisch-ostindischen Handels, und von hier aus wurden die Portugiesen Schritt für Schritt aus den Besitzungen verdrängt, die ihnen noch geblieben waren. Zuerst aus Japan, wo die Holländer das ausschließliche Vorrecht des Handels erlangten und unter gewissen Einschränkungen (S. 29) mehr als zwei Jahrhunderte

lang behielten; dann nahmen sie 1635 den Portugiesen Formosa weg, 1640 Malakka; die letzte portugiesische Festung auf Ceylon, Djaffna (s. die Karte bei S. 420), fiel 1658 in ihre Hände. 1664 war den Gegnern fast nur noch Goa geblieben: überall sonst war die früher ausschließlich portugiesische Küste von Festungen und Faktoreien der Holländer besetzt. Als Etappen ihres Handelswegs besaßen diese das Kap und das nach ihrem Statthalter Moritz von Oranien benannte Mauritius; in Persien hatten sie 2, in Gudjerat 2, an der Malabarküste 4, an der Koromandelküste 3, in Orissa und Bengalen 5, in Ceylon 6 Niederlassungen. Ebenso waren die Küsten Ostasiens bis nach Japan und den Molukken mit ihren befestigten Stationen besetzt.

γ) Die Handelsunternehmungen andrer europäischen Staaten.

Mit dieser Ausdehnung ihrer Macht in der Alten Welt, womit ein ähnlicher Aufschwung in der Neuen Welt Hand in Hand ging (Bd. VII, S. 91), waren die Holländer die erste See- und Handelsmacht der Welt geworden: ihre Handelsmarine umfaßte vier Fünftel von allen Kauffahrerschiffen Europas, ihr Handel verhielt sich zu dem englischen wie fünf zu eins. Wollten die Engländer im Wettbewerbe nicht unterliegen, so mußten sie ihre ganze Kraft einsetzen. Einen folgenreichen Schlag gegen Holland führten sie 1651 und 1660 durch den Erlaß der Navigationsakten (a. a. O., S. 99 und 100), die jeden Zwischenhandel im Verkehr Englands mit seinen Kolonien verboten. Ein schweres Ringen folgte; in drei Kriegen (1652—54, 1664—67 und 1672—74) maßen beide Seemächte ihre Kraft: sie bezeugten die Überlegenheit Englands und den Beginn eines dauernden Rückgangs der holländischen Macht; angesichts dessen konnte von einem vollständigen Ausschließen aller andern Mitbewerber aus Ostasien keine Rede mehr sein.

Schon Anfang des 17. Jahrhunderts hatten einige Staaten, angeregt durch die Erfolge der ersten holländischen Unternehmungen in Asien, ihr Beispiel nachgeahmt. Den ersten Gründungen kleinerer holländischer Handelsgesellschaften folgte am 31. Dezember 1600 die der Englisch-Ostindischen Kompanie (a. a. O., S. 97), 1604 die einer französischen und am 17. März 1616 die einer dänischen in Kopenhagen. Die dänische Handelsgesellschaft verlor eins ihrer Schiffe an der Küste von Tandjur. Fast die ganze Mannschaft wurde von den Eingebornen getötet; nur dem Kapitän gelang es, zum Hofe des Rädjä von Tandjur zu entkommen, wo er freundlich aufgenommen wurde und am 19. November 1620 die Erlaubnis erhielt, in Tranquebar eine Niederlassung zu gründen. Aber weder sie noch die in demselben Jahr entstandne Niederlassung in Serampatam am Hugli (in Bengalen) haben politische oder kommerzielle Bedeutung erlangt, da die Eifersucht der ältern in ihrer Nähe bestehenden Gesellschaften sie von allen vorteilhaften Geschäften auszuschließen verstand. Doch errang sie den Holländern und Engländern gegenüber 1705 den Ruhm, die protestantische Mission zuerst in Indien eingeführt zu haben (vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 361 des VII. Bands). Nach langem Dahinsiechen ergab sich Tranquebar im Anfang des 19. Jahrhunderts ohne Widerstand den Engländern; im Wiener Frieden wieder an die Dänen zurückgegeben, wurde es zusammen mit Serampur 1845 für 2,5 Millionen Mark an die Engländer zurück verkauft. Die dänische Mission ging 1847 an die Evangelisch-lutherische Mission in Leipzig über.

Das Deutsche Reich konnte, zerfleischt durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg und nach dessen Beendigung bis zur Ohnmacht geschwächt, im 17. Jahrhundert nicht an überseeische Unternehmungen denken. Erst 1723 wurde zu Ostende die Kaiserlich Ostindische Kompanie gegründet und durch Karl VI. mit Privilegien ausgestattet. Rasch blühten in Coblon bei Madras und in Banhipur am Hugli zwei kaiserlich deutsche Niederlassungen auf, die den andern

unbequem zu werden anfingen. Prinz Eugen trat für den Plan ein, eine deutſche Flotte zu gründen und Oſtende und Trieſt zu zwei Haupthafenplätzen des Reichs zu geſtalten. Aber auf die Einſprüche der Seemächte zog der Kaiſer 1727 das Privileg der Oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft zu Oſtende für ſieben Jahre zurück; damit war dieſer der Lebensnerv durchſchnitten. Von ihren Mitbewerbern wurden ſchließlich die Mohammedaner im Norden und Süden gegen die beiden befeſtigten Faktoreien aufgehetzt: Vanhipur wurde regelrecht belagert, und nach tapferſter Gegenwehr gegen eine überwältigende Zahl von Angreifern wurde die nur noch 14 Mann zählende Garniſon gezwungen, ſich nach Europa einzuſchiffen. 1784 beſchloß die Oſtendiſch-Indiſche Handelsgeſellſchaft ihr Daſein mit einem Bankrott.

Bei der Aufhebung der Privilegien der Oſtendegeſellſchaft waren ihre Beamten brotlos geworden: ihre Erfahrung und Geſchäftskenntnis ſuchte der Schwede Heinrich von König (1686—1736) zu verwerten. Doch ſeine 1731 gegründete ſchwediſche Handelsgeſellſchaft, die ein königliches Patent erhielt, hat nur ein kurzes und kümmerliches Daſein geführt.

Auch Friedrich der Große von Preußen richtete ſeine Blicke nach dem fernen Oſten. Weil er Emden, die Hauptſtadt des 1744 erworbnen Oſtfriesland, zu einem großen Handels- und Hafenplatz umgeſtalten wollte, begünſtigte er die dort 1750 ins Leben tretende Aſiatiſche Geſellſchaft, die nach und nach ſechs Schiffe nach China ſandte, aber ſo wenig Gewinn erzielte, daß ſie nach drei Jahren wieder einging. Anderſeits hatte die Bengaliſche Geſellſchaft, deren Gründung vom Könige ſelbſt betrieben worden war, mit der Feindſeligkeit der bereits ſeit langem am Hugli beſtehenden europäiſchen Niederlaſſungen zu kämpfen. Als die Schiffe vor dem Gangesdelta eintrafen, verweigerten ihnen alle holländiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Lotſen ihre Hilfe bei der gefährlichen Einfahrt und ſchwierigen Waſſerſtraße auf dem Hugli. Trotzdem kamen die Schiffe den Hugli herauf, und bei der Beſtechlichkeit der Beamten der engliſchen Kompanie entwickelte ſich bald ein ſchwunghafter privater Handel zwiſchen dieſen und den deutſchen, die, an Erfahrung und Geriebenheit den Briten nicht gewachſen, ſchlechte Geſchäfte machten. Diplomatiſche Rückſichten, die Friedrich der Große in der Bedrängnis ſeiner Kriege mit Öſterreich auf die andern Nationen nehmen mußte, haben bald zum Aufgeben der Bengaliſchen Handelsgeſellſchaft geführt.

δ) Die erſten Niederlaſſungen der Engländer.

Der erſte Engländer, der zu Schiff die indiſchen Gewäſſer aufſuchte, war Francis Drake, der auf ſeiner Reiſe um die Welt 1578 die Inſel Ternate auf den Molukken anlief und von dem dortigen Häuptling das Verſprechen erhielt, alle dort erzeugten Gewürznelken an die Engländer zu verkaufen. Das Feſtland von Vorderindien hat Drake nicht berührt; der Ruhm, hier der Erſte geweſen zu ſein, gehört dem katholiſchen Geiſtlichen Thomas Stevens, der 1579 in einem portugieſiſchen Schiffe nach Goa kam und dann Rektor am Jeſuitenkolleg in Salſette wurde. Seine Briefe erregten in England Aufſehen und veranlaßten drei Kaufleute, Ralph Fitch, J. Newberry und Leedes, auf dem Landweg über Tripolis und Ormuz nach Indien zu gehen. Nach vielen Hinderniſſen gelangte Fitch nach Ceylon, Bengalen und Hinterindien und kehrte auf dem Wege, den er gekommen war, in ſeine Heimat zurück, während Newberry als Händler in Goa blieb und Leedes in die Dienſte des Großmoguls trat.

Nach der Vernichtung der ſpaniſchen Armada im Jahre 1588 ſandten engliſche Großkaufleute nach den oſtindiſchen Gewäſſern private Expeditionen, die vollſtändig mißglückten; erſt als die Holländer mit mehr Erfolg ihre Schiffe nach Indien geſandt und in kurzſichtiger Politik

den Preis des Pfeffers 1599 um mehr als das Doppelte hinaufgesetzt hatten, bildete sich in London unter der Nachwirkung der Erfolge von Thomas Cavendish und Drake die erste englisch-ostindische Handelsgesellschaft („The Governor and company of merchants trading to the East Indies"; vgl. oben, S. 442), die von Königin Elisabeth das Privileg freien Handels mit Ostindien, Afrika und Asien, das Recht, Gesetze zu geben und Strafen zu erteilen (soweit dies nicht im Widerspruch mit den englischen Gesetzen geschah), und das Recht, alle Waren steuerfrei auszuführen, erhielt. In dem für eine beschränkte Zeit ausgestellten Patent war seine Erneuerung vorgesehen, „falls das Unternehmen zum Wohl Englands ausschlage", und die Königin empfahl die Expeditionen dem Wohlwollen aller Herrscher und Völker, deren Länder besucht werden würden. Das Vermögen der ersten Gründung betrug 72,000 Pfund Sterling mit 125 Anteilen. Jede Reise war zunächst ein Unternehmen für sich: man schoß das nötige Geld zusammen und teilte dann den Gewinn, der nur bei einer Expedition weniger als 100 Prozent betrug; erst dann hörte das auf, als 1612 das Gesellschaftskapital auf 400,000 Pfund Sterling erhöht worden war. Bis dahin waren die von James Lancaster, Henry Middleton u. a. geführten Unternehmungen kaum etwas andres als Seeräuberzüge gegen spanische und portugiesische Schiffe. Middleton glaubte sich mit seinem Gewissen ganz gut abzufinden, wenn er sich 1609 vor die Straße von Bab el-Mandeb legte, allen mit indischen Waren beladnen Schiffen diese abnahm und ihnen dafür nach seiner Abschätzung Waren abgab, die er selbst führte. Der von Privatkaufleuten ausgesandte Edw. Michelborne beraubte 1605 auch Fahrzeuge der Eingebornen.

Im ganzen brachten jene Expeditionen überreichen Gewinn, und da sie in diesem Sinne „zum Wohl Englands" ausschlugen, wurde die Erneuerung des Patents im Jahre 1609 von Jakob I. gern bewilligt. Noch herrschten in Indien überall die Portugiesen und bedrohten eifersüchtig den Mitbewerb. Zum Schutze seines Handels sah sich England daher genötigt, 1612 vier Kriegsschiffe unter Kapitän Best dorthin zu senden. Kaum in Surat angekommen, wurden sie von zahlreichen Portugiesen vor den Taptimündungen angegriffen, siegten aber. Daraufhin erlaubte ihnen Djihângîr in einem Vertrag, im ganzen Mogulreiche Handel zu treiben, und gewährte ihrer Niederlassung in Surat kaiserlichen Schutz; Filial-Faktoreien von Surat sollten in Gogra, Ahmedabad, Cambay und Adjmir errichtet und ein englischer Gesandter (1615—18 war dies Sir Thomas Roe; vgl. S. 425) an den Kaiserhof in Delhi geschickt werden. Dem Wohlwollen Djihângîrs verdankten die Engländer die Gründung von Handelsniederlassungen in Agra und Patna. Auch im Süden an der Malabarküste setzten sie sich in Kalikut und dem wichtigen Cannanore fest; 1619 erwarben sie an der Koromandelküste bei Nellore ein größeres Stück Lands käuflich. Der Engländer Verhalten gegenüber den eingebornen Fürsten, besonders den Herrschern des großen Mogulreichs, war damals bescheiden bis zur Unterwürfigkeit; sie erschienen als friedliche Händler, die weder auf Landerwerb ausgingen noch sich in die innern Angelegenheiten einmischten, sondern nur dem Handel oblagen, der auch für Indien vorteilhaft war.

Shâh Djihân hatte, als er vor seiner Stiefmutter Nûr Mahal in die untern Gangesländer floh, den portugiesischen Befehlshaber am Hugli um Hilfe angerufen, war aber mit hochmütigem Hohn abgewiesen worden. Kurz darauf zur Regierung gelangt, zögerte er nicht lange mit seiner Rache: 1631 ließ er die befestigte Niederlassung stürmen und die Portugiesen aus Bengalen vertreiben, während sich seines Vaters Entgegenkommen den Briten gegenüber auch auf ihn übertrug. Diese freundliche Stimmung des Kaisers wurde jedoch getrübt, als eine englische Konkurrenzgesellschaft (Courten) seeräuberischerweise zwei Mogulschiffe gekapert und, wie das Gerücht ging, die Mannschaft gefoltert hatte. Die alte Gesellschaft schickte eine Gesandtschaft

nach Delhi (1637), um des Kaiſers Wohlwollen wieder zu gewinnen. Zufällig erlitt eine der Prinzeſſinnen eine ſchwere Verbrennung; dem von Surat herbeigeholten Schiffsarzte Gabriel Broughton gelang es, die Verletzte wieder herzuſtellen. Als Lohn erbat und erhielt er, daß der Kaiſer jenem Vorfall keine weitere Folge gab und der engliſchen Kompanie erlaubte, ihre Handelsgeſchäfte auf ganz Bengalen auszudehnen. Für einen zweiten Dienſt desſelben Arztes gewann die Geſellſchaft das Recht, am Hugli und in Balaſore in Oriſſa neue Faktoreien zu gründen.

Das gute Verhältnis zu den Moguls blieb ungetrübt, bis britiſcher Übermut die ganze Zukunft ihres indiſchen Handels in Frage ſtellte. Als Aurang zeb 1683 ſeine Macht in den Kämpfen gegen die Mahratthen erſchöpfte, beſchloß 1685 die Kompanie, mit Gewalt gegen jede indiſche Macht vorzugehen, „die den Handel ſtören werde“. Zehn Schiffe von je 10—70 Kanonen und ſieben Kompanien Soldaten, zuſammen 1000 Mann, ſollten unter dem „Generalgouverneur und Admiral von Indien“ Sir John Child den Anſturm auf das Mogulreich im Weſten und im Oſten unternehmen: in Bengalen bombardierte man das indiſche Hugli; auf der Weſtküſte nahm man Schiffe des Kaiſers mit harmloſen Mekkapilgern weg und machte einzelne Vorſtöße in das Land. Die Kompanie ließ dieſe Dinge geſchehen, verſteckte ſich aber hinter der Verantwortlichkeit des Oberbefehlshabers. Aurang zeb gab daraufhin Befehl, alle Engländer aus Indien zu vertreiben; ihre Faktoreien wurden angegriffen, Agenten gefangen geſetzt, Maſulipatam, Waiſagapatam, Tſchatanati, Surat genommen, Bombay bedroht. Die Sache wurde noch ſchlimmer, als man, während ſchon Friedensunterhandlungen im Gange waren, Kapitän Heath mit dem Befehle hinüber ſandte, mit den Feindſeligkeiten fortzufahren; die Folge war, daß die Agenten aus Furcht vor den Moguls in Maſſe ihre Poſten verließen. Jetzt endlich verleugnete die Kompanie ihren Generalgouverneur und Admiral, dem ſie die ganze Schuld zuſchieben wollte; und ihren demütigen Vorſtellungen und einer Strafe von drei Millionen Mark gelang es, den Kaiſer wieder zu beſänftigen. Von neuem reizte eine Konkurrenzgeſellſchaft durch wiederholte Wegnahme von Mogulſchiffen den Kaiſer, der das Eigentum der alten Kompanien wegnehmen, alle Engländer und Holländer in Surat gefangen ſetzen und Madras blockieren ließ. Auch hier mußte Abbitte gethan und hohe Entſchädigung gezahlt werden.

Faſt noch größer waren die Schwierigkeiten, die der Kompanie aus der Konkurrenz ihrer Landsleute erwuchſen. Öfters ſchickten private Kaufleute trotz der beſtehenden Privilegien eigne Expeditionen aus. Mehrere Male wurden auch von der Regierung, den beſtätigten Rechten der alten Kompanie zum Trotze, Patente an neue Handelsgeſellſchaften erteilt, die die ältere Genoſſin ſo viel wie möglich drückten, bis dann die Nebenbuhler nach einiger Zeit miteinander verſchmolzen wurden. Wiederholt mußte die ältere Kompanie büßen für Plünderungen indiſcher Schiffe, verübt von den neuern Geſellſchaften. Solche Konkurrenzunternehmungen waren die 1635 von Peter Courten gegründete, nach einer Niederlaſſung auf Madagaskar Aſſada benannte Geſellſchaft, die ſich 1650 mit der alten Londoner Geſellſchaft vereinigte, dann die 1655 begründete und 1657 gleichfalls in dieſer aufgehende Company of Merchant Adventurers, ebenſo die Allgemeine oſtindiſche Handelsgeſellſchaft, die, 1698 mit einem Kapital von 2 Millionen Pfund Sterling ins Leben gerufen, ſich mit der „Londoner“ Geſellſchaft 1709 zur „United company of Merchants of England trading to the East Indies“ vereinigte. Mit welchen Mitteln kämpfte man gegeneinander! Aurang zeb hatte 1703 die in Surat wohnenden Beamten der alten Geſellſchaft gefangen genommen; als der Befehl eintraf, ſie wieder frei zu geben, beſtach der Geſchäftsführer der C. o. M. A. die Beamten des Kaiſers mit 2700 Pfund Sterling, daß ſie ſeine Kollegen noch weiter gefangen halten ſollten.

Auch mit dem Parlamente hatte die Kompanie immer wiederkehrende Schwierigkeiten. Ihr Patent wurde regelmäßig nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren ausgestellt, und jede Erneuerung bedeutete eine Erpressung durch die Vertreter der Nation, von denen jeder seinen Preis hatte. Man warf der Kompanie vor, daß sie ihre Beamten ungenügend besolde, daß sie Unterschleifen und privatem Handel Vorschub leiste, daß sie den Schutz ihrer indischen Niederlassungen vernachlässige u. s. w.; wenn dann solche Beschuldigungen eine genügende Summe von „Gratifikationen" an die führenden Männer im Parlament herausgelockt hatten, erneuerte man das Patent wieder auf eine gewisse Anzahl von Jahren. Durch gerichtliche Untersuchung ist festgestellt worden, daß solche Spenden in manchen Jahren die Höhe von 2 Millionen Mark erreicht haben, wobei sehr hochstehende Männer beteiligt waren.

Trotz alledem erfreute sich die Ostindische Kompanie stetig wachsenden Gedeihens. Ihre ersten Niederlassungen an der Koromandelküste war eine kleine Agentur in Masulipatam gewesen; 1619 kam dort dazu ein Fort in Nellore, 1622 Palipat, 1626 Armagaon und 1639 Madras[patam], das statt des ungünstig gelegnen und 1638 verlaßnen Armagaon bald der durch das Fort George geschützte Hauptort der Kompanie an der Koromandelküste wurde. 1654 wurde Madras von der Präsidentschaft Bantam auf Java losgelöst und zum Sitz einer besondern Präsidentschaft erhoben, deren Bezirk sich zunächst auch über alle bengalischen Niederlassungen erstreckte.

Als die Engländer zuerst nach Vorderindien kamen, war Surat der Haupthafenplatz des Mogulreichs und wurde naturgemäß auch für den britisch-indischen Handel der Mittelpunkt, um den sich eine rasch wachsende Anzahl von Agenturen und Faktoreien gruppierte. Aber Surat hatte eine dem Südwestmonsun stark ausgesetzte Reede; und gegen Feinde war es weder von der See, noch von der Landseite gut geschützt. In dieser Beziehung war Bombay weit günstiger: es bot einen vortrefflichen Hafen, und die darin gelegne Insel gab ihren Bewohnern natürlichen Schutz gegen die Überfälle der Mahrattha. Bombay (Bom bahia, gute Bucht) war ursprünglich eine kleine portugiesische Niederlassung gewesen; durch die Vermählung Karls II. mit der portugiesischen Prinzessin Katharina von Braganza kam es als ein Teil der Mitgift in den Besitz des englischen Königs, der 1668 das uninteressante Fischerdorf gegen eine Entschädigung von jährlich 200 Mark an die Kompanie abtrat. Diese beschloß, nach dem Mahratthenangriffe von 1670 dorthin den Sitz der Präsidentschaft zu verlegen, deren Bezirk die ganze Westküste sowie die Handelsniederlassungen am Persischen Meerbusen und am Euphrat umfaßte.

Die Entwicklung des britischen Handels in Bengalen begann später als die an der Ost- und Westseite des Dekhan; Surat blieb der Hafenplatz für den Verkehr, der sich weit hinein in die Gangesländer, bis nach dem nicht weit vom Anfang des Deltas gelegnen Patna erstreckte. Auch die Portugiesen hatten bei ihrer Unbeliebtheit ihre Niederlassung im Gangesdelta, das 30 engl. Meilen oberhalb des heutigen Kalkutta gelegne Hugli (Hooghly), nicht zu größerer Bedeutung zu erheben verstanden. Nachdem jedoch Shâh Djihân diese 1631 von dort vertrieben und den Platz neun Jahre später den Engländern überlassen hatte, begann der Handel mit Bengalen vorzugsweise diesen von der Natur so günstig geschaffnen Flußweg einzuschlagen. Hatten früher die britischen Schiffe nur Pippli in Orissa anlaufen dürfen, so gingen sie jetzt am Ganges hinauf, soweit sie die Flut landeinwärts trug, und nahmen in Hugli die Waren in Empfang, die das reich entwickelte Strombett aus allen Teilen Hindostans herbeiführte. Als dann nach den guten Diensten, die Dr. Broughton dem kaiserlichen Hof als Arzt geleistet hatte (S. 445), 1645 die Engländer das ausschließliche Recht, in Bengalen Handel zu treiben, erhalten

hatten, blühte dieser rasch auf: 1681 wurden die Niederlassungen in Bengalen und Orissa als selbständige Präsidentschaft von Madras abgegliedert. Doch schon 1686 wurden der Gouverneur Charnock und alle Beamten der Kompanie vom Mogulstatthalter für Bengalen, Shaista Chan, aus Hugli vertrieben und mußten sich auf eine sumpfige Insel an der Mündung des Flusses flüchten. Später gingen sie wieder flußaufwärts nach Tschatanati, in dessen Nähe zu ihrem Schutze das Fort William entstand; am 24. August 1690 gab ihnen der wieder versöhnte Aurang zêb das Recht des Handels und die weggenommnen Faktoreien zurück. Und 1700 erwarben sie vom Lieblingssohne des Kaisers, 'Azim Shâh, einen größern Landstreifen, auf dem die Dörfer Tschatanati, Gowindpur und das schon in Akbars Denkwürdigkeiten genannte Kali Ghat die Grundlage des rasch aufblühenden Kalkutta bildeten. Der Schutz, den das britische Gebiet seinen Einwohnern in jener Verfallzeit des Mogulreichs gab, und die Aussicht auf Gewinn zogen immer neue indische Ansiedler herbei: in 60 Jahren hatten sich jene drei Dörfer zu einer Großstadt entwickelt, deren Einwohnerzahl 1752 auf 400,000 geschätzt wurde.

b) Das Ringen der Engländer und der Franzosen um die Vormachtstellung in Indien (1740—60).

Die Engländer hatten festen Fuß in Indien gefaßt, und alles schien eine ungestörte Entfaltung ihres Einflusses zu verbürgen. Aber nun erstand ihnen in den Franzosen ein gefährlicher Nebenbuhler, der ihre ganzen Erfolge in Frage stellte. Von dem Augenblick an, wo sich zwischen England und Frankreich der erbitterte Kampf um die Vorherrschaft in Vorderindien abzuspielen beginnt, setzt für die Bevölkerung dieses Kriegsschauplatzes eine neue Zeit ein: das mohammedanische Zeitalter ist zu Ende; und die nächsten beiden Jahrzehnte, an deren Ende das Ringen zu gunsten der Briten entschieden ward, sind der erste Abschnitt der ostindischen „Neuzeit".

Schon im 16. Jahrhundert hatten Franzosen ihr Auge nach Indien gerichtet, aber ohne Erfolg. Als dann die Schwäche der Portugiesen erwiesen war, entstand auch fast gleichzeitig mit der holländischen und englischen unter königlicher Beteiligung eine französische Gesellschaft (1604; vgl. S. 442), die von Heinrich IV. weitgehende Privilegien erhielt und auf Madagaskar Niederlassungen gründete, aber 60 Jahre lang keine rechten Erfolge erzielte. Erst als Colbert (Bd. VII, S. 105) 1664 für die Gesellschaft eintrat, gewann sie größere Bedeutung. 1668 wurden die ersten Niederlassungen in Surat und in Golkonda gegründet; 1672 wurde den Holländern Saint-Thomé (beim heutigen Madras) abgenommen und die Inseln Mauritius und Bourbon als Etappen nach Indien besetzt. Saint-Thomé wurde zwar schon 1674 wieder an die Holländer verloren; aber ein Teil der dortigen Franzosen erlangte von einem der kleinen Fürsten die Abtretung eines größern Stücks Land an der Koromandelküste, auf dem durch Martin (gest. 1706) Ponditscherri gegründet wurde. Vorübergehend wurde die neue Niederlassung den Franzosen durch die Holländer entrissen, aber im Frieden von Ryswyk (1697) zurückgegeben. 1729 zählte die von nur 60 Franzosen gegründete Stadt bereits 40,000 Einwohner.

α) Dupleix.

Auch in Bengalen traten die Franzosen in Wettbewerb mit den Holländern und Engländern. 1676 wurde Tschandernagor gegründet und 1688 befestigt. Doch in kurzsichtiger Handelspolitik wurde 1687 in Frankreich die Einfuhr der wichtigsten indischen Waren verboten; 1719 wurden die Privilegien zurückgezogen, und nicht lange nachher war die Gesellschaft am Erlöschen, als ihre Reorganisation zu einer einfachen Handelsgesellschaft wieder neues Leben einhauchte

und Pondiſcherri zu neuer Blüte brachte. Und nun folgte in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine glänzende Zeit. Im Jahre 1730 war Joſeph François Dupleix zum Direktor der Niederlaſſung von Tſchandernagor ernannt worden; ſeine Tüchtigkeit hob dieſe ſo, daß ſie (mit 103,000 Einwohnern) nach zehn Jahren unter den Faktoreien in Bengalen mit in erſter Reihe ſtand. 1742 zum Gouverneur von Pondiſcherri befördert, erwarb ſich Dupleix bei den einheimiſchen Fürſten ſolches Anſehen, daß der Nuwab des Karnatik (S. 437), als 1743 das Gerücht von einem Kriege zwiſchen Frankreich und England nach dem nur ſchwach beſchützten Pondiſcherri gelangte, auf Dupleix' Wunſch den Europäern in ſeinem Gebiet alle Feindſeligkeiten unterſagte. Als aber 1746 B. Fr. Mahé de La Bourdonnais, Statthalter von Bourbon und Mauritius, mit einer franzöſiſchen Flotte in den Gewäſſern erſchien, brachte Dupleix durch das Verſprechen, er werde Madras bekommen, denſelben Nuwab dazu, daß er den Angriff der Franzoſen auf die Engländer nicht hinderte. La Bourdonnais ſchlug zuerſt eine engliſche Flotte bei Negapatam und nahm dann das in ſchlechter Verteidigung befindliche Madras. Ein ungewöhnlich heftiger Monſun und Zwiſtigkeiten mit Dupleix, der rückſichtslos gegen die Engländer vorgehen wollte, beſtimmten La Bourdonnais, mit der Flotte nach Frankreich zurückzukehren. Da an den Nuwab des Karnatik aber, Anwar ed-din, das verſprochne Madras nicht herausgegeben wurde, marſchierte dieſer mit 10,000 Mann zur Vertreibung der Franzoſen heran, die ihm nur 230 europäiſche und 700 nach europäiſcher Art eingeübte indiſche Soldaten gegenüberſtellen konnten und dennoch den Angriff abſchlugen. Dies Treffen bei Saint-Thomé hat in der Geſchichte Indiens eine gewiſſe Bedeutung: hier ſind von Europäern zum erſtenmal eingeborne Truppen, Sepoys (Sipoys; vom neuperſiſchen sipâhî = Soldat), verwendet worden, und hier haben ſich die europäiſchen Truppen ein ſolches Anſehen errungen, daß von da an der Erfolg von Europäern gegen Truppen der einheimiſchen Fürſten von vornherein geſichert erſchien.

Dupleix verſuchte vergebens, die Engländer auch aus dem von Major Stringer Lawrence verteidigten Fort David zu vertreiben; umgekehrt mußte ſich der engliſche Oberbefehlshaber Edward Boscawen von Pondiſcherri, das er im Herbſt 1748 fünfzig Tage lang mit einer ſtarken Flotte und mit 4000 Mann belagerte, mit Verluſt des vierten Teils ſeiner Mannſchaft am 18. Oktober unverrichteter Sache wieder zurückziehen. Bald darauf wurde im Frieden von Aachen, der Madras den Engländern wieder zurückgab, der Krieg zwiſchen England und Frankreich beendet.

Dupleix hatte ſich durch ſein Verhalten gegen Anwar ed-din einen Feind geſchaffen, deſſen Beſeitigung ſein nächſtes Ziel war. In Tritſchinopoli war der Fürſt Tſchanda Sahib, der unternehmendſte und zugleich beliebteſte aller ſüdindiſchen Herrſcher, 1741 von den Mahratthen gefangen hinweggeführt worden; er erſchien dem ſtaatsklugen Franzoſen als der geeignetſte Mann für die Verdrängung Anwars. Dupleix gab das Löſegeld für ihn, und Tſchanda hatte bald eine Truppe von 6000 Mann aufgebracht, um gegen den in ſeinem Land unbeliebten Nuwab des Karnatik zu marſchieren. Noch günſtiger geſtalteten ſich die Dinge für Dupleix durch den in dieſer Zeit erfolgten Tod des alten Nizâms ul-mulk (S. 437). Dieſer hatte ſeinen Enkel Mozaffar Djang zum Thronfolger im Dekhan beſtimmt; aber ſogleich nach ſeinem Tode hatte einer der fünf Söhne des Nizâms, Nâſir Djang, ſich des Staatsſchatzes und damit des Heers bemächtigt. Die Franzoſen ſandten dem echten Thronfolger, der auch Tſchanda durch das Verſprechen, er ſolle Herrſcher über das Karnatik werden, für ſich gewonnen hatte, Truppen unter General Ch. J. Patiſſier Marquis de Buſſy. Bei Ambar fiel am 3. Auguſt 1749 Anwar ed-din; ſein Sohn Mohammed Alli floh nach Tritſchinopoli. Mozaffar belieh für dieſen Sieg ſeinen

Verbündeten Tſchanda mit dem Karnatik, während er den Franzoſen 81 Dörfer in der Nähe Ponditſcherris abtrat. Doch ward er darauf von ſeinem durch engliſche Truppen unter Major Lawrence unterſtützten Oheim Näſir Djang bei Walathawur geſchlagen, gefangen und in Ketten gelegt, während Tſchanda entkam; der Sieger erklärte Mohammed Alli, den Sohn des frühern Nuwab, zum Herrſcher über das Karnatik. In raſchem Wechſel wandte ſich wieder das Glück: Mohammed wurde am 4. Dezember 1750 bei Gingen von Dupleix geſchlagen, Näſir nach einer an Buſſy verlornen Schlacht von Aufſtändiſchen getötet: nun waren die Dupleix erwünſchten Männer thatſächlich Herrſcher im Dekhan und Karnatik; der Franzoſe erhielt unterm 15. Dezember 1750 von Mozaffar im Namen des Großmoguls den Titel eines Gouverneurs von allem Lande zwiſchen Kiſtna (Kriſchna) und Kap Komorin. Mozaffar Djang wurde zwar ſchon nach drei Wochen durch Europäer getötet; aber an ſeine Stelle wurde auf Buſſys Betreiben wieder ein den Franzoſen günſtig geſinnter Nachfolger, ein Bruder Näſir Djangs, auf den Thron geſetzt. So erſtreckte ſich Dupleix' Einfluß über den größten Teil des Dekhan; Frankreich ſtand auf der Höhe ſeiner Macht in Indien.

β) Clives erſtes Auftreten und kriegeriſche Erfolge.

Im Jahre 1743 war Robert Clive, geboren am 29. September 1725 als Sohn eines Gerichtsanwalts auf Styche in Shropſhire, nach Indien gegangen und dort als Schreiber beſchäftigt geweſen, weder zu eigner, noch zu ſeiner Vorgeſetzten Befriedigung. Bei der Kapitulation von Madras gefangen genommen, entwich er nach Fort Saint David und erhielt dort 1746 unter Major Lawrence eine Fähnrichſtelle. Nach der Schlacht bei Ambar war der Sohn des gefallnen Nuwab von Karnatik, Mohammed Alli, nach der ſtarken Feſte von Tritſchinopoli geflüchtet und hielt ſich dort tapfer gegen die Truppen Tſchandas. Als aber Dupleix die letztern durch eine ſtarke Abteilung franzöſiſcher Soldaten verſtärkt hatte, drohte 1751 der belagerten Feſtung die größte Gefahr. Da machte Clive, der ſich ſchon bei einem Angriffe der Engländer auf Däwicotta (1749) ausgezeichnet hatte, ſeinem Vorgeſetzten den Vorſchlag, durch einen Vorſtoß auf Arkot, die Hauptſtadt Tſchandas, dieſen von der Belagerung Tritſchinopolis abzuziehen. Er ſelbſt marſchierte mit nur 200 europäiſchen Soldaten und 300 Sepoys dorthin und ſetzte ſich am 30. Auguſt 1751 in Arkot feſt. Clives Plan gelang: der Nuwab verließ mit 10,000 Mann Tritſchinopoli, und Clive hielt ſieben Wochen lang mit zuletzt nur 120 Europäern und 200 Sepoys die Belagerung und die heftigſten Angriffe auf die ſchlecht befeſtigte Stadt aus, bis Tſchanda beim Herannahen eines Mahrattenkorps und engliſcher Verſtärkungen abzog. Dieſe herzhafte That ſtellte Clive ſofort in eine Reihe mit den gefeiertſten Männern der indiſchen Kriegsgeſchichte; ihr Eindruck auf die Inder ſelbſt war überwältigend, der Glanz der franzöſiſchen Waffen verdunkelt. Die Franzoſen wurden von Clive bei Arni geſchlagen; vor Tritſchinopoli mußte ſich im Juni 1752 ihr Belagerungsheer auf Gnade oder Ungnade den Engländern ergeben, und Tſchanda Sahib, der ſich ſeinen Feinden ausgeliefert hatte, wurde durch Mohammed Alli ermordet, ohne daß es Major Lawrence hinderte. Noch drei Jahre wurde, während Clive 1753 aus Geſundheitsrückſichten nach England zurückkehrte, der Kampf zwiſchen Engländern und Franzoſen mit ſchwankendem Erfolge fortgeſetzt, bis im Auguſt 1754 Dupleix abberufen und mit dem nur für Frankreich opferreichen Vertrage vom 11. Oktober alle ſeine hohen Pläne begraben wurden.

An der Küſte war die Macht der Franzoſen gebrochen. Im Innern jedoch hielt das militäriſche und diplomatiſche Geſchick Buſſys ihren Einfluß beim Nizâm noch hoch. Er ſchlug die

mit großer Übermacht heranrückenden Mahratthen entscheidend und zwang sie zum Frieden, überwand gefährliche Ränke und trat selbst den Feindseligkeiten des wankelmütigen Nizâm so entgegen, daß er für die Franzosen die Abtretung der vier nördlichen Circars (im nördlichen Teile der östlichen Kistna-Tiefebene) erreichte. Doch auch er wurde 1758 auf Veranlassung des auf ihn eifersüchtigen Grafen Th. A. Lally-Tollendal, der inzwischen als Gouverneur nach Ponditscherri gesandt worden war, zurückberufen.

Hatte sich der französisch-englische Kampf um die Vormachtstellung in Indien bisher in der Gegend der beiden südlichen Hauptplätze bewegt, so drohte den siegreichen Briten jetzt eine unerwartete Gefahr im Norden. In Bengalen hatte die von Murshid Quli Chan begründete Dynastie nur kurze Zeit gedauert. 1740 wurde ihr die Herrschaft von Ali Wardi weggenommen, der bei einem Einfalle der Mahratthen den Engländern die Erlaubnis gab, ihre Niederlassung zu Kalkutta mit Wall und Graben, dem „Mahrattha-Ditsch", zu befestigen. Nach seinem Tode (1756) folgte ihm sein Enkel Siwadji Daula (Surâdjah ed-daulah) ein 18jähriger, leidenschaftlicher, launenhafter Wüstling von geringem Verstande, der die Engländer haßte und ihr Emporkommen fürchtete. Rasch rückte er gegen Kalkutta vor; ein Hilferuf der Engländer an die benachbarten französischen und holländischen Niederlassungen blieb erfolglos, und am 20. Juni 1756 mußte sich nach viertägiger Verteidigung die ungenügend beschützte Stadt ergeben, nachdem sich der größere Teil der Bewohner auf den Schiffen flußabwärts geflüchtet hatte. Von den Zurückbleibenden wurden 146 Männer während der Nacht in das unter dem Namen des Schwarzen Lochs (black hole) zu trauriger Berühmtheit gelangte Militärgefängnis gesperrt, einen 30 qm großen Raum, der nur zwei kleine vergitterte Fenster hatte: am Morgen wurden nur 23 Überlebende aus der verpesteten Luft hervorgezogen.

c) Das Zeitalter der Gelderpressungen (1760—98).

a) Clives zweites Auftreten in Indien.

Die Nachricht von dem Unglücke Kalkuttas erreichte Madras im August 1756, als Clive eben aus England dahin zurückgekehrt war. Sobald der Monsun es gestattete, segelte er im Oktober mit dem bei Madras stationierten Admiral Watson in das Gangesdelta und gewann am 2. Januar 1757 Kalkutta zurück; weiteres, von Clive verlangtes Vorgehen vereitelte zunächst die Ängstlichkeit des Rats, der in dieser Zeit die Nachricht vom Ausbruche des Kriegs mit Frankreich erhalten hatte, auch die Nähe Bussys und dessen Einfluß auf den Nizâm fürchtete. Ein Vertrag, den der Nuwab von Bengalen mit den Briten schloß, ward von ihm sofort wieder gebrochen. Um die Franzosen zu schrecken, nahm Clive Tschandernagor, ihre Niederlassung am Hugli, mit Sturm. Gegen die Übermacht Siwadjis suchte er seine Hilfe in Verschwörung und Verrat: einem Verwandten am Hofe des Nuwab, Mir Djafir, wurde, wenn er in der zu erwartenden Schlacht mit seinen Truppen von seinem Herrn abfallen werde, die Thronfolge zugesagt. Das bengalische Heer hatte, über 50,000 Mann stark, bei Plassey (Palashi bei Murshidabad [Moxudabad]) ein befestigtes Lager bezogen: hier wurde es von Clive mit nur 2900 Mann angegriffen und, dank der verräterischen Haltung Mir Djafirs und der Feigheit des Nuwab, aufs Haupt geschlagen (23. Juni 1757). Zum Lohn für seine Verräterei wurde Mir Djafir zum Nuwab von Bengalen eingesetzt und die Bestätigung der Form wegen von Delhi eingeholt; der nachträglich gefangen genommne Nuwab wurde von einem Sohne Mir Djafirs umgebracht. Als Gegengabe für seine Erhöhung zahlte der Nuwab an die englische Kompanie

und ihre einzelnen Beamten reiche „Geſchenke", im ganzen mehr als 50 Mill. Mark (an Clive allein 5,400,000 Mark). Außerdem übertrug er an die Kompanie das Zemindarrecht (d. h. das Recht, für den Nuwab die Steuer zu erheben) über einen 882 Quadratmeilen großen Landbezirk um Kalkutta (die jetzigen 24 Perganas). 1760 wurde der Betrag dieſer Steuer, jährlich 600,000 Mark, vom Großmogul auf Clive ſelbſt übertragen. Dieſer wurde dadurch im gewiſſen Sinne Herr ſeiner eignen, die Steuer für ihn erhebenden Herren: eine Ungeheuerlichkeit, die 1765 infolge eines Parlamentsbeſchluſſes dahin abgeändert wurde, daß dieſe Einnahmen Clive zehn Jahre lang, doch von da ab für alle Zeiten die Kompanie erhalten ſollte.

Dem neu ernannten Nuwab von Bengalen drohte bald Gefahr von hinduiſcher Seite. ʿAlī Gūhar, der Sohn des Großmoguls ʿAlamgīr II., war vom Hofe ſeines Vaters geflohen und hatte in Audh und Allahabad gute Aufnahme gefunden; nach der Ermordung des Kaiſers (1759) erklärte er ſich ſelbſt zum Kaiſer von Hindoſtan und nahm den Titel Shâh ʿÂlam II. (vgl. S. 432) an. Mit einem aus Afghanen, Mahratthen u. ſ. w. zuſammengeſetzten Heere von 40,000 Mann marſchierte er gegen Mir Djafir und ſchlug zunächſt die durch britiſche Sepoys verſtärkten Truppen des Nuwab bei Patna, wurde aber dann wiederholt mit Hilfe engliſcher Truppen beſiegt (1760) und gezwungen, ſeine Abſichten auf Bengalen aufzugeben.

Unterdes hatte der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs in Deutſchland (Bd. VII, S. 537) dazu geführt, daß Frankreich und Rußland auf Seiten Öſterreichs gegen Preußen und das mit dieſem verbündete England ſtanden. Graf Lally-Tollendal (S. 450), 1756 zum franzöſiſchen Gouverneur in Ponditſcherri ernannt, machte ſich bei aller Kriegserfahrung und Tapferkeit durch ſeine Taktloſigkeiten überall Gegner, ſo daß ſeine Unternehmungen dauernd von Mißerfolgen begleitet waren. Nach Buſſys neidvoller Abberufung gelang es dem von Clive abgeſandten Forde, den Franzoſen die nördlichen Circars wegzunehmen; am 7. April 1759 fiel mit Maſulipatam der letzte der franzöſiſchen Stützpunkte im Dekhan den Briten in die Hände.

Bald nach ſeiner Ankunft (April 1758) hatte ſich Lally am 1. Juni des engliſchen Forts Saint David bemächtigt; aber ſeine Abſicht, raſch gegen das ungenügend geſchützte Madras vorzugehen, wurde durch die Weigerung des franzöſiſchen Admirals und die Verſagung der Mittel von ſeiten des Rats in Ponditſcherri vereitelt. Vergebens ſuchte er ſich dann durch die Beſtürmung Tandjurs das nötige Geld zu verſchaffen. Als er endlich doch Madras belagert und ſchon Breſche in ſeine Mauern gelegt hatte, weigerten ſich ſeine eignen Offiziere, den Sturm zu unternehmen; das Erſcheinen einer engliſchen Flotte vor Madras bewog die Franzoſen zu ſchleunigem Rückzuge mit Hinterlaſſung des ganzen Belagerungsgeſchützes (Februar 1759). Nunmehr ſchloß auch der Nizâm mit den Engländern einen Vertrag, worin er ſich verpflichtete, nie wieder Franzoſen in ſeine Dienſte zu nehmen. Noch einmal leuchtete dieſen ein Funke Hoffnung, als eine ſtarke franzöſiſche Flotte vor Ponditſcherri erſchien; aber nach einer unentſchiednen heftigen Seeſchlacht überließ auch ſie den Briten das Feld und zog ſich nach Isle de France zurück. Den letzten Verſuch machte Lally, indem er das engliſche Fort Wandewaſh beſtürmte; aber jetzt ſtellte ſich ihm der von Clive abgeſandte Oberſt Eyre Coote entgegen und beſiegte ihn am 22. Januar 1760. Lally, ſeit März 1760 zu Waſſer und zu Land in Ponditſcherri eingeſchloſſen, mußte ſich am 16. Januar 1761 ergeben. 1764 nach Paris zurückgekehrt, wurde der vom Unglück verfolgte Feldherr in die Baſtille geworfen und am 7. Mai 1766 ſchimpflich enthauptet. Voltaires unerſchrocknem Eintreten hatte es der Sohn Lally-Tollendals zu verdanken, daß Ludwig XVI. unterm 21. Mai 1778 die Ehre des unſchuldig verurteilten Vaters wiederherſtellte.

So war der zweite ernſtliche Mitbewerber um die Macht in Indien beſeitigt, obwohl er im Pariſer Frieden (10. Februar 1763) Ponditſcherri und Tſchandernagor — auf kurze Zeit (vgl. unten, S. 457) — wiedererlangte. Durch Clives Thätigkeit ſank auch Hollands Bedeutung in Indien zu einem Nichts herab. Als ſich 1760 die Lage für die Briten einmal ſchlimm zu geſtalten ſchien, ſchickte die Holländiſch-Oſtindiſche Kompanie im heimatlichen Einverſtändniſſe mit dem hinterliſtigen Mir Djafir von Java her ſieben große Schiffe mit Truppen nach dem Hugli. Doch Clive nahm ſie weg, rückte vor die holländiſche Niederlaſſung Tſchinſurah und zwang die Holländer zu einem Vertrage, worin ſie ſich verpflichteten, niemals dort Befeſtigungen anzulegen und, außer einer kleinen Polizeitruppe, keine Truppen zu halten; jede Verletzung dieſer Beſtimmungen ſollte mit ſofortiger Austreibung der Holländer beſtraft werden.

β) Mir Kaſim; weitere Erfolge der Kompanie (1761—65) und die Verderbnis ihrer Beamtenſchaft.

Clive kehrte noch 1760 nach England zurück und ward, 1762 als Lord Clive von Plaſſey mit einer iriſchen Peerſchaft ausgezeichnet, der vergötterte Liebling des Volks. Aber in Indien machte ſich überall das Fehlen ſeiner ſtarken Perſönlichkeit geltend. „Er hatte in Bengalen kein Regierungsſyſtem zurückgelaſſen, ſondern nur die Überlieferung, daß durch den Schrecken des engliſchen Namens unbegrenzte Summen Gelds von den Eingebornen herausgepreßt werden könnten“. Der Erfolg ſeiner Abmachungen mit Mir Djafir wirkte für den Rat zu Kalkutta als böſes Beiſpiel nach. Die Einſetzung des Nuwab hatte für alle ſo unerhörten Gewinn abgeworfen, daß nichts näher lag, als den Verſuch zu wiederholen. Man bedrängte den ſelbſtgeſchaffnen Herrſcher ſo lange, bis er ſchließlich abdanken mußte; die Erhebung Mir Kaſims, eines ſeiner Verwandten, an ſeine Stelle brachte außer ſchweren Haufen Gelds an die einzelnen höhern Zivil- und Militärbeamten der Kompanie die Bezirke von Bardwan, Midnapur und Tſchittagong als Gegengabe ein. Doch der neue Nuwab war ein ſelbſtändiger Charakter mit hohem Ehrgeiz und ſtarker Thatkraft. Mit Eifer ging er daran, ſich ein eignes Heer zu ſchaffen und unter europäiſcher Schulung auszubilden. Unwillig ertrug er die Übergriffe der engliſchen Händler. Es war ein allgemeiner Brauch geworden, daß alle Beamten der Kompanie bis zum unterſten Schreiber hinab die Dürftigkeit ihres Gehalts durch private Handelsgeſchäfte mehr als ausglichen; wohl hatte der Herrſcher von Bengalen dem Handel der Kompanie als ſolcher Zollfreiheit gewährt, aber auch jener private Handel beanſpruchte von ihm dieſelben Vorrechte. Der Nuwab beklagte ſich bei dem Rat — ohne Erfolg, im Gegenteil, man reizte ihn noch mehr; als Gegendruck hob er in ſeinem Lande die Steuerfreiheit auch der Kompanie auf. Damit war der Kriegsfall gegeben. Das Heer des Nuwab, in das franzöſiſche Truppenreſte aufgenommen waren, zählte 15,000 Mann, wurde aber durch den tüchtigen Major Tobias Adams bei Katwa, bei Gharia und bei Udwa Nala (Radjmahal) geſchlagen. Mir Kaſim flüchtete ſich mit 155 gefangnen Engländern nach Patna und ließ dieſe, als er auch hier vom feindlichen Heere bedrängt wurde, ermorden, bevor er ſich nach Audh, an den Hof des dortigen Wezirs Shudja, mit dem Reſte ſeiner Truppen zurückzog. An ſeine Stelle wurde der frühere Nuwab, Mir Djafir, wieder auf den Thron von Bengalen geſetzt, nicht, ohne daß auch bei dieſer Gelegenheit der Kompanie und ihren Beamten reiche Gaben zugefloſſen wären.

Inzwiſchen war der ſchwere Afghanenſturm (S. 436) über das Delhireich hinweggefegt und hatte das Mogulreich bei Panipat am 6. Jan. 1761, zehn Tage vor dem Falle Ponditſcherris, über den Haufen geworfen. In Delhi herrſchte volle Rechtloſigkeit; der Kaiſer flüchtete ſich zu

Shudja ed-daula, dem Nuwab von Audh. Beide erkannten in der rasch wachsenden Macht der Engländer am untern Ganges eine große Gefahr, und Mir Kasim fand mit dem immer noch ansehnlichen Reste seiner Leute am dortigen Hofe günstige Aufnahme. Die vereinten Heere drangen gegen die Engländer vor, gerade als deren Sepoytruppen meuterten; doch wurde der Aufstand durch Strenge schnell unterdrückt, und bei Baksar (Buxar) schlugen am 23. Oktober 1764 (nicht 1761, wie versehentlich auf der Karte bei S. 420 steht) die Engländer unter Major Hector Monro die Übermacht der verbündeten Hindufürsten in die Flucht. Mir Kasim ist 1777 in Verborgenheit und Elend bei Delhi gestorben.

Der Sieg von Baksar war für die Briten noch bedeutungsvoller als der von Plassey: er brachte sie in direkte Beziehung zu dem Herrscher von Hindostân, dessen Würde noch immer ihren idealen Wert behalten hatte, wenn auch seine thatsächliche Macht auf fast nichts beschränkt war: in dem Friedensschlusse wurde die Kompanie als Vasall Shâh 'Âlams, als Feudalherrin von Unterbengalen, Bihar und Orissa offiziell anerkannt und erhielt 1765 den Diwanat, d. h. die ganze Zivil- und Militärverwaltung. Dafür hatte sie jährlich 5 Mill. Mark an den Mogul zu entrichten, dem der Besitz des untern Duab (Allahabad und Kora) zugesichert wurde. Shudja behielt gegen Bezahlung der Kriegskosten im Betrage von 10 Mill. Mark seine Herrschaft in Audh; der Nuwab von Bengalen, der Sohn des im Februar 1765 gestorbnen Mir Djafir, erhielt als Entschädigung für den Verlust seiner Einkünfte aus Bengalen jährlich 12 Mill. Mark und die Kriminalgerichtsbarkeit, den Nizâmat.

Trotz der großen Einnahmen, die der Kompanie zuflossen, hatte diese doch Ursache, mit Sorge auf die weitere Entwicklung der Dinge in Indien zu blicken. In der Verwaltung war vieles, ja alles faul: von den obersten bis zu den untersten Stellen waren alle Beamten von der Sucht ergriffen, sich mit erlaubten und unerlaubten Mitteln in kürzester Zeit zu bereichern, um dann den Rest der Tage in England als „Nabobs" zu verleben. Das Land wurde in der furchtbarsten Weise ausgesogen: „In Kalkutta wurden unermeßliche Vermögen rasch zusammengehäuft, während 30 Millionen menschlicher Wesen bis auf die äußerste Stufe des Elends herabgedrückt wurden. Sie waren daran gewöhnt, unter der Herrschaft von Tyrannen zu leben, aber niemals hatten sie eine Tyrannei erfahren wie diese. Sie empfanden mit schwererem Drucke den kleinen Finger der Kompanie als die Hand Shudja ed-Daulas." (Thomas Babington Macaulay, Lord Clive; 1840.) Selbst das Heer war von dem schlechten Beispiele der Beamten angesteckt: Habgier, Genußsucht, Lockerung der Disziplin waren auch hier eingerissen.

γ) Clives letztes Auftreten in Indien und sein Ende.

So stand Clive im Mai 1765, als er zum zweitenmal als Gouverneur in Kalkutta eintraf, einer schweren Aufgabe gegenüber. Hatte er ja selbst doch an der Entwicklung der Übelstände mitgewirkt, die er jetzt abstellen sollte; hatte er doch als Beamter der Kompanie ungeheure Schätze erworben und selbst durch die riesigen Schatzungen, die er den Herrschern auferlegte, die Aussaugung des Lands eingeleitet. Mit starker Hand beseitigte er, trotz des Widerstands aller Beamten, die selbst in offner Meuterei gegen ihn vorgingen, manche Übelstände und minderte die allgemeine Verderbnis. Den Beamten ward es streng verboten, Geschenke anzunehmen, und ihr privater Handel nahm ab; dafür führte er als eine freilich ungenügende Entschädigung höhere Besoldungen ein, die durch das Salzmonopol gedeckt wurden.

Clive mußte infolge geschwächter Gesundheit im Januar 1767 Indien verlassen, um nicht wieder dorthin zurückzukehren. Die Mißachtung, die er bei allen Europäern in Bengalen

hervorgerufen hatte, trug schon vor seiner Heimkunft ihre Wellen in das Mutterland. Er fand dort nicht den glänzenden Empfang wie bei seiner vorigen Rückkehr. Die abenteuerlichsten Gerüchte über ihn waren im Umlauf. Es kam schließlich zu einer parlamentarischen Untersuchung und Anklage; sie endete mit der Erklärung des Hauses der Gemeinen, daß Clive seinem Vaterlande „große und wichtige Dienste geleistet" habe. Clive blieb trotzdem verbittert; Opiumgenuß untergrub seine Gesundheit, und in einem Anfalle von Schwermut endete er am 22. November 1774 sein Leben durch Selbstmord.

δ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit Haider Ali von Maisur.

Nach Clives Fortgange wurden die Verhältnisse in Indien bald schlimmer als zuvor. Sein erster politischer Schritt war der Friedensschluß mit dem Großmogul gewesen, und dieser hatte der Kompanie ein gewaltiges Gebiet übergeben, für dessen Verwaltung es an europäischen Beamten fehlte. Nur die obern Stellen konnten durch geschulte Engländer besetzt werden, während man die Leitung der Bezirke den Eingebornen überlassen mußte, deren anders geartete Anschauungen über Recht und Unrecht die größten Schwierigkeiten herbeiführen mußten; für diese aber sollten die höhern europäischen Behörden verantwortlich sein, die den Verhältnissen verständnislos gegenüberstanden. Bei den Hindu-Unterbeamten waren Unredlichkeit und Unterschleif gleichsam ein durch Jahrhunderte verjährtes Gewohnheitsrecht, und auch die europäischen Beamten fielen in den alten Brauch des privaten Handels und der Annahme von „Geschenken" zurück, seit sie Clives starke Hand nicht mehr fühlten. Die Einnahmen der Kompanie gingen in beunruhigender Weise zurück; anderseits wuchsen die Ausgaben gewaltig durch die kriegerischen Verwicklungen im Süden.

Im heutigen Maisur war im 16. und 17. Jahrhundert eine eingeborne Hindu-Dynastie, die der Wodeyar, aus kleinen Anfängen zu verhältnismäßig bedeutender Macht gelangt. Aber während der Kämpfe der Briten mit den Franzosen vertrieb den schwächlichen Tschikka Krishna Râdja Wodeyar der mohammedanische Heerführer Haider Alî (geb. 1728) durch List und Gewalt, setzte sich 1761 selbst an die Spitze des Staatswesens und vergrößerte, teilweise mit Hilfe französischer Unterführer, das neu erworbne Reich ringsum auf Kosten seiner Nachbarn. Als er 1767 gegen den Nizâm vorzugehen drohte, schloß dieser bei der Abtretung der nördlichen Circars an die Engländer (S. 451) mit diesen ein Schutzbündnis; kaum aber waren auch sie mit Haider Ali in Krieg geraten, als der schlaue Mohammedaner den Nizâm selbst durch Geld und Versprechungen gewann. Die britischen Truppen wurden von den Reiterscharen Maisurs bis nach Trinomalä zurückgedrängt; doch hier gestaltete sich im September der Angriff zu einer Niederlage Haiders, der seine Truppen auf das Hochland zurückführen mußte. Ein kräftiger Vorstoß nach der Westküste befreite ihn von den Truppen Bombays und brachte ihm Mangalore ein. Noch längere Zeit wurde mit wechselndem Glücke gekämpft, bis es am 3./4. April 1769 zu einem für die Briten wenig ehrenvollen Friedensschlusse kam, wonach fast alle Eroberungen beiderseitig zurückgegeben wurden.

ε) Warren Hastings.

Der Kompanie hatte der Krieg nichts eingetragen, aber viel gekostet. Die reichen Quellen von Erpressungen bei Thronwechseln in Bengalen flossen nicht mehr; den kaufmännischen Gewinn steckten die Beamten großenteils in ihre Privattasche. Dazu kam 1770 eine fürchterliche Hungersnot, die wohl ein Drittel der bengalischen Bevölkerung hinwegraffte und die Einnahmen

fast ganz versiegen ließ. Die Gesellschaft stand 1772 nahe vor einem Bankſturz und konnte nur durch eine beträchtliche Unterstützung durch den englischen Staat aufrecht erhalten werden. Wirklich helfen konnte freilich nur eine gründliche Reform.

Zu Clives Zeit hatte sich im Rate von Kalkutta seit 1761 Warren Hastings (geb. 6. Dezember 1732 zu Churchill) durch Besonnenheit, Rechtlichkeit und Arbeitskraft ausgezeichnet. Nach mehrjähriger Abwesenheit in England war er 1769 als Mitglied des Rats nach Madras gesandt worden; jetzt (1772) stellte man ihn an die Spitze des Rats von Bengalen. Und als infolge der erwähnten Mißstände im Februar 1773 die ganze Verfassung der indischen Handelsgesellschaft durch die Regulating Act von Grund aus umgestaltet wurde, trat er an die Spitze aller indischen Besitzungen der Kompanie. Nach dieser neuen Verfassung sollte die Präsidentschaft Bengalen eine bevorzugte Stellung einnehmen, indem ihr Präsident als Generalstatthalter auch die politische Führung der beiden neuen Präsidentschaften übernahm. Ihm zur Seite standen vier Räte, deren Meinung bei Stimmengleichheit durch den Präsidenten bestimmt wurde; außerdem wurde in Kalkutta, unabhängig vom Rat, ein höchster Gerichtshof eingesetzt.

Die Stellung des ersten Generalstatthalters war sehr schwierig. Seine Aufgabe, den ganzen Augiasstall festgewurzelter Mißbräuche in allen Zweigen der Verwaltung zu reinigen, begegnete überall dem stärksten Widerstande. Schlimmer als das war die Hemmung, die Hastings im Rate selbst erfuhr: von den vier Mitgliedern waren drei in allen Verwaltungssachen seine grundsätzlichen Widersacher, vor allem der tüchtige, aber ehrgeizige und etwas neidische Philip Francis (der mutmaßliche Verfasser der „Junius-Briefe" 1768—72). Außerdem brachte die unklare Abgrenzung der Aufgaben und Befugnisse des Rats und des obersten Gerichtshofs die störendsten Verwicklungen. Mit Geschick, Thatkraft und Ausdauer überwand Hastings alle Hemmnisse. Als ein angesehner Brahmane, Nun Komar, aus Haß die geschwächte Stellung des Generalgouverneurs im Rate dazu benutzen wollte, ihn durch eine falsche Angeberei zu stürzen, ließ dieser durch den ihm günstig gesinnten obersten Gerichtshof den Brahmanen wegen Urkundenfälschung anklagen, zum Tode verurteilen und hängen, ein warnendes Beispiel für alle Hindu. Von seinem erbittertsten Feind im Rate, Francis, befreite er sich, indem er ihn zum Zweikampfe herausforderte und ihm dabei eine Kugel durch den Leib schoß, die ihn 1780 zwang, für immer nach England zurückzukehren. Von da ab konnte Hastings, über die Mehrzahl der Stimmen im Rate verfügend, sein Reformwerk ohne weitere Reibungen von dieser Seite fortführen. Die Besteuerung wurde gründlich reorganisiert; als Verwaltungsbeamte der größern Bezirke wurden Europäer eingesetzt. Alle Angestellten wurden besser besoldet und ihnen die Nebengewinne streng verboten; die Rechtspflege wurde durch Einrichtung von Bezirksgerichtshöfen gebessert u. s. w. Bei der bisherigen Verrottung war nicht zu erwarten, daß die Reformen während der Regierungszeit des einen Manns gänzlich durchgeführt sein konnten; aber die noch heute geltende Grundlage war gelegt und damit der Boden für eine gesunde Weiterentwicklung vorbereitet.

Warren Hastings war berufen worden, die Übelstände in der Verwaltung abzustellen, vor allem aber das Defizit abzuschaffen und die Kompanie in stand zu setzen, möglichst hohe Dividenden zu verteilen. Aber das Land war ausgesogen, und die Reformen kosteten einstweilen viel Geld, ohne unmittelbar etwas einzutragen. Dennoch verstand es der Generalgouverneur mit seinem weiten politischen Gewissen und seiner Rücksichtslosigkeit, auch den zweiten Teil seines Auftrags glänzend zu lösen. Schon Clive hatte 1766 beim Thronwechsel den Jahresgehalt, den die Kompanie an den Nuwab vertragsmäßig zu zahlen hatte, von 12 Millionen Mark auf

8 Millionen herabgesetzt, und 1768 war bei gleicher Gelegenheit ein neuer Abzug von 2 Millionen gemacht worden. Hastings verminderte die Summe um weitere 3,200,000 Mark: den Nuwab, ein unmündiges Kind, brauchte man nicht zu fürchten, und wegen des Vertragsbruchs beschwichtigte man leicht sein Gewissen: hatte man doch den Vertrag nur mit Mir Djafir geschlossen, so daß seine Nachfolger noch zufrieden sein konnten, daß ihnen so viel übrigblieb.

Eine zweite reich fließende Quelle fand der in der Wahl seiner Mittel nie verlegne Generalgouverneur in dem Verhältnisse der Briten zum Großmogul. Man hatte 1765 dem Kaiser Schâh 'Âlam die beiden Provinzen Allahabad und Kora sowie 2½ Millionen Rupien aus den Einkünften von Bengalen zugesprochen. Aber als dieser 1765 die beiden Provinzen gegen sein früheres Hauptland und die Hauptstadt Delhi an die Mahratthen abtrat und 1771 in die letztere übersiedelte, behielt man nicht nur die festgesetzten Abgaben an den Kaiser zurück, sondern verkaufte auch noch jene beiden, den Briten gar nicht gehörenden Provinzen für schweres Geld an Shudja, den Nuwab von Audh, — da der Kaiser vom Einflusse der englandfeindlichen Mahratthen abhängig sei. Dem Nuwab lieh man dann gegen Vergütung britische Truppen, um die Rohilla am Fuße des Himalaya zu unterwerfen, die den Briten nicht das geringste zuleide gethan hatten. Nachdem er im Jahre 1776 verstorben war, beschuldigte die Kompanie seine Mutter und seine Witwe (die beiden Begams), denen er 10 Millionen Rupien hinterlassen hatte, die in einem Streite mit dem Thronfolger Asaf ed-Daula ihnen der Rat von Kalkutta selbst zusprach: sie hätten den Râdja von Benares zum Widerstande gegen die Briten angestiftet, setzte sie gefangen und bedrohte sie mit schweren Gewaltmaßregeln, bis man ihr Vermögen erpreßt hatte. Endlich richtete man den Blick auf den reichen Râdja von Benares, Tschait Sing. Nachdem man mehrere außerordentliche Geldzahlungen von ihm erpreßt hatte, verlangte man unberechtigterweise noch die Aufstellung einer besondern Hilfsreitertruppe. Ein gefährlicher Volksaufstand ward niedergeschlagen und mit der Einsetzung eines gefügigern Râdja beendigt: die jährlichen Einnahmen der Kompanie wurden dadurch ebenfalls um 200,000 Pfund Sterling erhöht.

ζ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit den Mahratthen; der zweite Krieg mit Maisur; Hastings' Heimkehr.

In Puna war 1761 der Peschwa Baladji (S. 436) gestorben. Als ihm sein Sohn und sein Enkel bald nachgefolgt waren, erklärte sich bei dem Mangel direkter Erben ein Bruder Baladjis, Raghnat Rao (der Ragoba der englischen Aussprache) zum Peschwa; doch wurde diese Thronfolge bestritten, als dem letzten Peschwa ein nachgeborner Sohn erstand. Raghnat wandte sich 1774 um Hilfe an die Präsidentschaft Bombay und versprach ihr dafür die beiden Hafenplätze Bassein und Salsette, die jene sofort besetzte; als er von den Mahratthen unter Sindia und Holkar angegriffen wurde, flüchtete er dorthin und übergab durch den Vertrag von Bassein (1775) die beiden Häfen an Bombay. Aber die Präsidentschaft hatte seit der Regulativakte (S. 455) gar nicht mehr das Recht, selbständig politische Verhandlungen zu führen. Trotzdem schickte sie Truppen unter Carnac aus; diese wurden jedoch 1779 bei Wadgaon von Sindia so gründlich geschlagen, daß sich das ganze Heer dem Sieger ergeben mußte. Wenn auch die Regierung in Kalkutta das Vorgehen Bombays nicht gebilligt hatte, so war es für sie jetzt doch Ehrensache, für die Geschlagnen einzutreten: 1780 wurden Truppen nach dem Westen geschickt, Ahmedabad eingenommen und am 5. August die für unbezwinglich gehaltne Mahratthen-Feste Gwalior durch Major Popham gestürmt, Sindia selbst durch nächtlichen Angriff überrascht und geschlagen. Der vorläufige Vertrag von Salbai (1781) befreite die Engländer von diesem

ſchärfſten Gegner, dem darin thatſächlich die Führerſchaft im Mahratthenbunde zuerkannt wurde. Im endgiltigen Frieden von 1782 erhielten die Mahratthen Gudjerat, während die Präſidentſchaft Bombay im Beſitze von Baſſein und Salſette blieb und Raghnat gegen einen Jahresgehalt auf die Stellung als Peſchwa verzichtete.

Schon ein Jahr vor der Niederlage von Wadgaon war 1778 von neuem Krieg zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen und im Oktober Ponditſcherri genommen worden (1783 durch den Frieden von Verſailles an Frankreich zurückgegeben); um den Franzoſen das an der Weſtküſte gelegne Mahé (ſ. die Karte bei S. 420) zu entreißen, waren Truppen von Madras durch das Gebiet von Maiſur geſchickt worden, ohne deſſen Herrn darum zu fragen. Der auch ſonſt gereizte Haider Ali fiel im Juli 1780 mit ſtarker Truppenmacht in das Karnatik ein und ſchlug am 10. September das an Zahl weit geringere und von Baillie ſchlecht geführte Heer von Madras bei Pollilore vollſtändig. Der Befehlshaber ſelbſt hatte die weiße Fahne aufgepflanzt; trotzdem wurden die Mohammedaner, als ſie ungedeckt herankamen, mit heftigem Feuer empfangen. In ihrer Erbitterung über dieſen Verrat würden ſie die Engländer in Stücke gehauen haben, wären ſie nicht durch ihre franzöſiſchen Offiziere davon zurückgehalten worden. Der Führer des zweiten engliſchen Heers, Thomas Munro, warf ſeine Kanonen in einen Teich und floh in den Schutz der Mauern von Madras. Das ganze Karnatik wurde, um den Engländern die Mittel zur Kriegsführung zu ſchmälern, von Haider verwüſtet. Sobald die Nachricht von den Schlägen in Kalkutta einlief, brach Haſtings ſofort den Krieg mit den Mahratthen ab und ſandte neue Truppen unter Sir Eyre Coote (S. 451), die Ende 1780 in Madras eintrafen; am 1. Juli 1781 wurde bei Porto Novo ein Sieg über Maiſur errungen. Nach längerm gegenſeitigen Beobachten ſchlug Coote den Feind am 2. Juni 1782 bei Tſchittur; Haider Ali ſtarb noch in demſelben Jahre (10. Dezember) bei der Belagerung von Vellore. Sein Sohn Tippu Sahib ſetzte die Feindſeligkeiten mit vielem Erfolg (April 1783 Einſchließung des Generals Matthews in Bednar und 20. Juni Seeſieg des verbündeten franzöſiſchen Admirals P. A. Suffren de Saint-Tropez bei Cuddalore) fort, und erſt am 11. März 1784 wurde auf Grund gegenſeitiger Rückgabe der Eroberungen der Friede zu Mangalore geſchloſſen.

Im Frühjahre 1785 kehrte Warren Haſtings nach England zurück, wo ſeine finanziellen Maßregeln wohl den Beifall ſeiner Kompanie fanden, nicht aber den des öffentlichen Gewiſſens. Er wurde auf Grund der am 18. Mai 1784 durch Pitt d. J. durchgeſetzten India-Bill, wonach die Regelung der indiſchen Verhältniſſe fortan einem miniſteriellen Board of control (Aufſichtsrat) unterſtanden, 1787 vom Parlamente verſchiedner Rechtsverletzungen und Erpreſſungen angeklagt; der Prozeß endete 1795 mit ſeiner Freiſprechung, nachdem ſein Vermögen durch die gerichtlichen Verhandlungen aufgezehrt worden war. Doch ſicherte ihm die Kompanie nach Bezahlung ſeiner Schuldenlaſt durch eine Jahrespenſion von 4000 Pfund Sterling einen ſorgenfreien Lebensabend. Er ſtarb am 22. Auguſt 1818, geehrt vom König und wiederhergeſtellt in der Gunſt des Volks.

η) Lord Cornwallis; der dritte Krieg gegen Maiſur.

John Macpherſon, während deſſen Verwaltung (1785—86) keine Ereigniſſe von Bedeutung eintraten, wurde abgelöſt durch Charles Mann Graf von Cornwallis (1786—93). Dieſer hatte im nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskriege (Bd. I, S. 481) mit Unglück gefochten, brachte aber den Ruf eines ehrlichen und wohlwollenden Manns mit; deshalb ward ihm die Aufgabe übertragen, in Bengalen ein feſtes Syſtem der Landbeſteuerung durchzuführen. Der

neue Generalgouverneur bestimmte zunächst, daß die Grundsteuer nach dem Satze der bisherigen Einnahmen auf zehn Jahre festgelegt werden sollte; doch schon 1793 wurde dies Verfahren für dauernd giltig erklärt. Die Meinungen über den Wert der Reform, die die Grundsteuereinkünfte Bengalens auf jährlich 60 Millionen Pfund Sterling festsetzte, sind geteilt. Die bestehenden Rechtsverhältnisse, an die man die Steuerbestimmungen anschließen mußte, waren sehr verwickelt, schwer verständlich und waren in den einzelnen Landesteilen verschieden; Ungerechtigkeiten waren somit nicht zu vermeiden: im allgemeinen wurden die Großgrundbesitzer (Zemindars) zu vorteilhaft, die Kleinbauern (Raiots) zu ungünstig gestellt. In andern Zweigen der Verwaltung nahm Cornwallis Änderungen vor, die einen Fortschritt bedeuteten. Die Offiziere der Kompanie wurden mit denen der staatlichen Truppen gleichgestellt, die Kriminalrichterstellen nur mit Europäern besetzt, die Besoldungen der höhern Verwaltungsbeamten (Collectors) und der Richter in den Bezirken erhöht u. s. w.

In der äußern Politik blieben Lord Cornwallis Verwicklungen nicht erspart. Maisurs neuer Herrscher Tippu Sahib (Tipû Sultân), leidenschaftlich und rachsüchtig, tapfer, ausdauernd und schlau, hatte 1787 an Ludwig XVI. eine Gesandtschaft geschickt und mit dem Gouverneur von Ponditscherri Verbindungen angeknüpft, ebenso mit der mohammedanischen Macht im Norden, den Afghanen; den mit den Engländern verbündeten Rädja von Travankor überfiel er im Dezember 1789, freilich ohne Erfolg. So war er für die Engländer in Madras ein gefährlicher Nachbar, und Cornwallis verbündete sich sofort mit den Mahratthen und dem Nizâm, um ihn zu stürzen und sein Land gemeinsam aufzuteilen. Aber der Krieg wurde 1790 ohne Nachdruck geführt. Als sich dann Lord Cornwallis selbst an die Spitze des englischen Heers gestellt hatte, wurde 1791 ein Sieg bei Bangalore erfochten und ein kräftiger Vorstoß bis an die Hauptstadt des Gegners gemacht; aber von den Verbündeten im Stiche gelassen, mußte Cornwallis mit Zurücklassung seines Belagerungsparks zurückweichen. Erst Anfang 1792 stürmte er mit verstärktem Heere Tippus Lager, griff ihn in Seringapatam an und diktierte ihm am 24. Februar den Frieden. Tippu mußte 3 Millionen Pfund Sterling Kriegskosten bezahlen und die Hälfte seines Lands: Malabar und Kurg (Coorg), an die Verbündeten abtreten, die es unter sich teilten.

d) Sir John Shore und das Erzwingen „subsidiärer Allianzen".

Auf Lord Cornwallis folgte sein Hauptmitarbeiter am Steuerreformwerk und einer der besten Kenner indischer Verhältnisse, Sir John Shore (1793—98; seit 1797 „Baron Teignmouth"). Seine sonst nicht gerade scharfe Regierung hat die „subsidiäre Allianz" in die indische Politik der Briten eingeführt; über ähnliche „Erfindungen" auf dem schlüpfrigen Felde des Verhältnisses zwischen der Kompanie und den Staaten Indiens vgl. unten, S. 469 und 475. Der Nuwab Asaf ed-Daula von Audh (S. 456) war 1797 gestorben, und die Thronbesteigung seines Sohns Wezir Ali wurde zunächst von der Regierung in Kalkutta freundlich begrüßt. Aber bald entdeckte man, daß sich der junge Nachbar, der sich nicht gutwillig seiner Herrschaft begeben hätte, möglicherweise den Gegnern Englands zugesellen könne. Shore, der in die Hauptstadt Lakhnau geeilt war, fand, daß die Abstammung Wezir Alis nicht echt sei, führte den Fürsten auf britisches Gebiet ab und setzte den gefügigern Bruder Asafs auf den Thron, der zum Lohne dafür die Festung Allahabad abtreten und versprechen mußte, mit keinem fremden Staat in politische Beziehungen zu treten und jährlich 760,000 Pfund Sterling Geld herzugeben für die Unterhaltung von 10,000 britischen Soldaten, die mehr zur Unterdrückung freiheitlicher Gelüste des subsidiierten Alliierten, als zu seinem Schutze gehalten wurden.

d) Der imperialiſtiſche Gedanke und das Zeitalter der großen Gebietserwerbungen (1799—1828).

Während ſich ſo in Indien die engliſche Macht mehr und mehr vergrößerte, waren die politiſchen Verhältniſſe Europas von Grund aus erſchüttert worden. Aus den Trümmern der franzöſiſchen Revolution war rieſengroß die Geſtalt Napoleon Bonapartes (Bd. VIII, S. 25) aufgewachſen, eine Macht, die der Weltherrſchaft zuzuſtreben ſchien. Die Engländer hatten guten Grund, um ihre auswärtigen Beſitzungen beſorgt zu ſein: Bonaparte drang nach Ägypten ein, um die mohammedaniſche Welt in ſeinen Bann zu zwingen (Bd. III, S. 691); Mauritius (1715—1810 franzöſiſch) und Bourbon (1646—1810) bildeten gute Zwiſchenſtationen auf dem Wege nach Indien. In den verſchiednen Hindu- und mohammedaniſchen Staaten Indiens waren franzöſiſche Offiziere und Soldaten, die Reſte aus Dupleix' Zeit (S. 448), im Solde der Fürſten, deren Heere ſie nach europäiſchem Muſter einübten. So war die Truppe des Nizâms durch Buſſy (S. 448), ſpäter durch deſſen Nachfolger Joachim Maria Raymond gut geſchult worden; im Dienſte des Sultans von Maiſur und in den Heeren der Mahratthen diente eine Menge Franzoſen in höhern (P. Perron, de Boigne u. a.) und niedern Stellungen. Je tüchtiger die ihrer Führung anvertrauten Truppen wurden, um ſo größer ward die Schwierigkeit der Engländer, ihre rings von Feinden umgebne Macht in Indien zu feſtigen.

α) Wellesley: Tippus Ende; der zweite Mahratthenkrieg.

Niemand war für eine ſolche Aufgabe geeigneter als der Nachfolger Shores, Richard Cowley Baron Wellesley, Graf Mornington (1798—1805): ein Mann, „aus dem Stoffe, woraus Eroberer gemacht werden", ehrgeizig und von Selbſtſucht nicht frei, von hochfliegenden, weit ausholenden Plänen geleitet. Ein warmer Freund Pitts, war er kein geringerer Franzoſenhaſſer als dieſer, der große Feind Englands erweckte in ihm ſelbſt den Gedanken einer Weltherrſchaft. So wurde er der erſte Vorkämpfer für den britiſchen Imperialismus.

Die politiſchen Zuſtände in den einheimiſchen Staaten Indiens kamen ſeinen Abſichten zu Hilfe. Der dem Nizâm von Haiderabad angebotne Vertrag, wonach er, anſtatt ſeiner franzöſiſchen, engliſche Truppen und ein Trutz- und Schutzbündnis erhalten ſolle, wurde nach einigem Zögern am 1. September 1798 angenommen. Danach wurde im Februar 1799 Tippu Sahib von Maiſur aufgefordert, alle Verbindungen mit den Franzoſen ſowie ſeine Beziehungen zu den Mahratthen aufzugeben, ein Verlangen, das bei ihm auf entſchiedne Weigerung ſtieß. Nachdem Mornington das engliſche Heer verſtärkt und ſich der Neutralität des Peſchwa in Puna verſichert hatte, ließ er ſeine Truppen in zwei Abteilungen, die eine unter General Stuart von Bombay her, die andre unter ſeinem Bruder Arthur (1814 „Herzog von Wellington") von Madras her gegen die feindliche Hauptſtadt vordringen. Am 4. und 6. März ward der Sultan geſchlagen, und am 4. Mai 1799 nahm General Hartis Seringapatam ſtürmend ein; Tippu fiel tapfer kämpfend auf der Schwelle ſeines Palaſtes. Der Staat Maiſur wurde im Norden und Oſten erheblich verkleinert und das abgenommne Land zwiſchen dem verbündeten Nizâm und der Präſidentſchaft von Madras geteilt. Auf den erledigten Thron wurde der dreijährige Enkel des letzten, von Haider Ali verdrängten Hindufürſten aus dem Geſchlechte der Wodeyar (S. 454) geſetzt; die Söhne Tippus erhielten ein Jahresgehalt, von dem ſie anfangs in Vellore, ſpäter in Kalkutta lebten.

Dem imperialiſtiſchen Streben des Generalgouverneurs genügten kleine Gewinne nicht. Zwiſchen den ältern Beſitzungen an der Küſte des Karnatik und den Neuerwerbungen im Innern

lagen zwei Fürstentümer, die einer Abrundung der Präsidentschaft Madras im Wege standen. Der Rädja von Tandjur wurde einfach abgesetzt (1799); an seiner Stelle gab ein bloßer Titularfürst seine Zustimmung dazu, daß ihm gegen Überlassung von einem Fünftel des Reinertrags sein Land abgenommen wurde. Im Karnatik (Arkot) war der alte, noch von Clives ersten Heldenthaten her bekannte Nuwab (S. 449) 1795 gestorben, und da sein schwacher Nachfolger die hochgestellten Geldforderungen der Engländer für ihren Beistand gegen die Mahratthen und Maisur nicht befriedigen konnte, wurde er so bedrängt, daß er abdankte. Und der neue „Herrscher" mußte 1801 einem Vertrage zustimmen, der den Engländern die ganze Verwaltung und das Militärwesen auslieferte.

Größere Aufgaben als im Süden fand der Generalgouverneur, der inzwischen für seine Verdienste im Kriege mit Maisur den Titel eines Marquis von Wellesley erhalten hatte, im nördlichen Indien. Shâh Âlam freilich, aus Allahabad nach Delhi zurückgekehrt, war von Aufrührern geblendet worden, und seine Bedeutung lag weniger in den kärglichen Quadratmeilen, die er rings um den alten Prachtpalast seines Vorfahren Shâh Djihân noch besaß, als in der überlieferten Würde eines Großmoguls, die in ganz Indien von den verschiednen Bewerbern um die Herrschaft je nach ihrem Vorteil bald anerkannt, bald ganz übersehen wurde. Viel stärkere Gegner der Bestrebungen Wellesleys lebten dagegen im Mahratthenbund. Allerdings war auch hier die Stellung des Peschwa als führenden Oberhaupts (S. 436) längst dahin. Obwohl sich die einzelnen Fürsten hüteten, den Zusammenhang ganz zu lösen, suchte doch jeder die möglichst größte Selbständigkeit zu erlangen, während sich die stärksten von ihnen bemühten, mit List oder Gewalt sich beim Peschwa als Vormünder den Rang abzulaufen. Sollte dies ganze System gestürzt werden, so mußte man also mit dem Peschwa selbst anfangen.

Im Mahrattastaat Indore (Holkar-Dynastie; S. 437) war nach dem Tode Tukai Holkars 1797 ein Thronstreit zwischen dessen beiden echten und einem natürlichen Sohne, Djaswant Rao, ausgebrochen; trotz der Feindschaft seines Nachbars Daulet Rao Sindia (seit 1794 zu Gwalior), behielt der letztgenannte die Oberhand. Seine Truppen wandten sich nach Puna, um den Peschwa mit Gewalt auf seine Seite zu bringen. Jetzt war für Wellesley, der inzwischen in Voraussicht der kommenden Verwicklungen gegen den Willen der Kompanie seine Truppen verstärkt hatte, die Zeit gekommen, dem schwachen Oberhaupte der Mahratthen den Antrag einer defensiven Allianz zu stellen (1801). Aber der Peschwa machte Ausflüchte. Auch im nächsten Jahre fanden die wiederholten Anträge Wellesleys noch kein Gehör; der Peschwa wollte sein Schicksal lieber dem Sindia als den Engländern anvertrauen. Als jedoch dessen Heer von dem kühnen Djaswant bei Puna vollständig geschlagen worden war, floh der erschreckte Peschwa auf englisches Gebiet bei Bombay. Wieder wurde ihm angeboten, britische Truppen in seinem Gebiet einzustellen, zu deren Unterhalt er ein größeres Gebiet abtreten solle. Noch immer zögerte der Peschwa. Aber als zwei englische Heere heranmarschierten und Wellesley drohte, seine Forderungen höher zu schrauben, mußte der hart Bedrängte am 31. Dezember 1802 den Vertrag von Bassein unterzeichnen, worin die Briten die „defensive Allianz", d. h. die Entsagung des Peschwa auf politische Selbständigkeit, erhielten.

Durch den Vertrag mit dem Peschwa wurden natürlich alle Mahratthenfürsten tief erregt, am meisten Daulet Rao Sindia, der den größten Einfluß beim Peschwa erlangt hatte; nunmehr war ihm „der Turban vom Haupte genommen". Aber Wellesley ließ ihm keine Zeit. In Eilmärschen rückten die englischen Truppen auf Puna vor, das sie im Mai 1803 besetzten. Jetzt erhielten Sindia und Raghudji Bhonsla von Berar dieselben Anerbietungen einer defensiven

Allianz; beide wieſen ſie zurück. Nun wurde der engliſche Geſchäftsträger bei Sindia zurückgerufen, während man ſeine Umgebung und ſein Heer durch Beſtechungen zum Verrate verleitete. Zugleich rückten zwei engliſche Heere gegen die beiden Mahratthenfürſten vor, das eine in Hindoſtan unter der Führung des indiſchen Oberbefehlshabers Gerard Baron Lake, das andre in den Mahratthenſtaaten ſelbſt unter Generalmajor Arthur Wellesley. Von letzterm wurde Ahmednagar genommen; eine beſondere Abteilung unter Oberſt Murray ſtürmte Barotſch (Broach) an der untern Narbada. Und am 23. September 1803 erlitt Sindia ſelbſt bei Aſſaye (Berar) eine ſchwere Niederlage. Gegen Raghudji Bhonsla von Berar wurde nun ebenfalls vorgegangen: Kattak in Oriſſa wurde beſetzt, das feſte Burhanpur und das für ſturmſicher gehaltne Aſir genommen, ſchließlich der Bhonsla ſelbſt bei Argaon von Wellesley aufs Haupt geſchlagen. Nach einigen weitern Mißerfolgen bat er Ende 1803 um Frieden. Im Vertrage von Argaon mußte er am 17. Dezember auf den Mahratthazoll Verzicht leiſten und den Briten Oriſſa ſowie dem Nizâm das nördliche Berar abtreten.

Dennoch zögerte Sindia, Frieden zu ſchließen, da er auf eine günſtige Wendung im Norden hoffte. Vergebens. Lake hatte ſchon am 14. September die durch den Franzoſen Perron (S. 459) verſtärkte Mahratthen-Feſte von Aligarh (Alighur) im Sturme genommen, am 11. September die Truppen Sindias unter ſeinem zweiten militäriſchen Berater, de Boigne, vor Delhi geſchlagen und den blinden Shâh Âlam für immer von der Abhängigkeit von den Mahratthen befreit. Dem Mogul wurden von den Engländern ein Monatsgehalt von 90,000 Rupien und die Einkünfte der alten Hauptſtadt ſowie ihrer nächſten Umgebung zugeſichert; die Briten ſelbſt aber hatten das ganze Duab zwiſchen Djamna und Ganges gewonnen. Von Delhi marſchierte Lake nach Agra, deſſen mahratthiſche Beſatzung am 17. Oktober 1803 zur Ergebung gezwungen wurde. Und am 1. November wurde das letzte ſüdliche Heer Sindias unter Ambadji bei Laswari endgiltig geſchlagen. Jetzt bequemte ſich Sindia in Andjangaon (Berar) zu einem Vertrage, worin er alle Anſprüche auf Hindoſtan aufgab und ſich verpflichtete, niemals mehr Europäer in Dienſt zu nehmen, deren Heimatland im Kriege mit England wäre.

Bis dahin hatte Djaswant Rao Holkar keine feindſelige Haltung eingenommen. Trotzdem ſtellte Wellesley an ihn die Forderung, daß er auf den Mahratthazoll verzichte, da er nicht rechtmäßiger Herr von Indore ſei. Da Holkar darauf nicht einging, folgte noch ein Jahr anſtrengender Kämpfe, in denen auch die Briten ſchwer zu leiden hatten (verluſtreicher Rückzug Monſons in Mittelindien, erfolgloſe Belagerung von Bhartpur durch Lake); Djaswant erlangte am 10. April 1805 noch günſtige Bedingungen. Nach neuen Feindſeligkeiten gegen die Engländer mußte ſich Holkar bald endgiltig unterwerfen; und in dem Zuſatzvertrage von Amritſar (Dezember 1805) wurde ihm Stadt und Bezirk Gwalior gelaſſen, ſonſt aber der Tſchambalfluß als Grenze feſtgeſetzt.

β) Sir George Barlow.

Richard Wellesley war ſeiner Zeit vorausgeeilt. Selbſt Geiſter wie Pitt, David Dundas, Canning, Arthur Wellesley konnten ſich mit ſo raſchen Vergrößerungen der britiſchen Macht nicht befreunden, und noch hatte ſich das allgemeine politiſche Gewiſſen nicht ſo weit entwickelt, daß es in der Vergewaltigung fremder Fürſten kein Unrecht erblickt hätte. Auch die daraus möglicherweiſe entſtehenden Gefahren wurden gefürchtet. Der Krämergeiſt der Kompanie aber ſah nur die großen Ausgaben und die kleinen Einnahmen während der kriegeriſchen Zeit; kurz: die britiſche Regierung rief Wellesley ab. Als Lord Cornwallis 1805 zum zweitenmal als Generalgouverneur nach Indien geſchickt wurde, ſollte er Frieden um jeden Preis halten.

Schon zehn Wochen nach seiner Ankunft machte sein Tod (5. Oktober) eine Neubesetzung der höchsten Stelle nötig, und ein Zivilbeamter, Sir George Barlow, übernahm 1805—1807 die Leitung der Geschäfte und den Friedensauftrag seiner Auftraggeber. Noch waren damals die Kämpfe mit den Mahratthen nicht ganz zu Ende geführt; weitere aber wurden Lord Lake (gestorben als Viscount und Gouverneur von Plymouth am 21. Februar 1808) verboten. Den Mahratthenfürsten wurde Nachgiebigkeit gezeigt; die Verhandlungen mit Sindia gelangten zum Abschluß, und Holkar (vgl. S. 461) erhielt einen für ihn ziemlich vorteilhaften Frieden. Beide erhielten freie Hand gegenüber den den Engländern befreundeten Radjputen, so daß dort bald alles drunter und drüber ging, ohne daß die Briten einschritten. Bei der ausgesprochnen Schwäche der Regierung fanden die Aufreizungen der beiden Söhne Tippus in Vellore unter den dortigen mohammedanischen Truppen von Madras williges Gehör: am 10. Juli 1806 kam es zu einem gefährlichen Aufstande, der nur mit schwerem Blutvergießen gedämpft werden konnte. Barlow wurde infolgedessen bald abgesetzt und erhielt die Gouverneurstelle in Madras.

γ) Lord Minto: die Eröffnung politischer Beziehungen zu nichtindischen Staaten.

An seiner Stelle ergriff mit kräftigerer Hand Sir Gilbert Elliot Baron Minto 1807—13 die Zügel der Regierung in Kalkutta. Zunächst beseitigte er kleinere Schwierigkeiten mit Räubergesindel und unbedeutenden Fürsten leicht. Schlimmeres fürchtete man noch immer von dem französischen Gespenste. Minto besetzte im Einverständnisse mit Portugal Goa, dann die dänischen Kolonien (Tranquebar) und hielt es außerdem für angezeigt, sich der französisch-asiatischen Inseln zu bemächtigen, um den Seeweg nach Indien für England ungefährlich zu machen. Eine willkommne Veranlassung zum Vorgehen gab das überwuchernde Piratenwesen im Indischen Ozeane. Bourbon (Réunion) wurde am 8. Juli 1810 mit Leichtigkeit genommen, und nach schwereren Kämpfen auch Mauritius (Isle-de-France), das dauernd englisch blieb, während jenes am 2. April 1815 an Frankreich zurückgestellt wurde, nachdem schon der erste Pariser Friede von 1814 die andern Eroberungen Mintos den frühern Eigentümern wiedergegeben hatte. Dann ging er gegen die den Holländern abgenommnen französischen Inseln im Malaischen Archipele vor: eine kleine englische Expedition bemächtigte sich 1810 Amboinas, Celebes' und Ceylons, eine größere, vom Generalgouverneur selbst begleitete Flotte 1811 des von Napoleon durch Nachschub französischer Truppen verstärkten Javas; und 1812 hatten die holländischen Kolonien auf Sumatra und Borneo dasselbe Schicksal.

Zur Eröffnung politischer Beziehungen zu nichtindischen Staaten gab ebenfalls der Gedanke an die Möglichkeit eines französischen Einfalls den Grund: Lord Minto schickte Gesandtschaften an die Nachbarn im Nordwesten. Am meisten Erfolg hatte sein Gesandter Sir Charles Metcalfe, dessen ruhiger Sicherheit, die schließlich durch das Herannahen britischer Truppen unterstützt wurde, am 25. August 1809 mit Randjit Sing, dem Fürsten der Sikh (S. 434), einen Freundschaftsvertrag durchsetzte, der dreißig Jahre zu beiderseitigem Vorteil und zum Nutzen der Radjputenstaaten in Geltung bleiben sollte. Dagegen konnte Mountstuart Elphinstone am 17. Juni 1809 in Kabul nicht viel erlangen; auch der mit den Fürsten von Sindh zu Haiderabad geschloßne Vertrag vom 23. August 1809 sollte nicht von langer Dauer sein. Ebensowenig Vorteile erreichte Oberst John Malcolm am Hofe Fath 'Alis von Persien, wo ihm der im Februar 1807 von Napoleon I. abgeschickte General Matthieu Claude de Gardane zuvorgekommen war; doch ließ bald die Entwicklung der Dinge in Europa die Aussicht auf eine französisch-russische Verbindung mit Persien schwinden: Gardane verließ

dies Land am 16. Februar 1809; und 1814 erzielte England den Abschluß eines Vertrags mit dem Schah.

Mintos Vorgänger Barlow hatte schon als Generalgouverneur einen blutigen Aufstand der Truppen zu unterdrücken; ein weit gefährlicherer brach unter seiner Gouverneurschaft in Madras aus. Streitigkeiten zwischen ihm und höhern Offizieren bewirkten eine allgemeine Auflehnung des ganzen Offizierkorps seiner Präsidentschaft, ja auch in Maisur und Haiderabad: mehr als 1000 Offiziere waren im offnen Aufruhre; doch gelang es dem Takte Lord Mintos, die Empörer wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Barlow aber wurde seines Amts als Gouverneur von Madras enthoben.

δ) Lord Moira (Hastings): die Kriege mit den Gurka, Pindari und Mahratthen.

Während Lord Mintos Politik gegen den Erbfeind Englands scharf, ja selbstherrlich gewesen war, hatte er die innerindischen Verhältnisse, seinen Weisungen entsprechend, unberührt gelassen. Erst Francis Rawdon Graf von Moira (1813—23) ging von neuem die von Wellesley beschrittne Bahn und brachte den von jenem versteckt eingeführten Imperialismus offen bis zu einem gewissen Abschlusse. Von vornehmer Gesinnung und hoher Bildung, hochherzig und wohlwollend, war er ein Staatsmann mit vorschauendem Blick und begeistert von dem Gedanken, England zur Vormacht (paramount) in Indien zu machen.

Der Sturm, der unter seiner Regierung den größten Teil des noch freien Indiens dauernd zu Englands Füßen legen sollte, erhob sich aus einem Winkel, woher ihn niemand erwartet hätte; aus Nepal (Nipal). In diesem langgestreckt dem Himalaya südlich vorgelagerten Lande (s. die Karte bei S. 420) hatten schon seit grauer Vorzeit Mischungen von Drawidas, Mongolen und Ariern stattgefunden; auch die im westlichen Teile Nepals sitzenden tapfern Gurkháli oder Gurka (Goorkha) können ihre gemischte Abstammung nicht verleugnen, wenn sie auch nach ihrer Überlieferung von eingewanderten Radjputen abstammen. Durch ihre thatkräftigen Führer Prithwi Narayan (gestorben 1771) und Rádja Bahadur Sahi (1775—1806) zur Herrschaft in Nepal gelangt, verlangten sie Raum für ihre Ausbreitung: nach Westen durch die Gebirgsketten und die zu kräftigerm Staatswesen erstarkten Sikh gehemmt, drängten sie, den durch Flußläufe vorgezeichneten Wegen folgend, südwärts und beanspruchten den Ganges als Grenze. So kam es 1814 zum Kriege. Lord Moira ließ zwei Abteilungen abgehen, die sich in Katmandu vereinigen sollten, die westliche unter Generalmajor Sir Robert Rollo Gillespie, die östliche unter Generalmajor Sir David Ochterlony. Das Westheer wurde gleich beim ersten Anpralle vor Fort Kalinga von den mit kurzen Messern bewaffneten Gurka zurückgeworfen und Gillespie getötet; von da ab fiel Schlag auf Schlag auf die von teils tollbreisten, teils kopflosen oder feigen Offizieren geführten Truppen. Auch bei dem von Ochterlony geführten Heere wurde sogleich die Vorhut samt ihrem unvorsichtigen Führer gefangen. Doch dann wandte sich das Blatt. Der Überzahl der Engländer, ihrer bessern Bewaffnung und Kriegskunst konnten die 12,000 Gurka auf die Länge nicht widerstehen: einer nach dem andern ihrer festen Plätze fiel, und im Mai 1815 mußte sich der größere Teil von ihnen ergeben. Doch kam es erst am 3./4. März 1816 in Sigauli zum Friedensschlusse. Der britische Gewinn war Kamaon, ein Streifen Lands an Nepals Südgrenze, wo jetzt die Gesundheitsstationen des Gangeslands den Europäern Erfrischung und Genesung bringen (Simla, Dagoshan, Nanikhat, Naini Tal u. s. w.).

Mit Schadenfreude und wachsenden Hoffnungen hatten die durch Wellesley bezwungnen Mahratthenfürsten es verfolgt, wie eine Handvoll tapferer Eingeborner den übermächtigen

Engländern schweren Schaden zufügte und den kriegerischen Ruhmesglanz, der seit Clives Zeit ihr Haupt umstrahlte, entwand. Sorgenvolle und warnende Berichte liefen von den britischen Residenten an den Höfen der in defensiver Allianz mit der Kompanie verbundnen Fürsten ein. Außerdem waren aus den Heeren des niedergebrochnen Mogulreichs Räuberhorden hervorgegangen, die sich unter Führung von entlaßnen Offizieren zu mächtigen Banden zusammenschlossen. Im Dschangel zigeunerhaft lebend, brachen diese Pindhâr(r)t von Zeit zu Zeit hervor und trugen Brand und Mord, Plünderung und Frauenraub in die wohlhabenden Bezirke. Die Mahratthenfürsten gaben ihnen eine gewisse Anerkennung, indem sie Tribut von den Räubern ihrer eignen Lande annahmen. So waren die Banden Emir Chans eine regelrechte Einrichtung im Staatswesen Holkars, während die Pindhari der Räuberhauptleute Karim Chans, Dost Mohammeds, Tschitus und andrer die Länder Sindias brandschatzten und dem Herrscher dafür Tribut ablieferten. Auch auf englisches Gebiet schoben sie nun ihre Raubgier vor. Die Vorstellungen des Generalgouverneurs fanden in London taube Ohren. Erst nachdem die Pindhari bei einem Einfall in das britische Karnatik einen Schaden von mehreren Millionen Rupien verursacht hatten und der energischere George Canning als Präsident des indischen Kontrollamts (S. 457) ins Ministerium eingetreten war, erhielt der nach der glücklichen Beendigung des Gurkakriegs zum Viscount Loudoun, Grafen Rawdon und Marquis von Hastings beförderte Generalgouverneur die Erlaubnis, scharf vorzugehen.

Vorausblickend hatte schon Hastings vorher zwei Heere kriegsbereit gemacht, deren Zahl (120,000) in keinem Verhältnisse stand zu der geringen Zahl (23,000) der undisziplinierten Pindhari. Eine größere Aufgabe stand vor seinem Geist: es galt ein- für allemal, die Suveränetät aller indischen Fürsten zu brechen. In seiner Proklamation beanspruchte Hastings zum erstenmal die allgemeine Vormachtstellung Englands: die Gesetzlosigkeit müsse aufhören und der Friede wiederhergestellt werden „unter der Bürgschaft und der Machtvollkommenheit der englischen Regierung". Noch immer beanspruchte der Peschwa Badji Rao trotz des Vertrags von Bassein (S. 460) die Führerschaft der Mahratthen und hielt Truppen, was ihm nicht mehr gestattet war. Doch zwangen ihn die Wachsamkeit und das feste Auftreten des Residenten an seinem Hofe, Mountstuart Elphinstones, im Juni 1817 einen neuen Vertrag zu unterzeichnen, in dem er für alle Zukunft sich als Feudalfürsten der Kompanie anerkannte, auf alle politischen Verbindungen verzichtete und ein Stück Land abtrat, von dessen Einkünften im jährlichen Betrage von 2,5 Millionen Rupien eine englische Schutztruppe für ihn unterhalten werden sollte. Leichter war es, Sindias Versprechen der Neutralität sowie die Zustimmung Appa Sahibs (Mudhadjis II.) von Berar zu einer subsidiären Allianz zu gewinnen.

Jetzt setzten sich im Juli 1817 die zwei großen Heere, deren Oberbefehl der Generalgouverneur selbst führte, von Norden und von Süden her gegen die Räuberbanden so umsichtig in Bewegung, daß sie im Notfalle gleich gegen einen aufständischen Mahratthenfürsten vorgehen konnten. Wirklich bereute der Peschwa bald den ihm aufgedrungnen Vertrag, ließ die Residentschaft verbrennen und auf die Sepoys der Residenten durch seine Truppen einen heftigen, allerdings vergeblichen Angriff machen. Rasch erschienen die britischen Truppen, besetzten Puna und verjagten den Peschwa, der zunächst zu Mudhadji II. von Berar floh und diesen zu gleichem Vorgehen gegen den dortigen Residenten Jenkins verleitete. Mit gleichem Mißerfolge: der Angriff endete mit der Verhaftung Mudhadjis. Der ebenfalls verdächtige Sindia wurde in seiner Hauptstadt Gwalior so von englischen Truppen blockiert, daß er nichts Feindseliges unternehmen konnte; als er 1827 starb, legte er die Regelung der Thronfolge

freiwillig in die Hände seines britischen Residenten. Schließlich wiegelte der Peschwa noch Holkar auf — auch dessen Truppen wurden durch General Sir Thomas Hislop bei Mahidpur geschlagen. Eine letzte Niederlage erlitt der Peschwa mit dem Reste seiner Truppen bei Ashta unweit Satara, entkam, fiel jedoch nach unsteter Flucht den Engländern in die Hände. Später wurde auch Nagpur, die Hauptstadt des den Engländern wieder entschlüpften Mudhadji, eingenommen, seine Truppen bei Simagar geschlagen, ein fester Platz nach dem andern, zuletzt sogar die starke Feste Asinghar gestürmt; der landesflüchtige Fürst fand zunächst eine Zuflucht im Pandjab bei dem Radjputenfürsten von Djodhpur und ist nach einiger Zeit gestorben.

So waren 1818 alle drei am Kampfe gegen die Engländer beteiligten Mahratthafürsten niedergeworfen. Des Peschwa Besitzungen (Puna) wurden zum größten Teile der Präsidentschaft Bombay zugeteilt; ein kleiner Bezirk wurde zu einem Fürstentum erhoben, als dessen Herrscher ein in Vergessenheit lebender Nachkomme Siwadjis (S. 430) eingesetzt ward, während der abgesetzte Herrscher von Puna mit einem Jahresgehalte von 800,000 Rupien in Bittur bei Kahnpur gehalten wurde. Zu Herrschern von Indore (Dynastie Holkar) und Nagpur (Dynastie Bhonsla) wurden unmündige Kinder ernannt, denen ein britischer Vormund zur Seite stand.

Während dieser Kämpfe wurde die andre Aufgabe, die Pindhari zu vernichten, durchgeführt: eine ruhelose Jagd auf ein zu Tode zu hetzendes Wild. Scharen der Räuber wurden aufgerieben; ein Teil der Führer verkam im Verborgnen (Tschitu wurde von einem Tiger gefressen). Andre entrannen der Verfolgung und setzten sich als friedliche Landbauern fest; das glücklichste Los wurde Emir Chan zu teil, der sich frühzeitig unterworfen hatte und einen Teil des Holkar abgenommnen Lands als Lehnsmann Englands erhielt.

ε) Lord Amherst und der erste Krieg mit Barma.

Durch den glücklichen Abschluß des letzten Mahratthenkriegs waren die Grenzen der britischen Herrschaft abgerundet und für mehr als ein Vierteljahrhundert festgelegt. Kriegerische Ereignisse von größerer Bedeutung im innern Indien sind während dieser Zeit nicht eingetreten, wenn auch jene Stürme noch nach Jahren in kleinern Aufständen nachgrollten. Dagegen brachte schon die Regierungszeit des nächsten Generalgouverneurs, des Barons William Pitt Amherst (August 1823—28), einen größern Krieg mit Barma. In Assam, das Schembuan (S. 506) Barma einverleibt hatte, bestanden schon einige Zeit Reibungen über die Führung der langen Grenzlinie beider Länder und Zollstreitigkeiten. Schließlich wurde (der neue Generalgouverneur war noch nicht zwei Monate im Dienst) ein Sepoy-Grenzposten von den Barmanen aufgehoben und die Forderung Lord Amhersts um Abbitte durch einen neuen Überfall der Barmanen auf die vor der östlichsten Gangesmündung gelegne Insel Schapuri und die Gefangennahme zweier britischer Offiziere beantwortet. Der Krieg war eine Notwendigkeit geworden; geleitet wurde er freilich nachlässig, unbedacht und schwach.

Je eine Abteilung wurde von Bengalen und von Madras abgesandt; nach ihrer Vereinigung auf den Andamanen (s. die Karte bei S. 525) landeten die Truppen unter Archibald Campbell an der Irawadimündung und besetzten am 11. Mai 1824 Rangun, das sich, erst vor 70 Jahren gegründet, schon zur zweitgrößten Stadt Barmas emporgeschwungen hatte. Aber sie waren gerade zu der Zeit angekommen, wo der Südwestmonsun eingesetzt hatte: das ganze Land war in einen fieberaushauchenden Sumpf verwandelt, in dem jede Bewegung unmöglich war, und der Irawadi so angeschwollen, daß an ein Hinauffahren zu Schiffe nicht gedacht werden konnte; zu Tausenden (45 Prozent der Gesamtzahl) starben die Soldaten an

Malaria, ohne daß sie einen Feind zu Gesichte bekommen hätten. Erst im Dezember erschien der tüchtigste der barmanischen Generale, Bandula, vor Rangun und schloß die Stadt ein, in der die Gesundheitsverhältnisse wesentlich gebessert und die Truppen durch neue Nachschübe verstärkt waren; seine Truppen wurden nach mehrwöchiger Belagerung Ranguns zurückgeschlagen. Trotzdem gaben die Briten den Plan, zu Schiffe den Strom hinauf vorzudringen, auf; vielmehr sollten jetzt zwei neue Expeditionen von Assam und von Tschittagong aus zu Lande den Feind in seiner Hauptstadt aufsuchen. Die erste irrte ein Vierteljahr in den Wäldern des Grenzgebiets umher, ohne den Feind zu finden, und kehrte dann wieder um. Die zweite hatte schon vor ihrer Absendung im Oktober 1824 das Mißgeschick, daß ein eingebornes bengalisches Regiment meuterte, weil es erkannt hatte, daß nichts vorbereitet war: es wurde niederkartätscht und niedergesäbelt. Als dann die Expedition zu Lande nach Tschittagong marschiert, nach Arakan gekommen war und die Provinzhauptstadt genommen hatte, wurde sie ebenfalls von Malaria erfaßt. Im Februar 1825 entschloß sich die Kriegsleitung doch noch, ein Heer unter Campbell den Irawadi hinaufzuschicken. Nachdem der tapfere Bandula bei Donabew durch eine Kanonenkugel gefallen und seine dadurch verwirrten Truppen 1.—3. Dezember bei Prome in die Flucht geschlagen waren, kam es in Pagan zu Unterhandlungen, die, öfters unterbrochen, erst am 24. Februar 1826 zum Frieden von Yandabo führten, als die britischen Truppen nur noch wenige Tagereisen von Awa entfernt standen. König Phagyi-dau mußte an die Kompanie die Provinzen Assam, Arakan und Tenasserim (zwei vorzügliche Reisländer) mit dem Mündungsgebiete des Salwen (wo Maulmain gegründet wurde) abtreten; den Engländern hatte der Krieg 5000 Mann (= 72½ Prozent der ausgerückten Mannschaften) und 130 Millionen Rupien gekostet.

Wie die des nepalischen, so pflanzten die Wogen auch des barmanischen Kriegs ihre letzten Wellen tief hinein nach Indien fort. Mit Ausnahme des ältern britischen Besitzes in Bengalen und Madras gärte es überall: hier und dort traten wieder Räuberbanden auf; viele kleine Fürsten zeigten sich auffällig feindselig, bei andern kam es zu Aufständen, die nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnten. Die vergebliche Belagerung der Hauptstadt von Bhartpur durch Lake (1805; vgl. S. 461) hatte weit über die Grenzen des Kleinstaats hinaus die Überzeugung ihrer Unüberwindlichkeit hervorgerufen; diesen Glauben gründlich zu zerstören, war für die Engländer eine dringende Notwendigkeit. Der 1825 gestorbne Rädja hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen; als Durdjan Sal, der Bruder des Verstorbnen, für seinen Neffen die Regentschaft ergriff, behaupteten die Engländer, er wolle den rechtmäßigen Erben beiseite schieben, und forderten ihn auf, gegen eine Entschädigung das Land zu verlassen. Da er sich weigerte, wurde mit starker Macht die Festung angegriffen und nach fünfwöchiger Belagerung durch Stapleton-Cotton Baron Combermere im Sturme genommen (1826); Durdjan Sal wurde auf der Flucht gefangen und als Staatsgefangner auf britischem Gebiete festgehalten.

e) Lord William Bentinck (1828—35).

Während des Zeitraums zwischen dem letzten Mahratthenkrieg und dem ersten gegen die Sikh, also zwischen 1818 und 1845, hat sich das von England beherrschte oder ihm unterstehende Indien im großen ganzen der Segnungen des Friedens erfreuen dürfen. Vor allem ist es die staatsmännische Verwaltung William Henry Cavendish Lord Bentincks (1828—35) gewesen, die auf der Grundlage des von Lord Hastings Geschaffnen im Innern tüchtige Fortschritte gezeitigt hat. In der Rechtspflege wurden durchgreifende Verbesserungen eingeführt

(Einſetzung von kleinen, aus Eingebornen zuſammengeſetzten Gerichtshöfen für Rechtsfälle geringerer Bedeutung, die Anfänge eines allgemeinen Criminal Codex u. ſ. w.). Zu den richterlichen und Verwaltungsſtellen wurden die Indier in weit größern Verhältniſſe zugelaſſen und durch beſſere Beſoldung zuverläſſiger gemacht; für die Ausbildung zum Staatsdienſt wurden beſondere Beamtenſchulen (in Agra) eingerichtet, als Dienſtſprache das Engliſche eingeführt. Das Steuerſyſtem in den neuen Provinzen wurde auf beſſere Grundlage geſtellt, indem die alten Rechte der Landbeſitzer gerechter berückſichtigt wurden; es wurden Kataſter und Flurkarten der einzelnen Dörfer angelegt, der Anbau von Ländereien durch Europäer befördert u. ſ. w. Schon Haſtings hatte trotz koſtſpieliger Kriege die reinen Überſchüſſe, die unter ſeinem Vorgänger Minto auf 2 Millionen Pfund Sterling jährlich gebracht worden waren, auf 3,5 Millionen geſteigert; und wenn auch die wenig umſichtige Leitung der Geſchäfte unter dem Grafen Amherſt große Unterbilanzen zur Folge gehabt hatte, ſo hoben ſich doch unter Bentincks geſchickten Maßnahmen (Zinsreduktion der Regierungsanleihen u. ſ. w.) die Erträgniſſe bald wieder. Freilich: die Zeiten (1600—1800), wo ſeefahrende Europäer fabelhafte Gewinne aus dem Handel mit Indien geſchöpft hatten, waren für immer dahin; an die Stelle der die Phantaſie Europas beſchäftigenden Märchenpracht des Hofs der großen Moguls, wovon die Bilder zu den viel geleſnen Reiſewerken Olfert Dapperts und ſeiner Nachahmer überſchwengliche Vorſtellungen erwecken mußten, war die poeſieloſe Nüchternheit des Britentums getreten.

Durch die Parlamentsakte vom 28. Auguſt 1833 wurden die oft verlängerten Vorrechte der Britiſch-Oſtindiſchen Kompanie in einſchneidender Weiſe geſchmälert. Danach beſtand ſie vom 22. April an nur noch als politiſcher Körper, der unter der Aufſicht des Board of Control (S. 457) die Regierung Indiens bis zum 23. April 1854 zu führen habe; ihr Daſein als einer mit Monopolen ausgeſtatteten Handelsgeſellſchaft war damit zu Ende. Durch eine weitere Beſtimmung dieſer wichtigen Akte wurde eine Amortiſationskaſſe (sinking fund) geſchaffen, um innerhalb 40 Jahren die Aktien zum Kurswerte (200 Proz.) einzulöſen; nach Ablauf dieſes Zeitraums ſolle es dem Parlamente vorbehalten bleiben, ob eine nochmalige Erneuerung des Freibriefs der Kompanie ſtattfinden ſolle oder nicht. Dieſer zweite Fall iſt thatſächlich eingetreten, inſofern als unterm 4. Mai 1854 das Aufſichtsrecht der Krone erweitert und die Beſtimmung getroffen wurde, daß die Verhältniſſe der Kompanie jederzeit geſetzlich geregelt werden könnten: die Einleitung zu dem Ende von 1858 (vgl. S. 478). Die Zollverordnungen der Akte von 1833 ſind ſchon unterm 16. Juli 1842 durch die neuen Beſtimmungen über den Handel der britiſchen Beſitzungen aufgehoben worden.

Zwei Erfolge ſind es vor allem, die Bentinck für immer den Namen eines großen Wohlthäters Indiens ſichern: die Abſchaffung der Witwenverbrennung (Satt; S. 405) und die Unterdrückung der Thags. Bis zu ſeiner Regierung hatte man ſich darauf beſchränkt, die von den Brahmanen eingeführte Sitte ſo weit zu kontrollieren, daß keine Witwe gegen ihren Willen verbrannt werden durfte. Dieſe genaue Aufſicht führte zu ſtatiſtiſchen Aufſtellungen, aus denen ſich ergab, daß die Übung in entſchiednem Rückgange war: 1828 kamen in dem 60 Millionen Bewohner zählenden Bengalen nur 420 ſolcher Selbſtopferungen vor, während es 1817 noch 700 gegeben hatte. Deshalb machte ihr Bentinck trotz des Widerſtrebens der Brahmanen und der Ängſtlichkeit der Europäer mit einem Schlag ein Ende: am 4. Dezember 1829 wurde ein Gebot erlaſſen, wonach jeder, der fortan bei einer Witwenverbrennung beteiligt ſein würde, wegen Mords beſtraft werden ſollte. Damit hörte das Satt-Unweſen thatſächlich in Indien auf, gegen das ſchon der große Akbar vergeblich angekämpft hatte. Der letzte Fall

einer Witwenverbrennung hat sich 1877 außerhalb des britischen Einflusses beim Tode des Herrschers von Nepal, Sir Djang Bahadur, ereignet.

Die zweite Ruhmesthat Bentincks war die Beseitigung der Mördersekte der Thags. In demselben Gebiete, das die Pindhari (S. 464) großgezogen hatte, in Mittelindien, waren seit mehreren Jahrhunderten Verehrer der Göttin der Zerstörung, der blutigen Kâlî (Bhâwinî; S. 402), zu einer erblichen Sekte, einer Kaste zusammengetreten, die ihre materielle Notlage mit dem Dienste der Göttin dadurch zu vereinigen wußten, daß sie die Erdrosselung und Beraubung von (nichteuropäischen) Reisenden zu ihrer Lebensaufgabe machten. Die weit über das Land verbreiteten Thags waren einheitlich organisiert, hatten ihre besondern Einweihungsgebräuche und eine eigne Diebessprache (ramasyana); vor jeder Unternehmung wurde Kâlî um Gelingen angefleht und der eine Teil des geraubten Guts als Opfer auf ihren Altar gelegt. Nie wurden die Überfallnen auf blutige Weise getötet, stets nur durch die Schlinge (rumal oder phansi). Bentinck betrieb die Vertilgung der Thags eifrigst. Durch treffliche Beamte (Molony, Wardlaw, Borthwick), vor allem Major Sleeman, wurde er so wirksam darin unterstützt, daß bis 1835 nicht weniger als 1526 dieser frommen Raubmörder ergriffen und die übrigen zum Aufgeben der alten Unsitte gezwungen wurden.

Sonst hatten die Engländer nur zweimal Veranlassung, sich unter Bentincks Regiment in die Angelegenheiten einzelner Staaten einzumischen. In Maisur hatte der von den Briten ausgesuchte und von ihnen erzogne Hindufürst so schlecht gewirtschaftet, daß ein allgemeiner Aufstand seiner Unterthanen ausbrach (1831). Der Mahârâdja wurde abgesetzt und die Regierung fortan durch einen Europäer mit drei Beigeordneten geleitet. Später wurde Tschama Râdjendra Wodeyar, der 1865 angenommne Adoptivsohn des abgesetzten Fürsten, auch britischerseits als Thronfolger anerkannt, für seine spätere Aufgabe englisch erzogen und am 25. März 1881 auf den Thron von Maisur gesetzt. In Kurg (Coorg) hatten sich die drei letzten Fürsten durch Grausamkeit hervorgethan, am schlimmsten der von reiner Mordsucht befallne Wîrarâdjadjendra Wodeyar, so daß die für ihren guten Namen besorgte Vormacht Indiens Truppen einrücken ließ, die Hauptstadt Merkara besetzte und das Land auf den Wunsch der Bevölkerung einverleibte (1834). Der mit guter Pension nach Benares geschickte Fürst ging später nach England, wo er 1868 gestorben ist.

f) Auckland, Ellenborough und Hardinge (1836—48).

Die Zeit ruhiger Arbeit zur Besserung der innern Verhältnisse erreichte mit der stellvertretenden Geschäftsführung des Barons Charles Theophilus Metcalfe (1835—36) ihr Ende; als der durch Parteitreibereien an Stelle Lord William Heytesburys erwählte George Eden Baron Auckland (1838—42) als Generalgouverneur in Indien erschien, begann eine 20jährige Kette kriegerischer Unternehmungen. Seine erste Handlung war die Regelung eines Thronwechsels, der dazu benutzt wurde, von neuem die Rechte des eingebornen Herrschers zu schmälern. In Audh war der „König" im Jahre 1837 vergiftet worden, und die Mutter des Fürsten wollte den schon vom Vater zum Thronfolger bestimmten Sohn als Nachfolger einsetzen. Wieder fand das Gouvernement in Kalkutta heraus, daß dieser Sohn nicht echt sei; so wurde zum Nachfolger ein weitläufiger Verwandter auserkoren, von dem mehr Nachgiebigkeit und bei seinem hohen Alter ein baldiges Ende zu erwarten war. Da der Erbprinz trotzdem die Krönung vornahm, ließ der britische Resident durch seine Truppen auf das Volk in den Straßen schießen, den Thronsaal stürmen und seinen Kandidaten auf den Thron setzen: dafür unterzeichnete dieser im

November 1837 einen Vertrag, der dem Reſidenten volle Macht gab, „jede ihm gut dünkende Maßregel zur Beſeitigung der Mängel der beſtehenden Verwaltung zu ergreifen". Selbſt in England war man überzeugt, daß dieſe Mängel teils eingebildet, teils ſtark übertrieben, und daß ſie weſentlich durch die britiſche Einmiſchung hervorgerufen ſeien: in London lehnte man den Vertrag ab. Aber Lord Auckland teilte dieſe Ablehnung dem Fürſten nicht mit; und ſo blieb dieſer an den Vertrag gebunden.

Ende 1838 gab es, wenn man recht genau unterſcheiden wollte, ſechs verſchiedne Arten von Verhältniſſen der anglo-indiſchen Regierung zu den einheimiſchen Staaten. Nach der Verſchiedenheit der abgeſchloſſnen Verträge teilte man ſie damals in folgende Klaſſen ein: 1) Schutz- und Trutzbündnis mit dem Recht auf den Schutz der Kompanie auch in innern Angelegenheiten (Audh, Maiſur, Berâr, Trawankor und Kotſchin); 2) dasſelbe (wie 1) ohne das Recht der innern Einmiſchung (Haiderabad, Gaikawar, Gudjerat und Baroda); 3) dasſelbe (wie 2) mit Tributzahlung und (meiſt) Kontingentſtellung (Radjputenſtaaten); 4) Gewährleiſtungs- und Schutzvertrag (Sikh); 5) Freundſchaftsvertrag (Gwalior); 6) Schutzvertrag mit mehr oder weniger ſcharfer Bevormundung der innern Angelegenheiten (Delhi, Satara und Kolapur).

a) Der erſte Krieg gegen Afghaniſtan.

Das verhängnisvollſte Ereignis der Regierung Aucklands war die Verwicklung mit Afghaniſtan, auf das er gleichfalls durch Einſetzung eines von den Briten abhängigen Herrſchers die Hand legen zu können hoffte. Wie früher ein Überlandzug Napoleons, ſo erſchien jetzt als Schreckgeſpenſt ein möglicher Einfall Rußlands, das immer weiter nach Südaſien vordrang (vgl. S. 216). Von alter Zeit her war in dieſem Land eine Dreiteilung hervorgetreten, indem der nordweſtliche Teil (Kabul) vorwiegend unter der Herrſchaft nördlicher Stämme (Moguls u. ſ. w.), der weſtliche (Herat) oft in Abhängigkeit von Perſien war, während im Süden das Hilmentbecken mit Kandahar oft ſeine Beſitzer wechſelte. Nach dem Perſer Nâdir Shâh (S. 434) hatte der Durrânihäuptling Ahmed Shâh die Herrſchaft in Afghaniſtan an ſich geriſſen. Sein Enkel, Shâh Sudjah, war 1809 von einem jüngern Bruder, und dieſer 1826 von Doſt Mohammed, vom Stamme der Barakzais, vertrieben worden; dieſe herrſchten über Kabul, während Herat noch weiter unter einem Durrâniſürſten blieb. Die Leiter der Kompanie waren zufrieden, daß das früher ſo oft Indien gefährdende Afghaniſtan durch innere Kämpfe zerſplittert und geſchwächt war, und daß ſich zudem noch zwiſchen ihrer Weſtgrenze und dem unruhigen Nachbar das unter Randjit Singh (S. 472) aufblühende Sikhreich wie eine Schutzmauer einſchob. Aber ſie ſollte bald in nähere Beziehung zu Afghaniſtan kommen.

Als die Perſer ein Heer, dem auch ruſſiſche Offiziere beigegeben waren, nach Herat ſchickten und dort die Hauptſtadt belagerten, als von Lahore her Randjit Beſitz von Peſchawar, dem Einfallsthore nach Kabul, ergriff, da bemühte ſich Doſt Mohammed um die Freundſchaft der Engländer, und Auckland ſchickte im Dezember 1836 eine „kommerzielle Miſſion" unter Alexander Burnes nach Kabul. Zu derſelben Zeit überreichte ein Ruſſe einen eigenhändigen Brief des Zaren. Doſt Mohammed bot daraufhin den Engländern an, er werde mit den Ruſſen brechen, wenn ſie ſeine Abſichten auf Peſchawar unterſtützten; aber er erhielt von Auckland eine ablehnende Antwort. Natürlich wandte er ſich nun den Ruſſen zu, während Burnes abberufen wurde (Frühjahr 1838). Auckland, der mit dem Mahârâdja des Pandjab zur Einſetzung des frühern Herrſchers von Kabul, Shâh Sudjah, ein Bündnis ſchloß und dem zukünftigen Herrſcher den britiſchen Agenten William Macnaghten gleich mit auf den Weg gab, erklärte am

1. Oktober 1838 an Doſt Mohammed den Krieg. Aus Rückſicht gegen den Verbündeten im Pandjab, deſſen Land man mit Durchzügen verſchonen wollte, beſetzte man gegen den Willen der Bevölkerung und gegen frühere Verträge nicht nur das Land der einen Bund kleiner Stämme bildenden Sindhs am Indus, ſondern forderte ſogar von ihnen eine Beihilfe in Geld. Dann drang man unter großen Schwierigkeiten durch den Bolanpaß, überall angegriffen von feindlichen Stämmen, ausgeſetzt allen Unbilden und Gefahren eines böſen Klimas, leidend an mangelhafter Verpflegung und ungenügenden Transportmitteln. Anfang Mai 1839 wurde Kandahar erreicht, und hier ergriff Shâh Sudjah feierlichen Beſitz von ſeinem Land. Im Juni marſchierte das Heer unter John Keane weiter nach Ghazni; die Thore wurden mit Pulver geſprengt und die Stadt mit Sturm genommen. Doſt Mohammed mußte zuletzt über den Hindukuſch zu den Uzbegen fliehen, und der neue Herrſcher zog mit dem engliſchen Heer am 7. Auguſt 1839 in Kabul ein. Die Bevölkerung nahm den ihr gebrachten Landesfürſten kühl auf; als aber zu ſeiner perſönlichen Sicherheit eine Leibgarde der wildeſten Stämme organiſiert wurde, machte ſich der Unwille des Volks in wiederholten Aufſtänden Luft. Zu gleicher Zeit bedrohten die Belutſchen die ſüdliche Rückzugslinie durch den Bolanpaß; und von Norden her brach Doſt Mohammed wieder ins Land ein, freilich nur, um nach erfolgloſen Kämpfen ſich freiwillig den Briten zu ſtellen und als Staatsgefangner nach Indien abgeführt zu werden.

Bei der Regierung war man mit der bisherigen Kriegführung durchaus nicht einverſtanden: man ſchickte Will. George Keith Elphinſtone; aber dieſer war ein verbrauchter, gichtbrüchiger Brigadegeneral, der ſeiner Aufgabe durchaus nicht gewachſen war. Vergebens warnten umſichtige Offiziere und drangen auf Rückkehr; Macnaghten jedoch hielt es für eine Ehrenſache, daß die Truppen bei ihrem Schützling aushielten. Die ſtark anwachſenden Kriegskoſten zwangen zu Einſchränkungen: man glaubte, ſich damit helfen zu können, daß man den unruhigen Stämmen die für friedliches Verhalten verſprochnen Gelder kürzte oder vorenthielt, erzielte aber nur, daß überall neue Feindſeligkeiten ausbrachen. Die Paßhöhen des Khaiber wurde von Aufſtändiſchen beſetzt, die Rückzugslinien der andern Päſſe bedroht. Am 2. November 1841 wurde der zum Nachfolger Macnaghtens beſtimmte Burnes in Kabul ermordet; bei einer Unterredung mit Akbar Chan, dem Sohne des verjagten Doſt Mohammed, wurde am 24. Dezember auch Macnaghten niedergeſtochen. Die Forts von Kabul, in denen die Vorräte für das Beſatzungsheer aufgeſpeichert waren, fielen in die Hände der Feinde; die Lage war verzweifelt. Am 28. Dezember endlich wurde der Beſchluß gefaßt, die Beſatzung Kabuls (4000 Soldaten und 12,000 Köpfe Troß) zurückzuziehen, mit Zurücklaſſung aller gefangnen britiſchen Offiziere, Mannſchaften und Frauen. Der Winter war mit aller Macht hereingebrochen, die Wege tief verſchneit, Vorräte für Menſchen und Zugtiere nicht vorhanden; überall lauerte der grauſame Feind. So ſchleppte ſich im Januar 1842 der raſch kleiner werdende Zug durch die Engen von Khurd-Kabul und Djagdalak hin; auf dem letzten Halteplatze von Gandamak waren nur noch 20 Offiziere und 25 Soldaten übrig. Zuletzt ſanken auch ſie dahin, und nur Dr. Brydon konnte die Nachricht von der gänzlichen Vernichtung nach Djellalabad bringen, wo ſich die Beſatzung unter General Robert Sale noch hielt. Außer dieſen Poſten hielten nur noch die von Ghazni und Kandahar (unter William Nott) ſtand. Die Befehle des Oberfeldherrn (der als Geiſel bei Akbar Chan geblieben war, aber bald an der Gicht geſtorben iſt), die Plätze an die Afghanen auszuliefern, wurden von den tapfern Truppen nicht befolgt; doch fiel Ghazni im März 1842.

Inzwiſchen waren in Indien wichtige Veränderungen vorgegangen: 1839 war der Mahârâdja des Pandjab, Randjit Singh, geſtorben, und es herrſchte dort eine gefährliche Geſetzes-

losigkeit (vgl. unten, S. 472). Für Britisch-Indien selbst war im Oktober 1841 an Stelle Aucklands, dessen Fehlgriffe die Hauptschuld an der schwierigen Lage trugen, zum Generalgouverneur Edward Law Lord Ellenborough (1842—44) ernannt worden, ein Mann vom besten Willen, aber unstet, großsprecherisch und unvorsichtig. Er traf am 21. Februar 1842 ein und sah sich sogleich vor die dringende Aufgabe gestellt, den in Afghanistan eingeschloßnen Truppenresten schleunigst Hilfe zu senden. General Sir George Pollock erzwang den Durchmarsch durch den Khaiberpaß und vereinigte sich in Djellalabad mit Generalmajor Nott, der auf Ellenboroughs Befehl am 10. August Kandahar räumte. Nach der Sprengung der Werke von Ghazni (6. September) drang er nach Kabul vor (16. September); aber er fand den Schützling der Briten nicht mehr vor: Shâh Sudja war schon am 5. April dort ermordet worden. Sein Sohn ward auf den Thron gesetzt, die Gefangnen befreit und, als Denkmal der Anwesenheit der Briten, der ganze Marktplatz in die Luft gesprengt. Am 12. Oktober zogen die Truppen von Kabul ab, gelangten am 24. Oktober nach Djellalabad, zerstörten es und kamen am 6. November 1842 ungehindert nach Peschawar. Der Preis der ganzen Unternehmung waren ein schwerer Verlust von Menschenleben, 240 Mill. Mark Kriegskosten und eine gefährliche Einbuße des britischen Ruhms. Dem Drama folgte das Satyrspiel auf dem Fuße: der Generalgouverneur ließ gefälschte Nachbildungen der Thore vom Grabe Mahmud Ghaznis, die dieser 1017 vom Tempel zu Somnât geraubt hatte (S. 410), als „Rache für Somnât" feierlich durch das Land führen, erließ eine schwülstige Ansprache, und eine Denkmünze wurde geprägt mit der Inschrift: „Pax Asiae restituta".

β) Die Unruhen in Sindh und Gwalior; der erste Krieg mit den Sikh.

Die Friedensmünze war noch nicht fertig, als schon wieder ein neuer Krieg hell aufloderte. Die traurigen Nachrichten über die Engländer in Afghanistan hatten bei dem vergewaltigten Sindhbunde (S. 470) freudigen Widerhall hervorgerufen, und seine Emire unterhandelten heimlich mit Lahore. Die Engländer warfen mehr Truppenmassen nach Sindh und unterstellten sie dem kampflustigen Sir Charles James Napier: ein Vertrag mit weitgehenden Forderungen wurde den Emiren vorgelegt, und diese unterzeichneten ihn auch; aber das Volk erhob sich gegen seine Führer. Am 17. Februar und 24. März 1843 bei Miani blutig zurückgeschlagen, mußten sich die Sindhstämme allen Bedingungen des Siegers unterwerfen: die Emire wurden abgesetzt und verbannt, das Land einverleibt und Napier als Gouverneur eingesetzt. Dieser selbst nannte das ganze Vorgehen eine „Schuftigkeit"; das Direktorium verurteilte die Einverleibung hart, erließ eine entsprechende Erklärung (August 1843) und — behielt das Land.

Inzwischen war in Gwalior der Mahârâdja gestorben und hatte nur einen minderjährigen Adoptivsohn hinterlassen. Die Briten verlangten natürlich einen andern Regenten für den unmündigen Thronfolger als das Volk, drohten und stellten die Forderung, das einheimische Heer zu verkleinern. Da man darauf nicht einging, kam es zum Kampfe: bei Mahârâdjpur und bei Panniar nach tapferm Widerstande geschlagen, wurden die eingebornen Truppen Gwaliors auf den dritten Teil ihres bisherigen Bestands gebracht und eine britische Abteilung unter englischen Offizieren im Land aufgestellt.

Noch größere Gefahr drohte im äußersten Nordwesten von dem Reiche der Sikh (vgl. S. 434), die durch den Perserkönig Nâdir Shâh und den Afghanenfürsten Ahmed Shâh Durrâni (1762, 1763 und 1767) grausam verfolgt und fast ausgerottet worden waren. Ihre zähe Lebenskraft war jedoch nicht ganz zu unterdrücken. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten die Sikh im

östlichen Pandjab zwischen Bias und Satledj wieder feste Wurzeln geschlagen. Das Haupt des Shukartscharya-Clans, der öfters genannte Rañdjit Singh, war 1798 von den Afghanen mit der Provinz Lahore belehnt worden und hatte sich Anfang des neuen Jahrhunderts bei den Thronstreitigkeiten zwischen Ahmed Durrânis Enkeln ganz unabhängig gemacht. Den lockern Bund der Sikh hatte er in eine wohlgefügte Monarchie, ihre wilden Kriegerhaufen durch europäische Offiziere (besonders die Franzosen Jean François Allard, Ventura, Avitabile und Court) in ein modernes Heer umgewandelt. Als er aber seine Macht ostwärts über den Satledj ausdehnen wollte, kam er mit den Briten in Berührung. Überwunden von der Staatsklugheit des britischen Agenten Charles Metcalfe, mußte er sich am 25. April 1809 dazu bequemen, gegen die britische Anerkennung seiner Suveränetät im Pandjab alle Ansprüche auf das Gebiet jenseit des Satledj aufzugeben. Diesen Vertrag hat er bis zu seinem Tode (27. Juni 1839) treu gehalten; nur nach Norden (Kaschmir 1819) und Westen (Peschawar 1829) dehnte er sein Reich aus. Nach seinem Dahinscheiden jedoch begann sofort ein aufregender Kampf um den Thron*. In der allgemeinen Unordnung erhoben drei Parteien ihr Haupt: die Vornehmen der Sikh (namentlich Ghulab Singh und Peshora Singh), die im Pandjab wohnenden Radjputen und als stärkste der Ausschuß des Heers. Den Vertrag von 1809 als lästigen Zwang empfindend, hegte vor allem das Heer der Sikh nach den britischen Unglücksfällen in Afghanistan die Hoffnung, ihn mit Erfolg brechen zu können.

So stand die Sache, als Ellenborough, in dessen Befähigung beim Direktorium begründete Zweifel aufgestiegen waren, abgesetzt und durch den Generalleutnant Henry Hardinge (1844—48) ersetzt wurde, der sich gegen Napoleon in Spanien und bei Ligny ausgezeichnet hatte und zweimal (1828—30, 1841—44) Kriegsminister gewesen war. Schon sein Vorgänger hatte bei der immer drohender werdenden Haltung der Sikh die britischen Streitkräfte des Nordwestens verstärkt. Bald kam es zum Zusammenstoße. Die Sikh, die in ihrem Kraftbewußtsein ihre europäischen Generale fortgeschickt hatten, gingen, 60,000 Mann stark und mit reichlicher Artillerie (150 Kanonen) versehen, im Dezember 1845 über den Satledj; sie überraschten die englischen Truppen am 18. Dezember bei Mudki während des Frühstücks, wurden aber doch zurückgeschlagen. Der von Hardinge selbst und Sir Hugh Gough zusammenhangslos geleitete Angriff der Briten bei Ferozshah (21. Dezember) brachte schwere Verluste, endete am Tage darauf trotzdem mit einer Niederlage der Sikh. Am 28. Januar 1846 bei Aliwal geschlagen, verschanzten sie sich bei Sobraon am Satledj. Ihre Kraft wurde hier am 19. Februar nach heftigem Widerstande gebrochen: nach einem Verluste von 8000 Mann mußten sie sich über den Satledj zurückziehen, und die Briten rückten in Lahore ein. Die im Vorfrieden aufgestellten Bedingungen erhielten infolge feindseliger Haltung der Unterworfnen noch Verschärfungen: bei dem Friedensschlusse vom 9. März 1846 wurde der 10jährige Dhulip Singh als Teil-Râdja

* Tscharat Singh († um 1725, † 1773), Teilfürst der Sikh
Mahâ Singh († 1764, † 1792) — Dal Singh
G.: NN. aus dem Djind-Clan († 1797)
Rañdjit Singh († 2. Nov. 1780, † 27. Juni 1839)
1. G. Mehtab Kanwar aus dem Hause der Ghanni-Sirdars;
2. G. Rani Shanda, Regentin 1844/45 [Günstling: Lall Singh]
NN. — Djowahir Singh, Wezir 1844
(1.) Kanwal Singh († 1802, † 6. Nov. 1840) — G. Rani Cendkaur, Regentin 30. Nov. 1840—20. Jan. 1841 († 1795, † Ende Jan. 1841)
(2.) Dhulip (Dulceep) Singh († 1835), Mahârâdja 1844, 1846 als Teilfürst bestätigt; 1849 abgesetzt
Nou Nehal Singh († 1821, † Anf. Nov. 1840)
Shir Singh, Mahârâdja 20. Jan. 1841—Sept. 1843
Perthab Singh († Sept. 1843)

eingeſetzt; das Heer der Sikh wurde auf eine beſtimmte Zahl beſchränkt, während eine britiſche Abteilung auf Koſten der Beſiegten (jährlich 2,2 Mill. Rupien) im Lande ſtationiert werden ſollte. Ein britiſcher Reſident (Oberſt Henry Lawrence; ſpäter Sir Frederick Currie) wohnte fortan in Lahore; in der Verwaltung ſollten als höhere Beamte vorwiegend Engländer angeſtellt werden. Das ganze Djalander Duab zwiſchen Bias und Satledj wurde an die Kompanie abgetreten, ebenſo Kohiſtan und Kaſchmir, das die Engländer ſofort wieder für 10 Mill. Rupien Ghulab Singh, dem englandfreundlichen Rädja von Djammu, überließen.

Der zum „Viscount of Lahore" erhobne Hardinge bewährte ſich durchaus auch in der innern Verwaltung; er war ein Mann treuer Hingabe an ſeine Pflicht, von warmem Herzen für das Wohl des ihm anvertrauten Volks, einſichtig und thatkräftig. Unter ihm wurde der große Gangeskanal begonnen, der beſtimmt war, geſicherten Bodenertrag für Millionen von Menſchen zu geben. Die Einführung von Telegraphen und der Bau eines großen Netzes von Staatsbahnen wurden vorbereitet, die trigonometriſche Landesvermeſſung von ganz Indien angefangen, das Steuerweſen vortrefflich geregelt. Für das Landheer wurden ſegensreiche geſundheitliche Einrichtungen (klimatiſche Erholungsſtationen u. ſ. w.) geſchaffen. Die Regierung errichtete Verſuchsplantagen für den Anbau von Thee, Cinchona u. ſ. w. Das geiſtige Wohl der Eingebornen war nicht minder des Generalgouverneurs Sorge: das Schulweſen wurde gehoben, und maſſenhaft ſtrömten die Hindu den Gouvernementsſchulen zu, ſeitdem die Regierung angeordnet hatte, daß bei allen Anſtellungen die in dieſen Schulen Ausgebildeten bevorzugt werden ſollten. In Verbindung mit den für den großen Gangeskanal errichteten Werkſtätten wurde für die Eingebornen eine polytechniſche Schule bei Rurki errichtet. Von Hardinges Regierungszeit an begannen einzelne Hindu ihre Kaſtenvorurteile ſo weit zu überwinden, daß ſie das „ſchwarze" Meer nicht mehr ſcheuten und die Hochſchulen Englands aufſuchten. Wie Bentinck die Auswüchſe des Hinduglaubens durch Beſeitigung der Witwenverbrennung und des religiöſen Mords der Thags (S. 468) unterdrückt hatte, ſo gelang es den Bemühungen Hardinges und ſeiner Beamten (Sir Colin Campbells und John Macphersons), die Sitten der Menſchenopfer bei den Khonds (S. 346) zu beſeitigen.

g) Dalhouſie (1848—56).

α) Die zweiten Kriege mit den Sikh und mit Barma.

Der neue Generalgouverneur, James Andrew Brown-Ramſay Graf Dalhouſie (1848 bis 1856), hatte ſeine am 13. Januar 1848 angetretne Stellung nur wenige Monate inne, als der Groll der Sikh über ihre nur widerwillig ertragne Unterwerfung ſich gewaltſam Luft machte. In Multan wurden am 19. April 1848 ein Offizier, Vans Agnew, und ein Zivilbeamter, Anderſon, überfallen und getötet; der Diwan (Tributärfürſt) Mulradj erklärte ſich für unabhängig. Und wenn es auch zwei jungen Hauptleuten (George Harris Edwardes und Lake) gelang, am 18. Juni bei Ahmedpur und am 1. Juli bei Saduſam ſtandzuhalten, ſo verbreitete ſich doch der Aufſtand mit rieſiger Schnelligkeit; die Sikh erhielten noch Zuzug durch afghaniſche Reiterſcharen, deren Rachegefühl über den Einfall der Engländer größer war als der Glaubenshaß gegen die Sikh. Eine von General Whiſh am 2. September eingeleitete Belagerung Multans mußte am 14. aufgehoben werden. Dalhouſie erkannte, daß die völlige Unterwerfung der Sikh eine dringende Notwendigkeit geworden war. Die britiſchen Truppen im Pandjab wurden Mitte November in Lahore unter Lord Gough (S. 472) vereinigt, erlitten aber durch ungeſchickte Führung zunächſt ſchweren Verluſt. Inzwiſchen kam Whiſhs Abteilung

von Sindh herauf und begann am 27. Dezember mit der zweiten Belagerung Multans. Die Stadt wurde nach sechstägiger Beschießung am 2. Januar 1849 genommen; die Zitadelle ergab sich aber erst am 21. Januar. Acht Tage vorher hatte Gough durch sein unbesonnenes Draufgehen die blutige Schlacht von Tschilanwala (oder Russur) gegen die Aufständischen verloren; aber am 21. Februar schlug er mit klügerer Taktik den Feind beim Städtchen Gudjerat vernichtend. Durch General W. R. Gilbert scharf verfolgt, mußte der Rest der Sikhtruppen sich am 14. März ergeben. Nun wurde mit dem Sikhstaate gründlich aufgeräumt. Dhulip Singh, den die Engländer drei Jahre vorher selbst anerkannt hatten (S. 472), wurde am 29. März 1849 pensioniert und nach Puna verwiesen, der Kronschatz mit dem Kohi-nor (S. 419) und das Kronland eingezogen und das ganze Gebiet der Sikh zur britischen Besitzung gemacht. Die Brüder Henry und John Lawrence übernahmen die Neuorganisation der wertvollen Provinz; Dalhousie aber wurde von seiner dankbaren Königin zum Marquis ernannt.

Der glücklich beendete zweite Sikhkrieg hatte den britischen Besitz im äußersten Nordwesten bis zu seinem heutigen Bestand und seinen natürlichen Grenzen gebracht, der zweite Krieg mit Barma fügte ihm weit im Osten eine neue Provinz zu. König Pagan Meng (S. 507) konnte die Losreißung wertvoller Landesteile nicht verschmerzen und benutzte jede Gelegenheit, den Engländern, besonders den Handelsleuten, in seinem Gebiete Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Als deshalb der Verband der Kaufleute in Rangun 1851 eine Beschwerde an den Generalgouverneur richtete, sandte dieser im November ein Kriegsschiff an die Irawadimündung, um die Sache zu untersuchen. Die üble Behandlung der englischen Offiziere gab den Grund zur Kriegserklärung. Im Februar 1852 wurden durch eine Dampferflotte 6000 Mann hingesandt, die am 14. April Rangun stürmten und die barmanischen Truppen verjagten. Die Regenzeit, die im ersten barmanischen Kriege so verderblich geworden war (S. 465), ging bei guter Vorbereitung und genügenden Schutzmitteln ziemlich unschädlich vorüber; nach ihrem Aufhören drangen die Truppen den Fluß hinauf bis nach Prome vor (3. Oktober). Da sich der König durchaus nicht auf Friedensunterhandlungen einlassen wollte, wurde am 20. Dezember ganz Unterbarma (Pegu) dem indobritischen Reich einverleibt; sein Wohlstand und Handel hat sich seither in überraschender Weise gehoben.

β) Dalhousies innere Verwaltung; das Einverleiben einheimischer Staaten nach dem Grundsatze des „Anheimfallens".

In der innern Verwaltung schritt Dalhousie auf der von seinen Vorgängern eingeschlagnen Bahn weiter fort. In seine Regierungszeit fallen die Vollendung des großen Gangeskanals (1854), die Eröffnung der ersten Eisenbahn (bei seinem Weggange waren 200 englische Meilen in Betrieb), die Einrichtung der Dampfschifffahrt auf dem Indus und eine regelmäßige Dampferlinie nach dem Roten Meer (Überlandweg), die Weiterführung der trigonometrischen Landesvermessung und die Küstenaufnahme durch die Marine, der Ausbau des Telegraphennetzes, die Förderung postalischer Verbesserungen, die Einrichtung einer Zentralbehörde für öffentliche Arbeiten u. s. w. Trotz kostspieliger Kriege hoben sich die Einnahmen wieder so weit, daß vom vierten Jahre seiner Verwaltung an wieder Überschüsse gemacht wurden. Auch das Unterrichtswesen wurde im Sinne seines Vorgängers gefördert.

In England ist man geneigt, die Leistungen Dalhousies auf dem Gebiete der Verwaltung auf Kosten Hardinges zu überschätzen: die meisten der Neuerungen waren bereits von diesem geplant und vorbereitet; immerhin gebührt auch dem Nachfolger das Verdienst, mit Umsicht

alles gethan zu haben, um die gesamte Wohlfahrt Indiens zu heben. Wenn englische Geschichtschreiber Dalhousie „den größten aller indischen Prokonsuln" nennen, so lassen sie sich durch seine unmittelbaren Erfolge in der äußern und innern Politik bestimmen. In Kriegen mit Nachbarstaaten hatte er der britischen Herrschaft zwei reiche Provinzen zugeführt; in seinem Verfahren mit den indischen Fürstentümern erweiterte er den Besitz der Ostindischen Kompanie beträchtlich: bloß durch die glückliche Erfindung und Durchführung eines (siebenten; vgl. S. 469 oben) politischen Grundsatzes, der Lehre vom „Ins Freie fallen" der Staaten. Danach sollte die Erbfolge beim Todesfall eines Fürsten nur dann berücksichtigt werden, wenn ein ehelicher Sohn des Verstorbnen vorhanden wäre. Fehlte ein solcher, so sollte die Adoption eines andern nicht mehr wie bisher zur Thronfolge berechtigen, sondern das betreffende Fürstentum sollte „anheimfallen".

Diese Lehre ist in acht Fällen praktisch angewandt worden. Den Reigen eröffnete gleich im ersten Jahre der Regierung Dalhousies Satara, der letzte Rest der einst so mächtigen Peschwaherrschaft. 1853 wurden zunächst der Radjputenstaat Djhansi und Nagpur einverleibt, wo der letzte Bhonsla ohne Leibeserben gestorben war. In drei andern Fällen desselben Jahrs handelte es sich um Titularfürsten ohne Land, deren Adoptivsöhne beiseite geschoben und ihrer Titel sowie der für die Fürsten ausgesetzten Pensionen für verlustig erklärt wurden. Das geschah beim Ableben des letzten Nuwab des Karnatik, bei dem des Rädja von Tandjur und bei dem Tode des ehemaligen Peschwa Badji Rao, des Adoptivvaters von Dundhu Path, der, als Nana Sahib besser bekannt, seine Beiseiteschiebung wenige Jahre später so furchtbar an den Briten rächen sollte. Der letzte Titularherrscher, mit dem der schwache Abglanz einstiger Macht und Pracht erlöschen sollte, war der letzte Großmogul Mohammed Bahâdur Shâh II. (S. 432); ihm wurde das Abkommen aufgezwungen, daß seine Nachkommen den kaiserlichen Herrschersitz Shâh Djihâns verlassen und sich ins Privatleben zurückziehen sollten. Schließlich konnte Dalhousies empfindliches Gewissen auch die Mißwirtschaft in Audh, das von zahlreichen nie versiegenden Stromläufen bewässert wird und die größte Volksdichtigkeit in Indien aufweist, nicht länger dulden. Zwar war nach dem Vertrage von 1837 (S. 469) der Fürst weniger für die Übelstände verantwortlich als der Resident, der ausdrücklich das Recht hatte, jede ihm gut scheinende Maßregel zur Beseitigung von Mißwirtschaft zu ergreifen, auch wenn die Übelstände vielfach erst durch britisches Eingreifen hervorgerufen wurden; das Herrschergeschlecht hatte sich überdies stets treu gegen die Briten erwiesen und ihnen in mancher Not die wertvollsten Dienste geleistet. Aber solche Bedenken erschienen dem Generalgouverneur klein gegenüber der Pflicht, das Volk von Audh glücklich zu machen, indem er am 7. Februar 1856 die reichste Provinz Indiens dem britischen Besitze hinzufügte. Die Wegnahme einiger Landesteile (der „Assigned districts" in Berâr) eines andern Verbündeten, des Nizâms von Haiderabad, hatte wenigstens den thatsächlichen Rechtsgrund, daß er die Schulden, die ihm aus der aufgedrungnen Erhaltung britischer Truppen erwuchsen, nicht bezahlen konnte.

Dalhousie war ein frommer Christ. Niemand berief sich so oft und so nachdrücklich auf den Willen des Allmächtigen, und niemand kannte diesen Willen so gut wie er. Das Wohl der Unterthanen stand bei ihm an erster Stelle. Da sich die Eingebornen unter der heidnischen Mißwirtschaft nicht so glücklich fühlen konnten wie unter der christlichen Herrschaft Englands, so war es ihm Gewissenspflicht, heimgefallne Staaten dem Segen der englischen Einverleibung zuzuführen. „Ich kann mir nicht denken, daß irgend jemand die Politik bestreiten könnte, jede Gelegenheit zu benutzen, um das uns schon gehörende Gebiet zu festigen durch

Besitzergreifung zwischenliegender Staaten, und unser Regierungssystem auf alle auszudehnen, deren höchste Interessen dadurch gefördert werden.“ „Millionen von Gottes Geschöpfen werden aus dem Wechsel Freiheit und Glückseligkeit gewinnen.“

Der Aufstand von 1857 war die furchtbare Quittung über diese Spendung von Freiheit und Glückseligkeit nach britischem Rezept. Durch die Einverleibung ward nicht nur dem Volke jede Anwartschaft auf höhere Stellungen entzogen; weit mehr fiel ins Gewicht, daß das Gefühl der Treue gegen die eingebornen Herrscherhäuser, mit denen es durch lange Überlieferung verbunden war, mit Füßen getreten wurde. Das Volk konnte sich nicht mit einemmal einer Kultur anpassen, die sich auf anderm Boden ganz verschieden entwickelt hatte und von ihm nur gehaßt und gefürchtet war: lieber wollte es von seinesgleichen bedrückt werden, als von den Fremden beglückt, die ohne das geringste Verständnis der Volksseele ihre heiligsten Güter schändeten, ihre Fürsten absetzten und unermeßliche Reichtümer wegschleppten. Am tiefsten war das religiöse Gefühl getroffen. Die frühern Generalgouverneure hatten Glauben, Gesetz und Sitte der Inder nach Möglichkeit geschont; jetzt wurden plötzlich Grundsätze aufgestellt und Thaten gethan, die den Grundanschauungen der Hindu ins Gesicht schlugen. Jedem von ihnen ist es das Höchste in diesem und im jenseitigen Leben, daß er beim Tod einen Sohn hinterläßt, der ihm die Augen zudrückt und der durch fromme Werke die Seligkeit der Ahnen gewährleistet. Wem aber das Schicksal den direkten Leibeserben versagte, der konnte durch Adoption seinen Stamm fortsetzen und sich durch den angenommnen Sohn in voll gleichwertiger Weise das ewige Heil sichern. An diese Überzeugung tasteten nun die Fremden mit frecher Hand unter dem Vorwande, daß es sich hier nur um das Wohl des Volks handele, und mit dem Erfolge, daß sie immer mehr das eigenste Wesen der Hindu bedrängten, während sie selbst materielle Vorteile davon zogen. In dem Betonen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, erblickte der Hindu nur Hohn und Heuchelei.

h) Lord Canning; der Sepoy-Aufstand (1857).

Scharfsehenden Männern entging die tiefe und weitverbreitete Gärung unter den Eingebornen nicht; aber das Direktorium schenkte den Stimmen kein Gehör, und die Blicke Viscount Charles Jahn Cannings (1856—62), des Nachfolgers Dalhousies, wurden zunächst abgelenkt durch das Vordringen der Perser nach Osten. Die Schwäche der englischen Truppen, die im Krimkriege hervorgetreten war, hatte jenen Mut gemacht, Herat anzugreifen und zu besetzen; aber als Ende 1856 eine britisch-indische Flotte im Persischen Meerbusen erschien, mußten sie, mehrfach geschlagen, Herat wieder frei geben und sich im Pariser Frieden vom 4. März 1857 verpflichten, sich nicht wieder in afghanische Angelegenheiten einzumischen.

Inzwischen hatte man in Indien fortgefahren, das Gefühl der Hindu zu verletzen: es waren Gesetze erlassen worden, die den Witwen die Wiederverheiratung gestatteten, die den Brahmanen die Vielweiberei verboten und bestimmten, daß die einheimischen Truppen zum überseeischen Dienste verwandt werden könnten. Die Erbitterung war aufs höchste gestiegen, und es bedurfte nur eines Funkens, um den Brennstoff zu entzünden. Diesen Anstoß gab die bei dem 1853 eingeführten Enfield-Vorderlader nötige Anwendung „gefetteter Patronen“. Unter den mohammedanischen Truppen verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht, daß sie beim Abbeißen der Patronen den Schmalz des unreinsten der Tiere, des Schweins, in den Mund nehmen sollten; bei den Hindu hieß es, daß sie gleiches mit dem Talg ihres heiligsten Tiers, der Kuh, thun sollten; beiden galt die Verordnung als die höchste Beschimpfung ihrer Religion.

In Mirat weigerten ſich einige Sepoys (S. 448), die Patronen zu gebrauchen, und wurden dafür eingeſperrt. Aber am folgenden Tage, 10. Mai 1857, wurden ſie von ihren Kameraden gewaltſam befreit; der meuternde, lawinenhaft ſich vergrößernde Haufe zog am 11. Mai nach Delhi, wo die Garniſon zu ihnen überging. Mit Sturmeseile verbreitete ſich der Aufruhr über das ganze Land zwiſchen Djamna und Patna und weit darüber hinaus: bezeichnenderweiſe jedoch nur in ſolchen Bezirken, die durch Dalhouſies „Heimfälle" oder Einverleibungen betroffen worden waren. Die Präſidentſchaften Bombay und Madras blieben ruhig; in dem durch Lostrennung einiger Provinzen erbitterten Reiche des Nizâms gelang es dem Miniſter und der Anweſenheit der Truppen von Madras, drohende Unruhen im Keime zu erſticken. Ernſtere Empörungen kamen ſchon in dem heimgefallnen Nagpur vor. Am erbittertſten aber war der Aufſtand in dem vier Jahre vorher einverleibten kleinen, aber ſtolzen Radjputenſtaate Djhanſi, in Audh, in der Hauptſtadt des Kaiſers, deſſen Nachkommen auf den Namen der Moguls verzichten ſollten, und in Kahnpur (Cawnpore) am Ganges, in deſſen nächſter Nähe Dundhu Path, genannt Nana Sahib, der in ſeinem Erbrechte gekränkte Adoptivſohn des letzten Peſchwa, wohnte.

Den Aufſtändiſchen kamen gewiſſe Umſtände im Heere ſehr zu ſtatten. Die Anforderungen der Zivilverwaltung in den neuen Provinzen hatten ihm eine Menge gerade der befähigteſten Offiziere entzogen, während die im Heere gebliebnen, ihre Nichtberückſichtigung als Zurückſetzung betrachtend, den Dienſt ohne Eifer und Freude verrichteten. Dann war ein großer Teil der Truppen in und nach dem letzten Sikhkriege nach dem Pandjab verlegt worden; durch die Sendung europäiſcher Soldaten aus Indien nach der Krim war ein ſolches Mißverhältnis entſtanden, daß auf je einen europäiſchen Mann fünf indiſche Sepoys kamen. Endlich hatte man die wichtigſte Waffe, die Artillerie, großenteils eingebornen Soldaten überlaſſen.

Innerhalb des aufſtändiſchen Gebiets traten drei Brennpunkte hervor: Delhi, Kahnpur und Lakhnau (Lucknow). In der Mogulhauptſtadt ſammelten ſich im Sommer 1857 allmählich 50,000 meuternde Sepoys an, die von Verjagung der Briten und Wiederherſtellung der alten Glanzſtätte Hindoſtâns träumten. In Kahnpur verſchanzten ſich die Europäer unter General Wheeler zunächſt; aber es fehlte ihnen eine zielbewußte Führung, und als nach neunzehntägiger Umſchließung Nana Sahib freies Geleit verſprach, gingen ſie darauf ein. Am 27. Juni beim Ganges angelangt und im Begriffe, ſich nach Allahabad einzuſchiffen, wurden 450 von ihnen in den Booten erſchoſſen (nur vier retteten ſich ſchwimmend ans andre Ufer) und etwa 150 Frauen und Kinder gefangen zurück nach Kahnpur gebracht. Erfolgreicher hielten ſich die knapp 1000 Europäer in Lakhnau unter Henry Lawrence (S. 473), der die alte Reſidentſchaft in eine kleine Feſtung umgewandelt hatte; auch nachdem er am 2. Juli durch eine Kanonenkugel getötet worden war, boten ſie unter Oberſt John Inglis jedem Anſturme der erdrückenden Übermacht Trotz. Die den Briten treu gebliebnen Truppen ſammelten ſich in Allahabad unter dem Brigadegeneral Henry Havelock; er führte ſie zuerſt gegen Nana Sahib und trieb dieſen, der am 17. Juli Kahnpur fahren ließ, vor ſich her. Am 25. September konnte ſich der engliſche Feldherr mit den in der Reſidentſchaft von Lakhnau eingeſchloßnen Europäern vereinigen; da er jedoch nicht Truppen genug bei ſich hatte, um ſie zu befreien, blieb er zunächſt ſelbſt mit eingeſchloſſen. Am 24. November iſt er, zu früh, als daß er ſeine Ernennung zum Baronet noch erfahren hätte, in Alam Bagh bei Lakhnau an der Ruhr geſtorben.

Im Pandjab hatten die Sikh die furchtbaren Verfolgungen durch die Moguls nicht vergeſſen: ſie blieben ihren neuen britiſchen Herren treu und ermöglichten es dem dortigen erſten Regierungsvertreter, J. Lawrence, Truppen zur Wiedergewinnung Delhis abzuſchicken. Bei

ihrer Annäherung schwand den Aufständischen der Mut, und die Besatzung der Kaiserstadt sank bald auf 20,000 Köpfe herab. Immerhin hatten die in Minderzahl befindlichen britischen Truppen unter Oberst Archdale Wilson, der nach dem Tode des Generalleutnants Sir Henry William Barnard (22. Juli) den Befehl übernommen hatte, sechs Tage erbittertsten Straßenkampfs durchzufechten, ehe sie die Mogulburg genommen hatten (20. September 1857). Mohammed Bahâdur Shâh II. wurde mit seinen beiden Söhnen auf der Flucht gefangen, diese gleich darauf von einem britischen Offiziere niedergeschossen, er selbst aber kriegsgerichtlich auf Lebenszeit nach Rangun verbannt; dort ist er am 7. November 1862 gestorben.

Das Schicksal des Aufstands war mit dem Falle Delhis entschieden. Anfang Oktober langten englische Truppen vom Kap und aus Europa an. Nun konnte der zum Oberbefehlshaber ernannte Sir Colin Campbell (unterm 3. Juli 1858 zum Lord Clyde befördert) planvoll gegen Kahnpur (Sieg am 6. Dezember) und Audh vorgehen. Unter zähem Widerstand (in Audh war es ein wahrer Volkskrieg) drang Campbell am 21. März 1858 bis zur Residentschaft in Lakhnau vor, aus der er schon zwischen dem 17. und 22. November 1857 die dort tapfer aushaltenden Europäer zurückgeholt hatte. Ebenso wurde der Rest der noch nicht gemordeten Weiber und Kinder in Kahnpur befreit und Schritt für Schritt das Duab, Audh und Rohilkand wiedergewonnen, wobei das benachbarte Nepal mit seinen Gurka gute Hilfe leistete. Nana Sahib flüchtete sich ins Dschangel, wo er, wahrscheinlich am Fieber, umgekommen ist.

Der Kampf im Süden des Aufstandsgebiets wurde durch die von Bombay gesandten Truppen unter Sir Hugh Rose ausgefochten. Aus Djhansi wurde die verzweifelnd kämpfende Fürstinwitwe vertrieben; nachdem sie ihrerseits Sindia verjagt hatte, bemächtigte sie sich des fast uneinnehmbaren Gwalior und fiel hier am 18. Juni 1858 an der Spitze ihrer Truppen. Noch längere Zeit flackerte hier und da eine Flamme aus dem fast erloschnen Feuer hervor; aber im ganzen war Ende 1858 der blutige Kampf und die kritischste Zeit englischer Herrschaft in Indien abgeschlossen.

i) Die Einverleibung Indiens in das Britische Kaiserreich (1858).

Der Sepoy-Aufstand war das letzte Zucken der Selbständigkeit des indischen Volks: die schweren Erschütterungen waren die Geburtswehen einer neuen Zeit. Am 3. August 1858 setzte die Königin Viktoria ihre Unterschrift unter den Parlamentsbeschluß, der in folgerichtiger Anwendung der Akte von 1833 und 1854 (S. 467) die Ostindische Kompanie auflöste, zu ihrem Nachfolger den britischen Staat einsetzte und die Regierung unmittelbar der Krone Englands übertrug. Dies geschah am 1. September; Lord (seit 1859 Graf) Canning hat als erster Vizekönig von Indien bis zum Frühjahr 1862 segensreich gewirkt. Bald war das Land beruhigt; vereinzelte Aufstände (1863 in Patna) konnten schnell unterdrückt werden. Der schon unter den Generalgouverneuren Hardinge und Dalhousie begonnene Bau von Eisenbahnen (vgl. S. 473/4) wurde rege fortgesetzt (s. die beigeheftete Tafel „Der Bahnhof Victoria Terminus in Bombay") und trug wesentlich zur Verbreitung europäischer Kultur bei. Die neuen Vizekönige*

* 1862—63 James Bruce Graf von Elgin und Kincardine; 1863—68 John Laird Mair Baron Lawrence; 1869—72 Richard Southwell Bourke Graf Mayo; 1872—76 Thomas George Baring Baron Northbrook; 1876—80 Edward Robert Baron Bulwer-Lytton; 1880—84 George Frederick Samuel Robinson Marquis von Ripon; 1884—88 Frederick Temple Blackwood Graf von Dufferin; 1888—94 Henry Charles Keith Petty Fitzmaurice Marquis von Lansdowne; 1894—98 Victor Alexander Bruce Graf von Elgin und Kincardine, und seit 1899 George Nathaniel Baron Curzon of Kedleston.

Der Bahnhof Victoria Terminus in Bombay.
Naar einer Photographie gemeten van G. Lekmie.

von Indien, das durch Parlamentsbeschluß vom 29. April 1876 zum Kaiserreich erklärt ward, widmeten sich fortan den vielfachen Aufgaben der Verwaltung im Innern (Finanz-, Steuer- und Zollwesen, Gerichtsorganisation, Bergbau- und Forstwirtschaft, Krankheitsfürsorge und Milderung der Hungersnöte 1873/74, 1877/78 und Ende der 90er Jahre) und dem Schutze der Grenzen. Mit dem Gesetze vom August 1858 schließt die selbständige Geschichte Indiens, das nun ein Teil des großen britischen Weltreichs geworden war; was sich später hier ereignet hat, gehört der Geschichte Englands (Bd. VI) an.

3. Ceylon.

A. Die Natur Ceylons.

a) Das Land.

Die Geschichte Vorderindiens ist, soweit wir sie zurück verfolgen können, beeinflußt von seiner Lage am Südrand eines großen Erdteils; seine scheinbar unübersteiglichen Grenzgebirge sind immer und immer wieder von fremden Völkern überschritten worden, deren Einbrüche die Geschicke des von der Natur überreich ausgestatteten Lands so wechselvoll gestalteten. Anders lagen die Dinge in Ceylon: als südlichster Vorposten Indiens ist es so weit entfernt von dem übrigen Asien, daß von dort aus keine Stämme bis zu ihm vorgedrungen sind: alle geschichtlichen Anstöße kamen nur aus der Halbinsel, zu der Ceylon, durch eine flußähnlich schmale Meerenge von ihm getrennt, seiner ganzen Natur nach eine unmittelbare Fortsetzung bildet. Dem in den Ost- und Westghats steil abstürzenden Dekhan lagert sich im Süden die Karnatische Ebene an, aus der sich vereinzelte größere Hochebenen (die Siwaroy-, Palni- u. s. w. Berge) und unzählige kleine Granit- und Gneisfelseninseln erheben. Und nachdem das Flachland in sanfter Abdachung im Süden an der Koromandelküste ins Meer untergetaucht ist, erhebt sich der Boden jenseit der schmalen Palkstraße wieder langsam über den Meeresspiegel, zunächst im Norden Ceylons fast ganz eben (Korallenboden), dann im breiten Hauptteile der Insel schildförmig. Die Mitte dieses mächtigen Schilds, das Bergland Malaya, wird durch das ceylonische Zentralgebirge gekrönt, das südlichste und mächtigste jener vereinzelten Urgesteinshorste im südlichen Indien. Der seichte, durch mehrere Inseln wie Pfeiler einer Brücke (Adamsbrücke) noch unterbrochne Meeresstreifen bildet mehr ein Bindeglied zwischen Insel und Festland als eine Trennung, und die Natur beider ist, dank diesem Zusammenhange, fast eine und dieselbe. Hier wie dort wird das feste Felsengerüst des Bodens durch das gleiche Urgestein gebildet; wir finden auf beiden Seiten der Palkstraße dieselben Berg- und Felsformen. Es wehen die gleichen Winde: im Sommer der regenreiche Südwestmonsun, der dem steilen gebirgigen Westen überreiche Regenmengen bringt, im Winter dagegen der trockne Nordostmonsun auf der Ostseite.

Infolgedessen wiederholt sich auch das Pflanzenleben: im Westen beider die Üppigkeit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit, im Osten ärmerer Pflanzenwuchs und ein mit seinen Gaben geizendes Land, das ebenso wie der flache Norden der Insel nur da eine größere Volksverdichtung ermöglicht, wo es des Menschen Fleiß erzwingt, durch künstliche Stauwerke das fruchtbringende Naß für die Zeiten der langen Dürre aufzusammeln. Auch die Tierwelt ist im ganzen dieselbe in Südindien und auf der Insel. Der Elefant, die großen Tigerkatzen (nur der Königstiger hat die Meeresstraße nicht überschritten), die Affen, Schlangen, Termiten und Blutegel bewohnen hier wie dort die Wälder. Die winzigsten Lebewesen erzeugen auf beiden

Gebieten im Menſchen dieſelben Maſſenkrankheiten: die Cholera und namentlich die Malaria, die beſonders an den Rändern der Steilgebirge und den vielen Felſenhorſten mit ihrem Gewirr übereinander geſtürzter Felſenblöcke ſowie in den Dſchangeln und an den Flußläufen dem Menſchen Tod und Verderben bringt.

b) Ceylons Urbevölkerung.

Es wäre wunderbar, wenn ſich dieſe Gleichheit der Natur nicht auch in der menſchlichen Bevölkerung zeigte, die von den älteſten Zeiten her die Inſel bewohnt hat. Heutzutage leben dort zwei anthropologiſch wie ethnologiſch verſchiedne Hauptraſſen, eine dunklere und eine hellere, die erſt in verhältnismäßig ſpäter Zeit eingewandert, urſprünglich der Inſel fremd war. In der Urzeit der Völker war Indien wie Ceylon die Heimat einer einzigen, durch dunkle Pigmentierung, welliges Haar und kleinen oder ſehr kleinen Wuchs gekennzeichneten Raſſe. Geologiſche, pflanzen- und tiergeographiſche Thatſachen ſprechen dafür, daß in nicht allzuweit zurückliegenden Zeitaltern Feſtland und Inſel ein einziges zuſammenhängendes Ganzes gebildet haben. Wenn aber auch die Palkſtraße immer ſo beſtanden hätte, wie ſie heutzutage iſt, ſo würde es doch auch dem Menſchen allerniedrigſter Kulturſtufe ein Leichtes geweſen ſein, von den Ebenen Südindiens über die Adamsbrücke hinüber zu wandern nach der lockenden Inſel. Geſchichtlich nachweislich haben ſchon vor mehr als 2000 Jahren Tamileneinfälle ſtattgefunden, und der Plantagenbau Ceylons zieht noch jetzt alljährlich eine nach Tauſenden zählende Drawidabevölkerung herüber; aber ſicher war ſchon vor der erſten geſchichtlichen Einwanderung die Inſel von Stämmen bewohnt, die den Drawidavölkern anthropologiſch und ethnologiſch äußerſt nahe ſtanden. Die waldbewohnenden, wilden Yakka der Sage ſind zweifellos als die Vorfahren der heutigen Wedda anzuſehen; wahrſcheinlich hat jedoch die erſte ariſche Einwanderung in Ceylon ſchon andre drawidiſche Stämme angetroffen, die ſich an günſtigern Wohnplätzen auf eine höhere Stufe des Daſeins erhoben hatten. Die „ceyloniſchen Tamilen" freilich, die jetzt den Norden und die Oſtküſte der Inſel bewohnen, ſind zum größten Teile die Nachkommen von Drawidas, die in zahlreichen Kriegszügen den Norden der Inſel überſchwemmt haben.

B. Die Vorgeſchichte Ceylons.

Neben dieſer dunkelhäutigen urindiſch-ceyloniſchen Raſſe ſitzt auf der Inſel, und zwar in dichter Maſſe auf der von der Natur reicher ausgeſtatteten Südweſthälfte, noch ein körperlich und kulturell von jenen ganz verſchiednes Volk, die Singhaleſen. Sie ſind urſprünglich landesfremd, mit anders geartetem Körper, andrer Sprache, mit andrer Religion, andern Sitten und Gebräuchen. Wo war die Heimat dieſer Fremdlinge? Sicher nicht in dem damals von reinen Drawida bevölkerten Süden Indiens.

a) Die ariſche Einwanderung.

Die geographiſche Lage Ceylons weiſt uns als wahrſcheinlichſten Ausgangspunkt einer ſolchen Einwanderung auf Nordindien hin. Im Süden liegt der Inſel überhaupt kein Land gegenüber; im Oſten und im Weſten iſt das Land weit entfernt und durch breite, nur auf höherer Stufe der Schifffahrt zu bewältigende Meere von Ceylon getrennt. Dagegen weiſen die von Nordweſten und von Nordoſten her ſich krümmenden Küſten Vorderindiens der Küſtenſchifffahrt von ſelbſt den Weg nach Ceylon. Abgeſehen von wenigen, in den letzten Jahrhunderten eingeführten Malaien finden wir auf der Inſel weder eine Spur indoneſiſchen oder malaiiſchen Bluts noch etwas, das uns an afrikaniſche Raſſen erinnert; dagegen treffen wir

die nächſten Verwandten der Singhaleſen in der Fortſetzung jener Küſtenſchifffahrtsbahnen unter den im zweiten oder dritten vorchriſtlichen Jahrtauſend über die Randgebirge Indiens hereingewanderten Ariern und den von ihnen abſtammenden Miſchlingen der nordindiſchen Tiefebene; ſie ſind es nach Körperbau, Sprache, Sitte und Geſellſchaftsordnung. Ja, dieſe Merkmale geſtatten uns, ſogar die Zeit annähernd zu beſtimmen, wo die Einwanderung in die Inſel erfolgt iſt, ſowie den Weg, den ſie genommen hat.

Die höchſte Kaſte der Singhaleſen waren zu allen Zeiten die Goiwanſa oder Handuruwo, d. h. die Edelgebornen — Brahmanen hat es niemals in der Rangordnung ihrer Kaſten gegeben. Wo ſie von der Überlieferung oder in geſchichtlicher Aufzeichnung genannt werden, handelt es ſich um Erfindungen der Chroniſten oder um fremde Brahmanen, wie z. B. bei der Erzählung von der Einführung der Buddhalehre in Ceylon; niemals aber erſcheinen ſie als weſentliche Beſtandteile der ſinghaleſiſchen Geſellſchaft. Demnach muß die Ablöſung des ſinghaleſiſchen Zweigs der ariſch-indiſchen Völkergruppe zu einer Zeit erfolgt ſein, wo die Brahmanen noch nicht die Herrſchaft über die Organiſation der Geſellſchaft, über Recht und Sitte, über das Fühlen, Denken und Thun des Volks an ſich geriſſen hatten, d. h. alſo vor der Zeit größerer Staatenbildungen im mittlern Gangeslande (vgl. S. 364). Alſo kann die ſinghaleſiſche Auswanderung aus Indien nicht etwa im Oſten, von den Gangesmündungen oder von Oriſſa aus ſtattgefunden haben: bis dorthin ſind ja die Arier erſt nach der Ausbildung der brahmaniſchen Vorherrſchaft vorgedrungen, und das Gangesdelta iſt bis in unſer Jahrtauſend hinein ein gefürchtetes, von Anſiedlern gemiednes Schwemmland geweſen. Viel früher waren die Arier im Weſten bis ans Meer vorgedrungen, vom Pandjab aus längs des Indus bis an deſſen Mündungen ſowie ſpäter längs der Arawalliberge hinab nach Gudjerat (S. 364). Der Indus hat als Handelsſtraße ebenſowenig wie ſeine Mündungen als Stapel für überſeeiſchen Verkehr jemals große Bedeutung gehabt: ſeine Strömung war zu reißend, ſein Delta zu ſeicht und unbeſtändig, die Meeresküſte zu arm an Schutz gegen Stürme. Dagegen bildete einen vortrefflichen Ausgangspunkt für überſeeiſche Unternehmungen die weit ins Land einſchneidende, geſchützte Bucht von Cambay (S. 340 oben) mit ihrem reichen Hinterlande: ſie war von dem erſten Augenblick an, wo die Arier bis ans Meer vordrangen, während der Blüte der großen ariſchen Staaten am Ganges, während der ganzen mohammedaniſchen Zeit der Hauptſeeplatz Indiens.

b) Die ceyloniſchen Geſchichtsquellen.

Dieſe Reihe von Schlüſſen, die eine ariſche Wanderung aus dem Golfe von Cambay als das Nächſtliegende, ja faſt als das einzig Mögliche erſcheinen laſſen, erhält eine gewichtige Stütze durch die Überlieferung. Treuer als auf dem indiſchen Feſtlande hat auf Ceylon das Gedächtnis der Menſchen die Thatſachen der Geſchichte mehr als 2000 Jahre lang zuverläſſig und darüber hinaus wenigſtens einigermaßen feſtgehalten. Freilich, das Heldengedicht Râmâyaṇa, in der ſinghaleſiſchen Geſtalt eine kürzere Nachbildung des großen Werks von Wâlmîki (S. 362), das den mythiſchen Bezwinger Ceylons verherrlicht, iſt nur dichteriſches Erzeugnis. Was dort von Râmas Zug geſungen wird, von der Entführung ſeines treuen Weibes Sîtâ, von ſeiner Verbindung mit den Affen (den ſchwarzhäutigen Menſchen des ſüdlichen Dekhan), von ſeinen Feinden, den Râkſhaſa, von ſeiner Überbrückung der Meerenge, ſeinen wunderbaren Siegesthaten und ſeiner ſchließlichen Rückkehr nach Indien, iſt ungeſchichtlich: Râma iſt ein Tugendſpiegel in brahmaniſchem Sinne; ſeine frei erfundnen Thaten ſind nur das Gerüſt, woran der Künſtler das Ideal eines brahmaniſchen Königſohns im einzelnen ausführt.

Es sind wertvollere, geschichtliche Quellen vorhanden. Die mehr als 2000jährige Dauer des Königtums und des von ihm geschützten Buddhatums war der Muse der Geschichte günstiger als die politischen und religiösen Umwälzungen, die Vorderindiens ruhige Entwicklung unterbrochen haben. In den Klosterbibliotheken wurde aufgezeichnet, vor allem, was den Orden selbst und seine Beschützer, die Könige, betraf; was sich so in Annalen auffammelte, wurde von Zeit zu Zeit zu Werken zusammengefaßt. So hat das älteste der Klöster Ceylons, das Mahâwiṛa („große Kloster") in Anurâdhapura, in seiner Chronik „Mahâwañsa" die Erinnerung an die Einführung der Buddhalehre und die Geschichte des „großen Geschlechts" von 174 Königen festgehalten. In den beiden Pâlibüchern, dem Dipawañsa („Geschichte der Insel") und dem eben genannten, um 150 Jahre jüngern Mahâwañsa besitzen wir zwei, nur wenig von dem Original abweichende Bearbeitungen; beide reichen, wie jenes, nur bis zum Tode des Königs Dhâtusena (479 n. Chr.). Dem Mahâwañsa aber sind später wiederholt Fortsetzungen hinzugefügt worden: bis zum Ende des singhalesischen Königtums und bis zur Besitzergreifung der Insel durch die Engländer (1816). Lange schlummerten diese und ähnliche Werke in den Klosterbibliotheken, bis 1836 George Turnour den ersten Teil des Mahâwañsa durch eine treue Übersetzung bekannt machte und dadurch klares Licht in die buddhistische Frühgeschichte brachte. Andre Chroniken (Râdjawali, Râdja Ratnâtschari u. s. w.) zeigen in ihren Abweichungen von der Hauptquelle den verschiednen Standpunkt der Klöster, aus denen sie hervorgegangen sind: sie sind kürzer gefaßt, weniger genau und überdies nur ungenügend übersetzt. Eine dritte Reihe, wie das Pûdjâwali, das Nikayasaṅgraha u. s. w., ist noch in den Schriftensammlungen buddhistischer Klöster versteckt.

c) Die Sage von der Besiedelung Ceylons.

Geschichtliche Klarheit beginnt bei allen diesen Chroniken erst mit der Einführung der Buddhalehre auf der Insel, d. h. mit der Zeit Asokas. Was sie von frühern Ereignissen in Ceylon berichten, ist zum allergrößten Teile rein buddhistische Erfindung, die die Absicht hatte, den heiligen Orten der Insel durch eine angebliche Anwesenheit Buddhas oder seiner 23 Vorgänger höhere Weihe zu geben. Aber abgesehen von diesen Unwahrheiten enthalten die Chroniken in ihrem vorgeschichtlichen Abschnitte weltliche, für uns viel bedeutungsvollere Erzählungen. Denn hier ist niedergeschrieben, was sich im Gedächtnisse des Volks selbst Jahrhunderte lang in mündlicher Überlieferung von seiner frühern Geschichte erhalten hat, vielfach ausgeschmückt und verändert, das Werk ganzer Zeitalter zu einzelnen Persönlichkeiten verdichtet, aber doch im ganzen in seinen Grundzügen wahr und erkennbar. Schon die erste Figur in der singhalesischen Geschichte findet in den ethnisch-geschichtlichen Verhältnissen ihre sachliche Bestätigung. Widjaya („Sieg") führte den fremden Kulturstamm herüber, dessen Züge wir in den bis zum Meere vorgedrungnen Ariern vor der Brahmanenherrschaft wiedererkennen.

a) Widjaya.

Im Lande Lâla (Gudjerat), so erzählt die Sage im 7. Kapitel des Mahâwañsa, überfiel ein Löwe eine Karawane, in der sich die Tochter des Königs von Waṅga und einer Kaliṅgaprinzessin befand; er nahm die Königstochter mit sich in seine Höhle, und ihrer Verbindung entsproßten ein Sohn Sihabahu und eine Tochter Sihasiwali. Mutter und Kinder entflohen dem Gewahrsam des Löwen, und der heranwachsende Löwensohn wurde, nachdem er seinen Vater getötet hatte, Nachfolger seines mütterlichen Großvaters, des Königs von Waṅga, ging

jedoch ſpäter in ſein Geburtsland Lâla zurück und erbaute in der Wildnis an Stellen, die für Berieſelung geeignet waren, Städte und Dörfer. Sein älteſter Sohn, Widjaya, wurde, zum Mann erwachſen, zum Unterkönig ernannt; aber er entwickelte ſich zu einem „Geſetzesfeind", und ſein Gefolge beging zahlloſe Handlungen von Trug und Gewaltthätigkeit. Schließlich brachte das erbitterte Volk die Sache vor den König. Dieſer verwies es den Genoſſen des Prinzen; ſeinen Sohn aber tadelte er ſtreng. Dieſelbe Geſchichte wiederholte ſich ein zweites Mal, und als beim drittenmal das Volk rief: „Beſtrafe deinen Sohn mit dem Tode!" ließ der König dem Widjaya und ſeinen 700 Anhängern den halben Kopf ſcheren und ſie auf ein Schiff bringen, das hinaus aufs offne Meer getrieben wurde. Widjaya landete zuerſt im Hafen Supparaka in Djambudipa (Indien); doch da er wegen des verbrecheriſchen Sinns ſeiner Bande die Feindſeligkeit der Eingebornen fürchtete, ſchiffte er ſich wieder ein. „Dieſer Prinz, Namens Widjaya, der dann durch Erfahrung klug geworden war, landete im Bezirk Tambapanni des Lands Laṅkâ [= Ceylon]. Weil der König Sihabahu den Löwen (pâli: ſîha; ſanskr.: ſiṁha) erſchlagen hatte, werden ſeine Söhne und Nachkommen Sîhala (Singhaleſen), d. h. Löwentöter, genannt, und da dieſe Inſel Laṅkâ von einem Sîhala erobert und von einem Sîhala koloniſiert wurde, erhielt ſie den Namen Sîhala [dîpa]" (= Löweninſel, ſanskr.: ſiṁhala [dwîpa]; in engliſcher Ausſprache Silan, in deutſcher Ceylon).

Der geſchichtliche Kern dieſer Sage führt uns zum Ausgangspunkte der ſinghaleſiſchen Beſiedelung, nach dem Lande Lâla, deſſen Name noch in dem griechiſchen Larike (oder Surachtrene), dem heutigen Gudjerat, erhalten iſt: der einſame Löwe, der dort in allem Anfange das Land bewohnte, die Nachbarn überfiel und ſchädigte, iſt zu deuten als eine frühe ariſche Anſiedelung am Golfe von Cambay: war doch das Beiwort „Löwe" eine Lieblingsbenennung aller kriegeriſchen Arier und ihrer Führer, und hat ſich doch gerade in Gudjerat eine ruhmvolle Dynaſtie „der Löwen" (S. 472) bis in ſpäte Zeiten erhalten! Die ariſchen Eroberer, damals den ſtrengen Kaſtengeſetzen der Brahmanen noch nicht unterthan, fanden kein Bedenken darin, ſich mit eingebornen Weibern (Kaliṅgaprinzeſſin) zu verbinden. Die eigentliche Auswanderung nach Ceylon gehört einer etwas ſpätern Zeit an. Die Löwenfürſten haben die frühere Wüſtenei zu einem volkreichen Lande mit Städten und Dörfern gemacht. Aber jetzt brachen Unruhen aus. Vom Standpunkte der Buddhiſten aus, die indiſche Ereigniſſe durch Brahmanen überliefert erhalten haben und infolgedeſſen nur das Verbrechen einer Auflehnung gegen ihre Geſellſchaftsordnung kennen, bedeutet die Ruchloſigkeit Widjayas und ſeiner Anhänger nichts andres, als den Widerſtand gegen die brahmaniſchen Anſprüche. Die Herrſcher ſuchen zu beſchwichtigen; doch immer wieder empört ſich der freie Sinn des kriegeriſchen Teils der Arier gegen die Bevormundung der Brahmanen, bis jene unterliegen und zu Schiff ein neues Land der Geiſtesfreiheit aufſuchen. An der Malabarküſte, wohin ſchon vorher brahmaniſche Einflüſſe gedrungen zu ſein ſchienen (S. 380), zurückgewieſen, finden ſie an der Nordoſtküſte Ceylons das ihnen Zuſagende: ein urbar zu machendes Land, wo es noch keine Brahmanen gibt.

Widjaya iſt — angeblich 543 v. Chr. (vgl. S. 485) — mit ſeinen Anhängern auf Tambapanni (nach dem Sanskritnamen des Fluſſes Tâmraparṇî: S. 378, dem Taprobane der Griechen) gelandet. Die Überlieferung ſchmückt ſeine weitern Schickſale zunächſt mit Zügen aus, die offenbar der Odyſſee entlehnt ſind (Handelsverkehr der alteuropäiſchen Kulturländer mit der Zimtinſel): die Fremden ſeien zuerſt in die Hände einer Zauberin, Kuweni, gefallen, die ſie an einem unterirdiſchen Orte feſthielt, dann aber, wie bei Homer, durch den von einem menſchenfreundlichen Gott (hier Wiſhnu) unterſtützten Widjaya befreit worden. Dieſer heiratet die

Zauberprinzessin und gewinnt mit ihrer Hilfe die Herrschaft über das Land; dann aber verstößt er sie und vermählt sich mit der Tochter des mächtigen Nachbarkönigs Pâṇḍu von Madura, während seine Genossen die Töchter vornehmer Familien aus dem Pâṇḍureiche zu Weibern nehmen.

β) Die Nachfolger Widjayas.

Dem Tode Widjayas, der keine echten Kinder hinterließ, folgte ein kurzes Interregnum („das Land Lankâ war ein Jahr lang ohne König"); dann aber kam ein neuer Zuzug der Arier aus Lâla, und Widjayas Neffe Pâṇḍuwasudewa ergriff die Krone des singhalesischen Reichs. Schon nach dem Tode seines Sohns Abhaya wurde die Herrscherreihe 17 Jahre lang durch Thronstreitigkeiten von neuem unterbrochen. Dann aber bestieg nach Besiegung und Tötung seiner Oheime der bedeutendste jener sagenhaften Herrscher, Pâṇḍukâbhaya, den Thron. Unter ihm erhob sich der singhalesische Staat zu hoher Macht; die einander blutsfremden Stämme der Insel wurden miteinander versöhnt („der König begünstigte die Wünsche der Yakka") und wohnten in der Hauptstadt Anurâdhapura friedlich zusammen. Diese war schon von den ersten Ansiedlern gegründet worden; aber erst jetzt erreichte sie durch Vergrößerung des schon früher angelegten Stauteichs zu einem großen See, durch Erbauung von Palästen und Kultusstätten für die verschiednen Religionen und Sekten höhere Bedeutung, so daß sie der Chronist „wonnevoll und wohleingerichtet" nennt. Als Stadthauptmann wird der älteste Oheim des Königs, der frühere Fürst Abhaya, eingesetzt; zu Vorstehern von je zwei der vier innern Stadtquartiere werden zwei Yakka ernannt, ein andrer Yakka zum Wächter des Südthors der Stadt. Ganz verachtete Stämme, wie die Tschandala werden in der Vorstadt angesiedelt, wo sie die Reinigung der Stadt, die Nachtwachen und die Begräbnisarbeiten zu verrichten haben; außerhalb der Stadt werden auch die Friedhöfe und die Plätze für Marter und Hinrichtung angelegt. Auch die Jäger des Königs (die Wedda, die sich noch jetzt scheu von den übrigen Bewohnern absondern) erhalten ihre besondere Straße. Der König ist wohlthätig: für Kranke werden Hospitäler errichtet; den verschiednen religiösen Richtungen kommt der König entgegen, indem er ihnen eigne Quartiere gibt, Häuser für sie baut und Tempel errichtet.

Diese singhalesischen Herrscher der Überlieferung sind keineswegs als geschichtliche Persönlichkeiten aufzufassen. Widjaya ist ebensowenig eine bestimmte Person wie der Gründer Roms, und Pâṇḍukâbhaya ebensowenig wie Numa der Gesetzgeber. Wohl mögen die Züge hervorragender Führer mit in das Bild jener sagenhaften Könige hineingewoben worden sein — im wesentlichen bedeuten sie doch nur Entwicklungsstufen. In Widjaya verkörpert sich die erste Einwanderung der Arier, in Pâṇḍuwasudewa eine spätere, Abhaya, sein Nachfolger, den Streit der Fürsten um die Herrschaft, Pâṇḍukâbhaya den endlichen Sieg eines Einzelnen über seine Mitbewerber und die Einführung geordneter Zustände, die Versöhnung der Eingebornen mit den Eingewanderten, die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt und das Aufblühen des Reichs. Im ganzen ging die Entfaltung des arischen Wesens auf Ceylon gleichen Schritt mit der der blutsverwandten Stämme im Gangeslande: siegreiche Bekämpfung der Urbewohner und Besitznahme des Lands, Kämpfe der Fürsten untereinander, schließlich Herausbilden einzelner größerer Staaten, in denen sich bei den reichen Gaben, die die Natur freiwillig oder durch des Landmanns Fleiß dem Menschen bot, und bei der friedlichen Einordnung der Unterworfnen in das gesamte Staatswesen, rasch eine höhere Kultur ausbildete. Nur in einem wich die Entwicklung der Insel-Arier von der ihrer festländischen Brüder ab: bei ihnen haben die Brahmanen niemals jene unheimliche Macht über die Gemüter erlangt.

γ) Die Chronologie der sagenhaften Zeit.

Die Chronologie der sagenhaften Zeit leidet unter der Zusammendrängung der Ausbildung des singhalesischen Königtums auf die Lebenszeit weniger Personen. Die Zeitangaben in den singhalesischen Chroniken werden etwas zuverlässiger erst von der Einführung der Buddhalehre an. Rechnet man ihre Angaben über die Regierungsdauer der einzelnen Herrscher zurück, so würde die Landung Widjayas in das Jahr 543 v. Chr., die Ankunft Pâṇḍuwasudewas in das Jahr 504, die Regierungszeit Pâṇḍukâbhayas zwischen 437 und 367 v. Chr. fallen, und 60 Jahre nach seinem Tode hätte sein Enkel Dewânampiya Tissa den Thron bestiegen, der die ersten buddhistischen Missionare in Ceylon willkommen hieß. Demnach hätte die ganze Entfaltung des Reichs bis dahin nur 236 Jahre in Anspruch genommen. Natürlich hat eine solche Kulturarbeit viel mehr Zeit beansprucht. Die ersten arischen Eroberungszüge dürften mit der Besiedlung Gudjerats und den Kämpfen zwischen geistlicher und weltlicher Macht im Norden Indiens ungefähr gleichzeitig gewesen sein; wir kämen danach auf die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends.

C. Die ältere Geschichte Ceylons (300 vor bis 1500 n. Chr.).

Seit rund 300 v. Chr. nimmt die ältere Geschichte Ceylons sichere Gestalt an. Beherrscht wird sie in der Hauptsache von drei Bewegungen: vom Buddhismus, von innern Kämpfen um die Thronfolge und von äußern Kämpfen mit den Drawida des Festlands.

a) Der Buddhismus auf Ceylon.

Die erste Figur von Fleisch und Blut in der singhalesischen Geschichte ist Dewânampiya („Götterwonne") Tissa, der Zeitgenosse Asokas. Seine chronologische Stellung ist in den singhalesischen Chroniken noch nicht fest bestimmt: so eingehend über ihn berichtet wird, so dürftig sind die Nachrichten über seine drei Nachfolger, von denen kaum mehr angegeben wird, als daß sie alle jüngere Brüder Tissas gewesen seien, daß jeder von ihnen zehn Jahre regiert habe, und daß sie fromme Stiftungen für die Mönche gemacht hätten. Ebenso soll der durch den ersten Tamileneinfall in der Regierungsfolge von ihnen geschiedne König Asela (angeblich ein Sohn des bereits 100 Jahre früher gestorbnen Königs Mutasiwa!) zehn Jahre regiert haben. Diese Angaben der Regierungszeiten sind offenbar willkürlich ergänzt. Daher ist auch das größte Ereignis in der Geschichte Ceylons, die Einführung der Buddhalehre unter Tissa, später anzusetzen, als es die Chroniken angeben: während sie Tissa die neue Lehre bald nach seiner angeblich 307, thatsächlich aber 251 v. Chr. erfolgten Thronbesteigung annehmen und ihn 267 v. Chr. sterben lassen, hat die Aussendung buddhistischer Mönche nach Ceylon durch Asoka erst um 250 v. Chr. stattgefunden.

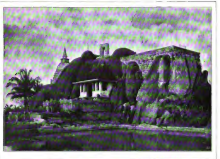
Der Herrscher, der die Mönche so warm empfing, wird von ihnen natürlich in den leuchtendsten Farben geschildert. Mit Asoka, der sein Reich von Afghanistan fast bis zum heutigen Maisur ausgedehnt hatte (S. 397), wird Tissa auf gleiche Stufe der Frömmigkeit gestellt, und die Legende ist sogleich bereit, den Grund ihrer „Freundschaft" in einem frühern Dasein zu suchen, wo beide Könige Brüder gewesen seien. Doch durch alle Schönfärberei schimmert die Wahrscheinlichkeit durch, daß der ceylonische König in einer gewissen Abhängigkeit von Asoka gestanden hat. In seiner XIII. Felsinschrift zwar rühmt sich dieser nur, das Dhamma (S. 388) „bis nach Tambapaṇṇi" verbreitet zu haben; aber Tissa läßt sich, nachdem er 251 v. Chr. unter großer Feierlichkeit den Thron bestiegen hatte, nach Übersendung reicher Gegengeschenke, die zur

Königsweihe bestimmt waren, durch besondere Abgeordnete Asokas noch einmal zum Könige krönen. Das Übermaß von Freigebigkeit, womit die Bringer der neuen Religion empfangen wurden, ist wohl zum Teil auf Rechnung jener Abhängigkeit zu setzen. Mahinda, Asokas Sohn von der unebenbürtigen Kaufmannstochter Dewi aus Wedisâ, wurde einen Monat nach Tissas zweiter Krönung mit sechs andern Missionaren von Tissa freundlichst aufgenommen. Großartige Stiftungen von Land (der Prachtpark Magamega in der Hauptstadt sowie der Tschetya-Berg) sind die ersten Gaben, die mit höchstem Pomp übergeben, und auf denen für die Mönche Wohnungen errichtet wurden; mit dem König bekehrten sich gleich am ersten Tage 6000 seiner Unterthanen zur neuen Lehre, die längst schon ihre ursprüngliche Einfachheit aufgegeben und in der die Reliquienverehrung breiten Raum gewonnen hatte. So werden denn auch sogleich zwei der größten Heiligtümer durch besondere Abgesandte aus der Heimat des Religionsstifters herübergeholt, ein Schlüsselbein des „Erleuchteten" und ein Zweig des heiligen Bo-Baums (S. 383). Die kuppelförmigen Reliquienbehälter, Thûpas (Stûpas) oder Dâgobas (Dhâtugarbhas), teilweise von ungeheurer Größe, füllen zu Tausenden noch heute die Insel und sind ein charakteristischer Zug in ihrem Landschaftsbilde (s. die beigeheftete Tafel „Frühbuddhistische Tempelanlagen bei Anuradhapura"). Mit den ersten Heiligtümern kam zugleich auch der Nonnenorden Sanghamittâs herüber (S. 391), dem gleichfalls viele Anhängerinnen zuströmten.

Die Einführung der Buddhalehre war von der tiefstgehenden Bedeutung für die ganze Entwicklung des singhalesischen Volks. Der Macht der Brahmanen hatten sich die Vorfahren durch Auswanderung nach der Insel entzogen — den Buddhismus holten sich die Nachkommen selbst herbei. Unter schweren Kämpfen hatten sich die Brahmanen in Indien die hohe Stellung erobert — wie ein Geschenk wurde diese den buddhistischen Mönchen von den singhalesischen Königen dargebracht, und von jetzt an stehen diese und ihr Volk unter ihrem Banne. Zunächst nahm der Orden nur Plätze für die Errichtung von Klöstern, für Sommerfrischen und für Reliquienbauten an; im übrigen wurde noch immer das Gebot der schlechthinnigen Armut, das Buddha seinen Bikkhus („Bettlern"; S. 390) auferlegt hatte, befolgt, und die Mönche erhielten alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte, nur durch Almosengaben. Aber schon nach kaum mehr als 100 Jahren wurde zuerst von dem wegen seiner Verdienste um den Orden gefeierten Könige Duttha Gâmani, dann namentlich von seinem Enkel Wattha dieser Grundsatz durchbrochen, indem die Mönche für ihren Unterhalt ausgedehnte Ländereien erhielten. Die Nachfolger wiesen ebenfalls die besten Äcker, Kanäle und Stauseen, ganze Dörfer mit ihren Bewohnern den Mönchen zu; mit der Zeit sammelte sich in der toten Hand, wenn auch vielleicht nicht der größte, so doch der beste Teil alles anbaufähigen und angebauten Lands an.

Dabei verarmte das Volk in jeder Hinsicht. Die Menschenzahl wuchs im Verhältnisse zur Vergrößerung des durch Bewässerung dem Anbau gewonnenen Bodens; aber sein Ertrag kam größtenteils den müßigen Mönchen zu gute. Viele Dörfer waren den Klöstern leibeigen geworden; die übrigen konnten unter den Steuern für den König und dem Almosengeben in die Töpfe der Männer mit dem gelben Gewande (S. 390) zu keinem Wohlstande gelangen. Ein beträchtlicher Teil der heranwachsenden Jugend verschwand und verkam in den Mönchs- und Nonnenklöstern; die Zurückbleibenden sanken unter dem Druck einer Lehre, die alle Thätigkeit als eine Hemmung für das wahre Glück ansah, in geistigen Stumpfsinn und in Verödung alles Freiheits- und Selbstgefühls.

Wohl mochte der fromme König, der den Buddhismus auf der Insel einführte, und mancher seiner Nachfolger mit Befriedigung auf den Reichtum der Insel, die Zunahme des Landbaus,



Frühbuddhistische Tempelanlage und das Ruwanweli-Dagoba in Anuradhapura.
(Nach Henry W. Cave, The ruined cities of Ceylon)

ZAMORANO CASERO

Erklärung der umstehenden Buddha-Tempel bei Anuradhapura auf Ceylon.

Oben: **Der Isurumuniya-Tempel.** Gegründet angeblich von König Tissa (um 300 v. Chr.) an einem romantisch gelegnen, von Lotus umsäumten, aber von Krokodilen bevölkerten Weiher, ist dieser aus dem mit Hochreliefs bedeckten Felsen herausgearbeitete Tempel merkwürdig wegen der an seinen Terrassen angebrachten grotesken Fresken und Skulpturen in Flachrelief; besonders fallen an der Ecke des Teichs die Köpfe von vier Elefanten auf, über denen eine sitzende Figur sichtbar wird, die ein Pferd hält.

Unten: **Das Ruwanweli- oder das Goldstaub-Dagoba.** In der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts nahm die buddhistische Architektur unter dem Singhalesenkönige Dutthagamani einen neuen Aufschwung. Das umstehend abgebildete Dagoba mißt fast 300 Fuß Höhe; jetzt ist es mit Bäumen und Sträuchern überwuchert, es besteht aber aus festem Mauerwerke. Den Vordergrund nehmen die Ruinen des Wachthauses ein, dessen ursprüngliche Anlage durch die in sechs parallel laufenden Linien angeordneten Säulen noch deutlich erkennbar ist; bemerkenswert sind die stilisierten Löwenskulpturen links vom Eingange. Rund um das Dagoba läuft ein beinah 100 Fuß breiter Wall, bequem genug für Prozessionen, an denen man eine große Zahl von Elefanten teilnehmen ließ. Darüber steigt eine weitere Plattform (ungefähr 500 Fuß breit) auf, die von 400 9 Fuß hohen Stein-Elefanten, von denen nur Kopf und Vorderteil und zwei Füße sichtbar war, getragen wird. Erst auf dieser Grundlage ist die eigentliche Anlage aufgeführt worden; ihre Höhe beträgt 270 Fuß.

(Nach Henry W. Cave, The ruined cities of Ceylon; London 1897.)

das Wachsen der Bevölkerung und die willenlose Frömmigkeit seiner Unterthanen schauen. Von der Pracht der Hauptstädte auch noch in späterer Zeit zeugen nicht nur die bewundernden Schilderungen der singhalesischen Geschichtschreiber und chinesischen Pilger, sondern mehr noch die meilenweit im wuchernden Urwalde verborgnen Ruinen weltlicher und kirchlicher Paläste, von der Ausdehnung des Kulturlands und der Dichte der Bevölkerung die gewaltigen, jetzt vertrockneten Stauteiche von seenhafter Ausdehnung, von der sklavenhaften Unterwürfigkeit des Volks die berghohen Reliquiendome und die zahllosen meilenlangen Wasserbauten, die nur durch Zwangsarbeiten ganzer Dörfer und Landschaften auszuführen waren. Aber in dieser scheinbaren Größe lag die Schwäche der königlichen Macht: es war ein Volk schlaffer Sklaven, über die der König herrschte. Nur im Bergland erhielt sich ein Rest der frühern Volkskraft: dort stehen zwar nur unbedeutende Reste von Klöstern; aber dort lebten Männer mit starkem Arme. Wenn eine Tamilflut das „Königsland" der nördlichen großen Ebene überschwemmt und den König aus seiner Hauptstadt vertrieben hatte, dann brach sich ihre Brandung an den Bergen.

Fast alle Könige waren nach buddhistischer Darstellung gute Herrscher; aber das Lob hängt nur von dem Maße der Gaben ab, die sie dem Orden spendeten. Wie Mahâwañsa in einem Atemzuge erzählt, daß Asoka, der große Freund des Ordens, der weiseste und beste der Fürsten gewesen sei, und daß er seine 99 Brüder getötet habe, um allein in Djambudipa (Indien) zu herrschen, so werden auch später die Bruder- und Königsmörder genannt als „Männer, die sich ganz den Werken der Liebe und Frömmigkeit widmeten", oder als solche, „die nach ihrem Tod in die Gemeinschaft des Königs der Götter eingehen", wenn sie nur während ihrer Regierung wohlthätig gegen den Orden gewesen sind. In dieser Beziehung erinnern einige Stücke des Mahâwañsa lebhaft an gewisse Schilderungen Gregors von Tours. Der Buddhismus that nichts zur Bekämpfung des Mords von Königen durch Verwandte oder ehrgeizige Minister; wie durch eine Pestseuche wird eine große Zahl von Herrschern auf diese Weise beseitigt und das Land in schwere Wirren gestürzt. Unter den Königen sind Gestalten, die mit fester Hand die Zügel der Regierung führten und das Land von den indischen Drawida säuberten, selten: die meisten waren unbedeutende Schwächlinge in den Händen der Mönche. Viele von ihnen thaten Gutes für das Volk in buddhistischem Sinne (S. 302). Sie sorgten für die Vermehrung des Kulturbodens, für Anpflanzung von Fruchtbäumen, für Gründung von Hospitälern (mehrere Könige werden als große Ärzte gerühmt), für die Kunst und Wissenschaft, Theater und Ballett (einzelne Könige zeichnen sich als bildende Künstler, als Dichter, als Gelehrte aus). Aber für die Hebung des wahren Wohls der Unterthanen, für ihre Erziehung zu denkenden und willensstarken Menschen ist von den Königen ebensowenig geschehen wie von den Mönchen.

Der Orden nahm äußerlich rasch zu an Zahl seiner Mitglieder, an Reichtum und Einfluß. Aber in gleichem Maße ging er innerlich zurück an Reinheit der Lehre und des Lebens. Buddha selbst hatte seine Lehre nicht durch die Schrift festgelegt; unmittelbar nach seinem Tode traten schon Meinungsverschiedenheiten hervor über das, was der „Erleuchtete" gewollt hatte. So krankte von Anfang an die buddhistische Kirche an der Neigung zur Sektenbildung, und die Anschauung, daß alles Denken und Thun nur Leiden sei, verknöcherte bald zu einem Formenkrame von Äußerlichkeiten. Die Unduldsamkeit gegen andre wurde zu bitterstem Haß und tödlicher Feindschaft, als das Interesse an reichem Besitze Habsucht und Mißgunst großzog. So ist die Geschichte des Ordens erfüllt von schwerem Zwiespalte. Von König Wattha Gâmant an standen die Brüderschaften des Mahâwihâra- und des Abhayagiri-Klosters (vgl. unten, S. 489)

neid- und haßerfüllt einander gegenüber; die Spannung wuchs mit dem Besitze, den die Könige dem einen oder andern von beiden zuwandten, und wurde zu blutigem Streite, wenn ein König entschieden für eine Seite Partei ergriff. Wenn auch die Einigungsversuche thatkräftiger Herrscher bisweilen Erfolg zu haben schienen, so brach doch immer wieder der alte Haß in hellen Flammen hervor, sehr zur Verminderung des Ansehens der Kirche. Dem Mangel an innerm Gehalte der Lehre entsprach die Lockerheit in den Sitten der Mönche. Mahâwañsa klagt: „In den Dörfern, die dem Orden geschenkt worden waren, bestand die Reinheit des Lebens für die Mönche nur darin, daß sie sich Weiber hielten und Kinder zeugten." Das Volk wurde immer gleichgiltiger gegen den Orden, den zu achten es längst verlernt hatte; nun verkümmerte dieser in den schweren und langwierigen Tamilkriegen so sehr, daß von 1065 n. Chr. an wiederholt auf der ganzen Insel nicht die vier ordinierten Mönche aufzutreiben waren, die nach den Satzungen der Kirche zu einem regelrechten Kapitel und zur Aufnahme neuer Mitglieder erforderlich waren: man mußte Mönche aus Indien oder Barma holen.

b) Die ersten geschichtlichen Einfälle der Tamilen.

Die Reihe der Nachfolger Dewânampiya Tissas gibt uns ein greifbareres, aber auch unerfreulicheres Bild als seine in der gedämpften Beleuchtung verklärten Vorgänger. Nach drei, in der Chronik noch schattenhaft gehaltnen Königen brachen, 237 v. Chr. nach dem Mahâwañsa, die Tamilen ins Land ein, geführt von zwei jungen Fürsten, die über zahlreiche Schiffe und starke Reiterei verfügten; nachdem sie den König Sura Tissa getötet, herrschten sie 20 Jahre lang über das Reich, gerecht, wie die buddhistischen Geschichtschreiber versichern, also duldsam. Zwar schlug sie Asela (S. 485) und tötete sie. Aber nach den üblichen zehn Jahren dringt von Norden 205 v. Chr. der Tamil Elâra, „aus dem berühmten Stamme der Udju", in Ceylon ein; er tötete den König und behauptete die Herrschaft 44 Jahre lang unparteiisch gegen Freund und Feind. Nur die ganz im Süden der Insel gelegne bergige Provinz Rohana beugte sich nicht dem fremden Joche; von dort aus vertrieb ein Nachkomme des „großen Geschlechts", Duttha Gâmani, die Tamilen wieder: eine tamilische Feste nach der andern fällt in seine Hände; zuletzt tötet er 161 in der Schlacht bei Anurâdhapura den Tamilenkönig Elâra selbst im Zweikampf und gleich darauf auch noch dessen Neffen Bhalluka, der zu spät ein neues Heer aus Malabar herübergeführt hatte. Wie ein schwungvolles Gedicht liest sich im Mahâwañsa dieser Abschnitt: die Mönche hatten wohl Ursache, den frommen und freigebigen Besieger der Tamilen zu preisen. Zahlreich sind die von ihm neu gestifteten Klöster; bleibende Denkmäler hat er sich in dem Tausend-Säulenpalaste Lohapasada, in dem (oder der) Marikawatti- und dem Ruwanwelt-Dâgoba (s. die untere Hälfte der Tafel bei S. 486) geschaffen.

Ein Enkel Duttha Gâmanis, Ladji Tissa, tötete, um selber zur Gewalt zu kommen, 119 v. Chr. seinen Oheim Saddha Tissa; sein Nachfolger und jüngerer Bruder, Khallata Naga, wurde 109 v. Chr. von seinem Minister Mahârattaka ermordet. Kaum hatte der jüngste Enkel Duttha Gâmanis, Watthа Gâmani Abhaya, das Verbrechen gerächt, als auch schon, angelockt durch die Wirren in der Thronfolge, von neuem die Tamilen unter sieben Anführern (103 v. Chr.) in das Land einbrachen und den jungen König zwangen, Schutz in den Bergen zu suchen. Damals schon konnte von Reinheit des Bluts der arisch-singhalesischen Könige keine Rede mehr sein: dem flüchtigen Könige rief der Brahmane Giri höhnisch nach: der große „schwarze" Sthala flieht! Wie sein Großvater, fand auch Watthа Gâmani bei den Männern des Hochlands die Kraft, den Thron Widjayas von den Erbfeinden zu befreien (88 v. Chr.). Danach baute er

während seiner zwölfjährigen Regierung viele Klöster und wies den Mönchen, die bis dahin nur als Bettler von Almosen gelebt hatten, große Ländereien (Patta) für ihren Unterhalt an (S. 486): das Volk war während der Tamilenwirtschaft so verarmt, und die Almosen flossen so spärlich, daß das Bestehen des Ordens sonst in Frage gestellt gewesen wäre. An der Stelle, wo er von dem Brahmanen Giri beleidigt worden war, stiftete er ein Kloster und nannte es nach einem seiner Namen und dem jenes Brahmanen Abhaya-Giri. Neidvoll fand das ältere Mahâwihâra-Kloster leicht einen Grund, die jüngere Schwester in Verruf zu thun. Der Streit hatte zwar unmittelbar die gute Folge, daß die heilige Lehre, die bis dahin nur mündlich von einem Geschlechte zum andern überliefert worden war, jetzt schriftlich festgelegt wurde: die drei Piṭakas (S. 385) und ihre Erläuterungen, die Atthakathâs (S. 406), wurden in singhalesischer Sprache niedergeschrieben. Dennoch war ein Riß in die buddhistische Kirche gekommen, der nicht wieder zugeheilt ist.

c) Die letzten Könige aus dem Hause Widjayas und ihre Nachfolger (88 v. Chr. bis 1164 n. Chr.).

Trübe ist das Bild, das uns die Geschichtschreiber des Mahâwihârakloſters von den nächsten Nachfolgern Watṭha Gâmanis entwerfen. Sein Sohn Tschola Naga wird vor seiner Thronbesteigung als Räuber und Wegelagerer, danach als grausamer Verfolger der Mönche geschildert: offenbar hat er gegen die Brüderschaft Partei genommen. Dagegen scheint seine Gattin Anulâ (47—42 v. Chr.) wirklich ein Schandfleck auf dem Königsthrone gewesen zu sein, in Giftmord und in Wollust eine zweite Messalina. Sie vergiftete den Nachfolger ihres Gatten, um selbst auf den Thron zu kommen und hier ihrer unbändigen Gier frönen zu können. Von da an wütete der Mord weiter im Königspalaste: Anulâ selbst ward 42 v. Chr. umgebracht; zwölf Jahre später fiel Amanda Gâmani unter dem Mordstahle seines jüngern Bruders, ebenso 44 n. Chr. Tschandamukha Śiwa.

a) Unruhen auf dem Thron und in der Kirche; Buddhaghoſha.

Der letzte des „großen Geschlechts", Yasalalaka Tissa, der selbst seinen Vorgänger getötet hatte, hatte einen Thürhüter Subha, der ihm sehr ähnlich war. Der König hatte sein Vergnügen daran, diesen, in königliche Kleidung zu stecken und auf den Thron zu setzen, während er selbst den Thürhüter spielte. Doch als er einmal in solcher Verkleidung einen Spaß mit dem falschen Könige machte, rief dieser: „Was erlaubt sich dieser Knecht, in meiner Gegenwart zu lachen!" Yasalalaka wurde mit dem Tode bestraft, und Subha spielte seine Rolle als wirklicher König weiter. Aber nach nur einem Jahre wurde er von Wasabha, einem Mitgliede der Lambakannakaste, getötet, und dieser bestieg den Thron. Schon früher hatten sich die Lambakanna aufrührerisch gezeigt: als sie durch König Ilanaga (38—44 n. Chr.) in ihrem Kastenstolze gekränkt worden waren, hatten sie sich gegen diesen empört und ihn für 3 Jahre vertrieben; dieses Mal hielten sie sich durch drei Geschlechter auf dem Throne. Dann kam dieser durch wiederholte Empörung und Ermordung der Herrscher in wechselnde Hände, bis 248 n. Chr. wieder drei Lambakanna den König Widjaya II. töteten und die Herrschaft ergriffen.

Es waren schwere Zeiten für das Land, das durch Räuberbanden unsicher gemacht wurde; das königliche Ansehen war tief geschädigt, und der Orden litt durch die Feindseligkeit der beiden Hauptbrüderschaften. Der letzte der drei eben erwähnten Lambakanna, Gothâbhaya, ging zuerst scharf gegen die Abhayagirisekte vor und ließ sechzig Mönche, „die die falsche

Wetulalehre angenommen hatten, und die gleichsam Dornen für die Religion des Überwinders" waren, aus der Kirche ausstoßen und auf das Festland verbannen. Aber später wurde er durch Saṅghamitta, einen Schüler des verbannten Oberpriesters, umgestimmt und übergab diesem sogar die Erziehung seiner Söhne. Bei dem ältern, Djettha Tissa I., hatte diese Erziehung keinen Erfolg: er verfolgte, zur Regierung gelangt, die Abhayagirimönche und besonders seinen Lehrer, der sich auf das Festland vor ihm retten mußte. Aber als ihm zwölf Jahre später sein jüngerer Bruder Mahâsena (277—304 n. Chr.) in der Regierung gefolgt war, ließ sich dieser durch seinen wieder zurückgekehrten Lehrer zu scharfer Verfolgung der Mahâwihârabrüderschaft bewegen: er verbot, diesen Mönchen Almosen zu geben, und machte dadurch ihren Aufenthalt im „Königsland" unmöglich; sie mußten in die Berge fliehen. Das ehrwürdige Mutterkloster blieb neun Jahre lang verlassen, und man war schon dabei, es abzutragen und den wertvollen Baustoff zur Verschönerung des feindlichen Abhayagirikloſters zu verwenden, als schließlich der König doch noch für die bisher verfolgten Mönche umgestimmt wurde. Sein Berater Saṅghamitta wurde bei einem Volksaufstande getötet, die vertriebnen Mönche zurückgerufen und ihr Kloster prächtiger wieder aufgebaut. Der König suchte fortan durch besonders freigebige Verehrung der Brüderschaft sein Unrecht wieder gut zu machen.

Die nächsten vier Könige sind gute Buddhisten, freigebig gegen die Kirche und wohlgesinnt gegen ihre Unterthanen. Sirimeghawanna, Mahâsenas Sohn (304—332), wird einerseits wegen der vollständigen Wiederherstellung des Mahâwihârakloſters gepriesen, anderseits auch als der Herrscher, unter dem eine Prinzessin aus Dantapura, der Hauptstadt von Kaliṅga, das größte Heiligtum der Buddhisten, den Zahn Buddhas (Dâthadhâtu), nach Kandy auf Ceylon gebracht habe. Unter den folgenden zeichnete sich Dschettha Tissa II. (332—341) als Bildhauer und Maler, sein Sohn Buddhadâsa (341—370) als Arzt und medizinischer Schriftsteller („Kompendium der gesamten Medizin") aus. Dann folgte Upatissa II. (370—412), der von seinem Bruder Mahânâma ermordet wurde. Unter diesem (412—434) fand ein für den südlichen Buddhismus bedeutungsvolles Ereignis statt: die Übersetzung der von Mahinda herrührenden, bis dahin nur in singhalesischer Sprache verbreiteten und in Indien noch nicht bekannten Atthakathâs (S. 489) in die Pâlisprache. Der Mönch Buddhaghosha (S. 406) wurde von seinem Lehrer Rewata aus Magadha nach Ceylon geschickt, um diese „nach den Regeln des Mâgadha, der Wurzel aller Sprachen", zu übertragen, und in der Stille des Ganthakarakloſters zu Anurâdhapura vollendete er das große Werk. Davon hat gelegentlich der 25. Wiederkehr seines Regierungsantritts König Tschulalongkorn von Siam (S. 512) eine neue Ausgabe in 39 Bänden (Bangkok 1893/94) veranstaltet.

β) Die Abnahme der königlichen Macht und das Vordringen der Tamilen (434—1164 n. Chr.).

Das Beispiel, das Mahânâma mit der Ermordung seines Bruders gegeben hatte, fand bald mehrmalige Nachahmung. Dann erschienen wiederum die Tamilen, die sich unter ihrem Könige Pâṇḍu und seinen Söhnen 416—463 im nördlichen Teile der Insel festsetzten, aber zuletzt von Dhâtusena, einem Großgrundbesitzer und angeblichen Abkömmling aus Asokas Geschlecht (der Mauryadynastie), aus dem Lande vertrieben wurden; „er schuf Frieden im Land und setzte die Religion, die von den Fremden beseitigt worden war, wieder in ihre Rechte ein". Trotzdem wurde er von seinem eignen Sohne Kassapa gefangen gesetzt und lebendig begraben (479 n. Chr.).

Diese Schandthat eröffnete wieder eine schwere Zeit für das Land. In den nächsten zwei Jahrhunderten (von 479—691) starben nicht weniger als zwölf Herrscher eines gewaltsamen

Tods. Brudermord und Empörung von Generalen führten zu raſchem Wechſel auf dem Throne; die Vizekönige in den Provinzen gewannen Macht und Selbſtändigkeit; in der Kirche wütete der Kampf der Sekten mit ungeſchwächter Kraft weiter. Die Tamilen, die früher zu Raub und Eroberung aus eignem Antrieb eingebrochen waren, wurden jetzt des öftern von ſinghaleſiſchen Prinzen oder Heerführern herübergeholt, um die rechtmäßigen Herrſcher zu ſtürzen. Tempel und Schatzhäuſer der Könige wurden ausgeraubt, die Religion hart bedrängt, das Volk verarmte mehr und mehr. Noch im 5. und 6. Jahrhundert, zu den Zeiten der Könige Kumâra Dâſa (515—524), dem eine (nur in ſinghaleſiſcher Überſetzung erhaltne) Sanskritbearbeitung des Râmâyana (S. 481) zugeſchrieben wird, und Agrabhi I. (564—598), der als Dichter hervorgetreten iſt, ſchildern chineſiſche Pilger die Hauptſtadt als eine glänzende Reſidenz; ſelbſt im Anfange des 7. Jahrhunderts berichtet eine ſinghaleſiſche Quelle von der Schönheit Anurâdhapuras. Aber ſchon unter Aggabodhi IV. (673—689) konnte die Hauptſtadt nicht mehr gegen die Erbfeinde gehalten werden: der Königsſitz wurde, zunächſt vorübergehend, um 846 n. Chr. dauernd, nach dem von der Einbruchspforte der Tamilen, dem Hafen Mantotte am Golfe von Manaar, weiter entfernten Polonnaruwa (Pulatthi) verlegt. Nur die innern Kämpfe der verſchiednen drawidiſchen Stämme auf dem Feſtlande gaben der Inſel zeitweiſe Erleichterung. Sena I. (846—866) jedoch mußte wieder in der ſchwer zugänglichen Wildnis des Hochlands Schutz ſuchen; der ganze Norden der Inſel wurde grauſam verwüſtet, die Hauptſtadt geplündert und alle Schätze nach Indien entführt. Aber jetzt fingen, gelockt durch die reiche Beute, die Tſchola mit ihren tamiliſchen Nachbarn Krieg an. So konnte unter Sena II. (866—901), dem Enkel Senas I., ein ſinghaleſiſches Heer die Palkſtraße überſchreiten; es tötete den Pâṇḍyakönig, plünderte die feindliche Hauptſtadt Madura und brachte die aus Ceylon geraubte Beute wieder zurück. Unter Kaſſapa IV. (912—929) kommt dann ſelbſt ein ſinghaleſiſches Heer dem Pâṇḍyakönige zu (freilich unwirkſamer) Hilfe, und der Tamilherrſcher muß ſogar in Ceylon Schutz ſuchen.

Aber dieſer Aufſchwung der Singhaleſen war nicht von langer Dauer: unter Udaya III. (964—972) und Mahinda IV. (975—991) brachen die Tſchola in Ceylon ein; ſie erreichten unter ihrem Könige Parakeſariwarman (1052—61) ſogar den äußerſten Süden, die Provinz Rohana, führten zwei Söhne des Königs Mânâbharana weg und töteten den König Wira-Śalâmega (um 1056). Das ganze Land litt furchtbar unter den Greueln der Raubgier und des Religionshaſſes dieſer Malabaren. Erſt 1059 gelang es einem tapfern Vornehmen, Loka, die Tſchola aus ſeiner Heimat Rohana, dem letzten, nun auch ſchon umſtrittnen Bollwerke des ſinghaleſiſchen Reichs, zurückzuwerfen. Sein Nachfolger Widjaya Bahu I., mit dem Beinamen Siriſanghabodhi (1065—1120), der zuerſt unglücklich gekämpft hatte, drang wieder ins Unterland vor, und nachdem er drei Heere der Tſchola geſchlagen, ihre Feſtungen eingenommen, Anurâdhapura wiedergewonnen und den letzten Widerſtand der Feinde in einer blutigen Schlacht unter den Mauern Polonnaruwas gebrochen hatte, wurde das Land dauernd von den Tſchola befreit.

Aber mit der Macht Ceylons war es doch nur ſchwach beſtellt: als Widjaya Bahu, um ein freundliches Verhältnis mit den Feinden anzubahnen, dem Tſcholakönige reiche Geſchenke durch beſondere Geſandte überbringen ließ, wurden dieſen die Ohren und Naſen abgeſchnitten. Dazu meuterten ſeine eignen Truppen, als ſie nun gegen die Tſchola marſchieren ſollten; im ganzen Süden erhob ſich das Volk gegen den König, der die Empörung mit knapper Not unterdrückt. Das Land iſt aufs äußerſte ausgeſogen und der Orden ſo verkommen, daß auf der ganzen Inſel kein einziger ordinierter Mönch aufzutreiben iſt, und daß ſolche von Ramanya (Martaban,

Niederbarma) herübergeholt werden müssen. Unter Wikkama Bahu I. fielen die südlichen Provinzen vollständig ab und wurden unter mehrere Herren geteilt; nur mit äußerster Anstrengung konnte der König einen Abenteurer aus Aryaland (Nordindien), vor dem er zuerst in eine Felsenfeste geflohen war, vertreiben und Polonnaruwa wiedergewinnen. Das Volk ist vollständig erschöpft; die Steuerschraube wird angezogen, „wie die Zuckermühle Saft aus dem Rohre preßt". In seiner Not muß Wikkama Bahu das Gut der Kirche angreifen und verfeindet sich so auch mit den Mönchen, die mit dem Zahn und der Almosenschüssel Buddhas nach Rohana auswandern. Die vielen Kriege hatten die Wasserbauten zerstört und das fruchtbare Kulturland zu fieberschwangerer Einöde gemacht. Städte und Dörfer waren verlassen und verödet in dem Grade, „daß ihre Stätte nicht mehr aufzufinden war".

d) Parakkama Bahu I. der Große.

Parakkama Bahu I. (Sanskritform: Parâkrama; 1164—97) war von allen denen, die auf dem singhalesischen Königsthrone gesessen haben, der größte. Man muß sich das Elend vergegenwärtigen, dem das Land zur Zeit seiner Jugend fast erlag, um zu würdigen, was dieser Mann, dem die Geschichte mit Recht den Namen des Großen gibt, durch Geist, Willen und Vaterlandsliebe gewirkt hat.

Nach Widjaya Bahus I. Tode war das singhalesische Königtum fast zusammengebrochen. Zwar saß noch ein Schattenkönig in Polonnaruwa, aber der größte Teil des Lands war in kleine Herrschaften zerfallen; in der Provinz Rohana allein saßen vier solche Kleinfürsten, unter ihnen Manabharana, der das Ländchen „der zwölftausend Dörfer" sein nannte, der Vater Parakkama des Großen. In den Bergen wuchs dieser auf; „er wurde in Religion, in den verschiednen Systemen des Rechts, in Rhetorik, Poesie, in Tanz und Musik, im Reiten, im Gebrauche von Schwert und Bogen gründlich ausgebildet und erlangte darin den höchsten Grad von Vollkommenheit." (Mahâwañsa.) Nach dem Tode seines Oheims zur Herrschaft über das kleine Fürstentum gelangt, gab er diesem eine treffliche Verwaltung, führte ein geordnetes Steuerwesen ein, sorgte für möglichste Ausnutzung alles Regen- und Flußwassers zu künstlicher Bewässerung des Bodens; zugleich aber übte er im Hinblick auf eine Einigung seines größern Vaterlands die waffenfähige Mannschaft. Seine erste Unternehmung war gegen das Hochland Malaya gerichtet; unterstützt von einem General des Königs Gadja Bahu IV., unterwarf er es. Der Hof in Polonnaruwa war ganz entnationalisiert: dort lebte eine Menge Fremder, auch königliche Prinzen vom Festlande, die fremde Sprache, fremde Sitte, fremde Religion verbreiteten, und die „des Königs Land erfüllten, wie Dornen ein Bett". Deshalb erklärte er Gadja Bahu den Krieg: in raschem Siegeslaufe drang er bis zum Perlenlande (zur Küste des Golfs von Manaar) vor; schließlich wurden der König und die Prinzen gefangen genommen. Aber nachdem der Zweck erreicht ist, gibt der Sieger dem Überwundnen sein Land zurück. Ein Häuptling aus Rohana, Manabharana der jüngere, der sich den Krieg zwischen Parakkama und Gadja Bahu zu nutze machen wollte, ward gleichfalls überwunden, aber ebenfalls im Besitze gelassen. Von beiden Besiegten wurde der Überwinder zu ihrem Nachfolger eingesetzt. So wurde Parakkama Herr der ganzen Insel, wenn er auch in der ersten Zeit noch mehrfach, besonders bei den freiheitliebenden Bewohnern des Südens und in der westlichen Provinz Mahatittha, mit aller Strenge Aufstände zu dämpfen hatte.

Des großen Königs starke Hand machte sich bald über die Grenzen seines Reichs hinaus fühlbar. Mit Ramanya (Niederbarma) hatten seit langem freundschaftliche Beziehungen

beſtanden; noch Widjaya Bahu I. hatte ſich von dort Mönche in Ceylon erbeten (S. 491), und beide Länder waren durch friedliche Handelsbeziehungen miteinander verbunden. Aber in der traurigen Zeit der letzten ſinghaleſiſchen Könige hatte Arimaddana, der Herrſcher von Ramanya, die üble Lage Ceylons zu ſeinem Vorteil auszubeuten verſucht: auf die Ausfuhr von Elefanten war ein ſo hoher Zoll gelegt worden, daß ihn das verarmte Ceylon kaum tragen konnte; den ſinghaleſiſchen Geſandten wurden die üblichen Geſchenke vorenthalten, den Schiffen Ceylons das Landen in Barma verboten und ſchließlich die Botſchafter aus Polonnaruwa beraubt und gefangen geſetzt. Parakkama ſandte daraufhin eine ſtarke Expedition nach Ramanya. Wenn auch die Schiffe im Sturme großen Schaden erlitten, ſo wurden doch durch das Landheer die barmaniſchen Truppen geſchlagen, die Hauptſtadt mit Sturm genommen, der König getötet, Parakkamas Oberhoheit erklärt und der Friede nur gegen Sühne der frühern Kränkungen und gegen einen jährlichen Tribut bewilligt.

Auch in Südindien (vgl. S. 379) rächte Parakkama das in frühern Jahren gegen Ceylon begangne Unrecht. Die Kämpfe zwiſchen den Tſchola und den Pâṇḍya (Tamilen) hatten ſeit Widjaya Bahu I. nicht aufgehört; jene bedrängten unter ihrem Könige Kulaſekhara hart den König Pâṇḍu in ſeiner Hauptſtadt Madura. Da es nicht im Intereſſe Ceylons lag, an Stelle mehrerer ſich bekämpfenden Kleinſtaaten ein großes Dramidareich aufkommen zu laſſen, ſo ſchickte Parakkama dem Tamilenkönig ein ſtarkes Heer unter Lankapura und Djagad Widjaya Nayaka zu Hilfe. Bevor es eintraf, war Madura gefallen und König Pâṇḍu getötet; aber die Singhaleſen ſchlugen die Tſchola zurück, drangen in ihr Land ein und verwüſteten es; nur mit knapper Not konnte der in der Feſte Nadjina eingeſchloßne König Kulaſekhara ſich durch die Flucht retten. Er mußte ſich zu einem für ſeine Gegner vorteilhaften Frieden bequemen: das Pâṇḍyareich wurde wiederhergeſtellt, Prinz Wira Pâṇḍu in Madura als König eingeſetzt und zur Erinnerung an dieſen Feldzug eine tamiliſche Münze mit dem Bilde Parakkamas geprägt. Die gefangnen Tſchola aber wurden nach Ceylon geſchickt, wo ſie bei der Wiederherſtellung derſelben heiligen Bauten mitarbeiten mußten, die ihre Vorfahren bei ihren Plünderungszügen zerſtört hatten.

Getreu ſeinem Wahlſpruche: „Was gibt es in der Welt, das nicht von beharrlichen Männern ausgeführt werden könnte?“ führte Parakkama ſeine verödete Inſel einem neuen Wohlſtande zu. Schon als Häuptling eines kleinen Ländchens hatte er den Ausſpruch gethan: „In einem Lande, wie dieſem, ſollte nicht die kleinſte Menge Waſſer, das der Regen bringt, ins Meer fließen dürfen, ohne vorher dem Menſchen nutzbar gemacht zu ſein“; denſelben Grundſatz führte er in ſeinem großen Reiche mit allen Kräften durch. Zu Tauſenden ließ er Stauteiche, von denen die größten (z. B. das „Meer des Parakkama“) die Waſſerfläche des Vierwaldſtätter Sees erreichten, teils neu anlegen, teils aus ihrem Verfalle wiederherſtellen; mehr als ein halbes Tauſend Kanäle wurden neu gebaut, mehrere tauſend zerſtörte ausgebeſſert. An der Stelle fieberbringenden Sumpflands und undurchdringlicher Waldwildnis erſtreckten ſich meilenweit grünende Reisfelder und Fruchtbaumpflanzungen; auf Ruinenſtätten erſtanden wieder Städte und Dörfer mit zahlreichen glücklichen Bewohnern. Die heruntergekommne Hauptſtadt Polonnaruwa erhob ſich in neuer Pracht, ausgeſtattet mit allem, was das Leben verbeſſerte und ſchmückte. Auch der altehrwürdigen Hauptſtadt Anurâdhapura wandte der Herrſcher ſeine Fürſorge zu; die Paläſte, die die Gründer des Reichs errichtet hatten, die Stätten, die durch Mahinda und ſeine Nachfolger geheiligt waren, die Klöſter und Reliquienbauten wurden aus der Waldwildnis befreit und wiederhergeſtellt. In der Verwaltung wurde Ordnung geſchaffen und ein mildes, gerechtes Steuerſyſtem durchgeführt. Die Übelſtände, die in der Kirche eingeriſſen

waren, wurden ausgemerzt und die Sittlichkeit der Priesterherrschaft gehoben. Schließlich gelang es Parakkama sogar, die tausendjährige Feindschaft zwischen den Hauptsekten zur Ruhe zu bringen und die Einheit der Lehre wiederherzustellen: „das Unternehmen, diese Einigung herbeizuführen, schien so schwer, als ob er den Berg Meru hätte in die Höhe heben wollen".

e) Verfall des Reichs und der Kirche (1200—1500).

Auf Parakkama den Großen folgte sein Neffe, Widjaya Bahu II. (1197—98), ein Schwächling, den die Mönche einen großen Gelehrten und Dichter nennen; schon nach einjähriger Regierung fiel er unter Mörderhand. Damit begann eine Zeit schwerster Wirren. In den auf den Tod des großen Königs folgenden 18 Jahren wechselte das Reich nicht weniger als fünfzehnmal seinen Herrscher; von ihnen hat je einer einen Tag, 9 Tage, 17 Tage, 3 Monate, 7 Monate, 9 Monate und 12 Monate regiert. Mindestens fünf sind ermordet, sechs abgesetzt, zum Teil auch geblendet worden. Eine bunte Reihe von Gestalten zieht an uns vorüber: mit Singhalesen wechseln Kaliṅga (Telugu), Tschola und Pâṇḍya. Erst mit dem Kaliṅgaprinzen Magha (1215—36), der mit einem Heere von 20,000 Kriegern Besitz von der Insel ergriffen hatte, kam wieder etwas mehr Festigkeit in die Besetzung des Throns; freilich für das unglückliche Land war er eine wahre Gottesgeißel: niemals vorher ist es so furchtbar heimgesucht worden wie von diesen Teufeln. Nur im Süden fand wieder auf den natürlichen, durch Kunst verstärkten Bergfesten eine Anzahl tüchtiger Männer Schutz und Selbständigkeit. Die bedeutendste dieser kleinen Herrschaften war Dambadenya, wo sich Widjaya Bahu III. (1236—40), der sein Geschlecht auf Widjaya Bahu I. zurückführte, festgesetzt hatte; von diesem festen Punkt aus unterwarf er die ganze Provinz Malaya. Sein Sohn Parakkama Bahu II. (1240—75) vertrieb 1255 die Drawida (der Tscholakönig Someśwara fiel) und rieb sie fast auf. Außerdem warteten seiner noch andre Kämpfe: die Schwäche Ceylons hatte die um jene Zeit besonders rührigen Malaien (S. 529) angelockt. Ihr Führer Tschandrabhanu fiel zweimal in das Land ein und verwüstete „die ganze Laṅkâ"; aber zu einer dauernden Festsetzung der Malaien auf der Insel kam es nicht. Parakkama II. eiferte seinem großen Vorgänger auch in den Werken des Friedens nach. Die Drawida hatten alle Besitzverhältnisse umgestürzt; jetzt ward das Land regelrecht an Laien und den Orden neu verteilt. Straßen wurden angelegt, Teiche und Kanäle hergestellt, das zum größten Teil in Trümmern liegende Polonnaruwa wieder aufgebaut; auch in Anurâdhapura wurden Arbeiten an den arg beschädigten Denkmälern vorgenommen. Inzwischen waren Leute, die sich Mönche nannten, in alle Arten von Laster versunken; und der Streit zwischen den Brüderschaften war wieder in alter Stärke entbrannt. Auch hier schuf der König Besserung: die schlechten Mönche wurden beseitigt, die feindlichen Sekten wieder versöhnt und dem Orden durch Herbeiziehung ordinierter Mönche aus dem Tscholalande frisches Blut zugeführt.

Doch Parakkamas II. Nachfolger Widjaya Bahu IV. ward schon zwei Jahre später durch einen seiner Generale ermordet, der aber auch in kürzester Frist umgebracht ward. Das Volk sank ohne kräftige Leitung schnell in das frühere Elend zurück. Um das Maß voll zu machen, ward es von schwerer Hungersnot heimgesucht. Dann fiel wieder ein Pâṇḍyaheer so plötzlich in das Land ein, daß nicht einmal das größte Heiligtum der buddhistischen Welt, der Zahn Buddhas (S. 490), in Sicherheit gebracht werden konnte, sondern mit dem andern Raube nach Madura entführt wurde. Erst Parakkama Bahu III. (1288—93), der selbst bittend an den Pâṇḍya-Hof pilgerte, erhielt den Zahn wieder, gewiß nicht ohne schwerwiegende Zugeständnisse.

Dieſer Raubzug der Pâṇḍya ſcheint der letzte Drawida-Einfall in Ceylon geweſen zu ſein: wenige Jahre ſpäter (1311) drangen die Mohammedaner unter Kafur von Norden her bis zur Palkſtraße vor (S. 415), und von der Mitte des 14. Jahrhunderts an waren die Pâṇḍya dem Reich Widjayanagar (S. 418) tributpflichtig. Obgleich aber die ſinghaleſiſchen Chroniken ſeit 1290 nichts mehr von Kämpfen mit den Drawida melden, hielten dieſe doch den äußerſten Norden der Inſel feſt; hier iſt ſpäter ein ſelbſtändiges Tamilreich mit Djaffna als Hauptſtadt entſtanden. Das Innere der nördlichen Hälfte der Inſel, des ehemaligen Königslands (Pihittiratta), war zu einer menſchenarmen Einöde geworden. Die Könige verlegten bei den ewigen innern Unruhen ihre Reſidenz immer mehr in die Berge zurück; mit ihnen befand ſich der Zahn Buddhas faſt beſtändig auf der Wanderſchaft. Der Buddhismus beſtand faſt nur noch dem Namen nach. Deshalb ſind auch bis auf Parakkama IV. (um 1300) in den Klöſtern nur noch die allerdürftigſten, von da ab bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts überhaupt keine geſchichtlichen Aufzeichnungen mehr gemacht worden; erſt unter Kirti Śrî râdja Simha (1747—80) ward das Fehlende nach dem ſpärlich Vorhandnen und nach der Erinnerung wieder ergänzt.

D. Die neuere Geſchichte Ceylons (ſeit 1500).

Von den 23 Königen, die zwiſchen jenen beiden Herrſchern regiert haben, erfahren wir im ganzen nur Weniges und nicht immer Zuverläſſiges. Etwas beſtimmter werden die Angaben mit Râdja Simha I. (1586—92), der, nachdem er durch die Ermordung ſeines Vaters die Herrſchaft erlangt hatte, als fanatiſcher Śiwa-Anbeter die buddhiſtiſche Lehre und ihre Bekenner ſo verfolgte, daß viele Mönche das gelbe Gewand auszogen.

a) Die Portugieſen in Ceylon.

„In jenen Tagen trieben gewiſſe Kaufleute im Hafen von Kolamba Handel, und ſie fuhren damit lange fort, bis ſie im Laufe der Zeit ſehr mächtig wurden. Die Parangi [Portugieſen] waren ſämtlich ſchlechte Ungläubige, grauſam und hartherzig" (Mahâwaṁſa). Im Jahre 1498 hatte Vasco da Gama vor Kalikut Anker geworfen; 17 Jahre ſpäter war der bis dahin monopoliſierte arabiſche Handel mit den koſtbaren Erzeugniſſen Aſiens, beſonders den Gewürzen, vernichtet: Ormuz, Malakka und Goa waren die ſtarken Pfeiler der portugieſiſchen Macht in den indiſchen Meeren (S. 439). Schon 1505 hatten portugieſiſche Schiffe Ceylon angelaufen; aber erſt 1515 ſegelte eine Flotte unter Lopez Soarez von Kalikut aus dorthin, und der Admiral erhielt von dem in Kotta regierenden ſinghaleſiſchen Könige die Erlaubnis, in dem ſeiner Reſidenz benachbarten Hafen Kolamba eine befeſtigte Handelsniederlaſſung zu gründen. Hatte der König gehofft, auf dieſe Weiſe mächtige Freunde zu gewinnen, ſo ſah er ſich bald bitter getäuſcht. Er mußte es ſich gefallen laſſen, daß man ihn zum Vaſallen Portugals ernannte, und ſich zu einem jährlichen Tribut an Zimt, Edelſteinen und Elefanten bequemen. Bald begannen Feindſeligkeiten. Es half nichts, daß die Könige ihre Reſidenzen weiter zurück in das bergige Innere verlegten, zuerſt nach Sitawaka, dann nach Kandy: der Krieg dauerte ununterbrochen fort, und die Portugieſen ſchoben ihre Vorſtöße nur immer weiter in das Land hinein vor.

Aber nun wuchſen die Schwierigkeiten, die ihnen der jähe Gebirgsabſturz des Hochlands, die dichte Wildnis des Urwalds, die Gefährlichkeit des Klimas und die ſtarke Kraft der Hochländer entgegenſtellte. Viel lernten dieſe mit der Zeit von ihren Feinden in Strategie, Taktik und Führung der Waffen; als von alters her geſchickte Metallarbeiter verſtanden ſie es bald, Gewehre und Geſchütze in beſſerer Ausführung herzuſtellen als jene. Mayadhana und ſein Sohn

Râdja Simha I., schlugen die Angriffe der Portugiesen kräftig ab; von Râdja Simha II. sagt Mahâwañsa: „Wie ein Löwe mitten in eine Elefantenherde einbricht, oder wie eine Baumwollflocke von einem Windstoße verweht wird, also floh der von Furcht gepackte Feind vor dem furchtlosen Könige". Festen Fuß konnten die Portugiesen niemals im Innern fassen; ihr sicherer Besitz blieb auf die Festungen, Negambo, Colombo, Galle, Battikalao und Trinkomali, sowie auf das unmittelbar daran angrenzende Land beschränkt. Erfolgreicher waren sie nur gegen das Tamilenreich, das die Nordspitze der Insel und einen schmalen Streifen Lands längs der Ostküste einnahm. Die Hauptstadt Djaffna wurde 1560 erstürmt; dabei fiel der heilige Zahn in ihre Hände. Vergebens bot der König von Pegu 400,000 Goldstücke: die Portugiesen schätzten das Stückchen Knochen und seine Zerstörung höher ein; es wurde vom Erzbischof von Goa, Don Gaspar, in einem Mörser zermalmt, in einem Kohlenbecken verbrannt und seine Asche in den Fluß geworfen. Die Zahnverehrung war damit freilich nicht ausgerottet; sehr bald kam ein zweiter „Zahn" in Kandy zum Vorschein, der angeblich vor den Portugiesen versteckt und vergraben gewesen war, während diese nur eine Nachahmung des echten Zahns zerstört hätten. Bei der ersten Eroberung Djaffnas begnügten sich die Portugiesen damit, dem Sultan die Insel Manaar und alle seine Schätze wegzunehmen und ihm einen hohen Tribut aufzuerlegen. 1617 wurde wegen angeblicher Feindseligkeit gegen die Christen die Stadt nochmals gestürmt, der Sultan enthauptet und sein Land als portugiesisches Eigentum erklärt.

Die Geschichte der Zerstörung des Buddazahns ist bezeichnend für den Glaubenseifer der Portugiesen; jedes Schiff brachte außer beutegierigen Soldaten auch Mönche mit, die mit allen Gewaltmitteln ihr Christentum auszubreiten bemüht waren. Ihren größten Triumph feierten sie, als es ihnen gelang, einen singhalesischen König dem Schoße der alleinseligmachenden Kirche zuzuführen. „Der König Dharma Paula Râdja nahm die christliche Religion an und wurde auf den Namen Don Juan Pandaura getauft; mit ihm traten viele Vornehme von Kotta über. Von diesem Tag an begannen die Weiber der Vornehmen und auch die der niedrigern Kasten, wie die der Barbiere, Fischer, Humawas und Tschalyas des portugiesischen Geldes halber Christen zu werden und mit den Christen zu leben." (Râdjâwalt.) Der von seinem Glauben abgefallne König setzte Philipp II. von Spanien und Portugal zum Erben seiner Herrschaft ein: seitdem fügten die portugiesischen Könige ihren vielen Titeln noch den der Herren von Ceylon hinzu.

Der Boden war für die Bekehrung der Singhalesen zum Christentume gut vorbereitet: war doch die alte Religion in ihrem Niedergang auf dem tiefsten Punkt angekommen. Râdja Simha I., der Śiwa-Bekenner (S. 495), hatte seine buddhistischen Unterthanen verfolgt. Die wiederholten Einführungen fremder Mönche hatten den Niedergang des singhalesischen Buddhatums nicht aufhalten können; des Volks hatte sich die größte Gleichgiltigkeit gegen religiöse Fragen bemächtigt. Im Bereiche der portugiesischen Lande konnten die Mitglieder der niedern Kasten nur gewinnen, wenn sie sich mit ihren Herren auf guten Fuß stellten; so trat das Volk in Massen zur katholischen Kirche über. Hochklingende portugiesische Namen sind noch unter den heutigen Singhalesen die Erbschaft der Nachkommen jener Bekehrten, die sich beim Glaubenswechsel als Familiennamen die ihrer Herren zulegten.

Ihr eignes Christentum bethätigten die Portugiesen darin, daß sie gegen alle, die in ihren Bereich kamen, unmenschliche Erpressungen verübten. Sie suchten sich auf diese Weise zu entschädigen für den verhältnismäßig geringen Gewinn, den ihnen der Handel eintrug. Die Kultur des wertvollsten Erzeugnisses der Insel, des Zimts, hatte bei dem bittern Hasse gegen die Fremden mit Schwierigkeiten zu kämpfen und blieb auf engbegrenzte Bezirke in der Nähe der

befestigten Plätze Colombo und Galle beschränkt; das Gewürz „mußte mit dem Schwert in der Hand gesammelt und unter den Kanonen der Festungen verschickt werden" (Jam. Emerſ. Tennent). Der Gewinn des mehr und mehr abnehmenden Handels wog die Kosten nicht auf, die den Portugiesen aus dem anderthalb Jahrhunderte dauernden Kriegszustand erwuchsen.

b) Die Holländer in Ceylon.

Das Zurückgehen der Bedeutung Ceylons für die Portugiesen war nur eine Teilerscheinung im allgemeinen Niedergang ihrer Macht. Der Unternehmungsgeist, der sie im 15. und noch im Beginn des 16. Jahrhunderts beseelt hatte, war erloschen, die Kraft des kleinen Lands durch die ewigen Kriege in mörderischen Klimaten aufgezehrt, das Volk verarmt, die Gemüter bedrückt unter der Inquisition. Portugal hatte seine Rolle unter den Kolonialmächten ausgespielt. An seine Stelle traten in Ceylon die Holländer: 1602 landete Joris van Spilbergen mit zwei Schiffen an der Insel, um dem gegen die Portugiesen erbitterten Könige der Singhalesen ein Bündnis anzutragen; der König schickte zwei Gesandte „in ihr schönes Land" (Mahâwañsa) und überredete das Volk, mit vielen Schiffen hierhin zu kommen. Zwischen beiden Mächten wurde 1609 ein Vertrag zur Vertreibung der Portugiesen aus der Insel geschlossen; doch weder der schlaffe König Wimala Dhamma Surya I. (1592—1620), noch die Holländer fühlten sich zunächst stark genug dazu. Erst unter Râdja Sinha II. wurde der Krieg mit Nachdruck geführt; eine portugiesische Festung nach der andern gewannen die Holländer. Zuletzt (1658) fielen nach einem zehnjährigen Waffenstillstande Colombo und Djaffna. Damit waren an die Stelle der Portugiesen die Holländer getreten.

Mit ihnen zog ein andrer Geist ein: die neuen Herren des Festungsrings, der die Insel umgab, waren Krämer, die nur das eine Ziel im Auge hatten, alles zu vermeiden, was den Handel stören konnte. Von Anfang an hatten sie sich dazu verstanden, alljährlich eine Gesandtschaft nach Kandy an den König zu schicken, der sie mit Verachtung und Hohn behandelte; die Gesandten wurden gelegentlich mit Stöcken geschlagen, gefangen gesetzt oder selbst getötet — die Holländer ließen sich das alles gefallen. Nur einmal, unter Kirti Śrî Râdja Sinha, schwangen sie sich zu einem Strafzuge mit malaiischen Soldaten auf; Kandy wurde eingenommen, und der König mußte mit dem Buddhazahne fliehen. Aber Krankheit und Hungersnot brachen aus, die Rückzugslinien wurden unterbrochen; viele Soldaten erlagen den Angriffen der Bergbewohner, viele verkamen zersprengt in den unwirtlichen Wäldern.

Auf Râdja Sinha II. waren schwächliche Mönchsfreunde gefolgt, denen es doch nicht gelang, den Orden zu heben. Śrî Wira Parakkama Narinda (1701—34) hatte für den heiligen Zahn den Dalada Maligawa, den noch jetzt stehenden Tempel, erbauen und seine Außenwände mit Gemälden von 32 Djâtakas (Geschichten von der Geburt Buddhas) bemalen lassen; aber schon unter seinem Nachfolger Widjaya Râdja Sinha (1734—47) gibt es wieder keine Mönche mehr. Die Lehre selbst war zu einer Glaubensmischung von Hinduismus, Dämonenkult und buddhistischem Formenwesen ausgeartet. Durch die Beziehungen zu Südindien (eine lange Reihe von Kandy-Königen hatte sich nur mit Prinzessinnen aus Madura vermählt) hatten die brahmanischen Götter das Bürgerrecht in Ceylon erworben: ihre Bilder wurden in den Bittgängen einträchtig vereint mit Buddhabildnissen einhergetragen, und wenn ein König einen buddhistischen Reliquienbau errichtete, so setzte er daneben gleich einen dem Śiwa oder Wishnu geweihten Tempel. Erst durch Kirti Śrî Râdja Sinha (1747—80) geschah eine Reinigung und Wiederbelebung des inhaltlos gewordnen Buddhatums: zwei Gesandtschaften brachten

je ein Kapitel von zehn Mönchen (das erste unter dem Oberprieſter Upali) aus Siam herüber. Unter der Duldung der Holländer und Engländer hat ſich ſeither der Buddhismus auf Ceylon, wenn er auch noch immer ſtark von der Verehrung brahmaniſcher Götter und dravidiſcher Dämonen durchſetzt iſt, vertieft und iſt wieder feſter eingewurzelt.

Die Holländer zogen aus ihrem Handel mit den Erzeugniſſen Ceylons anfangs großen Nutzen. Die den Portugieſen abgenommnen Zimtgärten wurden zwar nicht vergrößert; aber die planvolle Kultur des Gewürzſtrauchs hob die Güte ſeiner Rinde auf eine früher nicht erreichte Stufe, und der hochangeſetzte Preis wurde durch ſtrenge Monopolmaßregeln gehalten. Doch gerade dieſe Maßregeln führten ſchließlich zum Niedergange des Handels. Der hohe Preis zog die Konkurrenz mit ähnlichen Zimtarten auf andern Inſeln groß; ein ganzes Heer von Unterbeamten verſchlang einen großen Teil des Gewinns, während deren ſchlechte Beſoldungen zu Betrügereien führten. Der Zimthandel, der anfangs ſo hohen Gewinn abgeworfen hatte, brachte zuletzt nicht mehr die Selbſtkoſten ein.

c) Die Briten auf Ceylon.

Vor allem litt aber der ceyloniſche Handel durch den Rückgang Hollands in ſeiner Bedeutung als Seemacht. Die Wegnahme der portugieſiſchen Beſitzungen bedeutet ihren Höhepunkt; der holländiſche Handel verhielt ſich damals zum engliſchen wie 5:1. Aber während noch um Colombo und Djaffna gekämpft wurde, führte England einen Schlag gegen ſeinen Nebenbuhler, den dieſer nicht verwinden konnte: 1651 und 1660 wurden die Navigationsakten erlaſſen, die allen fremden Schiffen den Zwiſchenhandel mit England und ſeinen Kolonien verboten (Bd. VII, S. 99f.). Im Jahre 1792 war das Verhältnis der Handelsgröße beider Wettbewerber aber wie 2:5. Und als 1794 die franzöſiſchen Truppen nach Holland vorgerückt waren, nahm England dieſem nicht nur ſeine Handelsflotte im Werte von 10 Millionen, ſondern auch alle ſeine Kolonien am Kap, in Malakka, Kotſchin, auf den Molukken u. ſ. w. weg. Die Beſitzergreifung Ceylons wurde ihm nicht ſchwer gemacht. Der britiſche Gouverneur von Madras, Lord Hobart (S. 267) ſandte 1795 eine Flotte unter Blankert nach der Inſel; mehrere Feſtungen fielen ſogleich in ſeine Hände, und der Sitz der holländiſchen Regierung, Colombo, wurde von dem beſtochnen Gouverneur Joh. Gerh. von Angelbeck mit allen noch nicht genommnen feſten Plätzen, allen Warenvorräten und Kaſſen (2½ Millionen) ohne Schwertſtreich ausgeliefert (15. Februar 1796). Doch die Verwaltung der Oſtindiſchen Kompanie war noch ſchlechter als die holländiſche der letzten Zeit; als ſich nach Jahresfriſt offner Aufruhr gegen die Briten erhob, ergriff deshalb England ſelbſt Beſitz von der Kolonie und unterſtellte ſie unmittelbar der Krone.

Als erſter Gouverneur wurde Frederick North (ſpäter Earl of Guildford) 1798 hingeſandt. Hinter den Fortſchritten, die damals (S. 459) auf dem Feſtlande gemacht wurden, durfte er nicht zurückbleiben. Darum ließ er ſich zunächſt mit Pelemeh Talaweh, dem erſten Miniſter des ſinghaleſiſchen Königs Śrī Rādja Adhirādja Siṁha (1780—98), in landesverräteriſche Unterhandlungen ein: eine größere Abteilung engliſcher Truppen ſollte unter dem Schein einer freundſchaftlichen Ehrung einen Geſandten nach Kandy begleiten, um dort den König, wenn es ſein mußte, mit Gewalt den engliſchen Wünſchen geneigt zu machen. Aber ſie kamen, gehindert durch die Schwierigkeiten der Natur und durch die feindſelige Stimmung der Eingebornen, nur zum kleinſten Teil nach Kandy und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Da dieſer ſchlau eingefädelte Plan mißglückt war, wurde 1802 zu offner Gewalt geſchritten: in

günſtigerer Jahreszeit rückten 3000 Mann unter M'Dowell nach der Hauptſtadt vor; ſie beſetzten dieſe, nachdem der König geflohen war. Die Truppen unter Major Davie litten ſchwer unter Krankheiten, und der Reſt von ihnen wurde 1803 durch die Singhaleſen überfallen und bis auf einen Einzigen niedergemacht. Die europäiſche Kriegslage hinderte die Engländer, die Scharte ſogleich auszuwetzen; aber der ſinghaleſiſche König Śrī Wikkama Rādja Siṁha (1798—1815), der ſeit der Verräterei jenes Miniſters bis zum Wahnſinne mißtrauiſch und grauſam gegen ſeine Unterthanen geworden war, arbeitete ihnen ſelbſt in die Hände. Die Erbitterung ſeines Volks wurde ſo groß, daß die Engländer 1815 ſich mit leichter Mühe Kandys bemächtigen konnten. Der König wurde am 18. Februar im Dorfe Beaumury gefangen genommen und in Madras eingeſperrt, bis er 1832 ſtarb; eine Verſammlung aller Häuptlinge aber übergab im März 1816 das ſinghaleſiſche Reich der britiſchen Krone. Seit 1895 iſt Sir Joſeph Weſt Ridgeway Gouverneur der Inſel.

4. Indochina.

A. Der Schauplatz.

Hinterindien bildet den öſtlichſten der drei großen Vorſprünge, die Aſien nach Süden zu ausſchickt. Von der Größe des ſüdlichen Vorderindiens (2,126,500 qkm), grenzt es im Norden an China, mit ſeinem nordweſtlichen Viertel an Indien; ſeine weſtliche Begrenzung bildet in ihrer ganzen Ausdehnung die Oſtküſte des Bengaliſchen Meerbuſens, ſeine ſüdliche das flache Meer zwiſchen dem Feſtland und den Inſeln Java und Borneo, ſeine öſtliche die Chineſiſche See (ſ. die Karte bei S. 525). Nicht über die See, ſondern aus den beiden Kulturländern Indien und China ſind die Anſtöße zu höherer Entwicklung nach Hinterindien gekommen, das daher mit Recht Indochina genannt wird.

a) Das Land.

Die Oberflächenform Hinterindiens wird beherrſcht durch das Vorhandenſein im weſentlichen nordſüdlich gerichteter Parallelgebirge, die von dem Berglande, das ſich zwiſchen Oſttibet und den Südprovinzen Chinas: Yünnan, Kuangſi und Kuangtung, nördlich vom 25. Parallelkreiſe, lagert, ſüdwärts ausſtrahlen. An ihrer Wurzel faſſen ſie eng zuſammengedrängt in mehreren 1000 m tiefen Schluchten den Mittellauf von vier in Tibet entſpringenden mächtigen Flüſſen zwiſchen ſich, die dann fächerartig auseinanderſtrahlend den verſchiedenen Meeren zuſtreben. Von jener Durchbruchsſtelle an durchzieht oſtwärts der Yantſzekiang als wichtigſte natürliche Verkehrsader das Himmliſche Reich; weſtwärts wendet ſich der Brahmaputra durch das breite Thal von Aſſam dem Gangesdelta zu, und nur der Salwen und der Mekhong gehören, in ſüdlicher Richtung fließend, der indochineſiſchen Halbinſel an. Öſtlich und weſtlich ſowie zwiſchen ihnen ſelbſt ſchieben ſich Parallelflüſſe ein, deren Quellen nicht ganz bis zu jener Durchbruchsſtelle hinaufreichen; am weſtlichſten der Irawadi, der, im Bergland öſtlich von Aſſam entſpringend und als weit aufwärts ſchiffbar mit einem Nebenfluſſe den Zugang zu Yünnan erleichternd, die fruchtbaren Küſtenebenen von Tſchittagong und Arakan durchzieht und bei ſeiner Mündung im Golfe von Pegu eins der größten Deltas der Welt bildet. Von ihm wird der Salwen nur durch niedrige nordſüdliche Höhenzüge getrennt, die ihn ſchließlich von der ſchmalen Küſtenlandſchaft Tennaſſerim ablenken und dem mittlern Hinterindien zuweiſen. Weiter oſtwärts folgen der gleichfalls Indochina allein zugehörige Menam, der Hauptfluß Siams, deſſen

Quellgebiet nicht über 20° nördl. Breite hinausreicht, und der aus Tibet herabkommende Mekhong, dessen Delta sich ostwärts in die chinesische See erstreckt. Alle diese Ströme haben fruchtbare Deltas und Thalebenen, sind jedoch dem Verkehre wenig günstig, da ihre Stromschnellen und Untiefen schon kurz oberhalb ihrer Mündung eine Schifffahrt in größerm Maßstab ausschließen. Eine nordsüdlich gerichtete Kette bildet östlich vom Mekhong eine scharfe Grenzscheide zwischen dem mittlern und dem östlichen Hinterindien: Kotschinchina, Anam und Tongking. Nur der Songka oder Rote Fluß durchzieht im Norden, in Tongking, das im ganzen schmale östliche Drittel Indochinas; aber schiffbarer als die Ströme der Mitte bildet er den bequemsten Zugang nach dem mineralreichen Yünnan.

Das Klima ist ganz das eines asiatisch-tropischen Monsungebiets. In den Alluvialebenen der Thäler und Deltas prangt die Natur in unerschöpflicher Fruchtbarkeit: hier haben von alters her die Brennpunkte indochinesischer Kultur bestanden. Das weiter nördlich gelegne Gebirgsland, das dem Menschen nicht so willig reiche Gaben spendet, hat seine völkererziehende Macht seit Jahrtausenden bewährt: hier war von jeher die Heimat halbbarbarischer, aber kraftvoller Stämme, die, von den Völkerbewegungen der unruhigen Nomadenhorden Mittelasiens getrieben oder selbst durch den Reichtum der südlichen Tiefländer angelockt, immer von neuem dorthin einfielen und ihnen immer neues, kulturempfängliches Volksmaterial lieferten.

b) Die Völker Indochinas.

So lassen sich noch jetzt anthropologisch und ethnologisch voneinander sich abhebende Stammesschichten erkennen. Als direkte Nachkommen der ältesten Bewohner erscheinen uns drei, verschiednen anthropologischen Gruppen angehörige Stämme: der negrito-ähnliche, der malaiische und der indonesische. Die negritoähnlichen Völkchen, die den Bewohnern der Andamanen, den Aëtas der Philippinen u. s. w. nahestehen, bewohnen jetzt als Sakai und Semangs kleine Bezirke im Innern der Halbinsel von Malakka. Die Malaien, desselben Stamms mit denen der Inseln, wohin sie erst in später Zeit verdrängt worden sind (vgl. unten, S. 529), nehmen in rassereinen Stämmen ebenfalls gewisse Distrikte der malaiischen Halbinsel, in Blutsmischung mit später eingedrungnen Stämmen (Tscham) ausgedehnte Strecken der Niederungen Siams und Anams ein; ihre ursprünglichen Wohnsitze scheinen die indochinesischen Tieflande gewesen zu sein. Dagegen sind die höhern Lagen der Gebirge von den Indonesiern bewohnt worden, deren nächsten Blutsverwandten wir im indonesischen Archipel begegnen: auf den Philippinen, Borneo (Dayak), Sumatra (Batta) u. s. w. Heutige Vertreter des indonesischen Stamms in Indochina sind: die Naga in den Grenzlanden zwischen Assam und Barma, die Selong (im Mergui-Archipel), die Moi (halbwilde Stämme zwischen dem Mekhong und der Küste Assams und zwischen Yünnan und Kotschinchina), die Kui (im südöstlichen Siam und nordwestlichen Kambodja), die Mon oder Talaing (in den Deltas der barmanischen Ströme, ehemals in ganz Unterbarma verbreitet).

Das höhere Gebirgsland, das sich weiter im Norden zwischen Ostlibet bis nach den chinesischen Südprovinzen hin erstreckt, ist von alter Zeit her der Ursitz kräftiger, mit den Indonesiern nahe verwandter Stämme gewesen, die als Völkerfamilien der Thai („Freie") zusammengefaßt werden. Von dort aus haben oft wiederholt Einfälle nach dem Tieflande hinab bis in jüngere Zeiten hinein stattgefunden: um 1250 saßen sie im Fürstentume Xieng-Mai; unter Râma Khomheng (1283) ist das weiter südlich gelegne Reich Sukhodaya inschriftlich bezeugt; durch den Widerstand der brahmanischen Könige von Kambodja nach Westen abgelenkt, sind die Thai

um 1350 Herren des untern Menam (Hauptſtadt Ayuthia). Wir finden die Nachkommen dieſer Einwanderer in Blutsmiſchung mit den früher anſäſſigen Bewohnern als die Hauptmaſſe der Bevölkerung in den zu höherer Blüte gelangten Kulturſtaaten Hinterindiens. Ob die Tſcham eine älteſte Abzweigung der Thai gebildet haben, ob ſie aus den Indoneſiern hervorgegangen ſind, läßt ſich kaum mehr feſtſtellen; ſie fanden in den Niederungen die Malaien vor und nahmen von dieſen die Sprache an (die der heutigen malaiiſchen Sprachenfamilie nahe verwandt iſt), während der Körperbau entſchieden von dem der Malaien abweicht und ſich mehr dem der Indoneſier anreiht. Der erſte Schimmer geſchichtlichen Erkennens zeigt ſie uns als das Volk eines Süd-Tongking, Anam und einen großen Teil von Mittel-Indochina umfaſſenden Reichs. Eine zweite, erſt in unſerer Zeitrechnung vordrängende Völkerwelle führte die Khmer herab in das fruchtbare Land; hier miſchten ſie ſich gleichfalls mit der dort bereits anſäſſigen Bevölkerung: mit Malaien (brachykephal) und mit Indoneſiern (welliges Haar der Kui), und brachten auf Koſten des Tſchampa-Reichs ihren eignen Staat Kambodja zu hoher Blüte. Auch ihr Wohngebiet wurde durch ſpätere Thai-Einfälle auf ſeinen jetzigen Beſtand, das verkleinerte Kambodja und das ſüdliche Kotſchinchina, eingeſchränkt.

Wieder neue Stämme drangen aus jener Völkerwiege nach Süden und Oſten vor und verdrängten die Moi, Malaien und Khmer aus ihren Sitzen: das waren die Anameſen. Heute wohnen ſie vom Tongkingdelta bis nach Südkotſchinchina hinein, ſtark mit chineſiſchem Blute gemiſcht und ganz von chineſiſcher Kultur durchtränkt. Wahrſcheinlich führte dieſelbe Völkerwelle ungefähr gleichzeitig einen zweiten Thaiſtrom, die Lao, in die Bergländer des heutigen nördlichen Siam, und einen dritten: die den Tibetanern ſprachlich näher ſtehenden Barmanen, aus dem Gebirgsland öſtlich vom Tibet hinab zum Unterlaufe des Irawadi, wo ſie die dort anſäſſigen, ſprachlich mit den Anameſen verwandten Mon auf die Küſtenſtriche zurückdrängten. Ihnen folgten im Anfang unſers Jahrtauſends die Schan (Shan; jetzt in den Berggegenden Oberbarmas), die ſich noch heute Thai („Freie") nennen, weiter öſtlich die Siameſen, die ihrerſeits wieder die Herrſchaft der früher eingewanderten Khmer in Kambodja brachen und ein eignes Reich zu hoher Blüte brachten. Alle dieſe Stämme zeigen in ihren körperlichen Merkmalen, daß ſie ſich von Blutmiſchung mit andern Stämmen nicht frei gehalten haben.

B. Die Vor- und Frühgeſchichte Indochinas.

Tiefes Dunkel bedeckt die Vorgeſchichte Hinterindiens; nur ganz allgemeine Fingerzeige liefern uns die Sprachvergleichung und die Anthropologie. Beide deuten auf frühe Völkerbeziehungen und Stammesmiſchungen hin. Mehrere urſprüngliche Gruppen heben ſich ſprachlich voneinander ab. Kaum bekannt ſind die Idiome der heutigen ganz dunkeln Bewohner der Halbinſel; dagegen zeigt die Eigentümlichkeit der Sprache der malaiiſchen Stämme, daß ſie ſich bereits in der Urzeit abgeſondert haben müſſen. Die übrigen, der iſolierenden Sprachenfamilie zugehörigen Idiome der Völker Hinterindiens laſſen bereits in älteſten Zeiten zwei geſonderte Urvölkerſtämme erkennen, die wir nach der jetzigen Verbreitung ihrer Nachkommen als Tibeto-Barmanen und als Thaichineſen bezeichnen dürfen. Wo die Wohnſitze dieſer Stammvatervölker gelegen haben, darüber fehlt uns jeder Anhalt. Nur ſo viel läßt ſich behaupten: die Abzweigungen jener Urvölker, die für die Geſchichte Hinterindiens in Betracht kommen, ſind ſicherlich von Norden her eingedrungen; während der ſpätern Geſchichte Indochinas ſaßen und ſitzen noch jetzt die unvermiſchten Thai in dem gebirgigen Grenzlande zwiſchen Hinterindien und China. Eine frühe Abzweigung der Thai müſſen aus Gründen der Sprachvergleichung die

Mon-Anamstämme gebildet haben, die in spätern Jahrhunderten wieder durch nachdrängende Thai als Mon (Pegu) und Anamiten (Ostküste Indochinas; dort Yuon genannt) in ihre jetzigen weit voneinanderliegenden Wohnsitze auseinandergesprengt worden sind. Auch die Tscham haben sich zeitig von den Thai abgezweigt, sind auf malaiische Bevölkerungen gestoßen und von diesen körperlich wie sprachlich stark beeinflußt worden. Auf sie sind in jüngerer geschichtlicher Zeit die Khmer, die Lao, die Schan, die Siamesen gefolgt.

Wie und in welcher Zeit sich jene ältern Völkerverschiebungen vollzogen haben, darüber fehlt uns jeder Anhalt. Zwar erzählen chinesische Quellen aus dem Jahr 1110 v. Chr. von einer Gesandtschaft aus Indochina (wahrscheinlich aus Tongking) an den chinesischen Kaiserhof der Tschau (S. 68); dann gründeten 214 v. Chr. und 109 n. Chr. chinesische Generale besondere Dynastien in Tongking. Aber wir erfahren nichts Näheres über die allgemeinen Vorgänge jener Zeiten: die einheimischen Sagen sind durch das üppige Spiel der Phantasie in solchem Grade verwirrt, daß wir ihnen, wenn sie auch bis auf die Erschaffung der Welt zurückreichen, doch keinen geschichtlich verwendbaren Stoff entnehmen können.

In den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung beginnt sich endlich das Dunkel etwas zu lichten: an der Nordgrenze und im Osten eine unruhige Bewegung und hin und her schwankende Kämpfe zwischen Chinesen und den eingebornen Stämmen, im Süden und Westen ein siegreiches Vordringen hinduischer Kultur. Die wichtigste Quelle für die Erkenntnis hinterindischer Zustände jener Zeiten ist die Erdbeschreibung des Klaudios Ptolemaios aus der ersten Hälfte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts; den Schlüssel für manche seiner Angaben verdanken wir namentlich G. E. Gerini („Journal of the Royal Asiatic Society", 1897). Das Tschampareich der Tscham mit der Hauptstadt Tschampapura nahm den größten Teil des Südens ein; östlich und nordöstlich davon saßen die Khmer, die, wie die altkambodjanische Überlieferung meldet, aus ihren weiter nördlich gelegnen Wohnsitzen südwärts vorgedrungen und mit den Tscham in Berührung gekommen waren. Ptolemaios berichtet aber auch, daß zu seiner Zeit die ganze Küste Hinterindiens von den Sindoi (Hindu) bewohnt gewesen sei. War deren Bedeutung in Indochina damals schon so groß, daß sie der alexandrinische Geograph als verbreiteten Volksstamm aufführt, so muß das Vordringen hinduischer Kultur jedenfalls einige Jahrhunderte vorher stattgefunden haben.

Die Einführung der brahmanischen Kultur war lediglich ein Sieg weniger Vertreter einer höhern Zivilisation: die körperliche Beschaffenheit der hinterindischen Bevölkerung ist dadurch kaum verändert worden. Der Anfang jener Bewegung reicht gewiß nicht hinter die Zeit der Besiedelung Orissas durch die Brahmanen (S. 364) zurück; von hier aus wahrscheinlich hat der Brahmanismus seinen Weg nach Indochina über das Meer genommen. Denn einerseits sind die Brahmanen auf dem lange verschlossen gebliebnen Landweg über das Gangesdelta und Assam erst in der zweiten Hälfte unsers Jahrtausends vorgedrungen, als brahmanisches Wesen in Indochina schon längst in tiefen Verfall geraten war; anderseits können wir auf eine überseeische Besiedelung daraus schließen, daß hinduisches Wesen an der Küste am stärksten vertreten war (vgl. oben die Angabe bei Ptolemaios). Aus dem südlichen Indien hat die Bewegung nach Indochina deshalb nicht ihren Ausgangspunkt nehmen können, weil sich zu jener Zeit das brahmanische Gesetz dort noch nicht so fest eingebürgert hatte, daß eine Kulturübertragung von jenen Küsten her wahrscheinlich wäre; erst viel später hat sich ein Verkehr zwischen beiden Ländern entwickelt, der in dem Auftreten dravidischer Motive in den jüngern Tempelbauten Indochinas seinen architektonischen Ausdruck gewinnt. Für die nordindische Herkunft

Buddha und seine Schüler, Steinbildnisse im Tempelinnern der siamesischen Pagode Vât Suthât in Bangkok.
(Nach einer Photogr. im 17. Bande der Annales du Musée Guimet, Paris 1891.)

Erklärung des umſtehenden Bildes.

Tritt man durch das der Pagode Vât Saket gegenüberliegende Thor in die ſiameſiſche Königsſtadt Bangkok ein, ſo führt eine gerade Straße den Wandrer zur Pagode Vât Suthât. Im Innern dieſes Buddha-Tempels (Bôt Phra) ſehen wir vereinigt: den verehrungswürdigen Altmeiſter der drei Welten (tri loka thera; ſanskr.: sthavira) und die Verſammlung der Buddha-Hörer (savaka saṅgha), rundherum um den predigenden ſiameſiſchen Buddha (somana Khódom; ſanskr. çramana Gautama = Asket Gautama oder der letzte Buddha, der vierte des gegenwärtigen Zeitalters, kurz: der geſchichtliche Buddha). Die in Lebensgröße angefertigten Steinbilder, angethan mit dem Kleide des niedern buddhiſtiſchen Prieſters (talapoin), ſind in vier Reihen angeordnet. Im Hintergrunde thront das übernatürlich große Steinbild des Sakya-Muni. Jeder der Sávoks (ſanskr.: çravaka; pâli: sávaka) trägt ſeinen Namen auf einem Marmortäfelchen eingeritzt, das an dem untern Teil des Bildwerks angekittet iſt; der Dialekt dieſer Tai-Inſchriften iſt der von Sukhódaya.

(Nach Lucien Fournereau: „Le Siam ancien", im 27. Bande der ‚Annales du Musée Guimet', Paris 1895.)

des indochinesischen Brahmanentums sprechen außerdem nicht nur die fast ganz den Städten des Gangesgebiets entnommnen Sanskritnamen der wichtigern Städte des alten Indonesiens, sondern auch der Wunsch der dortigen Herrscher, ihre Abstammung auf die mythischen Sonnen- und Monddynastien des Madhya-deśa (S. 363) zurückzuführen.

Der Seeweg führte zunächst nach Barma; aber augenscheinlich fand dort die indische Kultur einen weniger gut vorbereiteten Boden, als in dem großen, empfänglichern Tschampareich im mittlern Süden: besonders der Golf von Ligor und das heutige Kambodja längs seiner Küste und an den Ufern der größern Ströme mit ihren wirtschaftlich günstigen Verhältnissen scheinen Mittelpunkte brahmanischen Einflusses gewesen zu sein. Zu geringerer Bedeutung gelangte dieser in dem von seiner Heimat weiter entfernten und mehr der chinesischen Kultur unterworfnen östlichen Teile der hinterindischen Halbinsel. Von Oberbarma bis nach Kotschinchina stehen noch heute zahllose Tempelruinen mit reichen Skulpturwerken und Sanskritinschriften als Zeugen ehemaliger brahmanischer Herrschaft über die Geister; jedes Jahr bringt besonders in den durch die Franzosen erschloßnen Gebieten wichtige Entdeckungen. Auf den Inschriften lassen sich nach E. Aymonier jetzt die meisten der in der Überlieferung noch fortlebenden Namen der Könige Kambodjas in ihrer Sanskritform vom 3. Jahrhundert n. Chr. bis 1108 nachweisen; später machte in diesem Gebiete das Sanskrit der heimischen Khmer-Schrift Platz. Die epigraphischen Denkmäler wie auch die architektonischen und plastischen zeigen, daß von allen brahmanischen Göttern Śiwa und sein elefantenköpfiger Sohn Gaṇeśa (S. 402) die weiteste Verbreitung gefunden haben: ihre Götterbilder und Symbole (Liṅgam) überwiegen weit die der andern Gestalten des hinduischen Götterkreises. Doch genoß auch Wishṇu hohe Verehrung; ihm sind die bedeutendsten und schönsten brahmanischen Tempel Hinterindiens geweiht, so die von Angkor Thôm und von Angkor Wat, der, wie Inschriften bezeugen, 825 erbaut worden ist.

Schon damals, als die ersten Träger des Brahmanentums nach Indochina vordrangen, hatte in dessen Heimat auch der Buddhismus Wurzel geschlagen, indem er nur als besondere Richtung des Glaubens an die alten Götter galt. So sind gewiß mit dem Hinübertragen brahmanischen Wesens auch buddhistische Keime in Indochina ausgesät worden. Wie Buddha selbst im Religionskreise des Wishṇu als Inkarnation dieses Gottes Aufnahme gefunden hatte, so wurden seine Bildsäulen während der Blütezeit des Brahmanentums in Tschampa und Kambodja innerhalb der dem Śiwa oder Wishṇu geweihten Tempel aufgestellt und verehrt.

Auf zwei Wegen ist der Buddhismus nach Indochina vorgedrungen. Der eine führte von Indien und Ceylon direkt hinüber; aus dieser Insel brachte nach der Überlieferung im 5. nachchristlichen Jahrhundert Buddhaghoṣha (S. 406 und 490) nach seiner Übersetzung der heiligen Schriften in das Pâli die Lehre Buddhas in das Land, und gewisse Ähnlichkeiten der kambodjanischen Schrift mit dem ceylonischen Pâli sprechen deutlich für religiöskulturelle Beziehungen beider Länder. Daneben aber — nach Taw Sein Ko: vorher — war über Inner- und Ostasien die nördliche (Sanskrit-) Richtung des Buddhatums (S. 400) nach Hinterindien vorgedrungen. Sie traf dort zuerst auf die halbbarbarischen kräftigen Stämme des Gebirgslands: diese scheinen sie mit Eifer angenommen zu haben. Jedenfalls waren die später südwärts wandernden Thaistämme (Lao, Schan, Siamesen) eifrige Buddhisten. Ihr Vordringen um die Wende des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. bedeutet einen entschiednen Rückgang brahmanischen Wesens in Indochina: seine Götter verblassen, seine Tempel sinken in Ruinen; an ihrer Stelle aber erheben sich Bauten, die in ihrer kunst- und schmuckarmen Ausführung ganz der Nüchternheit buddhistischer Gottes- und Weltanschauung entsprechen (s. die beigeheftete Tafel „Buddha

und seine Schüler, Steinbildnisse im Tempelinnern der siamesischen Pagode Wât Suthât"). Nur in Kambodja hat sich der Brahmanismus, wie die Bauten und Inschriften aus dem 6. bis 13. Jahrhundert beweisen, länger behauptet. Gegen 700 findet zwar der nördliche Buddhismus schüchtern Eingang, und König Djayawarman V. (968—1002) ist für den Buddhismus reformatorisch eingetreten. Aber erst 1295 befanden sich die Schulen in den Händen von Buddhisten, und erst 1320 wurde die Lehre Buddhas Staatsreligion in Kambodja. Damals ungefähr hat auch der südliche (Pâli-) Buddhismus dort Anhänger gefunden.

Wie tief aber vorher das Brahmanentum im Volke Wurzel geschlagen hatte, das zeigen uns nicht nur die zahlreichen Sanskrit-Lehnwörter der modernen hinterindischen Sprachen, sondern auch noch viele Besonderheiten des heutigen Volkslebens. Wishṇu, Śiwa und Gaṇeśa werden zwar nicht mehr als Götter verehrt, aber als Heroen gefeiert, und ihre Stein- und Bronzebilder zieren neben den Bildsäulen des Buddha die Gotteshäuser, z. B. im Tempel Wât-Bot-Phram zu Bangkok. Wishṇu ist immer noch das Wappenbild im königlichen Banner von Siam, und die Könige dieses Reichs erweisen den dortigen, an ihrem alten Glauben festhaltenden Brahmanen besondere Gunst: sie allein dürfen das heilige Wasser bereiten und spielen bei vielen Zeremonien im Palast eine hervorragende Rolle. Auch die kambodjanische Aristokratie beansprucht noch jetzt Vorrechte im Sinne der brahmanischen Kastenordnung (Kshatriya).

C. Die Geschichte Indochinas.

Von den Zeiten an, aus denen wir, dank Ptolemaios, etwas deutlichern Einblick in die Völkerverhältnisse Hinterindiens erhalten, macht sich in der ganzen Geschichte Indochinas eine Sonderung nach den drei von der Natur vorgezeichneten Hauptstücken der Halbinsel bemerklich: einem westlichen, dem Indischen Meere zugewandten, einem mittlern, von den Flüssen Salwen, Menam und Mekhong durchströmten, und einem östlichen Teile, der, von China aus am zugänglichsten, nach dem Chinesischen Meere hinschaut.

a) Das westliche Indochina (Barma).

Die ältesten Quellen barmanischer Geschichte stammen aus China, dessen Jahrbücher uns von Kämpfen mit den Bewohnern des nordwestlichen Hinterindien in den ersten Jahrhunderten vor Christi Geburt erzählen, Kämpfen, in denen die alte Hauptstadt Tagong aufhört zu bestehen, dann von weitern chinesischen Einfällen zwischen 166 und 241 n. Chr. Weiter zurück reicht die freilich auch weit unklarere Überlieferung. Durch ihren Schleier hindurch erkennen wir von allem Anfang an unaufhörliche Kämpfe kleinerer Reiche, die kommen, mächtig werden und wieder verschwinden. Aus diesem Wechsel der Dinge hebt sich mit mehr Zähigkeit eine Anzahl größerer Staatswesen ab, so im Norden an der Küste das von Barma aus besiedelte, aber wegen seiner Nachbarlage stark indisch beeinflußte Arakan, das um 1133 unter König Gaw-laya den Vorrang vor Bengalen, Pagân, Pegu und Siam behauptete und sich noch um 1450 von Sandoweh über seinen Mittelpunkt Akyab hinaus bis nach Tschittagong erstreckt hat, im Süden das nach dem Hauptstamme genannte Malaya Desa; wichtiger aber noch als diese die beiden Staaten Barma und Pegu. Ihre Geschichte ist der unablässige Kampf zweier Völkerstämme, der von Norden her vordringenden Barmanen und der eingesessnen Mon (Talaing; Pegu).

Die frühesten Mythen der Barmanen zeigen uns Prome im 5. nachchristlichen Jahrhundert als Hauptstadt eines ältesten Reichs. Später wurde von Aufständischen, die aus Prome

auswanderten, Pagân als Mittelpunkt eines neuen Reichs gegründet, das vom 7.—9. Jahrhundert blühte und noch um 1060 so lebenskräftig war, daß es unter Anuruddha oder Anôrat'âzò das Talaingkönigreich von Śadôn erobern konnte, um 1300 aber durch die Dynastie von Pandja vernichtet ward. Die Zeit, in der Tagong (Taung-gu) als Hauptstadt des alten barmanischen Reichs auftritt, fällt in die der Ausbreitung indischer Kultur durch die Brahmanen, nach deren Legenden Tagong am Irawadi etwa ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung durch König Abhirâdja gegründet worden sei. Jedenfalls standen die Herrscher über Tagong ganz unter dem Einflusse der fremden Kulturträger. Die Überlieferung hat lange Namenslisten verschiedner Dynastien bewahrt, die ihren Ursprung auf altindische Königsgeschlechter zurückzuführen versuchten; einzelne dieser Könige werden noch jetzt als gewaltige Helden in barmanischen Volksliedern gefeiert.

Soweit wir sonst aus den Sagen einen geschichtlichen Kern herausschälen können, sehen wir das ganze erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung erfüllt von unruhiger Bewegung und von Kämpfen, die die einzelnen Staaten bald untereinander, bald gegen die Singhalesen (S. 493) und namentlich die Chinesen fochten, die, wenn sie nicht durch innere Schwierigkeiten zur Ruhe gezwungen wurden, Barma unter ihre Botmäßigkeit zu bringen versuchten; auch später wiederholten sich chinesische Einfälle: schwere Kämpfe mußten noch 1284 gegen den mächtigen Nachbar ausgefochten werden. Erst 1305 gelang es dem Barmanen Minti, sich von Chinas Vorherrschaft zu befreien, bis sie unter die der Schan gerieten. Der Schleier, der bis dahin die Einzelheiten barmanischer Geschichte verhüllt, beginnt sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mehr zu lichten. Doch der Charakter der Weiterentwicklung bleibt derselbe: blutiger Krieg zwischen den beiden Hauptrassen, den Barmanen und den Mon, tapfere und grausame Herrscher, die mit Schwächlingen abwechseln, ein Auf- und Abwogen, das auch die kleinen Staaten des westlichen und selbst das Reich des mittlern Indochinas in Mitleidenschaft zieht.

Im Jahre 1364 gründete König Śatomenchin (Thadominbia), der Herr über die Lande Sagoin (Sagany) und Pandja, die barmanische Hauptstadt Awa (Ava; klassisch: Ratnâpura), die für lange Zeit der Mittelpunkt der Ereignisse bleiben sollte. Sein Nachfolger P'lengyitsauke (Min-Saw-Mun) vergrößerte sein Reich durch die Eroberung Promes; von ihm wie den nächsten Königen wurden nicht nur die Arakanesen (1413 und später), sondern auch die Chinesen 1424, 1449 und 1477 erfolgreich zurückgeschlagen. Aber dann verschob sich der Schwerpunkt der Macht von Awa nach Pegu, dessen Herrscher Mentara zuerst Barma und Arakan seiner Oberherrschaft unterwarf (1540), dann Siams Hauptstadt Ayuthia nach tapferster Gegenwehr erstürmte und so die Oberherrschaft auch über das große Reich im mittlern Indochina gewann (1544). Mit Gewalt unterdrückte, aber zäh wiederholte Aufstände Siams führten bald zu seiner Befreiung von der Herrschaft des Pegukönigs Burankrt Naunchan (1551—81; auch Bayin Naung, portug.: Branginoço). Länger jedoch dauerte die Abhängigkeit Barmas von Pegu. Mehrere Versuche, sich zu befreien, mißglückten (1585), und Awa geriet als vernachlässigte Provinzialstadt in starken Verfall. Aber im Beginne des 17. Jahrhunderts wurden die Peguaner durch Nyaung Mendarah vertrieben, Awa als Hauptstadt Barmas 1601 wieder aufgebaut, Pegu und die nördlich benachbarten Schanstaaten unterworfen. Doch schon 1636 befreite sich Pegu nicht nur von Awa, sondern unterwarf sich auch dieses, und Awa ward Hauptstadt der beiden vereinigten Staaten. Noch mehrmals schwankte das machtverteilende Zünglein der Glückswage zwischen beiden Staaten hin und her. Pegu war in der zweiten Hälfte des 17., Barma im Anfange des 18. Jahrhunderts die Vormacht, trat jedoch 1740—52 nach schwerer

Niederlage wieder hinter Pegu zurück. Mit dem endgiltigen Abschütteln der peguanischen Herrschaft durch Barma beginnt 1753 der letzte Abschnitt der selbständigen Geschichte Barmas (bis 1885).

Schon mehrere Jahrhunderte vorher hatten Europäer den Fuß auf indochinesischen Boden gesetzt: das von Albuquerque 1511 eroberte Malakka war einer der festesten Pfeiler portugiesischen Einflusses im Malaiischen Archipel; auch nördlich davon waren an den Westküsten Hinterindiens Handelsniederlassungen gegründet worden, die freilich bei den bösen Zeiten der Kämpfe zwischen Pegu und Barma zu keiner rechten Bedeutung gelangen konnten. Gelegentlich fochten portugiesische Ritter und Soldaten auf der einen oder der andern Seite; einzelne Abenteurer portugiesischer (Fil. de Brito y Nicote: 1600—1613) oder spanischer (Sebast. Gonzalez de Tibao: um 1650) Abkunft brachten es zu vorübergehendem Ruhm, um bald kläglich zu enden. Doch ein großer Zug ging allen europäischen Beziehungen mit Hinterindien ab. Später gründeten Holländer und Engländer an der barmanischen Küste ebenfalls Niederlassungen, wurden jedoch, weil sich jene barmanischen Beamten gegenüber ungeschickt benommen hatten, zusammen aus dem Lande vertrieben. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts erhielten die Engländer durch die Hilfe, die sie dem Befreier Barmas, Alompra, geleistet hatten, sowie durch kriechende Schmeichelei wieder die Erlaubnis, auf der Insel Negrais an der Mündung des Bassetnflusses eine Faktorei zu gründen, die einige Zeit (bis zum Oktober 1759) einen beträchtlichen Handel getrieben hat.

Barma war 1740 durch Beinga-Della von Pegu zu Boden geworfen und seine ganze Königsfamilie ausgerottet worden. Aber 1753 sammelte der einer geringen Familie entstammende Alompra (Alaungp'ayâ, Alung P'Hura, „der Jäger" [in einer angeblich von Buddhaghosha stammenden Parabel heißt es verächtlich: „Von den 21 Kasten können 19 durch gute Werke von ihren Sünden erlöst werden; aber die Jäger und Fischer, mögen sie auch die Pagoden besuchen, auf das Gesetz hören, die fünf Gebote bis zu ihrem Lebensende halten, können doch nicht von ihren Sünden erlöst werden"]) im Dorfe Mozzobo (Manchabu) eine Schar Gleichgesinnter, jagte den peguanischen Statthalter und den Bruder seines Königs, Aporazâ, der 1754 mit einer Flotte vor Awa erschien, aus dem Lande, drang 1755 nach Pegu vor und bemächtigte sich 1757 der feindlichen Hauptstadt. Zum Gedächtnisse des Siegs von Synyangong (21. April 1755) ward Rangun gegründet, das, dank seiner günstigen Verkehrslage, rasch zu großer Bedeutung gelangte.

Pegu, mit dem Barma so viele Jahrhunderte um die Vorherrschaft gerungen hatte, hörte 1757 völlig auf zu bestehen. Seitdem war Barma, das durch die Besetzung von Mergui und Tenasserim sogar nach Siam übergriff, unbestritten die erste Macht im Westen der hinterindischen Halbinsel. Nach Alompras Tode (15. Mai 1760) blieb seinen Nachfolgern (Namdodji Prau oder Phra u. s. w.) nur noch die Aufgabe, Aufstände zu dämpfen, die Angriffe der Chinesen, die das Emporwachsen der jungen Macht an ihrer Südgrenze nicht dulden wollten, zurückzuschlagen und die bis dahin noch selbständigen Kleinstaaten des westlichen Indochinas sich einzuverleiben. Der zweite Nachfolger Alompras, Schembuan (S'inbyûyin, Schang-Phra-Schang; 1763 bis 1776), verteidigte sein Reich mit Erfolg gegen die Chinesen, deren Heer unter dem General Tschien lang vor Awa fast vernichtet wurde, eroberte (vorübergehend: 1771) Siam und nahm Assam (Âsâm) weg, das sich bis dahin sowohl Indochina wie Indien gegenüber seine Unabhängigkeit bewahrt hatte. Alompras dritter Sohn und der sechste König der Dynastie von 1757, Bhodau Phra (Bodaw p'ayâ = königlicher Großvater; eigentlich Baden-thaken, auch Mentaragyi oder Menderadji Prau), ein tapferer, aber grausamer und launenhafter Herrscher, gründete 1783 als neue Hauptstadt Amarapura (Ummarapura) und zwang alle Einwohner

Awas, dahin überzusiedeln. Aufstände in Pegu wurden von ihm in Blut erstickt, die buddhistische Lehre und ihre Priester aufs grausamste verfolgt, Arakan 1784 durch List genommen und einverleibt. So war Barma bei seinem Tode (1819) auf dem Höhepunkte seiner Größe und Macht angekommen.

Der Cäsarenwahnsinn Bhodau Phras vererbte sich auf seinen wieder in Awa residierenden Enkel und Nachfolger Phagyi-dau (Ing-Sche-Men), der freilich an Begabung weit hinter jenem zurückstand. Seine Selbstüberschätzung führte ihn zum ersten Kriege mit England (1824—26; vgl. S. 465). Barma wurde durch den Frieden von Yandabo (24. Februar 1826) des größten Teils seines Bestands beraubt und auf das Becken des Irawadi beschränkt; sein Küstengebiet reichte kaum über das Delta dieses Stroms (mit Rangun) hinaus. Aber seine Herrscher hatten durch die schwere Züchtigung nichts gelernt. Nachdem bei Phagyi-dau der Wahnsinn offen ausgebrochen, er 1837 abgesetzt und eingesperrt worden war, erklärte sein ebenso verblendeter und gewaltthätiger Nachfolger Tharawadi, den Vertrag von Yandabo gäbe es für ihn nicht; die englischen Missionare wurden so schlecht behandelt, daß sie aus dem Lande fliehen mußten, und die britische Residentschaft wurde wegen frecher Behandlung 1840 zurückgezogen.

Auch nachdem der gleichfalls wahnsinnig gewordne Tharawadi 1845 durch seinen Sohn Pagan Meng beseitigt worden war, hörten die Feindseligkeiten nicht auf: britische Kapitäne wurden beleidigt und die dafür verlangte Genugthuung verweigert; Barma drängte mit Absicht auf einen neuen Krieg mit England hin. In rascher Folge, wenn auch nicht ohne empfindliche Verluste, nahmen die britischen Truppen Martaban (Ramanya; 5. April 1852), Rangun, Bassein, Prome und Pegu (21. November) weg. Am 20. Dezember zog Earl Dalhousie selbst die neue Grenze, indem er Niederbarma (Pegu) für britischen Besitz erklärte (S. 474): der Todesstreich für Barma, das dadurch ganz von der Küste und dem Seeverkehr abgedrängt und seiner fruchtbarsten Reisgebiete beraubt ward. England gelangte durch diesen einseitigen Friedensschluß in den vollständigen Besitz der früher barmanischen Ostküste des Bengalischen Meers; der Rest des einheimischen Königreichs war durchaus zur Abhängigkeit von Britisch-Indien verurteilt, hätte sich also mit England auf guten Fuß stellen sollen. Aber das war den barmanischen Herrschern nicht gegeben.

Auf den 1853 abgesetzten Pagan Meng folgte der gutartige und gegen seine Unterthanen wohlwollende Meng dan (dun) Meng (Menlung Men, Mindon-min); wie wenig aber auch er seine Lage verstand, geht daraus hervor, daß er 18 Monate nach der Einverleibung Pegus eine Gesandtschaft nach Kalkutta sandte mit der Bitte, das weggenommne Land wieder herauszugeben; dauernd weigerte er sich, den Verlust Pegus durch seine Unterschrift zu bestätigen. Immerhin bestanden unter diesem Könige, der seine Hauptstadt 1857 von Amarapura nach Mandaley verlegte, erträgliche Beziehungen zwischen Barma und Britisch-Ostindien, das 1862 Arakan, Martaban (Irawadi), Pegu und Tenasserim zu „Britisch-Barma" (unter Arthur Phayre als Hauptkommissar) vereinigte und 1874 das von seinem Fürsten freiwillig abgetretne malaiische Queda auf Malakka zu Tenasserim schlug. Auch schlossen 1871 Italien und 1873 Frankreich Handelsverträge mit Barma, das seinerseits durch Gesandtschaften (1872, 1874 und 1877) sein Interesse an einer regelmäßigen Verbindung mit Europa bewies.

Als Meng dan Meng am 1. Oktober 1878 gestorben war, folgte ihm in Thibau (Thebaw) ein König vom Schlage der Phagyi dau und Tharawadi. Ein erbitterter Feind Englands, hatte er schon im September 1879 den Residenten durch Kränkungen aus Barma vertrieben. Nun begann er mit Frankreich, das die Grenze seiner hinterindischen Kolonien bis an die barmanischen

Tributärstaaten der Schan vorgeschoben hatte, Verhandlungen, die auf einen engern Anschluß hinzielten: es sollte aus französischem Gebiet eine Eisenbahn bis nach Mandaley gebaut, dort eine französische Bank gegründet werden u. s. w. England richtete daraufhin am 17. Oktober 1885 an Thibau ein Ultimatum, das die Wiederaufnahme eines britischen Residenten und den Verzicht auf alle selbständige Politik Barmas verlangte. Nur vier Tage Bedenkzeit wurden dem Könige gegeben; er verwarf das Ultimatum. Aber die Engländer hatten die kurze Frist benutzt, um unter Oberst Harry North Dalrymple Prendergast 11,000 Mann Truppen an der Grenze Barmas zu vereinigen. Der überraschte Thibau bat um Waffenstillstand für die Verhandlungen; unter der Bedingung ward er bewilligt, daß die ganze barmanische Armee ausgeliefert und Mandaley übergeben werden sollte. Als dies vertrauensvoll zugestanden und am 28. November ausgeführt war, wurde der wehrlose König am 1. Dezember ohne weiteres als Staatsgefangner über Rangun nach Madras geschafft. Die Engländer nennen diese ganze Angelegenheit den „dritten barmanischen Krieg" — in Wirklichkeit hatte er ihnen nur bei der Erstürmung Minhlas (am 17. November) Opfer gekostet; durch Überrumpelung waren sie Herren des noch freien Westens von Barma geworden, der offiziell mit dem 31. Dezember 1885 aufhörte, selbständig zu sein, wenn er auch im April 1886 einen Aufstand versuchte, der im November durch General Roberts (Bd. III, S. 506) niedergeworfen ward. Nach der 1887/88 erfolgten Einverleibung der Schanstaaten (vgl. S. 512) besaßen die Briten ganz West-Indochina.

b) Das mittlere Indochina.

Im mittlern Hinterindien haben drei Reiche nacheinander die erste politische Stellung eingenommen: Tschampa, Kambodja und Siam. Aber nur in den allgemeinsten Umrissen steht der Beginn der Geschichte Mittel-Indochinas vor uns.

a) Tschampa und Kambodja.

Das gilt am meisten von Tschampa, dem ältesten der drei genannten Staaten: die frühesten klareren Nachrichten zeigen uns die Tscham bereits als machtvolles Volk. Zur Zeit seiner größten Blüte: gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr., hatte Tschampa ungefähr die Größe des heutigen Kambodja, erstreckte sich aber zeitweise auch über Kotschinchina, Anam und selbst bis zum südlichen Tongking hin. Die Kultur war zu Ptolemaios' Zeiten bereits brahmanisch: alte Sanskrit-Inschriften reichen bis zum 3., junge bis zum 11. Jahrhundert n. Chr.; die spätern Inschriften sind in Tschampa abgefaßt, einer eignen, mit Sanskritbestandteilen gemischten Sprache. Die Religion war, wie überhaupt in ganz Hinterindien, vorwiegend Śiwakult (Liṅgam); vom Buddhismus sind aus jener Zeit nur schwache Spuren vorhanden, und erst bei dem Niedergange des Tschampareichs schlägt die Religion Buddhas in diesen Gebieten tiefere Wurzel (vgl. S. 504 oben).

Kämpfe mit den Chinesen, die ihre Herrschaft über Tongking, Anam und Kotschinchina ausdehnten und die Tscham von dort zurückdrängten, erfüllen das 4. bis 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ein zweiter Gegner erstand für Tschampa in den Khmer, die nach altkambodjanischer Überlieferung von Norden her eingedrungen sind und zu Ptolemaios' Zeit im Nordosten des Tschampareichs wohnten. Schon im 7. Jahrhundert haben sie sich südwärts wie ein Keil zwischen das Tschampareich und die Staaten Anam und Kotschinchina eingeschoben, die China unterworfen waren. Wir finden sie im Vollbesitze brahmanischer Kultur: das älteste inschriftliche, in Sanskrit abgefaßte Datum des Khmerstaats Kambodja stammt aus dem

3. Jahrhundert; 626 (nach der Śakarechnung: 549) wird auf dieſen Inſchriften ein König Îſanawarman genannt, deſſen 3 Vorgänger Rudrawarman, Bhawawarman und Mahendrawarman wir aus der zweitälteſten buddhiſtiſchen Inſchrift von 667 (nach der Śakarechnung: 589) rückwärts erſchließen können, und von ihm läßt ſich die Reihe der Königsnamen mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1108 verfolgen. Ein zuverläſſiger Augenzeuge, der chineſiſche Pilger Hiuen Tſang (S. 400), beſuchte 631—633 die beiden Staaten Kambodja und Tſchampa, von denen er uns die Städte Dewarawati, Tſchamapura und Tſchampapura nennt. Um dieſe Zeit war Kambodja bereits ein ebenbürtiger Staat des ältern Tſchampareichs.

Aber ſchon machte ſich an der Nordgrenze eine gefährliche Völkerbewegung bemerklich. Von den chineſiſchen Grenzgebirgen her ſind Thaiſtämme ſüdwärts bis an die Grenze von Kambodja vorgedrungen. Ein Zweig von ihnen, die Lao, haben ſich ſchon 574 am 18. Breitenkreis angeſiedelt und dort einen Staat mit der Hauptſtadt Labong gegründet; andre kleinere Reiche der Thai bildeten ſich neben ihnen. Im Anfange des 7. Jahrhunderts machen die Lao (in chineſiſchen Annalen: Ai-Lao) einen kräftigen Vorſtoß gegen Kambodja. Doch hier bricht ſich ihre Kraft. Die Sage verknüpft das Zurückſchlagen der Thai mit dem Namen des Königs Phra Ruang; von ſeiner Regierung datiert die Zeitrechnung, deren Anfangsjahr 638 n. Chr. noch heute in ganz Mittel-Hinterindien als feſter Punkt gilt. Die Unterlegnen gerieten in ſtarke kulturelle Abhängigkeit: ſie nahmen kambodjaniſche Schrift und kambodjaniſches Geſetz an. Aber die jugendſtarke Volkskraft ließ ſich auf die Dauer nicht in Feſſeln ſchlagen: die Thai befreiten ſich davon, wie altkambodjaniſche und ſiameſiſche Quellen übereinſtimmend berichten, im Jahre 959 n. Chr. Vielleicht als Ausklingen der tatariſchen Völkerwelle der Khitan, die ſeit 937 über China hereinbrach (S. 90), drangen ſie dann unter ihrem König, wieder einem Phra Ruang, ſüdwärts vor und gründeten auf Koſten des Khmerſtaats ein ſelbſtändiges Reich: den Keim, aus dem um 1250 das Fürſtentum Xieng-Mai (S. 500) und wenig ſpäter das neuere Siam hervorgehen ſollte.

β) Siam.

Wie ein Blitz in dunkler Nacht brach 1253/54 Mangu Chans chineſiſcher Generalſtatthalter Kublai (S. 172) über die Thai herein; das von einem ihrer Stämme gegründete Reich Namtſchao ward zerbrochen und die Schan hinüber nach ihren jetzigen Wohnſitzen gedrängt. Weniger litt das von Râma Khomheng regierte Thaireich Sukhodaya am Menam, das von Ligor bis nach Wingtſchau und bis an den großen See von Kambodja reichte. Immer weiter ſchoben ſich die Siam-Thai vor, das Reich der Tſcham einengend und das der Khmer bedrängend: am Ende des 13. Jahrhunderts erreichten ſie bereits die Mündung des Menam. Damit hatte Siâm (Muong Thai, „das Land der Thai") im weſentlichen ſeine jetzige Ausdehnung gewonnen. Das Reich Tſchampa war auf ein kleines Gebiet im Süden zuſammengeſchrumpft, Kambodja nach Südoſten zurückgedrängt.

1) Das erſte Zeitalter der neuern ſiameſiſchen Geſchichte (1344—1556).

Der erſte Abſchnitt der neuern Geſchichte Siams beginnt mit König Ramathibodi (Phra-Utong), der, 1344 zur Regierung gelangt, ſein Reich in raſchem Siegeslaufe ſüdlich über einen großen Teil Kambodjas und ſüdweſtlich bis auf die Halbinſel Malakka ausdehnte. Die Hauptſtadt Tſchaliang ward, dem veränderten Schwerpunkte des Reichs entſprechend, 1350 weiter ſüdlich nach Ayuthia verlegt, das auf den Trümmern des alten Daona erſtand. Von neuem ward Kambodja 1353 und 1357 bekriegt und beſiegt; mit den Gefangnen wurde die

neugegründete Hauptſtadt bevölkert, und das geſchwächte Nachbarreich mußte die Provinz Tſchantabum an Siam abtreten. Die Nachfolger des großen Phra-Utong hatten die nördlichen Nachbarn (Lao) im Zaume zu halten (1382), den Gewaltthaten Tſchampas, das zu einem Seeräuberſtaate herabgeſunken war, Einhalt zu thun (1385), das abgefallne Malakka wieder unter die Oberherrſchaft Siams zu bringen und einen Aufſtand Kambodjas (1385) durch gründliche Zerſtörung der Hauptſtadt zu beſtrafen; die Khmer verlegten ſie infolgedeſſen in die ſumpfigen Niederungen der Küſte.

Dann folgten weniger bedeutende Herrſcher, die Mühe hatten, das Reich auf ſeinem Beſtand zu erhalten. Unter ihnen fand die erſte Berührung mit der europäiſchen Welt ſtatt, die die neueſte Geſchichte Indochinas in tiefgreifender Weiſe beſtimmt hat. Als 1511 König Boromma-rädja das abgefallne Reich Malakka von neuem zurückeroberte, kam Siam mit den Portugieſen in Berührung, die im gleichen Jahre Stadt und Feſtung Malakka beſetzt hatten; es entwickelten ſich erträgliche Beziehungen zwiſchen beiden Mächten: man ſchloß miteinander einen Handelsvertrag. Sonſt wurde Siam durch die Europäer vorläufig nicht beeinflußt. Im Innern herrſchten Unruhe, Thronſtreitigkeiten, Günſtlings- und Weiberwirtſchaft. Solange nach außen Frieden beſtand, trat die Schwäche des Reichs nicht zu Tage. Aber es brach zuſammen, als das erſtarkte Pegu, das die Herrſchaft über Barma an ſich geriſſen hatte, ſich gegen Siam wandte: König Mentara fiel mit großer Truppenmacht ein, und die Kambodjaner ergriffen die Gelegenheit, indem ſie ſich an den Feindſeligkeiten beteiligten. Trotz verzweifelten Widerſtands ergab ſich 1544 die Hauptſtadt Ayuthia: Siam war ein tributpflichtiger Vaſallenſtaat Pegus. Kaum hatte das Land begonnen, ſich wieder etwas zu erheben, als auch ſchon ſeine Neigung zu Selbſtändigkeit 1547 durch einen neuen Einfall Mentaras gedämpft wurde. Die von portugieſiſchen Rittern verteidigte Hauptſtadt hielt zwar dem Anſturme ſtand, und Mentara zog ſich unverrichteter Sache zurück; aber ſchon 1556 ward Ayuthia durch Mentaras Nachfolger Tſchumigren geſtürmt, faſt die ganze Bevölkerung in Gefangenſchaft weggeſchleppt: Siam war peguaniſche Provinz.

2) Das zweite Zeitalter der neuern ſiameſiſchen Geſchichte (1556—1767).

Es war kein Beweis politiſcher Vorſicht Tſchumigrens, daß er zum Statthalter den Schwager des letzten Königs von Siam einſetzte, einen tüchtigen Mann, der ſein ſtarkes Vaterlands- und Freiheitsgefühl auf ſeinen 1542 gebornen, hochbegabten Sohn Phra Naret (Abhirâdja Pramerit; 1558—93) übertrug. Mit ihm beginnt der aufſteigende Aſt der zweiten Wellenbewegung in der neuern Geſchichte Siams; bis auf den heutigen Tag wird er als der große Nationalheld Siams gefeiert. Schon 1564 ſchlug er die Peguaner aufs Haupt und bevölkerte mit den Gefangnen die noch immer menſchenarme Hauptſtadt (1566). Im Norden zwang er in den beiden folgenden Jahren die Lao unter ſeine Botmäßigkeit, und im Jahre 1569 erlangte er von China die Anerkennung als rechtmäßiger König von Siam. Phra Narets hohe Ziele gingen dahin, die Grenzen Siams über ganz Indochina auszudehnen. Doch in erſter Linie galt es, den bisherigen Unterdrücker ſeines Vaterlands, Pegu, zu zerſchmettern. Für dieſen Feldzug hatte ihm der König von Kambodja ſeine Hilfe angeboten. Als jedoch die ſiameſiſchen Truppen nach Pegu abgezogen waren, fiel dieſer treulos in das wenig geſchützte Land ſeines Verbündeten ein. Zwar wurde er zurückgeſchlagen; aber der Krieg Phra Narets mit Pegu zog ſich dadurch ſehr in die Länge: erſt 1579 endete er mit deſſen völliger Unterwerfung unter Siams Herrſchaft. Zur Rache für den Verrat wurde nunmehr auch der kambodjaniſche Herrſcher 1583 geſchlagen, gefangen und die Hauptſtadt Lawek vom Grund aus zerſtört. 1587

riefen Unruhen in Pegu und Kambodja Phra Naret von neuem dorthin; aber als er ſich nach der Beſtrafung der Anſtifter 1593 anſchickte, ſich auch das Reich Awa (Barma) unterthan zu machen, wurde ſeinem Siegeslaufe durch einen plötzlichen Tod ein jähes Ziel geſetzt.

Auf den großen König folgte eine mehr als anderthalb Jahrhunderte dauernde Zeit der Schwäche, erfüllt mit ſchweren Wirren, blutigen Greueln bei den Thronwechſeln (1627 Ausrottung des Hauſes Phra Narets durch den Miniſter Kalahom, der als Phra Tſchau Phraſatthong eine neue Dynaſtie begründete), Aufſtänden des Volks und der Provinzen (namentlich 1615), Bedrängungen von außen. Nur einmal ſchien es, als ob Siam wieder höherm Gedeihen entgegengehen ſollte. Im Jahre 1656 war ein griechiſcher Abenteurer, Konſtantin Phaulkon (ſiameſ.: Phra Klang) aus Kephallinia, ins Land gekommen. Durch ſeine Gewandtheit und Begabung erwarb er ſich die Gunſt des damaligen Königs Narai (Tſchau Noraga oder Naraya): dieſer überhäufte ihn mit Ehren und berief ihn zu bedeutenden Stellungen; zuletzt ließ er ihm in faſt allen Regierungsſachen freie Hand. Es wurden holländiſche, engliſche, portugieſiſche und franzöſiſche Handelsniederlaſſungen geſtattet; der Verkehr wurde durch planvollen Bau von Wegen, Kanälen u. ſ. w. gebeſſert, und der Wohlſtand hob ſich zuſehends. Beſonders wurden von Phaulkon die Franzoſen begünſtigt: ſie erhielten 1663 eine katholiſche Kirche in Ayuthia und die Erlaubnis, unter Lamotte Lambert Miſſionen zu errichten. Nachdem König Ludwig XIV. und Papſt Klemens X. 1673 eine Geſandtſchaft nach Siam geſchickt hatten, um dort das Gedeihen des Chriſtentums zu fördern, wurde dies Entgegenkommen 1684 durch Phaulkon mit Gleichem erwidert. 1685 ging von Frankreich eine Flotte ab, die 1687 Bangkok und Mergui vertragsmäßig überlaſſen erhielt und befeſtigte, deren Beſatzung ſich aber durch Übergriffe bald verhaßt machte. Die grundſtürzenden Neuerungen waren zu plötzlich ins Werk geſetzt: Phaulkon fiel 1689 in einem Volksaufſtande; die von ihm eingeführten Reformen wurden nach Möglichkeit beſeitigt, die Franzoſen 1690 vertrieben, die Miſſionen und eingebornen Chriſten ſchwer bedrückt.

Unter den folgenden ſchwachen Herrſchern (Phra Phet Ratſcha, Phra Petſcharatſcha oder Pitra Sena: 1689—1700; dann ſeinen Söhnen und Enkeln) ging Siams Macht mehr und mehr zurück. Wieder ſollte von Weſten her tiefſte Erniedrigung kommen. Im Nachbarreiche Barma hatte Alompra (S. 506) ſein Volk von Sieg zu Sieg geführt und den Stammfeind Pegu zu Boden geworfen. Nun wollte er ſich auch Siam unterthan machen; aber als er faſt ohne Widerſtand bis dicht vor Ayuthia gerückt war, ereilte ihn 1760 ein plötzlicher Tod. Doch Alompras Nachfolger Schembuan fiel 1766 wieder in das Land ein; 1767 wurde Siams Hauptſtadt genommen und verbrannt, und der verwundete König kam in den Flammen um.

3) Das dritte Zeitalter der neuern ſiameſiſchen Geſchichte (ſeit 1767).

Durch den Fall der Hauptſtadt und den Tod des Königs ward das Land eine leichte Beute des Siegers. Doch dieſer ließ deshalb nur geringe Beſatzungen zurück; im Norden, wo die Kraft der Thai in ihrem Heimatsboden noch immer feſtwurzelte, war ein ſiameſiſcher Statthalter übriggeblieben, Phaya Tak (Phiatak, Piatak), ein Chineſe von Geburt. Er raffte zuſammen, ſoviel er wehrfähiger Männer um ſich ſammeln konnte, ſchlug die Barmanen zurück und gewann, nachdem die Dynaſtie von 1627 erloſchen war, die Anerkennung Chinas. Da Ayuthia von Grund aus zerſtört war, wurde die Reſidenz 1768 an die Mündung des Menam nach Bangkok (Bancaſey) verlegt, das ſich bald zu einem lebhaften Handelsplatz entwickelte. Mit dem Erfolge wächſt die Kraft: Phaya Tak brachte noch in demſelben Jahre Kambodja und kleinere Staaten

des Südens in seine Gewalt; dann unterwarf er im Norden die Lao (1777) und schlug die Barmanen, die den Verlust Siams nicht verschmerzen konnten, entscheidend zurück. Wahnsinnig geworden, mußte er vor einem Volksaufstand in ein Kloster fliehen und ward getötet.

An Phaya Taks Stelle ergriff 1782 sein erster Minister, Tschakri, der Stammvater der jetzigen Dynastie, die Zügel der Regierung. Es war die Zeit, in der ein französischer Bischof, Béhaine (S. 515), eine bestimmende Gewalt über den Thronfolger des Nachbarreichs Anam gewann: damals begann sich Frankreich stärker in die innern Verhältnisse des östlichen Indochinas einzumischen. Man war dort ängstlich vor den Europäern und ihren kirchlichen Sendboten; auch in Siam herrschte bei dem neuen König und seinen Nachfolgern (Pierusing bis 1809; Phendingkang 1809—24; Crom Tschiat oder Kroma Mom Tschit 1824 bis 3. April 1851) eine ungünstige Stimmung gegen die Fremden: den Missionen wurden Schwierigkeiten in den Weg gelegt und wiederholt Verordnungen gegen die christliche Religion erlassen. Erst als in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts dem französischen Bischofe D. J. B. Pallegoix die Erziehung des Erbprinzen von Siam anvertraut wurde, gab dieser nach seiner Thronbesteigung (im April 1851) volle Religionsfreiheit. Schon seit Phaulkons glänzender Laufbahn hatte sich in Siam immer eine gewisse, oft mit Furcht gemischte Bewunderung Frankreichs erhalten; der junge Herrscher Tschau Fa-Mongkut (dem 1824 verdrängten Zweige des Herrscherhauses entstammend) suchte 1851 durch eine Gesandtschaft engere Beziehungen mit Kaiser Napoleon, und es kam unter seinem Bruder und Nachfolger Sombet Phra Paramindr Maha Mongkut (1852 bis 30. September 1868) 1856 zum Abschluß eines Handelsvertrags mit Frankreich (mit England 1855, mit Deutschland am 7. Februar 1862, mit Österreich 1868). Auch unter dem König Para mindr Maha Tschulalongkorn (-lankara), der am 1. Oktober 1868 fünfzehnjährig den Thron Siams bestieg und am 16. November 1873 aus den Händen des bewährten Ministers Tschau Phraya Śri Suriyawongse die Regierung selbst übernahm, dauerte jene Freundschaft mit Frankreich fort. Nachdem dieses im Jahre 1884 die Schutzherrschaft über Anam, England 1886 den Besitz von ganz Barma erlangt hatte, war Siam der einzige von den größern Staaten Hinterindiens, der unabhängig geblieben war. Am 8. Mai 1874 erhielt seine Regierung insofern eine neue Form, als die gesetzgebende Gewalt seitdem vom König in Gemeinschaft mit dem Großen Staats- und dem Ministerrat ausgeübt wird.

Doch gab es in den kleinen Schanstaaten im Norden eine schlimme Brutstätte für Verwicklungen zwischen den beiden um Einfluß in Siam ringenden Westmächten. Die Schanstaaten auf dem östlichen Mekhonguser, namentlich Kienhong, waren zu verschiednen Zeiten im Besitz oder unter der Oberherrschaft ihrer mächtigern Nachbarn gewesen: Anam sowohl wie Siam und Barma hatten in Zeiten ihres Glanzes sie ihr eigen genannt und ihre vermeintlichen Rechte darauf nie aufgegeben. Um die Verwirrung vollständig zu machen, beanspruchte auch China von alten Zeiten her, wie über ganz Hinterindien, so auch über jene Staaten eine Vormachtstellung. Als nun England 1886 Barma und 1887/88 die Schanstaaten wegnahm (S. 508) und damit auch den Besitz Kienhongs am linken Mekhonguser beanspruchte, erhob Frankreich, dem dadurch auf der Mekhonglinie der Zugang nach Yünnan versperrt worden wäre, Einspruch, indem es als Schutzmacht Anams den Mittellauf des Mekhong als alte Westgrenze Anams für sich verlangte. England schob zunächst Siam vor und schloß mit ihm 1892 einen Vertrag, worin ihm dieses als frühere Herrin jener Staaten das an beiden Mekhongufern liegende Kienhong zusprach. Wie England hoffte, kam es 1893 zu kriegerischen Verwicklungen Siams mit Frankreich; doch diese endeten am 2. Oktober damit, daß Siam seine Ansprüche auf alles Land östlich

vom Mekhong zu gunsten Frankreichs aufgab. Wiederum vermied es England, offen Front gegen seinen starken Nebenbuhler zu machen: es versteckte sich hinter China und vereinbarte mit diesem eine Grenzregelung, die an China die Staaten Mongleng (Muang lem) und Kienhong überwies, wogegen es sich verpflichtete, diese Provinzen weder ganz, noch teilweise ohne Genehmigung Englands an irgend eine andre Macht (Frankreich) abzutreten. Frankreich war damit seinerseits ebenfalls zu Grenzauseinandersetzungen mit China genötigt: am 20. Juli 1895 bewilligte es ihm südwärts eine bedeutende Ausbuchtung seines Gebiets am Mekhong, erhielt aber dafür erhebliche Vorteile für seinen Handel mit Südchina zugesichert.

Erst durch den Vertrag vom 15. Januar 1896 ist das Ränkespiel zwischen England und Frankreich zu einem (vorläufigen) Ausgleiche gekommen. Darin wird über Siam in der Weise verfügt, daß der Bestand seines mittlern Teils*, etwa zwei Drittel seiner bisherigen Größe, von beiden Mächten verbürgt wird. Von dieser Bürgschaft wird dagegen der aus einem östlichen, Französisch-Anam zugewandten, und einem westlichen, Britisch-Barma benachbarten Abschnitt gebildete, ein Drittel Siams betragende Rest nicht berührt: beide Staaten versprachen sich darin stillschweigend, einander bei spätern Unternehmungen gegen jene ungeschützten Teile nicht im Wege zu sein. Einstweilen freilich ist Siam noch Herr über seinen bisherigen Besitz.

c) Das östliche Hinterindien (Tongking, Anam und Kotschinchina).

α) Die chinesische Zeit.

Von jeher sind die Geschicke des durch die Naturverhältnisse China angegliederten östlichen Hinterindiens eng mit diesem starken, schon sehr früh zu hoher Kultur gelangten Reiche verflochten gewesen. Alte Nachrichten melden eine Gesandtschaft aus Tongking an den kaiserlichen Hof im zweiten Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung, die Gründung chinesischer Dynastien ebendort 214 v. und 109 n. Chr. u. s. w. Das Ausdehnungsbedürfnis der chinesischen Kultur blieb aber dabei nicht stehen. Auch in Anam (Annam) und Kotschinchina hatte sie bereits festen Fuß gefaßt und große Fortschritte gemacht, als von Kambodja aus die brahmanische Bewegung nordwärts vorzudringen begann (S. 503). Die ältere Kultur behielt dort den Vorrang: sie hat wesentlich den Charakter der anamitischen Volksentwicklung bestimmt. Die Ausläufer brahmanischen Wesens haben nur in Kotschinchina bemerkenswerte Fortschritte gemacht, während in Anam nur wenige, in Tongking fast verschwindende Spuren davon aufgefunden werden.

Von jener entfernten Zeit der ersten Dynastiegründungen in Tongking an hat sich China mehr als ein Jahrtausend lang (bis 968) im östlichen Indochina festgesetzt, allerdings je nach den Glückswechseln in der allgemeinen Geschichte Chinas (S. 73 ff.) in verschiedenem Grade. War es durch innere Unruhen, Dynastienwechsel oder durch Angriffe starker Feinde in Schwierigkeiten geraten, dann behielt es kaum mehr als den Schein einer Vorherrschaft. So war z. B von 222—618 n. Chr. seine Machtstellung in Anam sehr beschränkt, und die Statthalter benutzten die Verlegenheiten des Reichs, um sich selbst fast unabhängig zu machen. Zu andern Zeiten führte China sein Zepter über das östliche Hinterindien mit starker Hand; so unterdrückte

* Das vertragsmäßig „geschützte" Gebiet Siams umfaßt die Flußebenen des Petschaburi, Mellong, Menam, Bang Pakang samt deren Nebenflüssen, dann den Küstenstrich von Muong Bang Tapan bis Muong Pase und die Becken der Flüsse, an denen diese Orte liegen, schließlich das Gebiet nördlich vom Menambecken zwischen der englisch-siamesischen Grenze, dem Mekhong und der östlichen Grenze des Me-Ing-Beckens.

es im ersten halben Jahrhundert nach Christi Geburt Aufstände in Kotschinchina (das sich auch 263 auf kurze Zeit selbständig machte), und nachdem 618 die kraftvolle Tang-Dynastie in China zur Herrschaft gelangt war (S. 87), brachte sie bald wieder den größten Teil Anams und Kotschinchinas in straffe Abhängigkeit.

β) Die Regungen nationaler Selbständigkeit.

Erst als im 10. Jahrhundert China wieder von innern Umwälzungen erschüttert wurde (S. 89 unten), gewannen die Selbständigkeitsbestrebungen in Anam von neuem den Sieg, seit 968/81 mit dauerndem Erfolg. In jener Zeit gründete einer der Statthalter Chinas, Ly, in Anam eine nach ihm benannte Dynastie (1010—1225); Tongking warf 1164, Kotschinchina 1166 die chinesische Herrschaft ab. Nur vorübergehend brachte China die abgefallnen Provinzen wieder in seine Gewalt: Kaiser Kublai Chan (S. 93, 172 und 509) unterwarf nicht nur ganz Tongking, sondern auch Anam und Kambodja seiner Herrschaft. Aber die beiden letztgenannten Staaten befreiten sich bald wieder, und 1288 trieb auch Tongking die Chinesen aus dem Lande. Freilich, im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts gewann China von neuem Boden im östlichen Hinterindien: unter der Ming-Dynastie ward ihm 1368 Anam tributpflichtig (S. 97), und Tongking sowie Kotschinchina waren chinesische Provinzen, bis dann 1418/27 die nationale Bewegung in diesen Staaten wieder so erstarkte, daß die Chinesen von jetzt ab die thatsächliche Herrschaft über sie für immer verloren. Der Führer jener Bewegung, Le Lo, wurde der Gründer der Dynastie der Le, die lange Zeit in Anam und Tongking geherrscht (Hauptstadt Hanoi, 1427 gegründet) und nur durch Lehnsgesuch und Huldigungsgeschenke die Oberherrschaft Chinas anerkannt hat, während sich dies nicht mehr in die innern Angelegenheiten Anams einmischte.

Das Vordringen der Europäer nach dem Osten Hinterindiens gewann hier zunächst ebensowenig größere Bedeutung wie im Süden und Westen Indochinas. Zwar sind seit 1511 zuerst portugiesische, später holländische Faktoreien angelegt worden, und von 1610 haben Missionen (1610 in Kambodja, 1615 in Tschampa und Tongking, 1631 in Hainan, 1632 in Laos) und kleinere einheimische Christengemeinden bestanden; aber das Land und seine Herrscher verhielten sich anfangs gleichgiltig, später feindselig gegen alles Fremde. Allmählich hörten die Handelsbeziehungen im 18. Jahrhundert fast auf, während Missionen und Christengemeinden mit Mißtrauen angesehen, oft mit Haß verfolgt wurden und schließlich nur im Versteck ihr kümmerliches Dasein weiterführen konnten.

Den kräftigen Führern des Hauses Le folgten im 16. Jahrhundert schwächere Fürsten. Unter ihnen machten sich einige Teile Anams unabhängig (1558), und die Le-Dynastie wäre zu Grunde gegangen ohne die Hilfe geschickter Beamter, die an Bedeutung so sehr gewannen, daß sie 1545 die Stellung erblicher Hausmeier (Haus Trigne oder Trinh; vgl. die Peschwas im Mahratthenstaate: S. 435) erlangten. Von ihnen und dem Scheinherrscher machte sich 1570 in Kotschinchina Nguyen Hoang (Tien Wuong; bis 1614) frei: der Stammvater der jetzigen Herrscher von Anam. Seine Nachfolger vergrößerten ihr Reich durch Einverleibung des Rests von Tschampa und des südlichen Kambodja (der sechs Provinzen des heutigen Nieder-Kotschinchinas) und residierten in Hué. Im 17. und im größern Teile des 18. Jahrhunderts bestanden demnach verwickelte politische Verhältnisse im östlichen Indochina. China beanspruchte die formelle Oberhoheit, wenn es sich auch sonst nicht einmischte. Über Anam herrschte dem Namen nach noch immer die Le-Dynastie; in Wirklichkeit aber standen Anam (mit Kotschinchina) und

Tongking einander als zwei verſchiedne Staaten gegenüber, die oft in bittere Kämpfe miteinander verwickelt waren. Dort herrſchten thatſächlich die Nachkommen Nguyên Hoangs, in Tongking die Hausmeierfamilie der Trigne.

γ) Das Zeitalter des franzöſiſchen Einfluſſes in Oſt-Hinterindien.

Die europäiſchen Beziehungen hatten im 18. Jahrhundert faſt ganz aufgehört. Ein Verſuch Englands, ſich 1702 unter Catchpoole auf der Inſel Pulo Condore feſtzuſetzen, endete 1704 mit der Ermordung der Anſiedler durch die Eingebornen und der Zerſtörung der Faktorei. Erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts trat Anam in nähere Verbindung mit Frankreich.

Ein von drei Brüdern niederer Herkunft, den Tay Son, erregter allgemeiner Volksaufſtand geſtaltete 1765 das politiſche Bild Anams mit einem Male völlig um: die alte Dynaſtie der Le und die Hausmeierfürſten der Trigne verſchwanden vollſtändig, die Nguyên nahezu. Nur der Enkel des letzten Königs dieſer Familie, Nguyên Angne, rettete ſich nach Siam und wurde hier vom franzöſiſchen Biſchof Pigneux de Béhaine erzogen; dann gewann er den ſüdlichſten Teil des Reichs ſeiner Vorfahren (Phucuog) wieder. Er ſandte ſeinen Sohn mit dem Biſchof 1787 nach Frankreich und erlangte von Ludwig XVI. am 18. November den Abſchluß eines Schutz- und Trutzbündniſſes, wonach Frankreich die Bucht und Halbinſel Turon, Nguyên-Angne dagegen die Hilfe Frankreichs bei der Eroberung des übrigen Anams erhalten ſollte. Schwächte auch die große Revolution die ſtaatliche Bethätigung dieſes Bündniſſes durch Frankreich ſehr ab, ſo gewann doch der durch den Biſchof von Adran unterſtützte Nguyên Angne den Beiſtand vieler franzöſiſchen Offiziere, die ſeine Truppen in europäiſcher Weiſe ſchulten und die kriegeriſchen Operationen leiteten. So unterjochte er von 1792—99 nicht nur das mittlere, von den Tay Son beherrſchte Anam, ſondern auch 1802 Tongking, das ſich inzwiſchen von deren Herrſchaft befreit hatte, und riß die Oberherrſchaft in Kambodja an ſich.

Dieſes Reich war ſchon längſt zu einem Schatten der Größe herabgeſunken, die es vor der Einwanderung der Siam-Thai gehabt hatte. Seit Phra Naret 1583 ſeine Füße in dem Blute des vor ihm enthaupteten Königs gebadet hatte (S. 510), konnte es ſich nicht mehr von Siam frei machen. Innere Unruhen und äußere Verwicklungen mit Siam, Laos und Anam ließen das unglückliche Land nicht mehr zur Ruhe kommen; die Könige wichen vor ihren ſtarken Nachbarn mehr und mehr zurück und verlegten zuletzt ihre Hauptſtadt an die Küſte nach Saigon, das auf der Stelle des von Arrian genannten Thinai erſtand. Ein Verſuch Kambodjas, das Unglück Siams in ſeinem Kriege mit dem Barmanen Alompra zu ſeinem Vorteil auszunutzen, mißlang: 1794 mußte der von Siam eingeſetzte Vaſall Somrath Phra Narai zum Lohne dafür Battambong und Siemrat an Siam abtreten. Und von 1806 an entrichtete das arme Land ſowohl an Siam wie an Anam Tribut; es erhielt zwei Siegel, eins von jedem der beiden Nachbarſtaaten, und die Könige Kambodjas wurden von beiden Reichen belehnt.

Groß war der durch franzöſiſche Hilfe errungne Erfolg Nguyên Angnes, der ſich von da ab als „Kaiſer [oder König] von Anam" den Herrſchernamen Gia long (d. h. der Glück-Begünſtigte) beilegte. Zur Macht gelangt, begann er die Fremden zu fürchten, deren Bedeutung ihm klarer geworden war als irgend einem andern hinterindiſchen Herrſcher; er begünſtigte ſie nicht, vermied aber auch Feindſeligkeiten gegen ſie. Sein Kultusminiſter Nguyên Du Hun tam tri ſoll um 1788 den kulturgeſchichtlich intereſſanten Dirnenroman „Kim Wân Kieu Tân Truyen" ſeinem Könige zu Liebe anamitiſch bearbeitet haben: bezeichnend für den Stand der Sitten und der Bildung am Hofe des damaligen Anams.

Sein Nachfolger Migne Megne (Minhmang; 1820—41) war anfangs duldsam gegen die Fremden. Aber politische Umtriebe französischer und spanischer Missionare machten ihn zum erbitterten Feinde der Europäer: 1833 wurden die Missionare grausam verfolgt; 1838 verbot er allen Europäern, sein Land zu betreten, und das Bekenntnis zum Christentume wurde öffentlich als ein ebenso strafwürdiges Verbrechen erklärt wie der Hochverrat: diesem Erlasse fielen noch in demselben Jahre 33 französische Priester zum Opfer. Migne Megnes Sohn und Nachfolger Thie utri (1841—47) milderte die Verfolgungen, indem er die Missionare nur einkerkern ließ; vier von diesen wurden 1843 durch französische Drohungen befreit. Da jedoch die Bedrückungen trotzdem nicht nachließen, verlangte Frankreich im April 1847 durch Kommodore Lapierre völlige Glaubensfreiheit: nach Vernichtung der anamitischen Flotte wurde sie ihm versprochen. Der Kaiser starb noch in demselben Jahr.

Ihm folgte auf dem Throne sein den Christen anfangs gleichfalls wohlgesinnter Sohn Tuduk (Tüdüc oder Dukduk; urspr. Hoong Nham) bis zum 17. Juli 1883. Wieder machten die in die Frage der zweifelhaften Gesetzmäßigkeit der Thronfolge sich einmischenden Missionare den jungen Kaiser zum blutigen Feinde der Ausländer und Christen: 1848 und 1851 gab es schwere Christenverfolgungen. Schließlich sandte Frankreich, das sich als Schutzmacht der Christen in Asien betrachtete, im September 1856 Schiffe und Truppen unter Kapitän Lelieur de Ville-sur-arc dorthin. Turon wurde 1856 gestürmt — Anam antwortete darauf, nachdem die Schiffe abgesegelt waren, mit einer neuen Christenverfolgung und der Ermordung des spanischen Bischofs Diaz (1857).

Jetzt machte Frankreich unter der Mitwirkung Spaniens eine stärkere Anstrengung. Kommodore Charles Rigault de Genouilly nahm am 1. September 1858 von neuem Turon und im Februar 1859 die Stadt Saigon ein. Aber dann wurde der Kriegsplan geändert: Napoleon gab 1860 den Befehl, sich von Anam zurückzuziehen und nur den Vasallenstaat Anams, Kotschinchina, zu besetzen. Zugleich lähmte der inzwischen ausgebrochene Krieg mit China das Vorgehen. Erst nachdem der Friede von Peking geschlossen war (S. 105), nahm man die Operationen von neuem auf. Vizeadmiral Théogène François Page zerstörte Anfang 1861 die Befestigungen an den Ufern des Mekhong; Admiral Louis Adolphe Bonard, der im Dezember 1861 den Oberbefehl übernahm, siegte am 19. Januar 1862 bei Longlap, eroberte die ganze Provinz Saigon und nahm fast alle wichtigern Städte Kambodjas. Tuduk mußte am 15. Juni den Frieden durch Abtretung der drei Provinzen Saigon, Bienhoa und Mytho erkaufen. Unruhen, die schon im Dezember ausbrachen, führten zu neuen Verhandlungen, und erst am 15. Juli 1864 kam es zum endgiltigen Friedensschlusse: Frankreich gab dabei die genannten Provinzen wieder heraus, behielt aber Saigon und übernahm, trotz Siams Einspruch, die Schutzherrschaft über Kambodja, ein Verhältnis, das durch den Vertrag vom 17. Juni 1884 nur noch enger geworden ist: der eigentliche Herr ist nicht König Norodom I. (seit 1860), sondern der französische Oberresident in Pnom Penh. Neue Aufstände Anams riefen Frankreich 1867 wieder zu den Waffen; ihr Ergebnis war der dauernde Verlust jener drei Provinzen, des heutigen Französisch-Kotschinchina.

Währenddessen hatte sich ein Nachkomme der Le-Dynastie, Le Phung, zum Herrn des östlichen Tongking und der Provinz Bac Nigne (Bacninh) gemacht; aber als Tuduk wieder freie Hand bekommen hatte, wurde er 1864 grausam getötet. Tongking kam damit noch nicht zur Ruhe. Seit 1850 war das große Nachbarreich im Norden durch die Taiping erschüttert worden, und erst 1865 wurde die Empörung in den Südprovinzen Kuangsi und Kuangtung

bewältigt (S. 106). Viele der Aufständischen flohen unter Ua Tsong hinüber in die anamitische Provinz, wo sie, die „Schwarzflaggen", von jetzt ab das vielgeprüfte Land als Banditen und Flußpiraten unsicher machten.

Bei der Festsetzung in Anam hatte Frankreich weitere Ziele im Auge als die bloße Vergrößerung seines Besitzes. Schon lange waren Gerüchte in Umlauf von fabelhaften Naturreichtümern der Südprovinzen Chinas, besonders Yünnans; Engländer und Franzosen strebten um die Wette, einander in deren Erschließung zuvorzukommen. Mit der Einverleibung Barmas (S. 507) waren jene in den Besitz einer Wasserstraße gekommen, die ihnen die Möglichkeit bot, bis ganz in die Nähe Yünnans vorzudringen. Auch die Franzosen waren jetzt im Besitze der Mündungen eines großen, von Norden her kommenden Stroms, des Mekhong, und es galt, seine Schiffbarkeit zu erforschen: er erwies sich als unbrauchbar. Kapitän Dontard de Lagrée (1866—68) stellte fest, daß schon nahe der Mündung Stromschnellen unüberwindliche Hindernisse bildeten. Bessere Aussichten eröffnete der Songka (Rote Fluß) in Tongking. Hier rüstete Dupuis, ein unternehmender Franzose, auf eigne Kosten eine Expedition aus: er drang 1870 zu Schiff bis nach Yünnan vor und knüpfte Verbindungen mit chinesischen Mandarinen an. Feindseligkeiten der Anamiten veranlaßten 1873 die Absendung des Marineleutnants Marie Joseph François (gen. Francis) Garnier; dieser unterwarf mit kaum 200 Mann französischer Truppen in wenigen Monaten in Tongking ein von Millionen Menschen bevölkertes Land von der doppelten Größe Belgiens.

Diese Erfolge in Tongking fanden jedoch bei dem französischen Parlamente kein politisches Verständnis. Die Truppen wurden zurückgezogen (Garnier war bei einem verräterischen Überfalle der Schwarzflaggen am 31. Dezember 1873 getötet worden), und der ganze Gewinn Frankreichs war der am 15. März 1874 erfolgte Abschluß eines Vertrags, worin Anam drei weitere Häfen (Ninh hai zu Hai phong, Ha noi und Thi nai oder Qui nhon) dem europäischen Handel eröffnete, freie Religionsübung zusicherte und darauf verzichtete, bei Aufständen sich an andre Mächte um Beistand zu wenden als an Frankreich. Am 31. August kam auch ein Handelsvertrag zu stande, der trotz seiner Bestätigung (26. August 1875) von Anam nicht gehalten wurde; es beobachtete fortgesetzt eine feindselige Haltung gegen Frankreich, bis diesem zuletzt die Geduld riß. 1882 wurde Hanoi bombardiert, und die Franzosen drangen weiter in Tongking ein; hier machten ihnen die Schwarzflaggen viel zu schaffen (Major Henri Laurent Rivière am 19. Mai 1883 im Hinterhalte getötet). Langsam wurde durch Konteradmiral A. A. P. Courbet ein Platz nach dem andern genommen, zuletzt auch das von den Chinesen besetzte Sontay (16./17. Dezember 1883) und, durch General Charles Théodore Millot, Bac Ngne (10. 12. März 1884). Anam, über das seit Juli 1883 Hiephoa* an Stelle seines verstorbnen Bruders Tuduk herrschte, mußte sich schon am 21. August 1883 (bestätigt und erweitert am 6. Juni 1884) zur Abtretung neuer Provinzen, zur Anerkennung der Schutzherrschaft Frankreichs und zum Verzicht auf alle politischen Beziehungen mit andern Mächten verstehen, auch mit China, das noch 1882 durch Marquis Tsêng in Paris erklärt hatte, es erkenne den Vertrag von 1874 nicht an. Doch erst im Vertrage von Tientsin vom 11. Mai 1884 gestand China,

* „Kaiser" Hiephoa, franzosenfreundlich, vergiftete sich am 28. November 1883. Danach 3 Neffen Tuduks, die Brüder: Kienphuk bis 1. August 1884; Ham Nghi, floh Juli 1885, ward 1887 gefangen nach Algier gebracht; und Donc Kanh (Dongkhanh; urspr. Tschanh Mong) 19. September 1885 bis 31. Januar 1889. Schließlich Thanh Thái (urspr. Bun Lan) 31. Januar 1889 bis Frühjahr 1902. Über Namen und Regierungsantritt des gegenwärtigen Kaisers war noch im September 1902 nichts Sicheres zu erfahren.

das ernſtlich Miene machte, in Tongking mit bewaffneter Hand einzugreifen, alle Forderungen der Franzoſen zu, insbeſondere die Schutzherrſchaft über Anam und Tongking. Trotzdem zog es ſeine Truppen nicht aus Langſon in Tongking zurück, und es wurde dort noch längere Zeit mit wechſelndem Glücke gefochten, wobei die Franzoſen wieder durch die Schwarzflaggen empfindliche Verluſte erlitten (General Franç. Oscar de Négrier am 24. März 1885 bei That-ké verwundet). Schließlich kam am 4. April 1885 unter britiſcher Vermittlung der Friede von London (vollzogen zu Tientſin am 9. Juni) zu ſtande, wonach China ſeine Truppen ganz aus Tongking zurückzog und das Protektorat der Franzoſen über die Staaten anerkannte, über die es ſeit Jahrtauſenden die Oberherrſchaft beſeſſen oder wenigſtens beanſprucht hatte. Bis zum Mai 1886 wurde auch die Macht der von China aus nun nicht mehr unterſtützten Schwarzflaggen gebrochen. Damit ſind die Franzoſen in den ungeſtörten Beſitz der Waſſerſtraße gelangt, die ihnen den Weg nach Yünnan weiſt. Seit dem 12. April 1888 werden Kotſchinchina, Kambodja, Anam und Tongking als „Franzöſiſch-Indo-China“, dem 1893 Laos zugefügt worden iſt, einheitlich verwaltet.

V. Indonesien.

Von

Dr. Heinrich Schurtz.

1. Ethnographiſcher Überblick.

Mit dem Worte Indoneſien bezeichnen wir jene gewaltigſte Inſelgruppe der Erde, die ſich Aſien im Südoſten vorlagert und den Übergang bildet einerſeits zum Feſtlande von Neuholland, anderſeits zu den melaneſiſchen Archipelen und weiterhin zur Inſelwelt Ozeaniens (ſ. die Karte bei S. 525). Unter den unzähligen Eilanden der Gruppe finden wir die mächtigſten Inſelrieſen des Erdballs mit Hochgebirgen und ſchiffbaren Strömen neben kleinern und kleinſten Landtrümmern, die kaum der dürftigſten Volkszahl die Möglichkeit des Daſeins gewähren; wir finden neben Gebieten höchſter tropiſcher Fülle und Fruchtbarkeit nach Oſten hin bereits die erſten Spuren auſtraliſcher Dürre und Verödung. Von einem gemeinſamen Namen für alle dieſe Inſeln und Inſelgruppen iſt lange Zeit nicht die Rede geweſen, am wenigſten bei den Eingebornen ſelbſt, die oft kaum die größern Inſeln als einheitliche Gebiete erkannt und bezeichnet haben, deren enger Geſichtskreis ſie aber vollkommen gehindert hat, den ſchroffen Gegenſatz zwiſchen ihrem küſtenreichen, zerrißnen Wohngebiet und den großen, maſſigen Feſtländern der Erde zu begreifen und durch zuſammenfaſſende Namen feſtzuhalten. Erſt der Geographie Europas, der das ganze Weltbild vor Augen ſchwebt, war es beſchieden, zunächſt die beiden großen Gruppen der Sunda-Inſeln und der Philippinen zu beſtimmen und endlich, freilich erſt in neuerer Zeit und nicht ohne Widerſpruch, dieſe beiden wieder als „Indoneſien“ (ſeltner „Inſulinde“, dies namentlich ſeit Ed. Douwes Dekkers „Max Havelaar“, alſo ſeit 1860) dem Japaniſchen und dem Melaneſiſchen Archipel gegenüberzuſtellen. Daß ſich bei dieſer Einteilung auch die Geſichtspunkte der Völkerkunde geltend gemacht haben, iſt wohl zu beachten: Indoneſien iſt das Wohngebiet jener eigenartigen braunen, ſchlichthaarigen Menſchenraſſe, die wir als die malaiiſche bezeichnen und die ſchon früh als eine eigenartige Ausprägung des Menſchen erkannt worden iſt.

Hier, wo es ſich um die Geſchichte der Menſchheit handelt, dürfen wir den ethnographiſchen Standpunkt noch ſchärfer betonen und in dieſem Sinn an Indoneſien ein Gebiet anſchließen, das in geographiſcher Hinſicht einem ganz andern Hauptteile des Erdballs angehört: Madagaskar, eine große Inſel, die wie zufällig dem ſtarren, ungegliederten Erdteil Afrika öſtlich angelagert iſt und in ihrer ganzen Art dem afrikaniſchen Landſchaftscharakter wenig entſpricht. Dieſer Gegenſatz tritt nicht nur in der geologiſchen Beſchaffenheit und im Tier- und Pflanzenleben zu Tage; er erſcheint am allerklarſten in den Völkerverhältniſſen: hierin iſt Madagaskar viel mehr ein Anhängſel Indoneſiens als Afrikas (vgl. Bd. III, S. 408 und 425).

Die indiſche Inſelwelt gehört in ihrer ganzen Maſſe den Tropen an, in ihren Hauptteilen überdies dem feuchtwarmen tropiſchen Tieflande. Hochebenen, die für die Kultur tropiſcher Gebiete unermeßlich wichtig ſind, wie die alte Geſchichte Amerikas vor allem beweiſt (Bd. I, S. 184),

finden sich nur auf Sumatra in nennenswerter Ausdehnung, während es an Gebirgszügen und gewaltigen vulkanischen Kegeln auch auf den übrigen Inseln nicht fehlt. Erinnern wir uns an die Lehre Oskar Peschels, daß die ältesten Kulturländer den Tropen näher lagen als die gegenwärtigen, daß die Hauptzonen der Kultur also polwärts zurückgegangen sind, so läßt sich wenigstens vermuten, daß ein so günstig gelegnes Gebiet wie Indonesien nicht immer die geringe Bedeutung für die Geschichte der Menschheit gehabt hat wie gegenwärtig. An eine uralte, hochentwickelte Kultur braucht man dabei nicht zu denken, sondern an eine verhältnismäßig früh zur Entfaltung gekommne, die dann stehen geblieben und von andern weit überholt worden ist. Der Dayak im Innern Borneos steht zum Beispiele gewiß auf keiner hohen Stufe — im Vergleiche mit den Renntierjägern der europäischen Eiszeit (Bd. I, S. 124) würde er doch wohl gewinnen. Daß sich im Malaiischen Archipel schon in entlegner Zeit eine vergleichsweise beachtenswerte Kultur thatsächlich entfaltet hat, wird durch die ganze ethnische Entwicklung des Gebiets und durch den Einfluß bestätigt, den es einst über weite Erdräume geäußert hat.

Trotz seiner Stellung als Bindeglied zwischen Asien und Australien hat Indonesien doch im Sinne der Völkerkunde eine *Randlage*. Ausstrahlen konnte freilich die Kultur von hier fast nach allen Seiten hin; Anregungen dagegen hat das Gebiet so gut wie ausschließlich von Norden und Westen her, also von Asien und später von Europa empfangen, kaum aber von Australien und Polynesien oder gar von Afrika. Diese Verhältnisse finden in den alten Völkerverschiebungen im Malaiischen Archipel ihren treuen Ausdruck.

Fast aufgewogen werden die Nachteile dieser geographischen Stellung durch die außerordentlich günstige *Verkehrslage* der malaiischen Inseln, die in dieser Art auf der ganzen Erde nicht ihresgleichen findet. Die beiden größten Kulturgebiete der Welt, das europäisch-indische auf der einen, das ostasiatische auf der andern Seite, konnten, da die mongolischen Wüsten eine schwer zu überschreitende Schranke bildeten, nur auf dem Weg um die Südostspitze Asiens in lebhaften Verkehr treten: hier im Südosten bot die Inselwelt Indonesiens ihre Häfen und die Reichtümer ihres Bodens den von weiter Fahrt ermatteten Seeleuten und lud sie ein, Waren zu tauschen und den Grund zu blühenden Handelsplätzen zu legen. Nie ist dieser Handelsverkehr, seitdem er einmal eröffnet war, wieder völlig erloschen: nur die Völker, die ihn betrieben, haben gewechselt. Die jetzige Kultur des Archipels ist unter dem Einflusse dieses beständigen Verkehrs entstanden; die ältesten Zustände dagegen, die so wichtig für die Geschichte der Menschheit sind, haben sich nirgends rein erhalten. Wir dürfen nicht in den Irrtum verfallen, die rohen Waldstämme Borneos oder Mindanaos für nachgebliebne Muster dieser alten Kulturwelt Indonesiens zu halten; sicher waren vielmehr die kühnen Seeleute, die bis zur Osterinsel und bis Madagaskar ihre Schiffe lenkten, von anderm Schlag als die verkommnen Bewohner des feuchten Urwalds.

2. Die indonesische Geschichte.

Einen kurzen Abriß der indonesischen *Geschichte* zu geben, ist schon deshalb nicht leicht, weil über die richtige Art der Darstellung berechtigte Zweifel entstehen können: erstens haben wir es hier mit einem insulären, durchaus zersplitterten Gebiete zu thun, und zweitens wird ein großer, ja der größte Teil der geschichtlichen Ereignisse durch äußere Einflüsse angeregt und bestimmt. Der Inselnatur Indonesiens entsprechend, spaltet sich die Geschichte in eine Beschreibung unzähliger örtlicher Entwicklungen, von denen wenigstens die wichtigsten einzeln betrachtet und

gewürdigt sein wollen; anderseits aber überfluten wieder Wanderströme und Kultureinflüsse die ganze Inselwelt und bringen, indem sie die natürliche Vereinsamung der Inselgruppen aufheben, Einheit in das ganze Gebiet. Und doch ist diese Einheit wieder nur scheinbar; denn mögen auch neue Einwanderer an den Küsten der größern Inseln Fuß fassen und fremde Kulturen in den Hafenstädten Wurzel schlagen, so halten dafür die Stämme im Innern der Flutwelle stand und bewahren in feindseligem Trotz ihre Eigenart, geschützt bald durch die bergige Natur ihrer Heimat, bald durch die fieberhauchenden Wälder des Tieflands, in denen sie Zuflucht suchen.

A. Die urgeschichtlichen Zustände.

Seitdem es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß der Mensch bereits im Anfange der Diluvialzeit die Erde bewohnt hat, und seitdem sich die Meinung hervorwagen durfte, daß sein erstes Auftreten in die Tertiärzeit falle (vgl. Bd. III, S. 409), ist es nicht mehr möglich, in kindlicher Weise aus den gegenwärtigen Verhältnissen des Erdballs auf die Urzustände der Menschheit zu schließen und ihre ältesten Sitze in einem der jetzt bestehenden Gebiete zu suchen. Am wenigsten wird man voreilige Schlüsse wagen, wenn man es mit einem so offenkundig von den furchtbarsten Umwälzungen und Erschütterungen betroffnen, vom Vulkanismus durchwühlten und zerrißnen Teile der Erde zu thun hat wie Indonesien. In neuester Zeit hat überdies die Auffindung gewisser Knochenreste bei Trinil auf Java durch E. Dubois (1891/92), die Othniel Charles Marsh einem Mittelgliede zwischen Menschen und anthropomorphen Affen zuschreibt, lebhafte Bewegung in der wissenschaftlichen Welt hervorgerufen und Veranlassung gegeben, gerade in Indonesien das Gebiet zu suchen, wo der Mensch aus einer tiefern Daseinsstufe sich zuerst zu seiner nunmehrigen Eigenart entwickelt habe. Mag diese Frage entschieden werden, wie sie will, so ist sie doch vorläufig geeignet, von einer Erörterung der Urzustände abzumahnen; namentlich hilft sie jene Ansichten zurückweisen, die die Heimat aller indonesischen Volksbestandteile ohne weiteres auf dem asiatischen Festland suchen und von diesem Standpunkt aus ein willkürliches Grundgebäude der indonesischen Geschichte errichten. Schon die sprachlichen Verhältnisse warnen davor: auf dem Festlande Südostasiens finden wir einsilbige Sprachen, im Inselgebiete dagegen mehrsilbige, also einen ganz durchgreifenden Unterschied.

B. Die gegenwärtige Verteilung der Völker Indonesiens.

Im Malaiischen Archipel sind zwei Hauptrassen vertreten, die in der Zahl ihrer Glieder wie in ihrer Verteilung außerordentlich voneinander abweichen, und in deren gegenseitigem Verhältnis unbedingt das Ergebnis alter geschichtlicher Vorgänge zu Tage tritt: es sind das die braunen, straffhaarigen Malaien (im weitern Sinn) und die dunkelfarbigen Negritos, die den Namen ihrer Negerähnlichkeit verdanken. Da die ganze Art, wie die Negritos gegenwärtig auf den Inseln verbreitet sind, auf einen Rückgang deutet, so wird man immer geneigt sein, sie den Malaien gegenüber als die ältern Bewohner wenigstens gewisser Teile des Archipels zu betrachten.

Die Negritos Indonesiens bilden ein Glied in der Kette jener äquatorialen, dunkelfarbigen Völkerschaften, die Afrika zum größten Teile, Südindien, Melanesien und Neuholland einnehmen und fast überall hellfarbigern Völkern gegenüber in einem Rückgange begriffen sind, der sicher nicht erst in neuerer Zeit begonnen hat und darauf schließen läßt, daß die Wohnsitze dieser dunkeln Volkselemente einst ausgedehnter waren als heutzutage. Ob wir freilich berechtigt

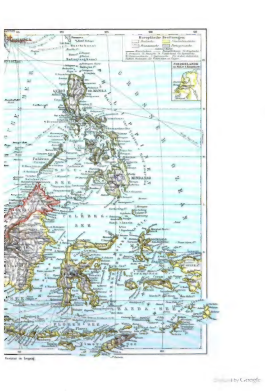
sind, diese negerhaften Rassen als im engern Sinne verwandt aufzufassen, ob nicht im Gegenteile mehrere ziemlich selbständige Zweige der dunkelfarbigen Menschenart vorhanden sind, ist zweifelhaft. Das eine steht allerdings fest: die Negritos des Malaiischen Archipels schließen sich ihrem geographischen Vorkommen und wohl auch ihrer Körperbeschaffenheit nach am engsten den auf Neuguinea und den melanesischen Inselgruppen wohnenden Papuas an: das Papuatum hat also einst weiter nach Westen gereicht und ist im Kampfe mit dem malaiischen Volkstum unterlegen. Nach Alfred Grandidiers Ansicht würden selbst die dunkelfarbigen Bewohner Madagaskars eng verwandt mit den Melanesiern sein.

Reine Papuas sind die Negritos keineswegs; nicht nur sind sie mit malaiischen Stämmen oft so stark gemischt, daß ihre Eigenart bis auf geringe Reste verloren gegangen ist, sondern viele Merkmale deuten auch darauf hin, daß durchgreifende Kreuzungen mit kleinwüchsigen Stämmen stattgefunden haben, deren Verhältnis zu den Papuas ungefähr dem der afrikanischen Zwergvölker zu den echten Negern entsprechen würde. Mit den übrigen Dunkelfarbigen dürfen gerade diese zwerghaften Völker keineswegs in eine Reihe gestellt werden. Verwandte des kleinwüchsigen Stamms, der sich mit den Negritos gemischt hat oder vielleicht ihre Grundlage bildet, finden sich auf der Halbinsel Malakka, besonders in ihrem nördlichen Teil, auf den Andamanen und auf Ceylon; demnach sind wahrscheinlich auf allen größern Sunda-Inseln einst Vertreter dieser zwerghaften Rasse vorhanden gewesen, wie ja auch in Ostasien (vgl. S. 127).

Thatsache ist es jedenfalls, daß einige der östlichen Inseln des Malaiischen Archipels, vorab die Philippinen, noch gegenwärtig dunkelfarbige Stämme beherbergen, obwohl infolge der vielfachen Mischungen und der geringen Zahl dieser Völkchen oft ihr Dasein in Zweifel gezogen worden ist. Karl Semper beschreibt die Negritos oder Antes der Philippinen als kleinwüchsige Leute von dunkel kupferbrauner Hautfarbe, mit platter Nase und wolligem braunschwarzem Haare; sie sind also dort, wo sie sich einigermaßen rein erhalten haben, ein charakteristischer, von den Angehörigen der malaiischen Rasse wohl zu unterscheidender Menschenschlag. Auf den eigentlichen Sunda-Inseln scheint es reine Negritos kaum zu geben. Wohl aber deuten im Osten: auf Timor, Floris, den Molukken und Celebes, mehr oder weniger deutliche Spuren auf Zumischung einer dunkelfarbigen Rasse zur malaiischen Bevölkerung; selbst auf Java scheint dergleichen nachgewiesen zu sein. Wo die Negritos sich deutlicher von den Übrigen abheben, also vor allem auf den Philippinen, sitzen sie meist im schwer zugänglichen Innern der Inseln, fern von den stärker besiedelten Küsten und fremd der dort herrschenden Kultur. Daß diese Verhältnisse auf Rückgang und Verdrängung der Negritos hinweisen, ist ohne weiteres klar; aber Genaueres über diese Vorgänge läßt sich nicht so leicht sagen.

Das Papuatum, das neben dem kleinwüchsigen Stamm oft kenntlich genug hervortritt, dürfte auf eine Einwanderung von Melanesien her zurückzuführen sein, die noch in neuester Zeit ihre Parallelen gehabt hat. Als verwegne Seefahrer und Räuber sind die Papuas des westlichen Neuguinea an die Küsten der östlichen Sunda-Inseln vorgedrungen und haben dort Siedlungen begründet, oder sie sind auch, auf rächenden Streifzügen der Malaien überwältigt und mitgeführt, als unfreiwillige Kolonisten in diese Gebiete eingewandert. Im übrigen ist das Verhältnis der papuanischen zur malaiischen Kultur höchst merkwürdig, seine Aufklärung wünschenswert und für die Geschichte beider Rassen äußerst wertvoll (vgl. darüber S. 298; auch Bd. I, S. 583). Der Papua hat sich dem Malaien gegenüber nicht durchweg empfangend verhalten, sondern, wenn auch in bescheidnem Maße, manches selbständige Kulturbesitztum geschaffen und verbreitet.

HINTERINDIEN
MALAIEN-ARCHIPEL.



C. Die Wanderungen der Malaien.

Wenn auch dem Papua ein gewisser Wandertrieb innewohnt, der zu nicht unbedeutenden Völkerverschiebungen geführt hat, so werden diese doch vollkommen in den Schatten gestellt durch die Wanderungen des malaiischen Stamms, unbedingt die großartigsten, die die ältere Geschichte der Menschheit überhaupt kennt, doppelt großartig deshalb, weil sie sich nicht auf dem festen Lande hinbewegten, sondern zur See ausgeführt worden sind und auf diese Weise vier Erdteile miteinander verknüpft haben.

Der Ausdruck „Malaien" hat, da er bald in engerm, bald in weiterm Sinne gebraucht wird, zu vielen Mißverständnissen und unnützem Streit Anlaß gegeben. Der Anfang der Verwirrung liegt in dem Umstande, daß man nach dem Volke, das zur Zeit der europäischen Entdeckungsfahrten am lebhaftesten an Krieg und Handel beteiligt schien, die ganze Völkergruppe benannt hat, von der es nur einen, wenn auch charakteristischen Teil bildete. Diese Völkergruppe aber, für deren herkömmlich gewordnen Namen nicht leicht ein Ersatz zu finden sein wird, ist ein von seinen Nachbarn wohl unterschiedner, der Natur seines Wohngebiets vortrefflich angepaßter Zweig des Menschengeschlechts, ein Zweig, dessen Einheitlichkeit auch in der nahen Verwandtschaft der Sprachen zum Ausdrucke kommt. Daß er ursprünglich aus verschiednen „Urrassen" zusammengeschmolzen ist, darf man immerhin annehmen. In Indonesien wie im nördlichen Asien (vgl. S. 127) scheinen Langköpfe zuerst verbreitet gewesen zu sein, mit denen sich dann früh schon einwandernde Brachykephalen gemischt haben; man hat vorgeschlagen, die erstern als Indonesier (Protomalaien), die letztern als eigentliche Malaien zu bezeichnen, da auch gegenwärtig noch Reste der Unterschiede nachweisbar sind. Das Völkchen der Tenggeresen auf Java würde z. B. nach der Ansicht J. H. F. Kohlbrugges ein noch ziemlich reiner Vertreter des „indonesischen" Stamms sein.

Wo man die Urheimat der beiden Bestandteile der malaiischen Rasse zu suchen habe, ist eine müßige Frage gegenüber der unbestreitbaren Thatsache, daß der Kern des Malaientums gegenwärtig und sicher schon seit alter Zeit die Inselwelt Indonesiens besetzt hält, während auf dem Festland Asiens vergleichsweise nur geringe Bruchteile des Stamms und allenfalls in größerer Zahl Mischvölker zwischen malaiischen und mongolischen Rassenbestandteilen vorkommen. In diesem Sinn ist Indonesien (s. die beigeheftete Karte „Hinterindien und Malaien-Archipel") die Wiege der malaiischen Rasse als einer eigenartigen Gruppe der Menschheit; von Indonesien sind jene wunderbaren Wanderzüge ausgegangen, die wir sogleich näher ins Auge zu fassen haben. Daß innerhalb der malaiischen Inselwelt nun die größern Inseln wieder ihre sondernde, einseitig erziehende Einwirkung auf die Bewohner geäußert und dadurch so eigentümliche Völker geschaffen haben, wie die Batta(k) auf Sumatra, die Dayak auf Borneo und die Tagalen auf den Philippinen, darf uns in dem Bewußtsein nicht irre machen, daß doch im großen und ganzen das, was wir malaiische Rasse nennen, ein verhältnismäßig bestimmter Begriff ist. Die spätern Zumischungen indischen und chinesischen Bluts, die jetzt vielfach zu bemerken sind, kommen für die ältesten Zeiten nicht in Betracht.

a) Die Kultur der ältern Wanderzeit.

Anscheinend sollte es nicht schwer sein, die Kultur jener Volksbestandteile anzugeben, die von Indonesien aus nach verschiednen Richtungen gewandert sind; finden sich doch unter den Nachkommen dieser Auswanderer Stämme genug, besonders in Ozeanien, die auf vereinsamten

Inseln später wenig Gelegenheit gehabt haben, sich neue Kulturgüter anzueignen, also den alten Zustand leidlich getreu bewahrt haben dürften, und muß es doch anderseits auch durch einfaches Vergleichen und Sichten des Kulturbesitzes, der den verschiednen Abzweigungen des Urvolks eigen ist, noch heute möglich sein, das ursprünglich Gemeinsame festzustellen.

Allein so einfach liegen die Verhältnisse keinesfalls. Ganz abgesehen davon, daß auch in entlegnen Gebieten Umbildungen und Weiterentwicklungen möglich bleiben, muß vor allem mit den Kulturverlusten gerechnet werden, die von ausgedehnten Wanderungen fast unzertrennlich sind. Gerade Polynesien ist ein Gebiet, dessen Besiedlung ohne solche Verluste kaum denkbar ist, da hier die Rohstoffe für zahlreiche Güter der materiellen Kultur fehlen. Wenn wir also heute, gegen Ozeanien hin vordringend, die Verbreitungsgrenzen einer ganzen Anzahl von Fertigkeiten und Besitztümern überschreiten, wenn auf den östlichen Inseln Indonesiens die Eisenschmiederei endet, auf der mikronesischen Inselflur die Kenntnis des Webens und die Verbreitung alter ostasiatischer oder europäischer Perlen, auf Fidji die Töpferei, dann ist die Ursache dieser Erscheinungen nicht ohne weiteres klar. Es ist freilich möglich, daß die Bewohner Polynesiens zu einer Zeit aus der alten Heimat ausgewandert sind, als Schmiedekunst, Weberei und Töpferei noch unbekannt waren; aber es ist fast wahrscheinlicher, daß wenigstens ein Teil des Kulturbesitzes auf den kleinen Koralleninseln des Ozeans einfach verloren und vergessen worden ist oder nur noch in sprachlichen Spuren nachklingt, wie auf Fidji (nach W. Pleyte) die Kenntnis des Eisens. Und auch im erstern Falle bliebe immer noch die Frage offen, ob die verschiednen Kenntnisse im Gefolge wandernder Stämme bis zu ihren heutigen Ausdehnungsgebieten gelangt sind, oder ob wir ein allmähliches Durchsickern der Kultur von Volk zu Volk annehmen dürfen, das auch ohne Wanderzüge in großem Stile möglich ist und bis zur Gegenwart fortgedauert haben kann.

Das wertvollste Gut, das Aufschluß über ältere Zeiten gewähren kann, ist die Sprache; aber leider fehlt es noch fast ganz an Untersuchungen, die unmittelbar für die geschichtliche Forschung verwendbar wären. Soviel freilich dürfte feststehen, daß indische oder chinesische Spuren in den polynesischen Dialekten so wenig nachweisbar sind wie in den madagassischen. Damit ist wenigstens klar, daß die großen Wanderungen vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung stattgefunden haben müssen.

Daß Indonesien in alter Zeit eine eigenartige, von äußern Einflüssen nicht sehr abhängige Kultur besessen hat, beweist vor allem der Schatz von einheimischen Nutzpflanzen, über den die Bewohner bereits zur Wanderzeit verfügt haben müssen; mag auch der Anbau von Nutzgewächsen von außen her angeregt sein, so sind doch diese Anregungen in Indonesien offenbar selbständig weiter verfolgt worden. Der Reis, die wichtigste Nährpflanze Indiens und Südchinas, ist kein altes Besitztum der indonesischen Kultur; dafür kennt sie den Taro (Arum esculentum), die Yamswurzel (Dioscorea) und den Sesam. Von Nutzbäumen sind der Brotbaum (Artocarpus incisa) und vielleicht die Kokospalme zu nennen, die wenigstens im malaiopolynesischen Gebiet ihre größte Verbreitung besitzt. Von Nutztieren scheint man in älterer Zeit nur den Hund gekannt zu haben, möglicherweise auch das Schwein, aber weder Rind noch Pferd. Auch das ist nicht ohne Bedeutung. Auf S. 124 ist darauf hingewiesen worden, daß der Feldbau der Alten Welt älter sein dürfte als die Viehzucht, die in ihrer entwickelten Form erst durch die Arier nach Indien gebracht worden ist. Während also in alter Zeit die Anregung zum Ackerbau vom Festland aus nach Indonesien gelangt sein dürfte, war die Kenntnis der Viehzucht beim Beginne der Wanderung noch nicht auf diesem Wege bis nach den Inseln

gedrungen. Eine feste Zeitbestimmung läßt sich auch daraus nicht ableiten, sondern höchstens eine Bestätigung der Ansicht, daß die Wanderjahre in eine verhältnismäßig frühe Zeit fallen.

Aus der Seetüchtigkeit und aus dem Umstande, daß auch in Polynesien die Einwanderer Küstenbewohner geblieben sind und das Innere der Inseln wenig besiedelt haben, darf man wohl den Schluß ziehen, daß die Hauptmasse der Wanderscharen von typischen Küstenvölkern ausgegangen ist. Vielleicht war Java, das durch seine Fruchtbarkeit die Volksvermehrung begünstigte und dessen vorgeschichtliche geschliffne Steinwaffen schon früh hier den Mittelpunkt einer gewissen Kultur vermuten lassen, das wichtigste Ausgangsland der Wanderzüge, die wohl wieder in mehrere, jetzt kaum mehr zu unterscheidende Abteilungen zerfallen. In der Hauptsache wird es sich dabei nicht um ungeheure Reisen gehandelt haben, sondern um ein Vordringen von Insel zu Insel, wobei man sich begnügt haben wird, zunächst einen Teil der Küsten zu besetzen und hier nach herkömmlicher Weise durch Anlegen von Brandfeldern im Urwalde, durch Fischfang und durch ausgiebige Raubzüge eine neue Daseinsgrundlage zu schaffen. Verhältnismäßig hoch entwickelt muß die Schiffbaukunst und die Seetüchtigkeit gewesen sein, begünstigt durch die Erfindung der Doppelboote und der Auslieger, die es den Schiffen gestatteten, auch bei üblem Wetter die See zu halten und weite Meeresräume zu durchqueren. Noch heute sind die Boote der Polynesier und der in dieser Beziehung ihnen anzuschließenden Melanesier die besten, die von Naturvölkern hergestellt werden, während im Malaiischen Archipel die Nachahmung fremder Muster bereits die alte Art des Schiffsbaus verändert und verdrängt hat. Das Segel muß den alten Bewohnern Indonesiens bekannt gewesen sein; daß sie sich nach den Sternen und der Dünung des Meers zu richten verstanden und wohl auch einige Anfänge der nautischen Kartographie entwickelt hatten, ist mehr als wahrscheinlich.

Die gesellschaftlichen Zustände der alten Zeit haben die Unternehmungslust zweifellos begünstigt: bei keiner Völkergruppe der Erde findet sich die Männergesellschaft gegenüber dem Familien- und Sippenwesen so kräftig entwickelt und bis auf den heutigen Tag erhalten wie bei den Malaio-Polynesiern; überall sind die jüngern Männer, die meist in einem besondern Junggesellenhause gemeinsam wohnen und schlafen, als kriegerische Gruppe organisiert, die oft die eigentliche Führung hat und jedenfalls ganz anders zu Unternehmungen und Wagnissen aufgelegt ist als die mit der Sorge für Weiber und Kinder belasteten Familien oder Sippen. Es entsteht aus diesen Verhältnissen heraus ein kriegerischer Geist des Volks, der Fehden und Raubzüge als etwas Natürliches erscheinen läßt und seinen greifbarsten Ausdruck in der ebenfalls dem malaio-polynesischen Stamm eigentümlichen Kopfjägerei findet: aus der Sitte hervorgegangen, Ahnenschädel als Heiligtümer im Männerhaus aufzustellen, hat sie zu einem unheimlichen Sammeleifer geführt, der beständige Kriege hervorruft und die Stämme niemals zur Ruhe kommen läßt. So sind demnach noch heute in Indonesien wenigstens die Spuren jener Zustände erhalten, die das Entstehen kühner Räuber- und Seevölker zur Genüge erklären.

b) Die Wanderzüge früherer Zeiten.

Es handelt sich hier um so weit zurückliegende Zeiträume, daß von keiner nähern zeitlichen Bestimmung der verschiednen Wanderzüge die Rede sein kann; sie mögen deshalb nur kurz geschildert werden, ohne daß die Reihenfolge ein zeitliches Nacheinander bedeutet.

Ein erster Wanderstrom hat sich von Indonesien aus nach Norden gewendet. Es ist zunächst schon wahrscheinlich, daß die Philippinen später von malaiischen Stämmen besiedelt worden sind, als die großen Sunda-Inseln, die eigentliche Heimat des echten Malaientums;

von den Philippinen aus aber war es für die seekundigen Völker nur ein Schritt hinüber nach Formosa, wo Stämme unverkennbar malaiischen Ursprungs noch heute sitzen. Schwerlich ist es dabei geblieben. Auf dem Festlande Südchinas fehlt es nicht an Spuren, die auf eine Einwanderung von Malaien deuten. Und die Eigenart der Japaner erklärt sich wohl am besten aus einer Zumischung malaiischen Blutes; es ist sogar nicht ganz unwahrscheinlich (vgl. S. 4 unten), daß die Staatenbildung in Japan, die ja im Süden beginnt, von den seekundigen Malaien ausgegangen sei, die zunächst auf den Südinseln Fuß gefaßt und sich mit den bereits vorhandnen Bewohnern und wohl auch Einwanderern aus Korea gemischt hatten. Da diese Staatenbildung um 660 v. Chr. erfolgt ist, dürfte die Wanderung in eine noch frühere Zeit fallen. Übrigens ist der ersten Wanderung nach Norden später eine zweite gefolgt, die mindestens bis zu den Philippinen, vielleicht noch weiter gelangt ist.

Eine zweite große Wanderung richtete sich nach Osten. Auf den melanesischen Inseln, die seit alter Zeit von einer dunkelfarbigen Rasse besetzt sind, entstanden zahlreiche malaiische Kolonien, die einen tiefen Einfluß auf die Melanesier geübt haben, zum Teil aber nach und nach aufgesogen worden sind. Auch das Festland Australiens muß einen starken Zuschuß malaiischen Bluts erhalten haben. Freiere Bahn fand die malaiische Wanderlust auf der unendlichen Inselflur des Stillen Ozeans; ja, gewichtige Thatsachen lassen vermuten, daß bis zur Küste Nordwestamerikas einzelne Siedler gelangt sind. Wie diese Fahrten stattgefunden, welche Zeiträume sie beansprucht haben, wissen wir nicht; nur die Überlieferung Neuseelands erzählt uns noch in halb märchenhafter Weise, wie die ersten Einwanderer mit ihren Familien und ihren Göttern auf mächtigen Doppelbooten die gefahrvolle Fahrt von Sawaii und Rarotonga (S. 300) nach der neuen Heimat unternommen hätten.

Die dritte Völkerwelle, die in dem an vulkanischen Erschütterungen wie an Völkerbewegungen überreichen Indonesien entstanden ist, durchrauschte den Indischen Ozean und trug westwärts nach Madagaskar die ersten Keime malaiischen Volkstums (vgl. S. 558). Vielleicht ist dabei auch die afrikanische Küste erreicht worden, wenn es auch hier nicht zu dauernden Siedlungen gekommen sein mag.

So hat sich vor mindestens einem Jahrtausend das Malaientum über ein Gebiet ausgebreitet, das sich von den Gestaden Amerikas bis zum afrikanischen Festland über fast zwei Drittel des Erdumfangs erstreckt. Von den Kontinenten hat sich der Malaio-Polynesier ferngehalten: die inselreichen Ozeane der Erde sind das Erbteil seiner Rasse, der in Seebeherrschung keine gleichgekommen ist außer in unsern Tagen die arische Völkergruppe Europas.

c) Die Wanderungen der Malaien im engern Sinne.

Wenn wir über die alten Wanderungen nichts weiter wissen als das, was uns Sprachvergleichung und Völkerkunde zu lehren vermögen, so steht uns dafür eine andre Völkerbewegung näher vor Augen, die ebenfalls von Angehörigen der malaiischen Rasse ausgegangen ist, und die, wenn sie auch die Grenzen Indonesiens kaum überschritten hat, doch ein gutes Gegenstück zu den ältern Vorgängen bietet. Der Name der Malaien hat ursprünglich nicht der ganzen Rasse zugehört, sondern nur einem bestimmten Volke des Archipels (S. 525): dieses Volk ist es nun gerade, das durch seine Wanderungen in neuerer Zeit die alten Züge im kleinen wiederholt und sich damit würdig gezeigt hat, der ganzen beweglichen Völkergruppe seinen Namen zu leihen. Wahrscheinlich hat übrigens nicht einmal der ganze Stamm, um den es sich hier handelt, den Namen Malaien geführt, sondern nur die Unterabteilung, die sich am meisten hervorgethan hat.

Die Ursitze des Volks lagen auf Sumatra im Gebiete von Menangkabau; der Name Malayu bezeichnet bereits bei Ptolemaios die Insel Sumatra, und um 1150 erwähnt der arabische Geograph Edrisi eine Insel Malai, die lebhaften Gewürzhandel trieb. Wie es scheint, ist die indische Kultur nicht ohne Einfluß auf Menangkabau geblieben; denn nach den eignen Überlieferungen der Malaien war es Sri Turi Bumana, ein Fürst von indischem oder javanischem Ursprunge (nach der Sage von Alexander dem Großen abstammend), der einen Teil des Volks über das Meer nach der Halbinsel Malakka führte und 1160 auf Singapur einen Mittelpunkt seiner Macht gründete. Der neue Staat habe die Eifersucht eines mächtigen javanischen Reichs, angeblich Modyopahits, erregt, Singapur sei endlich im Jahre 1252 von den Javanern erobert worden, und darauf habe man eine neue malaiische Hauptstadt, Malakka, auf dem Festlande gegründet. Im Jahre 1276 soll sich der damalige Herrscher samt seinem Volke zum Islam bekehrt haben. Die Malaien, die auf der Halbinsel nur kleinwüchsige, scheue Waldstämme vorgefunden hatten, vermehrten sich mit der Zeit so ansehnlich, daß die Aussendung neuer Kolonien zur Notwendigkeit wurde und an allen Küstenländern Westindonesiens malaiische Händler und Ansiedler erschienen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war der Staat Malakka weit mächtiger als das alte Menangkabau: es war zum politischen und ethnischen Mittelpunkte des Malaientums geworden: so kommt es, daß sich die echt insularen Malaien anscheinend vom Festland aus über die ostindische Inselwelt verbreiten. Die malaiischen Ansiedler sind zum Teil als Staatengründer aufgetreten, so vor allem auf Borneo, wo Brunei im Norden ein echter Malaienstaat war; andre bildeten sich an der Westküste. Überall haben sich die Malaien mit den ursprünglichen Einwohnern vermischt und ihre Sprache zum allgemeinen Verkehrsdialekte der Sunda-Inseln gemacht.

Auch die Bugi auf Celebes haben von ihrer Heimat aus weithin um sich gegriffen (vgl. unten, S. 551). Wie geringfügig auch alle diese neuern Vorgänge gegenüber denen der alten Zeit sein mögen, so lehren sie uns doch die Zustände der Vergangenheit und die Möglichkeit so umfassender Wanderungen, wie sie von den Malaio-Polynesiern ausgeführt worden sind, begreifen.

D. Die Eingriffe von außen.

Mächtiger noch als die Einflüsse der Fahrten und Siedlungen sind die Einwirkungen von außen gewesen, die beständig durch die günstige Verkehrslage der Inseln hervorgerufen worden sind. Seit langem haben asiatische Völker den Archipel aufgesucht, Siedlungen begründet, hier und da auch politischen Einfluß zu üben gewußt. Die Inseln waren ja nicht nur Ruhepunkte des Verkehrs zwischen Ostasien und dem Westen, sie boten auch selbst begehrenswerte Schätze, vor allem die Gewürze, diesen Hauptartikel des indischen Handels, auch Gold und Diamanten in den Bergwerken von Borneo und manches andre kostbare Erzeugnis. Von Ostasien her faßten die Chinesen im Malaiischen Archipel Fuß; aus dem Westen kamen die Träger des indonesischen und ostasiatischen Handelsverkehrs, die Hindu zuerst, dann die Araber und bald nach ihnen die ersten Europäer, die gegenwärtigen Herrscher der indonesischen Inselwelt.

a) Die Chinesen.

Die Chinesen sind kein seefahrendes Volk im rechten Sinne des Worts (vgl. Bd. I, S. 586). Erst als ihnen nach der Eroberung Südchinas eine hafenreiche Küste zufiel und sie sich zugleich mit den seekundigen ältern Bewohnern mischten, begann der Seehandel nach den reichen tropischen Gebieten Indonesiens aufzublühen; vielleicht nur als eine Fortsetzung eines

ältern Verkehrs, der, durch die nordwärts gerichtete Wanderung der malaiischen Rasse angeregt, in den Händen malaiischer Stämme lag. Da nun Südchina um 220 v. Chr. in chinesischen Besitz kam (S. 72), so dürfte sich frühstens seit dieser Zeit, wahrscheinlich aber erst beträchtlich später, der Einfluß des Chinesentums auf die Bewohner des Archipels geltend gemacht haben; sind doch dauernde Beziehungen zu Anam kaum vor Christi Geburt angeknüpft worden (S. 513). Daß es nicht die Freude am Leben zur See war, was die Chinesen zu ihren Reisen antrieb, sondern der Handelsgeist, zeigte sich immer, sobald sich andre Völker des Verkehrs bemächtigten und die Chinesen in ihren eignen Häfen aufsuchten. Immer schwand dann rasch die chinesische Flotte zusammen, die Zahl der Fahrten verminderte sich, und die Kaufleute des Himmlischen Reichs fanden es sicherer und bequemer, im eignen Hause mit den Fremden zu handeln, als ihr kostbares Leben den unsichern Planken der Schiffe anzuvertrauen (vgl. S. 579). Unabhängig von diesen Vorgängen aber entwickelte sich die Auswanderung aus dem übervölkerten China, die sich, einerlei ob auf eignen oder fremden Schiffen, mit Vorliebe dem Ostindischen Archipel zuwandte und in manchen Gebieten zu bedeutenden ethnischen Wandlungen geführt hat.

Über die Ausdehnung des ältesten chinesischen Seehandels widersprechen sich die Ansichten, namentlich auch über die hier weniger interessierende Frage, wie weit nach Westen die Schiffe der Chinesen gelangt sind. Aus den Jahrbüchern der Liang-Dynastie, die in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung regierte (S. 86), geht hervor, daß man damals einige Plätze an der Malakkastraße kannte, die offenbar als Ruhepunkte des ostasiatisch-indischen Handels dienten. Schon im 5. Jahrhundert hatte sich ein Verkehr mit Java entwickelt, angeregt vielleicht durch die Reisen des buddhistischen Sendboten Fa hien (S. 80 und 400), der, durch einen Sturm nach Java verschlagen, genauere Nachrichten über diese Insel nach China brachte; auch der Süden Sumatras hatte damals bereits Beziehungen zu China. Die geordneten politischen Verhältnisse Javas ermöglichten die Anknüpfung eines verhältnismäßig gesicherten und einträglichen Handels; die Chinesen holten edle Metalle, Schildpatt, Elfenbein, Kokosnüsse und Zuckerrohr und brachten als Gegengabe hauptsächlich baumwollne und seidne Stoffe. Häufig werden Sendungen von Geschenken indonesischer Fürsten erwähnt, die vom chinesischen Hofe durch Verleihung pomphafter Titel und Amtssiegel, wohl auch durch diplomatische Unterstützung belohnt wurden; im Jahr 1129 erhielt einer den Titel eines Königs von Java. Mißhelligkeiten der angesiedelten chinesischen Kaufleute, die offenbar schon früh die Neigung zeigten, einen Staat im Staate zu bilden, mit den javanischen Fürsten führten später mehrfach zu Unterbrechungen des Verkehrs; ja, nach der Eroberung Chinas durch die Mongolen (S. 92) kam es sogar zu kriegerischen Verwicklungen: ein mongolisch-chinesisches Heer griff im Jahre 1293 Java an, nachdem es sich auf der Insel Billiton einen strategischen Stützpunkt geschaffen hatte, mußte aber unverrichteter Sache wieder absegeln. Zur Zeit der Ming-Dynastie stand jedoch der Handel wieder in Blüte; selbst ein gewisser politischer Einfluß Chinas (S. 98) ist nachweisbar: in den Jahren 1405—1407 verweilte eine chinesische Flotte im Archipel, deren Führer eine Anzahl kleiner Fürsten zur „Unterwerfung" nötigte und den Herrscher von Palembang als Gefangnen nach China brachte (vgl. unten, S. 543).

Die Küsten von Borneo, die ja bei jeder Fahrt nach und von Java berührt wurden, lockten bald ebenfalls chinesische Kaufleute an, denen der Gold- und Diamantenreichtum Borneos kein Geheimnis blieb. Das Reich Polo im Norden der Insel, das im 7. Jahrhundert zuerst in den chinesischen Jahrbüchern erscheint, wurde bereits im 10. Jahrhundert regelmäßig von Chinesen besucht; an der Westküste war Puni, dessen Fürst im Jahre 977 eine erste Gesandtschaft

nach China schickte, ein häufig angelaufner Platz, während Bandjermassing, jetzt der blühendste Handelsort, erst 1368 zum erstenmal erwähnt wird.

Als die Ausbreitung des Islams mit ihren Folgen den chinesischen Handel mit den Sunda-Inseln mehr und mehr lahm legte, wandte sich dieser einem bisher ziemlich vernachlässigten, obwohl näherliegenden Gebiete zu, den Philippinen. Auch hier war bereits ein lebhafter Handelsverkehr der malaiischen Stämme im Gang, ehe die Chinesen eingriffen und sich an verschiednen Küstenpunkten festsetzten. Das vollzog sich spätestens im 14. Jahrhundert. Damals aber folgten bereits dem chinesischen Kaufmanne die Auswanderer, die sich zahlreich in den neuerschloßnen Gebieten niederließen, sich mit den Eingebornen mischten und auf diese Weise, wie auch in Nordborneo, neue chinesisch-malaiische Stämme ins Leben riefen. Als sich nach dem Eingreifen der Spanier die chinesischen Kaufleute zurückzogen oder doch auf bestimmte Orte beschränkt wurden, blieben diese Mischstämme im Lande zurück.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Chinesen zwar hier und da in Indonesien politischen Einfluß geübt und kleinere ethnische Umbildungen hervorgerufen haben, und daß sie auch jetzt in diesem Sinne thätig sind; dagegen ist der geistige Einfluß des Chinesentums nicht groß gewesen und mit dem der Inder und Araber nicht entfernt zu vergleichen. Chinesen und Malaien verstehen sich offenbar schlecht. Gegenwärtig liegt wieder ein großer Teil des Handels im Archipel in chinesischen Händen, die Einwanderung ist ungeheuer gestiegen, und nirgends ist der „gelbe Schrecken" so merkbar wie dort; aber ein Nebenland der chinesischen Kultur ist Indonesien deshalb durchaus nicht zu nennen. Dieses Schicksal der geringen Einwirkung auf das malaiische Geistesleben teilt der Chinese mit dem Europäer. Bei beiden liegt die Ursache darin, daß sie vor allem als Händler und Herrscher gekommen sind, aber keine religiöse Bewegung entfacht haben; der Chinese nicht, weil er in religiösen Fragen gleichgiltig ist, der Europäer nicht, weil der Islam mit seiner größern werbenden Kraft das Christentum, dem er nun einmal einen mächtigen Vorsprung abgewonnen hat, nicht mehr zur Geltung kommen läßt. Möglich ist, daß in früherer Zeit die Chinesen dem Buddhismus zum Sieg in Indonesien verholfen haben; beweisen läßt es sich jedoch vorläufig nicht.

b) Die Inder.

In ganz andrer Weise als die Chinesen haben die Bewohner Vorderindiens ihre insularen Nachbarn beeinflußt: sie brachten ihnen zugleich mit höherer Kultur eine neue Religion oder vielmehr zwei Religionen, die nebeneinander im Archipel Wurzel schlagen sollten: den Brahmanismus und den Buddhismus.

Die Hindu und die sonstigen von ihnen kultivierten Inder sind so wenig leidenschaftliche Seeleute wie die Chinesen: die Küsten Vorderindiens sind verhältnismäßig arm an günstigen Häfen. Vermutlich sind die ersten, die das Bengalische Meer durchkreuzten, die seetüchtigen Bewohner der Sunda-Inseln selbst gewesen, die zunächst als verwegne Räuber, ähnlich den Wikingern Norwegens, die Küsten brandschatzten, dann aber doch auch die Anfänge des Handels ins Leben riefen. Damit aber hatte für die Küstenbewohner Vorderindiens, die vorher wohl nur mit Arabien und dem Persischen Golf in lebhafterer Verbindung standen, auch der Verkehr mit Indonesien etwas Verlockendes erhalten, das zunächst einige unternehmungslustige Kaufleute zur Fahrt nach den gewürzreichen Inseln trieb, bis endlich ein regelrechter und gewinnbringender Handel eröffnet wurde. Vieler Jahrhunderte bedurfte es indessen, bis der geistige Einfluß der vorderindischen Kultur sich wirksam geltend machte.

Da der Hindu so wenig wie der Malaie Sinn für Geschichtschreibung hat, läßt sich der Beginn des Verkehrs zwischen beiden Völkergruppen nur auf Umwegen feststellen. John Crawfurd (1783—1868) stützt sich dabei auf die Thatsache, daß die beiden, Indonesien eigentümlichen und in älterer Zeit nirgendwo anders hervorgebrachten Handelsgegenstände die Gewürznelke und die Muskatnuß sind; ihr erstes Erscheinen auf den westlichen Märkten muß demnach einen Fingerzeig geben, wann der Verkehr Vorderindiens mit dem Malaiischen Archipel spätestens zur regelmäßigen Entwicklung gelangt ist. Nun werden die beiden Gewürze unter den zu Alexandria eingeführten Waren zum ersten Male zur Zeit des Kaisers Mark Aurel, also gegen 180 n. Chr., genannt, während ein Jahrhundert früher der „Periplus des Erythräischen Meers" (vgl. Bd. III, S. 427) sie nicht erwähnt. Bedenken wir nun, daß eine gewisse Zeit erforderlich gewesen sein wird, die Gewürze in Indien einzubürgern, ehe man daran denken mochte, sie weiterhin zu verfrachten, ja daß vielleicht bei den ersten Handelsfahrten, die notwendigerweise nach der Straße von Malakka gerichtet sein mußten, zunächst Erzeugnisse dieser Gegend und erst später die in entlegnern Teilen des Archipels gedeihenden Gewürze eingetauscht worden sind, so darf man wohl die Anfänge des indisch-malaiischen Handels in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegen. Für diese Auffassung spricht es auch, daß im „Periplus" von Fahrten der Inder nach der „Goldnen Chersones" die Rede ist, der höchstwahrscheinlich die Halbinsel Malakka bedeuten soll; chinesische Berichte lassen vermuten, daß in dieser Zeit selbst die südchinesische Küste bereits von indischen Kaufleuten erreicht worden ist. Später kamen schon genauere Nachrichten über Indonesien nach der griechisch-römischen Welt. Noch ehe Nelken und Muskatnüsse in den Warenverzeichnissen Alexandrias auftauchten, hatte der Geograph Ptolemaios auf seiner Weltkarte bereits die Namen „Malayu" (S. 529 oben) und „Jawa" eingetragen. Verschiedne andre Thatsachen weisen darauf hin, daß schon damals die Insel Java der Kulturmittelpunkt Indonesiens und der Stapelplatz des Verkehrs war, der ja einige Jahrhunderte später auch die schwerfälligen Dschunken der Chinesen (vgl. S. 530) zur Fahrt nach seinen Küsten verlocken sollte.

Auf den Spuren der Kaufleute, vielleicht selbst ein Handelsgeschäft nicht verschmähend, kamen allmählich indische Priester nach den Inseln und erlangten dort Ansehen und Bedeutung. Indien selbst aber war bei Beginn unsrer Zeitrechnung kein in religiösem Sinn einheitliches Gebiet. Wie eine hereinbrechende Flut hatte der Buddhismus den alten Brahmâglauben über den Haufen geworfen, das Kastenwesen zertrümmert und dann seine Apostel mit glänzendem Erfolg in fast alle umliegenden Gebiete entsandt (S. 399). Aber er hatte die alte Religion des Lands nicht zu vernichten vermocht: mit unverwüstlicher Lebenskraft rang sich das Brahmanentum wieder empor. Heutzutage ist der Buddhismus in seiner ersten Heimat so gut wie verschwunden, während der alte Glaube wieder zur fast ausschließlichen Herrschaft gelangt ist (S. 400/1). In die Übergangszeiten nun, in denen die beiden Religionsformen nebeneinander bestanden, fällt die Beeinflussung Indonesiens durch die Hindu, und der religiöse Zwiespalt der vorderindischen Halbinsel ist nicht ohne Bedeutung für diese Pflanzstätte indischer Kultur geblieben. Buddhisten und Brahmanen treten nebeneinander auf, offenbar vielfach als Nebenbuhler, wiewohl es zweifelhaft bleibt, ob der geistige Kampf auch zu kriegerischen Verwicklungen geführt hat. In ihren Schicksalen aber bieten die Anhänger der beiden Religionen eine merkwürdige Parallele zu dem ihrer Glaubensgenossen in Vorderindien: auch im Malaiischen Archipel ist der Buddhismus vorübergehend siegreich und prägt dem glänzendsten Zeitalter der javanischen Geschichte seinen Stempel auf; aber das Brahmanentum zeigte größere Lebenskraft

und ist noch bis zur Gegenwart nicht ganz erloschen, während der buddhistische Glaube nur noch aus den gewaltigen Ruinen seiner Tempel zu uns spricht.

Der Gedanke liegt nahe, daß die brahmanischen Hindu aus einem andern Teile der Halbinsel gekommen sind als die buddhistischen. James Fergusson vermutet die Heimat der buddhistischen Einwanderer in Gudjerat und an der Mündung des Indus, die der brahmanischen in Telingana und an der Mündung der Kistna. Die Architektur der indischen Tempel auf Java und die Sprache der Sanskritinschriften spricht für diese Ansicht; immerhin mag erwähnt sein, daß neuerdings von H. Kern und J. Groneman, gründlichen Kennern des Buddhatums, behauptet worden ist, die berühmten Tempel von Boro-budur müßten von Anhängern der südlichen Buddhisten (Hînayâna: Buddhabilder mit unbedeckter rechter Schulter) erbaut sein, deren Sekte z. B. auf Südsumatra in dem Reiche Śrî-Bhodja geherrscht hat. Brahmanen und Buddhisten sind wohl nicht gleichzeitig in Java erschienen: die *ältesten Tempel* sind zweifellos nicht von Buddhisten errichtet, sondern *von Verehrern Wishnus* (S. 401) im 5. Jahrhundert n. Chr. Aus demselben Jahrhundert stammen einige in Westjava gefundne Inschriften, die ebenfalls auf Anhänger Wishnus zurückgehen. Der chinesische Buddhist Fa hien, der um diese Zeit die Insel besuchte, erwähnt die Hindu, scheint aber keine Glaubensgenossen unter ihnen gefunden zu haben. Demnach hätten zunächst die Inder der Küste Koromandel den Verkehr mit Indonesien aufgenommen; erst später folgten ihnen die Bewohner der indischen Nordwestküste, die gleichzeitig in Verbindung mit den westlichen Kulturländern standen, dem Handel einen gewaltigen Aufschwung gaben und an die Spitze der indischen Kolonie in Java traten. Daraus erklärt sich dann auch das spätere Überwiegen des Buddhatums im Malaiischen Archipel.

Im 8. Jahrhundert n. Chr. scheint die Einwanderung der Hindu, darunter zahlreicher Buddhisten, in Java außerordentlich zugenommen zu haben; die Erbauung eines buddhistischen Tempels zu Kalasan im Jahre 779 ist inschriftlich bezeugt. Damals entschied sich der Sieg der indischen Kultur: die Herrscher wandten sich mit Begeisterung den neuen Glaubensformen zu und verschwendeten die angesammelten Reichtümer in der Errichtung großartiger Tempel, deren Vorbild die Bauten der vorderindischen Halbinsel waren. Von Java, dem Brennpunkte der politischen Macht, verbreiteten sich Kultur und Religion der Hindu auf die benachbarten Inseln, auf Sumatra, das südliche Borneo und andre Teile des Archipels; die östlichsten Punkte buddhistischer Erfolge waren die Insel Ternate und das kleine Eiland Tobi nordöstlich von Halmahera, das schon den Übergang zu Mikronesien bildet. Damals wurde das Pâli (S. 406) die Sprache der Gebildeten; indische Schriftsysteme regten die Entstehung einheimischer Schriftarten selbst bei Volksstämmen an, die im allgemeinen, wie die Battak im Innern Sumatras, von der Kulturströmung nur schwach berührt wurden. Später ging der indische Einfluß zurück. Im 15. Jahrhundert ist er nochmals aufgeblüht, was wohl mit den politischen Verhältnissen auf Java zusammenhängen mag; da um diese Zeit der Buddhismus in Vorderindien nahezu erloschen war, bedeutet diese zweite Blüte zugleich ein Erstarken der brahmanischen Lehre: sie hat denn auch den Fall der indischen Kultur überlebt (s. die eine brahmanische Sage darstellenden Bilder aus Bali bei S. 554).

c) Die Araber.

Inzwischen waren bereits die siegreichen Nachfolger des Hindutums auf dem Platz erschienen, die islamischen *Araber*. Der arabische Handel nach Ägypten und Indien hatte schon vor Mohammed geblüht und dabei auch die Erzeugnisse Indonesiens aus den Händen der Inder

übernommen und den westlichen Kulturvölkern übermittelt. Möglicherweise sind einzelne arabische Kaufleute schon früh nach Java gelangt, ohne dort Einfluß zu gewinnen. Erst der Islam gab dem Vorgehen der Araber seinen eigentümlichen Zug; er machte aus harmlosen Kaufleuten die Apostel einer neuen Lehre, deren Einfachheit in wohlthuendem Gegensatze stand zu den gekünstelten Götterſystemen der Hindu oder dem entarteten Buddhismus, der im Malaiischen Archipel wenig von seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt haben mochte. Die neuen Aufgaben, die seine Religion nunmehr dem arabischen Kaufmann stellte, erfüllten ihn mit frischem Unternehmungsgeist und einem Wagemute, der vor der Durchquerung des Indischen Ozeans nicht mehr zurückschreckte; das Entstehen des Kalifats, das alle Reichtümer des Orients an sich zog, sicherte den kühnen Seefahrern und Handelsleuten Absatz ihrer Waren und reichlichen Gewinn (vgl. Bd. III, S. 320 und 329). Basra blühte damals auf und war der Ausgangspunkt jener verwegnen Fahrten, deren Nachhall uns aus den Robinsonaden Sindbads des Seefahrers in „Tausendundeiner Nacht" entgegenklingt, und Oman am Persischen Golfe wurde ein wichtiger Handelsplatz; aber auch die ältern Seehäfen im südlichen Arabien wetteiferten mit ihren neuen Nebenbuhlern und hielten wenigstens den Handel mit Ägypten noch immer fest.

Die arabischen Seereisen zur Zeit des Kalifats bilden die erste Stufe der Beziehungen zwischen Indonesien und der islamischen Welt, die zunächst rein geschäftlicher Natur gewesen zu sein scheinen. Der Unternehmungsgeist der arabischen Kaufleute führte sie, nachdem einmal die ersten Schritte gethan waren, bald über den Malaiischen Archipel hinaus bis an die Küsten von China, die um 850 bereits durch einen ziemlich lebhaften Seeverkehr mit Oman im Persischen Golfe verbunden waren; damit aber mußten sich in Indonesien selbst Stationen des Zwischenhandels entwickeln, in denen sich arabische Händler dauernd niederließen und selbstverständlich nunmehr auch versuchten, dem Islam Anhänger zu gewinnen. Schon damals wären vielleicht Bekehrungen in größerm Maßstab erfolgt, hätte nicht der Niedergang des Kalifats allmählich den arabischen Handel und damit den Einfluß der Araber in Indonesien außerordentlich verringert.

Ein neuer Aufschwung des Verkehrs zwischen den Staaten des Islams und dem Malaiischen Archipel fand statt, als zur Zeit der Kreuzzüge die mohammedanische Welt wieder erstarkte und das Reich der Sarazenen in Blüte stand: um 1200 n. Chr. Indessen scheint auch damals der Islam in Indonesien geringe Erfolge gehabt zu haben, abgesehen vielleicht von der Bekehrung des in Malakka residierenden Malaienfürsten Mohammed Shâh, die, nach einem nicht allzu vertrauenswürdigen Bericht um 1276 erfolgt, für die Zukunft von großer Bedeutung war, da die Malaien im engern Sinne die eifrigsten Mohammedaner des Archipels geworden sind. Erst der dritte große Aufschwung des Handels, der durch die Blüte des türkischen und ägyptischen Reichs im 14. Jahrhundert (Bd. III, S. 370/1) hervorgerufen wurde, bahnte den Sieg der neuen Lehre an, der mit der Gewinnung Javas dauernd entschieden war. Der erste verunglückte Versuch einer mohammedanischen Bewegung auf Java fand 1328 statt, ein zweiter, ebenfalls erfolgloser 1391. Allmählich aber lockerten die beständigen Bemühungen der arabischen Kaufleute, die bald unter den Eingebornen bereitwillige Helfer fanden und in den Malaien von Malakka Gesinnungsgenossen gewonnen hatten, den Boden für den endlichen Sieg der mohammedanischen Lehre, trotz des Widerstands der Brahmanen, deren Religion, wie sich nun zeigte, keine tiefen Wurzeln im Volke geschlagen hatte: der Fall des Reichs Modyopahit, das der Hort der indischen Religionspartei gewesen war, vernichtete im Jahre 1478 den Brahmanismus auf Java.

d) Die Europäer.

In letzter Stunde war den Sendboden des Islams der Sieg geglückt. Wenige Jahrzehnte später erschienen die ersten Europäer im Archipel. Ihnen ist es zwar beschieden gewesen, die politische Obergewalt an sich zu reißen; ihr geistiger Einfluß hat sich aber dem des Islams nicht gewachsen gezeigt.

a) Die Portugiesen.

Der portugiesische Admiral Diogo Lopez de Sequeira (S. 470) und seine Leute waren, als sie im Jahre 1509 an der Küste von Sumatra erschienen, sicherlich nicht die ersten Seefahrer europäischer Herkunft, die die Küsten der malaiischen Inseln betreten haben. Mancher verwegne Kaufmann mag schon in älterer Zeit dahin vorgedrungen sein; der erste aber, in dem europäischer Forschermut und geistige Kraft verkörpert waren, der große Venezianer Marco Polo (S. 93), hatte im Jahre 1295 die Inseln besucht und alsdann auf glücklicher Fahrt wieder die Heimat erreicht. Ein lebhafterer Verkehr mit Europa wurde indes erst möglich, nachdem es 1497/8 gelungen war, die Südspitze Afrikas zu umschiffen und damit den unmittelbaren Seeweg nach Ostindien zu finden (S. 438). Die Entwicklung ließ dann nicht lange auf sich warten.

Die erste Expedition unter Sequeira entging nur mit Mühe der Vernichtung, als sie im Hafen von Malakka ankerte und auf Befehl des Fürsten überfallen wurde. Jedenfalls hatte der Statthalter Affonso d'Albuquerque, als er sich 1511 nach Malakka wandte, bereits einen vortrefflichen Vorwand, entschieden aufzutreten und im Vorbeigehen malaiische Handelsschiffe zu erbeuten. Da vom Sultan von Malakka keine ausreichende Genugthuung zu erhalten war, wurde ihm der Krieg erklärt, die Stadt nach einem heftigen Kampf erobert und in einen festen Stützpunkt der portugiesischen Macht verwandelt. Albuquerque suchte danach Verbindungen mit Java herzustellen und traf Vorbereitungen, mit den Gewürzinseln im Osten, den Molukken, in nähern Verkehr zu treten. Nach seiner Abreise fehlte es nicht an Versuchen, Malakka den Portugiesen wieder zu entreißen; aber die Festung hielt sich.

Waren die Portugiesen den Spuren der Araber bis Malakka, dem Kreuzungspunkte des indischen und ostasiatischen Handels, gefolgt, so entstand natürlicherweise nunmehr der Wunsch, bis China vorzudringen und damit den Verkehr nach diesem Lande selbst in die Hand zu nehmen. Eine Flotte unter Fernao Perez d'Andrade segelte im Jahr 1516 von Malakka ab und gelangte, nachdem der erste Versuch mißlungen war, 1517 nach Kanton. Schon 1512 waren durch Francisco Serrão Verbindungen mit den Molukken angeknüpft worden; indem sich die Portugiesen in die Streitigkeiten der Eingebornen mischten, gelang es ihrem Geschwaderführer Antonio de Brito rasch, hier Einfluß zu erwerben und 1522 eine Festung auf Ternate zu begründen. In ihren Plänen wurden sie dabei in unangenehmer Weise durch das kleine spanische Geschwader des am 27. April auf Matan gefallnen Magalhães (Bd. I, S. 594) gestört, das am 8. November 1521, nachdem es den Stillen Ozean durchkreuzt hatte, vor Tidor erschienen war und die Ansprüche des Königs von Spanien auf die Molukken geltend zu machen suchte.

Im allgemeinen war es schon damals klar, daß die Portugiesen unmöglich im stande sein würden, das neuentdeckte ungeheure Ländergebiet auszunutzen oder gar zu kolonisieren. Von einer wirklichen Unterwerfung auch nur der Küstenländer der größern Inseln ist nie die Rede gewesen. Ein großer Teil der vorhandnen Kräfte mußte auf die Behauptung Malakkas und die Niederhaltung der kleinen malaiischen Raubstaaten verwandt werden; andre wurden durch die Kriege mit China beansprucht. Namentlich der Malaienfürst von Bintang bedrohte

mit ſeiner zahlreichen Flotte beſtändig die portugieſiſchen Beſitzungen an der Straße von Malakka und brachte ſeit 1523 die Kolonie in arge Bedrängnis, bis man 1527 ſeine Hauptſtadt zerſtörte. Auch die Stellung der Portugieſen auf den Molukken war unſicher genug, da ſich der ſpanierfreundliche Staat Tidor entſchieden feindſelig zeigte. Mit dem Staate Sunda im weſtlichen Java hatte man 1522 Handelsbeziehungen angeknüpft, aber nicht die Erlaubnis erhalten, im Lande ſelbſt eine Anſiedlung zu begründen. Auf Sumatra, wo Menangkabau ſchon 1514 von Portugieſen beſucht wurde, erkannten einige Kleinſtaaten die Oberherrſchaft Portugals an; Atjeh dagegen wußte ſeine Selbſtändigkeit entſchieden zu wahren, und mit Borneo verſuchte man erſt 1530 in Verkehr zu treten.

In demſelben Jahr entſtanden neue Verwirrungen auf den **Molukken**, da die Übergriffe der portugieſiſchen Befehlshaber, die den König von Ternate gefangen ſetzten, auch das Volk dieſes Bundesgenoſſen erbittert hatten; als der neue Oberbefehlshaber Gonzalo Pereira überdies den Nelkenhandel für ein Monopol der portugieſiſchen Regierung erklärte, wuchs die Empörung ſo, daß die Königin ihn ermorden ließ und das Leben auch der übrigen Portugieſen in der äußerſten Gefahr ſchwebte. Nur mit Mühe wurde damals der Friede wieder hergeſtellt. Neue Unruhen waren wohl die Schuld jener verderbten Rotte von Abenteurern, die auf den Inſeln im Namen des Königs von Portugal die Herrſchaft führten, ſich die zügelloſeſten Ausſchweifungen geſtatteten und durch Streitigkeiten unter ſich ihr Anſehen untergruben. Der Statthalter Triſtão de Taide brachte es glücklich dahin, daß ſich ſämtliche Fürſten der Molukken gegen ihn verbanden (1533); erſt ſein Nachfolger Antonio Galvão beendete den Krieg mit leidlichem Glück und ſtellte das Anſehen Portugals auf den Gewürzinſeln wieder her. Seine Verwaltung war unbedingt die Blütezeit der dortigen portugieſiſchen Herrſchaft. Später begannen die Kämpfe von neuem; ſie führten um 1580 ſchließlich zum Abzuge der Portugieſen aus Ternate und zu ihrer Niederlaſſung in **Tidor**.

So beſchränkte ſich der Einfluß der Portugieſen auf Teile der Molukken und auf einige Gebiete an der Straße von Malakka. Indoneſien war in der Hauptſache nur das **Durchgangsland für den chineſiſch-japaniſchen Handel**, der ſich anfangs ebenſo vielverſprechend entwickelte wie die oſtaſiatiſche Miſſion (S. 99). Die **Hauptſtation** dieſes Handels war und blieb **Malakka**, trotz ſeiner gefährdeten Lage zwiſchen malaiiſchen Seeräuberſtaaten und dem mächtigen Atjeh auf Sumatra.

Die Geſchichte der **ſpaniſchen** Koloniſation im Malaiiſchen Archipel fällt faſt ganz mit der Geſchichte der Philippinen zuſammen; man vergleiche daher Seite 555—557.

β) Die Niederländer.

Die portugieſiſche Herrſchaft in Indoneſien konnte ſo wenig dauernd ſein wie die in Vorderindien (S. 440). Am Ende des 16. Jahrhunderts begannen die beiden Völker, die die reiche Erbſchaft antreten ſollten, die Niederländer und die Engländer, ihre erſten Handels- und Koloniſationsverſuche in den indiſchen Meeren; insbeſondere wurden die **Holländer** durch ihren Krieg mit Spanien, der den vorher ſo blühenden Handel mit den amerikaniſchen Kolonien lahmlegte, zum Aufſuchen neuer Gebiete ihrer Thätigkeit gezwungen. Ihr Blick wandte ſich nach Indien, wo Portugal, durch die Vereinigung mit Spanien (1580) eher geſchwächt als gefördert, einer ungeheuern Ländermaſſe umſonſt ſeinen Einfluß aufzuzwingen ſuchte; ſelbſt ohne ſofort in feindſeligen Wettbewerb mit dem portugieſiſchen Handel zu treten, konnten die holländiſchen Kaufleute hoffen, noch unerſchloßne Gebiete anzutreffen, deren Ausbeutung reichen Gewinn verſprach.

Die erste holländische Flotte ging am 2. April 1595 unter Führung Cornelis de Houtmans (S. 441), eines rohen Abenteurers, von Texel aus unter Segel und ließ am 2. Juni 1596 vor Bantam, der wichtigsten Handelsstadt Javas, die Anker fallen; damit war, obwohl diese erste Expedition infolge der üblen Eigenschaften des Führers wenig Glück im Verkehre mit den Eingebornen hatte, für weitere Unternehmungen die Bahn gebrochen. In den nächsten Jahren entstanden eine Menge kleiner Handelsgesellschaften, die eben auf dem besten Wege waren, sich gegenseitig zu stören und zu Grunde zu richten, als sie endlich unter der Mitwirkung Oldenbarnevelds und des Prinzen Moritz am 20. März 1602 zu einer großen Gesellschaft verbunden wurden, der „Allgemeinen Niederländischen Vereinigten Ostindischen Kompanie" (Bd. VII, S. 90). Diese Kompanie, nicht der niederländische Staat, erwarb alsbald Besitzungen im Malaiischen Archipel und herrschte seit 1632 vollständig souverän über ihre Gebiete.

Die Kompanie gründete eine feste Niederlassung in Bantam, dessen Fürst freundliches Entgegenkommen zeigte, und übernahm die bereits bestehenden Handelsunternehmungen in Ternate, Amboina und Banda, deren Dasein übrigens beweist, daß auch die Holländer sofort ihren Teil am Gewürzhandel zu gewinnen gesucht hatten. Infolgedessen kam es 1603 bereits zu Kämpfen auf den Molukken, wobei die Eingebornen, durch den Druck der Portugiesen und Spanier erbittert, sich auf die Seite der Holländer schlugen. Plan kam indessen erst in die Unternehmungen der Kompanie, als im Jahre 1609 die Stelle eines Generalgouverneurs, dem der „Rat von Indien" zur Seite stehen sollte, geschaffen und damit eine Art selbständiger Regierung im Archipel eingerichtet wurde. Die Spanier erlitten jetzt eine gründliche Niederlage. Und als an ihrer Stelle die Engländer erschienen und in bedenklichen Wettbewerb mit der Kompanie traten, fanden sie sich in dem Generalgouverneur Jan Pieterszon Coen einem Manne gegenüber, der, allen Gefahren gewachsen, die Vorherrschaft der Niederländer endgiltig befestigte. Vergebens suchten die Briten mit Hilfe des Sultans von Bantam Einfluß auf Java zu gewinnen; Coen schlug seine Gegner, verlegte die holländische Niederlassung nach Djacatra, gründete dort im Jahre 1619 den nunmehrigen Mittelpunkt der niederländischen Macht, Batavia, und zwang das auf diese Weise in seinem Handel schwer geschädigte Bantam zur Nachgiebigkeit. „Wir haben Fuß gefaßt und Macht gewonnen im Lande Java", schrieb Coen an die Direktoren der Kompanie. „Seht und erwägt, was guter Mut vermag!" Zu seinem Schmerze ließ sich die holländische Regierung aus Rücksichten der europäischen Politik bestimmen, die Engländer von neuem im Archipel zuzulassen, was zu vielfachen Wirren und endlich der Hinrichtung einer Anzahl Engländer führte, die sich angeblich der niederländischen Forts auf Amboina hatten bemächtigen wollen. Coens ganze Thatkraft war nötig, um im Jahre 1628 das von den Javanern belagerte Batavia zu halten; sein Tod, der in demselben Jahr erfolgte, war ein schwerer Schlag für die holländische Macht.

Indessen war nunmehr der Einfluß der Kompanie genügend befestigt, um kleinere Erschütterungen zu überstehen. Die Portugiesen waren nach und nach völlig zurückgedrängt und hatten auch den ostasiatischen Handel so gut wie ganz aufgeben müssen; die Engländer fanden in Vorderindien ein Feld ihrer Thätigkeit, und die Spanier behaupteten zwar die Philippinen, mußten aber 1663 endgiltig auf die Molukken verzichten. Java und die Gewürzinseln waren die Stützpunkte der holländischen Macht, die unter dem Generalgouverneur Anton van Diemen (1636—45) ihre höchste Blüte erreichte; damals wurde Malakka erobert, mit den Fürsten von Java ein freundschaftliches Einvernehmen hergestellt und Batavia in jeder Weise vergrößert und befestigt. Nicht lange darauf sicherte man den Seeweg nach Ostindien durch Anlegung einer

Station am Kap der Guten Hoffnung und einer andern auf Mauritius. Daneben aber trat der Krämergeiſt der Handelsgeſellſchaft (vgl. Bd. VII, S. 451) häßlich zu Tage in den Maßregeln, die zur Aufrechterhaltung des Gewürzmonopols in den Molukken getroffen wurden und für die eingeborne Bevölkerung von den traurigſten Folgen waren.

Allmählich begann man den bisher weniger beachteten Inſeln des Archipels größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, beſonders als 1662 Formoſa an die Chineſen verloren gegangen war. Die Verſuche, auf Borneo Fuß zu faſſen, hatten anfangs wenig Erfolg; dagegen wurden an verſchiednen Küſtenpunkten Sumatras Faktoreien gegründet und im Jahre 1667 der Fürſt von Makaſſar auf Celebes beſiegt und zum Abſchluß eines für die Kompanie vorteilhaften Abkommens genötigt. Auch in Java nahm der Einfluß der Holländer beſtändig zu; 1684 wurde Bantam gedemütigt, was den endgiltigen Abzug der Engländer aus Java zur Folge hatte. Doch fehlte es auch in der ſpätern Zeit nicht an ſchweren Kämpfen.

Wie alle die großen ſuveränen Handelsgeſellſchaften der Entdeckungszeit, ſo erfreute ſich auch die Niederländiſch-Oſtindiſche Kompanie keiner dauernden Blüte. Die alte Unternehmungsluſt ging zurück; knauſernde Kleinlichkeit machte ſich mehr und mehr breit und wirkte entſittlichend auf die Beamten der Kompanie ein, denen ohnehin die Gefahr ihres Dienſtes und das tropiſche Klima zur Entſchuldigung mancher Ausſchreitung hatten dienen müſſen. 1731 mußte der Generalgouverneur Diederik Durven wegen unerhörter Schändlichkeiten nach kaum zweijähriger Wirkſamkeit abberufen werden, ohne daß nach ſeiner Entfernung die Zuſtände merklich beſſer geworden wären. Die Mißwirtſchaft, unter der gerade die in den Städten angeſiedelten chineſiſchen Kaufleute und Arbeiter am meiſten zu leiden hatten, brachte auf Java dieſen an und für ſich unzuverläſſigen, politiſchen Einfluß ſeit jeher anſtrebenden Teil der Bevölkerung endlich zum offnen Aufſtande. Während die Chineſen die Umgebung von Batavia unſicher machten, griffen die Bürger zu den Waffen und metzelten auf Geheiß des Generalgouverneurs Adrian Valckenier alle in der Stadt befindlichen Chineſen nieder (Oktober 1740). Doch erſt nach langwierigen Kämpfen wurden die Empörer, die ſich mit javaniſchen Fürſten verbündet hatten, völlig niedergeworfen und die Gelegenheit benutzt, das Gebiet der Kompanie abermals zu erweitern.

Die Macht der Kompanie beruhte im Grunde nur auf ihren eiferſüchtig bewachten Handelsmonopolen; ſie mußte einen Schlag gegen dieſe aufs empfindlichſte fühlen. Mit berechtigter Sorge beobachtete man deshalb in Holland, daß die Engländer, deren Seemacht ſich zur erſten der Welt entwickelte, ihre Thätigkeit wieder auf Oſtindien richteten und nicht nur auf dem Feſtlande, ſondern auch auf Sumatra und den Molukken in Wettbewerb mit der Kompanie traten, indem ſie alle Gegenvorſtellungen mit ſchlecht verhüllten Drohungen beantworteten. Dieſer friſchen Thatkraft war das verrottete Beamtentum der niederländiſchen Geſellſchaft in keiner Weiſe gewachſen; während einzelne ſich bereicherten, ſanken die Einnahmen der Kompanie, und alle Überſchüſſe mußten für die unaufhörlichen Kämpfe mit den malaiiſchen Seeräubern und ähnliche koſtſpielige Zwecke geopfert werden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Generalſtaaten genötigt, durch Entſendung einer kleinen Kriegsflotte der hilfloſen ſuveränen Kompanie beizuſpringen. Als aber die Niederlande nach ihrer Umwandlung in die „Bataviſche Republik“ (26. Januar 1795) mit England in Krieg verwickelt wurden, war das Schickſal der Kompanie beſiegelt: ſie fiel als ein mittelbares Opfer der franzöſiſchen Revolution. Zunächſt ging das Kapland, dann Ceylon nebſt allen vorderindiſchen Beſitzungen verloren; 1795 fiel auch Malakka, ein Jahr ſpäter wurden Amboina und Banda genommen. Nur Ternate leiſtete Widerſtand. Java, das von den Engländern vorläufig nicht angegriffen wurde, war bald nahezu der

einzige Rest des vorher so ausgedehnten Reichs der Kompanie, die sich, von Schulden bedrängt und durch die politischen Zustände der Heimat vollends geschwächt, nur noch durch verzweifelte Mittel einige Jahre halten konnte. Im Jahre 1798 wurde die Kompanie aufgelöst, und die „Batavische Republik" übernahm 1800 ihre Besitzungen.

Die Umwandlung der Republik in ein Königreich von Napoleons Gnaden (26. Mai 1806) und die Besetzung Hollands (9. Juli 1810) hatten weitere verhängnisvolle Folgen für die ostasiatischen Besitzungen: die Engländer benutzten die günstige Gelegenheit, sich der nunmehr französisch gewordnen Kolonien vollends zu bemächtigen, und rüsteten im Jahr 1811 als letzten Schlag eine Expedition gegen Java aus: sie gelang vollkommen. Batavia fiel ohne Widerstand, und das kleine niederländische Heer, das noch kurze Zeit in der Nähe der Hauptstadt standhielt, mußte sich am 18. September ergeben. England ergriff Besitz von den holländischen Kolonien, schaffte die Monopole ab und eröffnete den freien Handelsverkehr, getreu jenen großen Grundsätzen, die England zur führenden See- und Handelsmacht erhoben haben. Indessen führten die überstürzte Einführung der Reformen und andre ungeeignete Maßregeln bald zu allerlei Kämpfen und Verwirrungen, die die englische Regierung ihres neuen Besitzes wenig froh werden ließen. Nach dem Sturze Napoleons erhielten die Niederlande durch den Londoner Vertrag vom 13. August 1814 die ihnen entrißnen Kolonien, mit Ausnahme des Kaplands und Ceylons, zurück; am 24. Juni 1816 übernahmen die niederländischen Kommissare zu Batavia die Regierung aus den Händen des englischen Befehlshabers. Trotzdem führten die Engländer bald darauf mittelbar einen schweren Schlag gegen die niederländische Kolonie, indem sie ihren seit 1786 bestehenden Besitzungen auf Malakka 1819 durch Kauf die Insel Singapur hinzufügten und hier in kurzer Zeit einen Welthandelsplatz emporblühen ließen. Vor allem litt darunter Batavia, dessen Bevölkerung bald auf die Hälfte der bereits erreichten Zahl sank.

Die Aufhebung der Kompanie und die englischen Reformen hatten gründlich Bresche in das engherzige Monopolsystem gelegt, und die niederländische Regierung mußte wohl oder übel den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. Indessen war das kleine Holland schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht im stande, sich dem freien englischen Handelssysteme zuzuwenden, auf unmittelbare Staatseinkünfte teilweise zu verzichten und dafür die mittelbaren Erfolge des ungehinderten Verkehrs zu erwarten; die Kolonien mußten sich nicht nur selbst nebst einem angeworbnen Kolonialheer erhalten, sondern auch Überschüsse liefern. So wurde das glücklich abgeschaffte Gewürzmonopol auf den Molukken wieder eingeführt, wenn auch in einigermaßen gemilderter Form und mit geringerm Erfolg als früher, da inzwischen auch an andern Punkten der Tropenwelt der Gewürzbau eingeführt worden war. Die Haupteinnahmen aber hatte die geduldige Bevölkerung Javas aufzubringen, die seit 1830 nach einem vom Generalgouverneur Jan van den Bosch entworfnen Plane (Cultuurstelsel) in ausgedehntestem Maße zum Frondienst in den Plantagen der Regierung herangezogen und außerdem durch schwere Steuern bedrückt wurde. Von äußern Feinden wurden die niederländischen Besitzungen fortan nicht mehr bedroht; aber das Kolonialheer hatte noch manchen Aufstand zu bekämpfen oder die Eroberung neuer Gebiete für Holland durchzuführen. Die wirkliche Herrschaft über den Indischen Archipel ist den Niederländern erst nach und nach und in sehr verschiedner Weise zugefallen. Auf den Hauptinseln Sumatra und Borneo übten sie lange Zeit nur auf die Küsten einen mehr oder minder entschiednen Einfluß aus, während das Innere ihnen teilweise noch heutigestags den Gehorsam versagt; ja, selbst die Küsten haben ihnen genügend zu schaffen gemacht, wie die verzweifelten Kämpfe mit Atjeh beweisen. Fast überall beließ man zunächst die

einheimischen Fürsten im Besitz ihrer Würde, war aber doch vielfach und nicht immer ungern gezwungen, einzelne Gebiete unter unmittelbare Verwaltung zu nehmen. Eine ausgezeichnete Erziehung ihrer Kolonialbeamten sicherte besonders die Erfolge der Holländer.

Ein großer innerer Umschwung der Verhältnisse hat mit dem Jahr 1868 begonnen. Die unerträglich gewordne Lage der Eingebornen auf Java und vielleicht mehr noch die Erkenntnis, daß trotz alles Zwangs zur Arbeit die Erträge der Regierungsplantagen nicht den Erwartungen entsprachen, führten zur Aufhebung der Frondienste und des ungesunden Raubbaus; sicherlich hat der Kampf, den der niederländische Dichter und ehemalige Kolonialbeamte Eduard Douwes Dekker (Multatuli; vgl. oben, S. 521) seit 1859 gegen die Mißbräuche der Verwaltung geführt hatte, zu diesem Erfolge mit beigetragen, obwohl lange keine unmittelbare Wirkung seiner Angriffe zu bemerken war. Das Kaffeemonopol blieb freilich, etwas verändert, bestehen; auch der Grundsatz, die Eingebornen auf eigne Faust arbeiten zu lassen und ihnen dann zwangsweise den Ertrag zu sehr mäßigem Preis abzukaufen, ist noch immer in Geltung, da nun einmal das Gleichgewicht der indischen Finanzen gewahrt werden muß. Daß man überhaupt auf das javanische Fronsystem ohne allzu schwere Bedenken verzichten konnte, liegt darin begründet, daß die Entfaltung des Tabakbaus auf Sumatra (seit 1864) und des Kaffeebaus auf Celebes neue Einnahmequellen erschlossen haben. Darum fiel 1873 endlich auch das unzeitgemäße Gewürzmonopol auf den Molukken, ohne daß dadurch die Finanzen des Staats allzusehr erschüttert worden wären.

In sehr gründlicher Weise ist die wissenschaftliche Durchforschung des Gebiets angebahnt und betrieben worden. Jedenfalls sind die holländischen Besitzungen jetzt in vieler Beziehung musterhaft; und trotz aller Fehler zeigt auch die frühere Entwicklung, wie es einem kleinen europäischen Volke glücken kann, eine unendlich größere Zahl beweglicher Asiaten zu beherrschen und dem eignen Nutzen dienstbar zu machen.

E. Die einzelnen Teile Indonesiens in ihrer geschichtlichen Sonderentwicklung.

a) Java.

Java (Dschawa) ist bei weitem nicht die größte Insel des Archipels, wohl aber die fruchtbarste, so daß sie einer gewaltigen Volkszahl Nahrung zu bieten vermag, und die zugänglichste, vom Handel deshalb am frühesten und liebsten aufgesucht. Freilich hat die Kultur nur an der verhältnismäßig flachen, hafenreichen Nordküste leicht Wurzel zu fassen vermocht, während die steile, nach einem in alter Zeit kaum befahrnen Meere hinausblickende Südküste niemals Bedeutung erlangt hat. Die von einer mächtigen Vulkanreihe durchzogne, langgestreckte Insel zerfällt in eine Anzahl von Landschaften, in denen sich unabhängige politische Gebilde entwickeln konnten.

Abgesehen von geringen Spuren einer negritoähnlichen Bevölkerung ist Java ursprünglich von echten Malaien bewohnt. Eine zuverlässige ältere Geschichte der Insel gibt es nicht, da die immer noch unsichere Geschichtschreibung erst in der islamischen Zeit einsetzt. So sind wir zunächst auf die Nachrichten andrer Völker und auf die Reste von Bauwerken und Inschriften angewiesen, die in reicher Zahl auf der Insel noch vorhanden sind. Jedenfalls ist Java seit langem der Kulturmittelpunkt und in gewissem Sinn auch der politische Mittelpunkt des Archipels gewesen und hat bis zum heutigen Tage diese Stellung behauptet.

Die ältesten Nachrichten über Java sind auf die indischen Kaufleute zurückzuführen, die ungefähr seit dem Beginn unsrer Zeitrechnung in Verkehr mit der Insel standen. Daß die Inder sich gerade der Insel Java zuwandten, die ihnen durchaus nicht am nächsten lag, kann wohl nur

darin seinen Grund haben, daß dort bereits die Anfänge festerer Staatengebilde vorhanden waren, deren Herrscher den Kaufleuten Schutz gewährten, und deren Bewohner bereits die Stufe ursprünglichster Bedürfnislosigkeit überwunden hatten. Indem die Inder ihre Kultur nach Java verpflanzten und den Fürsten Gelegenheit gaben, mit Hilfe des Handels Macht und Reichtum zu vermehren, trugen sie wesentlich zur Befestigung der Verhältnisse bei. Als eine sagenhafte Verkörperung dieser Einflüsse ist der am Anfange der einheimischen Überlieferung stehende Adyi Śaka aufzufassen, der um 78 n. Chr. nach Java gekommen sein soll, weshalb auch mit diesem Jahre die javanische Zeitrechnung (vgl. S. 398) beginnt; er brachte die Kultur und die Religion, ordnete das Staatswesen, gab Gesetze und führte die Schrift ein. Die javanische Sagengeschichte nennt auch den Namen einiger von der Hindukultur beeinflußten Reiche: Mendang Kamulan soll Ende des 6. oder Anfang des 7. Jahrhunderts schon Bedeutung erlangt haben; 896 soll die Dynastie von Djangala und 1158 die von Padjadjaram (Padjadjiran) gefolgt sein.

Die ersten Einwanderer auf Java sind Verehrer Wishnus gewesen, denen später erst Buddhisten folgten; das ergibt sich aus den Inschriften und Ruinen und wird durch die Angaben des Chinesen Fa hien bestätigt (vgl. oben, S. 533). In Westjava, unweit von dem heutigen Batavia, hat man die ältesten Hinduspuren entdeckt; hier muß zwischen 400 und 500 n. Chr. ein Reich bestanden haben, dessen Herrscher sich bereits der neuen Kultur und Religion zuneigte. Vielleicht schon damals erschienen auch die ersten Buddhisten auf der Insel und gewannen Einfluß. Wichtige Inschriften aus dem Anfange des 7. Jahrhunderts melden uns von einem westjavanischen Fürsten Âdityadharma, einem begeisterten Buddhisten und Herrscher eines Reichs, das auch Teile des benachbarten Sumatra umfaßte; er besiegte einen javanischen Herrscher, Śiwaraga, dessen Name schon auf einen Anhänger des brahmanischen Lehrsystems schließen läßt, und erbaute einen prächtigen Palast in einem nicht mehr festzustellenden Orte Javas. Um einen Glaubenskrieg scheint es sich übrigens bei dem Zusammenstoße nicht gehandelt zu haben, sondern um eine rein politische Fehde. Aus chinesischen Quellen erfahren wir, daß es damals ein Reich Java gab, dem 28 kleinere Fürsten unterthänig waren, und daß im Jahre 674 ein Weib, Sima, auf dem Throne saß; vermutlich umfaßte dies Reich, dessen Hauptstadt ursprünglich weiter im Osten lag, die mittlern Teile der Insel, war also nicht mit dem des Âdityadharma identisch.

Jedenfalls erstarkte der Buddhismus, unterstützt durch eine lebhafte Einwanderung aus Vorderindien, um diese Zeit rasch, namentlich in den mittlern Gebieten Javas, während im Osten und vielleicht auch im Westen der Brahmanismus standhielt. Im 8. und 9. Jahrhundert blühten buddhistische Reiche, deren Macht und Glanz sich aus den großartigen Resten von Bauwerken, vor allem der Tempelruinen in den mittlern Teilen der Insel, und aus zahlreichen Inschriften erraten läßt. Die Thatsache, daß im Jahre 813 von Java Negersklaven aus Sansibar als Geschenk an den chinesischen Hof geschickt wurden, beweist die Ausdehnung des damaligen javanischen Handelsverkehrs. Dürfen wir nach den Resten der Tempel auf die Bedeutung der Staaten schließen, so muß das Reich von Boro-Budur alle übrigen übertroffen haben, bis es — wahrscheinlich am Ende des 10. Jahrhunderts — zu Grunde ging. Schon nach dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts scheinen Tempel und Inschriften im mittlern Java kaum mehr errichtet worden zu sein, was auf gründlichen Verfall der staatlichen Kräfte deutet. Damit endete auch das goldne Zeitalter des Buddhatums.

Gleichzeitig rückte der Schwerpunkt der politischen Macht nach dem Osten der Insel. Inschriften aus dem 11. Jahrhundert berichten von einem König Er-langa, dessen väterliches

Reich in der Gegend des heutigen Surabaya gelegen haben muß; durch glückliche Kriege brachte er einen großen Teil Javas unter seine Botmäßigkeit und scheint im Jahr 1035 auf der Höhe seiner Macht gestanden zu haben. Sein echt malaiischer Name beweist, daß die Herrscherfamilie, der er entstammte, einheimischen Ursprungs war; aber der indischen Kultur war er durchaus zugeneigt, wie sich aus der Zunahme sanskritischer Inschriften im östlichen Java seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts schließen läßt. Ein chinesischer Bericht läßt vermuten, daß ungefähr gleichzeitig im Westen Javas ein Reich bestanden hat, das mit einem Staat im südlichen Sumatra in Fehde lebte.

Die nächsten Jahrhunderte sind verhältnismäßig dunkel, was mit einem gewissen Rückgange des indischen Handels und damit auch des Kultureinflusses zusammenhängen mag, aber vor allem auch in der Zersplitterung Javas in zahlreiche Kleinstaaten seinen Grund hat. Trotz dieser Zersplitterung mißlang 1293 der Versuch des Mongolenherrschers Kublai (S. 173), Java besetzen zu lassen; nur ein Teil des Ostens wurde ausgeplündert. Dort bestanden unter andern die Reiche Pasuruan, Kadiri und Surabaya, von denen das erstere allmählich an Bedeutung verlor. Die Staaten im mittlern Java traten anscheinend den östlichen gegenüber in den Hintergrund; das änderte sich erst, als die Verbindung mit Vorderindien um 1400 wieder lebhafter wurde und infolgedessen die Reiche Solo und Semarang aufzublühen begannen.

Dies neue hinduistische Zeitalter, in dem sich nunmehr der Brahmanismus wieder geltend machte, wirkte indessen auch auf den Osten belebend ein: hier erhob sich das Reich Modyopahit (Madjapahit, Madschaput) zu gewaltiger Macht; im Westen war damals das auf S. 541 erwähnte Reich Padjadjaran die Vormacht. Als Gründungsjahr Modyopahits oder richiger des ihm vorangehenden Reichs Tumapĕl geben javanische Überlieferungen 1221 (nach der Śaka-Rechnung: 1144) an, als ersten Herrscher Ken A(ng)rok, der als König den Namen Rayasa annahm und 1247 (Śaka: 1169) gestorben sein soll. Das Reich Modyopahit im engern Sinn ist wohl erst 1278 entstanden; erster König war Kertarayasa.

Modyopahit ist das am besten bekannte der ältern javanischen Reiche, da es nahezu bis zum Eintreffen der Europäer bestanden und in einem Seitensprößling die Zerstörung durch den Islam überdauert hat. Ein Blick auf die Macht Modyopahits ist deshalb lehrreich, weil sie für die eigentümlichen Verhältnisse des Malaiischen Archipels und aller seetüchtigen Küsten- und Inselstaaten typisch ist: Modyopahit hat niemals den Versuch gemacht, die Insel Java völlig zu unterwerfen und zu einem Einheitsstaat umzubilden, sondern es hat seine Herrschaft auf den Küsten der benachbarten Inseln geltend gemacht — genau wie Schweden zeitweilig die Küsten der Ostsee beherrschte, ohne Norwegen sich anzugliedern, oder wie England schon längst die französischen Küsten beanspruchte, ehe es Schottland dem britannischen Reiche hinzufügte; an die altgriechischen Kolonien, an Karthago oder an Oman sei nur beiläufig erinnert. Im Westen Javas blieb immer ein starkes Reich bestehen, das zeitweilig Modyopahit in arge Bedrängnis brachte. Das Vorgehen Modyopahits war natürlich nur möglich, wenn der Staat über eine beträchtliche Flotte verfügte; diese soll 1252 die malaiische Hauptstadt Singapur zerstört haben (vgl. oben, S. 529). Den größten Umfang erlangte das Reich unter dem kriegslustigen König Ankawidjaya, der um 1390 den Thron bestieg und 36 kleinere Staaten unterworfen haben soll. Sicher hatte das Reich Besitzungen auf Sumatra und siedelte javanische Kolonisten dort an, auch die Südküste Borneos stand teilweise unter seinem Einflusse; wahrscheinlich haben die Javaner, die sich nachweislich auf den Molukken niederließen, dort ebenfalls politische Bedeutung gewonnen. Die Insel Bali im Osten Javas bildete meist einen unmittelbaren

Bestandteil Modyopahits. Im übrigen war das Reich kein wirklicher Einheitsstaat, sondern übte mehr die Oberhoheit über zahlreiche Kleinstaaten aus, die gern jede Gelegenheit ergriffen, um wieder selbständig zu werden. Ein großer Krieg zwischen West- und Ostjava, der keine entscheidenden Folgen hatte, entbrannte im Jahre 1403 und führte sogar zur Einmischung chinesischer Truppen (vgl. S. 530).

Trotz alles Glanzes nagte an der Blüte der hinduistischen Staaten von Anfang an ein verderblicher Wurm. Der mächtige Aufschwung des Arabertums hatte seit Jahrhunderten arabische Kaufleute ins Land geführt, die sich endlich, wie früher die vorderindischen, dauernd niederließen und hier und da im Archipel, besonders bei den Malaien auf Malakka und selbst unter den chinesischen Händlern dem Islam Anhänger gewannen. „Der orientalische Kaufmann", sagt Conr. Leemans, „ist ein Mann von ganz andern Schlag als der europäische. Während dieser immer nach seiner Heimat zurückzukehren strebt, verlängert der Orientale seinen Aufenthalt, siedelt sich leicht vollständig an, nimmt ein Weib des Lands und entschließt sich ohne Schwierigkeit, sein Vaterland niemals wieder zu sehen. Er verschmilzt mit der einheimischen Bevölkerung und überträgt auf sie Teile seiner Sprache, seiner Religion, seiner Sitten und Bräuche." Es lag im Charakter der Heldenzeit des Islams, daß die arabischen Kaufleute nach mehr strebten als nach reichem Handelsgewinne: sie suchten auf dem Wege der religiösen Bekehrung zur Herrschaft zu gelangen. Anscheinend ist gerade das Reich Modyopahit, die hinduische Vormacht, schon früh als Hauptziel ihrer Thätigkeit ins Auge gefaßt worden.

Der verhältnismäßig schwache Widerstand der buddhistischen und der brahmanischen Lehre erklärt sich zum Teile wohl daraus, daß beide nur bei den höhern Klassen wirkliches Verständnis gefunden hatten, während das Volk höchstens an Äußerlichkeiten hing; ein chinesischer Berichterstatter aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts nennt die Eingebornen Javas kurzweg Teufelsanbeter (vgl. S. 401), stellt sie also den ihm wohlbekannten chinesischen oder hinterindischen Buddhisten durchaus nicht gleich. Nach der Überlieferung soll es zuerst gelungen sein, dem Islam in den Besitzungen Modyopahits auf Sumatra zum Siege zu verhelfen und auf diesem Weg Einfluß unter den Großen des Reichs zu gewinnen, unter denen Arya Damar, der Gouverneur auf Sumatra, und vor allem dessen Sohn Raden Patah genannt werden. Die unwahrscheinliche javanische Erzählung vom Sturze Modyopahits läßt nur vermuten, daß ein Aufstand der dem Islam gewonnenen Unterthanen und wohl auch weibliche Ränke im Jahre 1478 dem damaligen Herrscher, Bromidjoyo, den Thron gekostet haben. Die treugebliebnen Brahmanisten zogen sich auf die Insel Bali zurück, behaupteten von hier aus noch längere Zeit einen Teil der Ostküste Javas und hinderten wenigstens, als dies nicht mehr möglich war, das Eindringen des Islams auf Bali (vgl. unten, S. 554).

Dem Siege des Islams in Modyopahit folgte bald genug der in den übrigen Teilen der Insel. Immerhin suchte noch 1522 der Herrscher von Bantam den Schutz der Portugiesen gegen die Mohammedaner zu erlangen — zu spät; als zwei Jahre danach eine portugiesische Flotte erschien, war der wichtige Handelsplatz in islamischen Händen. Da die Bekehrungen in den einzelnen Gebieten Javas zu verschiednen Zeiten erfolgten und meist mit Aufständen verbunden waren, so entstand zunächst eine Menge kleiner Staaten, unter denen Padjang und Damak die mächtigsten waren; auf der Insel Madura, deren Schicksal immer aufs engste mit dem Javas verknüpft war, gab es allein drei selbständige Reiche.

Etwa 100 Jahre nach dem Triumphe des Islams sollten diese Verhältnisse eine Wendung erfahren. Nach und nach hatten sich die Fürsten von Mataram zu immer höherer Macht

emporgeschwungen, während ihr Land ursprünglich nur eine Provinz Padjangs gewesen war; zuletzt hatten sie sich den Osten und die Mitte der Insel größtenteils unterworfen. Im Westen war dagegen das nunmehr islamische Bantam noch immer die Vormacht; mit ihm suchten seit 1596 die Holländer Verbindungen anzuknüpfen, die auf die Dauer nicht zum Vorteile Bantams ausschlagen konnten. Die Gründung Batavias und die Einmischung der Engländer führten alsbald zu kriegerischen Verwicklungen; aber es gelang nicht, die Holländer wieder von der Insel zu vertreiben. Natürlich geriet die niederländische Handelskompanie auch mit dem aufstrebenden Reiche von Mataram in Streit. Der „Susuhunan" (Sultan) Agong von Mataram hatte den Plan gefaßt, auch den Westen Javas zu unterwerfen, und den Holländern ein Bündnis angetragen, fand aber bei den vorsichtigen Kaufleuten kein Entgegenkommen und machte infolgedessen zweimal (1628 und 1629) den Versuch, sich Batavias zu bemächtigen. Nach seinem Tode schloß sein Sohn Ingologo (1645—70) einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit der Kompanie (1646); da die Holländer vorläufig ihre Besitzungen auf Java nicht zu erweitern suchten, blieb der Friede längere Zeit erhalten. Doch Ingologos Nachfolger, der Susuhunan Amang Kurat, rief die Hilfe der Holländer zuerst gegen einen buginesischen Freibeuter an, der sich in Surabaya niedergelassen hatte: er wurde vertrieben; ebenso erlag ein aufständischer Prinz, Truna Djaya, dem Angriffe der holländischen Flotte. Die Kompanie ließ sich im Vertrage von Djapara (1677) durch Abtretungen von Land und Erleichterung des Handels die geleistete Hilfe teuer bezahlen.

Allein die Verwicklungen waren noch nicht zu Ende. Truna Djaya ergriff aufs neue die Waffen gegen den anscheinend unbeliebten Amang Kurat, vertrieb ihn aus seiner Hauptstadt und wählte Kadiri zur Residenz des Reichs, das er zu begründen im Begriffe stand. Indes die Entscheidung lag in den Händen der Holländer, und diese waren entschlossen, das alte Herrschergeschlecht auf dem Throne zu erhalten, schon deshalb, weil der vertriebne Fürst sich zu ganz andern Bedingungen bequemen mußte als der siegreiche Nebenbuhler. Sie schlugen den Usurpator und setzten den Sohn des inzwischen verstorbnen Amang Kurat ein; eine kleine niederländische Garnison blieb zu seinem Schutz in der Hauptstadt. Im Jahre 1703 gab der Tod des Susuhunan Anlaß zu heftigen Streitigkeiten über die Nachfolge: wieder mußte sich natürlich (vgl. die englische Politik in Indien: S. 450—475) der mit Hilfe der Kompanie siegreiche Thronbewerber, Paku Buwono, durch Abtretungen und Zugeständnisse aller Art dankbar bezeigen (1705); übrigens dauerten die Kämpfe noch eine Zeitlang fort. Auch fernerhin konnten sich die Susuhunan von Mataram nur durch die beständige Unterstützung der Holländer auf dem Throne halten und den Zerfall ihres Feudalreichs verhüten. Die Verwirrung erreichte ihren Gipfel, als durch den Aufstand der Chinesen im Jahre 1740 die Macht der Kompanie selbst auf das tiefste erschüttert wurde. Der damalige Susuhunan sowohl als die Fürsten von Bantam und Tscheribon begünstigten den Aufruhr, während sie Ergebenheit für die Kompanie heuchelten; die Folge war, daß der Susuhunan sich nach der Niederwerfung der Chinesen zu neuen Abtretungen verstehen mußte und insbesondere auf seine Herrschaft über die Insel Madura verzichtete. Nach dem Verluste der Küste wurde das Reich Mataram immer mehr zu einem Binnenstaat und infolgedessen immer machtloser den seemächtigen Holländern gegenüber. Die Residenz wurde damals nach Solo (Surakarta) verlegt.

Je größern Einfluß indessen die Kompanie auf das Reich Mataram gewann, desto mehr sah sie sich in die unaufhörlichen Aufstände und Erbfolgekriege hineingezogen, die nun einmal in Mataram herkömmlich geworden waren. Von 1749—55 tobte ein Krieg, der endlich

durch eine Teilung des Reichs entschieden wurde: der Susuhunan Paku Buwono III. erhielt den östlichen Teil mit der Hauptstadt Surakarta, sein Nebenbuhler Mangku Bumi den Westen mit Djokdjokarta als Residenz, während ein dritter Prätendent mit geringen Zugeständnissen abgefunden wurde (Verträge von 1755 und 1758). Neben den beiden aus dem alten Mataram gebildeten Staaten bestanden im Westen noch die Reiche Bantam und Tscheribon, beide in völliger Abhängigkeit von der Kompanie, die thatsächlich bereits den größten Teil Javas in Besitz hatte.

Unter den nunmehr bestehenden Verhältnissen hörten die größern Kämpfe auf; aber die schlechte Verwaltung der Kompanie mit ihren Bedrückungen der Eingebornen brachte es mit sich, daß kleinere Unruhen an der Tagesordnung blieben, Raub und Plünderung fröhlich blühten. Der endliche Zusammenbruch der Kompanie und das wechselnde Schicksal der Niederlande um 1800 vermehrten naturgemäß die Unordnung auf Java, und die Reformen, die General Herman Willem Daendels im Jahre 1808 endlich durchführte, kamen vorläufig zu spät: England bemächtigte sich 1811 der Insel (bis 1816). In dieser Zeit wurde der Rest der Gebiete von Bantam und Tscheribon weggenommen und den beiden Sultanen nichts als eine Pension und der leere Titel gelassen. So waren nur noch der Susuhunan von Surakarta und der Sultan von Djokdjokarta als halbselbständige Herrscher übriggeblieben, beide übrigens zur Strafe für ihren Widerstand gegen die Engländer aufs neue in ihrem Gebiete beschränkt und durch Garnisonen in ihren Hauptstädten beobachtet.

Mit der abermaligen Besitznahme Javas durch die Holländer beginnt für die Insel eine neue, im allgemeinen aber kaum glücklichere Zeit. Die engherzigen Monopole und Handelsbeschränkungen der alten Kompanie lebten zwar nicht oder nur in gemäßigter Form wieder auf, und indem die Regierung ihre Sorge dem möglichst ausgedehnten Anbau von Nutzpflanzen zuwandte, erhöhte sie nicht nur ihre Einnahmen, sondern beförderte auch die Zunahme der Bevölkerung und des allgemeinen Wohlstands; um so härter aber lastete nunmehr der Druck der Frondienste auf den Eingebornen. Aufstände kamen deshalb noch mehrfach vor; einer endigte mit der Verbannung des unzufriednen Exsultans von Bantam (1832). Gefährlicher war eine frühere Erhebung, die 1825 in Djokdjokarta unter der Führung des illegitimen Prinzen Dhigo Negoro gegen den Generalgouverneur Godard van der Capellen ausbrach; zu ihrer Bewältigung (1830) trugen, wie schon in frühern Fällen, die Truppen der den Holländern ergebnen Fürsten von Madura wesentlich bei. Obwohl dieser Aufstand manche Schwäche der niederländisch-indischen Regierungsweise bloßlegte, sind erst seit 1868 gründlichere Umgestaltungen vorgenommen worden (vgl. oben, S. 540); die Frondienste der Eingebornen wurden endlich so gut wie ganz abgeschafft und ein gerechteres System der Verwaltung eingeführt. Im übrigen hat Java, seitdem die niederländische Regierung auch den andern Inseln des Malaiischen Archipels ihre Aufmerksamkeit mit Erfolg zugewandt hat, seine Vorrangstellung im indonesischen Kolonialreiche nicht mehr ganz behaupten können.

b) Sumatra.

Bei weitem größer als Java, aber von ähnlichem langgestreckten Bau, erhebt sich Sumatra in seinem Innern zu ausgedehnten Hochebenen mit verhältnismäßig kühlem Klima; die Ostküste ist flacher und zugänglicher als die Westküste, der sich eine Reihe kleiner Inseln vorlagert. In seiner geschichtlichen Stellung wird Sumatra durch seine Lage zur Straße von Malakka und dem indischen Festland einerseits, zu Java anderseits bestimmt. Im ethnographischen Sinn aber ist es ein echtes Malaienland und wahrscheinlich der Ausgangspunkt der

nach Westen gerichteten alten Wanderzüge (S. 528/9). Im Innern hat sich in den Batta (Batak) ein Volk erhalten, das, von mancherlei Kultureinflüssen durchsetzt, dennoch einen großen Teil seiner ursprünglichen Eigenart bewahrt und die von außen gekommnen Glaubenslehren zurückgewiesen hat.

Mit Vorderindien und seiner Kultur mag Sumatra, seiner Lage entsprechend, vielfach noch etwas früher als Java in Verbindung getreten sein, da wahrscheinlich die reichen Pfeffergebiete an der Straße von Malakka zuerst einen geregelten Handelsverkehr erstehen ließen. Diesen Verhältnissen entspricht es durchaus, daß die Gebiete an der Nordspitze (das heutige Atjeh) am frühesten Spuren hinduischen Einflusses und somit auch die Anfänge eines geordneten Staatslebens zeigen; von hier aus verbreitete sich dieser Einfluß weiter nach dem Binnenlande, wo er in Spuren bei den Battak noch heute deutlich nachzuweisen ist. Als ältere Reiche der Nordspitze werden Poli (nach chinesischer Schreibweise) und Sumatra (nach Ibn Batuta richtiger Samathra oder Samuthra) genannt; die Hauptstadt des letztern, östlich vom heutigen Atjeh gelegen, hat der ganzen Insel den Namen gegeben. Haben sich in Java mehr die Kultur und die Religion der Hindu Geltung verschafft, während die politische Macht in der Hauptsache doch in den Händen der Eingebornen blieb, so scheinen in Nordsumatra die eingewanderten Vorderindier völlig an die Spitze des Staatswesens getreten zu sein und ein Lehnreich ganz im indischen Stile geschaffen zu haben. Dieses Reich, dessen Hauptstadt lange Zeit Pasir war, hatte zeitweilig eine gewaltige Ausdehnung und umfaßte einen großen Teil der Küsten Sumatras.

Während so im Norden die indische Kultur Wurzel schlug und in den mittlern Gebieten das Reich Menangkabau ihr wohl ebenfalls die staatliche Organisation verdankte, begann sie mittelbar auch auf den Süden zu wirken, wo nach chinesischen Berichten bereits im 5. Jahrhundert ein Staat vorhanden war. Die geographische Lage hat das südliche Sumatra immer zu einer gewissen Abhängigkeit von dem volkreichen und mächtigen Java verurteilt. Schon in der ersten hinduischen Zeit Javas lernten wir einen Fürsten kennen, dessen Besitzungen auf beiden Seiten der Sundastraße lagen (S. 541). Später mögen sich die Bewohner Südsumatras größerer Selbständigkeit erfreut haben, da genauere Nachrichten über Beziehungen zwischen den beiden Inseln fehlen, abgesehen von chinesischen Notizen über Kriege zwischen Westjava und Südsumatra im 10. Jahrhundert. Um 1377 wurde das südliche Sumatra, dessen Herrscher sich sogar an China um Hilfe wandten, von den Javanern erobert; zeitweilig gehört es zu Modyopahit. Palembang wurde damals von javanischen Kolonisten gegründet; wie gerade hier der Islam seine ersten Anhänger fand und dem Reiche Modyopahit verhängnisvoll wurde, ist auf S. 543 erzählt.

Der Islam brachte auch im Norden den Hinduismus zu Fall. Anfang des 13. Jahrhunders erschienen die ersten Prediger der neuen Lehre an der Straße von Malakka und gewannen auf die Malaien im engern Sinne, die aus Sumatra stammten und die Halbinsel Malakka mit den vorgelagerten Inseln beherrschten, zuerst Einfluß. In Atjeh (Atschin) selbst dagegen gelang ihnen der Sieg erst Anfang des 16. Jahrhunderts, also später als im östlichen Java. Allerdings scheint die politische Herrschaft der Hindu schon früher zusammengebrochen zu sein und einheimischen Dynastien Platz gemacht zu haben. Ali Moghayat Shah war nach glaubwürdiger Überlieferung der erste mohammedanische Sultan von Atjeh; die völlige Neuordnung des Staats scheint Alo ed-din al-Kahar (1530—52) durchgeführt zu haben, der auch ein battakisch-hinduistisches Reich, das der neuen Lehre im Norden noch Widerstand leistete, eroberte. In der folgenden Zeit schwang sich Atjeh zu großer Macht empor und wurde natürlich

bald in die Kämpfe mit hineingezogen, die an der Straße von Malakka zwischen Portugiesen und Malaien fast unaufhörlich wüteten; atjehische Flotten und Heere erschienen mehrmals vor Malakka und machten den erfolglosen Versuch, die Stadt den Portugiesen zu entreißen.

Als die Niederländer die Erbschaft der Portugiesen antraten, übernahmen sie auch das feindselige Verhältnis gegen Atjeh. Anfangs freilich schien alles gut zu gehen: die Holländer wandten ihre Aufmerksamkeit mehr Java und den Molukken zu und begnügten sich, im Jahre 1602 eine Art Handelsvertrag mit Atjeh abzuschließen und 1669 sich einen Gebietsstreifen zur Anlegung von Faktoreien abtreten zu lassen; inzwischen war auch infolge innerer Unruhen die Macht Atjehs bedeutend zurückgegangen. Je mehr indessen sich das Interesse für Sumatra belebte, desto klarer wurde es, daß das anfangs gering geschätzte Atjeh ein gefährlicher, kaum zu bezwingender Gegner sei. So wurde es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der bedenklichste Stein im Spiele der holländischen Kolonialpolitik. Eine Dynastie arabischen Ursprungs, deren erster Herrscher, Mahmud Shah, im Jahre 1760 den Thron bestieg, nahm den Kampf mit den Holländern entschlossen auf. Durch den Londoner Vertrag vom 17. März 1824 war Atjeh zwar als souveräner Staat anerkannt worden; aber es stellte sich allmählich heraus, daß ein freier Malaienstaat mit seiner unvermeidlichen Begünstigung oder Duldung der Seeräuberei an einer so gefährlichen Stelle wie der Straße von Malakka nicht länger bestehen durfte. Im Jahre 1870 endlich erhielt deshalb Holland gegen die Zusage der Abtretung seiner Besitzungen in Westafrika (vgl. Bd. III, S. 478) die Vollmacht, nach Gutdünken gegen Atjeh zu verfahren. Verhandlungen mit dem Sultan führten zu keinem Ergebnisse. Der Krieg, der am 25. März 1873 begann, gestaltete sich unerwartet schwierig und verlustreich, nicht nur wegen des zähen Widerstands der Bevölkerung (24. Jan. 1874 Erstürmung des Sultanspalasts durch die Niederländer unter Generalleutnant J. van Swieten), sondern vor allem wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Schauplatzes und des ungesunden Klimas. Erst 1879 konnte das Land als unterworfen gelten, beanspruchte aber noch immer eine ungewöhnlich große Besatzung und hat erst im Jahr 1896 wieder durch einen Aufstand gezeigt, auf wie unsichern Füßen hier die holländische Herrschaft steht.

Im Süden Sumatras hatten die Holländer von Java aus schon früh Einfluß gewonnen, so auf Lampong, das dem javanischen Reiche Bantam Tribut zahlte. Das wichtigste Reich, Palembang, scheint nach der Zerstörung Modyopahits sich einer kurzen Selbständigkeit erfreut zu haben, wurde aber von den aus Demak auf Java stammenden Geding Souro im Jahre 1544 erobert und erhielt so eine javanische Dynastie, die bis 1649 regierte; darauf hatte eine neue Linie den Thron bis 1824 inne. Im Jahre 1618 war bereits von den Holländern eine Faktorei in der Nähe der Stadt Palembang gegründet worden. Die Ereignisse nahmen nun den üblichen Verlauf. Nachdem im Jahre 1662 die Eingebornen die Faktorei überfallen und fast die ganze Besatzung niedergemetzelt hatten, wurde 1664 die Stadt Palembang von einer niederländischen Flotte zerstört und von dem eingeschüchterten Sultan ein günstiger Handelsvertrag erpreßt, der bis 1811 in Geltung blieb. Neues Interesse für die Holländer, die inzwischen einmal durch ihr Eingreifen einen Bürgerkrieg hatten beenden müssen, erlangte Palembang, als 1710 auf der zu diesem Reiche gehörenden Insel Ban(g)ka unermeßlich reiche Zinnlager entdeckt wurden; die Kompanie sicherte sich durch einen besondern Vertrag sogleich einen Teil des Gewinns. Das im allgemeinen freundliche Verhältnis zwischen den Holländern und Palembang erlitt einen unheilbaren Schlag, als 1811 nach der Besetzung Javas durch die Engländer auf Befehl des Sultans die ganze Besatzung der holländischen Faktorei zu Palembang auf

scheußliche Weise ermordet wurde. Die Engländer unternahmen eine Straferpedition, ohne doch gründlich Ordnung schaffen zu können; ebensowenig gelang dies nach der Rückgabe der ostindischen Besitzungen (1816) den Holländern, bis sie 1823 Palembang kurzerhand ihrem Kolonialreich als Provinz einverleibten.

Kleine Staaten an der Westküste erwähnt bereits Marco Polo. Unter den neuern Reichen ist Benkulen (Bangkahulu) zu nennen, das seit 1685 unter englischem Einflusse stand und erst am 13. August 1814 an Holland abgetreten wurde. Die der Westküste vorliegenden Inseln, namentlich Nias, enthalten zum Teil eine Bevölkerung, die nur wenig von fremden Kulturwirkungen aufgenommen hat und in ihren Sitten an die alten Zeiten des wanderlustigen Malaientums erinnert.

c) Borneo.

Die größte Insel des Malaiischen Archipels, Borneo, hat im bisherigen Verlaufe der Geschichte bei weitem nicht die Bedeutung erlangt, die ihr dem Umfange nach gebühren sollte. Ein Blick auf die geographische Beschaffenheit der plumpgebauten, fast an allen Seiten von feuchten, ungesunden Tiefländern umgebnen Insel erklärt zur Genüge dieses Schicksal; ja, Borneo hätte wohl noch weniger die Aufmerksamkeit der Seevölker auf sich gezogen, wenn nicht sein Reichtum an Gold und Diamanten so unwiderstehlich gelockt hätte. Und so wenig anziehend die Beschaffenheit der Rieseninsel für fremde Besucher ist, so wenig gibt sie auch ihren Bewohnern die Neigung zu Seefahrt, Wanderungen und Handelsverkehr. Das Kernvolk Borneos, die Dayak, ist in der Hauptsache ein echtes Binnenvolk, das im Laufe der Geschichte wenig Beweglichkeit gezeigt und seine alten Sitten zäh bewahrt hat.

Im Innern der Insel ist von Staatenbildungen im größern Stile keine Rede; nur die Küsten, von fremden Völkerwogen bespült, zeigen die Anfänge staatlicher Gebilde, die wieder vielmehr durch ihre Lage zu den andern Inseln des Archipels und zu den Hauptwegen des Seeverkehrs bestimmt sind als durch die gemeinsame Grundlage ihres Daseins. Für den Bewohner der Nordküste wäre es z. B. in älterer Zeit ein weit geringeres Wagnis gewesen, die Häfen Chinas zu besuchen, als ein Dutzend Meilen ins Innere der eignen Insel einzudringen oder gar bis zur Südküste zu wandern. So ist denn auch die alte Überlieferung, daß ursprünglich die Insel in drei große Reiche (Borneo oder Brunei, Sukkadana und Bandjermassing) zerfallen sei, in dieser Form unglaubwürdig.

Für die Südküste der Insel war die Nähe Javas von entscheidender Bedeutung: seine hinduistischen Reiche unterwarfen oder beeinflußten die nächstgelegnen Gebiete Borneos, wie außer unmittelbaren geschichtlichen Nachrichten mancherlei Reste von Bauten und Götterbildern beweisen. Besonders empfing Modyopahit Tribut vom Reiche Bandjermassing und andern Staaten an der Südküste; selbst nach dem Zerfalle des brahmanistischen Staats unterhielten die islamischen Fürsten auf Java noch eine Zeitlang dieses Verhältnis. Die Sagengeschichte der Einwohner deutet nach derselben Richtung, wenn sie erzählt, daß Bandjermassing von dem aus Java eingewanderten Vorderindier Lembong Mangkurat gegründet worden sei.

Zur Zeit des Falls von Modyopahit war Bandjermassing der mächtigste Staat auf Borneo. Zweifellos verdankte er das der höhern Kultur, die, durch eine starke javanische Einwanderung hervorgerufen, natürlich auch eine Übertragung hinduischer Glaubensformen im Gefolge hatte. Nach der Sage gründete im 14. Jahrhundert ein Königssohn von Modyopahit eine hinduistische Dynastie, die bis Pangeran Samatra, den ersten islamischen Herrscher, 13 Fürsten zählte; die Tochter Pangeran Samatras war mit einem Dayak vermählt, der der Stammvater einer neuen

Dynastie wurde. Der Umstand, daß Bandjermassing dem islamischen Staate Demak auf Java zinspflichtig wurde, während Sukkadana und Landak, die andern Hauptstaaten der Südküste, in Abhängigkeit von dem ebenfalls islamischen Bantam kamen, begünstigte die Einführung des mohammedanischen Glaubens, der um 1600 zuerst Wurzel faßte. Dennoch ist die Erinnerung an Modyopahit nicht erloschen: die meisten Fürstenfamilien der Südküste leiten ihre Abstammung von seinem Herrscherhause her.

Im Norden kann dagegen in älterer Zeit der chinesische Einfluß nicht ganz gering gewesen sein; noch heute werden chinesische Porzellangefäße, die offenbar durch alte Handelsbeziehungen auf die Insel gekommen sind, von den Dayak des Innern hoch geschätzt. Durch den Handel mit China mögen auch die ältesten auf Borneo erwähnten Reiche erstarkt sein, Polo im Norden und Puni an der Westküste (vgl. S. 350); im 14. Jahrhundert allerdings hat auch Puni unter javanischem Einflusse gestanden. Neben den Javanern haben die Malaien im engern Sinne großen Einfluß auf Borneo geübt, dessen Küsten schon früh ein Lieblingsziel ihrer Fahrten und Siedlungen geworden sind. Ihnen verdankt der Hauptstaat der Nordküste, Brunei, seine Entstehung, deren Zeit freilich nicht mehr genau festzustellen ist; vielleicht ist er einfach eine Fortbildung des alten Reichs Polo. Wahrscheinlich sind schon vor ihrer Bekehrung zum Islam, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte, malaiische Einwanderer nach Brunei gekommen. Vorübergehend gewann auch Modyopahit Einfluß auf Brunei; als indessen die ersten Europäer das Land besuchten, war es ein mächtiges und völlig selbständiges Reich, das zeitweilig seine Macht über die Sulu-Inseln und bis zu den Philippinen ausgedehnt hat. Im Jahre 1577 entstand der erste Krieg mit den Spaniern; weitere Zusammenstöße folgten später. Andre malaiische Staaten an der Westküste waren Pontianak (wohl das alte Puni), Matan, Mongama u. s. w. Auch Bandjermassing, Sukkadana und Landak sind wohl ursprünglich von Malaien begründet und erst nachträglich unter javanische Botmäßigkeit gekommen.

Von Osten her haben die Bugi von Celebes auf den Küsten Borneos neue Heimstätten gesucht und ebenfalls eine Anzahl kleiner Reiche gegründet, deren Dasein ursprünglich auf Handel und Seeraub beruhte. Alle diese Einwanderungen haben natürlich die Folge gehabt, daß die Küstenbevölkerung Borneos allenthalben ein unentwirrbares Durcheinander der verschiedensten Bevölkerungsbestandteile ist, daß die eingebornen Dayak sich mit Malaien, Javanern, Chinesen, Bugi u. s. w. zu den mannigfachsten Mischungen verbunden haben. Welches Teilchen die Führung hat, beruht zuweilen auf zufälligen Umständen. In den Minenbezirken des Reichs Sambas im westlichen Borneo hatten sich z. B. seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Chinesen in so großer Zahl niedergelassen, daß sie dem malaiischen Sultan vollkommen über den Kopf wuchsen und erst 1854 von der holländischen Regierung unterdrückt werden konnten.

Die ersten Europäer, die mit Borneo Beziehungen anzuknüpfen suchten, waren die Portugiesen (seit 1521); indes haben sie wenig erreicht, obwohl sie selbst noch 1690 einen Versuch machten. Inzwischen hatte die Holländisch-Ostindische Kompanie im Jahre 1606 eine Faktorei in Bandjermassing eröffnet, die sich mit der Ausfuhr von Pfeffer und Goldstaub beschäftigte, aber infolge der schwankenden und oft feindseligen Haltung des Sultans ebenfalls nicht recht gedeihen wollte und endlich, nachdem 1638 und 1669 holländische Beamte und Kaufleute in Bandjermassing ermordet worden waren, aufgegeben wurde; die Residenz des Sultans war übrigens, da Bandjermassing 1612 von den Holländern zerstört worden war, nach Martapura verlegt worden und blieb dort, obwohl Bandjermassing bald wieder aufblühte. Nunmehr erschienen 1698 die Engländer auf dem Plan, anfangs mit gutem Erfolge, bis sie die Zerstörung ihrer

Faktorei im Jahre 1707 von weitern Unternehmungen gründlich abschreckte. Der Sultan von Bandjermassing war indessen trotz seines treulosen Benehmens durchaus nicht gesonnen, auf die Vorteile des europäischen Handels zu verzichten, sondern wandte sich abermals an die Holländische Kompanie. Erst 1733 entschloß sich diese zu einem neuen Versuch. Seitdem sind die Beziehungen trotz mannigfacher Mißhelligkeiten nicht wieder dauernd abgebrochen worden. Ihr entscheidendes Eingreifen in einen Krieg um die Thronfolge verschaffte der Kompanie im Jahre 1787 die Souveränetät über Bandjermassing und damit den größten Teil der Südküste von Borneo, sowie das ersehnte Monopol des Pfefferhandels. Während der Besetzung Javas durch die Engländer verstand sich der damalige Sultan zu weitern Zugeständnissen, die seit dem 1. Januar 1817 den Holländern zu gute kamen; in diese Zeit fällt auch der abenteuerliche Versuch des Engländers William Hare, in Südborneo ein selbständiges Reich zu gründen. Durch neue Verträge und durch die Kriege, die sie 1850—54 an der West-, 1859—62 an der Süostküste führten, haben die Holländer ihre Macht sehr ausgedehnt und befestigt. Bandjermassing selbst wurde, als die Einmischung der Holländer in die Thronfolge 1852 einen Aufstand hervorgerufen hatte, 1857 seiner Dynastie beraubt und 1864 völlig einverleibt. Ein neuer Aufstand 1882 hat an diesen Verhältnissen nichts geändert.

Im angehenden 19. Jahrhundert war das Sultanat Brunei an Macht bedeutend zurückgegangen; als nun im Jahre 1839 ein Aufstand in der Provinz Sarawak tobte, nahm der dortige Statthalter das Anerbieten des Engländers Brooke, ihm zu Hilfe zu kommen, mit Freuden an. James Brooke, am 29. April 1803 zu Bandel in Bengalen geboren, hatte damals den Plan gefaßt, aus Privatmitteln eine Kolonie auf Borneo zu begründen, erschien im Juni 1839 mit seiner Mannschaft an der Küste und besiegte in der That die Gegner des Sultans, der ihm aus Dankbarkeit 1840 die Statthalterschaft von Sarawak übertrug und ihn 1842 förmlich mit der Provinz belehnte. Da Brooke kein gewöhnlicher Abenteurer, sondern eine edle und charaktervolle Natur war, so bedeutete seine Verwaltung einen wirklichen Segen für das zerrüttete Land. Als sich der Sultan mißtrauisch zeigte, stützte sich der Radjah nunmehr auf England, zwang den Sultan im Jahre 1846, die Insel Labuan an die Briten abzutreten, und machte sich endlich, nachdem er verschiedne Aufstände der Malaien und Chinesen unterdrückt hatte, vollkommen selbständig. Er starb am 11. Juni 1868 zu Barraton in England; auf dem Throne von Sarawak, der seit 14. Juni 1888 unter dem Schutze der britischen Regierung steht, folgte ihm sein Neffe Sir Charles Johnson Brooke als zweiter Radjah.

Der Nordosten Borneos (Sandákan) wurde seit 1878 nach Begründung einer Handelsgesellschaft (die königliche Bestätigung der „British North Borneo Company" datiert erst vom 1. November 1881) von Großbritannien aus besetzt, während 1888 das benachbarte Sultanat Brunei dem Gouverneur der Straits Settlements unterstellt wurde.

d) Celebes.

Die vierte Hauptinsel des Archipels, Celebes, ist von ganz andern Charakter als Borneo: statt der plumpen Umrisse finden wir hier reichste Gliederung, statt der mächtigen Tiefebenen gebirgige Halbinseln und tief einschneidende Golfe. Wenn dennoch die Insel nicht in so hohem Maße den Verkehr an ihre Ufer gelockt hat, wie man das nach diesen günstigen natürlichen Verhältnissen vermuten sollte, so liegt das wohl daran, daß die Aufmerksamkeit immer durch die naheliegenden gewürzreichen Molukken abgelenkt worden ist; Celebes, obwohl fruchtbar und nicht gerade arm an Erzen und Edelmetallen und deshalb jetzt ein wertvolles Besitztum,

entbehrt doch jener Reizmittel, die dem Kaufmanne raſchen und glänzenden Gewinn verſprechen. Aber wenn auch die Aufgeſchloſſenheit der Inſel in dieſer Richtung nicht ganz zur Geltung gekommen iſt, ſo hat ſie doch um ſo mehr auf einen Teil der Bewohner ſelbſt gewirkt, ſie auf die See hinausgewieſen und zu beweglichen Räubern, Händlern und Staatengründern werden laſſen. Dadurch hat Celebes für den öſtlichen Malaiiſchen Archipel eine ähnliche Bedeutung gewonnen wie Malakka für den weſtlichen.

Celebes iſt von den alten Bewohnern des Archipels nicht als einheitliches Gebiet betrachtet worden. Die nördliche Halbinſel mit ihrer urſprünglichen Alfurenbevölkerung hat nichts zu thun mit den ſüdlichen Teilen, die von den Makaſſaren und Bugi bewohnt werden; ſelbſt die neuere Einteilung der niederländiſchen Verwaltung (Menado-Makaſſar) hat ſich dieſen Verhältniſſen angepaßt. Im übrigen iſt Celebes ein echtes Malaienland, wenn auch bei den Alfuren manches darauf deutet, daß eine Zumiſchung dunkelfarbiger Menſchen ſtattgefunden hat; ob es ſich freilich dabei um kleinwüchſige negritoartige Urbewohner oder um eingewanderte Papua handelt, iſt vorläufig nicht zu entſcheiden. Bugi und Makaſſaren ſind ungemiſchte Malaien, die auch in ihrem ganzen Weſen wohl mit am meiſten jenen verwegnen Seefahrern malaiiſcher Raſſe ähneln mögen, die Polyneſien und Madagaskar bevölkert haben.

Angeſichts der Thatſache, daß die Hauptmaſſe der Bevölkerung noch immer in zahlreiche kleine Stämme zerfällt, die wenig Neigung zeigen, miteinander zu verſchmelzen, wird man das Entſtehen größerer ſtaatlicher Gebilde auf Celebes nicht allzuweit zurückverlegen dürfen. Die Überlieferung weiß im Süden noch zu berichten, wie die Heiligtümer einzelner Ortſchaften, von denen Auswanderer nach andern Punkten der Inſel zogen, zuerſt einen gewiſſen Zuſammenſchluß kleiner Stämme vermittelten oder zunächſt wenigſtens den Zerfall der an Volkszahl und Gebiet zunehmenden verhinderten; die Häuptlinge der einzelnen Ortſchaften erkannten den Beſitzer des älteſten und mächtigſten Zaubermittels als ihren Oberherrn an, vereinigten ſich von Zeit zu Zeit zu Ratsverſammlungen in ſeinem Dorf und gaben ſo den erſten Anſtoß zur Entſtehung größerer Staaten. Gerade in Celebes mag ſich dieſer Vorgang verhältnismäßig am ungeſtörteſten und ohne Beihilfe von Fremden vollzogen haben; ſelbſt der Hinduismus dürfte nur in ſchwachen Spuren nach der Inſel gedrungen ſein, wie unter anderm das Fehlen von Sanskritwörtern in den urſprünglichen Dialekten der Bugi beweiſt. Waren vor der Bildung von Staaten die kleinen Stämme in beſtändigen Fehden miteinander begriffen, ſo ſind nachher dieſe Kämpfe noch in vergrößertem Maßſtabe fortgeſetzt worden, abwechſelnd mit blutigen Streitigkeiten innerhalb der noch unfertigen Reiche; die Jahrbücher von Makaſſar erwähnen es z. B. als ſeltnes Ereignis, daß einmal einer ſeiner Fürſten eines natürlichen Tods ſtarb. Die Vormacht unter den Makaſſaren war Goa, ſpäter Makaſſar, unter den Bugi dagegen Boni. Von Boni aus haben ſich die Bugi nach und nach weithin über die Küſten der oſtmalaiiſchen Inſeln verbreitet und zum Teile neue Staaten begründet.

Die Portugieſen berührten Celebes zum erſtenmal im Jahre 1512. Kaum haben die damaligen Reiche auf der Inſel ſeit langer Zeit beſtanden; denn wenn auch die Jahrbücher von Makaſſar 39 Fürſten aufzuzählen wiſſen, die bis zum Jahre 1809 nacheinander den Thron innegehabt hätten, ſo iſt doch während der wilden und blutigen frühern Zeit die durchſchnittliche Regierungsdauer ſicher nicht bedeutend geweſen. Demnach dürfte unter der Vorausſetzung, daß die Überlieferung ſelbſt leidlich zuverläſſig ſei, der Staat Makaſſar erſt nach dem Jahre 1400 entſtanden ſein. Die Portugieſen ſuchten erſt 1540 auf der Inſel Fuß zu faſſen, indem ſie eine Faktorei in Menado errichteten, ſpäter auch im Süden; indeſſen erreichten ſie ebenſowenig, wie

später Versuche der Engländer und Dänen glückten. Nur die Holländer, die seit 1607 Celebes ihre Aufmerksamkeit zuwandten, hatten schließlich Erfolg.

Inzwischen aber hatte der Islam die Insel erreicht: 1603 trat der Fürst von Makassar nebst seinem Volke zu der neuen Lehre über. Die großen Gedanken dieser Weltreligion trugen wie gewöhnlich zum Aufschwunge des Lands bei, so daß der Einfluß des Reichs Makassar in der nächsten Zeit bedeutend wuchs, bis es zur unbestrittnen Vormacht im südlichen Celebes wurde. Vor allem kam es mit dem Bugistaate Boni zu wiederholten Kämpfen, da sich das Volk des demokratisch organisierten Reichs weigerte, den Islam anzunehmen und zunächst mit seinem Fürsten an der Spitze, dann aber, als dieser zum mohammedanischen Glauben übergetreten war, im Gegensatze zu ihm die neue Lehre bekämpfte. Indem sich der Sultan von Makassar in diese Streitigkeiten einmischte, gelang ihm im Jahre 1640 die Unterwerfung Bonis, dessen Schicksal dann zahlreiche Kleinstaaten teilten. Das seemächtige Makassar unterwarf auch teilweise die Küsten von Sumbawa und Butung (Buton); aber bald sollte es erkennen, daß die Zeit für einheimische Großstaaten im Archipele vorüber war.

Die Zerstörung einer holländischen Faktorei auf Butung zwang die Ostindische Kompanie zum Einschreiten; dabei stützte sie sich auf das besiegte, aber noch immer unruhige Boni, dessen flüchtige Herrscherfamilie freundliche Aufnahme bei den Holländern gefunden hatte. Bald mußte der Sultan von Makassar seine Eroberungen aufgeben und den Thron von Boni einem Schützling der Holländer, Radjah Palaka, überlassen, der nun vom Jahre 1672 an Boni zur herrschenden Macht in Südcelebes erhob. Nach seinem Tode (1696) fiel ein Teil seines Reichs der Kompanie als unmittelbares Besitztum zu. Obwohl die Holländer bei dem eingewurzelten Hasse zwischen Makassar und Boni stets ihre Rechnung fanden, so führten doch ihre Versuche, ihre Herrschaft weiter auszubreiten, zu häufigen und schwierigen Kämpfen, bis die vorübergehende englische Besetzung der Insel 1814—16 und die daraus entstehenden Wirren auch hier zu einer Neuordnung der Verhältnisse führten. Ein Krieg mit den Fürsten von Südcelebes endete 1825 mit dem Siege der Holländer. Schon damals wäre es um die Selbständigkeit der Staaten völlig geschehen gewesen, hätte nicht der Aufstand auf Java (S. 545) die Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung gelenkt. So wurde erst nach neuen Kämpfen 1856 und 1859 ihre Angliederung an das niederländisch-ostindische Kolonialreich durchgeführt.

Die Geschichte von Nord-Celebes fällt eher mit der des molukkischen Archipels zusammen. Als größere politische Einheit ist der Staat Menado zu nennen. Nachdem sich die nördliche Halbinsel und insbesondere das Bergland der Minahassa als vorzügliches Kaffeegebiet herausgestellt hat, ist hier der europäische Einfluß ohne große Schwierigkeit vorherrschend geworden, um so mehr, als der Islam noch keinen Boden gewonnen hatte. Ein Teil der Bewohner der Minahassa hat das Christentum angenommen — eine seltne Ausnahme im niederländischen Ostindien. Die östliche kleinste Halbinsel von Celebes hat in ihrem Außenleben ebenfalls unter molukkischem Einflusse gestanden.

e) Die Molukken.

Wie Java im westlichen, so sind die Molukken im östlichen Malaiischen Archipel der Brennpunkt der mittlern und neuern Geschichte. In der ältern Zeit freilich, als der Handel mit Muskatnüssen und Nelken noch keine fremden Schiffe an die Küsten gelockt hatte, mag die molukkische Inselgruppe weniger hervorgetreten sein; kleine Stämme und Dorfgemeinschaften mögen sich gegenseitig bekämpft, ihre Kriegs- und Raubfahrten auch nach Celebes und Neuguinea,

ausgedehnt haben, und dieſe Beſuche werden nicht unerwidert geblieben ſein. Das Aufblühen des Gewürzhandels wird alsdann den Reichtum und die Macht gewiſſer Orte derart geſteigert haben, daß ſie größere Teile des Archipels unter ihre Botmäßigkeit bringen konnten. Als älteſtes Reich gilt Djilolo auf der nördlichen Halbinſel Halmaheras; 1540 iſt es von Ternate einverleibt worden. Es iſt bemerkenswert, daß der chineſiſche Einfluß auf den Molukken ſehr gering geweſen zu ſein ſcheint, da die Inſeln in den chineſiſchen Annalen vor dem 15. Jahrhundert kaum erwähnt wurden.

Die Portugieſen trafen bei ihrer Ankunft zwei größere Reiche an, Ternate und Tidor(e), beide urſprünglich aus kleinen Inſelortſchaften entſtanden, in ihren Hauptorten dicht benachbart und in feindſeliger Nebenbuhlerſchaft einander zu verdunkeln ſtrebend. Die Bevölkerung dieſer Staaten mag bereits damals ſehr gemiſcht geweſen ſein; zu der vermutlich älteſten Bevölkerung, den Alfuren, die beſonders auf Halmahera und Seram (Ceram) größtenteils ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten, traten an den Küſten Malaien, Bugi und die Abkömmlinge andrer am Gewürzhandel beteiligten Völker: der Javaner, die früher den Transport der Gewürze nach ihrer eignen Inſel faſt ausſchließlich beſorgt zu haben ſcheinen, der Araber, wahrſcheinlich auch der Chineſen und der Hindu. Von Ternate wiſſen wir, daß im Jahre 1322 der ſiebente Herrſcher den Thron beſtiegen hat; zu ſeiner Zeit ſoll eine beſonders ſtarke Einwanderung von Javanern und Arabern erfolgt ſein. Ternate und Tidor waren echte Küſten- und Inſelſtaaten, flottenmächtig, aber ohne ausgedehnte Beſitzungen auf Halmahera und Seram. Da ihre Macht durchaus auf dem Gewürzhandel beruhte, bewarben ſich die Fürſten der beiden Staaten um die Gunſt der Portugieſen, die ja zuerſt als Kaufleute erſchienen; als Ternate dabei den Sieg davontrug, warf ſich der Herrſcher von Tidor den Spaniern in die Arme, die damals mit ihren Anſprüchen auf die Molukken hervortraten (vgl. S. 536). Die Gewaltthaten der Portugieſen führten zu vielen Aufſtänden und Kämpfen.

Im Jahre 1599 erſchienen die erſten Holländer auf dem Plan und errichteten eine kleine Anſiedlung auf Banda; indes dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, ehe ſie ſich genügend ſicher fühlten, um das Monopol des Gewürzbaus und -Handels völlig an ſich zu reißen. Die Sultanate von Ternate und Tidor, die teilweiſe ſelbſt Küſtengebiete auf Celebes und Neuguinea beherrſchten, ließ man beſtehen, übernahm aber die eigentlichen Gewürzinſeln, alſo vor allem Amboina (ſeit 1605) und Banda, in eigne Verwaltung. Da eine Überwachung aller Inſeln nicht möglich ſchien, beſchloß die Kompanie, nur an gewiſſen Orten den Anbau der Nelken und Muskatnüſſe zu dulden, überall ſonſt aber die Gewürzbäume rückſichtslos auszurotten. Dieſe Abſicht war nur durch einen Krieg durchzuſetzen, der 1621 die Bevölkerung der Bandainſeln ſo gut wie vernichtete, ſo daß nunmehr die Kompanie Sklaven einführen und dadurch die Überwachung ſchärfer geſtalten konnte. Da jedoch durch Vögel die Samen der Gewürzbäume beſtändig nach andern Inſeln verſchleppt wurden, unternahm man alljährlich die „Hongiefahrten“, um nötigenfalls mit Waffengewalt die jungen Pflanzungen auf unerlaubtem Boden zu zerſtören, und brachte dadurch unſägliches Elend über die Inſeln. Dieſe traurigen Zuſtände, als deren Urheber der Statthalter Arnold de Vlaming zu nennen iſt, dauerten bis zur engliſchen Beſetzung (1810: S. 462) und wurden auch nachher, obwohl in gemilderter Form, wieder erneuert. 1824 wurden die Hongiefahrten abgeſchafft, erſt 1873 aber die letzten Reſte des Gewürzmonopols aufgehoben und die Plantagen an Privatunternehmer verkauft.

Während ſo die kleinen Gewürzinſeln eine bewegte Geſchichte hatten, blieben die Hauptinſeln lange vernachläſſigt. Allmählich iſt es aber den Niederländern gelungen, auch auf die

kulturarmen Alfuren Einfluß zu gewinnen, von denen die auf Seram wohnenden in eigentümlichen, aus reinen Männerverbänden hervorgegangnen Geheimbünden organisiert sind.

f) Die kleinen Sunda-Inseln.

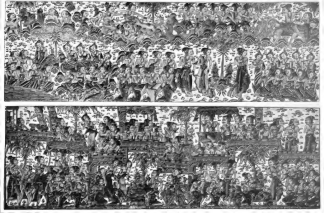
Unter allen Gebieten des Malaiischen Archipels treten die „kleinen" Sunda-Inseln geschichtlich am wenigsten hervor; in keiner Weise staatlich geeinigt, bleiben sie ruhig, bis ihnen von außen her staatenbildende Keime zuströmen, die dann wohl auf den Küsten hier und da kleine Reiche gründen, ohne das Innere unterwerfen zu können.

Eine Ausnahme von dieser Charakteristik macht nur Bali, das völlig unter altjavanischen Einfluß gekommen ist, aber oft politisch eine selbständige Stellung eingenommen hat. Als gegen Ende des 1. Jahrtausends unsrer Zeitrechnung die brahmanistischen Staaten Ostjavas erstarkten, war auch Bali ein Staat mit Hindukultur (s. die beigeheftete Tafel „Zwei Darstellungen zur Hindu-Mythologie, aus dem Tempel von Kusamba in Kelungkung, Südost-Bali"). Im Jahre 923 herrschte dort Ugrasena; 1103 wird noch ein Fürst Djayapangu genannt. Später bildete Bali einen Bestandteil des Reichs Modyopahit (S. 542). Dem Islam ist es nicht möglich gewesen, die Balinesen, die in der Zeit ihrer Einigkeit ihrerseits sogar die mohammedanischen Sassak auf dem vorübergehend eroberten Lombok bedrückten und Sumbawa bedrohten, zu gewinnen und den Brahmanismus zu beseitigen; dieser hat sich vielmehr hier bis zur Gegenwart gehalten. Politisch riß infolge des herrschenden Landesfürstentums nach und nach völlige Zersplitterung ein: im 19. Jahrhundert, wo die Niederländer in den Jahren 1846, 1848/9 und 1868 Feldzüge gegen balinesische Fürsten unternommen haben, gab es 8 Kleinstaaten auf Bali. Trotzdem haben die Holländer selbst neuerdings noch ein verhältnismäßig starkes Aufgebot von Streitkräften nötig gehabt, um den Widerstand eines der Fürsten zu brechen.

Von javanischem Einflusse berührt wurde vorübergehend auch Sumbawa, das im übrigen von den seetüchtigen Bewohnern des südlichen Celebes, den Makassaren und Bugi, in seiner Entwicklung bestimmt worden ist. Früher zerfiel es in sechs unabhängige Kleinstaaten: Bima, Sumbawa, Dompo, Tambora, Sangar und P(ap)ekat; unter dem verheerenden Ausbruche des Tambora (10. April 1815) hat die Bevölkerung der „Königreiche" Tambora und Papekat entsetzlich, etwas weniger die von Sangar, Dompo und der Stadt Sumbawa gelitten. Im Osten von Floris (Flores; Hauptort: Larantuka) herrschten malaiische und buginesische Einwanderer; der Westen Mangerai war von Bima, einem der Staaten auf Sumbawa, abhängig und durch gemeinsame Sprache mit ihm verbunden. Timor dürfte am meisten von den Molukken her beeinflußt sein und sah verhältnismäßig früh kleine Reiche an seiner Küste entstehen; um 1600 waren infolge des Vordringens der Timoresen im engern Sinne, die den Osten der Insel bewohnten und wohl ursprünglich aus Seram stammten, diese Reiche meist zerfallen. Der nordöstliche Teil Timors (Dehli oder Dilly) ist übrigens der letzte Rest der portugiesischen Besitzungen in Indonesien; im Südwesten (Kupang) haben die Holländer seit 1688 (mit Ausnahme der Jahre der englischen Eroberung 1811—16) Fuß gefaßt.

g) Die Philippinen.

Den nordöstlichen Teil der malaiischen Inselwelt bildet die mächtige Inselgruppe der Philippinen, die im geologischen wie ethnologischen Sinne das Bindeglied darstellt, das Indonesien an die ostasiatischen Gebiete knüpft. Immerhin überwiegt das Malaientum auf den Philippinen durchaus; ja, in älterer Zeit mag es auch Formosa beherrscht (S. 528 oben) und



Zwei Darstellungen zur Hindu-Mythologie, aus dem Tempel von Kesamba in Kelungkung auf Südost-Bali.
(Museum für Völkerkunde zu Berlin.) *n. with. Grübe.*

von dort aus weitere Eroberungen gemacht haben. Nicht immer freilich waren die Philippinen im Besitze der Malaien. Das frühste geschichtliche Zeitalter zeigt uns als Bewohner der Inseln die Negritos, die erst allmählich durch die einwandernde braune Rasse nach den Bergen des Innern zurückgedrängt worden sind; nur an der Nordostküste Luzons haben sie sich am Meeresstrande behauptet. Wahrscheinlich haben zwei malaiische Einfälle stattgefunden; die Stämme der ersten haben sich sehr merklich mit Negritos gemischt und dann bei der zweiten Einwanderung auch deren Schicksal geteilt, indem sie ebenfalls nach dem gebirgigen Innern der Inseln zurückweichen mußten, während die neuen Ankömmlinge die Küsten besetzten. Wie bei der ersten Einwanderung wurde auch bei der zweiten vor allem der Süden des Archipels überflutet und ethnisch umgestaltet, während die Küstennegritos im Nordosten von Luzon auch diesmal wieder der Vernichtung entgingen. Die Malaien der zweiten Wanderung brachten nach den Philippinen eine höhere Kultur, die schon einige Beeinflussung durch die vorderindische erkennen läßt: das Ereignis mag also einige Jahrhunderte nach Christi Geburt stattgefunden haben. Manche, freilich nicht völlig überzeugende Gründe sprechen dafür, daß die zweiten Einwanderer aus Sumatra, der Völkerwiege des malaiischen Stamms, gekommen sind; andre Ähnlichkeiten deuten auf die Dayak von Borneo. Die Träger der einheimischen Halbkultur auf der Halbinsel Luzon wurden die Tagalen.

Eine dritte Einwanderung, die freilich nicht so recht mehr zur Durchführung gekommen ist, hängt mit dem Eindringen des Islams in die malaiische Inselwelt zusammen. Die Malaien von Brunei auf Borneo begannen um 1500 Eroberungs- und Bekehrungszüge nach den Philippinen zu unternehmen, unterwarfen Palawan und setzten sich auf Luzon fest. Fast gleichzeitig ließen sich Einwanderer aus den Molukken auf Mindanao nieder und bemächtigten sich der Sulu (Djolo)-Inseln; hier entstand ein mohammedanischer Seeräuberstaat, während vorher, wie chinesische Nachrichten von 1417 erkennen lassen, diese Inselgruppe in drei Reiche zerfiel.

Die Philippinen wurden am 16. März 1521 von Osten her durch den in spanischen Diensten stehenden Portugiesen Magalhães erreicht und als Sankt-Lazarus-Inseln bezeichnet; später kam der Name Islas de Poniente auf, erst seit 1565 der Name Philippinen. Die Inseln erregten zunächst wenig Aufmerksamkeit, während sich zwischen Spaniern und Portugiesen ein hartnäckiger Streit um den Besitz der Molukken entspann; als Karl V. am 22. April 1529 die Molukken aufgab, wären den Portugiesen wahrscheinlich die Philippinen als Zugabe in die Hände gefallen, hätten nicht spanische Privatleute dort Fuß gefaßt, und wäre Portugal überhaupt an dem Besitze viel gelegen gewesen. Erst 1543 erschien wieder eine spanische Flotte im Archipel mit dem Auftrag, eine spanische Niederlassung zu gründen; diese fiel aber schließlich den Portugiesen in die Hände, die theoretisch ihre Ansprüche auf die Philippinen noch immer aufrecht erhielten. Ein neuer Versuch im Jahre 1565 glückte endlich: die Spanier setzten sich zunächst auf Cebu, dann auf Panay fest; 1570 wandte man sich nach Luzon und gründete im nächsten Jahre die Stadt Manila.

Die Spanier fanden, nachdem Portugal 1580 mit ihrem Reiche vereinigt war, zwei andre Nebenbuhler, die ihnen das Leben schwer machten: die von Süden vordringenden Mohammedaner oder Moros, und die besonders auf Luzon zahlreich vertretnen Chinesen, die ja schon lange mit den Philippinen im Handelsverkehre standen und zeitweilig auch politischen Einfluß gewonnen zu haben scheinen. Sie bildeten eine beständige Gefahr für die spanische Herrschaft, mußten aber trotzdem behutsam behandelt werden, da die Einkünfte der Kolonie fast ganz auf dem chinesischen Handel beruhten. Im Jahre 1603 brach ein furchtbarer Aufstand der

Chinesen aus; er wurde von den Spaniern mit Hilfe der Eingebornen und der Japaner, die sich ebenfalls zu Handelszwecken auf Luzon aufhielten, im Blute der Empörer erstickt. Wenige Jahre später war jedoch die Zahl der chinesischen Ansiedler in Manila wieder zu einer bedenklichen Höhe gestiegen. Ein neuer Aufstand wurde 1639 niedergeschlagen; und als 1662 der chinesische Freibeuter Tscheng Ko tschuang (Koxinga, S. 102), dessen Vater, Tscheng Tscheng kung („Koxinga"), Formosa erobert hatte, die Philippinen bedrohte, gab es abermals ein Gemetzel, ohne daß es gelang, die unerwünschten Gäste völlig auszuschließen.

Mehr Glück hatten die Spanier in ihrem Kampfe gegen den Islam. Auf Luzon vermochte das Christentum, dank der eifrigen Thätigkeit spanischer Mönche, ihm völlig den Rang abzulaufen, während auf Mindanao und den andern südlichen Inseln das Vordringen der mohammedanischen Lehre wenigstens gehemmt wurde. Die Beherrschung der Eingebornen war infolge des Umstands um so leichter, als vor der Eroberung keine größern Reiche auf den Philippinen bestanden zu haben scheinen. Aufs ängstlichste war die spanische Regierung bemüht, den Handel der Philippinen gänzlich zu monopolisieren. Es war überhaupt nur Verkehr mit den amerikanischen Kolonien Spaniens erlaubt, wohin die Erzeugnisse der Philippinen alljährlich einmal gebracht wurden; die zurückkehrenden Schiffe nahmen als Gegenfracht in der Hauptsache Silberdollars mit. Ein bestimmtes Meistmaß an Waren und Geld durfte dabei nicht überschritten werden. Unmittelbarer Handel mit Europa wurde trotz wiederholter Gesuche der Kaufleute von Sevilla nicht gestattet. Natürlich waren die reichbeladnen Handelsschiffe, die den Verkehr mit Amerika vermittelten, die Sehnsucht aller Piraten und feindlichen Admirale und wurden denn auch nicht selten erbeutet, so 1743 von George Anson (1697—1762) an der Küste der Insel Samar. Seit 1785 lag der Handel in den Händen der Real Compañía de Filipinas; erst 1803 wurde Manilas Hafen allen seefahrenden Völkern geöffnet, 1814 der Handel freigegeben und 1834 die Kompanie aufgelöst. Auch dann noch ist allerdings der fremde Wettbewerb durch allerlei Zollplackereien möglichst gehemmt worden; das verderbliche Tabaksmonopol fiel erst 1882.

Obwohl diese lächerlichen Handelsbeschränkungen und eine förmliche Priesterherrschaft allem Aufschwunge hinderlich waren, so bildeten die Philippinen doch während der Vereinigung Portugals mit Spanien (1580—1640) den Mittelpunkt eines glänzenden Kolonialreichs; durch den Wettbewerb der Niederlande aber wurde Spanien bald wieder auf die eigentlichen Philippinen beschränkt, die nun für lange Zeit ein wenig gedeihliches Dasein führten. Trotzdem gab die Ausbreitung des Christentums unter den Eingebornen der Kolonie eine gewisse Festigkeit. Als im Jahre 1762 eine englische Flotte vor Manila erschien und die Chinesen und Inder sich gegen die Spanier empörten, gelang es mit Hilfe der christlichen Landbevölkerung schließlich doch, die Engländer zu verdrängen und den Aufstand niederzuwerfen. Im allgemeinen waren die Eingebornen, obwohl auch bei den christianisierten Tagalen die Unzufriedenheit mit der tyrannischen Herrschaft der Mönchsorden allmählich zunahm, lange Zeit keine gefährlichen Gegner; weit bedenklicher waren dagegen die spanisch-malaiischen Mischlinge, die einige europäische Kultur in sich aufgenommen hatten, sich zurückgesetzt fühlten und nach einer führenden Rolle strebten. Schon 1823 erregten sie Unruhen. Der Militäraufruhr von 1872 hätte sehr gefährlich werden können, wenn er nicht durch rasches Eingreifen erstickt worden wäre. Im ganzen schien sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die politische Macht Spaniens zu befestigen; es gelang allmählich, auch die bisher unabhängigen Teile, wie das südliche Mindanao und die Sulu-Inseln, wenigstens notdürftig der spanischen Herrschaft anzugliedern.

Aber das unausrottbare Herkommen, die Kolonien als Ausbeutungsgebiete für Stellenjäger und geistliche Orden zu betrachten, ließ kein wahres Gedeihen zu; ebenso unmöglich war es, die Tagalen dauernd nach Art der Indianer Paraguays zur Zeit der Jesuitenherrschaft (Bd. I, S. 407) zu behandeln. Allmählich haben sich freiheitliche Gedanken Geltung verschafft; geheime, dem Freimaurertume verwandte Gesellschaften bildeten den Sammelpunkt von unzufriednen Filipinos, deren Haß sich vor allem gegen die Priesterherrschaft kehrte (Aufstände von 1876 und 1882). Im Jahre 1896 hat ein gewaltiger Aufruhr die Macht dieser verborgnen Strömungen gezeigt. Die Erfolge der ostasiatischen Großmacht Japan (S. 52) scheinen das Selbstbewußtsein der geweckten Eingebornen nebenbei mächtig gehoben zu haben, da sie sich, mit einem gewissen Rechte (vgl. S. 528), als Verwandte der Japaner betrachten. Noch einmal schien es den Spaniern, die sich durch Erschießung des patriotischen Dichters Dr. José Rizal (29. Dez. 1896) verhaßt und verächtlich machten, durch große Opfer zu gelingen, die unter Führung Emilio Aguinaldos stehenden Tagalen zufriedenzustellen (Friede vom 14. Dezember 1897). Allein kaum war der Krieg mit den Vereinigten Staaten von Amerika ausgebrochen, als die Empörung wieder aufflammte (vgl. Bd. I, S. 574; Bd. IV, S. 550). Da sich indes die siegreiche Union nicht geneigt zeigte, die Unabhängigkeit der „Philippinischen Republik" vom 23. Juni 1898 zuzugestehen, mußte sie seit Anfang 1899 (5. und 17. Februar vergebliche Angriffe der Filipinos auf Manila) ihrerseits den Kampf mit den Eingebornen aufnehmen, wobei den amerikanischen Generalmajoren Elwell Stephen Otis (bis 5. Mai 1900) und Arthur Mac Arthur manches Mißgeschick widerfahren ist. Selbst nach Aguinaldos Gefangennahme (Ende März 1901) haben die freiheitsliebenden Tagalen unter ihrem nunmehrigen Diktator San Dico den Widerstand, namentlich auf Samar, nicht aufgegeben.

3. Madagaskar.

Weit ab von der indonesischen Inselflur liegt ein andres Gebiet der malaiischen Rasse, Madagaskar. Diese Insel hat eine weniger glänzende Geschichte als die Hauptgebiete Indonesiens, was sich aus ihrer Randlage und den wenigen Lockmitteln, die sie dem unternehmenden Kaufmanne bietet, zum guten Teil erklärt: vor der Umschiffung Afrikas durch die Portugiesen lag Madagaskar abseits von der großen Handelsstraße, die West- und Ostasien verbindet, und nur die Schiffe, die aus Sofala (Bd. III, S. 426 und 467) den Ertrag der Goldbergwerke nach Norden führten, lenkten die Aufmerksamkeit der Araber auf die Küsten der gewaltigen Insel und brachten mittelbar Kunde von ihr nach den asiatischen und europäischen Kulturländern. Vermutlich ist unter der Insel Menuthios, die Ptolemaios erwähnt, Madagaskar zu verstehen. Aber alle historischen Nachrichten im engern Sinne sind bis zur Neuzeit so unsicher, daß wir wenig über die Frühgeschichte der madagassischen Völker sagen könnten, erlaubte uns nicht die völkerkundliche Forschung, unterstützt durch Sprachvergleichung und Anthropologie, einen Blick in weit entlegne Zeiträume.

A. Die Urgeschichte Madagaskars.

Die Tier- und Pflanzenwelt Madagaskars ist dadurch merkwürdig, daß sie ihre nächsten Verwandten nicht auf dem nahen Festland Afrikas, sondern in Malakka und Indonesien besitzt, möglicherweise deshalb, weil die Insel den Rest eines alten Erdteils („Lemuria") bildet, der einst den Indischen Ozean teilweise ausgefüllt hat. Sehen wir nun, daß auch ein großer Teil,

wenn nicht überhaupt die ganze ältere Bevölkerung Madagaskars aus der malaiiſchen Inſelflur ſtammt, wie Sprache, Sitten und Körperbau unzweifelhaft beweiſen, dann liegt es nahe, zunächſt ebenfalls an das verſunkne Lemurien zu denken und die Einwanderung melaneſiſcher und malaienähnlicher Völker nach Madagaskar in die allergraueſte Urzeit zu verlegen. So ohne weiteres wäre angeſichts des hohen Alters der Menſchheit dieſe Vermutung nicht zu verwerfen; wenn ſie trotzdem meiſt abgelehnt und die Verwandtſchaft der madagaſſiſchen mit der indoneſiſchen Bevölkerung als ein mehr zufälliges Gegenſtück zu den tier- und pflanzengeographiſchen Verhältniſſen betrachtet wird, ſo veranlaßt dazu die Annahme, daß die malaiiſchen Einwanderer ſchon eine verhältnismäßig entwickelte Kultur nach Madagaskar mitgebracht haben, wie ſie von den Malaien Indoneſiens erſt im Verlaufe der Geſchichte erworben worden iſt. Neuerdings hat indeſſen Alfred Grandidier mit beachtenswerten Gründen die Anſicht verfochten, daß die dunkelfarbige Bewohnerſchaft Madagaskars aus Melaneſien ſtamme oder wenigſtens mit den Melaneſiern viel näher verwandt ſei, als mit den Negern (S. 524); ſchon in ſehr früher Zeit hätten auch Malaien den Weg nach Madagaskar gefunden. Grandidier ſtützt ſich hierbei auf die Thatſache, daß alle Bewohner Madagaskars, hellfarbige wie negerähnliche, ſprachlich der malaiiſchen Völkergruppe zugehören.

Ob die Reſte einer kleinwüchſigen Bevölkerung, die man im Innern der Inſel entdeckt haben will, mit den Wedda auf Ceylon (S. 480) und den Waldſtämmen von Malakka verwandt ſind und ſeit uralter Zeit ihre Wohnſitze innehaben, iſt ſchwer zu ſagen, aber nicht unwahrſcheinlich: ſie wären dann vielleicht die Nachkommen des älteſten Volks von Lemuria oder, da ja auch Afrika ſeine Zwergſtämme beſitzt, einer einſt ſehr weit verbreiteten Urraſſe (Bd. III, S. 414). Als ſolche Reſte betrachtet man die halb ſagenhaften Waſimba (Vazimba; ebenda, S. 581) im Hochlande des Innern und die von mehreren franzöſiſchen Reiſenden beſuchten Kimos im Süden Madagaskars.

Die Malaien auf Madagaskar entſtammen offenbar mehr als einer jener merkwürdigen Wanderungen, die für die Geſchichte Indoneſiens (S. 525) und Ozeaniens (S. 298) von höchſter Bedeutung geworden ſind. Gewiſſe Ähnlichkeiten ſprechen dafür, daß Sumatra der Ausgangspunkt der madagaſſiſchen Koloniſation geweſen iſt. Die Zeit der wichtigſten Einwanderungen iſt nur ungenügend zu beſtimmen, dürfte aber vor dem Beginne des hinduiſchen Einfluſſes in Indoneſien liegen, da Sanskritwörter in den madagaſſiſchen Sprachen faſt ganz fehlen; anderſeits wird man den Beginn der Wanderung in anbetracht der damals verhältnismäßig hohen Kultur nicht in allzu graue Vorzeit hinaufrücken dürfen. Die Einwanderer brachten die Kunſt des Eiſenſchmiedens mit, ſcheinen dagegen die Rinderzucht nicht gekannt zu haben, da das Hovawort für Rind aus der oſtafrikaniſchen Suaheliſprache entlehnt iſt. Mit dem Webſtuhle verſtanden ſie umzugehen, verarbeiteten auf ihm aber anſcheinend nicht Baumwolle, ſondern Palmenfaſern. Die Geſellſchaft zerfiel in Geburtsadel (Andrianen), freie Leute und Sklaven.

Da bei der Ankunft der Europäer die im Oſten Madagaskars liegenden Maskarenen (vgl. unten, S. 600) unbewohnt gefunden wurden, ſo können ſich die Wanderzüge nicht über dieſe einladend fruchtbaren Inſeln bewegt, ſondern müſſen auf eine andre Weiſe Madagaskar erreicht haben. Vielleicht ſind malaiiſche Seefahrer, die als Räuber und Händler vor dem Beginn unſrer Zeitrechnung und bis zum Anfange der hinduiſtiſchen Handelsfahrten nach Malakka und Java die Küſten des Indiſchen Ozeans beherrſchten, auf dieſe Weiſe von Nordoſten her an die Küſten Madagaskars gelangt, wo mit der Zeit Anſiedlungen entſtanden. Während andre malaiiſche Siedlungen, an denen es am Geſtade des Indiſchen Ozeans nicht

gefehlt haben mag, ſpäter wieder verſchwanden, indem ihre Bewohner entweder vernichtet wurden oder mit den Eingebornen verſchmolzen, fand in dem dünnbevölkerten Madagaskar das malaiiſche Volkstum die Möglichkeit, ſich ungeſtört auszubreiten und den größten Teil der Inſel nach und nach zu beſetzen. Die Verbindung mit der indoneſiſchen Heimat ging alsdann verloren, und die Anſiedler auf Madagaskar entwickelten ſich ſelbſtändig weiter, wobei denn auch der Einfluß des benachbarten Afrika ſich geltend machte. Unter den Hova, die als ſpäteſte Einwanderer zu betrachten ſind, findet ſich noch die Sage, daß ihre Vorfahren von einer fernen Inſel auf einer wunderbaren Straße von Lotosblättern (vgl. Bd. III, S. 425) nach den Küſten Madagaskars gekommen und dann, nur um dem Sumpffieber der Uferlandſchaften zu entgehen, weiter in das Hochland vorgedrungen ſeien. Von ſchon vorhandnen Bewohnern berichtet dieſe Sage nichts.

Die reinblütigſten Malaien ſind die Hova, die in der mittlern Provinz Imerina ſitzen (ſ. die Karten bei S. 401 des III. Bands) und gegenwärtig etwa eine Million Seelen zählen; ſchon mehr mit Negern gemiſcht ſcheinen die Betſileo zu ſein, etwa 1,200,000 ſtark, die im Hochlande ſüdlich von Imerina wohnen. Die Betſimiſaraka an der Oſtküſte ſtehen den Negern viel näher als den Malaien. Neben den hellfarbigen Stämmen Madagaskars und den Reſten eines kleinwüchſigen Urvolks (S. 558) finden ſich, beſonders an den Küſten und im Süden, auch dunkle, negerähnliche Bewohner, ohne daß indeſſen eine ſcharfe Trennung der Raſſen gegenwärtig noch möglich wäre. Wirtſchaftlich herrſchen auf Madagaskar keine Gegenſätze mehr, die auf ältere Zuſtände deuten. Überall, wo die Verhältniſſe es geſtatten, liefert der Reisbau die Grundlage der Ernährung, daneben die Rinderzucht; auch die Maskarenen werden faſt ausſchließlich von Madagaskar aus mit Fleiſch verſorgt. Schweine werden allerdings nur von den Hova gezüchtet, während die Küſtenſtämme, wohl infolge arabiſchen Einfluſſes, das Borſtentier verabſcheuen. Das Hovaſchwein dürfte aus Indoneſien ſtammen.

Merkwürdigerweiſe haben die Fragen, woher die nigritiſchen Einwohner ſtammen mögen, und wie wir uns ihre Einwanderung zu denken haben, faſt noch lebhaftern Streit erregt als die nach der Herkunft der malaiiſchen Völker, obwohl doch die unmittelbare Nähe Afrikas wenigſtens auf die erſte Frage eine genügende Antwort ohne weiteres zu erteilen ſcheint. Trotzdem wollen ſo gründliche Kenner Madagaskars, wie James Sibree und Grandidier, in den dunkelfarbigen Bewohnern der Inſel lieber Verwandte der Papua als echte Neger ſehen. Mag man dieſe Anſicht nun auch vorläufig zurückweiſen und die Negernatur der dunkeln Madagaſſen anerkennen, ſo iſt doch die andre Frage, ob die Neger früher oder ſpäter als die Malaien nach der Inſel gekommen ſind, nicht ſo leicht zu entſcheiden. Der nigritiſche Teil der madagaſſiſchen Bevölkerung ſpricht malaiiſche Dialekte, muß alſo längere Zeit unter entſchiednem malaiiſchen Einfluſſe geſtanden haben; die Hauptmaſſe der dunkeln Bevölkerung, als deren wichtigſter Stamm die Sakalaven zu nennen ſind, bewohnt die Afrika gegenüberliegende Weſtküſte der Inſel; die Afrikaner des Feſtlands ſind wenig ſeetüchtig und würden wenigſtens gegenwärtig nicht im ſtande ſein, ſelbſtändig Madagaskar zu erreichen. Dieſe Thatſachen ſprechen doch vielleicht dafür, daß erſt nach der malaiiſchen Einwanderung Neger nach der Inſel gekommen ſind, und zwar durch Vermittlung oder doch auf Anregung der Malaien ſelbſt. Vielleicht iſt der Stamm der nigritiſchen Madagaſſen durch Sklavenraub der oſtafrikaniſchen Küſte entnommen, vielleicht haben die Malaien bei ihren wechſelſeitigen Fehden ſchwarze Hilfstruppen angeworben, oder beide Möglichkeiten ſind gleichzeitig wirkſam geweſen; es können auch vorübergehend oſtafrikaniſche Küſtenbewohner nach dem Beiſpiele der Malaien oder unter der Führung malaiiſcher Abenteurer größere Seetüchtigkeit gewonnen und ſich endlich auf Madagaskar niedergelaſſen

haben. Die Sakalaven waren lange Zeit als verwegne Seeräuber berüchtigt. Durch Einfuhr afrikanischer Sklaven ist die nigritische Bevölkerung noch bis in die neueste Zeit verstärkt worden.

B. Die beglaubigte Geschichte Madagaskars.

a) Die arabische Zeit.

Ziemlich früh hat das Volk der Araber, das im Ostindischen Archipel so mächtige Umwälzungen hervorrufen sollte, auch an den Küsten Madagaskars seinen Einfluß geltend gemacht, möglicherweise schon lange vor der Entstehung des Islams und offenbar veranlaßt durch die Nähe der Goldminen von Sofala (vgl. oben, S. 557). Sichere Kenntnis vom Dasein der Insel hat unter den arabischen Geographen allerdings erst Edrisi (1153), der sie unter dem Namen Chezbezat aufführt; andre arabischen Schriftsteller nennen sie Serendah oder El Komr. Den Namen Madagaskar erwähnt zuerst Marco Polo, der von arabischen Seefahrern genauere Kunde über die Insel einzog und hierbei auch von einem Riesenvogel Rukh hörte; die fabelhaft ausgeschmückte Nachricht dürfte sich auf jene Riesenstraußе beziehen, die offenbar bis zur historischen Zeit Madagaskar bewohnt haben (Aepyornis maximus und ingens). Die ältesten Siedlungen der Araber, von denen wir Kunde haben, lagen auf der Insel Nossi Boraha (Sainte-Marie) an der Nordostküste Madagaskars und auf der Ostküste selbst; wahrscheinlich sind auch die Kolonien im Nordwesten der Insel schon früh entstanden. Daß verschiedne, recht beachtenswerte Anzeichen für eine frühe Einwanderung auch von Juden sprechen, ist angesichts der Salomonischen Überlieferung merkwürdig genug. Die religiösen Streitigkeiten nach Mohammed haben weitere arabische Einwanderungen, hauptsächlich von Sektierern veranlaßt, so die der Zeibiten, einer Abart der Aliden, die Ausgang des 8. Jahrhunderts teilweise nach Madagaskar gekommen sein dürften, ferner um dieselbe Zeit die einer Anzahl von Ismaeliten. Von sunnitischen und schiitischen Persern wissen wir wenigstens, daß sie nach Ostafrika ausgewandert sind. Grandidier behauptet, daß Nachkommen aller dieser Einwandrer noch heute in Madagaskar nachzuweisen sind. Die Araber blieben nicht ohne Einfluß auf die ihren Siedlungen benachbarten Stämme; vielfach traten Häuptlingsfamilien arabischen Bluts an die Spitze eingeborner Völkerschaften, ohne daß freilich der Islam deshalb nennenswerte Fortschritte machte.

Nach der Umsegelung Südafrikas gelangten auch die Portugiesen bald nach Madagaskar, als erster unter ihnen Fernando Soarez am 1. Februar 1506, am Sankt-Lorenztage, wonach die Insel den Namen San Lourenço erhielt. Sie wurde darauf wiederholt von Portugiesen besucht, ohne daß feste Ansiedlungen entstanden; auch die Holländer gaben ihre Kolonisationsversuche, die in die Jahre 1595—98 fallen, bald wieder auf.

b) Die nationalen Staatengründungen.

In der Zeit, aus der zuerst einigermaßen glaubwürdige Kunde zu uns herüber tönt, waren die dunkelfarbigen Sakalaven an der Westküste das mächtigste Volk Madagaskars, während der größte Teil der Insel von selbständigen Stämmen bewohnt wurde. Am Ende des 16. Jahrhunderts war, wohl mittelbar durch arabischen Einfluß, das große Sakalavenreich Menabe entstanden, das im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts mehrere Ableger bildete, so besonders Iboina; der eigentliche Begründer der Macht Menabes war Andriandahifotsch, der 1680 starb.

Erst mit dem Auftreten des echten Malaienvolks der Hova im Herzen der Insel änderten sich diese Verhältnisse. Die Hova, deren Wohnsitze in geschichtlicher Zeit im mittlern Hochlande,

vor allem der Provinz Imerina, liegen, ſind nach ihrer eignen Überlieferung vor langer Zeit von der Oſtküſte aus in ihr Gebiet eingewandert; ein 1873 erſchienenes Geſchichtswerk gibt eine Liſte von 36 Königen, die ſeit dieſer Zeit auf dem Throne geſeſſen haben, wonach Sibree die Einwanderung ins Hochland in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts verlegt. Übrigens kann ſich die Königsliſte nur auf einen Bruchteil des Volks beziehen, da die Hova in ihrer Heimat zunächſt in viele kleine, voneinander unabhängige Stämme zerfielen, die teilweiſe ſogar den Sakalaven Tribut zahlten. Im Gegenſatze zu Sibree nimmt Grandidier eine ſehr ſpäte Einwanderung der Hova oder richtiger der Andriana (Feudalherren) von Imerina an. Die Hova im engern Sinne, das freie Bauernvolk von Imerina, ſind nach ſeiner Anſicht Abkömmlinge der alten indomelaneſiſchen Koloniſten, während die Andriana, die Javaner oder wenigſtens echte Malaien ſind, erſt um die Mitte des 16. Jahrhunderts, alſo nach der Zeit der portugieſiſchen Entdeckungsfahrten, nach Madagaskar gelangt ſein ſollen. Dem Antriebe dieſer verhältnismäßig kultivierten Eindringlinge wäre dann erſt der Aufſchwung der Hova zu danken. Noch um 1780 beſtanden in Imerina mehrere ſelbſtändige Reiche, deren mächtigſtes das von Tananarivo war.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts gelang die ſtaatliche Einigung der Hova, die ſich allmählich ihrer Kraft bewußt zu werden begannen und eine Gefahr für die umwohnenden Stämme wurden. Die erſten Eroberungszüge gegen die ſüdlich ſitzenden Betſileo begann der König Andrianimpóina. Mit noch größerm Erfolge ſetzte dann ſein Sohn Radáma I. (1810—28) dieſe Unternehmungen fort, bemächtigte ſich des größten Teils der nördlichen Hochlande und drang bis zur Oſtküſte vor, wo er Verbindungen mit den Engländern anknüpfte. Von dieſen mit Feuerwaffen verſehen, nahm er nunmehr den Kampf gegen die Sakalaven auf, zwang ſie, ſeine Oberhoheit wenigſtens dem Namen nach anzuerkennen, und trat bereits mit dem Anſpruch auf die Herrſchaft über ganz Madagaskar hervor, der freilich mit den thatſächlichen Verhältniſſen noch in ſtarkem Widerſpruche ſtand. Im Süden und Südweſten iſt die Herrſchaft der Hova nie wirklich zur Geltung gelangt.

Bei der Thronbeſteigung leiſtete das Volk den Huldigungseid; Geſetze und Verordnungen wurden in großen Volksverſammlungen, die aber keine beratende oder entſcheidende Stimme mehr hatten, öffentlich verkündigt. Von großer Bedeutung war der erſte Miniſter; kam eine Prinzeſſin oder Königin-Witwe auf den Thron, ſo hatte er dieſe nach einem feſten Herkommen zu heiraten und übernahm dann meiſt thatſächlich die Regierung.

Radáma kam bereits in Streit mit der europäiſchen Macht, die ſeit langem ihr Auge auf Madagaskar geworfen hatte, mit Frankreich. Die frühſte franzöſiſche Anſiedlung, Fort Dauphin, war im Jahre 1642 an der Südoſtküſte der Inſel gegründet worden. Eine Handelsgeſellſchaft, von dem Marinekapitän Ricault aus Dieppe ins Werk geſetzt und noch von Kardinal Richelieu (geſt. 4. Dez. 1642) begünſtigt, begann ihre Thätigkeit, machte aber nach einigen Jahrzehnten Bankrott; bezeichnend für die troſtloſen Zuſtände dieſer „Koloniſation“ iſt die Thatſache, daß der Statthalter Etienne de Flacourt (der erſte Geſchichtſchreiber der Inſel; geſt. 10. Juni 1660) nach ſechsjährigem fruchtloſen Ringen am 12. Februar 1655 es vorzog, nach Frankreich heimzukehren. Die Kompanie überließ ihre Rechte der franzöſiſchen Regierung, die ſchon damals Madagaskar als ihr Eigentum betrachtete, freilich ohne viel Freude an dieſer Beſitzung zu erleben. Ein Verſuch Colberts, aus Madagaskar und den umliegenden Inſeln ein großes Kolonialreich zu ſchaffen und durch Gründung einer „Oſtindiſchen Kompanie“ (1664; vgl. Bd. VII, S. 105) die nötigen Mittel aufzubringen, ſchien anfangs Erfolg zu verſprechen, endete aber infolge des anmaßenden Auftretens des Gouverneurs La Haye mit der Niedermetzelung

aller angesiedelten Franzosen und der Zerstörung des Forts Dauphin im Jahre 1672. Damit war allen Plänen vorläufig ein Ende bereitet; die einzigen Europäer, die bis auf weiteres Einfluß auf die Madagassen übten, waren Abenteurer und zahlreiche Piraten verschiedner Abkunft.

Immerhin lagen die Maskarenen, auf denen sich im Gefolge der Unternehmungen auf Madagaskar blühende französische Siedlungen entwickelt hatten, Madagaskar zu nahe, als daß nicht immer von neuem die Aufmerksamkeit auf diese vielversprechende Rieseninsel gelenkt worden wäre. Im Jahre 1750 wurde die Insel Santa Maria erworben, 1768 das zerstörte Fort Dauphin wieder besetzt. Kurz darauf erschien Graf Moritz August Benjowski als französischer Gouverneur der madagassischen Besitzungen, eine unternehmende, aber unzuverlässige Persönlichkeit; er ließ sich von einigen Küstenhäuptlingen die ganze Insel abtreten, gründete neue Niederlassungen und betrachtete sich, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, als Eigentümer Madagaskars, das er dann wiederholt, aber vergeblich der französischen Regierung anbot. Am 4. Juni 1786 endete sein abenteuerliches Leben und damit zugleich sein Traum eines madagassischen Reichs.

Nach diesen erfolglosen Bemühungen versuchte man, unmittelbare Verbindungen mit den inzwischen zur Macht gelangten Hova anzuknüpfen, wobei sich bereits der Wettbewerb der Engländer, die Tamatave an der Ostküste besetzt hatten (1810), fühlbar machte. Die französischen Ansprüche überdauerten die Wirren der napoleonischen Zeit; England gab gleichzeitig mit der Insel Réunion auch die madagassischen Besitzungen, soweit davon noch die Rede sein konnte, an Frankreich zurück, und es schien in der That, als ob dieser Staat für mancherlei erlittne Verluste in Madagaskar eine Entschädigung finden sollte. Der Wunsch, die Insel zu besitzen, mußte sich natürlich mit dem aufkeimenden Anspruche der Hova auf die Oberherrschaft unangenehm kreuzen: als im Jahr 1821 abermals eine Niederlassung auf Sainte-Marie begründet wurde, nahm der Hovakönig Radáma (gest. 27. Juli 1828) eine drohende Haltung an: der französische Gouverneur antwortete mit einem geharnischten Einspruche gegen die Annahme des Königstitels von Madagaskar durch Radáma. Dank der Thätigkeit des englischen Gouverneurs von Mauritius, Sir Robert Farquhar, gelangte damals der englische Einfluß in Madagaskar vollkommen zum Siege: die Hova, deren Heer nach europäischem Muster organisiert wurde, entrissen den Franzosen Fort Dauphin, während den Engländern zahlreiche Handelsvorteile zugestanden wurden (1825).

Unter der Regierung der Königin Ránaválona kam es abermals zu offnen Feindseligkeiten, die nicht zum Ruhme der Franzosen endeten. Zum Glücke für Frankreich brachte die Königin, die den Südosten der Insel teilweise unterwarf, durch ihren leidenschaftlichen Fremdenhaß und durch Vertreibung der englischen Missionare (1835) auch Großbritannien gegen sich auf. In den Jahren 1838—41 besetzten die Franzosen, die durch die Fürstin Tsiumeik von Bueni (1839) und den Türsten Tsimiar von Ankara (1840) herbeigerufen wurden, noch einige Punkte an der Nordwestküste, namentlich die Insel Nossi Bé, und befestigten auf diese Weise ihren Einfluß unter den Sakalaven; indessen war von einer entschiednen und folgerichtigen Politik vorläufig keine Rede.

Die unerträglich werdende Mißregierung der Königin Ránaválona zwang endlich die Hova selbst, auswärts Hilfe zu suchen; abermals begann das französisch-englische Ränkespiel und veranlaßte bereits bedenkliche Verwicklungen, als 1861 der plötzliche Tod der Königin und die Thronbesteigung des franzosenfreundlichen Radáma II. einen völligen Umschwung herbeiführten. Damals begann die Zeit der Reformen, die ein schwaches Gegenstück zu den beinahe gleichzeitigen Vorgängen in Japan (S. 45) bildet; auch nachdem Radáma durch die reformfeindliche,

von den Engländern begünstigte Partei am 12. Mai ermordet worden war, ist sie von seiner Witwe und Nachfolgerin Ráfoahérina fortgesetzt worden. Die wirkliche Regierungsgewalt lag indessen in der Hand ihres Gatten Rainitaiarivony, des ersten Ministers aus der Hovafamilie Rainiharo, die mit englischer Unterstützung eine Art Hausmeiertum begründete. Die „Reformen" nahmen denn auch allmählich einen Charakter an, der für die Franzosen sehr bedenklich war (27. Juni 1865 Freundschafts- und Handelsvertrag mit England). Als Ráfoahérina am 1. April 1868 starb, bestieg Ránaválona II. Mayonka den Thron; am 21. Februar 1869 trat sie samt ihrem Gatten, natürlich abermals dem ersten Minister, zum Christentum, und zwar zur anglikanischen Kirche über, die sich inzwischen bei den Hova mehr und mehr eingebürgert hatte und nunmehr völlig durchdrang. Die Kunde von den Niederlagen der Franzosen im Kriege von 1870/71 ließ den französischen Einfluß natürlich noch mehr schwinden.

c) Die französische Zeit.

Die Anmaßung der Hova und die englischen Wühlereien zwangen endlich die französische Regierung nach langen unerquicklichen Verhandlungen, ihre Ansprüche auf das mehr und mehr zu Großbritannien hinüberneigende Madagaskar mit Gewalt durchzusetzen. Am 13. Juni 1883 wurde Tamatave an der Ostküste besetzt, während nach dem Tode der bisherigen Königin von Madagaskar (13. Juli) Ránaválona III. Manyuaka den Thron bestieg. Obwohl ein Zug der Franzosen nach dem Innern der Insel mißglückte, wurde am 17. Dezember 1885 ein für Frankreich günstiger Vertrag geschlossen: Madagaskar kam unter französische Schutzherrschaft; ein Generalresident sollte als Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten in der Hauptstadt Antananarivo seinen Sitz haben. Von den Hova wurde dieser Vertrag indessen wenig ernst genommen, bis 1895 eine neue, von der Nordwestküste ausgehende Expedition unter Generalleutnant J. Ch. R. A. Duchesne nach merkwürdig schwachem Widerstande der Hova am 30. September die Hauptstadt eroberte und nunmehr mit Waffengewalt die Schutzherrschaft Frankreichs geltend machte (Vertrag vom 18. Januar 1896). Unterm 6. August 1896 wurde Madagaskar zur französischen Kolonie erklärt. Rainilairivony, der Gemahl der Königin, wurde nach Algier verbannt, sie selbst einstweilen in ihrer Würde belassen; 1897 wurde indessen auch sie abgesetzt und nach Réunion gebracht. Damit ist freilich erst das Reich der Hova unter französischen Einfluß gebracht, keineswegs die ganze Insel.

Unter der Herrschaft Frankreichs hat sich der Handel sehr gehoben, wobei es gelungen ist, mit Hilfe eines Differentialtarifs die englische Einfuhr zu gunsten der französischen stark zurückzudrängen; die Ausfuhr, deren wichtigster Artikel Gold, Raphia und Kautschuk sind, geht jetzt ebenfalls zum größten Teile nach Frankreich. Der Bau von Eisenbahnen hat begonnen, Straßen sind angelegt worden, und in den Hafenorten, deren wichtigster noch immer Tamatave ist, entfaltet sich ein reges Leben. Zu Verwaltungszwecken ist die Insel in zwei Militärterritorien, zwei Zivilprovinzen und ein gemischtes Territorium eingeteilt. Ein kleines französisches Heer, das zum Teil aus Senegaltruppen besteht, und eine Eingebornengarde stehen dem Generalgouverneur (seit 1896 General Jos. Simon Gallieni) zur Verfügung. Die europäische Einwanderung ist schwach, während in den Küstenorten Chinesen und Inder bereits in beträchtlicher Zahl ansässig sind. Neuerdings ist der Plan aufgetaucht, südafrikanische Buren, die in der englisch gewordnen Heimat nicht bleiben wollen, im Hochlande von Madagaskar anzusiedeln.

Seit 1841 stand die Komoreninsel Mayotta unter französischer Hoheit, und 1886 wurde auch der Rest der Komoren einverleibt (s. die Karte „Afrika" bei S. 492 des III. Bands).

C. Die Maskarenen.

Die Geſchichte der franzöſiſchen Anſprüche auf Madagaskar hängt eng mit der Thatſache zuſammen, daß auf den Maskarenen Mauritius und Réunion ſchon früh franzöſiſche Kolonien entſtanden waren, die einen blühenden Plantagenbau trieben. Als die Inſeln 1505 von dem Portugieſen Pero Mascarenhas entdeckt wurden, waren ſie völlig unbewohnt. Mauritius war eine Zeitlang im Beſitze der Holländer (1640—1712) und wurde 1715 von den Franzoſen, die ſchon ſeit 1646 auf Réunion („Mascareigne" bis 1649; „Isle-de-Bourbon" bis zur franzöſiſchen Revolution und wieder 1814—48; „Isle Bonaparte" 1809—14) Niederlaſſungen beſaßen, koloniſiert („Isle-de-France" bis 1810). In dem Zeitraume zwiſchen 1734 und 1746 war Bertrand-François Mahé de la Bourdonnais, der uns ſchon in Indien (S. 448) begegnet iſt, hier franzöſiſcher Statthalter. Die Einführung des lohnenden Kaffeebaus vermehrte im Laufe des 18. Jahrhunderts Wohlſtand und Volkszahl auf den Maskarenen; ſpäter gewann auch der Zuckerbau große Ausdehnung.

Während der napoleoniſchen Kriege ergriff England trotz des Widerſtands der Kreolen von beiden Inſeln Beſitz und behielt nach dem Friedensſchluſſe Mauritius nebſt den Seychellen (nach dem Franzoſen Moreau de Séchelles benannt; alſo genauer Séchellen zu ſchreiben) und Rodriguez zurück (vgl. oben, S. 462). Die Notwendigkeit, für die Plantagen auf Réunion billige Arbeitskräfte zu ſchaffen, hat immer wieder die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf Madagaskar gelenkt und viel dazu beigetragen, daß dieſer Inſelrieſe ſchließlich dem Einfluſſe Frankreichs verfallen iſt. Die Aufhebung der Sklaverei auf Réunion in den Jahren 1846 und 1848 iſt ohne bedenkliche Folgen geblieben. Das franzöſiſche Kreolentum herrſcht auch auf dem engliſchen Mauritius noch heute vor. Daneben iſt die Einwanderung von Indern bedeutſam geworden.

VI. Die geſchichtliche Bedeutung des Indiſchen Ozeans.

Von

Profeſſor Dr. Karl Weule.

„Die Handelsgeschichte ist die Geschichte des Völkerverkehrs und der Geographie, und beide zusammen sind die Geschichte der Zivilisation unsers Geschlechts." O. Peschel.

1. Die Lage und die Gestalt des Indischen Ozeans.

Von allen Teilen des gewaltigen, erdumspannenden Ozeans erscheint nächst dem Mittelmeere nach Lage und Gestalt für eine weltgeschichtliche Rolle kaum einer mehr geeignet als der Indische Ozean. Wie jenes für den Gang der Menschheitsgeschichte so wichtige Meeresbecken die ungeheure Masse der Alten Welt von Westen her zerteilt und aufs feinste zergliedert, so dringt der Indische Ozean in eben dieselbe Landmasse in Gestalt einer ungleich gewaltigern, halbkreisförmigen Bucht von Süden her ein, zu beiden Seiten die Erdteile Afrika und Australien, während sich breit vor das nördliche Ende der Riese Asien lagert. Der Zahl der umrandenden Erdteile nach steht also der Indische Ozean keinem der größern Meeresbecken nach, weder den beiden großen Gefährten im Osten und Westen, noch dem kleinen Mittelmeer im Norden; auch sie alle werden von je drei Erdteilen begrenzt.

Es ist indessen weniger die Zahl als die gegenseitige Lage der Randländer, die die geschichtliche Rolle eines Meers bedingt, von vielen andern Ursachen abgesehen. Von merkwürdiger Übereinstimmung ist diese Lage beim Stillen und beim Atlantischen Ozeane. Beiden gemeinsam ist der langgestreckte Erdteil Amerika auf der einen Seite, während Asien und Australien beim Stillen, Europa und Afrika beim Atlantischen die andre bilden. Bei jenem schließen die drei Länder einen Keil von ungeheurer Größe (Bd. I, S. 578) ein, dessen geschichtliche Bedeutung nicht gering ist. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit dieser historischen Rolle liegt jedoch in der Thatsache, daß ihr Schwergewicht bis zur Gegenwart auf der westlichen Seite, also der von zwei Erdteilen begrenzten, geruht hat. Dem entsprechend hat es beim Atlantischen Meere bis zur Stunde noch immer auf der Ostseite dieses langen, gewundnen Kanals gelegen, der wie kein andres Meer berufen war, die Menschheit aus dem geschloßnen Becken des Mittelmeers auf das Weltmeer hinauszuführen und damit den alten, engbegrenzten Geschichtskreis zum erdumfassenden zu erweitern. Auch beim Mittelmeere liegt der historische Schwerpunkt nicht im geometrischen Mittelpunkte; doch hat er, im Gegensatze zu den beiden Ozeanen, sich stets auf der großen Achse dieses für die gesamte abendländische Geschichte so bedeutungsvollen Beckens bewegt. Dabei ist die Neigung dieses Schwerpunkts, nach Osten zu wandern, zu gewissen Zeitpunkten unverkennbar; man vergegenwärtige sich namentlich die wiederholten rückläufigen Bewegungen (Bd. IV, S. 10 und 35), die sich beim Zusammentreffen einer südlichen und einer nördlichen ostwestlichen Welle am Atlantischen Ozean einzustellen pflegten. Abgesehen von den im östlichen

Teile des Mittelmeers ſitzenden Mächten des Altertums: Ägypten und der griechiſch-makedoniſchen Welt, haben auch alle andern, vom alten Rom an über die Normannen und die Kreuzzüge, über Venedig und Genua hinweg bis auf die neuzeitlichen Gewalten des weſtlichen Mittelmeers, oft genug ihr Antlitz gen Oſten gekehrt. Eine ſcheinbare Ausnahme bildet nur das karthagiſche Puniertum, das im Weſten verharrt hat; doch hat das phönikiſche Muttervolk wenigſtens einen Teil ſeiner Aufgaben im fernen Oſten geſucht.

Dieſes wiederholte Hinneigen der Mittelmeervölker nach Oſten iſt nichts Zufälliges oder Rätſelhaftes. Wie der Rieſenerdteil Aſien an ſeiner Oſtſeite faſt die geſamte weltgeſchichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans auf ſeinen Geſtaden niederſchlägt, ſo hat er in ſeinem Weſten wenigſtens einen beträchtlichen Teil der hiſtoriſchen Rolle des Mittelmeers auf ſeine breiten Schultern genommen. Er iſt als Kulturträger zu alt, und das geheimnisvolle Dunkel ſeiner unendlichen Räume wie die Zahl ſeiner Schätze haben ſeit jeher zu mächtig gelockt, als daß es jemals anders hätte ſein können. Nichts iſt demnach natürlicher und erklärlicher als das ungeheure geſchichtliche *Übergewicht Aſiens* auch für das Gebiet des Indiſchen Ozeans. Es wäre ſchon erklärlich, ſelbſt wenn man dieſes Meer ſich ohne jede Beziehung zu andern Meeren denkt, und es drängt ſich als geradezu unabweisbar auf, wenn man der mittelmeeriſch-indiſchen und der oſtaſiatiſch-indiſchen Wechſelbeziehungen einerſeits und der abendländiſch-oſtaſiatiſchen anderſeits gedenkt: für dieſe letztern bietet ſich ja kein bequemerer und natürlicherer Weg als der Indiſche Ozean und inſonderheit ſein *nördlicher Teil*. Dieſer iſt damit der gegebne Träger der Geſchichte des Ozeans, ſoweit ſie durch Eingriffe von außen bedingt iſt.

Die Umrandung des Indiſchen Ozeans zeigt eine große Mannigfaltigkeit der *Gliederung*. Nur die *Weſtſeite*, die Oſtküſte Afrikas, iſt maſſig und ungegliedert bis auf den Inſelrieſen Madagaskar und wenige Gruppen von Küſteninſeln. Um ſo zerrißner erſcheint dagegen das öſtliche und das nördliche Geſtade; und doch, wie verſchieden ſind beide in ihrer Art! Die *Oſtſeite* endet im Süden in einem Eckpfeiler, der in einſamer Ruhe lange, lange Zeiträume hindurch ein völlig geſchichtsloſes Daſein führen konnte, bis die Neuzeit endlich ihn zu hiſtoriſchem Leben erweckt hat. Unmittelbar daran aber ſchließt ſich nach Norden ein Gebiet, das an Vielfältigkeit der Geſtaltung auf Erden ſeinesgleichen nicht hat, die indoneſiſche Inſelwelt. Sie iſt die natürliche Völkerbrücke nach Oſten, von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.

Auch das nördliche Geſtade ſteht in ſeiner Gliederung einzig da, durch ihre Maſſigkeit: Südaſien iſt, wie der ganze Erdteil, das Land der gewaltigen Abmeſſungen. In nirgends wiederkehrenden Größenverhältniſſen ragen hier drei ungeheure Halbinſeln ins Meer hinaus, und in ebenſo großen und weiten, die Ausdehnung mäßiger Meere erreichenden Buchten dringt der Ozean ins Land hinein. Die Gliederung erſcheint auf den erſten Anblick faſt als zu großzügig, um dem angrenzenden Meeresteil eine handelnde Rolle zu gewährleiſten. Man muß jedoch gerade hier ſtets im Auge behalten, daß der *nördliche Indiſche Ozean* in ſeinen beiden geographiſch und geſchichtlich bedeutendſten Ausläufern, dem Perſiſchen Golf und dem Roten Meere, ſich der abendländiſchen Kulturmitte, dem Mittelmeere, ſtark nähert: er ſtreckt ihm gleichſam ein paar Fühler entgegen; ja, er wird des *Mittelmeers öſtliche Fortſetzung*.

Die geometriſche Achſe des Indiſchen Ozeans verläuft meridional wie die der beiden andern großen Ozeane; ſie verfolgt damit eine Richtung, die in der Menſchheitsgeſchichte niemals und nirgends ſtark zur Geltung gekommen iſt. Die Zone jener beiden Meeresarme ſtellt dagegen gleichſam ein Prisma dar, in das die Geſchichtsſtrahlen der mittelmeeriſchen Welt in weſtöſtlicher Richtung eintreten, um, nach Südoſten gebrochen, jenſeit der Arabiſchen See in der frühern

Digitized by Google

Digitized by Google

Richtung gen Osten weiterzuschwingen — und umgekehrt. Dergestalt verläuft denn die geschichtliche Achse des Indischen Ozeans in der Richtung der Breitenkreise. Sie läuft damit den historischen Bewegungsrichtungen der nähern Nachbarschaft, der mittelasiatisch-europäischen und der indonesisch-ozeanischen Welt, wie der allgemein menschheitsgeschichtlichen parallel. Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans ist damit von vornherein gesichert.

Der Indische Ozean ist, wie Friedrich Ratzel mit Recht hervorhebt, physikalisch nur ein halbes Meer. Der Stille und der Atlantische Ozean kennen eine Begrenzung durch festes Land nur im Osten und Westen; nach Norden und Süden dehnen sie sich grenzenlos bis in polare Breiten hinaus, so daß sich auf ihren unermeßlichen Flächen alle physikalischen Erscheinungen der Hydrosphäre und der Atmosphäre entfalten können. Anders dagegen beim Indischen Ozean. Grenzenlos ist er nur in der Richtung nach der Antarktis, der er in unverminderter Breite sich öffnet. Im Norden hingegen ist er geschlossen wie ein Binnenmeer. Daher ist hier die Entfaltung ozeanographischer Erscheinungen einseitig und unvollkommen; daher macht sich mit dem Fortschreiten nach Norden der Übergang zum Charakter des Binnenmeers immer stärker fühlbar.

Geschichtlich steht der Indische Ozean ungleich höher. Zwar vermag sich seine historische Bedeutung keinesfalls mit der des ihm gegenüber winzigen Mittelmeers zu messen, reicht sicher auch nicht an die des Atlantischen, vielleicht nicht einmal an die des Stillen Ozeans heran; aber sie geht doch weit über die der Meere zweiten Grads, wie der westeuropäischen und der ostasiatischen Randmeere hinaus. Zwar ist er genau in der Breite, wo auf dem gesamten Erdenrunde die „Zone größter historischer Dichte" beginnt, durch den gewaltigen Riegel des asiatischen Erdteils nach Norden zu geschlossen und ermangelt infolgedessen jener Großartigkeit transozeanischen Völkerverkehrs, die für seine beiden mächtigern Nachbarn so bezeichnend ist. Anderseits jedoch schafft die Lage des Ozeans am Südrande der Alten Welt, sein förmliches Hineindrängen in diese historisch fruchtbare Landmasse, verbunden mit einer für den Völkerverkehr durchaus nicht ungünstigen Umrandung, einen Schauplatz, der an geschichtlicher, zeitlich und örtlich allerdings mehrfach unterbrochner Verinnerlichung ersetzt, was ihm an Großzügigkeit abgeht (s. die beigeheftete Karte „Der Indische Ozean"). Auch bei den andern beiden großen Meeren ist die historische Dichte nicht gleichmäßig über die Fläche verteilt: beim Atlantischen Ozean ist sie ungemein groß über seiner nördlichen Hälfte, gering dagegen im Süden; ebenso liegt beim Pazifischen Meere der historische Schwerpunkt auf der nördlichen Halbkugel. Was sich dort aber auf einen Raum von riesiger Breite verteilt — beim Indischen Ozeane drängt es sich auf einen schmalen Saum zusammen, der sich zu Wasser und zu Land im allgemeinen dem Verlaufe seiner Küstenlinien anschmiegt.

Die brücken- und lückenlose Erstreckung des Stillen und in noch viel höherm Maße des Atlantischen Ozeans hat beide bis in eine späte Zeit hinein für die Menschheit zu unübersteiglichen Schranken gemacht; erst nach weitgehender Vervollkommnung der Verkehrsmittel haben sie völkerverbindend den Ausdehnungstrieb des Menschen ungeahnt gefördert. Der Indische Ozean ist vermöge seiner einseitig geschloßnen Gestalt nie trennend aufgetreten. Seine beiden Eckpfeiler im Süden, Australien und Südafrika, haben nie das Bedürfnis gefühlt, Verbindungen miteinander anzuknüpfen, und für die nördlicher gelegnen Länder ist es stets bequemer gewesen, ihn ganz zu umgehen oder aber ihn, vorsichtig von Vorsprung zu Vorsprung tastend, in Küstennähe zu überschreiten. Dergestalt bietet der Indische Ozean ein System historischer Bewegungsrichtungen oder Achsen dar, das von dem andrer Meere seltsam absticht.

Soweit die Linien dieſes Syſtems dem Meer ausſchließlich angehören, ſchneiden ſie als Sehnen von dem großen Halbkreis eine Anzahl von Segmenten ab, deren peripheriſche Schnittpunkte mit den hauptſächlichſten hiſtoriſchen Ausſtrahlungskernen des Gebiets zuſammenfallen. Ein förmliches Strahlenbündel geht vom öſtlichen Afrika aus: eine Linie nach Arabien und dem Roten Meer, eine zweite nach Vorderindien, die dritte ſchräg durch den Halbkreis von Madagaskar zum Indoneſiſchen Archipel. Eine vierte Linie verbindet Ceylon mit Indoneſien, eine andre deſſen Inſelgewirr mit Neuholland. Wichtiger aber als alle dieſe iſt jene große Sehne, die den Halbkreis, faſt parallel der Baſis, zwiſchen dem Roten Meer und der Sundaſee durchſchneidet und damit alle übrigen Linien kreuzt. Auf ihr pulſiert das geſchichtliche Leben des Indiſchen Ozeans am kräftigſten; ſie iſt ebenſo die Bahn alter, innerozeaniſcher Beziehungen wie des modernen, erdumfaſſenden Völkerſtroms.

Auch die geſchichtlichen Linien, ſoweit ſie die zum Indiſchen Ozean gehörigen Ländermaſſen durchziehen, bilden ein verhältnismäßig einfaches Syſtem, wenngleich es in dieſer Eigenſchaft das maritime natürlich nicht erreicht. Die Hauptachſen verlaufen hier tangential, wie im ganzen öſtlichen Afrika, in Arabien und dem Archipel, wo alle Völkerbewegungen z. B. in der Richtung der Küſten ſtattgefunden haben; nur in beiden Indien erfolgen ſie vorwiegend radial. Dazwiſchen indeſſen verläuft eine große Menge von Achſen niederer Ordnung in den verſchiedenſten Richtungen, wie das bei einem ſo vielgeſtaltigen Gebilde, wie die Umrandungszone des Indiſchen Ozeans es iſt, nicht anders zu erwarten ſteht.

Für die tangentiale Achſenrichtung ſtellen die beiden tiefen Ausbuchtungen des Roten Meers und des Perſiſchen Golfs nicht die Hinderniſſe dar, die ſie ſcheinen. Beide verfügen über Ausgangsöffnungen, die wegen ihrer Schmalheit zum Übergange ſelbſt ganzer Völker und Raſſen förmlich auffordern; außerdem ſind beide infolge der gerade in ihrer Zone ſo glücklichen vertikalen Gliederung leicht im Norden zu umgehen. Im Süden entſpricht einer ungünſtigen horizontalen Gliederung ein ebenſolcher Vertikal-Aufbau; Afrika gibt darin Auſtralien nicht das Geringſte nach: beide Länder ſind Schollen ohne jede natürliche Verkehrsſtraße nach dem Innern. Der Norden hingegen, die Halbinſel Arabien ausgenommen, iſt etwas günſtiger geſtellt. Zwar entbehrt auch die gewaltige Halbinſel des Dekhan der Zutrittswege zum Meer; aber zu ihrer Baſis, dem breithin gelagerten eigentlichen Indien, führen im Weſten wie im Oſten, im Indus und im Ganges und deren ungeheuern Flußthälern die beſten Völkerſtraßen der Welt. Wäre dieſen je das Glück erblüht, von thatkräftigen, ſchifffahrtskundigen Völkern bewohnt worden zu ſein — nichts hätte dieſe hindern können, Indien zur unumſchränkten Herrſcherin des indiſch-paziſiſchen Geſchichts- und Kulturkreiſes zu machen. Damit kommen wir zum ſpringenden Punkt in der Geſchichte des Indiſchen Ozeans überhaupt: die Vorbedingungen zu geſchichtlicher Größe ſind da, aber die Anwohner haben nur ſtellenweiſe und zeitweilig die Neigung gezeigt, ſie auszunutzen. Daher die große Armut an geſchichtlichem Eigentum beim Indiſchen Ozeane gegenüber dem von außen hineingetragnen fremden Gute. Von Jahrtauſend zu Jahrtauſend iſt es in der Beziehung mit ihm ſchlimmer geworden. Während die beiden Nachbarn aus dem hiſtoriſchen Nichts zu wahren Rieſen an geſchichtlicher Bedeutſamkeit emporwuchſen, hat er kaum vermocht, die angeſtammte Rolle in Ehren weiter zu ſpielen; und während ſonſt überall der geſchichtliche Sauerteig der erdumwohnenden Menſchheit, die weiße Raſſe, die Natur wie die Völker ſich unterwarf oder aber zu thatkräftiger Mitwirkung veranlaßte, iſt hier im Indiſchen Ozean ſein Eingreifen nur von bedingten Erfolgen gekrönt worden: ſeine Randvölker ſind, mit wenig Ausnahmen, zu maſſig und zu ſchwer.

2. Die frühgeschichtliche Dämmerung.

Die geschichtliche *Jugendzeit* des Indischen Ozeans ist in ebendasselbe undurchdringliche Dunkel gehüllt, das auch die Urzeit andrer historisch bedeutsamen Teile der Erdoberfläche umschleiert. Zwar verlockt der Umstand, daß von mehr als einem Forscher in sein Umrandungsgebiet die Sitze verschiedner Urrassen, ja sogar die Ursitze des Menschengeschlechts verlegt worden sind (vgl. S. 523), zu einem Hinabtauchen in Tiefen der Menschheitsgeschichte, die weit über die üblichen Grenzen zurückgreifen; man verliert indessen bei diesem Beginnen sofort den historischen Boden unter den Füßen. In klar erkennbaren Zügen beginnt der Ozean seine Thätigkeit vielmehr erst in jenem bedeutsamen Augenblicke, wo ein aus dem Innern Asiens in südlicher Richtung erfolgender Druck die *dunkelst gefärbten* Bewohner des Südrands dieses Erdteils aus ihren bisherigen Sitzen heraus und auf das vorliegende Meer hinauspreßte. Falls dieses hinausgedrängte Volk nicht schon vorher Ceylon bewohnte, konnte es in der Stoßrichtung nur bis zu dieser leicht zugänglichen Insel ausweichen; ein weiteres Hinausgehn auf die Fläche des Ozeans verbot sich hier von selbst mangels einer auf diese hinausführenden Inselbrücke. Dahingegen konnte es nach Südwesten wie nach Südosten hin ungehindert in ungemeßne Fernen wandern: hier wie dort boten weder der Weg in den südwestlichen Teil der Alten Welt, noch die Inselbrücke zum Stillen Ozean nennenswerte Hindernisse dar, selbst für Wanderer von geringer Seetüchtigkeit. Beide Wege sind in der That von jener dunkeln Rasse auf ihrem Rückzuge vor der nordsüdlichen asiatischen Völkerwoge betreten worden. Noch heute finden wir geringe Reste von ihr auf Ceylon wie im südlichen Indien selbst; wir finden ferner Spuren in Hinterindien auf Malakka, ja mit einiger Sicherheit sogar im südlichen Arabien. Weit stärker aber ist sie vertreten im Indischen Archipel bis zu den Philippinen hinauf und bis Melanesien und wohl gar noch weiter im Osten. In größtem Maßstab aber finden wir sie im Erdteil Afrika, dessen hauptsächlichsten Bevölkerungsbestandteil sie bildet.

Zu bedeutenden *seemännischen* Leistungen haben diese Wanderungen den dunkelfarbigen Völkern *kaum* Veranlassung gegeben. Der Übergang nach Ceylon machte sich von selbst; ebenso stellt der östliche Weg mit seinem dichtgesäten Inselschwarme keinerlei Anforderungen an die Schifffahrtskunst. Und ob die Urahnen der heutigen Neger den Ozean auf seinen Seitenarmen, dem Persischen Golf und dem Roten Meer, überhaupt gekreuzt, oder ob sie ihn umgangen haben — wer kann es wissen? Selbst wenn der Neger auf seinem Marsch in die neue Heimat den Weg zur See gewählt hat, zu einem Volke von Seefahrern haben ihn die wenigen Meilen der Überfahrt über jene schmalen Meeresarme ebensowenig gestempelt, wie seine alten Sitze an Asiens Gestaden ihn aufs hohe Meer zu führen vermocht hatten. Auch in der neuen Heimat ist er diesem fern und abhold geblieben. Ist es die Weite der Räume Afrikas, in denen er sich verlor, oder ist seemännische Begabung oder Neigung der Rasse fremd? Fast scheint das letztere der Fall zu sein: zu keiner Zeit und nirgends haben ihre Angehörigen zur See Bemerkenswertes geleistet. In Afrika erschöpfen sich ihre Thaten in der Besetzung des nahen Madagaskars und der Küsteninseln vom Festland aus; in der indonesisch-melanesischen Inselwelt hat selbst die Durchsetzung mit malaiischem Blute den dunkelfarbigen Mann nicht über die Stufe der Küstenschifffahrt emporgehoben. Mit ihm haben wir demnach in der Folge nur wenig zu schaffen; er ist im Bereiche des Indischen Ozeans weltgeschichtlich ebenso *passiv*, wie wir ihn späterhin im Atlantischen Meere (Bd. VIII) kennen lernen werden. Seine Sitze sind geschichtlich zwar

keineswegs tot; aber ſie haben wenig Neigung zur Bethätigung nach außen. Der Neger ſtrebt nach den Küſten — und iſt beruhigt, wenn er ſie erreicht hat.

Trotz dieſer geſchichtlichen Minderwertigkeit der ſchwarzen Raſſe iſt ihre Verbreitung über die Umrandung des Indiſchen Ozeans ein Ereignis von hoher Bedeutung; ſchafft ſie doch in der ſüdoſtaſiatiſchen Inſelflur die Vorbedingungen für jene verwickelten *Miſchungen* und *Durchdringungen*, deren Ergebnis wir in den heutigen buntfarbigen Bevölkerungsverhältniſſen der indoneſiſch-paziſiſchen Welt vor uns ſehen. Für eine nachdrängende Völkerwelle ein auch nur merkbar hemmendes Hindernis zu bilden, ſind die Völker dunkler Farbe dort niemals ſtark genug geweſen. Jene Inſelwelt iſt zudem kein ununterbrochner Strand, an dem eine Völkerwoge brandend zerſchellen könnte; ſie gleicht vielmehr einem vielfach gegliederten und durchbrochnen Riffe, das die Meeresflut zwar ohne großen Widerſtand zu finden durchdringt, das ſie aber nicht verläßt, ohne mancherlei mitgeführte Beſtandteile zurückgelaſſen zu haben. So hat auch die *malaiiſche* Völkerwelle, als ſie, ebenfalls einem nordſüdlichen Drucke nachgebend, vom Südoſten des aſiatiſchen Feſtlands aufs Meer hinausgedrängt wurde, die indoneſiſch-melaneſiſche Zone nicht betreten, ohne die von ihr vorgefundne negroide Raſſe zu beeinfluſſen, wie ſie anderſeits das Gebiet nicht verlaſſen hat, ohne die Spuren dieſer wahrſcheinlich nicht ſehr kurzen Berührung mit ſich über faſt die ganze Breite des Stillen Ozeans nach Oſten zu tragen. Die Ergebniſſe dieſer Berührung ſind verſchieden je nach der Örtlichkeit und der Zeitdauer der gegenſeitigen Einwirkung. Melaneſier und Polyneſier ſind die beiden Enden der Reihe; jener iſt das Erzeugnis einer innigen Verſchmelzung beider Raſſen, dieſer ſcheint nur negroid angehaucht. Die Zwiſchenſtufen ſind zahlreich und mannigfacher Art; Mikroneſier, Alfuren und Negritos bezeichnen nur ſcharf umrißne Gruppen in dieſem Gemiſche. Mittelbar zählt auch der Auſtralier hierher; denn neben polyneſiſchen Einwirkungen ſind melaneſiſche nicht von der Hand zu weiſen.

In die Herausbildung dieſer Völkertypen haben ſich nach Lage der Dinge Stiller und Indiſcher Ozean geteilt. Behält man die übliche Zerlegung der malaiiſchen Raſſe in einen öſtlichen und einen weſtlichen Zweig bei, ſo deckt ſich dieſe Einteilung im großen und ganzen mit dem Bereiche der beiden Meere. Während aber der öſtliche Zweig ſeine geſchichtliche Aufgabe in der Beſetzung des allerdings rieſigen paziſiſchen Gebiets erſchöpft ſah und darüber hinaus, trotz einer ans Wunderbare grenzenden Seetüchtigkeit, kaum merkbar in das Getriebe der Menſchheitsgeſchichte eingegriffen hat, haben die *Weſtmalaien*, feſt im angeſtammten Boden Indoneſiens haftend und von Haus aus der Schifffahrt kundig und fähig, nicht nur über den Indiſchen Ozean bis nach Ceylon und Madagaskar hinausgegriffen, ſondern auch in der Mehrzahl ihrer dauernd eingenommnen Sitze eine Rolle geſpielt, deren Bedeutung bei weitem größer iſt als die ihrer öſtlichen Stammesgenoſſen und die faſt aller Anwohner des Indiſchen Ozeans. Nur in der Halbinſel Malakka auf dem Feſtlande fußend, ſind ſie *wahre Kinder des Ozeans*; und wenn ſie nicht vermocht haben, ſich zu deſſen unumſchränkten Herren emporzuſchwingen, ſo iſt das vielleicht weniger die Folge von Charakter und Begabung als der *Zerſplitterung* ihrer Sitze in ſo ungemein zahlreiche Inſeln und der Lage des Malaiiſchen Archipels im *Treffpunkte zweier ſo übermächtigen Kulturen* wie der chineſiſchen und der indiſchen. Zwar hat der chineſiſche Einfluß ſich im weſentlichen ſtets nur auf das handelspolitiſche Gebiet erſtreckt; um ſo umfaſſender iſt dafür aber ſeiner Zeit der indiſche geweſen. Mit ganz ungewohnter Kraft hat er das geſamte Geiſtes- und Kulturleben des weſtlichen Archipels umſpannt; und obgleich er den ſeiner ganzen Veranlagung nach lebhaftern Malaien nicht dermaßen in das Joch religiöſer Anſchauungen zu ſpannen und ihn damit an die heimiſche Scholle zu feſſeln vermocht hat wie

daheim den Hindu, ſo iſt unter der ſengenden Beſtrahlung indiſcher Beſchaulichkeit die politiſche Thatkraft des Inſelvolks doch vielleicht in höherm Grade nachteilig beeinflußt worden, als man gemeiniglich anzunehmen gewohnt iſt.

Den Zeitpunkt der Wanderungen der negroiden und malaiiſchen Völker und damit den Beginn der geſchichtlichen Rolle des Indiſchen Ozeans zu beſtimmen, iſt ebenſo unmöglich wie nebenſächlich. Wichtiger iſt die Frage nach den Urſachen jener Völkerbewegungen. Für beide waren nach Süden gerichtete Stöße innerafiatiſcher Völker als nächſtliegend anzunehmen. Daß mongoloide Völker, die ewigen Störenfriede Aſiens, in erſter Linie in Frage kommen, iſt ſehr wahrſcheinlich, für Hinterindien ſogar ſicher; denn in den heutigen Indochineſen mit ihren zahlloſen Gruppen dürfen wir die mittlerweile ſtark gemiſchten Nachkommen jener Welle erblicken, deren Eintritt in das ſüdoſtaſiatiſche Randgebiet den Rückzug der Malaien auf das vorliegende Meer verurſachte. Bis an das Meer iſt ihnen die neue Bevölkerung gefolgt — aufs Meer hinausgegangen, um es zu beherrſchen, iſt ſie jedoch ebenſowenig wie alle andern Zweige des großen Stamms, iſt alſo weder für den Stillen Ozean nach Oſten, noch für den Indiſchen Ozean nach Süden und Weſten jemals hiſtoriſch geworden. Selbſt die örtliche Zumiſchung malaiiſchen Bluts hat den Hinterindier nicht über die Stufe des Seeraubs emporgehoben.

Schwieriger noch als hier im Nordoſten iſt es im Nordweſten des Ozeans, einen auch nur einigermaßen ſichern Einblick in die Verhältniſſe der älteſten Zeit zu gewinnen. Wenn die Annahme einer Einwanderung der afrikaniſchen Neger aus dem nördlichen Randgebiete des Indiſchen Ozeans richtig iſt und als die natürlichſte Erklärung dafür ein Druck von Norden her angenommen werden darf, ſo wiſſen wir doch weder über den Zeitpunkt, noch über die Verurſacher dieſes Drucks, noch über das Woher ihrer Bewegungen etwas Genaueres. Sicher iſt nur, daß eine lange, lange Zeit verfloſſen iſt, ſeitdem die letzte negroide Völkerwelle die Achſe des Roten Meers in der Richtung von Nordoſten nach Südweſten gekreuzt hat; denn nach ihr iſt noch der ganze hamitiſche Schwall desſelben Wegs gezogen, und deſſen letztes Glied, die alten Ägypter, waren ſchon Jahrtauſende vor unſerer Zeitrechnung ein hochentwickeltes Kulturvolk. Der beſcheidne Anteil des Indiſchen Ozeans an dieſem Abſchnitte der Menſchheitsgeſchichte entfällt damit in Fernen, über die ein feſtes Urteil zu gewinnen wohl nie mehr möglich ſein wird. Er iſt in ſeiner ganzen Ausdehnung prähiſtoriſch; lange Zeiträume mußten vergehen, bis durch Vermittlung desſelben Hamitentums, das vor alters die oſtweſtlichen Bewegungen abgeſchloſſen hatte, die geſchichtlich beglaubigten weſtöſtlichen Beziehungen aufgenommen worden ſind.

3. Die geſchichtliche Zeit bis zum Auftreten des Islams.

Verſchieden wie das morphologiſche Antlitz der Meere iſt auch ihr geſchichtliches. Der Grundzug in dem des Stillen Ozeans iſt immer anthropologiſch-ethnographiſcher Natur geweſen. Er hat ſeine geſchichtliche Aufgabe ſtets darin geſehen, die Raſſen zu miſchen, um neue Typen zu ſchaffen und auszubilden; politiſche und kommerzielle Beziehungen zu entwickeln und zu pflegen, iſt nie ſeine Stärke geweſen. Auch beim Atlantiſchen Ozean treten die letztern zu gunſten der übrigen, ſoweit ſie die Beziehungen zwiſchen der Alten und der Neuen Welt betreffen, zunächſt zurück; Amerika iſt lange Zeit hindurch in erſter Linie nur ein neuer Völkerherd für Europa ſowohl wie für Afrika geweſen. Beide haben, jenes freiwillig, dieſes gezwungen, Welle auf Welle hinübergeſandt, den weiten, leeren Räumen der Neuen Welt zur Füllung und ſich

ſelbſt zur Erleichterung. Selbſt heute beſteht dieſe Eigenſchaft Amerikas noch fort, obſchon ſein politiſches Gewicht wie das ſeines Handels, durch eine beiſpiellos raſche Entwicklung begünſtigt, im Laufe weniger Jahrhunderte ins Ungeheure gewachſen iſt. Nichts von alledem iſt dem Indiſchen Ozean eigen. Wohl hat auch er der Völker gewaltige Scharen nach Oſten und Weſten entſendet; aber die nach Weſten gingen, ſind ihm meiſt fremd und fern geblieben, die andern im Oſten ſind ſeinem Machtbereich enteilt. Wohl iſt auch er ein Völkerbildner; doch wo dieſe Aufgabe im großen Stil an ihn herantritt, wie im Archipel und in Auſtralien, da muß er ſie mit dem größern Nachbar teilen; wo ſie jedoch im kleinen ihm winkt, wie an den Geſtaden Oſtafrikas und auf Madagaskar, da entſpricht das Ergebnis nur wenig der Würde und Größe des Ozeans. Auch ſeine politiſche Bethätigung iſt nie groß geweſen. Wo ſich ausdehnende Völker wohnen, wie im weſtlichen Archipel, auf Madagaskar und an den Küſten von Süd- und Oſtarabien, da fehlen die großen, mächtig ausgreifenden Reiche, und wo dieſe vorhanden ſind, wie im ganzen ſüdlichen Aſien vom Euphrat im Weſten bis zum Brahmaputra im Oſten, da fehlen Fähigkeit und Neigung für die hohe See.

So bleibt denn für den Indiſchen Ozean als hiſtoriſch belebende und wirkſame Kraft nur der Handel. Seine Bethätigung auf dieſem Gebiet iſt der Grundzug ſeines geſchichtlichen Antlitzes; ob zwar im Wandel der Jahrtauſende mancher Zug darin ſich verändert hat, der Ausdruck iſt immer derſelbe geblieben. Welche Völker auch immer ſich in geſchichtlich erkennbaren Zeiten auf den Indiſchen Ozean hinausgewagt haben, handelspolitiſche Zwecke haben ihren Fahrten ſtets vor allem zu Grunde gelegen. So will denn die geſchichtliche Rolle des Indiſchen Ozeans vorwiegend vom Standpunkte der Handelsgeſchichte betrachtet ſein. Der Geſichtswinkel iſt nur ſcheinbar eng; in Wirklichkeit eröffnet er Ausſichten von bedeutender Tiefe und erſchließt Ausblicke in das Werden und Vergehen der Nationen, wie ſie die ungleich breitern und mannigfaltiger gegliederten Geſichtsfelder der beiden andern großen Weltmeere in dieſem Maße längſt nicht darbieten. Hier iſt die Geſchichte des Handels thatſächlich die Geſchichte der Ziviliſation unſers Geſchlechts.

Man kann nicht die geſchichtliche Bedeutung des Indiſchen Ozeans ſchildern, ohne vor allem der wichtigen Rolle zu gedenken, die innerhalb dieſes Rahmens das Rote Meer und der Perſiſche Golf zu ſpielen berufen geweſen ſind. Dieſe beiden nordweſtlichen Seitenarme des Ozeans ſind die natürlichen Kanäle zwiſchen Oſten und Weſten und das gegebne Bindeglied zwiſchen Abend- und Morgenland. Mehr noch aber als der ſüdliche Zugang zu der großen meſopotamiſchen Ebene, deſſen Wert uns viel klarer vor Augen ſtünde, wüßten wir Genaueres über den Handel der Elamiten (Bd. III, S. 109), hat der bis dicht an die mittelmeeriſche Welt heranreichende Graben des Roten Meers dieſe Verbindung ermöglicht und aufrecht erhalten. Nicht nur iſt er ſchon früh der Schauplatz eines Handelsverkehrs überhaupt, ſondern er iſt auch der Träger des internationalen Verkehrs ſchon in Zeiten, wo der Stille wie der Atlantiſche Ozean nichts andres ſind als gänzlich unbefahrne Waſſerwüſten; und wenn es auch im Laufe der Menſchheitsgeſchichte einen langen Zeitraum gegeben hat, wo das Rote Meer in das beſchauliche Daſein einer ſtillen Meeresbucht zurückſank, ſo ſpricht doch nichts klarer für ſeine geſchichtliche Wichtigkeit als die Thatſache, daß einzig und allein eine ſo einfache That wie ſeine 1859—69 hergeſtellte Verbindung mit dem Mittelmeer ihm mit einem Schlage ſeine alte Rolle zurückgegeben hat (vgl. unten, S. 599). Es iſt zwar nicht mehr der alleinige Träger des Weltverkehrs; die Verbindung aber des kulturgewaltigen Abendlands mit dem nunmehr in weiteſter Ausdehnung erſchloßnen Oſten ſtellt ſeine belebte Waſſerſtraße auch heute noch faſt ausſchließlich her.

A. Bis zum Auftreten der Chineſen.

a) Die alten Ägypter.

Der Handelsverkehr im nordweſtlichen Indiſchen Ozean geht weit ins graue Altertum zurück. Haben auch die alten Ägypter mit ihrer unüberwindlichen Neigung zur Abgeſchloſſenheit keine ſtändige Flotte auf dem Roten Meer unterhalten, ſo haben ſie doch immer wieder und zu den verſchiedenſten Zeiten verſucht, ſich mit den Urſprungsländern der viel gebrauchten und ſehr geſchätzten Spezereien, dem ſüdlichen Arabien und dem Oſthorn Afrikas, in direkte Verbindung zu ſetzen. Der letzte König der elften Dynaſtie, Seanchkara, übertrug dem Henu die Ausrüſtung einer Expedition von Koptos aus nach „Punt“ (Bd. III, S. 600); die gleiche Aufgabe ſollte die Flotte der Königin Hatſchepſut (um 1490 v. Chr., a. a. O., S. 618) auf ihrer Südfahrt löſen. In den Ägyptern haben wir zweifellos die älteſten beglaubigten Schiffer auf dem Roten Meer und dem angrenzenden Teile des Indiſchen Ozeans zu ſuchen. Obgleich jene vereinzelten Fahrten und ſelbſt die von Ramſes III. (1200—1168; Bd. III, S. 655) unterhaltne Flotte ihren puniſchen Nachfolgern kaum als Wegweiſer zu dienen vermocht haben, ſo ſind ſie immerhin bemerkenswert als Belege ſeemänniſcher Neigungen bei einem Volke, das ſonſt ſo feſt an ſeiner Scholle klebte.

b) Indien.

Der Magnet aber, der von jeher mit nur zeitweilig verminderter Kraft alles in ſeinen Bann gezwungen hat, was die weite Fläche des vorgelagerten Meers betrat, war Indien. Indien und der Indiſche Ozean ſind zwei untrennbare Begriffe; das ſagt uns ſchon die Benennung. Und doch gilt dieſe Zuſammengehörigkeit nur in beſchränktem Sinn. Ihrer geographiſchen Lage nach iſt die Halbinſel ſüdlich vom Himalaya zur Beherrſchung der umliegenden Meere geeignet wie kein andres Randland des Indiſchen Ozeans. Trotzdem hat ſie es im Lauf ihrer Geſchichte niemals zu einer führenden Stellung gebracht, wenigſtens nicht aus eigner Kraft. Weder iſt die Halbinſel zu ausgedehnt, um die in ihr ſchlummernde, durch eine überaus dichte Bevölkerung dargeſtellte Kraft zu freier Entwicklung zu bringen, noch iſt die geringe Gliederung ihrer Geſtadelinie die Urſache für den auffälligen Mangel an hiſtoriſchem Wirken. Schuld daran tragen einzig und allein Indiens ethnographiſche Verhältniſſe.

Bei ihrem Abſtiege von den Hochebenen Irans in die heißen Ebenen Indiens haben die Arier eine andre Natur in Kauf nehmen müſſen und ſind deren Opfer geworden. Den neuen Bedingungen im Laufe der Zeit ſich anpaſſend, haben ſie dem ſubtropiſchen und tropiſchen Klima den natürlichen Tribut gezollt; ſie haben eine innere, in religiöſer Entfaltung gipfelnde Entwicklung durchgemacht und nie das Bedürfnis gefühlt, die Kraft ihrer überwältigenden Maſſe und der höhern Geiſtesanlage nach außen hin zu bethätigen. Daß die wediſchen Hymnen und Manus Geſetzbuch ariſcher Seefahrten gedenken, für deren Ausdehnung nach Weſten wieder und wieder die alte Inſel Dioscorides (Sokotra) herangezogen wird, daß man aus dem Gebrauche des Kampfers an den üppigen Höfen indiſcher Fürſten zur Zeit Buddhas auf einen indiſch-chineſiſchen Verkehr ſchließen kann, will wenig beſagen: eine dauernde Schiffahrt der indiſchen Arier hat es nicht gegeben. Indien hat nie das Bedürfnis gefühlt, die Außenwelt zu ſuchen; wohl aber hat es immerdar das Schickſal gehabt, von jener erſtrebt zu werden, zu Lande wie zu Waſſer. Seine Beziehungen zum Meere ſind eng, aber einſeitig; die zahlreichen Strahlen, die von ihm in alle Welt hinausgehen, ſind nicht ſein Eigentum: ſie treffen aus Weſten und Oſten und Süden in ihm zuſammen. Es hat der Welt aus ſeinen ungeheuern Schätzen das meiſte unter allen Ländern der Erde gegeben; aber jene hat ſie ſich holen müſſen.

c) Die Phöniker, die Hebräer und Necho II. von Ägypten.

Die ersten Versuche direkter Schifffahrtsverbindung mit Indien von Westen her sind zweifellos von den Phönikern unternommen worden. Selbst wenn man die Angabe Herodots und Strabons über ihre Ursitze am Persischen Golf und die Handelsplätze auf Tylos und Arados auf sich beruhen läßt, so gehen doch ihre Handelsfahrten auf dem nordwestlichen Indischen Ozean bis ins zweite Jahrtausend vor Christo zurück, da zur Zeit der Hiram-Salomonischen Ophirfahrten (vgl. Bd. III, S. 196) von Eziongeber und Elath aus der Weg dorthin ebenso bekannt ist wie der Fahrtbetrieb regelmäßig. Die Leichtigkeit, mit der sie das Monopol für das Mittelmeer erlangt hatten, mußte die Phöniker geradezu auffordern, auch auf der anderen in ihrem Machtbereiche liegenden Meeresfläche festen Fuß zu fassen, zumal dieses neue Arbeitsfeld mit seinen fremdartigen, von der damaligen Kulturwelt darum aber nur um so stärker begehrten Schätzen ihnen Vorteile versprach, wie sie ihnen das altbefahrne Mittelmeer kaum gewähren konnte. Gewiß haben sie auch auf dem Erythräischen Meere die Alleinherrschaft erstrebt, doch nicht erreicht. Vom Persischen Meerbusen wie vom Roten Meere durch je einen breiten Landstreifen getrennt, waren sie stets auf Verträge mit deren Bewohnern angewiesen; und wenn, wie im Falle Salomos und seiner Nachfolger, diese Verträge die Teilhaberschaft der Landesherren einschlossen, so mußten sie diese notgedrungen mit in Kauf nehmen. Dieser Bedingung konnten sie sich um so gleichmütiger fügen, als ihnen ihre große Überlegenheit zur See den Sieg im Wettkampfe immer wieder sichern mußte.

Bemerkenswerter vom geschichtlichen Standpunkt aus dagegen ist das Drängen der Hebräer zum Indischen Ozean. In jener frühen Zeit und bis zur Babylonischen Gefangenschaft noch lange kein Handelsvolk und um die Wende des Jahrtausends in seinem politischen Gefüge kaum erst gefestigt, belegte es doch schon unter seinem scharfblickenden König David zielbewußt das Nordende des Roten Meers (Edom; Bd. III, S. 195) mit Beschlag. Die Erfolge, die der freundschaftlichen Verbindung seines Sohns Salomo mit dem Tyrerkönige Hiram aus den oben berührten Fahrten erblühten, sind dann nichts als die natürliche Folge der davidischen Politik. Welchen Wert die Hebräer auf den Zugang zum Indischen Ozeane legten, zeigt nichts besser als der Eifer, mit dem auch eine ganze Reihe späterer Herrscher ihn offen zu halten sich bestrebten. So oft auch das Reich Juda in Bedrängnis geriet und vom Meer abgeschnitten wurde, immer ist es eine der ersten Sorgen seiner Fürsten gewesen, die unbotmäßigen Edomiter (Idumäer) von neuem zu unterwerfen, das mehrfach zerstörte Elath wieder aufzubauen und damit Herr an der Bucht von Akaba zu sein. Unter Rehabeam durch den Ägypter Scheschonk I. (Sisak) gedemütigt und eingeengt, dehnt Juda sich unter Josaphat um 860 von neuem kräftig aus; der König stellt Elath wieder her und rüstet eine neue Flotte. Unter Joram erlangen dann die Idumäer von neuem ihre Unabhängigkeit, bis Ussia (Azarja) sie in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts zum drittenmal unterwirft und auch Elath zum dritten Male wieder aufbaut. Unter Ahas (um 730) erblaßt der Stern Judas auf dem Indischen Ozeane für immer; die Idumäer nehmen von nun an ihre angestammten Sitze bauernd ein.

Der Verlust der Stellung des Hebräertums am Indischen Ozeane bezeichnet in der Geschichte des einen wie des andern einen bedeutungsvollen Abschnitt. In der politischen und kulturellen Entwicklungsgeschichte Judas endet damit das erste und einzige Zeitalter geschloßner, bewußter und freiwilliger Ausdehnungsbestrebungen in der Richtung auf das Weltmeer; seine Zurückdrängung ins Binnenland beraubt es für die gesamte Folgezeit der Möglichkeit, als

politiſche Einheit eine Weltſtellung zu erringen. Für den Indiſchen Ozean aber bedeutet jene gewaltſame Abkehr des jüdiſchen Volks den Abſchluß einer Zeit, wo zum erſtenmal eine Nation, der keine ſeemänniſchen Eigenſchaften zuerkannt werden können, ſeinen weltgeſchichtlichen Wert mit vollem Bewußtſein erkennt und anerkennt. Das Urteil wiegt um ſo ſchwerer, als jene Nation ſeine Geſtade nur unter den erſchwerendſten Umſtänden zu erreichen und mittels Kraftentfaltungen zu behaupten vermochte, die inmitten der geſchichtlichen Stumpfheit ſeiner meiſten Anwohner wohlthuend berührt.

Den Phönikern darf man die Hebräer in dieſer Beziehung allerdings nicht an die Seite ſtellen. Für dieſes Volk, das ſtets nur Handelsgewinn ohne politiſche Macht erſtrebte, gab es bei der Erſchließung neuer Gebiete ſchlechterdings keine Hinderniſſe. In der Gewalt nie ihre Stärke ſuchend, haben ſie es ſtets meiſterhaft verſtanden, ihr Ziel zu erreichen, nicht wider den Gegner oder den Nebenbuhler, ſondern durch ihn. Wie ſie dazu die Hebräer ausgenutzt hatten, ſolange dieſe am Golfe von Akaba ſtanden, ſo zögerten ſie nunmehr, rein politiſch genommen allerdings nicht ganz freiwillig (vgl. Bd. III, S. 167 und 665), keinen Augenblick, ihre handelspolitiſche Gunſt den Ägyptern zuzuwenden. Die Ergebniſſe dieſer Verbindung gipfeln in der berühmten Umſegelung Afrikas unter Necho II. um 608 v. Chr., die den Wagemut und das nautiſche Können der Phöniker im hellſten Lichte zeigt; ſie äußern ſich außerdem in der Kriegsflotte, die der Ägypterkönig auf dem Mittelländiſchen und dem Arabiſchen Meere, wohl mit auf Anregungen der Phöniker hin, unterhielt.

d) Der Zwiſchenhandel auf dem Indiſchen Ozeane 600—30 v. Chr.

Der Handel, der in den letzten ſechs Jahrhunderten vor dem Beginn unſrer Zeitrechnung weder im Roten Meere, noch im Perſiſchen Golfe, noch in den dieſen vorgelagerten Teilen des Indiſchen Ozeans je ganz aufgehört hat, iſt nie über die längſt erreichte Stufe des Zwiſchenhandels emporgeſtiegen. Getragen von den verſchiedenſten Völkerſchaften, bleibt er gerade darum Kleinbetrieb von einer Zwiſchenſtation zur andern. Daran änderte nichts, daß Dareios, der Sohn des Hyſtaſpes, den angeblich von Necho II. begonnenen Kanal vom Delta zum Roten Meere vollendete (vgl. Bd. III, S. 144), und daß Ptolemaios II. Philadelphos (284—247) das inzwiſchen verfallne Werk von neuem herſtellte. Oder was half es, daß Nebukadnezar II. (Bd. III, S. 88) an der Euphratmündung, in erſter Linie zu Handelszwecken, Teredon (ſ. die Karte bei S. 569) gründete und die Waſſerſtraßen des Euphrat und des Tigris durch die Anlage zahlreicher Windungen für die Schifffahrt verbeſſerte? Was er gefördert hatte, hemmten die Herrſcher aus der Familie der Achämeniden. Zudem waren, ſeitdem ein Weltreich nach dem andern das vordere Aſien bis zum Nil hin in ſeine ſtarken Feſſeln ſchlug, die Phöniker aus dem Indiſchen Ozean verſchwunden, für den Großhandel ein Verluſt, den die Bewohner des ſüdlichen Arabiens (Hadramaut u. ſ. w.) mit ihren damals noch recht unzureichenden Schifffahrtsmitteln trotz aller Anſtrengungen nicht zu erſetzen vermochten.

Auch Alexanders des Großen indiſcher Feldzug (S. 396) hat, ſo groß auch ſeine geſchichtliche Bedeutung iſt, für den Seehandel zunächſt nicht die Früchte getragen, die der Gewaltige angeſtrebt hatte. Selbſt das ägyptiſche Alexandrien hat ſich erſt Jahrhunderte nach ſeinem Tode zu dem entwickelt, was es ſchon unmittelbar nach ſeiner Gründung (Bd. III, S. 671) hatte werden ſollen: der Vereinigungspunkt für den mittelmeeriſch-indiſchen Handel und damit der Stapelplatz für den Geſamthandel der damaligen Welt. Aber Alexanders eigne kurze Meerfahrt im Mündungsgebiete des Indus, die die Beſitzergreifung des Ozeans verſinnbildlicht,

ferner des Nearchos berühmte Expedition vom Indus zu den Euphrat-Tigris-Mündungen, dann des Königs Versuch, den in völlige Vergessenheit geratnen Weg vom Persischen Meerbusen aus um Arabien herum von neuem zu erschließen, sein Plan der Umschiffung Afrikas, schließlich die von ihm durchgeführte Verbesserung des Fahrwassers bis Babylon hinauf und die Gründung des Hafenorts Charax an der Tigrismündung — alles das spricht beredt für die Wichtigkeit, die Alexander dem Indischen Ozean beimaß, und für die Rolle, die dem neu erschloßnen Meer in den Zukunftsplänen des Helden zugedacht war. Der frühe Tod des Herrschers hat diesen ein jähes Ende bereitet.

Dennoch hat die großartig veranlagte Herrscherthätigkeit des Makedoniers die ihr eigne zauberische Kraft nicht sofort verleugnet: ihre Nachwirkungen haben vielmehr Indien und den Indischen Ozean aus dem Halbdunkel orientalischer Vereinzelung in das helle Gesichtsfeld *hellenistischer* Kultur gezogen. Zwar ist Babylon, durch Verlegung der Seleukiden-Residenz nach Antiochia (Bd. III, S. 271, und IV, S. 147) der neugegründeten Nebenbuhlerin Seleukeia (Ktesiphon) rasch erliegend, weder der politische, noch der geistige, noch der kommerzielle Mittelpunkt der damaligen Kulturwelt geworden. Aber während bis auf Alexander Indien den Griechen durch die dürftigen Berichte nur weniger Männer bekannt gewesen war, hat nach jenem glänzenden Abschnitte die Seeverbindung mit dem Osten fast ein ganzes Jahrtausend hindurch nicht wieder aufgehört. Begünstigt durch die weitausschauende Politik der Ptolemaier, die im Baue des Kanals zum pelusischen Nilarme, in der Anlage von Hafenstädten am Roten Meer und der Sicherung des alten Wegs nach Koptos gipfelt (vgl. Bd. III, S. 673), gewöhnte sich der Verkehr nach Indien jetzt daran, den seit vielen Hunderten von Jahren gepflegten Zwischenhandel zu umgehen; er ward zum *direkten* Verkehr und bildete in seinem immerhin noch bescheidnen Umfange den Übergang zu einem internationalen Handel in größerm Stile.

e) Die Anfänge eines internationalen Verkehrs in der römischen Kaiserzeit.

Das Jahr 30 v. Chr. bringt mit der Erklärung Ägyptens zur *römischen* Provinz (Bd. IV, S. 393) für den Indischen Ozean ganz *neue Verkehrsverhältnisse*. Jetzt liegt der Weg nach dem schätzereichen Indien frei und offen vor einem Volke, dessen materielle Bedürfnisse bei aller politischen Selbstzucht riesig gestiegen waren. Daher nutzen die Römer den neuerschloßnen Weg in umfassender Weise aus. Dennoch hätte der Verkehr mit dem Osten auch unter den veränderten Umständen sich nicht weit über den frühern Stand zu erheben vermocht, wäre nicht den neuen Herren mit der Nutzbarmachung der *Monsune* eine Kraft zu gute gekommen, die es mit einem Schlag ermöglichte, der bis dahin noch immer geübten Küstenschifffahrt für immer zu entsagen. Die um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts erfolgte Entdeckung dieser dem nördlichen Indischen Ozean eigentümlichen Erscheinung wird dem griechischen Seefahrer Hippalos zugeschrieben, nach dem ja auch der Südwestmonsun benannt worden ist. Wie sie einerseits erst wirkliche Hochseefahrten ermöglichte, so zwang der regelmäßige Wechsel der beiden einander entgegengesetzten Luftströmungen anderseits die Unternehmer auch zu einem geregelten Fahrtbetriebe, der im übrigen zu bequem war, als daß man ihn nicht hätte aufrecht erhalten sollen. In der Folgezeit sind denn auch indische Gesandtschaften in Rom keine Seltenheit mehr, und das Arabische Meer wird befahren wie nie zuvor. Jetzt erfüllte auch Alexandria die Absichten seines Gründers. Nur eins erfüllte das Gemüt römischer Volkswirtschaftler mit tiefer Bekümmernis: daß dieser rege Handel das Nationalvermögen nicht vermehrte. Schon damals nämlich offenbarte der indische Handel die für ihn bezeichnende Eigentümlichkeit, daß der Ausfuhr *keine*

Einfuhr gegenüberstand. Neben Strabon macht auch Plinius diese Beobachtung, und unter Tiberius sann der Senat ernsthaft darüber nach, wie dem ständigen Abströmen römischen Golds nach Osten Einhalt zu thun wäre.

B. Vom Auftreten der Chinesen bis auf Mohammed.

Soweit wir in die Tiefen der beglaubigten Menschheitsgeschichte zurückblicken können, hat der Indische Ozean zu keiner Zeit einem andern Zwecke gedient, als die Straße zu dem vom Abendlande heiß erstrebten Indien zu sein. Den bescheidnen Hilfsmitteln entsprechend waren die Erfolge nur gering. Sie werden erst bedeutend, nachdem man der Küstenschifffahrt entraten konnte. Mit diesem Augenblicke verändert sich das Bild des Indischen Ozeans sofort. Jetzt kann Vorderindien dem Drang in die Ferne nicht mehr genügen. Jetzt wird Ceylon und die Goldne Chersones (Malakka) von Westen her erreicht; und folgen wir den Schiffern, die seit der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. gen Kattigára segeln, so treten wir, mögen wir es mit Ferdinand Freiherrn von Richthofen nach dem Tongking (südl. von Hanfi) oder mit Andern in die Nähe von Kanton verlegen (s. die Karte bei S. 569), mit dem Volk in Verbindung, das für eine lange Folgezeit auf dem Indischen Ozean eine große Rolle spielt, mit den Chinesen. Der Kaiser 'Antun (= M. Aurelius Antoninus) vom Reiche Ta tsin (vgl. S. 77 und 149) sandte 166 eine Gesandtschaft in den fernen Osten; und außer andern römischen Expeditionen suchte eine indische mit Sina festere Bande zu knüpfen, als bloßer Handelsverkehr sie gewähren konnte.

a) Die Chinesen.

Die Bestrebungen des chinesischen Volks zur See sind schon auf S. 585/6 des I. Bands in Kürze beleuchtet worden. Soweit sich die chinesische Schifffahrt auf dem Indischen Ozeane bewegt, hat sie das Eigentümliche, stets genau nur soweit nach Westen vorzudringen, bis sie sich mit der der Westvölker berührt. Diese Berührung ist ihr Bedürfnis; ein Durchdringen und Übereinandergreifen hingegen meidet sie. Dergestalt ist in den vierzehn bis achtzehn Jahrhunderten, die für den chinesischen Verkehr auf dem Indischen Ozean in Frage kommen, dieser der Zeuge eines Schauspiels gewesen, wie es in dieser Art kein andres Meer aufzuweisen im stande ist. Wo überall sonst ein neues Gebiet dem Handel und dem Verkehre gewonnen wird, bewegt sich die Berührungszone stets nur in der Richtung auf das neue Gebiet hin. In völligem Gegensatze zu dieser Regel vollführt das Berührungsgebiet des chinesisch-westländischen Verkehrs Schwankungen, die sich über die ganze Breite des Indischen Ozeans erstrecken, von den Gestaden Malakkas im Osten bis zum Persischen Meerbusen, ja wahrscheinlich bis Aden im Westen. Schränken die Nationen des Westens den Bereich ihrer Fahrten ein, so folgt der Chinese, seinem nicht zu leugnenden Handelstriebe (S. 530) gemäß, mit seinem Fahrzeug in westlichere Gegenden nach; dringen aber unternehmende Schiffer Westasiens oder Europas wieder weiter nach Osten vor, so räumt der Sohn des Reichs der Mitte ohne weiteres das Feld. So ist es in den ersten Jahrhunderten der westöstlichen Beziehungen gewesen, und denselben Vorgang hat die beginnende Neuzeit erlebt. Es ist ein förmlicher Rhythmus, in dem sich diese Bewegungen abspielen. Sie erfolgen mit einer Regelmäßigkeit, die geradezu dazu auffordert, die Beziehungen der Chinesen zum Indischen Ozeane danach zu gliedern.

Diesen aus eignem Antriebe zu betreten, waren die Chinesen ihrem ganzen Charakter nach nicht veranlagt. Dazu bedurfte es erst des Umstands, daß die westasiatischen Schiffer (spätestens) um 250 n. Chr. die Fahrten nach Kattigara allmählich einstellten und sich mit näher liegenden

Endzielen begnügten. Der drohende Handelsverluſt zwingt die Chineſen, den Barbaren nach Weſten zu folgen. Um die Mitte des vierten nachchriſtlichen Jahrhunderts finden wir ſie auf Pinang in der Malakkaſtraße. Gegen Ende jenes Jahrhunderts erreichen ſie zum erſten Male Ceylon und damit den einzigen Punkt außerhalb des Bereichs ihres heimiſchen Ozeans, zu dem ein tieferes Intereſſe ſie getrieben hat; ſahen ſie doch in Ceylon den Keim und Kern der Buddhalehre, die für die Geſtaltung ihrer eignen Kultur von höchſter Bedeutung geweſen iſt (S. 79 und 487). Nicht zufrieden indes mit dieſem immer und immer wieder erſtrebten Ziele, kommen ſie um die Mitte des 5. Jahrhunderts bereits bis zum Perſiſchen Golf und bis zur Stadt Hira am Euphrat; ſpäter finden wir ſie, falls wir Edriſi glauben dürfen, ſogar in Aden und andern Häfen des Roten Meers. Die Fahrten der Chineſen nach Perſien und Meſopotamien enden um das Jahr 700, während ſich ihre Schiffe von Ceylon, das ſich in dieſem Zeitraume zum herrlich erblühenden Stapel zwiſchen Oſten und Weſten entfaltet hatte, erſt um die Mitte des 8. Jahrhunderts zurückzogen.

b) Die weſtlichen Nationen.

Die ſieben Jahrhunderte, in denen die erſte Hin- und Herwanderung der chineſiſch-weſtaſiatiſchen Berührungszone ſich abſpielt, bleiben hinſichtlich der Teilnehmer an dieſem Verkehre nicht ohne Veränderungen. Der ruhende Pol ſind auch hier, wie ſtets in der Geſchichte, die Chineſen; von dem in ſpäterer Zeit unter dem Namen der Malaien bekannten Volke (vgl. S. 525) abgeſehen, durch deſſen Teilnahme an den Fahrten nach Ceylon den Chineſen in dem zweiten Zeitalter ein bedeutender Wettbewerb erwächſt, ſind ſie während der ganzen Zeit die unbeſtrittnen Träger des nach Weſten gerichteten Handels. Dagegen breitet ſich auf dem *weſtlichen* Flügel in jenen Jahrhunderten ein wichtiger *Umſchwung* vor. Hier wird der griechiſch-römiſche Kauffahrer mehr und mehr durch Nationen verdrängt, die, obzwar ſie ſeit langem ſchon an den Rändern des Indiſchen Ozeans geſeſſen hatten, ſich doch jetzt erſt auf ihre Aufgaben zur See beſannen.

Zunächſt ſind hier die *Inder* ſelbſt zu nennen, die jetzt zum erſten und einzigen Mal im Verlauf ihrer nach außen ſo thatenloſen Geſchichte den Fuß in ausgedehnterm Maß aufs Meer ſetzen. Mag man über ihre Beteiligung an den Fahrten nach Malakka und dem Archipel denken wie man will, ſo haben ſie doch ohne Zweifel der vor ihren Thüren ſich abſpielenden glänzenden Entfaltung des weſtlichen Handels nicht unthätig zugeſchaut.

Dieſer Handel ruhte, ſeitdem die Saſaniden (227—651) mit kräftiger Hand die Geſchicke des von ihnen gegründeten Reichs lenkten, zum bei weitem größten Teile bei den *Perſern*. Mit ſtaatsmänniſchem Blicke hat das Herrſcherhaus herausgefunden, daß es dem feindlichen oſtrömiſchen Kaiſertum auf keine Weiſe beſſer zu ſchaden vermochte, als indem es deſſen direkten Handel mit dem fernen Oſten unterband. Ja, das nach unſern ſonſtigen Begriffen völlig ſeefremde perſiſche Volk hat damals nichts Geringeres beabſichtigt, als den geſamten weſtöſtlichen Handel an ſich zu bringen. Ganz hat es freilich ſeine Abſicht trotz aller Bemühungen nicht durchzuführen vermocht. Es beherrſchte *nur* den einen der beiden von Indien nach dem Abendlande führenden Seewege, den über den *Perſiſchen Golf*, bald vollkommen und für lange Zeit; denn weder den Indern noch den rührigen Bewohnern des kleinen, aber für den damaligen Handel wichtigen Königreichs Hira (210—614; vgl. Bd. III, S. 242 und 296) ſtand ein andrer Kurs zu Gebote. Gleich den perſiſchen Schiffen ſelbſt fuhren auch die indiſchen und arabiſchen Fahrzeuge nach Ceylon, wo ſie die durch chineſiſche Dſchunken dorthin gebrachten Waren, vor allem Seide, Gewürznelken, Aloe- und Sandelholz, in Empfang nahmen, um ſie direkt zum Perſiſchen Meerbuſen hinüberzuführen.

Dagegen hat sich der persische Machtbereich weder zur Zeit der Sasaniden noch später jemals auf den zweiten Weg gen Westen erstreckt, das Rote Meer. Daher haben sich hier die Reste der einstigen meerbeherrschenden Stellung Roms am längsten erhalten. Bis ins 4. Jahrhundert hinein blühte das altberühmte Berenike Troglodytike; und noch zur Zeit Justinians fuhren jährlich römisch-griechische Schiffe von Klisma und dem uralten Elath aus gen Indien. Aus volkswirtschaftlichen Gründen war es das Ziel dieses klugen Kaisers von Anfang seiner Regierung an gewesen, sich in handelspolitischer Beziehung von den Persern unabhängig zu machen (vgl. Bd. III, S. 286). Zu Lande gelang ihm das, wenn auch erst 557 und nach mancherlei Fehlschlägen insofern, als er, durch Mönchslist unterstützt, den Seidenbau, auf den es ja in erster Linie ankam, im Reiche selbst heimisch machen konnte (S. 146).

Dagegen mußten bei der ungemein festen Stellung der Perser im Euphratthal alle Versuche, deren Seehandelsmonopol auf diesem nächsten Wege zu durchbrechen, stets vergeblich bleiben. Als einziger Ausweg winkte hier nur das Rote Meer. Der bescheidne Schifffahrtsbetrieb von Klisma und Elath aus konnte dem ungeheuern Verbrauche des üppigen Byzantiner Hofs wie der damaligen mittelmeerischen Kulturwelt schlechterdings nicht genügen. Geographisch begünstigtere Hilfskräfte suchte und fand Justinian in den Äthiopiern des befreundeten axumitischen Reichs (Bd. III, S. 544), dessen Lage am Eingange zum Indischen Ozeane wie zum Roten Meere den Zwischenhandel förmlich aufdrängte.

Gleichwohl ist der Versuch gescheitert. Wohl gingen zahlreiche griechische Kaufleute nach Adulis (vgl. ebenda, S. 558) hinunter, ja auf äthiopischen Schiffen selbst nach Indien hinüber; wohl wußten die dunkelfarbigen Kaufleute den Wert ihrer Vermittlerrolle gebührend zu schätzen; dennoch gelang es auch ihnen nicht, dem persischen Monopol nennenswerten Abbruch zu thun. Die Perser hatten sich im Laufe der Jahrhunderte zu fest in den indischen Häfen eingenistet, als daß der Wettbewerb eines zudem nicht einmal sehr unternehmungslustigen und mächtigen Volks sie aus der sorgsam ausgebauten Stellung hätte vertreiben können: selbst Stürme von der Gewalt, wie sie die islamische Bewegung des siebenten Jahrhunderts auch für Persien mit sich brachte, haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Soweit der Indische Ozean in Frage kommt, schienen die Perser im Gegenteil aus jedem neuem Angriff und Vorstoß auch neue Kraft zu weiterm Ausgreifen zu schöpfen.

4. Von Mohammed bis auf Vasco da Gama.

Wie der geschichtliche Pulsschlag der Nationen stockt, wenn eine Erscheinung von weltgeschichtlicher Bedeutung die Erdteile durchrauscht, wie sich die Geschichte selbst der großen Festlandsmassen nicht ohne Halte- und Wendepunkte abrollt, so gleitet auch die Geschichte der Weltmeere nicht in den glatten Bahnen dahin, die man bei ihrer Schmiegsamkeit und Beweglichkeit voraussetzt. Im Gegenteile, genau wie die leichte Verschiebbarkeit der Moleküle den hydrostatischen Druck nach allen Richtungen fortpflanzt, wie die Erdbebenwelle die Breite des Ozeans von Ufer zu Ufer in rasendem Laufe durcheilt, so zieht jedes Geschehnis von allgemeiner Tragweite in seinen Wirkungen auch die gesamte Umrandung der Meere in seinen Bannkreis. Was für das Atlantische Meer die Westfahrt des Kolumbus, was für den Stillen Ozean der Abstieg des Balboa (S. 593) und die Fahrt des Magalhães, das ist für den Indischen Ozean die Ostfahrt Vasco da Gamas: ein Ereignis von einschneidendster Bedeutung für die gesamte Folgezeit. Während aber jene Thaten in der Geschichte der ersten beiden Meere die einzigen

Eingriffe von größter Tragweite ſind, ſteht die Entdeckung des Wegs um das Kap für den Indiſchen Ozean hierin nicht allein da.

Der Vorläufer, den ſie gefunden hat, iſt der Islam. Nach ſeinem ganzen Werden und Sein gehört er dem Indiſchen Ozean an. Wohl hat er auf unvergleichlich raſchem Siegeszuge die Fahne des Propheten bis an die Geſtade des Atlantiſchen Meers getragen; wohl berührt er in ſeinen öſtlichſten Ausläufern den Stillen Ozean; doch zu lebensvoller, ungehinderter Entfaltung ſeiner Kraft und, was beſonders wichtig iſt, zu einem Ausgreifen über die Fläche des Weltmeers hinaus iſt er nur im Gebiete des Indiſchen Ozeans gelangt. Daß die Araber erſt ſeit der Hedſchra den Fuß aufs Meer geſetzt hätten, iſt nicht anzunehmen; dagegen ſprechen, neben der Meerwanderung der Ge'ezvölker von Südarabien nach dem Hochlande von Abeſſinien (Bd. III, S. 246), die Schifffahrt der Völker von Hira und Adens und noch manche andre Thatſache. Aber zu keiner Zeit vor Mohammed ſehen wir bei ihnen auch nur einen Anlauf zu jener bewußten Überſeepolitik, wie ſie die ganze Kalifenzeit hindurch und darüber hinaus für das Arabertum ſo bezeichnend iſt. Es iſt, als ob erſt durch den Islam das bis dahin nahezu unbekannte Volk, wie es zu Lande zum Welteroberer ward, auch zur See zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gekommen ſei.

Vier Jahre nach des Propheten Tode lag das neuperſiſche Reich, von Omars wuchtiger Hand getroffen, zerſchmettert am Boden (Bd. III, S. 300). Faſt ſchien es, als ſollte unter den neuen Verhältniſſen und bei den Kriegswirren jener Zeit der Indiſche Ozean in den Zuſtand der Bedeutungsloſigkeit zurückſinken, aus dem er ſich im Laufe der letzten Jahrhunderte erſt langſam erhoben hatte; denn gleichzeitig fielen auch das übrige Vorderaſien und ſelbſt Ägypten (641) dem Anſturme der Mohammedaner zum Opfer. Damit war der Indiſche Ozean ein arabiſches Meer geworden; von Sues und Maſſaua im Weſten bis über das Indusdelta im Oſten ſchlugen zur Zeit der Omejjaden und der Abbaſſiden ſeine Wogen an die Geſtade des Kalifenreichs. Damit war der geſamte weſtöſtliche Verkehr, der damalige „Weltverkehr", in die Hand allein der Araber gelegt.

Zum erſtenmal, ſeitdem der Indiſche Ozean in der beglaubigten Menſchheitsgeſchichte eine Rolle ſpielt, zwingt das Auftreten der Araber, das Geſichtsfeld zu zerteilen: neben der bis dahin ausſchließlich in Frage kommenden weſtöſtlichen Achſe (S. 570) durch den nördlichen Teil kommt jetzt auch eine der nordſüdlichen Achſen ernſthaft in Betracht: das Ausgreifen der Araber auf die Küſte von Oſtafrika. Gerade auf dieſem Gebiete hat das Arabertum ſeine Widerſtandsfähigkeit gegen die Weltmächte der Neuzeit am längſten bethätigt: ſeinen letzten Kampf hatte es hier merkwürdigerweiſe gegen die jüngſte Kolonialmacht der Alten Welt auszufechten, das neugeeinte Deutſche Reich.

A. Der Oſten.

Das Ausgreifen der Araber nach Oſten während der Kalifenzeit will noch ganz vom Standpunkte der Wechſelbeziehungen zwiſchen Oſt- und Weſtaſien betrachtet ſein. Im Beſitz einer ganzen Anzahl der beſten Häfen des Indiſchen Ozeans, darunter gerade derer, die den oſtindiſchen Handel beherrſchten, ſahen ſich die Araber förmlich in die Notwendigkeit verſetzt, ihr Intereſſe mehr und mehr der See und in erſter Linie dem öſtlichen Ozeane zuzuwenden. Einmal war auf dieſem Wege der Angriff auf Indien am leichteſten zu bewerkſtelligen: ſchon 637 finden wir arabiſche Kriegsflotten an deſſen Weſtküſte; dann aber galt es vor allen Dingen, den auch nach dem Sturze der Saſaniden zur See noch immer mächtigen Perſern die Vorherrſchaft im Indiſchen Ozeane zu entwinden.

Die Araber haben weder auf dem Seeweg Indien erobert, noch ist es ihnen gelungen, den Wettbewerb der Perser aus dem Felde zu schlagen, trotz der von politischem und verkehrsgeographischem Scharfblicke zeugenden Gründung von Basra (Bassora; 636) und Bagdad (754). Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch durchfurchen ihre Flotten in friedlicher Gemeinschaft mit den persischen Kauffahrern die Wogen des Indischen Ozeans. Während der ersten Jahrzehnte der Kalifenzeit bewegt sich diese Schifffahrt in den Bahnen, wie sie aus der Sasanidenzeit überkommen sind. Sie geht nicht über Ceylon hinaus; damals erstreckten sich ja die Fahrten der Chinesen noch immer bis in den Persischen Golf (S. 580). Erst etwa vom Jahre 700 an greifen Araber und Perser, ermutigt durch Verbesserungen im Schiffsbau und die wahrscheinlich damals erworbne Kenntnis des Kompasses (S. 109), kühn über den Meerbusen von Bengalen hinüber und bis an die Küsten Chinas hinaus. Entsprechend diesem Vordringen und getreu ihrer Gewohnheit, nur soweit in die Ferne zu gehn, wie es zur Aufrechterhaltung eines Handelsverkehrs erforderlich war (S. 579), schränkten die Chinesen dafür die Ausdehnung ihrer Fahrten allmählich mehr und mehr ein, zunächst bis Ceylon; um die Mitte des 8. Jahrhunderts verließen sie auch diese Insel und verschwanden damit für mehr als ein halbes Jahrtausend vom Indischen Ozean überhaupt.

Weder Persern noch Arabern ist es vergönnt gewesen, den Chinesen während dieses langen Zeitraums über die Grenzen des Indischen Ozeans hinaus auf den großen östlichen Nachbar zu folgen. Als 878 zu *Khanfu* 120,000 Mohammedaner, Juden, Nestorianer und Magier getötet wurden, war fernern Fahrten über Malakka hinaus nach Nordosten für immer ein jähes Ende bereitet. Damit *schließt* der *Zeitraum des lebhaftesten Verkehrs*, den, mit alleiniger Ausnahme des Mittelmeers, irgend ein größeres Erdmeer vor dem Beginne der Neuzeit auf seinem Rücken getragen hat. Seine Art und seinen Umfang kennzeichnet am besten die Thatsache, daß ein arabischer Schriftsteller jener Tage den Persischen Golf, den End- und Ausgangspunkt des gesamten nach Osten gerichteten Verkehrs jener Zeit, das „Chinesische Meer" nennen konnte. Ein einziger großer Kulturkreis bietet sich uns hier im Osten dar. Vergleichen wir damit das Dunkel, das noch zur Karolingerzeit auf dem halb christlichen, halb heidnischen Europa ruht, so verstehn wir Oskar Peschel, wenn er betont, daß die *Brennpunkte der* geistigen und materiellen *Zivilisation jenes Zeitalters südlich vom 40. Breitengrad* und *östlicher als irgend ein Meridian des Mittelmeers* gelegen haben.

Mit dem Wegbleiben der Chinesen fiel der Indische Ozean keineswegs der Verödung anheim. Denn wenn auch der Stille Ozean den Persern und Arabern in der Folgezeit verschlossen war, so fanden sie doch in dem an der Malakkastraße gelegnen Kalah einen Platz, wo sich der Handel mit den *Chinesen* abwickelte, bis diese *von neuem* die alte Straße nach Ceylon und den Häfen von Malabar aufsuchten. Dieses Wiederausgreifen der Chinesen ist die *letzte* ihrer rhythmischen Bewegungen auf der Fläche des Indischen Ozeans (S. 579). Sie beginnt erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, als Kublai Chan (S. 93 und 173) die Schifffahrt mächtig anregte. Wie in dem in seinen Anfängen um volle 900 Jahre zurückliegenden zweiten Zeitalter gehn ihre riesigen Dschunken jetzt wieder in großen Flotten gen Westen. Das alte Ziel Ceylon ist geblieben; daneben aber wurden die mächtig aufblühenden Häfen Kalikut und Ormuz die Endpunkte ihrer Fahrten. Auch jetzt dienten diese in erster Linie dem Handel, ohne jedoch Unternehmungen andrer Art auszuschließen. Was die Chinesen auf den Fluten des Indischen Ozeans vorher nie gethan hatten, versuchten sie damals: sie unternahmen sogar *Entdeckungsfahrten* bis tief nach Madagaskar, und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unterwarfen

die Herrſcher der Ming-Dynaſtie Ceylon (S. 98). Das war der Höhepunkt der Thätigkeit Chinas auf dem Indiſchen Ozeane.

Doch ſchon um die Mitte des 15. Jahrhunderts iſt China wieder vom Indiſchen Ozeane verſchwunden; diesmal für immer. Daß die von Chineſen während eines mehr als tauſendjährigen Zeitraums immer von neuem gemachten Verſuche, mit den Nationen des Weſtens in Verbindung zu bleiben, für den Oſten wie den Weſten nicht mehr Früchte getragen haben, iſt nicht etwa die Folge der Einſeitigkeit dieſes bloßen Handelsverkehrs, der ſich im Gegenteile für den Austauſch der materiellen wie der geiſtigen Kultur ſehr fruchtbar erwieſen hat, ſondern vielmehr die der allzu großen phyſiſchen und pſychiſchen Verſchiedenheit der beteiligten Raſſen und Völker, die eine wahrhaft gegenſeitige Durchdringung der beiderſeitigen Kulturen verhindern mußte (vgl. Bd. I, S. 602).

Während dieſes ganzen Zeitalters war Neuholland immer noch der ſtumme, thatenloſe Eckpfeiler, wie in der Urzeit (S. 568). Selbſt an der einzigen Stelle, wo ihm vermöge ſeiner Lage zu der benachbarten Inſelwelt Gelegenheit gegeben geweſen wäre, handelnd aufs Meer hinauszutreten: im Norden und Nordweſten, blieb es dem Ozeane fern.

Dagegen begann das Volk der Malaien, dem wie keinem andern auf der öſtlichen Halbkugel ſeemänniſche Neigungen und Fähigkeiten eigen ſind, in dieſer Zeit aus ſeinem bisherigen Dunkel emporzutauchen. Die Fahrten, die es in dem frühen Zeitraum unternommen hatte, wo die Chineſen zum erſtenmal über die Straße von Malakka hinaus weit nach Weſten vordrangen (S. 580), waren ſicherlich nicht die erſten in ſeiner Geſchichte geweſen; doch iſt darüber nichts Näheres bekannt. Dagegen können wir ziemlich klar verfolgen, wie der weſtliche Archipel, inſonderheit Java, frühe ſchon in eine gewiſſe Beziehung zu Vorderindien geraten iſt. Brahmanentum und Buddhismus haben beide den Weg hierher gefunden (vgl. oben, S. 502/3 und 533). So folgenſchwer auch die Einführung der beiden Religionen für die geiſtige Entwicklung dieſes Teils der indoneſiſchen Inſelwelt geweſen iſt, ſo wenig hat ſie — aus Gründen, die in der Natur jener Lehren ſelbſt gegeben ſind — deſſen Bewohner zu veranlaſſen vermocht, ſchon damals an die Aufgaben heranzugehn, zu deren Löſung ſie vermöge ihrer Seetüchtigkeit ſich längſt hätten berufen fühlen müſſen. Erſt mit dem Augenblicke, wo die Malaien in richtiger Erkenntnis der Schmalheit ihrer politiſchen und wirtſchaftlichen Grundlage, den Fuß von der Inſelwelt auf das vor langer Zeit verlaßne Feſtland zurückſetzten, erlangten ſie Kraft und Möglichkeit, in die Geſchicke ihrer Meere handelnd einzugreifen. Die vom alten Reiche Menangkabau aus 1160 erfolgte Gründung von Singapur iſt thatſächlich der Ausgangspunkt ihrer Macht, die ſich im Laufe der nächſten Jahrhunderte auf einen großen Teil Indoneſiens ausdehnte und ihren hervorragendſten Ausdruck in der Blüte des 1252 gegründeten Malakka fand, das viele Jahrhunderte hindurch den geſamten weſtöſtlichen Verkehr vermittelt hat (vgl. oben, S. 529).

Ein unfreundliches Geſchick hat es gefügt, daß die Malaien zur Entfaltung ihrer angeſtammten ſeemänniſchen Fähigkeiten in größerm Maßſtabe nicht gelangt ſind. Sie hatten den günſtigen Zeitpunkt verpaßt: kaum waren ſie für eine weiter ausholende Überſeepolitik herangereift, da brach jene Zeit an, welche die geſamten bisherigen Verhältniſſe auf dem Indiſchen Ozean über den Haufen warf: ſeine Erſchließung durch die Europäer von Weſten und Oſten. Zwar wurden die Malaien nicht wie die Perſer und Araber gänzlich vom öſtlichen Indiſchen Ozean verbannt: dazu waren ſie zu innig mit ihm verwachſen; aber ihre Schifffahrt ward durch den nachhaltigen Eingriff der neuen weißen Herren auf die ſittlich niederſte Stufe nautiſcher Bethätigung herabgedrückt, die Seeräuberei. Schon vorher bei den Malaien in hohem Anſehen,

ward sie nunmehr ihre fast ausschließliche Beschäftigung; mit diesem unfreiwilligen Schritte verzichteten die Malaien auf eine geschichtliche Rolle im höhern Sinne.

Nur eine einzige That größern Stils ist den Malaien innerhalb des Indischen Ozeans vergönnt gewesen: ihre Besiedlung der großen Insel Madagaskar. Im Grunde genommen ist diese Wanderung aus den im Indischen Archipel gelegnen Ursitzen „vorgeschichtlich“: die Annahmen über ihren Zeitpunkt schwanken ja zwischen dem ersten und dem zwölften nachchristlichen Jahrhundert (vgl. oben, S. 558). Dennoch ist das Dunkel der Geschichtslosigkeit, das damals noch über dem westlichen Indischen Ozean ruhte, schwerlich ganz und gar ungelichtet gewesen. Nur waren die Errungenschaften der Alten auf diesem Gebiete verloren gegangen: alles, was man in dem langen Zeitraume von der Umschiffung Afrikas unter König Necho (S. 577) bis auf den Periplus des Erythräischen Meers (S. 532) hier erforscht und erkundet hatte, war in spätern Wirren der Vergessenheit anheimgefallen, für menschliche Gesittung und Geschichte unfruchtbar geblieben.

B. Der Westen.

a) Die Araber.

Dennoch hat der Westrand des Ozeans auch in dieser trüben Zeit das Schicksal der in fast ungeschichtlicher Öde verharrenden Ostseite nicht geteilt. Blieben auch die griechischen Kauffahrer schließlich weg, so hörten doch die Araber, die schon früh von ihren Handelsplätzen in Yemen aus nach Süden gesteuert waren, auch über das zweite nachchristliche Jahrhundert hinaus nicht auf, die Ostküste Afrikas eifrig und bis weit über den Äquator hinunter zu befahren. Vor dem Auftreten des Propheten verfolgten ihre Fahrten ausschließlich Handelszwecke. Reichlich hundert Jahre aber nach der Hedschra wurde die vordem nur lockere Verbindung mit dem Süden mehr und mehr gefestigt; wo früher nur einfache Faktoreien bestanden hatten, wuchs eine feste Stadt nach der andern heran. Um diese herum gruppierten sich Reiche zwar nur geringer Ausdehnung; nichtsdestoweniger sind sie im stande gewesen, Volkstum und Sitte, Religion und Blut der eingesessnen Bevölkerung in hohem Maße zu durchsetzen und zu verändern. Makdischu und B(a)rawa, Malindi und Mombas, besonders aber das lange Zeit blühende Kilwa-Kisiwani sind die Kernpunkte dieser Staaten, mit deren Erhaltung während voller 900 Jahre das Arabertum den glänzendsten Beweis von historischer Kraft und Ausdauer gegeben hat (vgl. Bd. III, S. 428 und 478).

Prüft man die Ursachen, die den Blick der Araber auf Ostafrika lenkten, als es galt, die bisher nur auf dem Handel beruhenden überseeischen Beziehungen in bewußte politische Machterweiterung umzusetzen, so findet man im großen und ganzen dieselben Umstände, die eine ganze Reihe von Jahrhunderten vorher ihre Vorfahren zur Anknüpfung eben jenes Handelsverkehrs geführt hatten. Die an und für sich geringe Entfernung der beiden Länder voneinander wird in geradezu einziger Weise verkürzt durch die periodisch wehenden Monsune, deren Benutzung bei den Anwohnern des nordwestlichen Indischen Ozeans zweifellos viel älter ist als ihre Entdeckung und Verwertung in der Römerzeit. Ein weiteres und vielleicht ausschlaggebendes Lockmittel für politische Besitzergreifung war ferner der Charakter der afrikanischen Küstenbevölkerung, die weder zu Lande noch zur See im stande war, mit den Eindringlingen in Wettbewerb zu treten. Als letzter Beweggrund kommt schließlich ein ideeller Umstand in Betracht: die Ansichten der Araber über die Lage Afrikas zu ihrer Heimat und, in Verbindung damit, ihre Vorstellungen von der Gestalt des Indischen Ozeans im allgemeinen.

b) Die Folgen der Irrtümer des ptolemäiſchen Erdbilds.

In größerm Maßſtab iſt von allen drei Ozeanen keiner ſo früh von Schiffen durchfurcht worden als der Indiſche; keiner aber hat merkwürdigerweiſe ſo lange gebraucht, um von der Menſchheit nach Geſtalt und Größe richtig erkannt zu werden. Der Stille Ozean iſt erſt Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in den Kreis der Geſchichte einbezogen worden; aber nur wenig über 250 Jahre dauert es, da ſteht er in ſeiner ganzen rieſigen Dreiecksgeſtalt erforſcht vor uns. Auch der Atlantiſche Ozean iſt bis zur Fahrt des Kolumbus, oder, wenn man will, bis zur Landung der Normannen an den Geſtaden Vinlands eine nach Weſten ins Ungemeßne ſich dehnende Waſſerwüſte, von der nur der nördliche Oſtrand in geſchichtliche Benutzung genommen worden war. Aber was beim Stillen Ozean noch Jahrhunderte gedauert hat, währte bei ihm nur Jahrzehnte: ſchon am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts iſt ſeine Kanalform in ihren Hauptlinien erkannt. Anders der Indiſche Ozean. Ihn hatten die ſeetüchtigen Nationen des Altertums ſchon in weiter Ausdehnung befahren; Perſer und Araber hatten ihn in ſeiner ganzen weſtöſtlichen Breite kennen gelernt. Dennoch hat die Neuzeit ihn in einer Form übernehmen müſſen, die an Verzerrung das Höchſte bedeutet, was das menſchliche Wiſſen in ſeinem Stückwerk in der Zeichnung des Erdkartenbilds jemals geleiſtet hat. Der Indiſche Ozean wurde aufgefaßt als Binnenmeer, als ein langer, ſchmaler Kanal, der, an das Rote Meer ſich anſchließend, gleichſam eine nach Süden gerückte Verlängerung des Mittelmeers darſtellt. Während das Nordgeſtade dieſes merkwürdigen Beckens im Südrand Aſiens gegeben iſt, wird für die Südküſte der Erdteil Afrika herangezogen, deſſen Oſtrand, um mehr als einen Quadranten gedreht, ſich weit im fernen Oſten mit Südaſien vereinigt.

In ſeinen Anfängen geht dieſer Irrtum bis auf Eratoſthenes und Hipparch, ja bis auf Ariſtoteles zurück; für die Menſchheitsgeſchichte folgenſchwer wird er indeſſen erſt infolge ſeiner Verarbeitung durch Ptolemaios, deſſen kosmographiſches Syſtem für die Erdkunde des geſamten Mittelalters beſtimmend geweſen iſt. Wie die Araber, die unmittelbaren Erben des großen Geographen, kritiklos Richtiges und Irrtümliches ſich aus ihm angeeignet haben, ſo übernahmen ſie auch den Indiſchen Ozean als Binnenmeer, trotzdem ihnen die Richtung der Sendſchküſte Oſtafrikas geläufig ſein mußte. Ihr Feſthalten an dieſer Geſtalt des Indiſchen Ozeans iſt nur aus dem Zuſammentreffen verſchiedner Umſtände zu erklären. Einmal ging ihnen Ptolemaios über alles, in der Hauptſache eine Folge ihres Mangels an kartographiſchem Talente. Dann aber vermuteten ſie als Anhänger des ptolemäiſchen Syſtems, daß die Temperaturen auf der ſüdlichen Halbkugel zur Zeit des nördlichen Winters, wo die Sonne ſich der Erde am meiſten nähert, eine Höhe erreichten, die für alle belebten Weſen tödlich ſein müßte. Daher hielten ſie alles Land ſüdlich vom Äquator für unbewohnbar und das Meer der Schifffahrt für unzugänglich; daher wurden ſie in dem Wahne beſtärkt, die von ihnen bis Sofala hinunter befahrne Küſte verliefe weſtöſtlich und liege Südaſien unmittelbar gegenüber.

Für die Menſchheitsgeſchichte iſt der Indiſche Ozean in dieſer ptolemäiſchen Geſtalt in zwiefacher Hinſicht bedeutungsvoll geworden. Der eine Teil ſeiner Rolle erſchöpft ſich in den politiſchen Errungenſchaften der Araber an der Oſtküſte Afrikas, die man in höherm Maße vielleicht als die oben angeführten erſten beiden Umſtände auf das erklärliche Gefühl der Eroberer zurückführen darf, im Mutterland immer einen ſichern Rückhalt zu haben, weil es ja geradezu im Angeſichte der Kolonien liege. Der andre Teil ſeiner Bedeutung iſt ungleich umfaſſender nach Ort und Zeit: er liegt in der Geſtalt der Terra australis, des unbekannten Südlands

(vgl. S. 248). Von Ptolemaios in seinen Grundzügen dem Griechentum entnommen und unter dem Namen des äthiopischen Australiens als Südrand seines geschloßnen Indischen Ozeans festgelegt, hatte es bei den Arabern in der Sendschküste seine Auferstehung gefeiert, war dann, teils durch Vermittlung der Araber, teils unmittelbar in die Erdkunde der Scholastiker übergegangen und steht nun am Ende eines vielbewegten, in vielen seiner Abschnitte aber unfruchtbaren Zeitraums als ein Rätsel da, das zu lösen das Mittelalter kein Anrecht erworben hatte.

Während der zweiundeinhalb Jahrtausende, durch die uns bisher der Indische Ozean beschäftigt hat, erscheint er thatsächlich nur wie eine Verlängerung des Roten Meers und des Persischen Golfs, wie ein *schmales Binnenmeer*, dessen Südufer, bloß in der Phantasie der damaligen Menschheit bestehend, eine unübersteigliche Schranke gegen jede Erweiterung jener Meeresfläche bildet. In Wirklichkeit deckt sich der Indische Ozean dieser ganzen Zeit fast immer mit dem Meere des Ptolemaios. Wenn er je dessen Bereich überschreitet, so geschieht das entweder nur in beschränktem Maß und in einer ganz bestimmten Richtung, wie in den Südfahrten der Araber; oder die Erschließung größerer Teile bleibt der Kulturwelt vorenthalten, wie es mit den Südwestfahrten der Chinesen geschah, oder aber sie liegt von vornherein außerhalb des Bereichs der beglaubigten Geschichte, wie dies mit der Wanderung der Malaien nach Madagaskar der Fall ist.

Seinem Charakter eines mäßig großen Binnenmeers entsprechend, kommt die trennende Eigenschaft, wie sie ausgedehnten Meeresflächen jeder niedrigen Kultur gegenüber eigen ist, bei diesem Indischen Ozean kaum zur Geltung. In frühen Zeiten, wo die Menschheitsgeschichte auch in seinem Gebiete sich in bloßen Massenverpflanzungen erschöpft, hat man ihn einfach umgangen; später segelte man entweder die Küsten entlang von Hafen zu Hafen oder ließ sich vom Monsun treiben, nach Osten oder nach Westen. Die Richtung der Breitenkreise ist überhaupt die fast einzig in Frage kommende geschichtliche Achse des alten Indischen Ozeans (vgl. oben, S. 582). Mit Ausnahme der Sendsch- und Sofalafahrten läuft der gesamte Verkehr in dieser Richtung, von den Unternehmungen der Phöniker im zweiten vorchristlichen Jahrtausend an, über die Griechen und Römer, die Perser und Araber hinaus bis auf die letzten, nach Ceylon gerichteten Vorstöße der Chinesen um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie einseitig auch dieser Verkehr ist — mit Ausnahme weniger aus religiösen Beweggründen unternommnen Reisen der Chinesen und der vereinzelt dastehenden kriegerischen Unternehmungen der Araber gegen Indien ist er immerdar dem Handel gewidmet gewesen —, so bedeutsam hat er sich anderseits für die Entwicklung menschlicher *Kultur* erwiesen.

Bei diesem Austausche von Kulturerrungenschaften zwischen Osten und Westen ist das Abendland vorwiegend der nehmende, der Morgen hingegen der gebende Teil gewesen. Und in dem ganzen letzten Drittel des von uns durchmeßnen Zeitraums ist der Austausch lediglich durch Vermittlung vorderasiatischer Völkerschaften, durch die Perser, besonders aber durch die Araber erfolgt. In dem Augenblicke, wo diese aus dem Nichts zur politischen und geistigen *Weltmacht* emporschnellen, ist die alte direkte Verbindung des mittelmeerischen Kulturkreises mit Süd- und Ostasien gänzlich *unterbrochen*. Einerlei, ob es sich um den Bezug seltner Gewürze, Färb- und Genußmittel, oder aber um die Einführung des indischen Systems vom Stellenwerte der Zahlen handelt, ob die Erweiterung der Kenntnisse in Medizin und Mathematik, in Erd- und Himmelskunde in Frage kommt: stets sind die Beherrscher des Roten Meers und des Persischen Meerbusens die unumgänglichen Makler. Thatsächlich trägt seit dem 7. oder 8. Jahrhundert der Indische Ozean das Gepräge eines *rein asiatischen* Meers, wenn man will, *mit einer schwachen afrikanischen Beimischung*.

Seit dem Bestehen des arabischen Riegels treten für den Indischen Ozean den Weißen gegenüber dieselben Verhältnisse ein, wie sie auf dem Stillen Ozeane herrschten, bevor der Europäer an dessen Ufern erschien. Wie jener war auch er dem Gesichtsfelde der abendländischen Kulturnationen gänzlich entrückt; er mußte ebenso von neuem entdeckt und erschlossen werden wie sein großer jungfräulicher Nachbar. Daß die Erschließung beider Meere um etwa dieselbe Zeit erfolgt ist, gleichzeitig zudem mit der Aufhellung des über dem Atlantischen Ozean ruhenden Dunkels, das ist eine Fügung, durch Umstände bedingt, die im Schoße der aufsteigenden Westvölker geboren waren. Dem innersten Wesen dieser Meere hingegen entspricht es, daß sich die geschichtlichen Folgeerscheinungen dieses anbrechenden Zeitraums für jedes verschieden gestalten.

5. Die neue Zeit.

Dieselbe Erdbeben- oder Gezeitenwelle, die den Stillen Ozean durchkreuzt, vermag auch die Gewässer des Indischen und selbst des Atlantischen in schwingende Bewegung zu versetzen; dasselbe Wassermolekül, das infolge von Schwereunterschieden den Standort wechselt und heute von der Antarktis aus zum Stillen Ozeane treibt, kann aus gleicher Ursache in späterer Zeit das Indische oder das Atlantische Meer betreten. Physikalisch also ist der erdumspannende Ozean eine Einheit. Doch der geschichtlichen Betrachtung erscheint er geteilt; denn er ist eine „Funktion seiner Uferländer“. Haben schon viele der kleinen, von wenigen Nationen umwohnten Binnen- und Randmeere ihren eignen geschichtlichen Ausdruck, um wieviel mehr müssen große, aber scharf gezeichnete Züge hervortreten bei den gewaltigen, von ganzen Rassen umgebnen Weltmeeren! Thatsächlich erscheint jeder der drei Ozeane im Rahmen der Menschheitsgeschichte als Persönlichkeit, als Einzelwesen. Freilich erleidet diese Eigenschaft eine allen gemeinsame Einschränkung: sie waren es. Der Menschheit von heute ist der Unterschied zwischen physikalischem und geschichtlichem Weltmeere nicht mehr geläufig. Wie die Woge des einen Ozeans schrankenlos mit der des andern sich eint, so flutet der moderne Weltverkehr und damit die Weltgeschichte ungehemmt und ungehindert von einem zum andern. Zwar gehen beide in bevorzugten Bahnen, aber diese Bahnen umspannen den ganzen Erdball; sie durchkreuzen die Meere in jeder vom Menschen gewollten Richtung: der Grundzug des wahren Weltverkehrs.

A. Von Vasco da Gama bis zum Beginne der britischen Herrschaft in Indien (1498—1757).

Vierhundert Jahre sind dahingerauscht, seitdem sich dieser Umschwung im Wesen der Ozeane — nicht in der menschlichen Anschauung darüber — vollzogen hat, eine kurze Spanne Zeit gegenüber den Jahrtausenden vorher. Dem Atlantischen wie dem Stillen Ozeane haben sie unendlich viel gebracht, jedem sicherlich mehr als dem Indischen Ozeane; trotzdem ist die Gesamtsumme ihrer historischen Bedeutsamkeit nicht größer als die des letztern. Auch bei ihnen beginnt mit den Entdeckungsfahrten der Europäer eine neue Zeit; aber Großes aus der Vergangenheit hatten sie nicht einzusetzen. Was der Stille Ozean an eignem maritimen Leben vorher besessen hatte, spielte sich auf der im Verhältnis zur Fläche des Ganzen verschwindenden nordwestlichen Randzone ab, oder es fällt, wie das Wirken der Polynesier, aus dem Rahmen der übrigen Menschheitsgeschichte heraus. Der Atlantische Ozean aber war in seinem bei weitem größten Teile zu geschichtlichem Leben überhaupt noch nicht erwacht; nur der feingegliederte Nordosten mit seinen unvergleichlichen Seitenbecken, dem Mittelmeere, der Ost- und der Nordsee, war seit langer Zeit thätig, des Augenblicks harrend, mit seiner durch Jahrhunderte und

Jahrtausende gestählten geschichtlichen Kraft den Erdball zu überfluten. Auch der Indische Ozean ist vor dem Ausbruche des neuen Zeitalters längst nicht mehr in seiner Gesamtausdehnung geschichtlich bedeutungsvoll gewesen; der ganze große Süden lag ja völlig brach. Gleichwohl will der schmale Nordrand, der hier lediglich in Frage kommt, von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet sein als die entsprechenden Teile der beiden Nachbarmeere. Der mittelmeerische Kulturkreis ist ebenso eine Welt für sich wie der ostasiatische. Um ein volles Drittel des Erdumfangs räumlich voneinander getrennt, sind sie zwei geistig völlig verschiedenartige Größen, die bewußt und unbewußt das ständige Bestreben zeigen sich einander zu nähern, zu berühren und zu durchdringen. Diese Annäherung herbeizuführen, ist der asiatische Landriese in seiner Massigkeit nicht geeignet; ein vielversprechender Versuch, die Berührung Roms mit China im Jahre 95 n. Chr., blieb ohne Nachfolge (vgl. S. 149). In dieser Not ist das Wasser des Indischen Ozeans helfend, *vermittelnd* eingetreten: seine geschichtliche Wirksamkeit erschöpft sich geradezu in der Verbindung von Osten nach Westen.

a) Die Bedeutung des selbständigen Eindringens der Weißen Rasse in den Indischen Ozean.

Darüber hinaus ist er indes auch der Schauplatz einer *eignen Geschichte*. Weder von der starren Großartigkeit der ostasiatischen, noch von der Beweglichkeit der mittelmeerischen, hat sie die Eigenschaft, den gesamten Ozean, soweit er für die Menschheitsgeschichte überhaupt in Frage kommt, zu umfassen. Getragen von der Lehre des Propheten, reicht sie fast lückenlos von Ufer zu Ufer, von der Ostküste Afrikas im Westen bis zu den Inseln des Archipels im fernen Osten. Demgemäß ist der Einbruch der *Weißen* Rasse, deren Kulturentwicklung er so lange Zeit hindurch erfolgreich beeinflußt hatte, hier von einer ganz andern Bedeutung, als es die Ausbreitung der Europäer für die jungfräulichen Flächen des Atlantischen und des Stillen Ozeans gewesen ist: diese konnten im Grunde genommen dabei nur gewinnen, der Indische Ozean dagegen hatte mancherlei zu *verlieren*. Von diesem Standpunkt aus will der Indische Ozean *seit der Fahrt des Vasco da Gama* betrachtet sein. Dem äußern Anscheine nach sind die Schicksale der drei Ozeane fast völlig gleich. Keiner von ihnen hat sich auf die Dauer dem Einflusse des Weißen zu entziehen vermocht. Auch der Indische Ozean teilte dieses Geschick, in höherm Maße sogar als sein östlicher Nachbar. Dennoch besteht ein großer Unterschied in den Endergebnissen. Atlantischer wie Stiller Ozean erleiden, genau wie der Indische, zunächst Verluste am eignen historischen Vermögen: in Amerika und Australien werden die Herde selbständiger Geschichte sogar völlig gelöscht. Überall indessen hat sich dieser Vermögensschwund schließlich ins Gegenteil gekehrt. Was die Eingewanderten in der Union und in Australien in überraschend kurzer Zeit an historischen Werten geschaffen haben, wiegt die ehemaligen Verluste bei weitem auf.

Beim Indischen Ozean liegt die Sache von vornherein wesentlich anders. Nimmt man das außertropische Südafrika aus, so umschließt seine Fläche kein Land, das einer europäischen Masseneinwanderung jemals als Ziel gedient hat. Noch heute verschwindet der Weiße der Zahl nach völlig gegenüber der Masse der Eingebornen, einerlei ob wir ihn im Archipel, in Indien oder an den Gestaden Ostafrikas aufsuchen; vor 300 oder 400 Jahren, in den Anfangszeiten der Kolonisationsthätigkeit, war dieses Verhältnis zweifellos noch stärker ausgeprägt. An ein Wegfegen der einheimischen Kulturen, wie es in jenen Tagen Amerika erlebt hat, und damit an einen Ersatz durch ein europäisches Tochtergebilde, war unter diesen Umständen natürlich nicht zu denken; es lag ebenso außerhalb des Bereichs der Möglichkeit wie z. B. ein Hinwegräumen

der oſtaſiatiſchen Kultur. Hier konnte es ſich höchſtens darum handeln, den Gegner (einen ſolchen hat der Weiße in jedem Anwohner des Indiſchen Ozeans bis auf den heutigen Tag zu ſehen) wirtſchaftlich und politiſch zu vernichten. Beides iſt dem Europäer gelungen; denn der Widerſtand, den Bali und Atjeh, Madagaskar und Arabiſch-Oſtafrika in unſern Tagen noch geleiſtet haben, gleicht dem letzten Zucken eines Sterbenden. Entſprechend der Verſchiedenartigkeit der Völker, hat der Kampf ſich örtlich und zeitlich ſehr ungleich geſtaltet: eine Handvoll Krämer konnte einen allerdings thönernen Rieſen wie Indien zertrümmern, während jene eben genannten Zweige der Malaien der Fremdherrſchaft noch heute trotzen.

Nirgends iſt dieſer Kampf leichter geweſen als dort, wo nur ein ſchwaches oder gar kein Band die Völker mit dem Ozeane verknüpfte, anderſeits um ſo hartnäckiger, je inniger die Randvölker mit ihm verwoben waren. Allerdings läßt ſich dieſe (urſächliche oder nur begleitende?) Erſcheinung nicht ohne weiteres verallgemeinern. Zwar unterliegen Azteken und Peruaner dem Anſturme der Weißen noch leichter als die Inder; aber China ſteht, trotz mancher Stürme, bis auf die Gegenwart nach jeder Richtung hin noch unerſchüttert da. Anderſeits iſt der Widerſtand nirgends geringer geweſen als bei den Polyneſiern; hier hat die Verſtreuung einer ſpärlichen Bevölkerung über ein rieſiges Gebiet die Durchführung jedes Kampfes von vornherein verhindert. Aber ſtehen Indoneſien und Indien nicht faſt unter den gleichen Verhältniſſen, nach der einen wie nach der andern Richtung? Trotzdem verhalten ſie ſich gerade umgekehrt. Wir werden daher dem Indiſchen Ozeane zweifellos nur dann gerecht, wenn wir ihn, für Indien wenigſtens, aus der Reihe der geſchichtlichen Mächte erſter Ordnung ſtreichen. Hier waren vielmehr die durch die eigenartige religiöſe und politiſche Entwicklung des Volks bedingten Zuſtände die faſt ausſchließliche Urſache des raſchen äußern Zerfalls einerſeits, wie ein feſter Hort anderſeits. Ganz bedeutungslos für Indien iſt der Indiſche Ozean in jener ſchweren Zeit des Überganges übrigens doch nicht geweſen. Wohl unter der Einwirkung des regen, nach dem Roten Meere gerichteten arabiſch-ägyptiſchen Handels hatten ſich um die Wende des 15. Jahrhunderts die Staaten der Malabarküſte zu eignen Flotten emporgeſchwungen: dieſe haben in dem Verzweiflungskampfe gegen die portugieſiſchen Bedränger eine weſentliche Rolle geſpielt, allerdings unter ſteter Beihilfe arabiſcher Kriegsfahrzeuge. Erſt mit der Vernichtung des letzten eignen Schiffs begann der Widerſtand der Inder merklich zu erlahmen.

Von den eigentlichen Hütern des Indiſchen Ozeans kommen für eine nachhaltige Verteidigung von deſſen hiſtoriſchem Eigenbeſitz im Grunde genommen nur die Araber in Frage. Denn die Malaien waren Anfang des 16. Jahrhunderts mit dem erſt vor wenigen Geſchlechtern beſetzten Boden noch zu wenig verwachſen. Sie ſind ferner zu wenig zahlreich; zudem über eine zu weite Inſelflur verteilt, als daß ihr Widerſtand gegen die gerade auf ihre Sitze von Oſten und Weſten gleichzeitig hereindringende Flut der Europäer auf die Dauer erfolgreich hätte ſein können. Daß ſie dennoch den Kampf in mäßigen Grenzen jahrhundertelang fortführen konnten, verdanken ſie einzig und allein ihrer Seetüchtigkeit, die es ihnen ermöglichte, den weißen Eindringlingen beſonders durch Seeraub ſchweren Schaden zuzufügen.

Anders die Araber. Sie waren, als Vasco da Gama nach ſeiner denkwürdigen Fahrt in Kalikut den Boden Indiens betrat, die wahren Herren des Indiſchen Ozeans auf geiſtigem, d. h. in dieſem Falle vorwiegend religiöſem Gebiet, und die alleinigen Inhaber des Handelsverkehrs, ſoweit er die indiſche Welt mit dem Abendlande verband. Nicht nur ſtehn und fallen die märchenhafte Blüte Kairos und Alexandriens, die Macht von Venedig, Genua und Piſa, von Barcelona und Florenz, kurz der Glanz der mittelmeeriſchen Welt jener Zeiten mit

dieſem Handel, ſondern es war auch der ganze Norden Europas mit ſeinem regen Verkehrsleben bis weit über Deutſchland und Flandern hinaus durch ſeine Fernwirkungen in ganz beſtimmte Bahnen gelenkt. In Wirklichkeit ſtand das ganze Abendland zwiſchen 1200 und 1500 im Banne des Handels mit Indien. Der dabei in Ausſicht ſtehende ſichere Rieſengewinn hatte dereinſt die Bürgerſchaft der aufſtrebenden Städte zu thatkräftiger Beteiligung an den Kreuzzügen geführt und über jenen merkwürdigen Zeitraum hinaus als Quelle alles Reichtums ſeinen entſcheidenden Einfluß auf die Verhältniſſe des Einzelnen wie der Völker nicht eingebüßt. Europas Antlitz war damals in viel ausgeſprochnerer Weiſe gegen Oſten gerichtet, als vom 16. Jahrhundert ab gegen Weſten; daher die uns kaum verſtändliche Erregung, die ſich aller Nationen des Abendlands bemächtigte, ſo oft die ſchmale Durchgangspforte zum Indiſchen Ozeane, die Handelsſtraßen des Perſiſchen Golfs oder des Roten Meers, ſich zu verengen oder gar zu verſchließen drohte.

b) Der Kampf um die Vorherrſchaft im Indiſchen Ozean.

Schon im Augenblicke der Landung Vasco da Gamas erkannten die Araber die Gefahr, die ihre Alleinherrſchaft aufs äußerſte bedrohte. In der Folgezeit war ihr Widerſtand gegen die Eindringlinge zäher und nachhaltiger als der der ſeeungewohnten Inder. Sogar das Osmanentum, das 1517 mit der Eroberung Ägyptens das Erbe der Mameluken angetreten hatte, verſchloß ſich der Einſicht nicht, daß Ägypten ohne die volle Bewegungsfreiheit auf dem Indiſchen Ozeane wertlos ſei. Dieſe Einſicht wurde ihm allerdings erſt durch die mit der Unterbindung des Levantehandels ihres Lebensnervs beraubten Venezianer und Genueſen; demgemäß fielen die Verſuche der Türken, jene Bewegungsfreiheit wieder zu erlangen, weniger nachhaltig aus, als dies im Intereſſe aller Mittelmeerſtaaten zu wünſchen geweſen wäre. Weit entfernt, die Herrſchaft der Portugieſen zu ſtürzen, vermochten ſie noch nicht einmal, die von jenen einige Jahrzehnte hindurch erhaltne Blockade des Roten Meers zu durchbrechen. Dieſes ſank damit vorläufig zu einem toten Meeresarme herab; zudem legte ſich des Türken ſchwere Hand, alles ertötend, auf ſeinen nördlichen Ausgang.

Politiſch war der Indiſche Ozean im 17. und 18. Jahrhundert und auch den größten Teil des neunzehnten hindurch zunächſt kein Durchgangsmeer. Wohl folgten die Holländer den Spuren der Portugieſen bis nach Japan hinauf; aber der Oſtrand Aſiens war noch zu feſt verſchloſſen, als daß damals ſchon jener eifrige Wettbewerb der europäiſchen Kolonialvölker hätte beginnen können, der heute den nordweſtlichen Stillen Ozean auszeichnet. Dieſen Wettkampf finden wir vielmehr in jener Zeit an den Ufern und auf den Flächen des Indiſchen Ozeans. Den hatten die Portugieſen ein volles Jahrhundert als ihr Meer zu betrachten ſich gewöhnt, kraft des Machtſpruchs des Papſttums, das allein es wagen konnte, den alten Begriff des Mare clausum noch einmal in die Wirklichkeit zu übertragen, indem es das Weltmeer zwiſchen die beiden Mächte der Iberiſchen Halbinſel teilte (vgl. S. 439). Indeſſen wie mit ſo manchem andern, ſo hat die nachkolumbiſche Zeit auch mit dieſem Begriff aufgeräumt. Wie die Spanier den Stillen Ozean nicht halten konnten, vermochten die Portugieſen den aufſtrebenden neuen Kolonialmächten gegenüber das Indiſche Meer um ſo weniger zu verſchließen, als dieſe, ſeine Bedeutung nunmehr erfaſſend, faſt gleichzeitig und in dichtem Schwarm anrückten: wir haben nun das Zeitalter des Mare liberum, der Herrenloſigkeit der Ozeane (Bd. VII, S. 92), vor uns. Die Kolonialgeſchichte zwiſchen 1600 und 1850 kennt außer dem amerikaniſchen Mittelmeere kein größeres Gebiet, das hartnäckiger umſtritten worden wäre als die Uferländer und Inſeln des Indiſchen Ozeans. Und nicht genug damit, daß die europäiſchen Nationen unter ſich in tollem Wirbeltanze

das portugieſiſche Erbe anzutreten ſich beeilten, trat ſeit 1660 auch das Arabertum aus Maskat kräftig mit auf die Bühne, um in achtzigjährigem Kampfe dem verhaßten Europäer die mittlere Oſtküſte Afrikas aufs neue zu entreißen.

Die weltgeſchichtliche Stellung des Indiſchen Ozeans ſpiegelt ſich in den zahlreichen Stufen dieſes Wettkampfs in verſchiedner Weiſe wieder. Bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Handelsmächte mit gleich regem Eifer, aber wechſelndem Erfolge beſtrebt, ſich an ſeinen Rändern und auf ſeiner Fläche ihr Plätzchen zu ſichern; daher die internationale Reihe von Handelskompanien (Bd. VII, S. 90 ff.), unter denen wir ſogar Vertreter der deutſchen Nation in Geſtalt der Oſtender Geſellſchaft (vgl. oben, S. 443) und des Verſuchs einer Koloniegründung an der Delagoabai unter Maria Thereſia erblicken.

Dieſe Internationalität des Ozeans nahm ein Ende in dem Augenblicke, wo das politiſche Gleichgewicht zu gunſten Englands geſtört ward, in deſſen Bann er nunmehr für die ganze Folgezeit treten ſollte. Hervorgerufen ward dieſe Störung durch einen an ſich unweſentlichen Vorgang, der in ſeinen Folgeerſcheinungen die ganze fernere Geſchichte des Ozeans und ſeiner Randländer beſtimmt hat: durch die erſte britiſche Erwerbung von Boden in Indien. Wenn man bedenkt, daß ſich von 1498 bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus die geſchichtliche Bethätigung der europäiſchen Mächte in der Anlage bloßer Faktoreikolonien erſchöpft, die keiner der beteiligten Nationen eine breite wirtſchaftliche Grundlage verſchaffen und die Vorherrſchaft ſichern konnten, ſo darf man in dem entſcheidenden Siege Robert Clives bei Plaſſey am 23. Juni 1757 (S. 450) den Beginn eines neuen Zeitalters ebenſo für Indien erblicken wie für den Indiſchen Ozean.

c) Der Indiſche Ozean als Teil des Weltmeers.

Mit der Entdeckung der beiden Seewege nach Indien hatte der geſchichtliche Schwerpunkt auch des Indiſchen Ozeans eine beträchtliche Verſchiebung erlitten. Wie er auf dem Atlantiſchen Meer, entſprechend deſſen einſeitiger Erweiterung, nach Weſten rückte, ſo bewegte er ſich hier, im Anſchluß an die neue Straße um das Kap, nach Oſten. Damit haben wir die Anfänge jenes Linienſyſtems, das in unſern Tagen erſt ſeiner Vollendung entgegenreift: der mehr und mehr zum Ausdrucke gelangenden Verlegung des weltgeſchichtlichen Schwergewichts auf den Stillen Ozean (Bd. I, S. 605). Der Nordweſten des Indiſchen Ozeans, der zweiundeinhalb Jahrtauſende der Träger ſeiner Geſchichte geweſen war, kam unter den neuen Verhältniſſen kaum noch in Frage. Er war zu abgelegen für einen Verkehr, der, ſeine Bahnen aufs hohe Meer verlegend, es ſchnell vergißt, in welch engen Winkeln er ſich bis dahin bewegt hatte.

Die veränderte Bedeutung des Weltmeers ſpricht ſich in nichts beſſer aus als in der Gleichartigkeit, unter der die einzelnen Ozeane vom Beginne des 16. Jahrhunderts an im Dienſte der Menſchheitsgeſchichte erſcheinen. Jetzt wirklich ein ungeteiltes Ganzes, ſteht der Ozean (vgl. oben, S. 588) den Seemächten der Neuzeit in allen ſeinen Teilen offen, die eine beſtimmte Färbung nur durch das Fehlen oder das Hervortreten der einen oder der andern Farbe erlangen. Der Indiſche Ozean des 16. Jahrhunderts ſteht ausſchließlich unter portugieſiſchem Kolorit, ebenſo wie der Stille Ozean desſelben Zeitraums ein rein ſpaniſches zeigt. Beide Farben haben indeſſen keinen Beſtand. Wie die letztere in der Folgezeit durch Engländer, Niederländer und Franzoſen, Ruſſen, Deutſche und Japaner, ſchließlich gar durch die Nordamerikaner bis zum völligen Verſchwinden verwiſcht wird, ſo hat auf dem Indiſchen Ozeane ſchon früh das Eingreifen der erſtgenannten drei Nationen, denen ſich ſpäter noch Araber, Deutſche

und Italiener hinzugesellt haben, reichlich dafür gesorgt, daß von der alten, rein portugiesischen Grundfarbe nicht viel mehr als ein schwacher Schimmer übriggeblieben ist. Im Verfahren selbst liegt also kein solcher Unterschied, daß er unserm Ozeane den Anspruch auf historische Persönlichkeit noch gewährleistete.

Dieser Anspruch erwächst ihm vielmehr erst, unter Zuhilfenahme seiner sonstigen geschichtlichen Entwicklung, im Hinblick auf seine Lage zum Stillen Ozeane, deren Wert Friedrich Ratzel mit Recht betont hat. Es ist eine der seltsamsten Thatsachen des Zeitalters der großen Entdeckungen: der Indische Ozean empfindet seine Abhängigkeit von seinem großen Nachbar schon, bevor die damalige Kulturwelt sich des Daseins dieses letztern bewußt ward. Dies geschah erst im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunerts mit dem Abstiege des Balboa von den Höhen Dariens zum Meere des Südens (Bd. I, S. 366 und 594). Erst damals ward dem staunenden Europa kund, daß das neuentdeckte Land nicht der Ostrand Asiens war, sondern daß sich zwischen jene und das alterstrebte Kathai und Zipangu eine neue Wasserwüste legt, über deren Ausdehnung erst das dritte Jahrzehnt mit der Fahrt des Magalhães Aufklärung bringen sollte. Bevor jedoch die Spanier der Lösung der pazifischen Frage von Osten her näher traten, hatten die Portugiesen sie von Westen her eingeleitet, und zwar durch ihre schon seit einem Jahrhundert unternommnen Fahrten zur Aufsuchung des Wegs nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung. Nicht Vorderindien an sich oder irgend ein andres bestimmtes Gebiet des westlichen Indischen Ozeans war ja das eigentliche Ziel der portugiesischen Seefahrer. Wie die Entdeckungen der Spanier sich an die Suche nach dem Vorkommen der edlen Metalle knüpfen, so werden die der Portugiesen beherrscht vom Streben nach dem Ursprungslande der Gewürze und Spezereien. Von diesem Standpunkt aus sind die portugiesischen Kolonien sowohl in Vorder- und in Hinterindien wie an der Ostküste Afrikas nichts andres als Stützpunkte auf dem gefährlichen Wege nach dem Gewürz-Archipel.

Dieses Streben nach dem Osten, über den Indischen Ozean hinaus, hörte mit den Portugiesen nicht auf. Zwar legten, wie wir soeben gesehen haben, ihre Erben, die Holländer, Briten, Franzosen und Dänen, in den auf den Verfall des portugiesischen Kolonialreichs folgenden zwei Jahrhunderten das Schwergewicht ihrer kolonialen Thätigkeit auf die Behauptung ihrer am Indischen Ozean erworbnen Besitztümer; daneben aber ward die gesamte europäische Kulturwelt von der Lösung einer Frage in Anspruch genommen, die, auf der Fläche unsres Meers beginnend, sofort in den Zug nach Osten überging. Diese Aufgabe ist die Suche nach dem unbekannten Südlande, der Terra australis incognita (S. 586 unten). Anstatt daß dies Phantasiegebilde durch die Umfahrung Afrikas im Süden wenigstens aus dem Atlantischen und Indischen Ozean endgiltig verschwunden wäre, verflossen nur wenige Jahrzehnte, bis es von neuem auftauchte; gerade im Indischen Ozeane reichte es in Breiten hinauf, die der Ansicht des alten Hipparch, der in Ceylon die Nordspitze dieses sagenhaften Lands gesehen hatte, nicht viel nachgaben. Demzufolge setzen die Bestrebungen, Lage, Gestalt und Umfang des Südlands zu entschleiern, Bestrebungen, die im übrigen allen drei Ozeanen angehören, hier am kräftigsten ein. Sie heben mit Abel Tasmans Fahrten (1642/3 und 1644) an und enden mit James Cooks berühmter Zirkumpolarfahrt 1772—75. Jene trieben das Trugbild wenigstens für den Indischen und westlichen Stillen Ozean über den 45. Kreis südl. Breite zurück; diese aber räumte mit ihm überhaupt auf, nachdem es zwei Jahrtausende das Kartenbild der Erde entstellt hatte. Erst jetzt konnte man von der Vollendung der Hydrographie der Erde reden, nachdem man eine annähernd richtige Vorstellung von der Verteilung des Festen und des Flüssigen gewonnen hatte (vgl.

oben, S. 248 und 336). Die wiſſenſchaftliche Klarſtellung dieſer Verhältniſſe greift bedeutſam in den Verlauf der Weltgeſchichte ſelbſt ein. Damals erſt traten der ſüdliche Indiſche Ozean und die auſtraliſchen Meere in den Dienſt der Menſchheit, ward Neuholland zu geſchichtlichem Leben erweckt. Auſtralien, der Koloniſation eröffnet, begann nun eine Laufbahn, die dahin führen kann, dem jüngſten Erdteile die politiſche und wirtſchaftliche Führerſchaft auf der geſamten Südhalbkugel zu ſichern.

B. Vom Beginne der britiſch-indiſchen Herrſchaft bis zur Durchſtechung der Landenge von Sues (1757—1859).

Seine Weihe findet der Beginn des mit dem Siege von Plaſſey einſetzenden Zeitalters zunächſt im Pariſer Frieden vom 10. Februar 1763, worin daſſelbe Frankreich, dem eben noch ein Dupleix ſo glänzende Ausſichten eröffnet hatte (S. 448), für immer auf den Beſitz Indiens und damit auf die Vorherrſchaft im Indiſchen Ozeane verzichtete; dann in der 1770 erfolgten Auflöſung der Franzöſiſch-Oſtindiſchen Kompanie. Damit war der einzige derzeit in Frage kommende europäiſche Nebenbuhler endgiltig aus dem Felde geſchlagen; England konnte nunmehr die Erreichung des Ziels ins Auge faſſen, den Indiſchen Ozean zu einem britiſchen Meere zu ſtempeln, zu einem Mittelmeer, um das ſich die aſiatiſchen, afrikaniſchen und auſtraliſchen Glieder des britiſchen Weltreichs gruppieren. So ungeheuerlich auch dies Beginnen dem 18. Jahrhunderte noch erſcheinen mußte, ſo war es hundert Jahre nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Indien thatſächlich erreicht: unmittelbar vor der Eröffnung des Sueskanals beſaß England zwar nicht alle Geſtadeländer des Indiſchen Ozeans; aber es fand ſich dort niemand, der ihm hätte die Herrſchaft ſtreitig machen können.

Die geſchichtliche Bedeutung des Indiſchen Ozeans während jener hundert Jahre gipfelt darin, daß er damals am meiſten um ſeiner ſelbſt willen geſucht und umworben wurde: erſt mit dem Beginne der Erſchließung Oſtaſiens iſt er wieder mehr und mehr zur Durchgangsſtraße herabgeſunken. Die eigne geſchichtliche Bethätigung trat gegenüber den Eingriffen von außen in den Hintergrund, trotzdem ſie mindeſtens ebenſo rege war wie im vorigen Zeitraume; ſie ſpielte ſich wiederum lediglich am Weſtrande des Ozeans ab und fand ihr Ende in der Gründung und dem Ausbau des Sultanats Sanſibar (Bd. III, S. 484), des Schlußſteins in dem Gebäude der politiſchen und kulturellen Leiſtungen des Arabertums im Indiſchen Ozean. Aber kaum vollendet, krachte es auch ſchon in allen Fugen. Während der Ozean früher eine entlegne Bucht mit nur einem einzigen Zugange tief unten am Kap geweſen war, wurde er durch die künſtliche Meeresſtraße von Sues dem ausbreitungsbedürftigen Teile der Menſchheit um vieles näher gerückt; und an die Stelle des zähen, aber durch die Koloniſationsarbeit von Jahrhunderten ermüdeten Romanen trat der friſche, zielbewußte Germane. Unter dem Anſturme von Briten und Deutſchen brach das durch die Arbeit eines Jahrtauſends mühſam errichtete moslimiſche Bollwerk am Oſteingange zum dunklen Erdteile ſchnell zuſammen.

Nicht ſo beſchränkt in ihrem Wirkungsbereiche waren damals die Eingriffe von außen. Zwar hatten auch ſie nur zwei Ausgangspunkte; aber von dem einen aus ward die geſamte Fläche des Ozeans in Mitleidenſchaft gezogen. Dieſe beiden Punkte ſind Indien im Norden, das Feſtland von Auſtralien im Südoſten des Indiſchen Ozeans. Wenn man die Lage beider Länder zu einander und zu Europa betrachtet, ſo erſcheint der Beſitz Neuhollands wenig geſichert, ſofern man nicht gleichzeitig die Hand auch auf Vorderindien hat, daß aber anderſeits deſſen Beſitz den des fünften Erdteils keineswegs bedingt. In der That iſt die Ergreifung und

Nutzbarmachung Auſtraliens durch die Briten aus Beweggründen erfolgt, die mit deren indiſcher Politik nicht das mindeſte zu ſchaffen haben. Unter anderm erlebte das dem Indiſchen Ozeane zugekehrte Geſtade Auſtraliens erſt 1829, vierzig Jahre nach der Landung an der Botanybai, die erſten Koloniſationsverſuche. Die Minderwertigkeit des auſtraliſchen Weſtens erklärt dieſe Thatſache nur zu einem Teile; ſie wäre ſicher kein Siedlungshindernis geweſen, hätte die politiſche Notwendigkeit die Front zum Indiſchen Ozeane bedingt. Doch auch mit der einſeitigen Bevorzugung ſeines Oſtens hat Auſtralien bedeutſam auf die indiſche Politik Großbritanniens eingewirkt. Es iſt geographiſch wie geſchichtlich vom Tage ſeiner Erweckung an ein unteilbares Ganzes, deſſen Beziehungen zur Alten Welt ſchon aus dem rein äußerlichen Grunde der Entfernung enger ſein müſſen als die zum paziſiſch-amerikaniſchen Kulturkreiſe. So tritt denn Auſtralien thatſächlich ſchon ſeit 1788 wirkſam in die indiſche Politik Großbritanniens ein. Es hat ſich ſeither ſtets *neben Indien*, nie ihm gegenüber geſtellt und durch die damit herbeigeführte Vergrößerung der Maſſe entſchieden zur Belebung und thatkräftigen Durchführung der engliſchen Weltpolitik in dieſem Teile der Erde beigetragen.

Mit ſeiner Feſtſetzung in Indien iſt England ein beſtimmter Weg zur Sicherung des neuen Beſitzes vorgezeichnet: es muß ſich der *Zugangsſtraße* in möglichſt allen ihren Teilen zu verſichern, wie auch die Fläche des vorliegenden Meers zu beherrſchen trachten. Jenes hatten ſchon vor England die Portugieſen und die Holländer, ſelbſt die Franzoſen verſucht. Die Portugieſen hatten ihre Hand auf zahlreiche Teile der Weſtküſte Afrikas, von Madeira und Arguin im Norden bis Benguëlla im Süden, gelegt und auch die Oſtküſte von Sofala bis Makdiſchu und Sokotra zu Stützpunkten gemacht. Mit beſſerm Blicke hatten ſpäter dann die Holländer den Schwerpunkt ihrer Sicherheitsmaßregeln auf die Südſpitzen Afrikas und Indiens, das Kapland (1602 und 1652) und Ceylon (1602—1796) gelegt, ohne dabei Mauritius (1598—1710) und der Delagoabai (1721) zu vergeſſen. Für Frankreich (vgl. S. 462) endlich ſollten die Inſeln, Madagaskar und ſeine Nachbarn, den Weg nach Vorderindien wenigſtens im Süden des Indiſchen Ozeans decken. Die Briten folgten dieſen Spuren keineswegs unmittelbar nach dem Beginn ihrer indiſchen Herrſchaft; jahrzehntelang galt vielmehr Sankt Helena noch immer als ausreichender Stützpunkt auf dem langen Weg ums Kap. Selbſt die erſtmalige Beſetzung Kaplands (1795 bis 1802), die lediglich aus Eiferſucht gegen die Franzoſen erfolgt war, hatte dem offiziellen England die Augen über den Wert Südafrikas für den Indiſchen Ozean noch nicht geöffnet; ſonſt hätte es dieſes wohl kaum an die Bataviſche Republik zurückgegeben. Erſt die Agitation einſichtiger Politiker, wie die Richard Wellesleys (S. 459), der ſchon 1798 klar ausgeſprochen hatte, daß Indien ohne Kapland nicht zu halten ſei, mehr aber noch die ausgeführten und geplanten Angriffe Napoleons I. auf das britiſche Kolonialreich führten dieſe Einſicht herbei. Darum ſetzte England 1806, der Abſicht Napoleons, das Kap zu beſetzen, raſch zuvorkommend, ſeinen Fuß von neuem und diesmal *endgiltig* auf *Südafrika*. Dieſer Schritt Englands iſt entſcheidend für die ganze fernere Geſtaltung der Verhältniſſe am Indiſchen Ozeane. Neben dem Scheitel der großen Bucht verfügt es ſeitdem über die beiden Eck- und Grundpfeiler an deren Baſis. Damit hat es nicht allein eine uneinnehmbare Verteidigungsſtellung dort erlangt, ſondern es iſt auch allein vor allen andern Nationen in den Stand geſetzt, die Geſchicke dieſes Meers zu lenken.

An *Verſuchen*, dieſe britiſche Vorrangſtellung zu *erſchüttern*, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Sie begannen mit der ägyptiſchen Expedition Napoleons und deſſen eben erwähntem Plane zur Eroberung des Kaps, fanden im Wiener Frieden von 1815 ihre Fortſetzung in der England

auferlegten Zurückgabe eines großen Teils der franzöſiſchen und holländiſchen Kolonien, die es von 1810—14 weggenommen hatte, und eine ſchwächere in dem ſteten Bemühen Frankreichs, Madagaskar zum Ausgangspunkt einer neuen indiſchen Politik zu machen. Als die verhältnismäßig erfolgreichſte dieſer Unternehmungen muß man die napoleoniſche Expedition nach Ägypten (Bd. III, S. 691) bezeichnen, die zweifellos den erhofften Zweck erreicht hätte, wäre Frankreich den Engländern zur See gewachſen geweſen. So hatte ſie nur den unbeabſichtigten Erfolg, daß dieſe auf den ſchwächſten Punkt in ihrer Stellung am Indiſchen Ozeane, den Zugang zum Roten Meer, in ſehr deutlicher Weiſe geradezu geſtoßen wurden und ihre ganze fernere Politik natürlich auf deſſen Verſtärkung einrichteten. Große Ereigniſſe werfen ihre Schatten auch in der Geſchichte der Meere voraus. Seit der Nivellierung der Landbrücke von Sues während der franzöſiſchen Expedition iſt der Plan einer Kanalverbindung zwiſchen Mittelmeer und Indiſchem Ozean und damit einer völligen Umwälzung der beſtehenden Verhältniſſe nicht mehr zur Ruhe gekommen. Der ſeit dreihundert Jahren in beſchaulicher Ruhe dahinträumende Graben des Roten Meers erwachte nun unter der erneuten Beachtung Europas zu neuem, wenn auch zunächſt noch ſchwach pulſierendem Leben, und dies hatte wieder zur Folge, daß der ganze Ozean ſein Antlitz wieder mehr nach der alten Nordweſtrichtung zu kehren beginnt. 1839 beſetzten die Engländer Aden, den ſchon zur Zeit der alten Segelfahrt blühenden Stapelplatz am Eingange zum Roten Meer. In dem Augenblicke dann, wo der Bau des Kanals nicht mehr zu verhindern war, ſetzte es ſich auf Perim im eigentlichen Eingange ſelbſt feſt (1857) und zog auch faſt gleichzeitig den Perſiſchen Meerbuſen in ſeinen Machtbereich.

C. Die Gegenwart (ſeit 1859).

a) Der Bau des Sueskanals und ſeine Folgen.

Der Zug Napoleons hatte England gezeigt, wie unſicher ſein indiſcher Beſitz war, ſobald Frankreich oder irgend eine andre Macht den Fuß auf Ägypten ſetzte. Das oder auch nur eine politiſche und wirtſchaftliche Erſtarkung dieſes Lands ſelbſt zu verhindern, mußte demnach ſeit der Schlacht an den Pyramiden (21. Juli 1798) die Hauptaufgabe ſeiner indiſchen Politik ſein. Ihre Durchführung war leicht, ſolange der Sueskanalplan noch im Keime verharrte und ſolange England noch unumſtritten die Alleinherrſchaft über das Weltmeer führte, die es während der Revolutions- und neapoleoniſchen Kriege erlangt hatte. Später aber, als der Kanalplan immer feſtere Geſtalt annahm, als die andern, inzwiſchen erſtarkten Mächte von neuem auf den Ozean hinausgriffen, ward ſie ſchwieriger, gleichzeitig natürlich auch wichtiger; daher Lord Ellenboroughs (S. 471) berechtigtes Wort, daß England, wolle es ſich die Vorherrſchaft über die Welt ſichern, mit einem Fuß in Indien, mit dem andern in Ägypten ſtehen müſſe. Henry John Temple Viscount Palmerſton, 1855—58 engliſcher Miniſterpräſident, ließ dem Grafen Ferdinand de Leſſeps unter der Hand mitteilen, daß, wenn England Sues dauernd militäriſch behalten und den Verkehr im Kanal überwachen ſolle, er und England das Unternehmen nach jeder Richtung hin fördern wollten. Und am 14. Juli 1882 beſetzten die Blaujacken Ihrer Britiſchen Majeſtät das in Trümmer geſchoßne Alexandrien (Bd. III, S. 697). Damit war die große Aufgabe gelöſt: der Weg nach dem Indiſchen wie dem Stillen Ozeane war eine engliſche Straße geworden; gleichzeitig aber ſtellte die Beſetzung des alten Pharaonenlands Großbritannien vor eine neue Aufgabe: den Indiſchen Ozean durch ein Afrika, engliſch vom Kap bis zum Nil, zu flankieren.

Der Widerſtand Englands gegen den Bau des Sueskanals wird verſtändlich, ſobald man ſeine geſchichtliche Stellung während der erſten fünf oder ſechs Jahrzehnte des

19. Jahrhunderts und die geographischen Verhältnisse des in Frage kommenden Gebiets ins Auge faßt. Englands Absicht, über die Lesseps durch Palmerston Klarheit erhielt, war die Aufrechterhaltung des Welthandelsmonopols und der Alleinherrschaft auf allen Meeren. Beide hatten ihren Ausgangspunkt und ihre durch die Geschichte bedingte Grundlage im Indischen Ozeane, der in jener Zeit thatsächlich ein englisches Meer war. Obwohl nun England gewärtigen mußte, der Durchstich der Landenge von Sues werde durch die beträchtliche Verkürzung des Seewegs nach Indien gerade ihm ungeheure Vorteile bringen, so konnte es sich anderseits der Thatsache nicht verschließen, daß dieser Zugang vom Atlantischen Ozeane nicht nur ihm offenstehen, sondern in vorläufig noch ganz unberechenbarem Maß auch den fremden Wettbewerb herbeilocken und großziehen werde. Bei dem weiten Weg ums Kap hatte man damit kaum zu rechnen brauchen; mit der neuen Straße, die den einst so fernen Osten allen Völkern Europas gleichsam vor die Thür setzte, konnte man ihn nicht genug fürchten. Daher der hartnäckige, mit allen Mitteln versuchte und Jahrzehnte hindurch fortgesetzte Widerstand gegen die Verwirklichung des Plans. Als es jenen schließlich doch aufgab, hatte es wahrscheinlich genügendes Vertrauen zu seinen eignen politischen Fähigkeiten, um von diesen die Sicherung seiner Interessen auch unter den veränderten Verhältnissen zu erhoffen.

England hat sich darin nicht getäuscht. Nur ein Fehler hat sich in seine Rechnung eingeschlichen: die Außerachtlassung des Umstands, daß in moderner Zeit wirtschaftliche und politische Interessen stets untrennbar miteinander verknüpft auftreten. Im Indischen Ozeane zeigte sich das in klassischer Weise darin, daß die beiden hauptsächlich in Betracht kommenden neuen Mächte Deutschland und Italien von bloßer wirtschaftlicher Bethätigung seit 1884 zur politischen Koloniengründung an dem bis dahin kaum beachteten Westrande dieses Meers fortgeschritten sind (vgl. Bd. III, S. 491 und 562).

Die Eröffnung der neuen Wasserstraße zieht auch sonst ein wahres Bündel neuer Erscheinungen nach sich, für die Menschheit im allgemeinen, den Indischen Ozean und das Mittelmeer im besondern; dies letztgenannte entwickelte sich jetzt nicht nur zu einer der befahrensten Durchgangsstraßen überhaupt, sondern erwachte auch langsam zu neuem Eigenleben, das in seiner kräftigsten Form die Italiener sogar zur überseeischen Ausdehnung trieb. Großzügiger noch waren die Wirkungen der Inbetriebsetzung des Sueskanals für den Indischen Ozean und den Weltverkehr. Die bisher vom Kap aus nach Norden und Nordosten verlaufenden dünnen Bündel von Schifffahrtslinien schrumpften zu vereinzelten Strahlen bloßer Segelfahrt zusammen. Dafür haben sich aus den wenigen Linien, die in den ersten Jahren nach der Eröffnung die neue Verkehrsstraße durchzogen, bald immer stärkere Bündel entwickelt, die von Aden aus ebenso auseinander streben, wie sie in Port Said zusammengelaufen waren. Dabei verfolgen die Linien und Bündel mit wenigen, durch die späte Entdeckung und Erschließung von Madagaskar und Australien bedingten Ausnahmen Wege, die aufs genaueste mit denen der Schifffahrt längst verflossner Jahrhunderte zusammenfallen: der Indische Ozean ist in der Gegenwart wieder zum Vorhofe seines größern Nachbars geworden.

Neben dem gewaltigen Verkehr aber, den er zwischen dem mittlerweile in das Vordertreffen gerückten Stillen Ozean und Europa vermittelt, verfügt auch der Indische Ozean der Gegenwart über einen Reichtum an geschichtlichem Eigenbesitz. Allerdings von geschichtlicher Thätigkeit alteingesessner Völker ist in der Gegenwart nichts mehr zu merken, nachdem das Sultanat Sansibar und das Reich der Hova aus der Liste der Staaten gelöscht worden sind. Dafür aber haben sich Deutsche und Briten, Franzosen und Italiener so fest an den Gestaden und auf der

Fläche des Indiſchen Ozeans eingeniſtet, daß man nunmehr von einer Beheimatung der Europäer hier reden und den Eigentumsbegriff auf ihre geſchichtliche Bethätigung übertragen darf.

b) Die Sicherung der britiſchen Vorherrſchaft im Indiſchen Ozeane durch die Nil-Kap-Politik.

Die Einbuße, die England dadurch erlitten hat, ſucht es auf anderm Wege wieder wett zu machen. 1866 erwarb es Britiſch-Oſtafrika, genau in der Mitte zwiſchen Kapland und Ägypten gelegen. Der Gedanke an einen Zuſammenſchluß dieſer drei Glieder mußte ſich von ſelbſt aufdrängen, zumal da ſich dazwiſchen: an der Südküſte des Golfs von Aden, am Sambeſi, am Nyaſſa und in dem ſo wichtigen Sanſibar-Archipel, zu gleicher Zeit oder wenig ſpäter Gelegenheiten zur Erweiterung der britiſchen Macht darboten. Der großartige Gedanke eines Afrika, das wenigſtens in ſeiner öſtlichen Hälfte britiſch iſt vom Kap bis zur Nilmündung (Bd. III, S. 494), verliert unter dieſen Umſtänden an Kühnheit; aber er hat in England gezündet und iſt bereits ſeiner Verwirklichung ſehr nahe gerückt. Er allein iſt es geweſen, der die Herren von Ägypten veranlaßt hat, dem Mahdismus am 2. September 1898 vor Omdurman das wohlverdiente Ende zu bereiten (ebenda, S. 556); um jenen zu verwirklichen, haben die Engländer das Matabele-Reich über den Haufen geworfen und ihre Grenzen weit über den Sambeſi hinaus nach Norden vorgeſchoben; ſeinetwegen bauen ſie durch Afrika ein Eiſenbahnnetz, das nicht nur von wirtſchaftlichem Scharfblicke zeugt, ſondern in ſeinen nördlichen Verzweigungen, der Nilthal- und der Ugandabahn, England auch vom Roten Meer und dem Arabiſchen Buſen unabhängig macht, im Falle dieſe von einer feindlichen Macht blockiert werden ſollten. Ja, neben andern Beweggründen (vgl. Bd. III, S. 505) hat er auch zur Niederwerfung der Buren geführt. Zwar waren die Buren afrikaniſcher als ſelbſt die Neger, indem ſie nicht einmal wie dieſe wenigſtens bis an das Meer geſtrebt haben und inſofern Großbritannien als Seemacht nicht ſtören konnten; aber als Landmacht mußte England am Indiſchen Ozean ſo lange lückenhaft bleiben, als die beiden Burenrepubliken vorhanden waren.

c) Der nördliche und nordöſtliche Indiſche Ozean.

Während des letzten Drittel- oder Halbjahrhunderts hat auch der Norden und Nordoſten des Indiſchen Ozeans als Durchgangsgebiet nach dem Oſten eine erhöhte Bedeutung in dem Augenblick erlangt, wo Oſtaſien, aus ſeiner langen Abgeſchloſſenheit gewaltſam herausgeriſſen, der Bethätigung des Europäers geöffnet ward. England hat auch hier den Sieg davongetragen: ſchon im Dämmerlichte dieſer anbrechenden Zeit (1824) hatte es die Hand auf die Malakkaſtraße mit Singapur, Malakka und Pulo Pinang gelegt. Seitdem trägt der Indiſche Ozean, ſoweit er für den modernen Weltverkehr in Frage kommt, trotz des ausgedehnten holländiſchen Beſitzes auch hier ein engliſches Gepräge.

Der letzte Abſchnitt ſeiner Rolle endlich ruht zumeiſt noch in der Zeiten Schoß. Er bringt uns mit einem Volk in Berührung, das uns am Stillen Ozean oftmals beſchäftigt hat (Bd. I, S. 600), das aber hier anzutreffen anſcheinend kein Anlaß vorliegt: den Ruſſen. Und doch bedingt deren Erſcheinen am Großen auch das Drängen nach dem Indiſchen Ozean. Will Rußland in dem ungeheuerlichen Raume ſeines aſiatiſchen Beſitzes nicht erſticken, will es ihn überhaupt lenkbar in der Hand behalten, ſo muß es ans nächſtgelegne Meer; ſeine oſtaſiatiſche Küſte iſt nach jeder Richtung hin unzureichend, außerdem allzu ſehr entlegen. Daher ſeit Jahrzehnten das Drängen nach Süden, nach Meſopotamien und dem Perſiſchen Golfe, das gerade in unſern

Tagen so oft sichtbare Form annimmt in der Frage der vorderasiatischen Eisenbahnen und eines russischen Hafens an jener Bucht. England hat hier einen ungleich schwerern Stand als irgendwo anders an den Gestaden des Indischen Ozeans. In Hinterindien verzettelt sich die Macht Hollands in tausend Inseln und Inselchen; in Ostafrika legt sich Englands Kolonialbesitz fest wie eine Klammer um und hinter die Gebiete der Portugiesen, Deutschen und Italiener. Hier dagegen sieht es sich selbst eingezwängt zwischen das Meer und einen Gegner, dessen ungefüge Masse langsam, aber mit unwiderstehlicher Gewalt nach Süden drängt.

6. Rück- und Ausblick.

Vom ersten Tag an, da die Menschen den Fuß an und auf ihn setzten, bis auf den heutigen hat der Indische Ozean die Rolle des Vermittlers gespielt, in anthropologischer, kommerzieller und religiöser, überhaupt in kultureller Beziehung. Ihren reinsten Ausdruck findet diese Eigenschaft, soweit die eigne Geschichte in Frage kommt, in der Herausbildung eines indisch-afrikanischen Kulturkreises, der den gesamten Nordwesten des Ozeans umspannt und dessen stärksten Träger wir im Islam vor uns sehen. Gerade heute wäre er der Sauerteig, geeignet, seinem Kulturkreise wieder die Vorrangstellung zuzuwenden, die er unter dem vierhundertjährigen Ansturme der Weißen eingebüßt hat. Die Führung in diesem Kampfe käme aus rein numerischen Gründen einzig und allein dem Volke der Inder zu, falls es dem thatenlosen Dahindämmern (S. 392) zu gunsten einer thatkräftigern Religion entsagen wollte. Diese könnte allerdings auch das Christentum sein. Aber einmal hat der Islam diesem gegenüber schon jetzt einen gewaltigen Vorsprung: 2 Millionen Christen stehen allein in Indien 57 Millionen Mohammedanern gegenüber; dann scheint ihm im Bereiche des Indischen Ozeans überhaupt keine Zukunft zu erblühen. Weder am Südrand Asiens, noch in Afrika macht es nennenswerte Fortschritte, während sich die Lehre des Propheten in beiden Erdteilen schnell verbreitet hat. Solange Indien unter englischer Herrschaft steht, wird es niemals zu selbständigem Hinausgreifen aufs hohe Meer fortschreiten, weil hierzu der Einfluß des Europäertums auf die starre Masse der Hindu in dem tropischen Lande zu geringfügig ist.

Näher liegt diese Möglichkeit bei den beiden andern großen englischen Kolonien am Indischen Ozean. Australien entfaltet sich gerade in der Gegenwart zu einem Staatenbund unter englischer Oberhoheit, der bereits in seiner Jugend lebhafte Anzeichen von Neigungen sich auszubreiten gegeben hat. Sie sind zwar ausnahmslos nord- und nordostwärts, auf die Inselgruppen Melanesiens und Polynesiens, gerichtet (S. 291/3); was aber sollte die Vereinigten Staaten von Neuholland hindern, später ihre Blicke auch auf den holländischen Archipel zu richten? Für Südafrika, das auf ähnlichem Wege begriffen ist, bedeutet die Front nach dem Indischen Ozeane sogar eine Naturnotwendigkeit, da ihm Antarktis und Südatlantischer Ozean keinen festen Punkt bieten können.

Englands Stellung im Indischen Ozeane wird durch solche Vorgänge in hohem Grade gebessert; ja sie ist, besonders seit der erfolgreichen Inangriffnahme seiner allafrikanischen Politik, fester, sein Gebiet umfangreicher als je zuvor. Dennoch wird dieser Ozean kaum wieder ein geschloßnes englisches Meer werden; dazu gibt es der seekräftigen Mächte in der Gegenwart zu viele, ebenso wie der Zugänge zu ihm. Unter diesen hat der durch das Rote Meer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Wichtigkeit zugenommen, dank der hervorragenden Be-

wertung Südoſt- und Oſtaſiens in den Augen der Europäer und Nordamerikaner, dank aber auch dem Übergange des Weltverkehrs vom Segler auf das Dampfſchiff. Ob dieſer Umſchwung in der Schifffahrt, der zeitlich faſt genau mit der Eröffnung des Sueskanals (1869) zuſammenfällt, eine direkte Folge von ihr iſt, bleibe dahingeſtellt; ſicher aber hat ſie zu ihm beigetragen. Damit bezeugt der Indiſche Ozean ſeine Bedeutung auch auf einem Gebiete, das für die Geſtaltung der Weltgeſchichte der Zukunft wohl noch wichtiger werden wird, als es in der Gegenwart bereits iſt.

Dagegen kann die Zukunft des Indiſchen Ozeans auf anthropologiſchem Gebiete nur gering ſein: für eine Miſchung von ſo bedeutender Tragweite, wie wir ſie für den Stillen Ozean in Ausſicht ſtellen konnten (Bd. I, S. 602), iſt hier kein Raum. Der Neuholländer ſcheidet als dem Untergange geweiht von vornherein aus; der Hindu aber wie der Feſtlandafrikaner vom Oſthorn bis zum Sambeſi wird auch fernerhin in zu dichter Maſſe leben, als daß das Eindringen fremden Bluts merkbare Änderungen der Art hervorzurufen vermöchte. Alſo bleiben nur der ſchmale Streifen an der äquatorialen Oſtküſte und die Südſpitze Afrikas als Gebiete inniger Raſſenmiſchung übrig. Jener hat keine Zukunft, da ſich ſeit dem Eintritte der neuen Verhältniſſe der arabiſche Nachſchub vermindert; damit fällt der Suaheli rettungslos der Vernegerung anheim. Anthropologiſch ausſichtsreicher iſt hingegen der Süden, wo auf engem Raum eine ganze Reihe verſchiedner Beſtandteile ſich zuſammendrängt: der Kaffer und die hellfarbigen Völker der Hottentotten und der Buſchmänner, der niederdeutſche Bur und der Angelſachſe, der Malaie und der Inder. Ob eine Vermengung aller dieſer Teile je erfolgen wird, iſt fraglich; in den Baſtaards (Bd. III, S. 422) iſt ſie ſeit langem angebahnt.

Regiſter.

Aachen, Friede (1748) 448.
Aana (Samoa) 318.
Abaka (Abaga) 175. 177.
Abbaſſiden 413. 582. [203.
Abd Allah II. von Bochara 193 f.
— — von Golkonda 427 f.
— ul-Ahad, ſ. Seyyid.
— ullâh, Seyyid 433. 435. 437.
Abenteurer 536. 550. 562.
Abeſſinien 164.
Abhaya (Ceylon) 484.
Abhayagiri-Kloſter 487. 489.
Abhirâdja 505.
— Pramerit 510.
Ablöſung von Einkünften 50. 54.
Abû Ali el-Huſſein ibn-Sîna 410.
Abû 'l-Fath Djelal ed-dîn Akbar 418. 421–426. 443. 467.
— — Philoſophie 422. 424.
— — Verordnungen 425. 447.
— — Verwaltung 424 f.
— 'l Fazl 422 f. 425. [193.
— 'l Ghâzi I. Behâdur (Chiwa)
— 'l Haſan von Golkonda 431.
— 'l Qâſim Babar Bahadur 182.
Abu Said Bahadur 176. 182.
Abwandlung, anthropol. 239.
Achakpa, ſ. Aſu chipa.
Achämeniden 577.
Achat 349.
Acht, heil. Zahl 6.
Ackerbau 120—123. 128 f. 132. 135. 153. 157—159. 191. 195 f. 203 f. 210 f. 220 f. 234. 249 f. 253—257. 259 f. 269 f. 272. 275. 278 f. 285. 287. 290. 307. 322. 325. 331. 350. 352. 358. 365. 381. 397. 526.
— in den Steppen 134. 135. 143.
— nigritiſcher 195.
Ackerbaukaſten 404.
Ackerbaukolonien 132. 134 f.
Ackerland, Einteilung 17. 61. 78.
— Nutzungsrecht 17. 21.
Adams, John 311.
— Tobias 452.
Adamsbrücke 378. 479 f. [558.
Adel 18. 20. 50. 54. 365 f. 372. 381.
Adelaide 246. 279. 288. 290.
— Erbauung 278.
Aden 98. 579 f. 582. 596—598.
Adil Shâh von Bidjapûr 418.
A'ditya 360.
— dharma (Java) 541.
Adiz (Uiguren) 153.
Adjantâ 409.
Adjmir 347. 410 f. 419. 423. 444.
Adler, deutſches Kanonenboot 320.
Adran, Biſchof von 515.
Adulis 581.
Adyi Saka 541.
Aëtas (Philippinen) 500.
Affen 394. 479. 481.
— anthropomorphe 523.
Afghanen 218. 345. 410 f. 418. 420. 422. 426. 434. 436. 451 f. 458. 472 f.
— hindoſtaniſche 409—419.
Afghaniſtan 80. 123. 141. 180. 182. 193. 218. 220. 340. 356 f. 397 f. 409. 414. 419. 423. 434.
— Krieg mit England 469—471.
— weſtliches, ſ. Ghôr.
Afrika 229—232. 242. 259. 301. 528. 558. 571. 573.
— Eiſenbahnen 598.
— engliſch 596. 598.
— Oſthorn 575. [593.
— Umſegelung 438. 577 f. 585.
Afrikaner, ſ. Neger.
Afzal Chan von Bidjâpûr 430.
Agaſtya 352. 377. 378. [ten.
Agenturen, ſ. Handelsgeſellſchaf-
Aggabodhi IV. 491.
Agglutinierende Sprachen 346.
Agnew, Vans 473.
Agni 360. 368.
Agong von Mataram 544.
Agra 409. 419. 427. 428. 444.
Agrabhi I. 491. [461. 467.
Aguinaldo, Emilio 557.
Ägypten 95. 98. 129. 180. 181. 248. 459. 534. 568. 578. 582. 591. 595 f. 598.
Ägypter 131. 175. 439. 573.
Ahas 576.
Ahmed, Ilchan 175. 176.
— Abdâlî Shâh Durrânî 433. 436. 469. 471 f.
— ibn Owais 176. 180.
— Shâh Bâhmanî, ſ. Alâ ed-dîn.
— — Großmogul 432 f.
Ahmedabad 444. 456.
Ahmednagar 418. 423. 427. 461.
Ahmedpur 473.
Ahnenverehrung 11. 43. 55. 60. 62 f. 100. 108. 298. 527.
Ahura mazdâh 355. 360.
Aidzu 48.
Aiguillon, Herzogin von 100.
Aigun 214. 219.
— Vertrag (1858) 219.
Ai-Lao 509.
— Ti 77. 78
— Tſung 92.
Aimaks (Mandſchurei) 206.
Aimata, ſ. Pomare IV.
Ain-Akbari 425.
Aino (Ainu) 3 f. 7. 11. 18. 21. 111. 127. 198. 208—210.
Airyu 355.
Aiſin Gioro, ſ. Nurchazi.
Akaba, Bucht 576 f.
Akademie 75.
Akbar Chan, Barakzai 470.
— d. Gr., ſ. Abû 'l Fath.
— Sohn Aurang zêbs, ſ. Mo-
Akeſhi Mitſuhide 30. [hammed.
Ali (Honſhiu) 7.
Alkader 58.
Ak Koinlo, ſ. Turkmenen (Weiße).
Alſu, Oaſe 121.
Aktien 467.
Akuta, Fürſt der Kin 91.
Akyab 504.
Alâ ed-dîn Ahmed Shâh II. (Bâhmanî) 418.
— — Mohammed (Chwaresmier), ſ. Qutb.

Alâ ed-din Mohammed Shâh I. (Khildji) 414 f. 419.
Alam Bagh (Lakhnau) 477.
'Alamgîr I., s. Mohammed Muhi ed-din Aurang zêb.
— II., s. 'Aziz ed-din.
Alanen 150 f. 200 f. 211.
Alara Kalama 382.
Al la shan 88.
Alaungp 'ayâ 506.
Albany (Westaustralien) 275.
Albasin (-zin, Jaksi) 103. 214.
Albuquerque, Affonso d' 439 f.
— Francisco 439. [506. 535.
Alchimisten 75.
Alcock, Rutherford 45.
Alexander der Große 140. 162. 379. 395 f. 529. 577 f.
— VI., Papst 439.
— VII. (nicht III.), Papst 100.
— Liholiho, s. Kamehameha IV.
Alexandria 532. 577 f. 590. 596.
Alfuren 551. 553 f. 572.
Algebra 407.
Algier 335. 563.
'Ali von Audh, s. Wezir.
— II. von Bidjâpur 431.
— Gûhar Shâh 'Alam II. (Großmogul) 432. 451. 453. 456. 460 f. [546.
— Moghayat Shâh von Atjeh
— Muayyad 179.
— Wardi von Bengalen 450.
Aliden 417. 560.
Aligarh (Alighur) 461.
Alii (Samoa) 318.
— Sili (hoher Häuptling) 321.
'Alim Shâh (Seyyide) 417.
Alipuko, s. Arikbuga.
Aliwal 472.
Alkohol 251. 252. 254.
Allahâbâd 363. 435. 451. 456. 458. 460. 477.
Allah-Kuli Chan von Chiwa 216.
Allard, Jean François 472.
Allgem. Niederländ. Verein. Ostindische Kompanie 537.
— ostind. Handelsges. 445.
Allianz, defensive 460 f. 464.
— subsidiäre 458. 464.
Allmacht 400.
Allora (Queensland) 274.
Allseele 377.
Almeida, Francisco d' 439 f.
Almosen 389. 486.
Aloe 580.
Alo ed-din al-Kahar 546.
Alompra 506. 511. 515.
Alpen 128. [Schrift.
Alphabet 83. 112. 378; s. auch
Altai 121 f. 128. 131 f. 143. 153 bis 157. 162 f. 178. 196. 205. 215. 221 f.
— Kultur 153. 162. [131. 154.
— Metallverarbeitung 122. 128.
Altamsh, s. Shams ed-din.
Altertümer 162.
Alt-Iranisch (Zend) 355.
Altmysh, s. Shams ed-din.
Altpersisch (Zend) 354.
Altyn Chan 187 f. 213 f.
— Tag 121. 137.
Altytmysh, s. Shams ed-din.
Alung P'hura 506.
Amak'sa 26 f.
Amalfi 438.
Amanda Gâmani 489.
Amang Kurat 544.
Amano koyane no mikoto 17.
Amarapura 506 f.
Amaterasu, Sonnengöttin 6.
Amatsu, japanische Gottheit 6.
Amb 396.
Ambadji 461.
Ambar, Schlacht (1749) 448 f.
Amber 422. 433.
Amboina 440 f. 462. 537 f. 553.
Amerika 93. 196. 203. 207. 208. 214. 230. 238. 239. 249. 283. 287—289. 291. 298. 299. 301. 305. 306. 310. 314—316. 319—321. 323. 329. 335. 573. 574. 589; s. auch Vereinigte Staaten.
— Entdeckungsgeschichte 247.
— nordwestliches 528.
Amerikaner 226. 304—306. 310. 314—317. 319 f. 335. 557.
Amherst, William Pitt, Baron 104.
Amortisation 467. [465—467.
Amoy 56. 102. 104.
Amrita 360.
Amritsar 461.
Amu Darja 123. 140 f. 176. 191 bis 193. 217. 355.
Amur 3. 91. 167. 195. 199. 207 f. 210. 212. 214. 219. 221 f.
— -Landschaften 214. 216. 219 bis 222.
Amursana 103.
Amurskij (Murawjew) 219.
Amu sa na, s. Amursana.
Anaa (Paumotu) 309.
Anadyrsk 214.
Anakena (Osterinsel) 310.
Anam 97. 103. 106. 500—502. 508. 512—514. 530.
— französ. Protektorat 106. 517.
— Kaiser 515. 517.
— neuere Geschichte 515—518.
Anâmalâ-Berge 342.
Anamesen 501 f.
Ananda 384 f. 387.
Andamanen 465. 500. 524.
Anderson, Beamter 473.
Andjangaon 401.
Ando Tsusima no kami 45.
Andrade, Fernão Perez d' 535.
Andreas von Lonjumeau 96.
— von Perugia 97.
Andriana 558. 561.
Andriandahifotsch 560.
Andrianimpóina 561.
Andschu, s. An ju.
Anga (Indier) 363.
Angas (Südaustralier) 279.
Angelbeck, Joh. Gerh. von 498.
Angkor Thôm 503.
— Wat 503.
Anglikanische Kirche 563.
Angora 180. [475. 477.
„Anheimfallen" indischer Staaten
An hsi (Ansi) 77. 148.
Anhui 57. 76. 94. 104.
An ju (Andschu) 113.
Ankara (Madagaskar) 562.
Ankawidjaya 542.
An Lüh shan 88. [schreibung.
Annalen 482; s. auch Geschicht-
Annam, s. Anam.
Andrat'âzò 505.
Anselin, Nicolas 95.
Anselm aus der Lombardei 95.
Ansi, s. An hsi.
Anson, George 556.
Antananarivo 563.
Antarktis 229. 336. 569. 588. 599.
Antes 524.
An te wang 87.
Anthropologie 239. 501. 557.
An Ti 79. 85. 86.
Antimon 324.
Antiochia 77. 149. 578.
Antoku 19.
Antsai 150.
Antu (= Antiochien) 77.
Antun (= M. Aurelius Antoni-
Anu 357. [nus) 579.
Anulâ 489.
Anurâdhapura 482. 484. 490 f.
— Schlacht 448. [493 f.
Anuruddha 505.
Anwar ed-din vom Karnatik 448.
Aorsen 150.
Apaochi 91. 206.
Apastamba 367.
Apia 318—321.
Aporazâ 506.
Apostel, buddhist. 383. 532.
Appa Sahib von Berar 464 f.
Aepyornis 560.
Ära, s. Zeitrechnung.
Araber 110. 125. 156 f. 160. 164. 174. 344. 407. 438 f. 543. 553. 557. 560. 586 f. 592.
— Einfluß auf Ostafrika 585.
— Handel mit China 534.
in Indonesien 533 f.
— Namen 424.
— Überseepolitik 582.
Arabien 147. 195. 531. 570. 574.
— südliches 571. 575. 577. 582.
Arabisches Meer 342. 364. 379. 418. 568. 577 f. 598.
Arachosien 396.
Arados 576.
Arahat 385.
Arakan 428. 466. 499. 504 f. 507.

Aralsee 150. 156. 192. 201. 216.
Aram Shah, Mamelut 412.
Araucos 242.
Arawalliberge 364. 481.
Arbeiterbewegung 286.
Arbeitsteilung 369.
Arbeitszeit, Festsetzung 404.
Archangelsk 213.
Archäologie 162.
Architektur 407. 408 f. 533.
Ardjuna 362. 368.
Ardjuni (Sikh) 433.
Arendt, Carl 61. 72. 85.
Argaon 461.
Arghun, s. Argun.
Arguin 595.
Argun (Ilchan) 176.
Arier 130. 132. 135. 158. 197 f. 346. 349. 351 f. 381. 575; s. auch Indogermanen.
— Frau 358.
— Glaube 359—361. 402.
— im Gangesgebiete 361—377
— im Pandjab 356—361.
— in Indien 158. 356—381.
— Mischung mit Drawida 370.
— Sprache 130. 354.
— Vorzeit 353—356.
— Wanderstämme 131 f. 139.
— Wanderung ins Pandjab 356 f.
Ariipaia 308.
Arilbuga 93. 174.
Arima 23. 25—27.
Arimaddana von Ramanya 493.
Arimaspeia 133. 142.
Arimaspen 143 f.
Aristeas 133. 142 f. 145.
Aristokratie 504.
Aristoteles 586.
Arkot 437. 449. 460.
Arktis 196. 212. 336.
Armada 441. 443.
Armagaon 446.
Arme 384. 404. 416. 486.
Armenien 96. 140. 172. 175. 179.
Armenier 173 f. 177. [181.
Arni 449.
Arrian 895. 515.
Arslan Chan 192.
Arthur, Gouverneur und Oberst 243. 267—270.
Artillerie 419. 472. 477.
Artocarpus incisa 526.
Arum esculentum 526.
Ârya 355.
Aryabhata 407.
Arya Damar, Javane 543.
Aryaman 360.
Aryawarta 357.
Arzneien 352. 407.
Ärzte 367. 445 f. 470. [436 f.
Asaf Djah von Haiderabad 433 f.
— ed-Daula von Audh 456. 458.
Âsâm s. Assam.
Asamwratta 371.
Asanga 400.
Asau (Sawaii) 318.
Aschenhaufen 240.
Aschenurnen 349.
Aschin (Asona) 154.
Aschtarchaniden 182. 194.
Asela 485. 488.
Aserbeidschan 181. 182.
Ashta bei Satara 465.
Asiatische Gesellschaft 443.
Asien 85. 93. 95. 97 f. 100. 109. 165. 168. 173. 175 f. 178. 180—183. 187. 189. 192. 194—222. 229 f. 237. 248. 316 f. 335. 339. 479.
— Christenschutzherrschaft 516.
— inneres 571.
— Russen 194 (210)—222.
— Übergewicht 568.
— Urvolk 354.
Asilaga 20—24. 30. 113 f.
— Takauji 23.
Asikni (Tschinab) 357.
Asinghar 465.
Asir (Indien) 461.
Askese 376. 383. 393 f. 397. 402.
Asmira 143.
Asoka 162 f. 183. 386. 397. 399. 482. 485—487. 490.
— Alphabet 386. [485.
— Inschriften 378 f. 387 f. 391.
Asokarâma 385.
Asona, s. Aschin.
Asop 408.
Assada (Kompanie) 445.
Assam 341—345. 347. 465 f. 499. 500. 502. 506.
Assan (Korea) 51. 52.
Assassinen 172. 174. 411.
Assaye 461.
Assigned districts 475.
Association for the Colonization of New Zealand 327. 328.
Assyrien 139 f.
Aston, W. G. 8.
Astrachan 177. 194.
Astrachaniden, s. Aschtarchaniden.
Astrologie 367. 370.
Astronomie 78. 407. 433.
Asu chipa (Achalpa) 94.
Asura 355. 360. 377.
Aswatthâman 366. 373.
Ata (Eikwürde) 321.
Atahuru (Tahiti) 308.
Atalik Ghazi 190.
Atharwaweda 377. 406.
Äthiopier 581.
Atjeh 536. 539. 546 f. 590.
Atlantischer Ozean 123. 229. 249. 581. 588 f. 593. 597. 599.
— geschichtliche Bedeutung 569 f.
— Gestalt 569. 586. [573.
— Randländer 567. 569.
— Schwergewicht 567. 569. 592.
Âtman 375.
Atmosphäre 569.
Atolle 294. 295.
Atrek, Fluß 218.
Atschin, s. Atjeh.
Atthakathâ 406. 489 f.
Attila 151.
Attok 396. [bis 471.
Auckland, George Eden, Baron 468
— Stadt auf Neuseeland 328. 330.
Audh 343. 411. 420. 422 f. 433 f. 451—453. 456. 458. 468 f. 475.
Aufsichtsrat 457. [477 f.
Augustiner 26. 28.
Augustus 379. [ed-din.
Aurang zêb, s. Mohammed Muhi
Ausfuhr 146. 578.
Ausgrabungen 162. 164.
Auslieger 527.
Aussatz 351.
Aussterben 242. 244.
Australgolf 266.
Australia felix 265.
Australian Agricultural Company 257. 261.
Australien 225. 228—235. 240. 324—327. 331 f. 521. 528. 568—570. 574. 584. 589. 594 f.
— Ansiedler 242. 245. 247. 250 f. 253 f. 258 f. 262. 264—276. 281—286. 290 f. 304. 594.
— Arbeiterpartei 286.
— äthiopisches 587.
— Berge 231. 287. 288.
— Bewässerung 231 f. 234.
— Branntwein 251 f. 254.
— Eingeborne, s. Australier.
— Eisenbahnen 285. 288.
— Engländer 242. 244. 274—278. 280—283. 285 f. 289 bis 293.
— Entdeckungsgeschichte 247 ff.
— Franzosen 250. 253. 257 f. 266 f. 271. 275. 289.
— Häfen 253. 290.
— Handel 257 f. 270. 272. 279 f.
— Heerwesen 289 f. [287. 292.
— Industrie 284—288.
— Klima 232 f. 287. 295 f.
— Kohlenlager 276. 288.
— Kolonien (engl.) 228. 238—240. 247—264. 274. 278. 280—282. 284. 289—293.
— Lage 229 f. [335.
— Landfrage 258—264. 274. 276—279. 284 f.
— Minerale 276. 282. 287 f.
— Mutterland 289—293.
— Niederschläge 232 f. 233.
— Pflanzenwelt 232—234.
— Presse 289. 291.
— Religionsbekenntnisse 288.
— Schafzucht 251 f. 255 f. 260 f. 265. 269—273. 287.
— Staatenbund 227. 238. 280 f. 291—293. 332. 599.
— Staatsschuld 285. 288. 292.
— Sträflinge, s. Deportation.

Digitized by Google

Auſtralien, Straßen 275. 282. 285.
— Telegraphenlinien 285.
— Tierwelt 233. 234.
— Tochterkolonien 264—280.
— Unterrichtsweſen 270. 288 f.
— Weinbau 252. 254.
— Wirtſchaft 283—288.
— Wolle 287; ſ. auch Schafzucht.
Auſtralier 195. 223—227. 230. 232—238. 241—245. 247. 260. 264. 270. 273. 275. 297. 304 f. 329. 332. 335. 572. [239.
— anthropolog. Stellung 236 f.
— Sprachen 236.
Auſtralind (Weſtauſtralien) 276.
Auſtralinſeln, ſ. Tubuai.
Auſtralneger, ſ. Auſtralier.
Ava (Barma), ſ. Awa.
Avaren, ſ. Awaren.
Avicenna 410.
Avitabile, franzöſ. Offizier 472.
Awa (Barma) 399. 466. 505—
Awaiki 299. [507. 511.
Awalokiteſwara 400.
Awaren 123. 153. 200. 201. 211.
Awatâra 401.
Axt 356.
Axum 581.
Aymonier, E. 503.
Ayodhya 352. 363.
Ayuthia 501. 505. 509—511.
Azarja 576.
Azes 397. [hammed.
'Azîm Shâh (Timuride), ſ. Mo-
'Aziz ed-dîn 'Alamgîr II. 432 f.
Azoren 315. [451.
Azteken 590.

Bab el-Mandeb 444.
Baber (II.) d. Gr., ſ. Zehîr ed-dîn.
Babylon 119. 128—130. 139. 396. 578.
— Gefangenſchaft 576.
Babylonier 130—132.
Bachu Noian, mong. General 95 f.
Bac Nigne (Bacninh) 516 f.
Baden-thaken 506.
Badji Rao 435—437. 464. 475.
Bagdad 168. 172. 175 f. 179 f. 182. 413. 583.
Bahâdur Nizâm Shâh von Ahmednagar 423.
— Shâh von Gudjerat 420.
— Sahi (Gurka), ſ. Râdja.
Bahlûl Lôdhi 182. 409. 417.
Bâhmani-Dynaſtie 418.
Bahrâm Shâh, Mameluk 413.
Baian 174.
Baikalſee 86. 166. 199. 203. 204.
Baillie 457. [214. 221.
Bairât, Inſchrift 388.
Baker, Shirley 323.
Bal'fu (Japan) 14. 21. 39.
Balſar (1764) 453. [397. 419.
Baktrien 140 f. 147 f. 162. 395.
Baladji, dritter Peſchwa 436. 456.
— Wiſwanath 435.
Balamir, Hunnenführer 151.
Balaſore 445. [dîn.
Balbân (Mameluk), ſ. Ghiyâs ed-
Balboa 581. 593.
Balch 193. 194. 427.
Bali 542 f. 554. 590.
Balkanhalbinſel 131.
Balkaſchſee 122. 192.
Ballarat 283. 284.
Baelz, E. 4. 58. 110.
Bambusbücher (Tſhu ſhui) 61. 64.
Bambustafeln 67. [69.
Bancaſey, ſ. Bangkok.
Banda (Inſel) 537. 538. 553.
— Sikh 434.
Bandel in Bengalen 550.
Bandelland 413 f. 417. 423. 427.
Bandjermaſſing, Reich 548—550.
— Stadt 531. 549.
Bandula, barm. General 466.
Bangalore 458.
Bangka 547.
Bangkahulu, ſ. Benkulen.
Bangkok 490. 504. 511.
Bang Pakang 513.
Banhipur 442 f.
Banka, ſ. Bangka.
Banken 255. 279.
Banks, Joſ. 249. 313.
Bantam 446. 537 f. 543. 545.
Banya 370. [547.
Baraka, ſ. Berkai.
Barakzai 469.
Barawa, ſ. Brawa.
Barbiere 496.
Barcelona 590.
Bardwan 452.
Barends(zon), Willem 441.
Bärenverehrung 198.
Barid Shâh von Bidâr 418.
Barker, Collet, Kapitän 277.
Barlow, Sir George 462 f.
Barma 102 f. 106. 341. 392. 493. 500. 503—508. 511 f.
— Buddhismus 399.
— Europäer 506—508.
— Kriege mit England 466 f. 474. 507 f.
Barmanen 59. 501. 504. 505.
— Kämpfe mit den Mon 505.
Barnard, Sir Henry William (Generalleutn.; 1799—1857) 478.
Baroda 347. 437. 439. 469.
Barotſch 461.
Barraton in England 550.
Bartholomäus von Cremona 96.
Baſchkiren 192.
Baſilisch 354.
Baſra 534. 583.
Baſſein (Barma) 507.
— (Vorderindien) 456 f.
— — Verträge 456. 460. 464.
Baſſeinfluß 506.
Baſſora, ſ. Baſra.
Baß, Schiffschirurg 251.
Baßſtraße 237.
Baſtaards 600.
Batak, ſ. Batta.
Batavia 254. 311. 538. 539.
— Gründung 537. 544.
Bataviſche Republik 538 f. 595.
Bathurſt (Neuſüdwales) 256. 283.
Batman, John 271.
Batta(k) 500. 525. 533. 546.
Battambong 515.
Battikalao 496.
Batu 95. 96. 171. 173. 175. 177.
Baudhâyana 367.
Bauern 20. 24. 34—36. 42. 50. 51. 221. 365. 369. 372.
Baumwolle 275. 314. 530. 558.
Bayan (Po yen) 92.
Bayezid I. 180.
Bayin Naung 505.
Beagle 329.
Beamte 221. 424 f. 433. 538. 540.
— Beſoldung 452 f. 455. 458. 498.
— Privathandel 452—455.
— Schulen 467.
Bea (Tonga) 322.
Beauchamp, Earl, Gouverneur 282.
Beaumurh (Ceylon) 499.
Bedar, ſ. Bidâr.
Bednar 457.
Begams (2), von Audh 456.
Béhaine, Pigneux de 512. 515.
Behar 411—413.
Beichte 384. 390.
Beider, ſ. Bidâr.
Beinga-Della 506.
Beiram Chan, ſ. Beram.
Bellala 415.
Bellary 418.
Belutſchen 345. 470.
Belutſchiſtan 340. [435.
Benares 363. 381. 383. 417. 429.
— Predigt 383. 389. 390.
— Râdja 456.
Bendigo (Auſtralien) 283.
Benedikt XIII. 101.
— von Polen 95.
Bengalen 98. 341. 344. 347. 400. 411—413. 416. 420. 422. 426. 428. 433. 439. 442—444. 446 f. 450—453. 455. 457 f. 467. 504.
— Nuwab 455 f.
Bengaliſche Geſellſchaft 443.
Bengaliſches Meer 342. 378. 418. 499. 507. 531.
Benguëlla 595.
Benjowski, Graf M. A. 562.
Benkulen 548.
Bentinck, William Henry Cavendiſh, Baron 466—468. 473.
Beram Chan, Turkmene 421.
Berampur 431.
Berar 418. 423. 460 f. 464 f. 469.
Berele, ſ. Berkai. [475.
Berenike Troglodytike 581.

Digitized by Google

Bergbau 287 f. 479.
Berge, heilige 79.
Beringſtraße 197. 204. 208. 210.
Berkai 177. [214.
Berlin, Samoakonferenz 320 f.
Berufsſcheidung 370.
Berufswechſel 404.
Beſitznaturrecht 228. 244
Beſt, Kapitän 444.
Beſtattung 5. 359. 385; ſ. auch Feuerbeſtattung und Gräber.
Bethlehem 149.
Betſileo 559. 561.
Betſimiſaraka 559.
Bettelmönche, buddhiſtiſche 390.
— katholiſche 25. 27.
Betteln (Brahm.) 373.
Bewäſſerungsanlagen 231 f. 235.
Bhabra, ſ. Bairât. [392. 417.
Bhagawat 382.
Bhairawa 401.
Bhakor 412.
Bhallikâ (Buddhiſtin) 383.
Bhalluka (Ceylon) 488.
Bharata 357. 362. 366. 381.
Bhartpur 433. 461. 466.
Bhatârka, ſ. Senapati.
Bhatta Bhawabhûti 408.
Bhawawarman 509.
Bhâwini 402. 468.
Bhikkhu (Bhikſhu) 390. 486.
Bhil(la) 380.
Bhilſa 412.
Bhîma, Fluß 431.
— Held 362.
Bhodau Phra 506. 507.
Bhonsla-Dynaſtie 465. 475.
Bhumidj 353.
Bhutan 186. 340.
Bhûteśwara 401.
Bhut Shikan, ſ. Mahmud (Ghaznawide) 410.
Bichiu, ſ. Kibi.
Bidâr 418.
Bidjâpûr 418. 428—431.
Bienhoa 516. [453.
Bihâr 364. 381. 411 f. 420. 433.
Bildhauerei 407. 490.
Biliktu 187.
Billiton 530.
Billy, „König“ 244.
Bima (Sumbawa) 554.
Bimbiſâra 383. 384. 393.
Bindats, japaniſcher Kaiſer 12.
Binduſâra 397.
Bingo, ſ. Kibi.
Bintang 535.
Birma, ſ. Barma.
Biſchofsſitze 97.
Bismarck-Archipel 227. 293. 304.
— Fürſt 319. 321.
— Kriegsſchiff 319.
Bitſik-Tura, ſ. Tobolsk.
Bittur 465.
Biwaſee 19. 33.
Bizen, ſ. Kibi.
black hole 450.
Blankert 498.
Blaſenſteine, Operation 407.
Blaue Berge 251. 265. 282.
— Horde (Mongolen) 177.
Blaxland, Kolonist 256. 265.
Bligh, William 254 f. 257
Blutegel 479.
Blutrache 70. 351.
Board of control 457. 464. 467.
Bo-Baum 383. 486.
Bo chai, ſ. Pu hai.
Bochara 122. 168. 176. 179. 192. bis 194. 203. 216. 217.
Bodaw p'ayâ 506.
Bodenverteilung, ſ. Ackerlandein-[teilung.
Bodhi 383. 388.
Bodhidharma 81.
Bodhiſattwa 400.
Bogen 158. 356.
Böhmen 96.
Boigne, de 459. 461.
Bolanpaß 470.
Boleslaw V. von Sandomir 171.
Bombay (Bom bahia) 340. 343 f. 347 f. 446. 456. 465. 477 f.
Bonard, Louis Adolphe 516.
Bonechea, Dom. de 308.
Boni (Bugi) 551. 552
Bonze 96.
Bopp, Franz 353.
Borneo 228. 462. 499 f. 522. 525. 529 f. 536. 538 f. 548—550. 555.
— chin. Beziehungen 530 f. 548 f.
— Islam 548 f.
— ſüdliches 533. 542. 548—550.
Boro-budur 533. 541.
Borommarâdja 510.
Borthwick 468.
Boscawen, Admiral Edward (1711—61) 448.
Boſch, Jan van den 539.
Botanybai 247. 249. 256. 595.
Boucher, Guillaume 96.
Bougainville, L. A. de 304.
Bounty, Schiff 254. 308. 311.
Bourbon-Inſel, ſ. Réunion.
Bourdonnais, Bertrand-François Mahé de la 448. 564.
Bourke, Robert, Gouverneur 258.
— Stadt 240. [260. 272.
Boutwell, Schiffskapitän 305.
Bowen, Leutnant 266. 267.
Boxer, ſ. China.
Boyer, A. M. 398.
Brachykephalen, ſ. Kurzköpfe.
Braganza 446. [402.
Brahmâ(an) 183. 374—377. 383.
— Para Brahmâ 401.
Brâhmanas (Schriften) 362. 406 f.
Brahmanen (Brâhmanas, Prieſter) 345. 353. 366—369. 372 f. 404—408. 424. 430. 433. 467. 476. 481. 483 f. 486. 504.
Brahmanen, Blutreinheit 369.
— dunkelhäutige 371. [404.
— Herrſchaft 366—379.
Brahmaniſche Kultur 502.
— Litteratur 405 f.
— Philoſophie 374. 388.
— Religion 376. 400 f. 584
— — an der Malabarküſte 380.
— — auf Ceylon 495—497.
— — in Indochina 508. 513.
— — in Indoneſien 502—505. 532—534. 541 f.
— — in Südindien 377.
— — Wiederbelebung 401.
Brahmaputra 158. 340 f. 343. 412. 499. 574.
Brahmi-Alphabet 386.
Brahui 346.
Brandeis, Eugen 320.
Branginoço 505.
Branntwein 220. 251. 252. 254.
Brawa 585.
Breewarina 240.
Breslau 95.
Brihadratha 397.
Brisbane, Gouverneur 257 f.
— Stadt 273 f. 286. 290.
Britannien der Südſee 328.
Briten, ſ. Engländer.
Britiſch-Barma 507. 513.
— -Neuguinea 228. 291. 293.
— -Oſtafrika 598.
— -Oſtindien, ſ. Vorderindien.
— -Oſtindiſche Geſellſchaft, ſ. Engliſch-Oſtind. Kompanie.
Britiſh North Borneo Comp. 550.
Brito, Antonio de 535.
— y Nicote, Fil. de 506.
Broach, ſ. Barotſch.
Bromidjoyo, javan. König 543.
Bronze 66. 109. 112. 128 f. 132. 143. 196. 200. 356.
Brooke, James 550.
— Sir Charles Johnſon 550.
Brot 358.
Brotfruchtbaum 254. 526.
Broughton, Gabriel 445 f.
Brunei 529. 550. 555.
— Reich 548 f.
Brunnenanlagen 234.
Brydon, Dr. 470.
Buchara, ſ. Bochara.
Buch der Könige (Tibet) 158.
Buchdruck 75. 109.
Buckley, Will. 273.
Budaun 412.
Buddha 80. 158 f. 184. 186. 367. 380—388. 391. 401. 482. 575.
— Almoſenſchüſſel 492.
— Bildniſſe 391. 408. 503 f. 533.
— Geburtsgeſchichten 497.
— Geburtsort 386. 400.
— Schlüſſelbein 486.
— Vervielfachung 184. 186. 391.
— Zahn 490. 492. 494. 496 f.

Digitized by Google

Buddhadâsa 490.
Buddhagayâ 383.
Buddhaghosha 406. 490. 503. 506.
Buddhismus 27. 55. 108. 111 f. 122 f. 141. 148 f. 158—164. 170. 174. 182—191. 210. 340. 347. 383 f. 386. 391. 400. 503. 580. 584. 587.
— auf Ceylon 486 ff. 498.
— Baukunst 165. 391. 408 f. 503 f.
— Bedeutung 391.
— Brahmanismus 497.
— Frau (Stellung) 392.
— Geschichtschreibung 379. 406.
— in China 79—83. 86. 95. 98.
— in Japan 12—15.
— in Indochina 503 f. 508.
— in Indonesien 532. 541.
— in Korea 113.
— in Vorderindien 81. 381—400.
— Kastenwesen 392.
— Klöster 163; s. auch Ceylon.
— Landschenkungen 384. 486.
— Mission 15. 80. 383. 388. 399. 532.
— nach Asoka 388 f., 400.
— nördlicher 392. 398. 400. 503.
— Philosophie 388 f. 394.
— Priestereheloſigkeit 15.
— Reformation 184.
— Reliquien 385. 387. 391.
— Sekten 12 f. 184 f. 384. 487.
— Shintoismus 13. [489.
— Sittlichkeitslehre 392.
— südlicher 392. 400. 406. 533.
— Verfolgung 26. 32. 80. 495 f. 507.
— Verknöcherung 388. 400.
— zehn Gebote 390.
Budh, s. Bodhi.
Bugi 529. 549. 551. 553. 554.
Buke 18. 34. 37—39.
Bulgaren 201. 211.
Bülow, W. v. 317.
Bulwer-Lytton, s. Lytton.
Bumerang 244.
Bungo 24. 25. 31. 50
Bunyo 37.
Buraṅkri, Rauṅchan 505.
Burâten 199.
Buren 563. 600.
Burenkrieg 289. 598.
Burhanpur 461.
Burka, s. Berkai.
Burma, s. Barma.
Burnell, Arthur C. 367.
Burnes, Alexander 469 f.
Bu Said (Ilchan), s. Abu Said.
Busby, James 326. 327.
Buschmänner 195. 242. 600.
Bushranger 258. 268. 269.
Büßer 374.
Bussy, Charles Joseph Patissier Marquis de 448—451. 459.
Busurul Chan, s. Buzurg.
Butung (Buton) 552.
Buxar, s. Baksar.
Buyan Kuli 178.
Buzurg (Busurul) Chan 190.
Byzanz 109. 146 f. 151. 155. 176 f. 580 f.

Cabo Tormentoso 438.
Cabral 439 f.
Cairn 349.
Calcutta, s. Kalkutta.
Caldwell, R. 352. 353.
Cambaluc 96. 97. 174.
Cambay 444.
— Golf 340. 364. 380. 481.
Cambodja, s. Kambodja.
Camden, Lord 252.
— Estate (N.-S.-Wales) 252. 255.
Campbell, Archibald 465 f.
— Colin 473. 478.
Cannanore 444.
Canning, George 461. 464.
— Viscount Ch. J. 476—478.
Canterbury (Neuseeland) 330 f.
Canton 57. 89. 98. 99. 103—105.
Can wu-Dynastie 155.
Capellen, Godard van der 545.
Carnac, engl.-ind. Offizier 456.
Carolina (N.-A.) 250.
Carpentaria-Golf 253.
Carys, englische Fregatte 315.
Cäsarenwahnsinn 416. 507.
casta 367.
Catchpoole 515.
Cavendish, Thomas 444.
Caweri 342.
Cawnpore, s. Kahnpur.
Cayenne 250.
Cebu 555. [549—552.
Celebes 462. 524. 529. 538. 540.
Ceram, s. Seram.
Cerqueira, Bischof 28.
Ceylon 80. 98. 339. 364. 370. 379. 384. 392. 406. 409. 439—443. 462. 479—499. 524. 538 f. 570—572. 579 f. 583 f. 587. 593. 595.
— ältere Geschichte 485—495.
— arische Einwanderung 480 ff.
— Baukunst 487. 493. [497.
— Bergbewohner 487 f. 494 f.
— Bewässerung 487. 492—494.
— Brahmanismus 495—497.
— Buddhismus 385—387. 399. 482. 485. 487. 489—491.
— Chinesen 580. [494. 497 f.
— Christentum 496.
— Chroniken 385. 406. 481 ff.
— Chronologie 485.
— Engländer 482. 498 f.
— Heerwesen 492. 495.
— Holländer 497 f.
— Klima 479. [494. 497 f.
— Klöster 482. 487. 489—491.
— Königsland 490. 495.
— Königtum 482. 485—487.
— Kultur 487. 492 f.
Ceylon, Landschaftsbild 486.
— Name 493.
— Pflanzenleben 479.
— Portugiesen 495—497.
— Tamilen 492. 495 f.
— Thronwirren 488. 490 f. 494.
— Tierwelt 479.
— Urbevölkerung 480.
— Vorgeschichte 480—485.
Ch . . . s. auch Tsch . . .
Chabarowka 221.
Chagatai, s. Djagatai.
Chai 72.
Cha Kan, s. Groß-Chan.
Chaldji, s. Khildji.
Chalil, Timuride 181.
Chalzedon (Edelstein) 349.
Chamberlain, Jos. 239.
Chambers, Oberrichter 320.
Chami, s. Khami.
Chamisso, Ad. v. 313.
Chamorro 302. 307.
Chan Babu, s. Beram Chan.
Chan Baligh (Peking) 174.
— chau 97.
— Chu (Taoist) 72.
Changan, s. Si ngan fu.
Chang Ch'ien (Tschang kien) 144
— Chi tung 110. [147.
— Chu 65.
— kiang (langer Fluß) 57.
— kia wan 105.
— kien, chinesischer General 77.
— Liang ti 89.
— mao, s. Taiping.
— Pang chang 91.
— Shi cheng 94.
— tê fu 84. 87.
Chao 69. 72. 73. 85.
— Fei yen 78.
— Hsiang 72.
— hsüan Ti 89.
— Kao 74.
— Kuang yin 90.
— — Shi 92.
— Ti 77.
— To 75.
— Tsung 89.
— wang 69.
— Yang 78.
— Yüan hao 90.
Chaochau 81.
Chaos 67. 68.
Charax 578.
Charnock, Gouverneur 447.
Chatham-Inseln (Warekauri) 324.
Chau 58. 61. 62. 87. 88. 97. 502.
— -Dynastie 61—63. 66. 68—72. 75. 78. 82. 90. 136.
— (Flächenmaß) 61.
— Herzog 68. 88.
— hsin 58. 62.
— kung 63.
— li 63. 66.
— nördliches 87.
— Po 75.

Chau, spätere 90.
- Tun i 92.
Chavannes, Ed. 67.
Chawaresm, s. Chwaresm.
Chazaren 155. 211.
Chekiang 9. 56. 69. 89. 91. 97.
Chemie 407. [100. 102.
Chen 69. 72. 81. 86.
- Pa hsien 86.
- Tsung 90.
- Yō liang 94.
Cheng 69. 72. 85.
— Cheng kung 102. 556.
— Chi lung 102.
- chi sze (= Djengis Chan) 167.
— Han 85.
— ho 98.
— hua, s. Hsien Tsung.
— Ko chuang 102. 556.
— Tang 62.
— Teh shiu 92.
— Ti 77. 78.
— Tsung (= Timur) 93. 187.
— tu fu 84f.
— tung, s. Ying Tsung.
— wang 69.
Chezbezat 560.
Chhöngju (Kion chiu), Korea 114.
Chhung chhöng, Korea 113.
Chi 69. 72. 76. 80. 86. 89.
— -Berge (Chi shan) 68.
- cheng 85.
— fu Kuoyen 85.
- tan, s. Khi tan.
- Ti 79. [Tsung.
Chia ching, s. Kia King und Shi
Chiang 58.
Chiangtu (Yangchou) 87.
Chiao, Provinz in China 76.
Chiē, s. Ti Kuei.
Chien Chao 85.
- Chin 85.
- Liang 85.
- lung, s. Kao Tsung.
— nördliches 87.
- Shu 89.
- wen, s. Hui Ti.
— — Ti 81. 85.
— Yen 82.
- yiē, s. Nanking.
Chiji, japanische Einwanderer 11.
Chikugo 7.
Chikuzen, s. Tsukushi.
Child, John 445.
Chile 310. 336.
Chili (Tschili, Petschili) 52. 57f. 61f. 69. 73. 76. 89. 91. 104. 107. 110. 136. 171.
— Golf 57. 219.
Chin (Tsin) 56. 69. 72f. 75. 79. 85. 90. 136.
— -Dynastie 55f. 63. 72—75.
- Ji kei 114. [77. 111.
— Shi Huang ti, s. Shi.
— Tsung 91.
— westliches (Hsi) 85. 152.
China 22. 24. 32. 50f. 53. 56—60. 119. 121—123. 127f. 133 bis 136. 138—151. 154f. 157—159. 164. 166—168. 170—174. 176f. 180—188. 190—194. 203—207. 210. 213—215. 217—221. 340. 443. 504. 535. 590.
— Ackerbaukolonien 132. 134f.
— Ackerland-Einteilung 61. 78.
— ältere Geschichte 68—79.
- astronomische Instrumente 78.
— Bambustäfelchen 67. 69.
— Baukunst 67f. 74. 77—80. 82—84. 109. [109.
— Bewässerungsanlagen 93.
— Boxer 53. 107. 190.
— Bücherverbrennung 73. 137.
— Buddhismus 79—83. 98. 399.
— Bürgerkriege 85. 88f. 152. 156. 205. [109f.
— Christentum 81. 94—107.
— Confucianismus, s. dort.
- Einteilung 76. 97. 103.
— Erfindungen 66f. 109.
— Fremde 104f. 107. 109. 147.
- geschichtliche Zeit 62. 68ff.
— Geschichtsquellen 77. 133. 139.
— Grenzvölker 58. 134. 136.
— Grenzwälle 134.
— Große Mauer 73. 75. 85. 98. 123. 136f.
— Häfen 104. 105. 189.
— Handel 87. 134f. 149. 534.
— Haremswirtschaft 88f. 93. 108f.
- Heerwesen 75. 90f. 214.
— Industrie 66f. 109.
— Kaiser 62.
— Kaiser-Kanal 93. 105.
— Kastenwesen 87.
— Klassiker, s. Litteratur.
— Kolonisation 182. 189. 191.
- Kosmogonie 83.
— Kultur 66—68. 75. 108f. 154. 173. 205f. 214. [503. 513.
— Kultureinfluß 113. 134. 501.
- Künste 66. 77. 109.
— Lehnswesen 68. 69. 102.
- Litteratur 63. 75. 77. 79. 83. 87f. 91. 93. 103. 108. 137.
— Minerale 109.
— mittlere Geschichte 83—94.
— Mongolen 22. 32. 92—94.
— Name 55f.
- neuere Geschichte 102—107.
— nördliches 57. 86. 91. 127. 138. 153. 160. 166f. 171. 206.
— Priesterstand 62. 65.
— Reichsvermessung 87.
— sagenhafte Zeit 60—63. 68.
— Schrift 7. 12. 59f. 66f. 83.
— Schulen 75. 88. [133. 165.
— Sekten 104. 106. 107.
— Sprache 83.
— Städte 135. 143.
China, Steuer 76. 89f.
— Strafen 75.
— südliches 56. 58. 84. 86. 93. 96. 144. 160. 173f. 207. 499. 513. 517. 528—530.
- Taoismus, s. dort.
— Urvolk 129.
— Verfassung 76. [107.
— Verhältnis zu Amerika 101f.
— — zu Anam 517f.
— — zu Europa 107. 146. 579.
— — zu Hochasien 93.
— — zu Indien 79—81.
— — zu Indochina 504—506. 508f. 512—514.
— — zu Indonesien 529—531. 542f. 549. 553. 555f. 572. [116.
— — zu Japan 8. 51—53. 106f.
— — zum Nomadismus 133f.
— — zum Tarymbecken 147—149.
- zur Kurie 97. 101.
— zu Rußland 214—216.
— zu Turkestan 106.
— Verträge 51. 104—106. 116.
— Wachstum 87.
- Wehrpflicht 75.
— westliches 138. 190. 191.
- Zauberer 68.
— Zeitrechnung 76. 118.
— Zwangsansiedlungen 135.
Chinchin, s. Changchau.
Chinesen 4. 10. 26f. 29. 32. 41 bis 44. 57—60. 127. 131—133. 142—152. 154. 156f 159—161. 163. 167. 171. 174f. 183. 185—191. 194. 205—208. 210. 214. 217. 219. 238. 274. 315. 317. 502. 530f. 538. 544. 553. 563. 579f. 587.
— Ahnendienst 60. 62f.
— Arbeiter 538. 544. 549.
- Blutrache 70.
— Entdeckungsfahrten 583.
— Fremdenhaß 107. 583.
- Handelsgeist 104. 530. 579.
— Nahrung 60.
— Philosophie 63—65. 92.
— physische Eigenschaften 584.
— Pilger 487. 491; s. auch Fahien und Hiuen Tsang.
— Religion 62. 68.
— Schiffer 529. 532. 579f. 583f.
— Vielweiberei 108.
— Waffen 66.
Chinesische Ostbahn 221.
Chinesisches Meer 3. 56. 499f. 504.
Chinesisch-malaiische Stämme 531.
Ching, Dynastie 56.
— (Flächenmaß) 76.
— Fluß 68.
— nan 89. 90.
- Prinz 84.
— Provinz in China 76.

Ching tan 56.
— Ti 75. 84. 86.
— yang fu 85.
Chingiz Chan, ſ. Djengis.
Chinling tuſhu chi cheng 103.
Chirurgie 407.
Chitan, ſ. Khi tan.
Chiwa 148. 179. 192—194. 213. 216 ff. 397. 411; ſ. auch Chwa-
Chizr Chan Multân 417. [resm.
Chodjent 168. 216.
Choiſeul, Salomoninſel 321.
Cholam, ſ. Kholand.
Chöl Chong 116.
Cholera 351. 480.
Chöl la, Provinz in Korea 113.
Chonſa, Schlacht 420. [191—193.
Choraſan 87. 123. 175. 179. 182.
Choſen (= Korea) 110 f.
Choſhiu 31. 46 f. 49 f.
Chotan, ſ. Khotan.
Chou, ſ. Chau.
Chriſten 175 f. 308. 314. 318. 348.
Chriſtentum 55. 115. 162—164. 166. 172 f. 183. 203. 308. 314. 318. 531. 552. 556. 599; ſ. auch Miſſion.
— auf Ceylon 496.
— im Mogulreiche 424 f.
— in Anam 515 f.
— in Barma 507.
— in China 94—107. 109 f.
— in Oſtindien 440.
— in Oſtindochina 514.
— in Siam 511 f.
— ſyriſches 81.
— Sittenlehre 392.
— Verfolgung 26—29. 32. 516.
Chriſtian, Unterſteuermann 311.
Chriſtmasinſel 302.
Chroniken, ſ. Geſchichtſchreibung.
Chronologie, ſ. Zeitrechnung.
Chu 69. 72; ſ. auch Chang Pang
— Chüan chung 89. [chang.
— hi 83. 92.
— (Honan und Nord-Anhui) 74.
— ko liang 74. 84.
— Ti 90.
— yang in in Anhui 94.
— Yüan chang 94.
Chü chü Meng hſün 85.
Chuang Hſiang 72.
— Tſung 90.
Chuan hſü 61.
Chui che, ſ. Uiguren.
Chukiang (Perlfluß) 57.
Chul chong, ſ. Chöl Chong.
Chun, Prinz 106. 107.
— chiu (Chronik) 64.
Chung cheng, ſ. Hnai Tſung.
- Hau (Hou) 106.
— Hwa Kwoh 55.
— kang 62.
— king (Stadt in China) 57.
— Kwoh (Reich der Mitte) 55.
— Kwoh jin 55.
Chung Mao 88.
— ſhan 84.
— Ti 79.
— Tſung 88.
— tu 70; ſ. auch Peking.
— yung 64.
Church of England 330.
Churchill in England 455.
Chuſan-Inſel 56.
Chuſrau Malik, Ghaznawide 411.
— Shâh (Delhi), ſ. Nâſir ed-din.
— (Timuride) 425—427.
Chü yung kuan, ſ. Kiu-yung kwan.
Chwang chau fu, ſ. Zayton.
— tſze 65.
Chwaresm (Chwarizm) 92. 95. 155. 167 f. 179. 411 f; ſ. auch Chiwa. [189.
Chwaresmier 151. 167 f. 170 f.
Cinchona 473.
Circars, nördliche 450 f. 454.
Clan 50. 54. 105. 108.
Cleveland, Grover 316. [592.
Clive, Robert 449—455. 460. 464.
Clyde, Lord, ſ. Campbell (Colin).
Coblon bei Madras 442.
Cochinchina, ſ. Kotſchinchina.
Cockatoo-Farmer 285.
Coen, Jan Pieterszon 537.
Coimbatore 380.
Colbert 100. 447. 561.
Collins, Oberſt 266—268. 271.
Colombo 495—498. [273.
Colyma, ſ. Kolyma.
Combermere, Sir Stapleton-Cotton Viscount (Feldmarſchall; 1773—1865) 466.
Committee of the Privy Council for Trade and foreign Plantations 280.
Commonwealth of Australia, ſ. Auſtralien (Staatenbund).
Comorin (Kap), ſ. Komorin.
Compagnie des Indes 100.
— Nanto-Bordelaise 327. 328.
Compagnies de la Chine 100.
Company of Merchant Adventurers 445.
Confucianismus 55. 63. 65 f. 80—83. 86. 91. 93. 108. 111—113.
Confucius, ſ. Kung fu tſze.
Connewarrenſee 240.
Cook, James 247—250. 302—304. 309—312. 321 f. 327 f.
— -Inſeln 324. [331. 336. 593.
— -Straße 332.
Coorg, ſ. Kurg.
Coote, Eyre 451. 457.
Coppleſton, R. S. 388. 393.
Coria (Korea) 110.
Corniſh, W. R. 369.
Cornſtalks 239.
Cornwall (England) 267.
Cornwallis, Charles Mann Graf von 457 f. 461 f.
Coromandel (Neuſeeland) 332.
Coromandel (Vorderindien), ſ. Koromandel.
Courbet, A. A. P. 517.
Court, franzöſiſcher Offizier 472.
Courten, Peter 444 f. [105.
Couſin-Montauban (Palikao)
Cowley, Richard, ſ. Wellesley.
Cowpaſture (Neuſüdwales) 252.
Crawfurd, John 532.
Criminalkodex, indiſcher 467.
Crom Tſchiat 512.
crore 352.
Cuddalore 457.
Cultuurſtelſel 539.
Cunningham, Allen 265. 273.
Currie, Sir Frederick 473.
Curzon of Kedleſton, G. N. Baron
Cypern 96. [478.

Daendels, Hermann Willem 545.
Daghiu, Buddhiſt 13.
Dâgoba 391. 486.
Dagoſhan 463.
Daibuz 21.
Dai Gon-gen 40.
Daigo tenno 18.
Daijo daijin 17—19.
— kuan 17.
Daimio 35. 48.
Dainihonſhi 44.
Dalada Maligawa 497. [220.
Dalai-Lama 158. 184—186. 188.
Dalhouſie James Andrew Brown-Ramſay Graf 473—478. 507.
Dalrymple (Tasmanien), ſ. Port.
Daly 231.
Damak 543.
Damaskus 180.
Dambadenya 494.
Dämonenglaube 347. 350 f. 355. 360. 376 f. 399—401. [600.
Dampfſchifffahrt 219. 221 f. 474.
Dampier, Will. 248. 304.
Dandy Pant, ſ. Nana Sahib.
Dänen auf Celebes 552.
— in Oſtindien 442. 462.
Daniâl (Timuride) 423. 427.
Däniſch-Oſtind. Handelsgeſ. 442.
Dannoura 19. 21.
Dantapura 490.
Daona 509.
Dappert, Olfert 467.
Dârâ Shukôh, Timuride 428.
Dardiſtan 344. 345.
Dardjegwe, ſ. Tun ſhih huai.
Dareios Hyſtaſpis 140. 211. 395.
Darien 593. [577
Darling Downs 265. 273.
— -Murray 231. 240. 257. 265.
— Ralph 258 f. 270. [277.
Darwin, Charles R. 329. 334. 354.
Dâſa 349. 357.
Daſaſila 390.
Daſyu 349. 351. 357. 360. 369.
Dâthadhâtu 490.
Daß 6.

Dauladabad 414. 416. 418.
Daulet Chan Lôdhi, Afghane 417.
— Rao Sindia 460. [419.
Davatſi (Tſe wan da ſhi) 103.
Davey, Oberſtleutnant 268. 269.
David 576.
Davie, Major 499.
Dâwarbachſh, Timuride 427.
Dâwicotta 449.
Dâwûd Shâh von Bengalen 422.
Dayak 500. 522. 525. 548 f. 555.
Defenſive Allianz 460 f.
Dehli (Hindoſtân), ſ. Delhi.
— (Timor) 554.
Delabriſten 222.
Deladiſches Zahlenſyſtem 407.
Dekker, Eduard Douwes 521. 540.
Del(l)han 341—343. 345. 394. 399. 414 f. 418. 426. 428 f. 431. 449. 479. 570.
— hindoſtaniſcher 433. 437.
— Hinduſtaat 418.
— mohammedaniſcher 418. 430 f.
Delagoabai 592. 595.
Delhi 180. 182. 363. 409—413. 415—417. 419. 421. 426—428. 434 f. 444. 452 f. 456. 460 f. 469. 477 f.
Delta 340 f. 499.
Demak auf Java 547. 549.
Demarkationslinie 439. 591.
Dengio, Buddhiſt 12.
Denſon, Will. 271.
Denkmünze 471.
d'Entrecaſteaux-Kanal 244.
Denyenbeſitzer 34.
Deportation 135. 220. 222. 245. 249 f. 253. 256—258. 262 bis 264. 266—271. 273 f. 276—278. 304. 326.
— Folgen 245. 250 f. 263 f. 267. 270 f.
Deri Shâhân 396.
Derwent 175. 253. 266 f.
Deſchnef 214.
Deuman, ſ. Tuman.
Deutſche 289. 291. 306. 320. 592.
— in Auſtralien 238. [594.
— in Oſtindien 442 f.
Deutſches Reich, altes 96. 124.
— — — Flotte 443. [591 f.
— — neues 51—53. 107. 291 f. 306. 317. 319—321. 323. 335. 582. 597. 599.
Deutſch-franz. Krieg 563.
— -Oſtafrika 301.
— -Oſtindiſche Kompanie 442 f.
— -Samoa 321.
Deviſen, ſ. Jahresdeviſen.
Dewadatta 384.
Dewagiri 414—416.
Dewânampiya Tiſſa 485 f. 488.
Dewarawati 509.
Dewarddhi(ganin) Kſhamaſhra-
Dewî 486. [mana 393. 399.
Dhamma 388.
Dhammâſoka 385.
Dharma Paula Râdja 496.
Dharmaſâſtra 407.
Dharmaſûtra 367. 407.
Dhâtugarbha 486.
Dhâtuſena 482. 490.
Dhigo Negoro, Javane 545.
Dhritarâſhtra 362.
Dhruwaſena 398.
Dhulîp Singh 472. 474.
Diadochen 396.
Diagramme, acht 60.
Dialektik 400.
Diamanten 419. 427. 529 f. 548.
Dias, Bartholomeu 438.
Diaz, Biſchof 516.
Dichte, geſchichtliche 569.
Dichtkunſt 88. 407 f.
Diebesſprache 468.
Diemen, Anton van 537.
Digambara 394.
Dihli 411.
Dilly, ſ. Dehli (Timor).
Diluvialzeit 196. 198. 208. 523.
Dingo 234. 297.
Din Mohammed Sultan 193.
Diodor 395.
Diodotos 397.
Dioscorea 526.
Dioscorides 575.
Dipawañſa 385. 482.
Diu 439.
Diwan (Tributärfürſt) 473.
Diwanat 453.
Djacatra 537.
Djaffna 442. 495—498.
Djafir von Bengalen, ſ. Mir.
Djagad Widjaya Nayaka 493.
Djagatai 96. 176. 178—180. 419.
Djagdalak 470.
Djah von Radjputana 433.
Djaigir 417.
Djain 347. 393—395. 399 f.
— Bauten 394. 409.
— fünf Gebote 394.
— Philoſophie 394.
Djaipâl 409. 410.
Djaipur, ſ. Djeypur.
Djamadagni 380.
Djambudîpa 483. 487.
Djamna 357. 362 f. 381. 398. 419.
— -Kanal 417.
— Tarain 411.
Djammu Râdja 473.
Djangala, Dynaſtie 541.
Djang Bahadur, von Nepal 468.
Djaniden, ſ. Aſchtarchaniden.
Djapara, Vertrag 544.
Djaswant Rao 460—462.
Djâtaka 497.
Djaunah Mohammed-ſhâh ibn Toghluq 122 f.
Djayapangu (Bali) 554.
Djayaſiñha I. 399.
Djayatſchandra 411.
Djayawarman V. 504.
Djelair, ſ. Ilchani. [Shâh II.
Djelal ed-din Khildji, ſ. Fêrôz
— — Mankburni 168. 171. 412.
Djellalabad 470. 471.
Djengis Chan 21. 92. 95 f. 154. 165—170. 172. 176—179. 182 f. 189. 210. 213. 412.
Djengiſiden 95. 175. 193.
Djen hoang 68.
Djetawana, Garten 384.
Djettha Tiſſa I. 490.
— — II. 490.
Djeypur (Fürſt) 407. 433.
— (Stadt) 433.
Djey Singh II. 433.
Djhanſi 475. 477 f.
Djihândâr Shâh, ſ. Mo'izz ed-din.
Djihângir, ſ. Nur ed-din Moham-
Djilam 396. [med Selim.
Djilolo 553.
Djimmu 7—9. 15. 18. 44.
Djina 382. 385. 393 f.
Djinghis Chan, ſ. Djengis.
Djingi kuan 17.
Djin go Kogu 5. 8. 11; ſ. auch
Djñâna 374. [Himeko.
Djñâtriputra 393.
Djodhpur 421. 465.
Djokdjokarta 545.
Djolo-Inſeln 555.
Djuang 353.
Djudji 176. 177.
Djung 69. 73.
Djuntoku 22.
Dnjepr 96. 212.
Dolichokephalen, ſ. Langköpfe.
Dolmen 302.
Dominikaner 26. 28. 95 f. 100. 440.
Dompo (Sumbawa) 554.
Don 96. 212.
Donabew (Barma) 466.
Donau 140. 151. 201.
Donc Kanh 517.
Dontard de Lagrée 517.
Doppelboote 527. 528.
Dorf 36.
Doſt Mohammed 464. 469 f.
Douglas, Robert Kennaway 58.
Drachen 60. 68. 78. 128.
Drake, Francis 443 f.
Dramatiſche Poeſie 408.
Drawida 346. 352 f. 364. 377. 401. 414. 422. 485—491.
— Blutmiſchung mit Ariern 370.
— — mit Mohammedanern 442.
— Dämonenglaube 392. 402.
— Sprachen 346. 352.
— Tempel 409.
Dreizehn King 63.
Drona 362. 366. 373.
Droſache 143.
Druhyu 357.
Drupada 362.
Dſch ....., ſ. auch Dj ....
Dſchangel 345. 347. 350 f. 353. 464. 478. 480.

Dschawa, ſ. Java.
Dſchehangir, ſ. Nur ed-din Mohammed Selim.
Dſchingis Chan, ſ. Djengis Chan.
Dſchunken 115. 580. 583.
Djung (Jung) 58.
Djungarei 56. 187 f. 190. 192.
Djungkhaba, ſ. Tſongkopa.
Du (Ackermaß) 61.
Duab 363. 413 f. 453. 461. 478.
— Djalander 473.
Dubois, E. 127. 523.
Duchesne, J. Ch. R. A. 563.
Dudar, ſ. Tatara.
Dufferin, Frederick, Temple Blackwood, Graf von 478.
Dukduk, ſ. Tuduk.
Duldung 15. 422. 424 f. 428. 498.
Duleep Singh, ſ. Dhulip.
Dumareſq, Strafkolonie 271.
Dundas, David 461.
Dundhu Path, Nana Sahib.
Dunganen 190 f. 217.
Dunkelgefärbte 345. 353. 480.
Dünung 527. [523 f. 571.
Dupetit-Thouars, Abel 308 f. 314.
Dupleix, J. Fr. 448 f. 459. 594.
Dupuis, Franzoſe 517.
Durchfahrt, nordöſtliche 441.
Durdjan Sal von Bhartpur 466.
Durgâ 403. 406.
Durham, Graf 327. 328.
Durhi, ſ. Tuchi.
Durven, Diederik 538.
Duryodhana 362.
Duttha Gâmanî 486. 488.
Dwâraſamudra 415.

Eaſt-India-Bill 457.
Eber, deutſches Kanonenboot 320.
Ebiſu, ſ. Aino.
Edelmetalle 146. 201. 282 f. 287. 324. 335. 530. 550. 593.
Edelſteine 147. 343. 427. 438.
Edkins, Joſeph 65. [439. 495.
Edomiter 576.
Edriſi 529.
Edwardes, George Harris 473.
Egi, ſ. Eiki.
Ehe 350. 352. 371.
Eibet, ſ. Qutb ed-din.
Eiki, Adelsklaſſe (Tonga) 321 f.
Eimeo, ſ. Murea.
Einbildung 375.
Einfuhr 579.
Einmalgeborne 367. 373.
Einſiedler 372. 377. 382.
Eiſen 131 f. 147. 235. 288. 298. 324. 343. 356. 358. 526. 558.
Eiſenbahnen 218 f. 221 f. 285. 288. 316. 473 f. 478. 563.
Eiſenzeit 349.
Eismeer 194. 199. 203 f. 213 f. 441.
Eiszeit 120. 127. 196. 522.
Ekaterinburg 222.
Elamiten 574.
Elâra, Tamil 488.
Elath 576. 581.
el-Berûni 410. [495.
Elefant 351. 395. 421. 479. 493.
Elektrotechnik 288.
Elemente 389.
Eleusine coracana 343.
Eleuthen 103.
Elfenbein 530.
Elgin und Kincardine, Grafen 478.
Eliſabeth, Königin 444.
Eliza, Sklavenſchiff 305.
El Komr 560. [471 f. 596.
Ellenborough, Edward Law, Lord
Ellitſchpur 418.
Ellorâ 409.
Elphinſtone, Mountſtuart 416. 462. 464.
— Will. Gge. Keith (Generalmajor; 1782—1842) 470.
Emanation 377.
Emden 443.
Emeſa 175.
Emir Chan 464 f.
Emiſhi, ſ. Aino.
Emma, Königin von Hawaii 315.
Endosmoſe, ſ. Völkerdurchdringung.
Enfield-Vorderlader 476. [
England 52 f. 102. 104 f. 107. 128. 191. 218. 228. 238 f. 242 f. 247. 249. 253. 255 bis 258. 262—264. 266. 269—273. 276—278. 281. 284 f. 314 f. 321. 329—332. 335. 451. 469. 512. 542.
— ind. Politik 475—478. 595 f.
— Kriege mit Afghaniſtan 469 ff.
— — mit Burma 466 f. 474.
— — mit China 104 f. [507 f.
— — mit den Sikh 471. 473 f.
— Kronjuwelen 419. [477.
— Parlament 446. 454. 457. 467. 478 f. [116.
— Verhältnis zu Japan 45. 53.
— — zu Korea 51.
— — zum Stillen Ozean 335.
— — zu Siam 512 f.
— Weltpolitik 594. 596—598.
Engländer 28 f. 46. 104. 182. 213. 217. 238 f. 242—248. 304.
— auf Ceylon 498 f.
— auf Madagaskar 561—563.
— Handelsgeſellſchaften 443—445; ſ. auch Engl.-Oſtind. Kompanie.
— in Auſtralien, ſ. Auſtralien.
— in Burma 506—508.
— in Indoneſien 537—539. 544 f. 547—550. 552—556.
— in Oſtindien 441. 443 ff.
— in Oſtindochina 515. [329. 331.
— in Ozeanien 323. 325. 327.
— Seeraub 444 f.
Engliſch 467.
— -oſtindiſche Handelsgeſellſchaften 442. 444.
Engliſch-Oſtindiſche Kompanie 442. 446. 453. 456. 462 f. 467.
— Anfänge 444 f. [474.
— Auflöſung 478.
— Beamte 452—455. 458.
— Einnahmen 450—458.
— Erpreſſungen 450—458.
— Erwerbungen 459—466.
— Generalſtatthalter 455 ff.
— Heerweſen 453. 458. 473.
— Krämergeiſt 461. [476 f.
— Kriege 454 f.
— Rat 452. 455.
— Reformen 455. 457. 467.
— Regulating Act 455.
— Steuererhebung 451.
— Verhältnis zu den indiſchen Staaten 443. 456. 458. 463 f. 469. 475.
— Verwaltung 467. 473 f.
— Vormachtſtellung 463 f.
Enomoto, japan. Admiral 48.
Enriakuji, Kloſter 12.
Entdeckungen 109. 583. 585.
Ephtaliten, ſ. Weiße Hunnen.
Epigraphik 386 f. 503. 508.
Epikureismus 65.
Eranier, ſ. Iranier.
Eratoſthenes 586.
Erdbeben 581. 588.
Erdkunde, ſ. Geographie.
Erdroſſelung 468.
Erdſpinnen (Zwergraſſe) 209.
Erdzweige 76.
Er-langa 541.
Erleuchtung 383.
Erlöſung 374 f. 383. 388. 391. 393.
Erromango 304.
Erſtgeburtsrecht 16.
Erythräiſches Meer, ſ. Rotes Meer.
Erz 356. 358.
Eskimo 196. 197. 208.
Eſoteriſche Lehre 401. 406.
Eſtrangelo 95.
Ethik 55. 154.
Eto Shimpei 50.
Etzigo 50.
Etzſen 30. 31. 39. 40. 45. 47.
Eudemos (Indien) 396.
Eugen, Prinz 443. [432 f.
Eunuchen 88 f. 93. 98 f. 108 f.
Euphrat 218. 574. 577.
Eureka (Auſtralien) 284.
Europa 93. 95. 122 f. 127 f. 130 f. 136 f. 146. 150 f. 153. 155. 165. 168. 171—173. 177. 184. 189. 195 f. 198. 200 f. 203. 210 f. 247—249. 283. 313. 316. 323. 326. 573.
— Kolonialpolitik 591 ff. [583.
— Urvolk 354.
Europäer 110. 196 f. 226. 229. 233—235. 237. 239 f. 242 bis 247; ſ. auch Deutſche ꝛc.
— in Indochina 506—508. 510. 514.

Europäer in Indonesien 535—540. 549.
— Schifffahrt 146. 189. 591 ff.
Evangelisch-lutherische Mission zu Leipzig 442.
Ex illa die, päpstliche Bulle 101.
Ex quo singulari, Bulle 101.
Exterritorialität 53.
Eyre, Edw. J. 265
Ezionguber 576.

Fa hien 80. 400. 530. 533. 541.
Fai Pule 318.
Fakhr ed-dîn Djaunah Chan (Toghluqide), s. Mohammed II.
Faktoreien 201. 585. 592.
Faleata 318.
Falke, deutsches Kriegsschiff 323.
Familie 16. 43. 50. 54 f. 527.
Fanatismus 410. 412 f. 428 f. 440 f. 496. 543.
Faradj von Ägypten 180.
Farben 61.
Färben 146. 352. 587.
Farokhshir, s. Mohammed Farruch-
Farquhar, Sir Robert 562.
Farruchsiyâr, s. Mohammed.
Farsistan 179.
Fâsi, s. Schech Faizi.
Fatafehi (Fatafahi) 322.
Fate (Neuhebriden) 304.
Fath 'Alî von Persien 462 f.
Fattah Ullah 'Imâd (Ihmad) Shâh von Berâr 418.
Fattepur Sikri 420.
Fazl, s. Abû 'l Fazl.
Federal Bill und Council 292.
Fegefeuer 375.
Feigenbaum, heiliger 383. 391.
Fei Ti 84. 86. 90.
Fei tsze 72.
Feldbau, s. Ackerbau.
Feldzeichen 20. 170.
Felle 147. 356. 358.
Feng 68.
Ferghana 77. 121. 138. 143. 155. 160. 182. 190. 193 f. 217. 419.
Fergusson, James 533.
Ferid Chan, s. Shir Shâh 420.
Fêrôz (Sûride) 421
— Shâh II. (Khildji) 414.
— Shâh III. (Toghluqide) 417.
— Shâh Ruku ed-dîn, Mameluk
Ferozshah (1845) 472.
Fertigkeiten 526.
Festungen 168. 214. 216.
Fetischdienst 402.
Feudalwesen 17. 21. 34—39. 54.
Feueranbetung 344. 360. 424.
Feuerbestattung 13. 15. 349. 359.
Feuerwaffe 326.
ficus religiosa 383.
Fidji 226—228. 291. 296. 298. 301 f. 304. 306. 312. 317. 321 f.
Filipinos 557.
Fillmore, Millard 46.
Finau (Tonga) 322.
Finnen 198. 200. 211. 212.
Finnland 200.
Finow (Tonga), s. Finau.
Finsch, O. 197.
Firdusi 410.
Firish tah, s. Mohammed Qâsim.
Firmisse aus China 146.
Firûs, s. Fêrôz.
Fisch 378. 394.
Fischfang 65. 195—197. 203 f. 207 f. 210. 241. 258. 271. 295.
Fitsch, Ralph 443.
Fitzroy, Charles, Gouverneur 283.
— Robert 329.
Flachs (neuseel.) 250. 297.
Flacourt, Etienne de 561.
Flandern 591.
Fleisch 60. 287. 356. 358.
Flektierende Sprachen 346.
Fliegenwedel 198.
Flinders, Matthew 253.
— -Insel 243.
Florenz 590.
Floris(-es) 524. 554.
Flotte 219. 289. 308. 310. 319—322. 474. 506. 530. 536. 538. 542. 552 f. 575—577. 582. 590.
Flurkarten 467.
Forde, engl. Offizier 451.
Formosa 3. 50—52. 54. 58. 101—103. 105. 399. 442. 528. 538.
Fornander, A. 312.
Forstwirtschaft 479.
Fort Dauphin, Madagaskar 561 f.
— George, Koromandelküste 446.
— Kalinga 463.
— Perowsk 216.
— Saint David, Vorderindien
— William, Bengalen 447.
Francis, Ph. 455.
Franklin, Benjamin 327.
— John 270.
Frankreich 52. 53. 96. 100. 104—107. 123. 314 f. 317. 329. 333. 335. 449. 451. 507.
— Kolonien 462.
— Verhältnis zu Anam 514 ff.
— — zu asiat. Christen 516.
— — zu Barma 508.
— — zu China 104 f.
— — zu Japan 45.
— — zu Korea 115.
— — zu Siam 511—513.
Franziskaner 25 f. 28. 95 f.; s. auch Ruysbroek und Bartholomäus.
Franzosen 250. 253. 257 f. 266 f. 271. 304. 335. 592.
— auf Madagaskar 561—564.
— in Anam 515.
— in China 100. 105.
— in Indochina 503.
— in Ostindien 442. 447—452. 457. 459. 472.
Französisch-Anam 513.
— -Indochina 106. 518.
Französisch-Kotschinchina 516.
— -Ostindische Kompanie 442. 447. 561. 594.
Frau 109. 113. 391 ff. 404 f. 464.
Free Church of Scotland 330.
Freimaurertum 557.
Fremantle, Kapitän 275.
— Stadt 275.
Fremde, Ausweisung 41. 46.
— Exterritorialität 53.
Friedrich der Große 443.
Friesland 443.
Frondienste 17. 35. 89 f. 539 f. 545.
Fruchtabtreibung 368.
Fu 97.
Fuchau 56. 92. 104.
Fudai 36.
Fudsionoma 37.
Fu h(s)i 60 f. 68.
Fujiwara 7. 15—21. 33. 37.
Fukien 89. 97. 98. 102.
Fukuda, Tokuzo 11 f. 34. 41 f. 55.
Fukui 31.
Fulin 102. 149.
Fünf Dynastien 89.
— Kaiser 61.
— King 63.
— Strafen 75.
— -Stromland, s. Pandjab.
— Völker 357.
Funoi (= Hunnen) 136.
Fusan 10. 32. 113—115.
Fushimi 23. 33. 39. 48. 114.
Fusu 74.
Futterschneiderkaste 404.
Fuyu 5. 111.

Gadja Bahu IV. 492.
Gaëtano, Juan 312.
Gaikawar 437. 469.
Gajuk (= Kuyuk Chan) 172.
Galapagos-Inseln 310.
Galdan (Go Erh dan) 103.
Galle, s. Point de Galle.
Gallieni 563.
Galumalemana 318.
Galvão, Antonio 536.
Gama, Vasco da 438—440. 495.
Gambia 249.
Gambier-Inseln 300. 308.
Ganaginoma 37.
Gandamak 470.
Gandhâra 395 f.
Gandjan 346.
Ganesa 402 f. 503 f.
Ganges 180. 183. 340 f. 343. 357. 361—364. 381. 403. 410. 446. 463. 477. 570.
Gangeskanal 473. 474.
Ganggräber 349.
Ganoma 37.
Ganthakarakloster 490.
Gardane, Matthieu Claude de 462.
Garnier, Francis 517.
Garuti 363.
Gas 109.

Digitized by Google

Gaspar, Don, Erzbischof (Goa) 496.
Gastfreundschaft 356.
Gatoaitele 318.
Gau 359. 380. 433.
Gaunersprache 468.
Gaupati 415.
Gautama, s. Buddha.
gawishti 358.
Gaw-laya 504.
Gawler, Gouverneur 278.
Gayômarth, Mameluk 414.
Gebet 361. 365. 366. 373. 406.
Geding Souro, Javane 547.
Gedrosien 395. 396.
Geelong (Austr.) 265. 272.
Ge'ezvölker 582.
Gegan (Heiliger) 189. [557.
Geheimbünde 104. 106. 468. 554.
Geiseler, deutscher Kapitän 310.
Gelbe Kleidung 389 f.
— Rasse, s. Mongolen.
— Turbane 79. 84.
Gelber Fluß, s. Hoangho.
Gelbes Meer 56. 57. 110. 137.
Geldwechsler 372.
Gelehrsamkeit, Göttin 402.
Gemeindeland 17. 21. 36.
Genge-Monogatari 20.
Genouilly, s. Rigault.
Gensan, Hafen 115.
Genua 438. 568. 590 f.
Genußmittel 587.
Geographenbai (Westaustral.) 276.
Geographie 336. 502. 521. 586 f.
Geographische Homologien 241 f.
Geographische Lage 229 f. 479 f. 522. 545 f. 548. 557. 575. 597.
Geok-Tepe 218.
Geologie 479 f.
Georg IV. von England 326.
— Tubou I. 322 f. 333.
— — II. von Tonga 323.
Georgien 176 f. 180.
Gerichtsorganisation 479.
Gerini, G. E. 502.
Germanen 151. 594.
Gerste 356. 358.
Gesandtschaft 7. 10. 22. 53. 95—97. 101. 104—107. 113. 115. 148. 155. 159. 172. 174. 379. 491. 493. 497. 502. 507. 513. 530. 578 f.
Geschichtschreibung 44. 77. 133. 136. 139. 379. 385. 406. 532. 540. 542. 548. 551. 561.
Geschlechterverfassung 16.
Geschützgießen 99 f.
Gesellschaft 374. 527. [bünde.
Gesellschaften, geheime, s. Geheim-
Gesellschafts-Inseln 307. 309.
Gesenius, Wilh. 145.
Gesetzgebung 88. 367.
Gestirndienst 392. 424.
Gesundheitsstationen 463. 473.
Getreide 128. 130. 350.
Gewürze 147. 438 f. 443. 495. 497 f. 529. 532. 536. 539. 552 f. 580. 587. 593.
Gewürzinseln 441. 535. 537.
Gezeiten 588.
Ghakka 411.
Gharia 452.
Ghats 342. 380. 437. [Ghiyâs.
Ghayâth ed-din Pir Ali 179; s. auch
Ghazan (Ilchan) 176.
Ghazi ed-din 433. 437. 448.
Ghaznawiden 409—412. 470 f.
Ghiyâs ed-din Balbân 413.
— — II. Mahmud 412.
— — Mohammed ibn-Sâm 411.
— — Toghluq 415 f.
Ghôr 409—412.
Ghulab Singh 472 f.
Ghuzen (Oghuz) 157.
Gia-long 515.
Gibraltar 249.
Gift 4.
Gikwar, s. Gaikawar.
Gilbert, W. R. 474.
— -Inseln 294. 298.
Gilde 43. 50. 55.
Gilgit 356.
Giljaken 3. 198. 209. 210.
Gillespie, Sir Robert Rollo (Generalmajor; 1766—1814) 463.
Gingen, Schlacht (1750) 449.
Gipps, George, Gouv. 261 f.
Giri, Brahmane 488 f.
Gladstone, W. E. 292.
Glas 146. 147.
Glaubensfreiheit 97.
Glenelg, Lord 328.
Gletscher 120.
Glückseligkeit 475 f.
Gneis 479.
Go Daigo 22 f.
— Erhdan, s. Galdan.
— Fudai 36. 37. 45.
— Fushimi 23.
— Kameyama tenno 24.
— Midzuno 40.
— Shirakawa tenno 19.
— Toba 22.
— Tsutsi tenno 24.
— Uda 22.
Goa 340. 346. 439—443. 462.
— (Makassar) 551. [495 f.
Gobi 91. 120. 138. 187 f. 214.
Godaweri 342. 399.
Godeffroy, Joh. Cesar 306. 319.
Goei he, s. Hoei he.
Gogra 363. 444.
Gohei 198.
Goiwansa 481.
Gokenin 35.
Gokinai (Japan) 7.
Gök-Tepe, s. Geok-Tepe.
Gold 34. 42. 122. 128. 131. 143. 146. 200. 235. 272. 274. 277. 281—285. 287 f. 290 f. 324. 332. 439. 529 f. 548 f. 557.
Golden 210. [560. 563.
Goldne Chersones 532. 579; s. auch Malakka (Halbinsel).
— Horde 93. 177.
Golkonda 418. 427—429. 431.
Golowkin, Graf Jurij 104. [447.
Gond 346. 349. 353.
Goorkha, s. Gurka.
gopati 358.
Gorakhpur 386.
Gosanke (-io) 39 f. 45.
Gosekke 18.
Goshi 36.
Gotama, s. Buddha.
Gotenyama 46.
Gothâbhaya 489.
Götter, weibl. 402.
Gottesglaube 170. 388. 403.
Gottes Sohn 434.
Gottesurteil 424.
Gough, Hugh 472—474.
Gouvernementsschulen 473.
Governor and company of merchants trading to the East Indies 444.
Gowind II. 434.
Gowindpur 447.
Gräber 67 f. 133. 148. 156. 180. [200. 349.
Grabstock 350.
Gräko-buddhist. Kunst 162—164.
Grammatiker 405.
Grandidier, Alfred 524. 558—561.
Granit 479.
Grant, Ul. S. 319.
Grassteppen 233.
Gregor XIII. 27.
— von Tours 487.
Greise, Völker am Altai 143.
Grenze 41. 215—218. 220. 404.
Grenzlinie 435. 465.
Grenzwälder 466.
Grenzwälle 134.
Grey, George 276. 279. 330. 331.
— Henry 263. 273.
Griechenland 568. [586 f.
— Kultureinflüsse 162. 164. 408.
Griechisch-baktrisches Reich 140 f.
Grierson, George A. 346. [397.
Grimm, Jakob und Wilhelm 354.
Groneman, J. 533.
Grönland 196. 203.
Grose, Major 251.
Großbritannien, s. England.
Groß-Chan (Cha Kan) 179.
Große Mauer, s. China.
Großgrundbesitz 458.
Großlama 184—186.
Großmoguls 182. 418—478.
— Kronschatz 419. 423. 427. 434.
— Pracht 425. 427. 429. 467.
Grundsteuer 76. 89 f. 425. 458.
Gruß 424. [467. 473.
Guam 307. 316. 335.
Guanolager 276. 295. 302. 310.
Gudjerat 348. 364. 380. 394. 397 bis 399. 410 f. 416—418. 420. 422. 435. 442. 469. 481—483. 485. 533.

Gudjerat, Stadt 474.
Guigne, Joſ. de 136.
Guildford, Earl, ſ. North (Fred.).
Gun Carriage, Inſel 243.
Gun gen, ſ. Yen yen 152. 153.
Gupta 398.
Gur-Emir-Moſchee 180.
Gurka 103. 463. 478.
Guru 373. 403. 433.
Gutſchluk, ſ. Kuſhlek.
Gwalior 411 f. 419. 428. 437. 456. 460 f. 464. 469. 471. 478.
Gymnoſophiſt 393.

Haar 524.
Hachiman (Kriegsgott) 11.
— taro 22.
Hadramaut 577.
Haider Ali 454. 457.
Haiderabad (Dekhan) 343. 347. 418. 434. 437 f. 463. 469.
— (Sindh) 462.
Haiga-Brahmanen 345.
Hainan 58. 105. 514.
Hai phong 517.
Hai ſhan 94.
Hakas, ſ. Kirgiſen.
Hakim (Timuride), ſ. Mohammed.
Hakka 59.
Hakodate 42. 45. 48.
Hakonepaß 23.
Halima 184.
Halmahera 533. 553.
Ham gyöng, Provinz in Korea 113.
— Nghi (Anam) 517.
Hamiten 573.
Hamul, ſ. Khami.
Han 49. 69. 72. 74. 76. 85. 94.
— Ching Ti 78.
— Cho 61 f. [bis 79. 84. 111.
— -Dynaſtie 9. 56. 63. 71. 74
— ſpätere 90. 149. 152.
— -Fluß 58. 115.
— jin 55.
— Ki 90.
— Lin örh 94.
— nördl. 90.
— ſüdl. 89 f.
— Wen kung (Han Yü) 81.
— yang am Han, ſ. Söul.
Handel 42 f. 45. 87. 122. 381. 574. 579. 591.
Handelsgeſchichte 574.
Handelsgeſellſchaften 440—445.
Handelskaſten 404. [537. 550. 592.
Handelsſtraßen 141. 161. 168. 183. 189. 191. 214. 218. 221.
Handuruwo 481.
Handwerk 54. 358. 367. 369 f.
Handwerkskaſten 370. [372. 430.
Hanga, ſ. Lavabildſäulen.
Hangchau 56. 91 f.
Hankau (Stadt in China) 57.
Hanoi 514. 517.
Hanſi 579.
Han tſze, ſ. Han jin.
Hao 38.
Hapai 299. 322.
Harakele, neuſeel. Flachs 297.
Harakiri 21. 31. 34. 47.
Hardinge, Henry 472 f. 478.
Hardy, Edmund 388.
Hare, William 550.
Haremswirtſchaft, ſ. Eunuchen.
Har Gowind 433.
Hargreaves, Grobſchmied 282.
Harris, engliſch-ind. General 459.
— Townsend 45.
Harriſon, Benj. 316.
Hartog, Dirk 248.
Haſan Buſurg, Djelair 176.
— ed-din, Khildji 412.
— Gango 418.
Haſhima 33.
Haſtinâpura 363.
Haſtings, Marquis, ſ. Moira.
— Warren 455—457.
Hatamoto 35—37.
Hatſchepſut 575.
Hau, Adelsklaſſe in Tonga 321.
Haudenſyſtem 17.
Haus 358. [514. 563.
Hausmeiertum 176. 178 f. 435 f.
Haustiere 234. 297. 559.
Hausvater 374.
Havelock, Henry 477.
Hawaii 225—228. 293. 299—301. 303. 311—317. 333. 335 f.
— Amerikaner 313 f. 316 f.
— Engländer 313. 314.
— Europäiſierung 313. 316.
— Franzoſen 313 f.
— heidniſche Zeit 311—314.
— Religionsfreiheit 314.
— Republik 316.
— Ruſſen 313. 314. 317.
— Seidenraupenzucht 314.
— Staatsſchulden 316.
— Unabhängigkeit 314 f
— Verfaſſung 314—316.
— Zeitungen 314.
— Zuckerplantagen 314. 316.
Hawaiki 299. 300. 324. 325.
Hawkesbury-Fluß 267.
Haye, ſ. La Haye.
Heath, Kapitän 445.
Hebräer 576.
Hebriden, ſ. Neue Hebriden.
Hedin, Sven v. 143.
Heike-Monogatari 20.
Heinrich der Seefahrer 438.
— IV. von Frankreich 474.
— II. von Niederſchleſien 171.
Heki, Neuſeeländer 330.
Hellenismus 162. 164.
Hellespont 248.
Hellfarbige Völker 523 f.
Hemu 421.
Henty, Familie 271. 275.
Henu 575.
Heok-Tepe, ſ. Geok-Tepe.
Hephtaliten, ſ. Weiße Hunnen.
Herat 168. 175. 179. 411. 469. 476.
Herdfeuer 358.
Hermaios 398.
Hernae, ſ. Irnach.
Herodot 133. 142. 395. 576.
Hervey-Inſeln 307. 324.
Hevava 299.
Hexagramme 63.
Hexe 68.
Heytesbury, William, Lord 468.
hi (tonlos) 65.
Hiak'ſai (Korea) 10. 111 f.
Hiao tang ſhan 67.
Hidetada 26. 34. 39—41.
Hideyori 26. 33—35. 43. [113.
Hideyoſhi 10. 25. 30—33. 40. 98.
Hieizan (Japan) 12. 14. 19. 23.
hien (Wagen) 68.
Hiephoa 517.
Hieroglyphen, ſ. China, Schrift.
Hilment 469.
Himalaya 56. 120—123. 157. 159. 340—343. 347. 401. 416.
Himelo, Königin 5. 8. 10.
Himmelsäſte 76.
Himmelsgott 135 f.
Himmelskunde 78. 587.
Himmliſches Reich, ſ. China (Name).
Himu, ſ. Hemu.
Hinayâna 400; ſ. auch Buddhismus (ſüdl.).
Hindi 360.
Hindoſtân 412 f. 417. 421. 432. 434. 436. 446. 453. 461. 477.
Hindoſtâni 415.
Hindu 346 f. 403. 413. 415. 418. 422. 424. 430. 433. 476. 531. 553. 573. 599 f.
— Architektur 408 f.
— Feſte 403.
— Geburt 404 f.
— Heirat 405. 424.
— Kopftaxe 424. 429.
— Litteratur 422.
— Religion, ſ. Hinduismus.
— Sekte 429.
— Unterdrückung 427. 432. [476.
— Verhältnis zu England 473.
— — zum Islam 410. 412. 414. 422—424. 429.
Hinduismus 347 f. 399—409. 424. 476. 502; ſ. auch Brahmanismus, Siwa u. Wiſhnu.
— Kämpfe mit Islam 409—418.
Hindukuſch 141. 356.
Hinduſtân, ſ. Hindoſtân.
Hinterindien, ſ. Indochina.
Hiogo 23.
Hippalos, Seefahrer 578.
Hipparch 586. 593.
Hira 580. 582.
Hirado 26. 29.
Hiram 576.
Hirſe 343. 356. [404. 437.
Hirten 164—166. 213. 369. 372.
Hirth, Fr. 77. 136. 148—151.

Digitized by Google

Hislop, Sir Thomas (1764—[1843) 465.
Hitachi 23.
Hitopadeſa 408.
Hitotſu(tuꝛ)baſhi 45. 47.
Hitſen, ſ. Hizen.
Hiuen Tſang 81. 386. 400. 509.
Hiuga (Kiuſiu) 6.
Hiung nu, ſ. Hunnen.
Hiün yün (yo = Hunnen) 136.
Hizen 24. 39. 49. 50.
Hoangho 57. 68 f. 76. 90. 94. 105. 121. 136. 160. 169—172.
Hoangti, ſ. Huang Ti.
Hobart, Lord 267. 498.
— Stadt 242—244. 267 f. 289 f.
Hobarttown, ſ. Hobart (Stadt).
Hobſon, Marinekapitän 328. 329.
Hochaſien 119—124. 130. 168. 181—183. 187—190. 194. 206. 397.
— Ackerbau 120—123. 128 f. 132.
— Archäologiſches 161—163.
— Geſchichtsquellen 133. 139.
— Handel 121 f. 189. 191.
— Klima 120.
— Kultur 119—122. 128. 129. 133. 161—165. 173.
— Litteratur 133.
— Minerale 122. 128.
— Mongolenzeit 164. 181.
— Nomadentum 150.
— Religion 161—165.
— Ruſſen 210—222.
— Schriftarten 133. 164 f.
— ſeßhafte Völker 120. 124. 153.
— Straßen 121. [158.
— Viehzucht 122. 123. 128. 129.
— Völkermiſchung 135. 139.
— Vorzeit 119. 126—129.
— Weideland 121. 122. 130.
— weſtliches 139—141.
Hochkirche, engliſche 288.
Hochſeefahrten 578.
Hochſtetter, Ferd. v. 331.
Hodjo 20—23. 35; ſ. auch Toki-
— Tokiyori 13. [maſſa.
Hoei he 148. 151. 153—157.
Hoernle, A. F. R. 393.
Ho Fei 84.
Höhere Weſen 394. 402. 424.
Hohe Tatarei, ſ. Tarymbecken.
Höhlenbewohner 4.
Höhlentempel 163. 169.
Hohſi 152.
Hoii 37.
Hokianga 327.
Hokkaidô, ſ. Jeſo.
Ho lien Po po 85.
Holkar 436 f. 456. 464.
— -Dynaſtie 460 f. 465.
Holländer, ſ. Niederländer.
Hölle 371. 375.
Ho lo 60.
Holzwaren 146
Homer 483. [87. 90 f. 97. 171.
Honan 58. 61 f. 69. 76. 79 f. 84—
Hondo, ſ. Honſhiu.
Hongi (Shongi) 326. 333.
Hongiefahrten 553.
Honglong 102. 104.
Hongwandji 14.
Honjo 34.
Honnoji 30.
Honolulu 315. 316.
Honſhiu 3. 4. 7. 30. 209
Hooker, W. J. 270.
Hoong Rham, ſ. Tuduk.
Hopetoun, J. A. L. Hope Earl 292.
Horde 351.
— blaue 177.
— goldne 177.
— weiße 177.
Horn 356.
Hos 353.
Hoſain, Emir 179.
Ho ſhi la (Ming Tſung) 94.
Hoſho 112.
Hoſokawa 24.
Hoſpitäler 416. 417. 484. 487.
Hotar 366.
Ho Ti 86.
Hottentotten 242. 248. 600.
Hou Chao 85.
— Chau, ſ. Chau (ſpätere).
— Chin 85.
— Chu 86.
— Han, ſ. Han (ſpätere).
— Liang, ſ. Liang (ſpätere).
— Shu 90.
— Tang, ſ. Tang (ſpätere).
— Tſin, ſ. Tſin (ſpätere).
— Yen 85.
Houma (Tonga) 322.
Houtman, Cornelis de 441. 537.
Hova 559—563. 597.
Hovell, Wilh. (Koloniſt) 265. 271.
Hſi Chin, Liang, We und Yen, ſ. Chin u. ſ. w. (weſtl.).
— ping 152.
— po 62.
Hſia 85. 89 f. 94. 97. 160. 168 ff.
— -Dynaſtie 56. 58. 61 f. 64. 66.
— Schrift 160. [68. 92. 169.
— weſtl. (Hſia) 89. 160.
Hſiang 61.
— Chi 74.
— Liang 74.
Hſiao 72.
— ching Ti 87.
— king 64.
— ming Ti 81.
— Tao cheng 86.
— Tſung (Hung chi) 98.
— wu Ti 79. 87.
— Yen 86.
Hſien 97.
— feng (fung), ſ. Wen Tſung.
— pi, ſ. Sien pē.
— Ti 79 84.
— Tſung 81. 93. 98; ſ. auch
— yang 73. [Mangu Chan.
Hſin (Neue Dynaſtie) 77.
Hſing ching (Stadt) 98. 207.
Hſü (Provinz in China) 76.
— Shou hui 94.
Hſüan Ti 77. 78. 148.
— Tſung 82. 88. 95. 167.
— wang 69.
Hſuan Tſung (Tao kuang) 104 f.
Hſüen Tſang, ſ. Hiuen Tſang.
Hu 73.
Huah(e)ine 302. 308.
Huai Ti 85.
— Tſung (Chung cheng) 99.
— Yang 78.
Huang Chao 89.
— chin tſéi, ſ. Gelbe Turbane.
— Ti 61 f. 68. 142.
Huan Hſüan 85.
— Ti 79.
Hua tai 85.
Huč 514.
Huenuo Kadphiſes 141. 398.
Hufeiſenbogen 409.
Hugli 340. 442—447. 452.
Huhanyé, hunn. Prätendent 150.
Hui Ti (Chien wen) 75. 98.
— Tſung 91.
— wen 72.
Hukuang 69. 97. 104.
Hulagu 172. 178. 175. 413.
Hülſenfrüchte 343.
Humawas 496.
Humâyûn 419.
Hume, Ham. (Koloniſt) 265. 271.
Hûna, ſ. Weiße Hunnen.
Hunan 58. 75 f. 103 f.
Hunavô (= Hunnen) 136. [526.
Hund 196 f. 199. 204. 210. 355.
Hundert Familien (China) 55.
Hung (Prinz von Heng ſhan) 75.
— chi, ſ. Hſiao Tſung.
— Tſiu tſuen 105.
— wu, ſ. Tai Tſu.
Hungersnot 454. 479. 494.
Hunnen (Hiung nu) 73. 77—79. 85. 123. 136—140. 143. 147—155. 158. 166. 169 f. 200 f. 201. 205. 211. 397.
— Geſchichte 136.
— Reiche 139. 150 f.
— Weiße, ſ. Weiße Hunnen.
Hunter (Gouverneur) 251. 253.
Hupei (-eh) 57. 76. 86. 89. 94. 99.
Hu pi lie, ſ. Kublai Chan. [104.
Huſſein Ali, Seyyid 433. 435. 437.
Hwa (gebildetſte Nation) 55.
— Hſia (die herrlichen Hſia) 56.
Hyäne (deutſches Kriegsſchiff) 310.
Hydaspes 396.
Hydrographie 569. 593.
Hykſos 131.
Hymnen, ſ. Weden.
Hyperboreer 143. 195—199. 201 bis 204. 207. 211. 220.
— Glaube 198 f.
— Sprachen 198.
Hyphaſis 396.

Digitized by Google

Ji (Provinz in China) 76.
— -Barbaren 55. 61
— höng 116.
— ling 63f. 71. 77.
— lin chi pan 94.
— Ti (Prinz Huai von Chu) 74.
Jbak 412.
Jbn Batuta 546.
Jboina 560. [419f.
Jbrâhim II. (Lôdhi) 182. 417.
— Shâh I. (Khildji) 414.
— (Sûride) 421.
— Timuride 432.
Jchang (Stadt in China) 57.
Jchau 84.
Jdsumo 5—7. 9.
Jdumäer 576.
Jguren, s. Uiguren.
Jhauriko 6. 7.
Jhmad Shâh, s. Fattah Ullah.
Jlamon no Kami 37. 45.
Jtho, Schriften der Shinsekte 13.
Jti(shima) 3. 22.
Jlanaga 489.
Jlbars, Uzbege 193.
Jlchane 175. 176.
Jlchani 176. 179.
Jlchikadai 96.
Jli 56. 106. 122. 216.
— (Buch der Zeremonien) 63. 66.
— tschu tsai 169f. 172.
Jltamish, s. Shams ed-dîn.
Jmâd Shâh, s. Fattah Ullah.
Jmam 96.
Jmerina 559. 561.
Jmperialismus 459. 463.
Jnaul (Fliegenwedel) 198.
Jnder 81. 158. 162f. 344—354. 357. 407. 540f. 563. 564. 570. 575. 580. 590f. 599f.
— Architektur 403. 408f.
— Dichte 343.
— Geschichtschreibung 406.
— Kastenwesen, s. dort.
— Kultureinfluß 529. 531—533. 540f. 546. 548. 572. 584.
— Künste 407f.
— Naturwissenschaften 406f.
— Philosophie 395.
— Religion 346—348. 406; s. auch Brahman. und Buddhismus.
India-Bill 457.
Jndianer 242.
Jndien 79—82. 93. 99f. 119—123. 125. 129. 131f. 135. 139. 141. 143—145. 147 bis 150. 158f. 162f. 168. 170. 174. 178f. 181—183. 186. 189. 191. 210. 217f. 220. 238; s. auch Vorderindien.
— Epigraphik 386f. 398.
— Größe 339.
— Handel 147. 163.
— Mittelmeerkultur 438ff. 568ff.
Jndien, nördl. 123. 162. 367. 400.
— nordwestliches 343. 347. [480.
— Numismatik 398.
— Schrift 165.
— Seeweg 189. 592f. 595.
— westöstliches 438. 581f. 588f. 591.
Jndike 396. [587. 599.
Jndisch-afrikanischer Kulturkreis
Jndischer Ozean 229—231. 237. 238. 364. 504. 528. 534. 557f. 567—569. 571—574. 577f. 586f. 589. 599f.
— Achsen 568—570. 587.
— Ägypter 575—578.
— Araber 582f. 585—588. 590 bis 592. 594.
— Bedeutung 567ff. 574. 578.
— Chinesen 579f. 583f. [600.
— Christentum 599.
— Dänen 593.
— Deutsche 592. 594. 597. 599.
— Eigengeschichte 570. 589. 594. 597f.
— Engländer 592—594. 598.
— Europäer 584. 588—600.
— Franzosen 592f. 595. 597.
— Gestalt 567—570. 586f.
— Griechen 577f. 580f. 585.
— Hebräer 576f.
— Jnder 575. 578. 580.
— international 592.
— Islam 582. 585. 599.
— Italiener 593. 597. 599.
— Kartographie 586f.
— Lage 567f. 593. 597.
— Malaien 584f. 590. [599.
— Niederländer 591. 592f. 595.
— nördlicher 589. 598. [596.
— nordwestlicher 573. 585. 592.
— östlicher 582—585. 598.
— Perser 577. 580. 582f.
— Phöniker 576f. [599.
— Portugiesen 590—593. 595.
— Randvölker 567f. 570.
— Römer 578f. 581.
— Russen 218. 598f.
— Schwerpunkt 592.
— südlicher 229—231. 594f.
— Vorherrschaft 591f.
— westlicher 585—588.
Jndochina 100. 443. 449f. 503ff. 509. 570f.
— Buddhismus 503.
— Europäer 506—508.
— Franzosen 515—518.
— mittleres 508—513.
— östliches 513—518.
— Sprachen 501. 503f.
— Völker 135. 346. 500f. 573.
— Vorgeschichte 501—504.
— westliches 504—508.
Jndogermanen 354.
Jndonesien 225. 229. 236. 298. 462. 520—523. 526. 529—540. 568. 570. 572. 584. 590.
Jndonesien, Araber 533f.
— Brahmanismus 532f.
— Buddhismus 531—533.
— Chinesen 529—531.
— Dänen 552.
— Engländer 537—539. 544f. 547—550. 552—554. 556.
— Europäer 535—540.
— französisch 539.
— Islam 534. 543. 546. 548f. 552. 555f.
— Lage 522. 529.
— Name 521.
— Niederländer 536—540. 544f. 547—550. 552—554.
— Portugiesen 535—537. 543. 547. 549. 551. 553—555.
— Schriftarten 533.
— Spanier 535—537. 549. 553. 555—557.
— Sprachen 523.
— Völker 480. 500f. 521—525.
Jndore 437. 460f. 465.
Jndoskythisches Reich 141. 397f.
Jndra 351. 355. 360.
Jndraprastha 363.
Jndus 80. 158. 168. 180. 183. 339—341. 348. 356f. 364. 395. 474. 481. 533. 570. 577.
Jndustrie 109. 146. 332. 381.
Jnglis, John 477.
Jngologo von Mataram 544.
Jng Sche Men 507.
Jngwer 439.
Jnkarnation 366. 380. 401.
Jnnerasien, s. Hochasien.
Jnnozenz IV. 95.
— X. 100.
— XI. 100.
Jnouye 47.
Jnquisition 100. 440. 497.
Jnschriften 162. 398. 540f.
— brahmanische 508f.
— buddhistische 386f. 509.
Jnselstaaten 542. 553.
»Jns Freie fallen« 475.
Jnsulinde 521.
Jrak 172. 175.
Jran 121—123. 125. 128. 130 bis 132. 135. 139—141. 163. 173. 175f. 178f. 181. 183. 191f.
— Volkstum 162f. 181.
Jranier 135. 139f. 142. 145. 163. 175. 200. 354. [bis 356.
Jranisch-indischer Völkerkreis 354
Jrawadi 340. 465f. 499. 501.
Jrdjar (Bochara) 216. [505. 507.
Jrkutsk 214. 221.
Jrnach (Hernac, Jrnas) 151.
Jroha, japanisches Alphabet 12.
Jrokesen 12.
Jrtisch 201. 215. 220.
Jrwin, Major 276.
Jsabel, Salomoninsel 321.
Jsanagi no mikoto 6.

Digitized by Google

Izanami no mikoto 6.
Izanawarman 509.
Iskander II. (Lôdhi), s. Nizâm.
Isker (Sibir), Stadt 202. 212 f.
Islam 95. 97. 162. 164 f. 173. 176—178. 183. 187—191. 203. 344. 347. 415. 529. 531. 535. 543. 546 f. 552. 555. 581. 582. 585. 599.
— auf Madagaskar 560.
— Fanatismus 410. 412—414. 428 f. 473. 543.
— Hinduismus 409—418.
— in Indonesien 534. 543. 546. 548 f. 552. 555 f.
— Shâh (Sûride), s. Selim.
Islas de Poniente 555.
Isle Bonaparte, s. Réunion.
— de Bourbon, s. Réunion.
— de France, s. Mauritius.
— Napoléon, s. Mauritius.
Ismaeliten 411. 560.
Ismail el-Safi 192.
— Ghaznawide 410.
Isolierende Sprachen 346. 501.
Ispahan 179.
Issedon, skythisches 143.
Issedonen 137. 142—144. 397.
Issyk-kul 137. 138. 140.
Iswara 375. 402.
Italien 507. 593. 597. 599.
Itälmen, s. Kamtschadalen.
Ito, Marquis 47. 51 f. 54.
Iwakura (Kuge) 46. [211 f.
Iwan IV., der Schreckliche 202.
Iyemitzu 40. 41. 114.
Iyemochi 47.
Iyesada 45.
Iyeyas(u) 5. 21. 25 f. 28. 30 f. 33 bis 37. 39—42. 44.
Iyeyoshi 45.

Jablonoi-Gebirge 121.
Jacobi, Hermann 393.
Jadeit 122.
Jagd 4. 122. 157. 168. 170. 196 f. 200 f. 203 f. 210. 234. 237. 244. 246. 325. 332. 358.
Jäger 129. 132. 176. 197. 200 f. 204. 207 f. 211—213. 297. 506.
Jahrbücher, s. Geschichtschreibung.
Jahresdevisen 75 f. 97 f. 105.
Jains, s. Djain.
Jakob I. von England 425. 444.
Jakobsen, J. A. 197.
Jaksh, s. Albasin.
Jakuten, s. Yakuten.
Jakutsk 214.
Jamafana 318.
Jan Win 85.
Japan 3 ff. 11. 16 f. 34—39. 41. 43. 49 f. 55. 58. 93. 99. 101. 106. 107. 110—113. 115. 116. 127. 137. 146. 172. 173. 198. 205. 208—210. 219. 228. 317. 336. 411. 557.
Japan, Ackerland 17. 21.
— Adel 16 f. 20. 36. 50. 54.
— Ausfuhr 42. 45.
— Auswanderungsverbot 41.
— äußere Politik 50—54.
— Bauern 36. 42. 50. 54.
— Bewässerung 11.
— Buddhismus 12—15. 399.
— Bürgerkriege 44—49.
— Christentum 24—30. 32. 49.
— Clanregierung 50. 54.
— Erbfolge 16. 39—41.
— Europäer 44—47. [53.
— Fremde 24—30. 41. 45 f. 48.
— Geschichtsquellen 7. 8.
— Geschlechterverfassung 16.
— Gilden 43. 50. 55.
— Grenze 41.
— Handel 42 f. 45. [50.
— Heerwesen 20 f. 34—36. 39.
— Kastenwesen 42. 50. [49. 54.
— König 8. 21. 24. 37—41. 43 f.
— Lehnswesen 34—39. 54.
— Litteratur 18. 44.
— Mythologie 3. 6. 7. 11.
— neue Zeit 53—55.
— Parlament 51. 54.
— Parteiwesen 44. 49.
— Provinzen 49.
— Reformen 41. 49. 53 f.
— Republik 48. 54.
— Revolution 54.
— sagenhafte Zeit 6—12.
— Schrift 7. 12.
— Städte 42.
— Stände 54.
— Steuern 11. 36.
— Taikwa-Konstitution 49. 54.
— Verfassung 17. 41. 51. 54.
— Verhältnis zu China 22. 24. 51—53. 106 f. 116.
— — zu England 53. 116.
— — zu Korea 10. 51. 113. 115.
— — zu Nordamerika 2c. 45.
— — zu Paläasiaten 209.
Japaner 4—6. 97 f. 106. 112. 315. 317. 528. 556 f. 592.
Japanisches Meer 3. 110. 521.
Japano-Zentrismus 30.
Jarkand, s. Yarkand.
Jarmak, Kosak 203. 212 f.
Jarves, James J. 312. 213.
Jaspis 349.
Jassak, Felltribut 214. 220.
Java 98. 127. 439. 441. 452. 462. 499. 524. 527. 529 f. 533. 535—537. 539—549. 584.
— Architektur 538.
— Bevölkerung 540. 553. [554.
— Brahmanismus 541—543.
— Buddhismus 399. 541. 543.
— Chinesen 530. 538. 541.
— Cultuurstelsel 539.
— Islam 534. 543.
— Niederländer 544 f.
— östliches 541—543. 551.
Java, Reich 541.
— westliches 533. 541. 543 f. 546.
— Zeitrechnung 541.
Jaxartes, s. Sir Darja.
Jedo 11. 21. 31. 34 f. 37—43. [45 f. 48 f. 114.
Jehol 105.
Jehovah 65.
Jenissei 127. 198. 154.
Jenkins, Resident 464.
Jenks, Edw. 253 f. 268. 274. 285.
Jen Tsung 90; s. auch Kia king.
Jermak, s. Jarmak.
Jeso 3. 4. 44. 48. 127. 207—209.
Jesuiten 25—27. 98—100. 307. [333 f. 440. 556 f.
Jesus 382.
Ji (farblos) 65.
— (Sekte) 13.
— nan (China) 56.
Jin 56.
Jippen, Buddhist 13.
Joch 130.
Jodosekte 13. 14.
Johannes, Erzpriester 95. 164.
— von Montecorvino 96 f.
— von Plano Carpini 95.
Johnston, Major 254. 255.
Joi, japan. Feldgeschrei 45. 48 f.
Joram 576.
Josaphat 576.
Joshu 35. 36.
Josia von Tongatabu 322.
Juan Fernandez 310.
— Pandaura, Don 496.
Juda, Reich 576.
Judd, Dr. (Hawaii) 314.
Juden 97. 344 f. 348. 560. 583.
Jue tchi, s. Yue tshi.
Jugrier 201. 202.
Juguren, s. Uiguren.
Jui Tsung 88.
Jukagiren, s. Yukagiren.
Jumen, s. Yumen.
Jü-mönn-Paß 148. 149.
Jung, Emil 240. 245.
Junggesellenhaus 527.
Jung (Stamm), s. Djung.
Jünglingsweihe 355.
Junius-Briefe 455.
Junningfu 91. 92.
Jurakina, s. Nai ma chen.
Jurten 154.
Justi, Ferdin. 419. 432.
Justinian 581.
Justinus II. 155.
Ju tsze Ying 77.

Kaahumanu 313. 314.
Kabir 401. 433.
Kâbul 131. 179. 182. 356. 417. 419 f. 462. 469—471.
— Fluß 357. 395.
— Sultan 179.
Kada 44.
Kadaphes 141.
Kadiri (Java) 542. 544
Kaffee 540. 552. 564.

Kaffern 600.
Kafiriſtan 423.
Kafur, ſ. Malik.
Kaga 37.
Kagoſima 24. 46. 47.
Kahnpur 465. 477 f.
Kahror 398.
Kahumonna, ſ. Kaahumanu.
Kai chau 112.
Kaidu 174.
Kaifengfu 90 f. 171.
Kai Qobâd, Mameluk, ſ. Mo'izz
Kairo 590. [ed-din.
Kaiſeng, ſ. Sunto.
Kaiſerkanal 93. 105.
Kaiſer-Wilhelms-Land 228.
Kaiſun (Hai ſhan, Wu Tſung) 94.
Kakobau, ſ. Thakombau.
Kakyen 59.
Kalah 583.
Kalahom 511.
Kalakaua 315. 316.
Kalaſan 533.
Kalaunuiohua 312.
Kaldan 185 f. 188.
Kaleimoku 313. 314.
Kalender, ſ. Zeitrechnung.
Kalgan 98.
Kâli 402. 403. 468.
Kali Ghat 447.
Kâlidâſa 408.
Kalifat 534. 582 f.
Kalifornien 282. [590.
Kalikut 380. 438 f. 444. 495. 583.
Kalinga 344. 370. 379. 400. 415. 482. 490. 494.
Kalka 92.
Kalki 401.
Kalkutta 252. 276. 343. 387. 450. 452 f. 455. 459. 507.
— Entſtehung 447.
Kalmücken 185—188. 190. 192 f.
— (Wolga-) 192.
Kalmückenreich 187. 188. 192.
Kamakura 13. 19. 21—23. 31.
Kamamalo 314.
Kamaon 463.
Kamar ed-din von Kaſchgar 179.
Kambodja 56. 500 f. 503 f. 511. 518.
— Brahmanismus 500. 504. 508 f. 513.
— Buddhismus 504.
— franzöſiſch 516.
— Khmerſtaat 508—511. 514 f.
— Schrift 503. 509.
Kamehameha I. 228. 311—314.
— II. 313 f. 333.
— III. 314.
— IV. und V. 315.
Kamel 122.
Kamerun 320.
Kameyama 24.
Kami, Götterbote 6. 11.
Kamida, Fort 48.
Kamma (Karma) 389 f. 394.
Kâmrân 420.
Kamtſchadalen 197 f. 208 f.
Kamtſchatka 195. 207—210. 213 f. [220.
Kanada 292.
Kanagawa 42. 45.
Kanäle 93. 293. 295. 417. 486. 493 f. 511. 577 f.
Kanara 380.
Kanaudj 410. 411. 420.
— Konzil 400.
Kandahar 81. 420 f. 423. 427.
Kandapura 393. [469—471.
Kandy 490. 495—499.
Kang h(ſ) 5. 76; ſ. auch Sheng Tſu.
— hwa, Inſel 115.
— wön, Provinz in Korea 113.
— Yu wei 53. 107.
Känguruh 244.
— -Inſel 278.
Kaniſhka 398. 400.
Kannibalismus 305. 318. 325.
Kanonengießen 99 f. [331.
Kanſu 57. 73. 76. 79. 85. 89 f. 92. 103. 106. 110. 121 f. 137 f. 143. 190.
Kanton 535. 579.
Kanwa (Dynaſtie) 397.
— Schlacht, ſ. Fattepur Sikri.
Kao hau, ſ. Lü hau.
— Huan 87.
— Huang ti, ſ. Nurchazi.
— Li ſze 88.
— Ti, ſ. Kao Tſu und Wen Ti.
— tſhe, ſ. Uiguren.
— Tſu 74 f. 77. 86—88. 90.
— Tſung 88. 91. 95. 103 f.
— Yang 87.
— Yün 85.
Kaoli, ſ. Korea.
Kap der Guten Hoffnung 438. 538. 582. 592 f.
— Komorin 377. 380. 415. 449.
— Palmerſton (Auſtralien) 253.
— Rames 439.
— Stephens (Auſtralien) 253.
— York 230. 249.
Kapilawaſtu 80. 381. 386 f.
Kapiolani 316.
Kapland 498. 538 f. 595.
Kapſchafe 252.
Kapſtadt 252.
Kaptſchak, ſ. Kiptſchak.
Kara (Korea) 10.
— Khitai 91. 167.
— Koinlo, ſ. Turkmenen.
— Yuſuf 176. 182.
Karafuto, ſ. Sachalien.
Karakorum 92 f. 96. 168. 170 f. 174. 187.
Karâräni, ſ. Sulaimân Chan.
Karaſchar, Oaſe 121.
Karawanen 143. 145. 148. 157. 189. 191. 417.
Karemaku, ſ. Kaleimoku.
Kariben 301.
Karim Chan 464.
Karl II. von England 446.
— V. von Deutſchland 555.
— VI. von Deutſchland 442.
Karli 409.
Karma, ſ. Kamma.
Karna 363.
Karnatik 437. 449. 457. 459 f. 464. [479.
— Nuwab 448. 475.
Karo (Japan) 35 f.
Karolinen 225. 294. 298. 301. 307. 319.
Karolingerzeit 583.
Karpfen 378.
Karrak 413.
Kârtawirya 380.
Karthago 438. 542. 568.
Kartographie 441. 474. 527. 586 f.
Kaſaken, ſ. Kirgiſen. [593.
Kaſan 177. 202.
Käſch 74. 82.
Kaſchgar 87. 103. 121. 143. 145. 148. 153. 164. 168. 170. 176. 178 f. 188. 190 f.
Kaſchmir 162. 183. 345. 347. 356. 400. 406. 410. 423. 472 f.
— Konzil 398. 400.
Kaſh, ſ. Keſch.
Kaſhiapmadanga 79.
Kâſi (ind. Stamm) 363.
Kaſi (Unterſuchungsrichter) 425.
Kaſia (Kaſchgar) 143.
Kaſim von Bengalen, ſ. Mir.
Kaſpiſee 80. 87. 121. 123. 135. 149—151. 168. 191. 201. 213. 216 f.
Kaſſapa, Buddhiſt 385. 391.
— König von Ceylon 490.
— IV. 491.
Kaſte 42. 50. 87. 347 f. 369. 381. 433. [468. 496. 504. 532.
— brahmaniſche 367—374. 403 f.
— buddhiſtiſche 392.
— Entſtehen 367 f.
— Vermehrung 391. 403.
Kaſyapa, ſ. Kaſſapa.
Katakana, japaniſche Schrift 12.
Kataſter 467.
Kathai 56. 593; ſ. auch Khi tan.
Katharina von Braganza 446.
Kathiawad 397.
Katholizismus 288. 305. 308—310. 314. 322. 333. 441. 496. 556 f.
— in China 97. 99—103. 109.
Katmandu 463.
Kato, Kiyomaſ(ſ)a 13. 32.
Katorga, ſ. Zwangsarbeit.
Katſch (Indien) 398. [461.
Kattak (Oriſſa) 346. 418. 436.
Kattigâra 579.
Katwa 452.
Kauai (Oahu) 312.
Kaufleute 54. 104. 352. 370. 372. 430. 541.
Kaufmann, Konſt. von 216
Kauikeouli, ſ. Kamehameha III.

Kaukasoide Völker 4.
Kaukasus 96. 123. 131. 140. 150.
Kaurawa 362 f. [168. 175 f.
Kausalität 375.
Kautschuk 563.
Kawadzi (Kawachi) 7. 22 f.
Kawiri, Neuseeländer 330.
Kaya (Korea) 10.
Keane, Aug. H. 128.
— Baron John (Gen.-Leutn., geb. 6. Febr. 1781) 470.
Keaukeauouli, s. Kamehameha III.
Keiko tenno, japan. Kaiser 8. 11.
Kekuaokalani 313.
Kelungkung 554.
Ken A(ng)rok 542.
Kendall, Missionar 326. 327.
Keng Ki mau 102.
— Tsing chung 102.
Kephallinia 511.
Kera 379.
Kerait 166—168. 170.
Kerala 380.
Kermadec-Inseln 324.
Kern, H. 533.
Kertarajasa, König 542.
Kerulen (Kyrylun), Fluß 170.
Kesch (Schehrisebs) 178 f.
Ketboga 175.
Ketteler, Klemens Freih. von 107.
Keule 356.
Kewala 393.
Khaiber 470 f.
Khalka (Mongolen) 103.
Khallata Naga 488.
Khambat, s. Cambay.
Khami (Hamul) 121. 143. 156.
Khandesh 418.
Khanfu 583.
Khanpur, s. Kahnpur.
Khasiaberge (Assam) 342.
Khiang (Tibet) 143 f. 159.
Khildji 409 f. 414—416.
Khi tan 56. 89—91. 112. 157. 160. 166 f. 206 f. 509.
Khmer 501—503. 508 f.
Khodschent, s. Chodjent.
Kholand 103. 122. 190. 192—194.
Khomheng 500. 509. [216 f. 398.
Khond 346. 473.
Khotan 121. 129. 153. 163 f. 190. 397.
Khudayar von Kholand 217.
Khurd-Kabul 470.
Ki 69. 70.
— jun 111.
— Tsze 5. 111.
Kia king 101. 104.
Kiang (Fluß) 57.
Kiangnan 80.
Kiangsi 76. 87. 97. [94. 104.
Kiangsu 57. 59. 69. 74. 76. 89.
Kian Kuen, s. Kirgisen.
Kiautschau 107.
Kibi (Kiusiu) 7. 48.
Kidani, s. Khi tan.
Kien hong 512 f.
— Lung 66. 76. 101. 103 f.
— phuk 517.
Kieu Tsieu Kio, s. Kozulo Kadphises.
Kiew, s. Kijew.
Kiho 95.
Kii 36. 39 f. 44 f. 47.
Kijew 168. 171.
Kikâta 350.
Kikio- und Kikuroma 37.
Kilwa-Kisiwani 585.
Kim (Korea) 116.
— Wân Kieu Tân Truyen 515.
Kimmei 12. 18. [142.
Kimmerier (700 vor Chr.) 139 f.
Kimos 558.
Kin (= japan. Provinzen) 49.
— li, Chan der Türken 155.
— sha kiang 57.
— -Tataren 91—93. 98. 112. 160. 166—168. 170—172. 204.
Kinau (Hawaii) 314. [206 f.
Kindsmord 295. 317.
Kinderheirat 405. 424.
King, chin. Kaiser 67. [266 f.
— Leutnant 250. 252—256.
Kingmaker, s. Thompson (Will.)
Kinoshita Tokichiro, s. Hideyoshi.
Kjökkenmöddinger 240.
Kioko (Kongo) 301.
Kion chiu, s. Chhöng ju.
Kioto 12. 18 f. 21—25. 30—34. 38 f. 41. 46—49.
Kiptschak 173. 175—177. 179—181. 192. 201 f.
Kirâta 363. 401.
Kirchen 97. 103. 165. 169. 440.
Kirgisen 124. 126. 157. 166 f. 190 bis 193. 201—203. 215—217.
Kirgisische Steppe 194.
Kiria, Oase 121.
Kirman 179.
Kirti Śrî râdja Siñha 495. 497.
Kisil Su (Tarymbecken) 143.
Kistna, s. Krischna (Fluß).
Kitai, s. Kathai.
Kitan-Tataren, s. Khi tan.
Kita Shirakawa no miya 40.
Kiukiuli, s. Kamehameha III.
Kiu(h)iu 3—7. 10. 18. 22. 24—26. 30 f. 39. 93. 209.
Kiu-yung kwan 161. 165.
Kiying 101.
Kiyomori 18. 19. 30.
Kiyomas(s)a, s. Kato.
Kjöng kwi, Provinz in Korea 113.
— sang, Provinz in Korea 113.
Klassenhaß 369.
Klassiker, chines. 63. 73. 75. 79.
Kleiderstoffe, gefärbte 146.
Kleinasien 123. 139 f. 172 f. 180.
Kleinbauer 285. 458.
Kleinbürger 372.
Kleinstaaterei 72.
Klemens VIII. 27.
— X. 511.
Klemens XI. 100 f.
Klemzig 288.
Klings 344.
Klisma 581.
Kljasma 171.
Klöster, buddhist. 79. 81—83. 98. 163. 184 f. 187. 189. 385. 390. 482.
— katholische, Reichtum 440.
Knappe, Konsul 320.
Knotenschrift 60.
Ko (Familie) 16.
— (König) 352.
— il (Gotteshaus) 352.
— lo lu, s. Qarluq.
— to lo, s. Qutluq.
Kobe 48.
Kobodaishi 12 f.
Kochsalz 122.
Kodsuke 23.
Kohana 381.
Kohi-nor 419. 474.
Kohistan 473.
Kohlbrugge 525.
Kohle 235. 251. 276. 288. 324. 343.
Kohlenstationen 323.
Kojiki 7. 8. 44.
Kokan, s. Kholand.
Kokio 21.
Koko pot guru 4. 209.
Kokorai 111. 112.
Kokospalme 297. 526. 530.
Koku 35. 37.
Kokuga 34.
Kokuli (Korea) 10.
Kokushu 34—39.
Kola, Fluß 186.
Kolamba (Ceylon), s. Colombo.
Kolao hui 106.
Kolarier 346. 353.
Kolchoi 378.
Kol(h)apur 436. 469.
Kolonialbeamte, s. Beamte.
Kolonialmächte 227 f. 238. 242 f. 334—336.
Kolonisation 219—222. 226. 228. 231 f. 235. 242. 245 f. 248—258. 260—262. 264—267. 270 f. 273—277. 283. 286. 291. 294. 301. 303 f. 529.
Kolumbus 56. 93. 247 f. 438. 581. 586.
Kolyma 382.
Kolyma 214.
Komarya, Jungfrauenbäder 377.
Kombakonum (Südindien) 379.
Komei 47.
Komiyo tenno 23.
Komoren 563.
Kona (Hawaii) 312.
Konâgamana Buddha 386.
Konfuzius, s. Kung fu tsze.
Kongostaat 301.
Konia (Korea), s. Kokuli.
König 356. 365. 373.
— -Georg-Sund 265. 275.

Digitized by Google

König, Heinrich von 443.
Königin-Charlotte-Sund 328.
Königsmacher (Moguls) 432 f.
Königstiger 479.
Konishi, Yukinaga 32. 34.
Konkan 415. 418.
Konkanath-Brahmanen 345.
Konohe 18.
Konstantinopel 96. 151. 155. 168.
Kontrollamt, indisches 457. 464.
Konzile, buddhistische 385 f. 388.
Kopfjägerei 527. [398. 400.
Koptos 575. 578.
Kora (ind. Provinz) 456.
Korai, s. Korea.
Koräken, s. Korjaken.
Korallen 294 f. 439. 479.
Koralleninseln 526.
Koran 424. 429. 433.
Korea 3. 5. 8—12. 22. 24. 28. 32. 40 f. 50—53. 56. 58. 77. 87 f. 93. 97 f. 106 f. 110—116. 137. 153. 172. 205 f. 218 f. 528.
— ältere Geschichte 111.
— Buddhismus 113. 399.
— Christentum 115.
— Kaisertitel 116.
— mittlere Geschichte 111—113.
— Mongolenherrschaft 112.
— neue Zeit 114—116.
— Provinzen 113.
— -Straße 3.
— Unabhängigkeit 52. 116. [115.
— Verhältnis zu China 113—
— — zu Japan 5. 7. 32. 52 f. 113—115. [115.
— — zum Ausland 7. 51. 106.
Koreaner 4. 7. 18. 22. 137.
Kori (Kreise) 17.
Korjaken 208 f.
Korkay 378. [442. 446. 533.
Koromandelküste 379. 416. 440.
Körperreinigung 374. 383.
Kosaken 192. 211—216. 219 f.
— donische u. s. w. 212.
Kosala 363.
Koshito 4.
Kosmogonie 83. 298. 368.
Kosmographie 586.
Kosmos, Goldschmied 96.
Kotan 104.
Kotoku, Kaiser 17.
Kotschin 344. 348. 469. 498.
Kotschinchina 56. 78. 173. 399. 500. 503. 508. 513 f. 516. 518.
Kotta (Ceylon) 495 f.
Kotub, s. Qutb.
Kotzebue, Otto v. 334.
Kougaji, Kloster 12.
Kowshing, englischer Dampfer 52.
Koxinga 102. 556.
Koyaberg 12.
Koy sung 556.
Kozulo Kadphises 141. 398.
Közüm Chan 202 f. 212 f.
Krafto, s. Sachalien.
Krämer, Augustin 317.
Krämergeist 461. 497. 538.
Krankheiten 407. 479.
Kraschenninikow, St. 208.
Krasnojarsk 200. 221.
Krasnowodsk 218. [591.
Kreuzzüge 95. 172. 248. 534. 568.
Kriegerstand 361. 365. 371 f. 395.
Kriegselefant 413. 419. [397. 404.
Kriegsgott 402.
Krim 130. 177. 211. 213.
— -Krieg 216. 476. [449 f. 533.
Krishna (Fluß) 342. 379. 399. 418.
— (Halbgott) 352. 362 f. 370. 401. 429. 434.
Kroma Mom Tschit 512.
Ktesias 395.
Ku kung, s. Tan fu.
— liang 64.
— tut luk, s. Outluq.
Kuamoo 313.
Kuang chau fu 107.
— hai (Korea) 113.
— hsü 76. 107.
— si 56. 58 f. 75 f. 97—99. 103. 105. 499. 516.
— tung 56. 58 f. 75 f. 81. 89. 92. 97. 99. 102. 499. 516.
— Wu Ti 78.
Kuan Ti (Kriegsgott) 84.
— Yü 83.
Kublai 22. 58. 82. 93. 112. 172—177. 183. 187. 509. 514. 542. 583.
Kubunden-(nicht: Kukunden-)Be-
Kucha, Oase 121. [sitz 34.
K'ü ch'u lü, s. Kushlek.
Kuchum, s. Közüm.
Kudara (Korea) 12. 111.
Kudatku Bilik 154.
Kudikal (Regenschirmstein) 349.
Kudjula, s. Kozulo.
Kuei 102.
— chau 58 f. 97 f. 102 f.
— chi 85.
— (Kwē) 152.
— yu, s. Kuyuk Chan.
Kuge 16—18. 33 f. 37—40. 46.
Kuh 476. [50. 54.
Kuhai, s. Kobodaishi.
Kuhina nui 315.
Kui 500 f.
Kukalu 36.
Kuku Nor 206.
Kulasekhara 378. 493.
Kulbarga 418.
Kuldscha 106. 217 f.
Kuli 274.
Kultegin, türkischer Herführer 156.
Kultur 177. 182. 192. 211. 213—215. 217—222. 226 f. 230. 235. 240 f. 244. 246. 259. 270. 522. 572.
— -Austausch 587.
— Heimat 119. 121 f. 128 f. 133.
Kultur, Verluste 526.
Kumanen 92. 171.
Kumano (Japan) 7. 32.
Kumaoso 7 f. 10.
Kumâra Dâsa 491.
— -Sambhawa 408.
Kumârila 401.
Kumaso, s. Kumaoso.
Kumiai (Gilden) 43.
Kumi yassira 37.
Kunbis 430.
Kunda 384.
Kung (chin. König) 67.
— fu tsze 5. 63—67. 69—71. 91. 93. 100. 108. 149.
— Ming, s. Chu ko liang.
— Prinz 106.
— Ti 85. 87. 90. 92.
— tsze kia yu 64.
— wo, Buddhist 112.
— yang 64.
Kuni (Provinzen) 17.
Kunst 66. 109. 161 f. 196. 199. [209.
Kuoshi 82.
Kuo Wei, s. Tai Tsu.
Kupang, Timor 554.
Kupfer 42. 128. 131. 162. 196. 200. 279. 288. 324. 356. 416.
Kuppel 409.
Kurdistan 171. 179.
Kurg 347. 350. 458. 468.
Kurgan 200. 215.
Kurilen 4. 209.
Kurku 353.
Kuroš(h)iwo 3.
Kuru 362. 363.
— kshetra 362.
Kurultai (Reichstag) 172.
Kurumba 343. 350. 379. 418.
Kurtiden 179.
Kurzköpfe 127—129. 131 f. 139. 142. 157. 191. 196. 198. 210. 501. 525.
Kusagesaka (Yamato) 7.
Kusamba 554.
Kushana 397.
Kushlek, Naimanfürst 167 f.
Kusinara 385.
Küstenbesiedlung 503. 527. 535. 539. 542. 548. 553.
Küstenschifffahrt 571. 578.
Küstenvölker 527.
Kusunoke(i), Masahige 22 f.
Kutscha (Tien shan) 143.
Kutscherkaste 404.
Kutschum, s. Közüm.
Kutub, s. Qutb.
— Minar 412.
Kutuchta (Oberpriester) 189.
Kuweni 483.
Kuyuk Chan 93. 95 f. 172.
Kwambaku 17. 33.
Kwanmu 12. 14. 16. 18.
Kwang (chin.), s. Kuang.
— Sshi, s. Kuang hsü.
Kwan rei (Gouverneur) 23.

Kwanto 18 f. 21. 25. 31. 34. 39.
Kwē, s. Kuei.
Kwei Fei 88.
Kwenlun 57. 69. 120 f. 135. 141.
Kwo Tsze i 89.
— Tze King 94.
Kynismus 65.
Kyros d. Ä. 131. 140. 395.
Kyrylun, s. Kerulen.

Labbe 347.
Labong 509.
La Bourdonnais, s. Bourdonnais.
Labuan, Insel 550.
Lack 109. 146 f.
Ladak 184.
Ladji Tissa 488.
Lafayette, Marquis de 313.
Lagrée, Kapitän 517.
Lagréné de, Gesandter 101. 104.
La Haye, Gouverneur 561.
Lahore 168. 409—412. 417. 419 f. 425. 434. 436. 469. 471—473.
— Viscount, s. Hardinge.
Lake, Gerard Baron 461 f. 466.
— Hauptmann 473.
lakh 352.
Lakhnau 433. 458. 477 f.
Lakshmi 402.
Lâla 482—484.
Lalla Rookh 242. 244.
Lally-Tollendal, Graf 450 f.
Lamaismus 83. 183—186. 189.
Lambakannakaste 489. [400.
Lambert, Lamotte 511.
Lamgân 410.
Lampong 547.
Lamuten 210.
Lancaster, James 444.
Landak 549. [43. 436.
Landesfürstentum 17. 37—41.
Landschenkungen 392. 486—489.
Landwehr 430 f.
Landwirtschaft, s. Ackerbau.
Langköpfe 127—131. 135. 142. 196—200. 208. 210. 525.
Langson 518.
Lankâ 483 f. 494.
— pura 493.
Lanne, Will. 244.
Lansdowne, Henry Charles Keith Petty Fitzmaurice Marquis 478.
Lanzenreiter 430.
Lao(s) 501—503. 509 f. 512. 514 f.
Lao tsze 63—66. 70. [518.
Lapérouse, J. Fr. Graf 318.
— -Straße 3.
Lapierre, Kommodore 516.
Laplace, Kapitän C. P. Th. 308.
Lappen 197.
Larantuka 554.
Larike 483.
Lassen, Christian 354.
Laswari 461.
La tsang (Tibetaner) 185 f.
Launceston (Tasman.) 267 f. 290.
Lava-Bildsäulen (Hanga) 310.
Lavaka (Tonga) 321.
Lawek 510.
Lawrence, Henry 473 f. 477
— John 474. 477 f.
— Stringer 448 f.
Lawson, Kolonist 256. 265.
Lazaristen in China 100.
Le, Dynastie 514—516.
— Lo 514.
— Thung 516.
Leang 72.
Leben 60. 389.
— ein Traum 489.
Lederarbeiter 367. 370.
Leedes 443.
Leemans, Conr. 543.
Lehnswesen 17. 20 f. 34—39. 68 f. 102. 136. 424. 426. 430. 456. 464. 514 f. 546; s. auch Feudal-
Leibeigenschaft 221. [wesen.
Leichenverbrennung, s. Feuerbe-
Leichhardt, Ludwig 265. [stattung.
Leid 374 f. 388 f. 391 f.
Lelieur de Ville-sur-arc 516.
Le Maire, J. 304.
Lembong Mangkurat 548 f.
Lemuria 557 f.
Lena 119. 204. 210. 214.
Lendenfeld, Rob. v. 325.
Leschenault-Distrikt 276.
Lesseps, Ferdinand de 596 f.
Leuchttürme 316.
Levantehandel 591; s. auch Handel.
Lewes Pond Creek 283.
Lhassa 158—160. 185 f.
— Radjah 186.
Li (chin. Volk) 55.
— (korean. Adlige) 116.
— (Maß) 61. 68 f. 77. 86.
— Fu kuo 89.
— Hung (tsch)ang 51 f. 110.
— Ki 63. 66. 68. 77.
— Min (mu), s. Li (chin. Volk).
— N (alter Knabe), s. Laotsze.
— shi, s. J hông.
— Shi min, s. Tai Tsung.
— Sze (Minister) 73.
— Tai peh 88.
— Tsung 92.
— Tsun hsü 90.
— Tsze cheng 99. 102.
— wang 69.
— Yüan 87.
Liang 76. 85—87. 153.
— -Dynastie 81. 83. 86. 530.
— — spätere 85—87. 89 f.
— nördliches 85 f.
— südliches 85. 152.
— westliches 85. [Khi tan.
Liao (-au) 56. 89. 91. 112; s. auch
— -Fluß 91.
— tung 52. 76. 91. 98 f. 107. 112. 115. 171. 205—207.
Liegnitz (1241) 171.
Lieh yu kan (Licius) 65.
Lien chau 59.
— tung 60.
Light, Oberst 278.
Ligny (1815) 472.
Ligor 503. 509.
Liholiho, s. Kamehameha II. u. IV.
Liki 63. 66. 68. 77.
Liliuokalani 316.
Lin (Feld) 61.
— ap, s. Hangchau.
Linga 402 f. 503. 508.
Ling Ti 79.
— wang 69.
Linschoten 441.
Lissabon 440 f.
Litteratur 83. 87 f. 91. 93. 103. 108. 133. 137. 406.
Liu 83—86.
Liu hsiu 78.
— Hüan 78.
— Kao 90.
— kiu-Inseln 6. 50. 97. 106.
— Pang, Herzog von Pei 74.
— Pei 79. 83—86.
— tsung 85.
— Yü 85.
— yüan 85.
Livadia, Vertrag (1879) 106.
Liverpool-Ebene 257. 265. 273.
Lo, Fluß 60.
— lo (Urvolk) 58 f.
— yang 69. 79. 81. 84 f. 87. 90 f.
Lob Nor 141. 148.
Lôdhi, Haus 417. 419. 421.
Lohapasada 488.
Lohnhöhe 404. [45 f.
Lohnine, herrenlose Samurai 42.
Loka 491.
Lombok 554.
London, Friede (1885) 518.
— Vertrag (1899) 321.
— — (1814) 539.
— — (1824) 547.
Longlap 516.
Longobardi, Nicolas 99.
Lonsdale, Kapitän 272.
Lord-Howe-Insel 291.
Lorenz von Portugal 95.
Löß 57. 120.
Lotos 79. 559.
Loudoun, Viscount, s. Moira.
Löwe 483.
Loyalty-Inseln 333.
Lu 58. 63 f. 67. 69—71. 102.
— fang 78.
— Hsiu fu 92.
— pan shan (Berg) 92.
— tscheu 172.
Lü, Prinz von Shang 62.
— hau 75. 77.
— Pu 84.
Lucknow, s. Lakhnau.
Ludwig IX. von Frankreich 96.
— XIV. 511.
— XVI. 451. 458. 515.
— Philipp 335.

Luft 360. 578.
Lumbini 386.
Lunalilo 315.
Lun chau fu (Kanſu) 73.
— Yü 64. 77.
Lung chi 88.
— yo 85.
Luther, Martin 184.
Luzon 3. 555 f.
Ly, Dynaſtie 514.
Lyon, Konzil 95. [478.
Lytton, E. R., Baron Bulwer

Mabuſhi 44.
Macao 28. 99. 101. 439.
Mac Arthur, Arthur 557.
— — John 251—255. 269.
Macartney, George Viscount 104.
Macaulay, Thomas Babington
M'Dowell 499. [453.
Mac Kinley, W. 316.
Macnaghten, William 469 f.
Macpherſon, John 457. 473.
Macquarie, Gouv. 255—257. 268
— Harbour 268. 270. [bis 270.
Madagaskar 299. 301. 445. 447. 521 f. 528. 557—564. 568. 570—572. 574. 583. 585.
— Araber 560. [587. 590. 595 f.
— Bevölkerung 524. 558—560.
— Engländer 561—563.
— Franzoſen 561—564.
— Juden 560.
— Niederländer 560.
— Portugieſen 560.
— Sprachen 526.
— Urgeſchichte 557—560.
Madeira 595.
Madhya-deſa 363. 503.
Madjapahit, ſ. Modyopahit.
Madochhima 385.
Madras(patam) 343. 347. 402. 445 f. 448 f. 450 f. 455. 457—459. 462 f. 477. 498 f. 508.
Madſchaput, ſ. Modyopahit.
Madura 378. 410. 484. 491.
— Inſel 543—545. [493 f.
Maës, maledon. Kaufmann 143.
Maſili (Tanu) 320.
Magadha 341. 363. 364. 381. 383. 387. 393. 396. 406.
Mâgadha (Sprache) 490.
Magalhães 535. 555. 581. 593.
Magamega (Bart) 486.
Magha (Kaliñgaprinz) 494.
Magier 583.
Magnet 74. 109. [bis 201.
Magyaren 123 f. 126. 171. 199
Mahabat Chan, Mogul 425 f.
Mahâbhârata 56. 362. 365. 369. 370. 377. 406 f.
Mahâdewa 355. 402.
Mahâdewî 402.
Mahâkâla 401.
Ma han (Korea) 111.
Mahanadi 342. 364.
Mahânâma 490.
Mahârâdjpur 471.
Mahâraſhtra 429.
Mahârattaka (Miniſter) 488.
Mahâſena 490.
Mahatittha(Ceylon) 492. [bis 497.
Mahâwañſa 482. 487 f. 492. 495
Mahâwihâra, Kloſter 482. 487—
Mahâwira 393 f. [490.
— -tſcharita 408.
Mahâyâna 400.
Mahâyogin 402.
Mahdismus 598.
Mahé (Vorderindien) 457.
Mahendrawarman 509.
Mahidpur 465.
Mahinda 388. 406. 486. 490.
— IV. 491.
Mahmud Löhdî 420.
— Shâh II. (Bâhmani) 418.
— — (Mameluk), ſ. Naſir ed-dîn.
— — II. (Toghluqide) 417.
— — von Atjeh 547. [179.
— von Transoxanien, Timuride
— Yamîn ed Daulah, Ghaznawide 410 f. 471.
Mahratthen 380. 429—431. 433 f. 437. 445 f. 448—451. 456 f. 458 f. 461—466.
— Bund 436 f. 457. 460.
— Ditſch 450.
— Reich 415. 430. 435. 437.
— -Steuer 430 f. 435. 437. 461.
Mähren 93.
Ma Huan (Eunuch) 98.
Maigrot, Biſchof 100 f.
Maiſur 347. 380. 397. 415. 430. 438. 454. 457. 460. 463. 468 f.
Maitreya 391.
Makaſſar 538. 551 f.
Makaſſaren 551. 554.
Makdiſchu 585. 595.
Makedonen 395. 568. 578.
Malabar 343. 351. 380. 439 f. 442. 458. 483. 590.
Malai (= Sumatra) 529.
Malaien 58. 209. 226. 236 f. 298. 301. 480. 494. 500—502. 521. 523 f. 553. 580. 584. 590. 600.
— Miſchungen 4. 7. 299. 524 ff.
— Name 525. 528.
— Verſtreuung 522. 572. 590.
— Wanderungen 525—529. 545 f. 548 f. 551 f. 554 f. 558 f. 572 f. 584 f. 587.
Malaiiſch 501. 529.
Malaiiſcher Archipel, ſ. Indoneſien.
Malal(k)a, Halbinſel 498. 500. 509. 524. 529. 532. 539. 546. 557 f. 571 f. 579.
— Stadt 439. 442. 495. 506. 510. 529. 534 f. 536—538. 584. 598.
— Straße 536. 545—547. 598.
Malaria 249. 341. 351. 466. 480.
Mâlatîmâdhawa 408.
Mâlawa 399.
Mâlawikâgnimitra 408.
Malaya (Ceylon) 479. 492. 494.
— Deſa (Indochina) 504.
Malayu 529. 532.
Malcolm, John 462.
Malerei 407. 408. 490.
Malietoa Laupepa 318—320.
— Talavou (Pe'a) 318—320.
— Vaiinupō 318.
Malikah Djihân, Mamelukin 412.
Malik Kafur 415. 495.
Malikpur 168. 412.
Malindi 585.
Malkhed 399.
Maller 385. 387.
Mal Paharia 346.
Mâlwa 380. 412—414. 420. 422. 433. 435. 437.
Mameluken, ägypt. 439. 591.
— in Indien 409. 411—414.
Mammut 127.
Man (chin. Volk) 58. 79.
Manaar, Golf 378 f. 491 f. 496.
— Inſel 496.
Mânâbharana 491 f.
Mânawa 367.
Manchabu, ſ. Mozzobo
Manḍala 378 f.
Mandaley 507 f.
Mandjusri (Bodhiſattwa) 400.
Mandſchu 5. 44. 58. 91. 98 f. 108. 115. 165. 204. 206 f. 214. 219.
— -Dynaſtie 63. 68. 82. 99. 102 bis 108. 185. 189.
Mandſchurei 52 f. 56. 58. 98. 110 f. 137. 152. 157. 203—207. 214. 219—221.
— -Bahn 219.
Mang (chin. Adlige) 70. 77.
Mangalore 454. 457.
Mangarewa 228. 310.
Mangerai (Floris) 554.
Mang(h)iten 182. 194.
Mangku Bumi 545.
Mangu Chan 93. 96. 112. 172—175. 509.
Manichäer 164.
Manihiki 324.
Manikpur 413.
Manila 555—557.
Manji, ſ. Manzi.
Männerverbände 527. 551.
Manona (Hawaii) 313.
Manono 318. 320.
Mantotte 491.
Mantra 366. 403. [575.
Manu 56. 367—369. 372. 407.
Manzi (Südchina) 56. 93.
Mao (chin. Volk) 58.
Maori 228. 296 f. 299 f. 303. 324
— Technik 288. 326. [bis 331
Maotun, ſ. Mete.
Mapilla 347.

Marae (Morai) 308.
Maratta, ſ. Mahratten.
Marcuſe, Ad. 316.
Mare clausum u. liberum 591.
Margiana, ſ. Merw.
Marianen 225. 298. 302. 306 f. 316. 334.
Maria Thereſia 592.
Marignolli, Joh. 97.
Marikawatti-Dâgoba 488.
Mark Aurel 532. 579.
Markeſas 300. 307. 309. 312. 327.
Marmor 427. [333.
Marsden, Samuel 326.
Marſhall-Inſeln 294. 298. 320.
Marſh, Othn. Charles 523.
Martaban 491. 507.
Martapura (Borneo) 549.
Marudwridhâ (Rawi) 357.
Maruts 360.
Marwar 422.
Mas a fuera 310.
Maſago 21.
Maſahige, ſ. Kuſunoke(i).
Maſayuki 23.
Maſenderan 192.
Maskarenen 558 f. 562. 564; ſ. auch Mauritius, Réunion u. ſ. w.
Maskat 592.
Maſſageten 131. 140.
Maſſaua 582.
Mas'ûd, Mamelut 413.
Maſulipatam 441. 445 f. 451.
Mata'afa 318. 320 f.
Matabele-Reich 598.
Matabule (Tonga) 321.
Matan (Borneo) 549.
— (Philippinen) 535.
Mataram 543—545.
Mathematik 407. 587.
Mathurâ (Südindien), ſ. Madura.
Matra, Konſul 249.
Ma tſchin 56.
Matſya 363. [neral 457.
Matthews, engliſch-indiſcher Ge-
Mattra (Nordindien) 410. 429.
Matuanlin 8 f. [434 f.
Mau (Maß) 61. 76. 82.
Maubant, Miſſionar 115.
Maues (Skythe) 397.
Maui (Hawaii) 312.
Maulbeerbäume 145.
Maulmain 466.
Maultier 159.
Maurennahar, ſ. Mâuwarâ 'lnahr.
Mauritius 441 f. 447 f. 451. 459. 462. 538. 562. 564. 595.
Maurya-Alphabet 386.
— -Dynaſtie 396—398. 490.
Mauſoleen 427.
Mâwarâ 'lnahr 193; ſ. auch Djagatai und Weſtturkeſtan.
„Max Havelaar" 521.
Mâyâ 382. 386.
Mayo, Richard Southwell Bourke Graf 478.
Mayotta 563.
Meder 139 f.
Medici, Lorenzo de' 427.
Medizin 490. 587.
Meeresſtrömungen 3 f. 196.
Meerſcheu 237. 324.
Megalithiſche Denkmäler 349.
Megaſthenes 379. 396 f.
Meghadûta 408.
Meghder, ſ. Mete.
Mei hi 62.
Me Ing 513.
Meinicke, Carl E. 225. 322.
Mekhong 340. 499 f. 504. 512 f.
Me ki lien 156. [516 f.
Mekkapilger 421. 423. 445.
Meklong 513.
Melaneſien 225. 227. 293 f. 296. 301. 303. 316. 335. 521. 528. 558. 571. 599.
Melaneſier 237. 296. 298. 302 bis 306. 524. 527. 572.
Melbourne 238. 253. 257. 264 f. 272 f. 283 f. 288. 290. 292.
Melville-Inſel 273.
Menabe (Sakalavenreich) 560.
Menado 551 f.
Menam 499. 501. 504. 509. 513.
Menangkaban 529. 536. 546. 584.
Mencius, ſ. Meng tſze.
Mendang Kamulan 541.
Menderadji Prau 506.
Menezes (Portugieſe) 440
Meng dan Meng 507.
— ko, ſ. Mangu Chan.
— tſze 63—65. 68. 71 f.
Mengkitſauke 505.
Menhirs 349.
Menlung Men 507.
Menſchenhändler 310.
Menſchenliebe 387. 392. 397. 399. 419. 424. 433. [473.
Menſchenopfer 68. 108. 113. 403.
Menſchheit, Urheimat 119. 126—129. 354. 523. 558. 571.
Mentara von Pegu 505. 510.
Mentaragyi Prau 506.
Menuthios, Inſel 557.
Mergen (Mandſchurei) 214.
Mergui 500. 506. 511.
Merino-Schafe 252.
Merkara 468.
Meru, Berg 363. 494.
Merw, ſ. Chiwa. [598.
Meſopotamien 139. 182. 574. 580.
Meſſalina 489.
Metalle 154. 159. 196 f. 201. 235.
Metaphyſik 387 f. [263. 349.
Metcalfe, Charles 462. 468. 472.
Mete, Hunne 137 f.
Me tchun (Me tſu) 156.
Mewâr 413. 419 f.
Mewat 413.
Mezzabarba, Patriarch v. Alexandrien 101.
Miani 471.
Miao (tſze) 58 f. 98. 103. 105.
Michelborne, Sir Edward (geſt. 1611) 444.
Michizune, Sugawara 18.
Middleton, Sir Henry (geſt. 1613)
Midnapur 452. [444.
Migne Megne 516.
Mihirakula 308.
Miidera (Japan) 23. [52—55.
Mikado 16. 21. 23 f. 46. 48—50.
Mikroneſien 225—228. 293 f. 297 f. 306. 335. 526.
Mikroneſier 201. 296. 298. 301 f. 306 f. 572. [358.
Milch 128 f. 131. 197. 208. 356.
Militärkolonien 75. 148. 214.
Militärſtaat 430. 435 f.
Miliz 36. 90.
Millot, Charles Théodore 517.
Mimana, ſ. Kaya.
Mimizuka (Ohrenhügel) 32.
Min (Fu kien) 89.
— (korean. Adlige) 116.
— chau (chou) 73. 85.
— don min, ſ. Meng dan Meng.
— Saw Mun 505.
— ti (Barmane) 505.
— — (Chineſe) 85.
Minahaſſa 552.
Minamoto 13. 16. 18—21. 30. 33.
Minaret 412.
Minatogawa 23.
Mindanao 522. 555 f.
Minerale 234. 324.
Ming 24. 32. 75. 82. 94. 97—99. 102. 113. 115. 184 f. 187. 189. 207. 514. 530. 584.
— Sheng 97.
— Ti 79. 87. 149.
— Tſung 94.
— yüan Ti 86.
— Yü chen 94.
Mingburni, ſ. Djelal ed-din Mankburni.
Minhla 508. [burni.
Minhmang, ſ. Migne Megne.
Minoriten 97. [462 f. 467.
Minto, Sir Gilbert Elliot Baron
Minuſſinskiſche Tataren 199.
Mioze, ſ. Miao (tſze).
Mirambo 312.
Mirat 477. [453. 456.
Mir Djafir von Bengalen 450—
— -i-adl 425.
— Kaſim 452 f.
Mirnjong 240.
Miſchkaſten 368.
Miſſion, buddhiſtiſche 79. 385.
— chriſtliche 24—27. 29 f. 97. 99—103. 105—107. 109 f. 115. 424. 511. 514.
— in der Südſee 332—334.
— proteſtantiſche 442.
Miſſionare 99 f. 161 f. 165. 183 f. 203. 228. 304. 322 f. 326—330. 332—335. 507. 516. 562.
Missions étrangères 100. 115.
Mitchell, Major Th. Liv. 265.

Mithilâ 363 f.
Mi Tih 72.
Mito 39 f. 43. 45. 47.
Mitra 355. 360. 377.
Mitſuhide, ſ. Aleſhi.
Mitſukuni 44. [317. 335.
Mittelamerika, Kanal 288. 293.
Mittelaſien 85. 91. 95. 97. 192.
Mitteleuropa 177. [194. 500.
Mittelindien 80. 342. 343. 345.
Mittelmeer 248. 567—569. 576 f. 588 f. 597.
— -Kultur 122. 569. 589.
— Schwergewicht 567 f.
Mitte, Reich der, ſ. China (Name).
Miura, Japaner in Korea 116.
Mj Chün 85.
Mlecchа 349.
Moa-Vogel 297. 325.
Mobaris, Mogul-Statthalter 437.
Modyopahit 529. 534. 542 f. 546.
Mogallana 383. [548 f. 554.
Mog(g)al(l)iputta 385.
Mogli, Mongole 169.
Mogulreich, Heerweſen 425 f. 437.
— Kaiſer, ſ. Großmoguls.
— Münzweſen 425. 430.
— Niedergang 432 f. 435. 437.
— Verwaltung 424 f. 427. 431 f.
Moguls 413—417. 422 f. 445. 469.
Mohammed 190. 424. 582. [477.
— Akbar, Timuride 429. 431.
— Alli vom Karnatik 448 f. [447.
— 'Azim Shâh, Timuride 432.
— Bahâdur Shâh II. 475. 478.
— Chan, Mameluk 413.
— Farruchſiyâr 432—434. 437.
— Hakim (Timuride) 422.
— ibn-Bachtyâr, Khildji 411.
— II. (ibn) Toghluq 340. 416. 418.
— Kâmbachſh 431 f. [413.
— Kâſim Hindûſhâh Firiſhtah
— Mu'azzem Shâh 'Alam Bahâdur Shâh I. 429. 432. 434.
— Muhi ed-din Aurang zêb 'Alamgîr I. 427—431. 434 f. 437. 446 f. [den.
— Nachkommen 433; ſ. auch Ali-
— Rahim, ſ. Seyyid.
— Shâh (Großmogul), ſ. Raufhanachtar.
— — I. (Khildji), ſ. Alâ ed-din.
— — Malaienfürſt 534.
— — IV. (Seyyide) 417.
— Shaibek Chan (geſt. 29. Nov. 1510) 182. 190—193.
— (Sûride) 421.
— Yakub Bei 190 f.
Mohammedaner 97. 108. 172. 175. 182. 189 f. 347.
— in Indien 403. 408 ff.
Mohican, amerikan. Schiff 310.
Moi (Indochina) 500 f.
Moira, Francis Rawdon, Graf von 463—467. [411.
Mo'izz ed-daulet Chuſrau Shah
Mo'izz ed-din Djihândâr Shâh — — Ghôri 411 f. [432.
— — Kai Qobâd, Mameluk 413 f.
Moleküle 581. 588.
Mollah 424.
Molony (Beamter) 468.
Molukken 439. 441. 443. 498. 524. 535—537. 542. 547. 552—555. [553.
— Gewürzmonopol 538—540.
Mombas 585.
Momen Tokichi 33.
Mon 500—502. 504 f.
Mo nan (= China) 172.
Mönche, buddhiſtiſche 80. 384 f. 389—391. 486. 488. 494.
— chriſtliche 556 f.
Monddynaſtien 376. 503.
Mondwechſel 389.
Mongama (Borneo) 549.
Monglut, ſ. Sombet Phra.
Mongleng 513.
Mongolei 56. 58. 93 f. 97. 103. 120. 122. 128. 136—139. 150—155. 157 f. 160—165. 187—191. 194 f. 205 f. 220. 392. 399. 522.
Mongolen 4. 21 f. 56. 58 f. 82. 85. 91—95. 97 f. 103. 105. 108. 112. 124. 127 f. 132. 135 f. 164—181. 187—191. 194 f. 197—199. 202 bis 204. 206. 208. 210—213. 315. 344 f. 413 f. 530.
— Anfänge 166.
— -Dynaſtie 5. 59. 76. 82. 85. 92—95. 97. 108. 113.
— Flotte 22.
— Geſchichte 136.
— Heerweſen 167. 170.
— in Indien, ſ. Moguls.
— Kultur 169. 171. 173 f.
— Nomadismus 132 f. 135 f. 154.
— Reich 170. 173—177.
— Religion 170.
— Sprache 135.
Mongoloide Völker 573.
Monopol 104. 440. 467. 498. 536. 538—540. 545. 556. 576. 581.
Monro, Sir Hector 453.
Monſon, engl.-ind. Offizier 461.
Monſun 232. 295 f. 340. 342. 446. 448. 450. 465. 479. 578. 585.
Monto (Shinſekte) 13. [587.
Möphis, ſ. Taxiles.
Moplah, ſ. Mapilla.
Morai, ſ. Marae.
Moretonbai 262. 271. 273. 290.
Morgenruhe, Land der, ſ. Korea.
Mori (Japan) 24. 30 f. 33. 46.
Moritz von Oranien 537.
Moriyoſhi 22 f. [(Richard).
Mornington, Graf, ſ. Wellesley
Moros 555.
Mortedâ II. von Ahmednagar 423.
Moſambik 441.
Moſcheen 165. 169. 180. 409 f. 412.
Moſchus 145. [427. 429.
Moſes 424.
Moskau 177. 212.
Moßmann, Geſchichtſchreiber 253.
Mo Ti 90. 92.
Motoori 44.
Mount Abu (Vorderindien) 394.
— Alexander (Auſtralien) 283.
— Girnar (Vorderindien) 394.
— Taurus (Neuſüdwales) 252.
— Wellington (Tasmanien) 267.
Mozudabad 450.
Mozaffar Djang (Dekhan) 448 f.
— ed-din von Bochara 216 f.
— III., Habib von Gudjerat 422.
Mozaffariden 176. 179.
Mozzobo (Barma) 506.
Mritſchtſchhakatikâ 408.
Mu, Schlacht (1122 v. Chr.) 58. 62.
— jung Te 85.
— ſung 206.
— Tſung (Tung chi) 106. 107.
— wang 69.
Mua (Tonga) 322.
Muang lem 513.
Mubârek Shâh (Khildji) 415.
— II. (Seyyide) 417.
Mudhadji II. von Berar 464 f.
Mudki 472.
Mudrârâkſhaſa 408.
Mukden 98. 207.
Mulinuu 318.
Mulradi von Multân 473.
Multân 180. 410. 412. 417. 429.
Multatuli, ſ. Dekker. [473 f.
Mulu (Merw), ſ. Chiwa.
Mundas (Inder) 353.
Munemori 19.
Münnich, Burk. Chr. v. 215.
Munro, Thomas 457.
Münzen 379. 398.
Muong Bang Tapan 513.
— Paſe 513.
— Thai 509.
Mura (jap. = Dorf) 36.
Murâ (Inderin) 396.
Murâd (Timuride) 423.
— bachſh, Timuride 428.
Murawjew, Nik. (Amurſkij) 219.
Murea (Eimeo) 308—310.
Murray (Fluß), ſ. Darling.
— (Miſſionar) 333.
— (Oberſt) 461.
Murrumbidgee 231. 257. 265.
Murſhidabad 450.
Murſhid Quli Chan 433. 450.
Muſa (Japan) 5.
Muſaſhi 23.
Muſchelhorn 405.
Muſchelſchalen-Haufen 240.
Muſchik (Großruſſen) 4.
Muſeen 387. 410.
Muſik 77. 407.
Muſikanten 367. 370.
Muskatnüſſe 532. 552 f.

Mutasiwa 485.
Mutsu, Munemitsu 52.
Mutsuhito 8. 47. 49.
Mutterfamilie 350.
Muzaffarpur 364.
Mystik 81. 161.
Mytho 516.
Mythologie 361.

Nabobs 437. 453.
Nâdir Shâh 194. 434. 436. 469.
Naga, Schlange 391. [471.
Nâga, Stamm 351. 500.
Nâgânanda 408.
Nagarcot 410.
Nagasaki 22. 25—27. 29. 39. 41 f.
Nagato 25. 31. [45. 49.
Nagpur 437. 465. 475. 477.
Nahapâna 398.
Nahrungsmittel 196 f. 243; s. auch Fleisch und Milch.
Nâib 437.
Nai daijin 17. 30.
— ma chên 93. 172.
— man-Mongolen 91. 167. 193.
Naini Tal 463.
Nair (Kriegerkaste) 345.
Nairai (Fidji) 305.
Nairandjara (Fluß) 383.
Nakamura 31.
Nakanoma 37.
Nakasendo 19.
Nakatomi na Kamatari 17. 18.
Nâma 403. [380.
Nambu(ti)ri-Brahmanen 345.
Namdodji Prau 506.
Namollo 208.
Namtschao 509.
Nan Han, Liang, Tang und Yen, s. Han u. s. w. (südl.).
— kau-Paß 94.
— king 57. 79. 81. 84—86. 91. 94. 97—99. 102. 104—106.
— ling (Süd-Himalaya) 56.
— schan 121. 137.
— wang 72.
Nânak 433.
Nana Sahib 475. 477 f.
Nancy (Schiff) 310.
Nanda (Dynastie) 396.
Naniwa (Osaka) 7.
Nanmatal 302.
Napier, Sir Charles James 471.
Napoleon I. 326. 459. 462 f. 472. 595 f.
— III. 333. 427. 512. 516.
Nara (Japan) 12.
Narai 511.
Narasimha 418.
Naraya 511. [423. 425. 427.
Narbadâ 304. 342. 364. 398. 403.
Nariaki 44—46.
Narii (Tahiti) 308.
Narinaga 44.
Narmadâ, s. Narbadâ.
Narui 37.
Nâsir Djang (Delhan) 448 f.
— ed-din Chusrau Chan (Delhi) 415. [413.
— — Mahmud Shâh, Mameluk
— — Mohammed Humâyûn
— — Nasrat Shâh 420. [420 f.
— — Sabuktegin 409 f.
Nasr Allah von Bochara 194.
Nâtaputta 393.
Nateśwara 401.
Naturalabgaben 17. 35. 89 f.
Naturfreude 408. [305.
Naulivau, Häuptling von Mbau
Nautik, s. Schiffbau.
Navigationsakten 442. 498.
Nawwâb 437.
Nayadi 351.
Nayars 438.
Neale, Saint-John 46.
Nearchos 396. 578.
Nebukadnezar II. 577.
Necho II. 577. 585.
Negambo 496.
Negapatam 448.
Neger 127. 237. 345. 480. 523 f. 541. 558 f. 571—573. 598. 600.
Negrais, Insel 506.
Négrier, Franç. Oscar de 518.
Negritos 58. 500. 523 f. 551. 555.
Negroide Rasse, s. Neger. [572.
Nekromanten 75.
Nekûsiyar, Timuride 432.
Nellore 444. 446.
Nelson (Neuseeland) 332. [478.
Nepal 87. 103. 185 f. 340. 463. 468.
Nepeanbai (Känguru-Insel) 278.
Nephrit 66 f. 122. 145.
Nero 427.
Nertschinsk 103. [173. 583.
Nestorianer 94—97. 163—165.
Neue Hebriden 227. 304 f. 334 f.
Neu-England-Distrikt 273.
Neuguinea 225. 228. 236. 238. 291. 293. 295. 297 f. 301. 304. 524. 552 f.
Neuholland, s. Australien.
Neukaledonien 227. 245. 250. 293. 298. 304. 324. 335.
Neuperşisches Reich, s. Sasaniden.
Neuseeland 225—229. 238 f. 250. 266. 279. 283. 292 f. 295—301. 303. 306. 319. 324—332. 334 f. 528. [331 f. 334.
— Besiedlung 239. 324—329.
— Eingeborne 324—331. 333 f.
— Kultur 325 f. 333. 336.
— Lage 324 f.
— Staatsschulden 332.
— Verfassung 330 f.
Neushintoismus 30.
Neusüdwales 231. 249—264. 266 f. 271—273. 276. 280 f. 283. 285—292. 326. 328. 331.
— Besiedlung 249—256. 272.
— Entwicklung 257—264.
Neusüdwales, Verfassung 257. 262.
— -Korps 251—255. 261.
Newberry, J. 443.
Newcastle (Neusüdwales) 253.
Newelski-Straße 3.
New London 310.
Newman, A. K. 239.
New Munster (Neuseeland) 330.
New Zealand Company 327.
— — Land Company 328—330.
Ngahue 325.
Ngatihaua (Maori-Stamm) 331.
Nguhên Angne 515.
— Du Hun tam tri 515.
— Hoang 514. 515.
Ni, Dynastie 116.
— kung, s. Tai wen kun.
— Taijo 113.
Nias 548.
Nichiren, Buddhist 13.
Nicholas, engl. Kapitän 309.
Nido-Alphabet 112.
Niederbarma 474. 492. 500. 507.
Niederlande 335 f. 538 f.
Niederländer 26—29. 41—43. 102. 104. 230. 248 f. 310. 441 f. 462. 497. 592.
— auf Ceylon 479 f.
— auf Madagaskar 560.
— in Barma 506.
— in Indonesien 462. 536—540.
— — Kolonialheer 539. 547. 554.
— — Verwaltung 539 f. 545. 548. 552.
— in Ostindien 441 f. 452.
— in Westafrika 547.
Niederländisch-Ostindische Komp. 101. 104. 441. 452. 537 bis 539. 544 f. 547. 549 f.
— — Beamte 537. [552 f.
Niegata 42.
Nien (Hut) 68.
— fei 106.
— hao, s. Jahresdevisen.
Nigantha 393.
Niglîwa 386.
Nihilismus 222.
Nihongi 5. 7 f.
Niihau (Oahu) 312.
Nikayasangraha 482.
Nikko 11. 14. 40.
Nikolajewsk 219.
Nikolaus II., Kaiser 221 f.
— III., Papst 96.
Nikosia 96. [577 ff.
Nil, Delta (Kanal zum Roten Meer)
— -Kap-Politik, engl. 596. 598 f.
— -Mündung, pelusische 578.
— Thalbahn 598.
Nilgiri-Berge 342.
Ning hsia 90.
— po 104.
Ninh hai 517.
Ninos 395.
Ninsen, Hafen, s. Tschemulpo.
Nipal, s. Nepal.

Digitized by Google

Nipon, ſ. Honſhiu.
Nirgrantha 393.
Nirun-Mongolen 92.
Nirwâna 385. 391 f.
Niſchne kolymsk 214.
Niſhâda 351. 363. 370.
Nita 22.
— Yoshiſada 22 f.
Niu kwa 68.
— tſhe, ſ. Kin-Tataren.
Niuë 321. 323.
Nizâm ed-dîn, Mameluk 414.
— von Haiderabad 437. 448—451. 454. 458 f. 461. 475.
— Iskander II. 417. [477.
— Shâh von Ahmednagar 418.
— ul-mulk 437. 448. 454.
Nizâmat 453.
Nobunaga, Ota 13 f. 24 f. 30 f. 33.
Nobutaka 31.
Nofoaſaefa 318.
Nogaier 177. 201—203.
Nomaden 120—126. 135. 138—140. 147 f. 150—156. 158 f. 161. 163—165. 168 f. 174. 177—186. 188 f. 191—199. 201. 203—205. 207—211. 213. 215—218. 354. 379.
— Entſtehung 129—132. [397.
— Seßhaftmachung 134. 136.
— Züge 121. 123—125. 131. 133 f. 139. 143. 150. 152 f. 156. 161. 165—171. 175. 210 f. [486.
Nonnen, buddhiſt. 80. 384. 391.
Nordamerika, ſ. Verein. Staaten.
Nordaſien 58. 98. 208. 211.
Nordauſtralien 225. 228. 257. 263.
Norddeutſcher Lloyd 323. [265.
Nordeuropa 198. 203. 591.
Nordpolarländer 195—197. 199.
Nordſee 588. [204. 336.
Norfolk (Inſel) 250. 252. 254. 263. 266 f. 271. 291. 305. 311.
Noriyori 19.
Normanby, Marquis 328.
Normannen 247. 568. 586.
Norodom I. 516.
Noronha, Portugieſe 440.
Northbrook, Th. G. Baring, Baron
North, Frederick 498. [478.
Norwegen 200. 542.
Noſſi Bé 562.
— Boraha 560.
Nott, William 470 f.
Nova, João da 439.
Nowaja Semlja 441.
Nowgorod 92. 201 f. 212.
Nü chi, ſ. Kin-Tataren.
Nui ti (= China) 55.
Nukahiwa 228. 300. 322. 327.
Nukualofa 323.
Nun Komar, Brahmane 455.
Nurchazi 98. 207.
Nûr Djihân 426.
— ed-dîn Mohammed Selim Djihângir 105. 422 f. 425 f. 433. 444.
Nûr Mahal 444.
Nuwab 437.
Nyaſſa 598.
Nyaung Mendarah 505

Oahu 312.
Oaſen 121. 135. 142. 153. 158. 161. 163. 165. 170. 191. 218.
Ob 198. 202. 212 f. 222.
Obaid Allah, Shaibanide 194.
Oberprieſter 40. 366.
Obi 86. [219.
Ochotskiſches Meer 208. 210. 214.
Ochſe 394.
Ochterlony, Sir David, Bar. (Gen.-Major; 1758—1825) 463.
Odawara 24. 31.
Odjin tenno 11.
Odontala (Ebene) 57.
Odorich von Pordenone 97.
Odyſſee 483.
Ofang Kung 73.
Oghuz 153; ſ. auch Ghuzen.
Ogotai (Ogdai) 92 f. 95. 170—172.
Ogul Haimiſh 93. 96. [174.
Ohiroma 37.
Oho uſu no mikoto 8.
Oiſhi 51.
Okuma 53.
Oldenbarneveld 537.
Ölmacher 367. 370.
Olopön (Miſſionar) 94.
Ölöthen, ſ. Kalmüken.
Olta, ſ. Oroken.
Oman 534. 542.
Omar, Kalif 582. [dîn.
— Shâh (Khildji), ſ. Shihâb ed-
— Timuride 419.
Omdurman 598.
Omejjaden 582.
Omoplatoſkopie, ſ. Skapulamantik.
Omphis 396.
Omsk 215. 221.
Omura 25 f.
On 202.
Ong chan 92. 95. 167.
Onon (Nebenfluß des Amur) 167
Operationen, chirurgiſche 407.
Opfer 365—367. 373 f. 379. 402 f.
Ophirfahrten 576. [406.
Opium 104. 423. 454.
— -Krieg 104 f.
Orakel 5. 96.
Orangabad 431.
Orangſib, ſ. Mohammed Muhi ed-dîn Aurang zêb.
Oranien, Moritz von 442.
Oraon 346.
Ordan Padjah 164.
Orden, brahman. 374. 381.
— buddhiſt. 384. 390. 392. 486. 488 f. 491. 493.
Ordos 136. 169. 190.
Orenburg 216.
Örhſhi Huang ti 74.
Orientale 543.
Oriſſa 341. 344 f. 364. 379. 397. 400. 422 f. 433. 442. 447. 453.
Orkhon 133. 156. [461. 502.
Ormuz 439. 495. 583.
Ornamentik 199.
Oro(hho)-Bild, Tahiti 308.
Oroka, japan. Ratskammer 36.
Oroken (-ko) 197. 210.
Oſaka 14. 33 f. 36. 39. 42 f. 48 f.
Özbegen, ſ. Uzbegen. [591.
Osmanen 157. 180 f. 248. 354.
Oſtafrika 568. 570. 574. 582. 585 f. 590. 592. 599. 600.
Oſtaſiaten 98. 100. 109 f. 226.
Oſtaſien 218 f. 299. 317. 598.
— Handel 143. 161.
— Kulturkreis 589.
Oſtender Geſellſchaft 442 f. 592.
Oſterinſel 225. 298 f. 301—303. 309 f. 336. 522.
Öſterreich 451. 512.
Oſteuropa 93. 95. 121 f. 131. 151. 153. 155. 195. 200 f. 210 f.
Oſtghat 479. [indien.
Oſtindien, ſ. Indien und Vorder-
Oſtindiſche Kompanie, ſ. Deutſch- und Engliſch-Oſtindiſche Komp.
Oſtjaken 127. 196—199. 202 f.
Oſtkap 204. 207. [220.
Oſt-Meer (Stiller Ozean) 56.
Oſtrog (Feſtung) 214.
Oſtrom, ſ. Byzanz.
Oſtſee 218 f. 588.
Oſtturkeſtan 56. 120. 122. 141—149. 162—164. 170. 188. 191.
Ota 24. 30. [194. 220.
— Nobuhide 30.
— Nobunaga, ſ. Nobunaga.
Otago (Neuſeeland) 330—332.
Otaheiti, ſ. Tahiti.
Otis, Elwell Stephen 557
Otomo von Bungo 31.
Otonomiya 23.
Otrâr 168. 180.
Otu, ſ. Pomare I.
Owari 31. 36. 39. 47.
Oxley, J. 265. 273.
Oxus, ſ. Amu Darja.
Oyſter Cove 244.
Ozean 218 f. 248. 588. 590.
— Beſitzergreifung 577. 591.
— Einheit 588. 592.
— phyſikaliſch 569. 573. 588.
Ozeanien 223. 225. 229. 293—304. 307. 312. 319—321. 323. 327 f. 332—336. 521. 525 f. 558.
— Altertümer 301—303. 307. 311. 314.
— Amerikaner 304—306. 310. 314—317. 319—321. 335.
— Bevölkerung, ſ. Ozeanier.
— Chriſtentum 304 f. 307—310. 314. 318 f. 322. 326. 332 f.

Digitized by Google

Ozeanien, Engländer 304—306. 309. 311. 313 f. 316 f. 319 bis 323. 326–331. 333. 335.
– Europäer 294 f. 297. 302 f. 305. 309—312. 317. 323 bis 336.
— Festungen 302. [313 f. 322.
— Franzosen 304 f. 308—310.
— Häfen 295. 315. 319 f.
— Handel 299. 304. 306. 313. 315 f. 319 f. 323. 326. 333.
— Klima 295 f. [335.
— Pflanzenwelt 296 f.
— Russen 335.
— Tierwelt 297. 398.
Ozeanier 226. 294 f. 297—301. 303—307. 309—315. 317. 332. 334 f.
— Herkunft 298. 302. 304 f.
— Kunst 303; s. auch Maori.
— Religion 298. 302 f. 313 f. 318.
— Schifffahrt 294—296. 299. 301. 307. 312. 316. 322—327. 329.
— Staaten 226 f. 232. 237. 302 f.
— Technik 297. 303. 316. 321 f.
— Wanderungen 295 f. 299— [301.
Ozeanographie 569.
Ozene (Udjdjeni), s. Udjain.

Pada 379.
Paderia 386.
Padjadjaram (-siran) 541 f.
Padjang 543 f.
Padjâpati 382.
Pâdjâwali 482.
Pagân 466. 504 f.
Pagan Meng 474. 507.
Page, Théogène François 516.
Pagoden 79. 109. 504.
Paharia 353.
Paidar (Peta) 171.
Paku Buwono 544 f.
Pakwa (acht Diagramme) 60.
Paläasiaten 208—210.
Palaka, Râdjah 552.
Palashi, s. Plassey.
Paläste 67 f. 74. 77—79. 84. 109. 408—410. 427.
Palästina 175.
Palau 225. 294. 298. 306.
Palawan (Philipp.) 555.
Palembang 530. 546 f.
— Stadt 547 f.
Pâli 399. 406. 490. 503. 533.
Paligars 438.
Pali kiao 105.
Palipat 446.
Palkstraße 379. 479 f. 491. 495.
Pallawa 379. 399.
Pallegoix, Bischof 512.
Palme 378. 558.
— -Blätter 352.
Palmerston, Viscount 596 f.
Palni, Berge 379. 479.
Pamir 120. 141. 191. 356.
Panay (Philippinen) 555.
Pan Ch'ao, s. Pantschau.
Pâṇḍawa, s. Pâṇḍu.
Pandicazhay 349.
Pandion 378.
Pandja 505.
Pandjab 178. 181. 341. 343. 347. 357. 381. 396. 398. 410—415. 417. 419 f. 422. 433 f. 436. 470 bis 472. 477. 481.
Pâṇḍu u. s. Söhne 362 f. 370. 378.
— von Madura 484. 490. [402.
Pâṇḍukâbhaya 484 f.
Pânduwasudewa 484 f.
Pâṇḍya 349. 352. 378 f. 415. 418. 491. 493—495.
Pangeran Samatra 548.
Pango-Pango 319.
Pani 352.
Pâṇini 405.
Panîpat 419. 421. 436. 452.
Panku 60.
Panniar (Gwalior) 471.
Pansala 390.
Pantchan-Lama 184.
Pantheismus 375.
Pañtschâla 362. 370.
Pantschanada 357.
Pantschatantra 407.
Pantschau, Chinese 149. 151.
Pao(sse) 69.
Papeete 308 f.
Papekat (Sumbawa) 554.
Papier 67. [174. 591.
Papsttum 25. 95—97. 100 f. 172.
Papua 236. 238. 524 f. 551. 559.
Paraguay 334. 557.
Parakesariwarman 491.
Parakkama Bahu I. 492—494.
— II. und IV. 494 f.
Para mindr Maha Tschulalongparamount 463. [korn 490. 512.
Parangi (= Portugiesen) 495.
Parâśara 407.
Parasu Râma 380. 401.
Pariahund 350.
Paris 100.
— (Friede 1763) 452. 594.
— — (1857) 476.
Parker, E. H. 10.
Parkes, Henry 292.
Paropamisos 396.
Parry, W. E. 336.
Parsi 344 f. 348.
Pârśwa[nâtha] 393 f.
Parther 77. 141. 148.
Parwarikaste 415.
Pârwati 402.
Paśépa 183 f.
Pasir, Sumatra 546.
Passat 231 f. 295. 310.
Pasuruan, Reich 542.
Patagonier 242.
Pâtaliputra, s. Patna.
Paterson, Kapitän 251.
— Oberst 267. 269.
Patimokkha 390.
Patissier, s. Bussy.
Patkai-Berg 340.
Patkanow, S. 220.
Patna 364. 396 f. 444. 451 f. 478.
— Konzil 385. 388. 398 f.
Patoma, Fluß 204.
Patriarchen, buddhistische 81.
Patronen, gefettete 476 f.
patta 489.
Pattana Somanâtha 410.
Paul V. 27.
Paulet, Lord 315.
Paumotu 294. 307. 309. 311. 333.
Pâwâ (Nordindien) 384.
Pa wang, s. Hsiang Chi.
Pax Asiae restituta 471.
Pe'a, s. Malietoa Talavou.
Pearlhafen 315.
Peel, Minister 263.
— Thomas 275.
Pegu 474. 502. 504—507. 510 f.
— Golf 499.
Pehlewischrift 165.
Peh tsi, s. Hiaksai.
Pei Chau, Chi, Han, Liang, Wē und Yen, s. Chau u. s. w.
— ti 85. [(nördl.).
Pekat (Sumbawa), s. Papekat.
Pétché, s. Hiak'sai.
Peking 32. 51. 53. 69. 83. 85. 89. 91. 93 f. 96—99. 101—105. 107. 114 f. 167. 174. 185 f. 207. 219.
— Verträge 105. 516.
Pelemeh Talaweh 498.
Pelzhandel 201. 203. 212.
Pendschab, s. Pandjab.
Peppé, William Claxton 387.
Pereira, Gonzalo 536.
Perganas 451.
Perim 596. [532. 585.
Periplus des Erythräischen Meers
Perlen 276. 378 f. 438. 492. 526.
Perm 212. 221 f.
Perowsky, General 216.
Peroz, Sasanide 151.
Perron, P. 459. 461.
Perry, Kommodore 45. 46.
Perser 131. 139 f. 146 f. 150 f. 155 f. 163. 172. 174 f. 177. 191. 193. 211. 423. 427. 560. 580 f. 586 f.
Persien 93. 96. 140. 146 f. 150 f. 155 f. 168. 170 f. 175. 179 bis 183. 191—194. 217 f. 395. 410. 413. 416. 442. 462 f. 469. 476.
— Schrift 165.
— Sprache 415. 422.
Persischer Golf 98. 439. 446. 476. 531. 568. 570 f. 574. 576—580. 583. 591. 596.
Perth (Westaustr.) 233. 275 f.
Peruaner 310. 590.
Pescadores 52. [471 f.
Peschawar 168. 400. 412. 469.

Peschel, Oskar 522. 583.
Pes(c)hwâ 435. 456 f. 459 f. 464 f. 475.
Peshora Singh 472.
Pessimismus 372. 374 f. 382. 388.
Peta, s. Paidar.
Peter der Große 211. 213. 215. 313.
Petschaburi 513.
Petschili, s. Chili.
Pfauenthron der Moguls 427. 432.
Pfeffer 439. 444. 546. 549 f.
Pfeil 4. 154. 356.
Pferd 122. 127—129. 131 f. 197. 204. 275 f. 287. 355. 526.
Pflanzengeographie 480. 557 f.
Pflug 128—130. 358.
Phagyi-dau 466. 507.
phallus 5. 402.
Phang (chin. Volk) 58.
phansi 468.
Phaulkon, Konstantin 511 f.
Phaya Tak (Phiatak) 511 f.
Phayre, Arthur 507.
Phendinglang 512.
Philipp II. 440. 496.
— von Makedonien 313.
Philippinen 25. 27. 301. 307. 316. 320. 335. 500. 521. 524 f. 527 f. 531. 536 f. 549. 554—557.
— Name 555.
— Republik 557.
Phillip, Arthur, Kapitän zur See. (Sohn des Deutschen Jak. Philipp aus Frankfurt, der in London Sprachunterricht erteilt und dort die Witwe des englischen Kapitäns Herbert geheiratet hatte) 245. 247. 249—251. 253.
Philosophie 92. 374—376. 394.
Pho (chin. Volk) 58.
Phöniker 145 f. 438. 568. 576. 587.
Phra Klang, s. Phaulkon.
— Naret 510 f. 515.
— Phet Ratscha 511.
— Ruang 509.
— Tschau Phrasatthong 511.
— Utong 509 f.
Phucuog 515.
Phyöng an, Provinz in Korea 113.
— yang 32. 52. 112 f.
Piatak, s. Phaya Tak.
Pierusing 512.
Pigneux, s. Béhaine.
Pihittiratta (Ceylon) 495.
Piladji Gikwa 435.
Pilger 189. 403.
Pimihu, s. Himeko.
Pinang (Malakka) 580.
Pin chau 68.
Pincott, Fr. 396.
Pind(h)ar(r)i 464 f. 468.
Pindos, amerikanisches Schiff 310.
Ping (Maß) 61.
— Provinz in China 76.
— an, s. Phyöng yang.
— Ti 63. 77 f.
Ping wang 69.
— yang (Shansi) 85.
Pinto, Ferdin. Mendez 24.
Pippin 201.
Pippli (Orissa) 446.
Piprâwâ 387.
Pir Mohammed 180.
Piratori (Jeso) 209.
Pisa 438. 590.
Pischel, R. 387.
Pitaka, drei 385. 398. 406. 489.
Pitcairn 254. 291. 302. 311.
— Bevölkerung (1800: 29; 1879: 93; 1901: 126 nach Rud. A. Hermann in „Petermanns Mitteil.“ 47) 311.
Pithecanthropus erectus (gefunden 1891/92, veröffentlicht 1894)
Pithora Râj 411.
Pitra Sena 511.
Pitt d. J. 457. 459. 461.
Piyadasi 386; s. auch Asoka.
Plantagen 473. 480. 539—541.
Plassey 450. 592. 594.
Platin 324.
Plenthybai 325.
Pleyte, W. 526.
Plinius der Ältere 146. 579.
Plutarch 395.
Pnom Penh 516.
Po 72.
Pocken 220.
Podolien 92.
Pogge, Paul 301.
Point de Galle 496 f.
— Solander 251.
Po lu tu lu 66.
Pol, s. Eismeer und Nordpol.
Polen 93 95 f. 171. 176 f. 220. 222.
Poli (Sumatra) 546.
Politik und Wirtschaft 597.
Pollilore 457.
Pollock, Sir George Baronet (Feldmarschall; 1786—1872) 471.
Polo, Maffeo 93 438.
— Marco 56. 93. 171 f. 438. 535.
— Nicolo 93. 438.
— Reich (Borneo) 530. 549.
Polonnaruwa 491—494.
Polospiel 412.
Polyandrie 350. 362. 370.
Polygamie 405.
Polynesian Company 306.
Polynesien 225—227. 229. 236. 293 f. 296—298. 300 f. 307—312. 322. 324. 326. 335. 526. 599.
Polynesier 4. 58. 229. 296—332. 527. 572. 588. 590.
— Herkunft 229. 237.
— Sprachen 526.
Polytechnikum 221. 473.
Pomare I. 308.
— II. 308. 333.
— IV. und V. 308. 309.
Pompallier (Pomparlier) 327. 333.
Pompeius, Cn. 150.
Ponape 302. 306.
Ponditscherri 447—449. 451 f.
Pontianak 549.
Pontus 150 f. 248.
Popham, Major 456.
Poros, König 357. 396.
Port Arthur 52. 107. 219—221.
— — (Tasmanien) 268. 270.
— Dalrymple 253. 267.
— Essington (Queensl.) 265. 273.
— Jackson (N.-S.-Wales) 250.
— Nicholson 328.
— Phillip 253. 272. 278. 280; s. auch Victoria.
— Said 597.
— Stephens (Neusüdwales) 257.
Portlandbai (Victoria) 271.
Porto Novo (Indien) 457.
Portugal 45. 98—100. 335 f. 440.
— spanisch 440 f. 536. 555 f.
Portugiesen 27—29. 98 f. 101 f. 104. 110. 315. 317. 590—
— auf Madagaskar 560.
— Heldenzeit 438 f.
— in Burma 506.
— in Indonesien 535—537. 543. 547. 549. 551. 553—555.
— in Ostindien 438—441. 444.
— in Siam 510.
Possession (Ansiedlung) 222.
Porzellan 66. 109. 146. 549.
Potala (Tibet) 186.
Potatau I. und II. 330 f
Pott, Aug. 354.
Poya-Tage 384.
Po yen, s. Bayan.
Pradjâpati 382. 384.
Prâkrit 405. 415.
Pratisthâna 363.
Prayâga 363. 370.
Prendergast, H. M. Dalrymple 508.
Presbyterianer 288.
Preußen 45. 443. 451. 512.
Preußisch-Asiat. u. Preuß.-Bengal. Gesellschaft 443.
Priester 13. 15. 65. 80. 359. 361.
— -Herrschaft 381. 556 f.
Pritchard, engl. Konsul 306. 309.
Prithwi Narayan 463.
Prithwirâdja II. 411.
Priyadarsikâ 408.
Priyadarsin 386; s. auch Asoka.
Prome 466. 474. 504 f. 507.
Protestantismus 101 f. 308 f. 314. 322. 333. 335. 441.
Protomalaien 525.
Prschewalskij, Nikolai von 189.
Prügelstrafe 75.
Ptolemaier 578.
Ptolemaios, Klaudios 379. 502. 508. 529. 532. 557. 586 f.
— II. Philadelphos 577.
Pu hai 111 f. 206.
— Tsuan (Puschün) 107.
Pulatthi, s. Polonnaruwa.

Digitized by Google

Pulo Condore 515.
— Pinang 598.
Pumpelly, Raphael 57.
Puna 347. 430. 436. 456. 459 f.
Pundra Vanga 363. [464 f. 474.
Puni 530. 549.
Punt 575.
-pur 359.
Purâṇa 406.
Purandara 351.
Purohita 359. 365.
Purpurſtoffe 146.
Puru (Volk) 357. 396.
Purusha 368.
Puſchûn, ſ. Pu Tſuan.
Pyramiden, Schlacht 596.

Qarluq (Ko lo lu) 157.
Queda auf Malakka 507.
Queensland 128. 231. 257. 265 f. 273 f. 276. 283. 286—288. 290 [bis 292.
Quinhon 517.
Quiros 247.
Quitrent 259—264. [mur.
Qutb ed-din Amir Timur, ſ. Ti-
— ed-din Eibek, Mameluk 411 f.
— — Mohammed (Chiwa) 167 f.
— Shâh von Golkonda 418.
Qutluq (Ko to lo, Ku tut luk) 156.

Radáma I. und II. 561 f.
Raden Patah, Javane 543.
Râdja Bahadur Sahi 463.
Râdjagaha (-griha) 381 f. 385 f.
Râdjân(ŋ)a 368 f.
Râdja Ratnâtſchari 482.
radjas 375.
Râdja Siṁha I. u. II. 495—497.
Râdjatarañginî 406.
Râdjâwali 482. 496.
Radjina (Feſtung) 493.
Radjmahal 346. 353. 364. 452.
Radjputana 347. 371. 394. 419. 429. 433.
Radjputen 369. 411. 413—415. 420. 422. 426. 462 f. 469. 472.
Râdjwanſi 369.
Radloff, Wilh. 198.
Radſchputana 394.
Raſi 'ed-daradjât 432. [432.
— 'ed-dauleh Shâh Djihân II.
Raffel, Dr. 321.
Raghnat Rao (Ragoba) 456 f.
Raghudji Bhonsla 436 f. 460 f.
Raghuwaṁſa 408.
Râhula 382. 384.
Raiatea 299 f.
Rainiharo 563.
Rainilairivony 563.
Rainitaiarivoy 563.
Raiots 458.
Râkſhaſa 351. 377. 481
— -Ehe 371.
Ram, mahratth. Râdjâ 431. 435.
Râma (Gott) 366. 377. 380. 481.
Râma Khomheng 500. 509.
Râmânudja 401.
Ramanya, ſ. Niederbarma.
ramasyana 468.
Ramathibodi 509.
Râmatſchandra 401.
Râmâyaṇa 362. 407. 481. 491.
Ramſes III. 575.
Rana Sânka 419.
Ránaválona I.—III. 562 f.
Randjit Sing 462. 469 f. 472.
Rangun 465 f. 474. 478. 506— [508.
Ranithat 463.
Rapa (Ozeanien) 302.
Rapanui, ſ. Oſterinſel.
Raphia 563.
Râ Pithara 412.
Raraube (Pteris) 297.
Rarotonga 225. 228. 299 f. 528.
Raſh ed-din Chodja 190.
Râſhtrakûṭa 399.
Raſi'a Begum, ſ. Raziyah.
Râſoahérina 563.
Ratnâpura 505.
Ratnâwali 408.
Ratzel, Friedrich 342. 569. 593.
Rauſhanachtar Mohammed Shâh 432 f. 436 f.
Rawdon, Graf, ſ. Moira.
Rayaſa, ſ. Ken A(ng)rok.
Raymond, Joachim Maria 459.
Raziyah Begum 413.
Real Compañia de Filipinas 556.
Rechtspflege 407. 417. 421. 425.
Regenzeit 389. 390. 474.
Regulating Act (1773) 455 f.
Rehabeam 576.
Reigiruiten 44.
Reineke Fuchs 408.
Reis 11. 343. 466. 507. 526. 559.
Reiſebeſchreibungen 398. 467.
Reiter 131. 212.
Reliquien 409. 486.
Rémuſat, A. 65.
Remy, Geſchichtſchreiber 312
Ren(ntier) 132. 196 f. 199. 201. 204. 208—210. 213. 522.
Reſervationen 243.
Réunion 447 f. 459. 462. 562— 564.
Revolution, franzöſ. 515. 538.
Rewa-Delta (Fidji) 295.
Rewata (Jnder) 490.
Rezia, ſ. Raziyah Begum.
Rhabarber 122. 145.
Rhinoplaſtik 407.
Rhinozeros 395.
Rhodes, Alexander de 100
ric 361.
Ricault, Marinekapitän 561.
Ricci, Matth. (1552—1610) 99 f.
Richards (Hawaii) 314.
Richardſon († 14. Sept. 1862) 46.
Richelieu 561.
Richthofen, F. Fr. v. 56—58. 61. 129. 579.
Ridel, Biſchof 115.
Ridgeway, Joſeph Weſt 499.
Rigault de Genouilly 516.
Rigweda 361. 366 f. 406.
Rind 122. 128 f. 131 f. 197. 199. 210. 358. 526. 558 f.
Riohei, ſ. Tachibana.
Rio-Rio, ſ. Kamehameha II.
Rioſiu, Drachengott 6.
Ripon, G. Fr. S. Rob., Marquis 478.
Risbruck, ſ. Rubruquis.
Risdon (Reſtdown) 253. 266.
Riſhi 368. 377. 402.
Rittertum 365.
Riunoji no m(i)ya 14. 40.
Riuzaiſelte 13.
Riuzogi von Hizen 31.
Rivière, Henri Laurent 517.
Rizal, José, Dr. 557.
Rjâſan 171.
Roberts, amerik. Miſſionar 105.
— General 508.
Robinſon, G. Aug. 243.
Roch, ſ. Shah Ruch.
Roches, franz. Geſandter 29.
Rockingham (Weſtauſtralien) 275.
Rodriguez (Inſel) 564.
Roe, Thomas 425 f. 444.
Roggeveen, Jak. 304. 310.
Rohana 488. 491. 492.
Rohilkand 436. 478.
Rohilla 436. 456.
Rohini 381 f.
Rokn ed-din Chorſhah 172.
Rom 100 f. 109. 149—151. 438. 568. 578 f. 581. 587.
Roman 515.
Romanen 594
Romanowski, General 216.
Romantik 365.
Roper, Fluß 231.
Roſe, Hugh 478.
— Konſul 321.
Roſenkranz 425.
Roß, J. 336.
Roßſchweif 170.
Rotes Meer 98. 439. 474. 568. 570 f. 573—578. 580 f. 586 591. 596. 598 f.
Roya, Maller 387.
Rubinen 427.
Rubruquis, Wilh. von (Ruysbroek; geb. 1220/30) 96.
Rudra 360. 376 f. 401.
Rudrawarman 509.
Ruggiero, Jeſuit 99.
Ruth, Vogel 560.
rumal 468.
Rumin-dei 386.
Rum-Korps 251.
Rurki 473.
Ruſſen 92 f. 103 f. 106 f. 168. 171. 177. 190 f. 202 f. 207. 209. 211. 592. 598 f.
— in Hochaſien u. ſ. w. 210—222.

Rußland 52 f. 56. 92. 96. 107. 116. 123. 171. 176 f. 186. 188—192. 194—222. 238. 329. 335. 451. 462. 469.
— aſiat. 194—222.
— nördliches 92.
— öſtliches 199. 203.
— ſüdliches 92. 177. 201.
— weſtliches 202. [218.
— Verhältnis zu Afghaniſtan
— — zu China 214. 216.
— — zu Japan 45.
— — zu Perſien 218.
— — zu Weſteuropa 211.
— Weltpolitik 218.
Ruſſur, ſ. Tſchilanwala.
Ruwanweli Dâgoba 488.
Ruysbroek, ſ. Rubruquis.
Ryoſhu 34—36.
Ryswyk, Friede 447.

Sa, Gabriel de 440.
Saavedra, Alvarado de 312.
sabhâ 359.
Sabuktegin, ſ. Nâſir ed-dîn.
Saburo (Shimadzu) 46.
Sachalien 3 f. 127. 197. 207—210.
Sadaijin 17.
Sadâ Śiwa 402.
Sadat, Perſer 433 f.
Saddha Tiſſa 488.
Sâdhya 368.
Sado (japan. Inſel) 26. 34.
Sadôn (Talaing) 505.
Saduſam (Vorderindien) 473.
Saga, japaniſcher Kaiſer 12.
Sagoin (Sagany) 505.
Sahn, Mahratthe 435.
Saigo, japan. Held 47. 50.
Saigon 515 f.
Saikaidô, ſ. Kiuſiu.
Saiko, Kaiſerin 17.
Sainte-Marie 560. 562.
Saint-Jean-d'Acre 96.
Saint-Thomé (Madras) 447.
— -Vincent-Golf 277.
Sajaniſches Gebirge 121.
Saka-Zeitrechnung 398. 509. 541 f.
Sakai 39. 42.
Sakalaven 559—561.
Saken 131. 397 f.
śakti 402 f.
Śakuntalâ 408.
Śâkya 381 f. 387.
— Muni 382.
Salbai, Vertrag (1781) 456.
Sale, Robert 470.
Salmanaſſar II. 395.
Salmon, Tahitier 310.
Salomo 560. 576. [321.
Salomonen 227. 293. 295. 304.
Salſette 439. 443. 456 f.
Saluafata 319.
Salwén 340. 466. 499. 504.
Salz 109. 230. 233. 364. 386. 453.
Samar, Inſel 556 f.
Samarkand 98. 122. 143. 145. 155 f. 168. 176. 178—180. 193 f. 216—218. 417.
Samathra 546.
Sâmaweda 366. 406.
Sambadji 431. 435.
Sambaquis Südamerikas 240.
Sambas (Borneo) 549.
Sambeſi 598.
Sambhu 402.
Saṅghamitta 490.
Saṅghamittâ 391. 486.
saṅhitâ 361.
samiti 359.
Sâṅkhya-Philoſophie 375.
Samoa 226. 298. 300 f. 312. 316—323. 325. 335.
— Verfaſſung 318. 321.
— Vertragsmächte 320. 321.
Samojeden 199. 204.
Sampayo, ſ. Vaz.
Samurai 5. 20. 35—37. 41 f. 44 bis 46. 49—51. 54.
Sanapati Bhaṭṭârka 398.
San Dico 557.
— Francisco 316 f.
— kuo chi 83.
— Lourenço 560.
— Miau (Volk) 58.
Sancian, Inſel 99.
Sandelholz 276. 304. 580.
Sandomir 171.
Sandoweh 504.
Sandrokottos 396.
Sanetomo 21.
Sangar (Sumbawa) 554.
Sang kiû 185 f. 188.
Sanhoſi 31.
Sânka, ſ. Rana Sânka.
Saṅkara (Śiwa) 402.
— Âtſchârya 401.
Sankt Helena 595.
— -Lazarus-Inſeln 555. [106.
— -Petersburg (Vertrag 1881)
Sanſibar 541. 594. 597 f.
Sanskrit 162. 353. 354. 378. 405 f. 422. 503 f. 508. 533. 542.
Santa Cruz 304 f.
— Maria, ſ. Sainte-Marie.
Sântanu, König 362.
Santhals 353.
Sap (Uiguren) 153.
Saphire 427.
Sapta Sindhawas 357.
Saraswatî 357. 363. 402. 405.
Sarawak 550. [411.
Sarazenen 534.
Sarcostemma brevistigma 360.
Sariputta 383.
Sarmaten 131. 140.
Sartak Chan 96.
Sarten 126. 191.
Saru Kwanja 33.
Saſaniden 151. 162 f. 580. 582 f.
Saſſak (Lombok) 554.
Satake (Japan) 43.
Satara 436. 465. 469. 475.
Sat cho to 46.
Satî 405. 467.
Satledj 419. 429. 472 f.
Satnami, Hinduſekte 429.
Satomenchin 505.
Satpuraberge 342.
Sattha (Lehrer) 382.
sattwa 375.
Satuk (Türke) 164. [115.
Satzuma 24 f. 31 f. 39. 46 f. 49—51.
Savage Island, ſ. Niuë.
Savea („Malie toa") 318.
Saw(v)aii 299 f. 312. 318 f. 321. [325. 528.
Sâwatthi (Vorderindien) 384.
Sch..., ſ. auch Sh...
Schaar, ſ. Reſch.
Schaf 122. 197. 251 f. 255 f. 260 f. 265. 269—273. 278. 287. 331.
Schah Dſchehan, ſ. Shihâb ed-dîn.
Schall, Adam 99.
Schaltmonat 407.
Schamanismus 108. 160—162. 164. 170. 184. 199. 400.
Schan 59. 501—503. 505. 508 f. [512.
Schang Phra Schang 506.
Schanz, Mor. 323. 332.
Schao tſche, ſ. Yarkand.
Schapuri 465.
Schech Faizî 422.
Schehriſebs, ſ. Reſch.
Scheibani, ſ. Mohammed Shaibek.
Schelun, ſ. Talun.
Schembuan 465. 506. 511.
Scheſchonk I. 576.
Schießpulver 109. 167. 171. 326.
Schiff 240. 249. 258. 264. 266. 271. 326. 527.
Schifffahrt 189. 213 f. 219. 221 f. 231. 237. 241. 275. 289. 294. 305. 308—310. 312. 314. 319—321. 571.
Schiiten 193. 417 f. 428. 433. 560.
Schildpatt 530.
Schlange 162. 351. 401. 479.
Schlauheit, Gott 402.
Schleſien 93.
Schmidt, Johannes 354.
Schmiede 154. 197. 384.
Schmuck, Motivreichtum 409.
Schnur, heilige 355. 372. 373.
Scholaſtik 376. 587.
Schönheit, Göttin 402.
Schottland 542.
Schouten, W. 304.
Schrader, Otto 132.
Schrenck, Leop. v. 208. [541.
Schrift 66. 83. 133. 164 f. 378. 533.
Schulterblattorakel 5. 96.
Schulweſen 88. 270. 288 f. 417. 504.
Schutztruppe, ſ. Defenſive und Subſidiäre Allianz.
Schwaneninſel 243.
Schwarzerde 221.
Schwarzer Hammel, ſ. Turkmenen.

Schwarzer Strom, ſ. Kuroſiwo.
Schwarzes Meer 123. 150. 219.
Schwarzflaggen 517 f.
Schweden 218. 443. 542.
Schwefel 324.
Schwein 351. 476. 526. 559.
Schwere 588.
Schwertadel, ſ. Adel.
Schwindſucht 432.
Scrubs 233 f.
Seanchlara 575.
Séchellen, ſ. Seychellen.
Séchelles, Moreau de 564.
Sechzehn Staaten 85.
Seddon, R. J. 324.
See, Handel 144; ſ. auch Handel.
— -Herrſchaft 528. 576.
— -Raub 10. 112. 462. 547. 549. 555. 560. 573. 584. 590.
— -Tüchtigkeit 237. 324. 527. 559. 571 f. 584. 590.
Seele 388. 394. 400.
— Wanderung 27. 375.
Sefewiden 193. 434.
Segelfahrt 527. 597.
Seide 66 f. 76. 109. 142. 145—147. 155. 314. 530. 580 f.
Seihertuch 395.
Sei i Tai, Siogun 21.
— mu, japan. Kaiſer 8. 11.
— wa 18.
Seligahara 26. 33.
Selke 38.
Selten 104. 106 f. 487. 489.
Seldjuken 157. 168. 411.
Selector (Kleinbauer) 285.
Selenka 154.
Seleukeia (Kteſiphon) 578.
Seleukiden 140. 578.
Seleukos I. Nikator 396.
Selim Djihângir, ſ. Nur ed-dîn
— Shâh (Sûride) 421.
Selong 500.
Semang 500.
Semarang, Reich 542
Semiramis 395.
Semiretſchie 216.
Semper, Karl 524.
Sena I. und II. 491.
Sendſchküſte 586 f.
Senegaltruppen 563.
Sepoys 448 f. 451. 453. 464 f.
— -Aufſtand 477 f.
Sequeira, Diogo Lopez de 440.
Seraſſchan 193. 217. [535.
Seram 553 f.
Serampatam (-pur) 442.
Serbedariden 179.
Serendah 560.
Serer (Seres) 56. 143. 145.
Seringapatam 458 f.
Serrão, Francisco 535.
Seru, ſ. Thakombau.
Seſam 526.
Seßhaftigkeit 134. 136. 355.
Setzu (Settſu) 5. 7. 23.
Sevilla 556.
Seychellen 564. [217.
Seyyid Abd ul-Ahad von Bochara
— Mohammed Rahim Chan von Chiwa 217.
Seyyiden 409. 417; ſ. auch Huſſein Ali und Abd ullâh.
Sh . . ., ſ. auch Sch . . .
Sha Hao 61.
Shadj Bhonſla 430.
Shâh 'Alam I., ſ. Mohammed Mu'azzem.
— — II., ſ. 'Ali Gûhar.
— Djihân I., ſ. Shihâb ed-dîn.
— — II., ſ. Rafi 'ed-dauleh.
— Ruch (Roch) 181 f.
— Sudjah (Afghane) 469—471.
Shahriyâr, Timuride 427.
Shaibani, ſ. Mohammed Shaibek.
Shaibaniden 176. 182. 192. 194.
Shaiſta Chan, Mogul 447.
Shakyamuni, ſ. Sakyamuni.
Shamo, ſ. Gobi.
Shams ed-dîn Altamſh 412 f.
Shan, chin. Dynaſtie 5. 66; ſ. auch
— haikuan 52. 73. [Schan.
— ſi 57 f. 61. 69. 76. 85. 136. 152.
— — Oſt 97. 99. 103. [171. 206.
— — Weſt 97. 103.
— tung 57—62. 67. 69. 76. 79. 84. 90. 97. 107. 110. 136. 171.
Shang 58. 62. 69.
— Chin ſie 102.
— -Dynaſtie 62. 71. 111.
— hai 104 f.
— Ko hi 102.
— Ti 62. 79.
— tu 93 f. 187.
Shankardatſchi 430.
Shao Kang 62.
— Ti 75. 79. 84.
Sharksbai 248. 258. 276.
She (iraniſches Hirtenvolk) 138.
Sheng Tſu (Kang hſi) 5. 76. 82. 99—104. 185 f. 188.
Shen kung 83.
— nung 60 f.
— ſi 57 f. 62. 68 f. 76. 79. 85—87. 89. 103. 106 f. 129. 171.
— Tſung 76. 89 f. 114.
— yu, Hunne 138. [136 f.
Shi, Huang ti 63 f. 72—74. 76.
— King 63. 68. 71. 73. 77.
— Tſu 78. 82. 99. 102. 148. 173.
— Min, ſ. Jan Min. [185.
— Tſung 82. 98. 101. 103 184.
— tu 87.
Shiba (Japan) 14. 40.
Shibata 31.
Shihâb ed-dîn Mohammed chuſram Shâh Djihân 423. 426—428. 435. 444—
— — Khildji 415. [446. 460.
Shih ti (Fünf Drachen) 60.
Shikoku, ſ. Sikoku.
Shimadzu 31—33. 46.
Shimidzu 40.
Shimonoſeki, ſ. Simonoſeki.
Shimoſa 23.
Shimpei 49 f.
Shinano 50.
Shingaikwan 14 f.
Shingking, ſ. Mukden.
Shingonſekte 12. 14.
Shin han 111.
Shinno 38.
Shinra, ſ. Shiraki.
Shinran, Buddhiſt 13.
Shinſekte 13—15.
Shintoismus 3. 5 f. 12—15. 27. 30. 44. 55. 198.
Shiraki (-gi; Korea) 8. 10.
Shir Shâh, Sûride 420 f. 424 f.
Shiva, ſ. Siwa.
Shizoku, ſ. Samurai.
Shodjâ, Timuride 428.
Shodo Shonin, Heiliger 40.
Shogun, ſ. Siogun.
Sho ichi i, Edler 40.
Shongi, ſ. Hongi.
Shore, Sir John 458 f.
Shoſhi 34.
Shotepala (Ying Tſung) 93.
Shotoku 12.
Shoyen 34. [Han und Hſia.
Shu 58. 63. 79. 84. 89. 97; ſ. auch
— King 58. 61. 63. 71—73. 77.
Shuan Shuan 152. 153.
Shudja ed-daula v. Audh 452 f.
Shugo 34. [456.
Shuh 70.
Shujaku 18.
Shukartſcharya-Clan 472.
Shun 61.
— chi 99. 102.
— Ti 86. 94. 97. 187.
— tien fu 104.
Shunga 397.
Shy (Ackermaß) 61. 63.
Siam 56. 98. 100. 387. 392. 399. 441. 490. 499 f. 504. 506. 509—513. 515.
— Verfaſſung 512.
— Verhältnis zu China 510 f.
— — zu England 512 f.
— — zu Frankreich 512 f. 638.
Siameſen 59. 501—503.
Siam-Thai 509. 515.
Sibir 202 f.
Sibirien 103. 120—122. 135. 168. 171. 176. 188. 192. 194—222.
— Bergbau 221; ſ. auch Altai.
— Beſiedlung 220—222.
— Eiſenbahnen 218 f. 221 f.
— Flüſſe 194. 203. 213 f. 216. 219. 222.
— Großchan 212.
— Handel 147. 155. 212—214.
— Kaiſer 203. [221.
— Klima 194—196. 199. [220.
— nördl. 199. 202. 213—215.

Sibirien, östliches 56. 121. 138. 199. 203—207. 213—215. 219.
— Russen 210—222. [221.
— südliches 122 f. 132. 213. 215
— Urvölker 152 f. [bis 218.
— westliches 121—123. 131. 168. 171. 176. 195. 199—203. 215—218. 221. [222.
— Wirtschaft 195—199. 220—
— wissenschaftliche Erforschung
Sibree, James 559. 561. [214 f.
Sichel 358.
Siddhârtha 382. 386. 391. 393.
Siebenjähriger Krieg 451.
Siemrat (Kambodja) 515.
Sien pē 85. 137. 139. 152 f. 205 f.
Sigauli 463.
sîha 483.
Sihabahu 482 f.
Sihala (dipa) 483. 488.
Sihasiwali 482. [zâm Iskander.
Sikander (Sûride) 421; s. auch Si-
Sikh 347 f. 433 f. 462 f. 469. 471 bis 474. 477.
Sikiang (Chukiang) 57.
Sikken 21—23.
Sikkim 340.
Sikri, s. Fattepur Sikri.
Sikoku 3. 4.
Sila, s. Sin ra.
Silan (= Ceylon) 483
Silber 42. 146. 288. 324. 416. 439.
Silla, s. Shiraki.
Sima, javan. Fürstin 541.
Simabara 26.
Simagar (Nagpur) 465.
sîmha (la dwipa) 483.
Simla 463.
Simoda 45.
Simonoseki 19. 46 f. 52. 107.
Simyu 350.
Sina, s. China.
S'inbyûhin, s. Schembuan.
Sindbad der Seefahrer 534.
Sindh 347. 397. 412. 416. 422. 462. 470 f.
Sindhu (Indus) 339. 364.
Sindia 436 f. 456 f. 460—362. 464. 478.
Sindoi (Hindu) 502.
Si ngan fu 62. 68. 73 f. 77—81. 84. 87—89. 94.
Singapore (-pur) 529. 539. 542.
Singh (Sikh) 434. [584. 598.
— Râj von Amber 426.
Singhalesen 379. 480—484. 491.
— Name 483. [493. 496.
— Sprache 489. 491.
Sinim 56.
Sinlo, s. Shi raki und Sin ra.
Sinnu, Kaiser 12.
Sin ra (Sila, Sinlo) 110—114.
Siogun 13 f. 18—21. 23. 28. 30 f. 33—45. 47—50. 54. 113 f.
Sipahi (Sepoy) 448.
Sippe 527.
Sir Darja 123. 140 f. 168. 176. 180. 191—194. 216. 355.
Sirhind, Schlacht 421.
Sirimeghawanna 490. [hu I.
Sirisanghabodhi, s. Widjaya Ba-
Sisak 576.
Sitâ 481.
Sitawaka 495.
Si tsing Kan lien 66.
— Wang mu 69.
— Yü 77.
Sitte 18. 170. 424.
Siutoku 18.
Siwa 82. 346. 355. 392. 401—403. 406. 495—497. 503 f. 508.
Siwadji 430 f. 435. 438. 465.
— Daula von Bengalen 450.
Siwaraga (Javane) 541.
Siwaroy-Berge 479.
Siwas (Stadt) 180.
Siwistan 412.
Skanda 402.
Skapulamantik 5.
Sklaven 28. 78. 125. 191. 209. 326. 369. 553. 558 f. 564.
— -Dynastie 411—414.
— -Kaste 345. 347.
Skobelew, Mich. 218.
Skoloten 131. 140.
Skulptur 408.
Skythen 128. 130 f. 137. 139—142. 150. 163. 200. 211. 397 f. 400.
Slawen, Mythologie 163.
Sleeman, Major 468.
Slokas 362.
Smaragd 427.
Smith, Alex., s. Adams (John).
Soarez, Fernando 560.
— Lopez 439 f. 495.
Sobraon 472.
Sofala 557. 560. 586 f. 595.
Sogdiana 87. 137. 140. 142. 147. 150. 155 f. 395.
Sokotra 439. 575. 595.
Solf, Gouv. 321.
Solfataren 3.
Solo 542. 544.
Soma 355. 360. [Mongkut 512.
Somdet Phra Paramindr Maha
Someśwara, Tscholakönig 494.
Sommerfrischen 486.
Somnât 410. 414. 471.
Somrath Phra Narai 515.
Son 342.
So nam 184.
Songka 500. 517.
Sonne 360. 386. 392. 424.
Sonnendynastien 376. 503.
Sonnenjahr 407.
Sontay 517.
Sorai Nomades 379.
Sorell, Will. 269.
Sorrento (Australien) 266.
Sosan, japanischer Gott 6.
Sôul 32. 51 f. 54. 106. 110. 112 bis 115.
South Australian Land Co. 277 f.
Sozialismus 72.
Spanien 334—336. 556 f. [531.
Spanier 28. 104. 294. 307 f. 312.
— in Indonesien 535—537. 549. 553. 555—557.
Spartaner 140.
Spekulation 374. 401. 406.
Spencergolf 230.
Speranskij, Mich. 221.
Spezereien 147. 575. 593.
Spilbergen, Joris van 497.
Spinifex 233 f.
Spinnen 352.
Spiritus 251 f. 254.
Sprache 83. 345. 415. [557.
Sprachvergleichung 354. 501. 528.
Squatter 259—262. 273 f. 285.
Śramanen 397. [331.
Śrî Bhodja 533.
— Harsha 408.
— Râdja Adhirâdja Simha 498.
— Turi Bumana 529.
— Wikkama Râdja Simha 599.
— Wira Parakkama Narinda
Sia..., s. Sa... [497.
Sje, s. Sze.
Stabrobates 395.
Stachelschwein 351.
— -Grassteppe 233.
Städte 42. 135. 143. 147. 153. 163 167 f. 177. 190 f. 193 f. 202. 248. 274 f. 284. 381. 487. 591.
Staduchin, Michail 214.
Stamm 351. 359.
— -Bäume, gefälschte 371. 404.
Stanowoi-Kette 207.
Star, Operation 407.
Stauseen 417. 484. 486. 493.
Stein 67 f. 143. 233. 240. 302. 349. 408.
Steinberger, Oberst 319.
Steinkohle 109.
Steinzeit 132. 240. 349. 527.
Steller, Gg. Wilh. 198. 215.
Steppe 120—122. 124. 130. 134. 144. 147. 150—152. 155. 157. 165 f. 168 f. 171. 173. 178. 182 f. 185. 187—189. 192—195. 200 f. 203—207. 210—213. 215—218. 220. 222. 233 f. 244. 296. 354; s. auch Nomaden.
— Ackerbau 134 f. 143.
Sternverehrung 392.
Steuer 36. 89 f. 416 f. 421. 424 f. 433. 451. 458. 479.
Stevens, Thomas 443.
Stewart Island 328.
Stiller Ozean 3. 56. 205. 213. 218. 222. 225—229. 231. 235. 237 f. 289 f. 293. 296. 299—301. 309. 313. 315—317. 324. 329. 334—336. 528. 535. 572 f. 581. 588. 592 f.
— Bedeutung 569 f. 573. 589. 600.

Digitized by Google

Stiller Ozean, Gestalt 569. 586.
— nordwestlicher 207—210. 588.
— Randländer 567. [591.
— Schwerpunkt 569.
— Verhältnis zum Ind. Ozean 593. 597.
Stirling (Kapitän) 275 f.
Stoizismus 20.
Strabon 379. 576. 579.
Strafen 75. 373.
Strafkolonien u. Sträflinge, s. Deportation.
Straits Settlements 550.
Straßen 121. 181. 183. 189. 191. 268. 421. 563.
Strauß, Viktor von 65.
— Vogel 560.
Streike 404.
Streitwagen 355. 359.
Stroganow, Familie 212.
Stromregulierung 577 f.
Stromschnellen 342. 500. 517.
Stuart, General 459.
Stübel, O. 317.
Stufenpyramiden 409.
Stûpa 386 f. 391. 409. 486.
Sturt, Charles 265. 277.
Styche in Shropshire 449.
Su 72.
— ming 60.
— shih 90.
— tscheu 143.
— Tsung 81. 89.
Suaheli 558. 600.
Subha 489.
Subrahmanya 402.
Subsidiäre Allianz 458.
Südafrika 195. 231 f. 242. 292. 297 f. 569. 589. 595. 599 f.
Südamerika 230. 242. 327.
Sudânkrieg 289.
Sudâs 361. 363. 365. 381
Südasien 317. 568.
Südaustralien 240. 265 f. 272. 277—283. 286—288. 292. 327.
Śuddhodana 381 f. 386. [330.
Südeuropa 177.
Südland 248. 336. 586. 593.
Südpol 336.
Śûdra 367—373. 392. 396. 399.
Südraka 408.
Südsee, s. Stiller Ozean und Ozeanien.
Süen 71. [600.
Sues 438. 582. 596.
— -Kanal 574. 594. 596—598.
Suffren de Saint-Tropez, P. A. 457.
Sugawara 18. [61.
Suh yi
Sui, Dynastie 77. 81. 86 f. 93.
— jen 60.
— ko, Kaiserin 12.
— nin, Kaiser 5. 8. 11.
Sujin tenno 11.
Sukhodaya 500. 509.
Sukit (Uiguren) 153.
Sukkadana, Reich 548 f.
Sulaimân Chan Karâkâni 422.
— ibn-i Abd ur-Rahman 106.
Sulu (Afrika) 297. 312.
— -Inseln 549. 555 f.
Sumatra 98. 439. 441. 462. 500. 522. 525. 529 f. 533. 535. 538—540. 545—548. 555.
— Bevölkerung 545 f. [558.
— Klima 545. 547.
— Reich 546.
— südliches 533. 542 f. 546 f.
— westliches 545. 548.
Sumbawa 552. 554.
Sumera Mikôto (Kaiser) 15.
Sumerer 129 f.
Sumpffieber 559.
Sumpu 40. 48.
Sun Chüan 79. 84.
— fei 60.
— Tseh 84.
— yün 81.
Sunda-Inseln 521. 527. 570.
— kleine 554.
Sunda, Staat 536.
— -Straße 546. [174.
Sung 69 72. 80. 94. 153. 171—
— -Dynastie 56. 80. 82. 85 f. 112.
— — nördliche 90 f. [160.
— — südliche 91—93.
Sungarifluß 58.
Sunniten 193. 429. 560.
Sunto 112 f.
Supparaka 483.
Surabaya 542. 544.
Surachtrene 483. [len 450.
Surâdjah ed-daulah von Bengalen
Surakarta 544 f.
Śûrasena 363.
Surat 430. 440. 444—447.
Sûriden 420 f.
Suriyawongse, s. Tschau Phraya.
Surra Tissa 488.
Suruga 34. 39 f. 44.
Surville, de 304.
Sûrya 360.
— I. Wimala Dhamma 497.
Susuhunan 544.
sûtra 79. 385.
Sutschin (Tungusen) 205.
Sutudri (Satledj) 357
Suyurghatmish 179.
Swan River (Westaustr.) 275
Swetâmbara 394.
Swieten, Gen.-Leutn. J. van (geb. 1808) 547.
Sydney, Lord 249.
— Stadt 232 f. 238. 245. 250. 252. 255. 261. 264—267. 269. 273 f. 281. 284 f. 288. 290. 292. 326.
Sy li Chiao Wei (China) 76.
Synyangong (1755) 506.
Syr Darja, s. Sir Darja.
Syrien 77. 94—96. 123. 146. 172 f. 175 f. 180. 248.
— Schrift 165.
Sze (sse, sser = Seide) 56.
Sz' Hai (= China) 55.
Szechuen 57. 59. 76. 84 f. 89. 94. 97. 99. 102 f. 109. 144. 172 f.
— ma Chao 84.
— — I 84.
— — Kuang 90.
— — tsien 73.
— — Yen (Tsin Wu Ti) 84.

Tabak 275. 540. 556.
Tabu 313. 321.
Tachibana, Riohei 8.
Ta Chin 85.
— Ching-Dynastie, s. Mandschu.
— — Kwoh (= China) 56.
— hio (große Lehre) 64.
— Hsia, s. Hsia.
— Kiang 57.
— Liao 206.
— lien wan 52. 107. 219. 221.
— li fu 106.
— Ming, s. Ming-Dynastie.
— mo (Bodhidharma) 81.
— Nao 76.
— Ti 84.
— tsin 77. 94 f. 149. 579.
— tung (Korea) 32. 111 113.
— — fu (Shansi) 206.
— Yüan 77.
Tadamori 18.
Tâdj-i-Mahall 427.
Tadschik 344.
Tagalen 307. 525. 555—557.
Tagong 504 f.
Tahiti 254. 295. 299—301. 308—312. 327. 333.
Tahmasp I., Sefewide 193.
Tai 85 f. 152.
— Chi (Leben) 60.
— dongg, s. Tatung.
— in kun, s. Tai wen kun.
— Kang 61.
— ping 105 f. 109. 190. 516.
— shan 79.
— ting Ti 94.
— Tsu 89—92. 97 f. 167. 206.
— Tsung 24. 76. 81. 87—92. 94.
— tung 66. [98 f. 170.
— wen kun 51. 116.
Taiassu 40.
Taibuga 202.
Taide, Tristão de 536.
Taiho-Gesetzgebung 17.
Taikosamma 25 f. 33. 114.
Taikun 41.
Taikwa 17. 34.
Tailapa 399.
Ta'imua 318.
Taimyrhalbinsel 204.
Taira 13. 16. 18—20. 30. 43.
Taka mochi 18.
— toki 23.
— uji 23 f.
Takeda 24.

Digitized by Google

Takenoſh'ta 23.
Takeru (Kiuſiu) 7.
Takiminoma 37.
Takſhaſ u. Takſhaſila 396.
Taku 52. 105.
Talaing 500. 504 f.
Talavou, ſ. Pe'a.
Talun (Schelun, Zarun) 153.
Tamarinoma 37.
tamas 376.
Tamaſeſe I. u. II. 318. 320.
Tamaſoāli'i 318.
Tamatave 562 f.
Tambora (Sumbawa) 554.
Tam(b)raparni (Tambapanni) 342. 378. 483.
Tamea-Mea, ſ. Kamehameha I.
Tamerlan (= Timur i leng) 180.
Tametomo 19.
Tamilen 377. 493.
— Ceylon 480. 488. 490 f. 493 bis 496.
— Sprache 379 f.
Tamir Muni 377.
Tananarivo 561.
Tandjur 379. 438. 442. 451. 475.
— Rādja 460. 475.
Taneſar 410.
Tan fu (Ku kung) 62. 68.
Tang 68. 72. 87. 102. 112.
— -Dynaſtie 56. 76. 81 f. 87—89. 112. 160. 206. 514.
— jin (Männer von Tang) 56.
— Ming Huang 88.
— ſpätere 90. 94.
— ſüdl. 90.
Tangaroa 136.
Tanglakette 57.
Tanguten 92. 160. 168.
Tan ki 62.
Tantra 406.
Tanu Maſili 320.
Tanua (Fidji) 305.
Taoismus 63—66. 69. 72. 75. 79. 81—83. 86. 89. 108. 184.
Tao kuang 101. 104 f.
— teh king 64 f. 70.
Taprobane 483.
Tapti 342 f. 364. 444.
Tapuſſa, Buddhiſt 383.
Tara Bai, Mahratthin 431. 435.
Taraiopu (haw. Herrſcher) 312.
Tarim, ſ. Tarym.
Taro 526.
Tarymbecken 58. 120 f. 133. 135. 137 f. 141—149. 151—153. 155—157. 159. 162—165. 170. 179. 183. 187—191. 194. 214. 217.
— Altertümer 162 f. 169.
— Handel 141—149. 153. 158. 163. 217. [158. 163. 169.
— Siedlungen 142. 147. 153.
Taſchkend 122. 155. 192. 194. 216.
Taſman, Abel 247 f. 326. 593.
Taſmanien 235. 243. 245. 251. 253 f. 258. 262—264. 266—273. 276. 280—283. 285—288. 292. 324 f. 331.
Taſmanien, Royal Society 270.
Taſmanier 235. 237 f. 241—244. 307. 329.
— Ausſterben 242. 244.
Tatara (Dudar) 153.
Tataren 6. 80. 85 f. 88 f. 91. 96. 108. 112. 153. 164. 166. 191. 199. 202 f. 211—213.
— Geſchichte 136. [415.
— Reiche 202 f. 213. [411—414.
Tatariſche Dynaſtie in Indien, erſte
— — — zweite 414—416.
— — — dritte 416 f.
— Straße, ſ. Newelſki-Straße.
Taufaahau, ſ. Georg Tubou I.
Taulanga 323.
Taunggu 505.
Taupo-See 331.
Tauſchhandel 356.
Tauſendundeine Nacht 534.
Tau wu 82.
Tavernier, Jean-Baptiſte 427.
Tavita (David) von Samoa 318.
Taw Sein Ko 503.
Taxila und Taxiles 396
Tay Son 515.
Technik 307. 316. 369.
Tegh Bahādur 433.
Teignmouth, Lord 458.
Tejo 440.
Tekanoma 37.
Tekke (Tekinzen) 218.
Telegraph 285. 316. 473. 474.
Telingana 426. 533.
Telugu 379. 494.
Tempel 78. 80. 82 f. 109. 161. 163. 165. 169. 403. 408 f. 503.
— -Diener 345. 368. [533. 541.
— -Plünderung 410. 412. 414.
Temperatur 235. 586. [429. 471.
Temudjin, ſ. Djengis Chan.
Tenaſſerim 466. 499. 506. 507.
Tenchi (japan. = Kaiſer) 38.
Tendaiſekte 12. 14.
tengere (tengri, = Himmel) 136.
Tenggereſen 526.
Tenjin, japan. Einwanderer 11.
Tennent, James Emerſon 497.
Tenno 7—9. 15 f.
Tennyſon, Hallam, Gouv. 282.
Tenſi, japan. Kaiſer 17.
Tenſon, japan. Einwanderer 11.
Te Pito te Henua, ſ. Oſterinſel.
Terâi (Nepal) 386 f.
Teredon 577.
Termiten 479.
Ternate 443. 533. 535—538. 553.
Terra australis 248. 586. 593.
Terrien de la Couperie 58.
Terriobu (haw. Herrſcher) 312.
Tertiärzeit 120. 349. 523.
Te Tſung 89. 91. 95.
— Wen 85.
Teufel 351. 543.
Teval 175. 201.
Texel 441. 537.
Thadominbia 505.
Thags 468. 473.
Thai 501—503. 509. 511.
Thakombau 305 f. 322. 333.
Thaneśwara 410 f.
Thanh Thái 517.
Thar, Wüſte 421.
Tharawadi 507.
That Ké 518.
Thebaw 507.
Thee 4. 146. 189. 214. 473.
Theodoſios (Byzanz; geſt. 660) 87.
Thibau 507 f.
Thierry, Baron 327.
Thie utri 516.
Thi nai 515. 517.
Thin le (Uiguren) 154.
Thompſon, William 330.
Thon 5. 349. 352. 358.
Thraker 139 f.
Thronfolge 435. 450. 468 f. 471.
Thûpa 486. [475 f. 544. 550.
Ti, Barbaren 58. 68. 159.
— Chi 61.
— Hſiang 62.
— Ku 61.
— Kuei (Chiē) 62.
— Ping 92.
— Yi 85.
Tibao, Sebaſt. Gonzalez de 506.
Tiberias 175.
Tibet 56—58. 97. 103. 119 f. 122. 128. 144. 157—162. 170. 172. 182—189. 340. 344. 392. 416. 499. 501.
Tibetaner 135. 138. 142—144. 152. 156—160. 163. 168; ſ. auch Yue tſhi.
ticket of leave 276.
Tidor(e) 535 f. 553.
Tiē muchên 167.
— murh 93.
— ſhi 94.
Tiēn (= Himmel) 62. 136.
— chau 55.
— Hia (Unter dem Himmel) 55.
— ſhan 120—122. 137. 140 f. 143. 153 f. 160. 191. 205.
— ſhun (Deviſe) 98. [116.
— tſin 51 f. 99. 105. 107. 110.
— tſu Huang ti 91.
— Verträge 517 f.
— Wuong 514.
Tiere 129. 367. 395.
Tierfabel 407 f.
Tiergeographie 480. 557 f.
Tierkreis 76.
Tiger 110. 351. 421. 465. 479.
Tigris 577.
Timor 441. 524. 554.
Timur 93. 165. 176—182. 187. 191. 201 f. 216. 417.
— Heerweſen 180 f.

Timur, Name 178. 180.
Timuriden 176. 181 f. 191 f. 194.
— in Indien 419—478.
Ting Tſung, ſ. Kuyuk Chan.
Tinian, Inſel 302.
Tin la, ſ. Weiße Hunnen.
Tipa (König) 185.
Tippu Sahib 457—459. 462.
Tirhat 416.
Tiſſa Mogalliputta 385.
Titianus, ſ. Maës.
Tjaparwoſch 202.
Tjumen 202. 222.
To ba(pa) 18 f. 22. 152 f. 160. 206.
— lei, ſ. Tul(u)i.
— ſho 40.
Tobi, Inſel 533.
Tobol 201 f. 212.
Tobolsk 200. 202. 213.
Tod 389.
Toda 350.
Todar Mal, Hindu 424 f. 427.
Todoyoſhi 23.
Toghluqiden 409. 416 f.
Toghluq Timur 178.
Tohuan (Shun Ti) 94. 187.
Toiotomi 33.
Toki majja 19. 21.
— mune 22.
— o 49 f. 52. 54.
— wa 19.
— yori 22.
Toktamiſh 177. 179. [48. 114.
Tokugawa 14. 24. 36 f. 39—44.
Tomaſchek, Wilh. 142 f.
Tomobe (Japan) 11.
Tomsk 200. 221.
Tonga 226. 300 f. 306. 317. 321 bis 324. 333.
— Verfaſſung 321—323.
Tonganer 304. 318. 321—324.
Tongatabu 322. 323. 333.
Tonghaks 51. 107.
Ton(g)kin(g) 56. 76. 98. 100. 106. 173. 500—502. 508. 513—516. 518. 579.
Tongra 153.
Tonleiter von 7 Intervallen 407.
Töpferei 4. 66. 115. 146. 197. 209. 307. 526.
Topikal 349.
Torrens, Fluß 278.
Torresſtraße 236. 247.
Toſa 46. 48 f.
Toſamma 36 f.
Tote Hand 486.
Totem 154. 378.
Tournon, Patriarch 100 f.
Toyeiſan, Tempel 14.
Tranquebar 442. 462.
Transbaikalien 221.
Transkaſpiſche Bahn 218. [419.
Transoxanien 176. 179. 194. 410.
Transſibiriſche Bahn 219. 221.
Trawankor 418. 458. 469.
Trieſt 443.
Trigne 514 f.
Trigonometr. Vermeſſung 473 f.
Trigramme 63.
Trimûrti 360. 400.
Trinh 514.
Trinil auf Java 523.
Trinkomali 496.
Trinomalä 454.
Tripiṭaka, ſ. Piṭaka.
Tripolis 96.
Tritſchinopoli 379. 448 f.
Tritſu 357.
Tropen 521 f.
Trukanini 242. 244.
Truna Djaya (Mataram) 514.
Tſai 69. 72; ſ. auch Wen Ti.
— chau, ſ. Junningfu.
— dam 144.
— tien, ſ. Kuang hſü.
Tſang ki 60.
— wu wang, ſ. Fei Ti.
Tſao 69. 72.
— (Hau), chineſiſche Kaiſerin 90.
— Tſao 79. 84.
Tſch . . ., ſ. auch Ch . . .; vgl. S. 55, Anm.
Tſchagatai, ſ. Djagatai.
Tſchaitanya 401.
Tſchait Sing von Benares 456.
Tſchaka 297. 312.
Tſchak-Dynaſtie, Kaſchmir 423.
Tſchakri 512.
Tſchaliang (Siam) 509.
Tſchâlukya 399. 409. 415.
Tſchalya (Kaſte) 496.
Tſcham 500—502. 508.
Tſchamapura 509.
Tſchama Râdjendra Wodeyar 468.
Tſchambal 435 f. 461.
Tſchampa 501—503. 508—510.
Tſchampapura 502. 509. [514.
Tſchandâla 367 f. 484.
Tſchandamukha Siwa 489.
Tſchanda Sahib 448 f. 460.
Tſchând Bibi von Ahmednagar
Tſchandéri 420. [423.
Tſchandernagor 447 f. 450. 452.
Tſchandrabhanu, Malaie 494.
Tſchandragupta 396 f.
— I. (um 350 n. Chr.) 398.
Tſchang kien, ſ. Chang Ch'ien.
Tſchantabun 510. 638.
Tſchargalik 121.
Tſchatanati 445. 447.
Tſchau Fa Mongkut 512.
— Noraga 511. [512.
— Phraya Sri Suriyawongſe
Tſchaut, ſ. Mahratthentribut.
Tſcheljabinsk 221.
Tſchemulpo 51. 115 f.
Tſchentabun, ſ. Tſchantabun.
Tſchera 378. 380. 415.
Tſcheribon 544 f.
Tſchernajew, Mich. 216.
Tſcherra Pantſchi 342.
Tſchertſchen 121.
Tſchetya-Berg 486.
Tſchien, chin. General 506.
Tſchikka Kriſhna Râdja Wodeyar
Tſchilanwala 474. [454.
Tſchimkand 216.
Tſchin(a) 56.
Tſchin Kilich Chan, ſ. Aſaf Djah.
Tſchinſurah 452.
Tſchitor 419. 422.
Tſchitral 356.
Tſchitſchi 150.
Tſchittagong 452. 466. 499. 504.
Tſchittur 457.
Tſchitu (Räuber) 464 f.
Tſchola 378 f. 399. 415. 418. 493 f.
— auf Ceylon 491. 494.
— Naga 489.
Tſchota Nagpur 346.
Tſchu (Fluß) 216.
Tſchuda, ſ. Tſchola.
Tſchukio tenno 22.
Tſchuktſchen 204. 208. 214.
Tſchulalongkorn, ſ. Para mindr.
Tſchumigren von Pegu 510.
Tſe 70 f.
— Liang 80.
— wan ta ſhi, ſ. Davatſi.
Tſeng, Marquis 106. 517.
Tſhin, ſ. Ch'in.
Tſhu ſhu, ſ. Bambusbücher.
Tſi 69.
— Wang 103.
Tſimiar von Ankara 562.
Tſin, Dynaſtie 80. 82. 84 f.
— — ſpätere 90.
— Fürſtentum, ſ. Chin.
— hai 105.
— kuei 91.
— Prinz 84.
— Wu Ti, ſ. Sze ma Yen.
Tſinai, Sohn Keikos 8.
Tſing, Provinz in China 76.
Tſitſikar 214.
Tſiumeik von Bueni 562.
Tſo chiu ming 64.
— Tſung tang 110.
Tſong ko pa (Djungkhaba) 184.
Tſuda 30.
Tſugaru-Straße 3 f.
Tſukuſhi Chi 7. 9.
Tſunemoto 18.
Tſunetoki 22.
Tſuſ(h)ima 3. 22. 45. 114.
Tſutſi 22. 24.
Tſze hſi 106 f.
— ſze 64.
— Ying 74.
Tua (Tonga) 322.
Tuamotu, ſ. Paumotu.
Tuan, Prinz 107.
— Tung 92.
— Yi é 85.
Tubo(u), ſ. Georg und Joſia.
Tubuai 300. 307—309.
Tuchi (Duchi), hunn. Beamte 138.
Tuduk (Tüdük) 516.

Tu ka, ſ. To ba.
— ſo 85.
— myn 154 f.
— Tſung 92.
Tufan, ſ. Ti.
Tughan Timur, ſ. Tohuan.
Tui (Samoa) 318.
— Arbeo u. ſ. w. 321.
Tuiaana 318.
Tuiatua 318.
Tuitonga 321 f.
Tukai Holkar 460.
Tulafale 318.
Tul(u)i 92 f. 171 f.
Tuman (Deuman), Hunne 137.
Tumapēl 542.
Tumen ula 110.
Tun, Prinz 107.
— huang 85.
— ſhih huai 152. 205.
Tundra 122. 194 f. 197. 203. 213.
Tung, ſ. Kung Ti (II).
— Chau (öſtliche Chau) 69.
— chi, ſ. Mu Tſung.
— Cho 84.
— hu 137.
— hwo (chin. = Korea) 110.
— tu (= China) 56. 69.
— Wē 87.
Tunguſen 85. 91. 137. 139. 152. 157. 166. 169. 199. 203—210.
Tupo (Tonga) 322.
Tup Timur (Wen Tſung) 94.
Tupu (Samoa) 318. 321.
Turan 120. 131.
Turfan, Oaſe 121.
Türken 124. 153—158. 160. 164—166. 170. 177. 191. 199—201. 203. 206.
— Geſchichte 133. 136.
— Herkunft 154.
— öſtliche 155—157. 419.
— Sprache 154. 414 f.
— weſtliche 155—157.
Turkeſtan 77. 87. 93. 103. 105 f. 110. 120—122. 126. 128. 131. 135. 141—149. 163 f. 167—170. 173. 175 f. 178 f. 181 f. 188. 191. 194 f. 212 f. 216—218. 220.
— öſtl. u. weſtl., ſ. Oſt- u. Weſtturkeſtan.
Turkmenen 176. 179. 181 f. 191. 193. 213. 217 f.
— vom „Schwarzen“ u. „Weißen Hammel“ 182.
Turktataren 164. 191. 415.
Turnbull 313.
Turner, George 317.
Turnour, George 482.
Turon 515 f.
Turwaſa 357.
Tuſchi, ſ. Djudji.
Tutikorin 378.
Tutuila 316. 319. 321. 335.
Twan (Stamm) 206.
Tylos 576.
Typhus 220.
Tziniſtan 56.

Ua Tſong 517.
Überſchwemmung 351. 431.
Uda, Mikado 22.
Udaijin 17.
Udaya III. 491.
Uddaka Râmaputta 382.
udgâtar 366.
Udipur 422. 426.
Udjain (Udjdjeni, Ozēnē) 412.
Udju (Tamilen) 488.
Udwa Nala (Nadjmahal) 452.
Udyana 81.
Ugandabahn 598.
Ugeno (Japan) 14.
Ugraſena (Bali) 554.
Uiguren 80. 92. 148. 151. 153—157. 160. 163—167. 170. 183. 193. 201. 206.
Ujfalvy, K. E. 128.
Uji 11. 16 f.
Uladen 351.
Ulus Mongul 192.
Ummarapura 506.
Unc hi, Berg (Yamato) 7.
Ungarn 93. 123. 126. 171. 177. 201. 211.
Union, ſ. Vereinigte Staaten.
United company of Merchants of England trading to the East Indies 445.
— Tribes of New Zealand 327.
Univerſität 221. 409.
Unoi (= Hunnen) 136.
Unterbarma, ſ. Niederbarma.
Unterwelt 199.
Upâli 385. 498.
Upaniſhads 406. 374.
Upapurâna 406.
Upâſakas 390.
Upaſampada 390.
Upatiſſa II. 490.
Upolu 319. 321.
Uposadha 384. 389.
Urakami 29.
Ural 121. 200 f. 212. 221 f.
— -Altaier 132. 150. 200. 353 f.
Urämie 428.
Urban V. 97.
Urdu 415.
Urga 189.
Urgentſch 193.
Urhya (Wörterbuch) 64.
Urnen 349.
Urpflanze 6.
Uruſan 32. 114.
Uruwela 383.
Urwald 259. 527.
Uzbeken, ſ. Uzbegen.
Usgen 168.
Uſhas 360.
Uſſia 576.
Uſſuri 219.
Uſun, Nomaden 138. 140. 148. 150; ſ. auch Uzun.
Utſch (Vorderindien) 413.
Uttararâmatſcharitra 408.
Uyeno 40. 48.
Uyeſugi 24.
Uzbegen 177. 182. 191—194. 202 f. 419. 427. 470.
Uzun Haſan 182.

Vaiinupō 318.
Valckenier, Adrian 538.
Valignani, S. J., Alexander 99.
Vandiemensland Company 270.
Vaterfamilie 350.
Vaṭṭeluttu 378.
Vavau (Tonga) 300. 322 f.
Vaz de Sampayo, Lopo 440.
Vazimba 558.
Veda, ſ. Weden.
Vellore 457. 459. 462.
Venedig 438. 568. 590 f.
Ventura, franzöſ. Offizier 472.
Venus, franz. Fregatte 308.
Verata (Fidji) 305.
Verbieſt, Miſſionar 100.
Verbrecher, ſ. Deportation.
Vereinigte Staaten v. Am. 104 f. 230. 238 f. 249. 287. 289. 291. 305. 314—316. 319—321. 323. 329.
— Krieg mit Spanien 557.
— Unabhängigkeitskrieg 249. 457.
— Verhältnis zu Korea 51. 115.
— Vertrag mit Japan 45.
Verkehr 569. 574. 579; ſ. auch Handel.
Vermeſſung 87. 425. 473 f.
Verſailles, Friede (1783) 457 f.
Victoria (Kolonie) 231. 240. 246. 253. 264—266. 271—274. 277 f. 280—284. 286—292. 331.
— Königin 478.
— -Strom 231.
— Terminus (Bahnhof) 478.
Viehzucht 122 f. 128 f. 159. 197. 199. 203 f. 234. 251—256. 259 f. 262. 265. 269 f. 272 f. 275 f. 278. 285. 287. 325. 331. 343. 355. 358. 526.
Vielweiberei 108. 476.
Vier Shu 63.
Vincentgolf 265
Vinland 586.
Virginia (N.-A.) 250.
Viti Levu 295. 305; ſ. auch Fidji.
Vlaming, Arnold de 553.
Völkerdurchdringung u. -Miſchung 135. 139 f. 415. 463. 501. 525. 531. 549. 572. 584.
Völkerkunde 521 f. 528.
Völkerwanderung 136. 139 f. 203 bis 207. 573.
Voltaire 451.

Digitized by Google

Vorderasien 582. 599.
Vorderindien 292. 339—348. 395. 475 f. 507. 570. 575. 593—595; s. auch Indien.
— ältere Geschichte 356—409.
— Arier 131 f. 139. 354.
— Bevölkerung, s. Inder.
— Christentum 440.
— Dänen 442.
— Deutsche 442 f.
— Einverleibung 478. [599.
— Engländer 441. 443—479.
— Europäer 345. 438 f. 441 f. 444. 447—452. 479. 590.
— Franzosen 442. 447—451.
— geographische Lage 342.
— Heerwesen 448; s. auch Sepoys.
— Hungersnot 416. 425. 454.
— Kastenwesen, s. dort.
— Klima 342 f. 575.
— Kultureinfluß, s. Inder.
— Minerale 343.
— mittlere Geschichte 409—447.
— mohammedanisch 409—438. 447.
— neuere Geschichte 447—479.
— Niederländer 441 f. 452.
— Portugiesen 438—441.
— Räuberunwesen 416. 464 f. 466. 468.
— Religionen 346—348; s. auch Brahman. u. Buddhismus.
— Schweden 443.
— Sprachen 162. 345. [437 f.
— südliches 377—379. 403. 418.
— Vermessung 425.
— Vizekönige 439 f. 478.
— Vorgeschichte 348—356.
— Zensus 425. 457.
Zentralprovinzen 343. 437.
Vulkanismus 3. 295. 523.
Vuni Valu, s. Naulivau.

Wa, s. Japan und Wo.
Wadgaon 456 f.
Wadjradhara 400.
Waffen 66. 154. 356. 380.
Wagen 132. 355. 358.
— großer und kleiner 400.
Wahrsagen, s. Skapulamantik.
Waisagapatam 445.
Waisâli, Wesâli.
Waisya 367—369. 371.
Waitangi 327—329.
Waitz, Th. 313. 329.
Wakamatz 48.
Wakefield, E. G. 277—279. 327 f.
Walabhî 393. 398 f.
Walathawur, Schlacht (1750) 449.
Wald 221 f. 233. 235. 243. 325. 350. 374.
Waldersee, Graf Alfred 107.
Walfischfang 279.
Wallfahrer 391. 400. 403. 421.
Wallis, Sam. 308. [423 f.
Wâlmiki 481.
Wandelgänge 403.
Wandewash 451.
Wang (= König) 57.
— An shih 90 f.
— chan, s. Ong chan.
— -Dynastie (Korea) 113.
— hien 111.
— ken, korean. General 112.
— Mang 76—78.
— Wen Kao 67 f.
Wanga 482.
Wânidja 370.
Wan li, s. Shen Tsung.
Wanyamwesi 301. 312.
Warangel 416.
Wardhamâna 393.
Wardlaw 468.
Warekauri, s. Chatham-Inseln.
Warna 369.
warsha 390.
Waruna 360. 377.
Wasabha 489.
Wasantasenâ 408.
Washington, Protokoll (1899) 321.
Wasimba 558.
Wasishtha 361.
wassa 390.
Wâsuki 351.
Wât Bot Phram 504.
— Suthât 504.
Watson, Admiral 450.
Wattezhat 378. 380. [489.
Wattha Gâmanî Abhaya 486—
Wâyu 368.
Wê 61. 69. 72. 79 f. 84—87.
— -Dynastie 5. 5. 84. 86. 153 f.
— men 111.
— nördlich 81. 86 f. 152. 160.
— östlich 152.
— westlich 87. 152.
Webkunst 146. 352. 526.
Wedânta 375. 386. 401.
Wedda 351. 480. 484. 558.
Weden 356 f. 361. 367. 372. 376. 401. 405—407. 433. 575.
Wedisâ 486.
Wehrpflicht 75.
Wei 58. 65. 69. 72. 88; s. auch Wê.
— hai wei 107.
— (ho), Fluß 68. 74. 172.
— Hou 88.
Weideland 137. 152 f. 187. 203. 216. 233. 243. 246. 252. 254. 256 f. 259—261. 263. 265. 273.
Weinbau 252. 254. [285. 331.
Weiße Horde (Mongolen) 177.
— Hunnen 136. 141. 151. 155. 398.
— Lilien, Sekte in China 104.
— Rasse 226—229. 232 f. 235. 238—245. 251. 255 f. 258. 267. 269. 274. 276. 279. 286. 297 f. 304—306. 310. 314 f. 326. 328. 330—333. 344. 570.
— — Entartung 239. 286.
Weißer Hammel, s. Turkmenen.
Weizen 128. 343. 356. 358.
Wellesley, Arthur, s. Wellington.
— Richard Cowley, Baron 459 bis 461. 463. 595.
— Stadt 328. 332.
Weltgeschichte, Haltepunkte 581.
— Schwergewicht 592.
Weltherrschaft 459.
Weltschmerz, s. Pessimismus.
Weltseele 373. 375—377. 406.
Weltverkehr 574. 582. 588. 597
Wen Huang ti 207.
— Ti 75. 77. 81. 86 f.
— Tsung 94. 105. 107.
— wang 62 f. 68.
— wu Huang ti 173.
Wengî 399.
Wentworth, Kolonist 256. 265.
Wesâli 385 f. 393.
Wesleyaner 288. 305. 322.
Westafrika 547.
Westasien 95. 122 f. 125. 155. 157. 161. 168. 173. 175 f. 180. 183. 210.
Westaustralien 264—266. 274—277. 280. 283. 288. 290—292.
Westeuropa 124. 130. 196. 211. 339.
Westghat 340. 342 f. 479.
Western Australian Ass. 276.
Western Port (Neusüdwales) 258.
Westindien 254. 438. [271.
Westturkestan 176. 179. 181. 191
Wetulalehre 490. [bis 194.
Wezir Ali von Audh 458.
Wezire 432 f.
Wheeler, General 477.
Whish, General 473.
Wideha 363 f.
Widjaya 370. 379. 482—485
— II. 489.
— Bahu I. 491. 494.
— — II—IV. 494.
— Râdja Simha 497.
Widjayanagar(a) 418. 438. 495.
Wiedergeburt 184—186. 189. 375.
Wien 124. [388 f. 394.
— Kongreß 442. 595.
Wihâra 364.
Wikkama Bahu I. 492.
Wikramâditya IV. 399.
Wikramorwasi 408.
Wilhelm IV. von England 326.
Williams, amerikan. Konsul 305.
— John 318. 333.
Williamstown (Victoria) 272.
Wilmot, Eardley, Gouv. 268. 270 f.
Wilson, Archdale 478.
Winaya 385.
Windhyaberge 342. 377. 412. 414.
Wingtschau 509.
Wipâs (Bias) 357.
Wira Pându 493.
— Râdjadjendra Wodeyar 468.
— Salâmega 491.

Wirtſchaft und Politik 597.
Wiś 369.
Wiſâkhadatta 408.
Wiſhṇu 346. 376 f. 380. 392. 401 bis 403. 483. 497. 503 f. 533. 541.
Wiſhṇuwardhana 399.
Wiſſen 374. 375. 389. 393.
Wiſſmann, H. von 301.
Wiswâmitra 361.
Witaſtâ (Djilam) 357.
Witwe 404 f. 424. 476.
— Verbrennung 359. 405. 421. 424. 467 f. 473.
Wladimir (am Kljasma) 171.
Wladiwoſtok 219. 221.
Wo (Wa) 9. 10.
— t' uo t' ai, ſ. Ogotai.
— wu li hai mi ſhi, ſ. Ogul Haimiſh.
Wodeyar 454. 459.
Wogulen 198. 202.
Wohlthätigkeit 416.
Wolf (Totem) 154.
— L. 301.
Wolga 93. 96. 155. 200 f. 211.
— -Finnen 200.
— -Kalmüken 192.
Wolhynien 92.
Wolle 252 f. 256. 257. 261. 269. 273. 287. 331. 356. 358.
Woſch, Kleinſtadt 202.
Wu 58. 69. 72. 79. 84. 86—89. 94.
— chang 57.
— Chao 88.
— Cheng ſze 88.
— -Dynaſtie 84.
— Hau 88.
— hwan 137. 205. 206.
— ku 152.
— San Kuei (Kwei) 99 f. 102 f.
— Ti 9. 81. 86 f. 75—77. 80. 138. 144. 147 f.
— tſze ſhan 67.
— — tien 88.
— Tſung 82. 94. 95. 184.
— wang 62. 69. 136.
— Yüe 89. 90.
Würfelſpiel 359. 363.
Wüſte 120—122. 124. 130. 230.
Wylie (Hawaii) 314. [232. 341.

Xanadu 93.
Xavier, Franz 24. 99. 440.
Xerxes 395.
Xieng-Mai 500. 509.

Yâdawa 352. 363. 370.
Yadgar, ſ. Yediger.
Yâdjñawalkya 407.
Yadjurweda 406.
Yadu (Stamm) 357.
Yaiſhang (Inſel) 92.
Yak 122. 158 f. 170.
Yakka 480. 484.
Yakſhu 350.
Yakub Beg 106. 190. 194. 217.
Yakuten 197. 199. 204. 206. 210.
Yalu 52. 110. 115. [354.
Yama (Yima) 355.
Yamaſhiro 7.
Yamato 5. 7. 9. 11. 22.
— dake 8. 11.
Yamswurzel 526.
Yamunâ, ſ. Djamna.
Yandabo, Friede 466. 507.
Yang 60. 76.
— chau 97.
— Chien 86.
— chou, ſ. Chiang tu.
— hau 57.
— Kwei fei 88.
— Ti 87.
— tſze (kiang) 57 f. 69. 84. 105 f. 172. 340. 499.
— Yen 89.
Yankee 239.
Yao 58. 59. 61. 98.
— Chang 85.
Yarkand 79. 103. 121. 148. 190. 217. 398.
Yaſalalaka Tiſſa 489.
Yaſodharâ 382.
Yaſodharma 398.
Yaſutoki 22.
Yau chen 80.
— jin, ſ. Yao.
Yaxartes, ſ. Sir Darja.
Yebis, Meergott 6.
Yediger, Fürſt von Sibir 202.
Yedo Michifuſa 43.
Yeiſai, Buddhiſt 13.
Yeliu Chutſai, ſ. Jli tſchu tſai.
Yêlü, ſ. A pao chi.
Yemen 585.
Yen 69. 72 f. 76. 85. 89—91. 98. [111.
— King 167.
— nördl. 85 f.
— Ti, ſ. Shen nung.
— tſung 386.
— weſtl. 85.
— yen 152—155. 201. 206.
Yenomoto, ſ. Enomoto.
Yeſukai (Yiſſugây) 166 f.
Yeſun Timur, ſ. Tai ting Ti.
Yi Tſung 82.
Yié, ſ. Chan tê fu.
— lü Ta ſhi, ſ. Te Tſung.
Yima, ſ. Yama.
Yin 60 f.; ſ. auch Shang-Dynaſtie.
— ti 60. 90.
Ying 79.
— chang 97.
— Tſung 90. 93. 98.
Yiſſugây, ſ. Yeſukai.
Yô, ſ. Kung Ti (I.).
— Fei 91 f.
Yogini 402.
Yokohama 13. 46. 47.
Yori fuſa 44.
— iye 21 f.
— mitſu 24.
— naga 19.
Yori tomo 13. 19. 21 f. 34 f. 37 f.
Yorktown (Tasmanien) 267.
Yoſaki 30.
Yoſhi mune 41.
— naka 19.
— nobu 43.
— tomo 19.
— tſune 19. 21.
Yoſi aki 24.
— mitſu 24.
— motſi 24.
— nori 23. 24.
— toki 22.
Yu, Provinz in China 76.
— Ite 208.
— kio 111.
— wang 69.
Yü 58. 61. 62. 68. 76.
— chao 60.
— wang 62.
— wen Chio 87.
— — Hu 87.
— — Tai 87.
— Yü kung 61.
Yuan Shi kai 110.
Yüan, Dynaſtie 92 f.
— Kaiſer 167.
— Shan chien 87.
— Shao 79. 84.
— Ti 77. 78. 82. 84 f.
Yudhiſhṭhira 363.
Yue (-ch; Chekiang) 69. 72. 75.
— tſhi (Yuëh Ti) 77. 137 f. 140 bis 144. 147—150. 155 f. 165. 192. 397.
Yuen ming yuen 105.
Yukagiren 204.
Yukinaya, ſ. Koniſhi.
Yumen (Jumen) 205.
Yung 58.
— cheng, ſ. Shi Tſung.
— lo, ſ. Tai Tſung.
Yünnan 56—59. 97. 100. 102 f. 106. 173. 499 f. 512. 517 f.
Yunus Chodja von Taſchkend 192
Yuon, ſ. Anamiten.
Yûſuf Beg 179.
— von Kaſchmir 423.
Yuſuffai 423.

Zagan Araptan 186. 188.
Zagatai, ſ. Djagatai.
Zahl 6. 587.
Zaitun (Changchau) 56. 97.
Zamorin von Kalikut 439.
Zarathuſtra 162 f. 165. 183. 344.
Zarum, ſ. Talun.
Zauber 68. 161. 351. 406.
Zayton, ſ. Zaitun.
Zehir ed-din Mohammed Bâbur II. 182. 417—420.
Zehn Gebote, buddhiſtiſche 390.
— Staaten 89.
Zeiditen 560.
Zeitrechnung 17. 76. 113. 307. 380. 485. 509. 541.

Zemarth, ſ. Zimarch.
Zemindar 451. 458.
Zigeuner 404.
Zimarch 155.
Zimmermann, Alfred 253. 262.
Zimt 439 f. 483. 495 f. 498 f.
Zin(i)ſtan 95.
Zinn 288. 547.
Zipangu 593.
Zirkumpolarfahrt 336. 593.
Ziviliſation 574. 583.
Zölle 53. 149.
Zozoji, Tempel 14.
Zucker 275. 314. 316. 530. 564.
Zulfikar, Mogulgeneral 431 f.
Zunft 370. 404.
Zwangsanſiedlungen u. Zwangsarbeit, ſ. Deportation.
Zweimalgeborne 367. 372 f.
Zweiſtromland, ſ. Babylon und Meſopotamien.
Zwerchfell 353.
Zwergſtämme und Zwergvölker 4. 127. 209. 345. 480. 524. 529. 551. 558 f.
Zwiſchenhandel 441 f. 498. 577 f.

Berichtigungen und Zuſätze. Auf S. 40 (Zeile 31) muß es Riu noji (ſtatt: Rinnoji), auf der Beilage zu S. 52 in der letzten Rubrik beim Miniſter Utſumi C[hoshiu] ſtatt: K[uge], auf S. 140 (Zeile 1) und S. 142 (Zeile 25) vor (ſtatt: nach) Chr., auf S. 187 (Zeile 35) und S. 188 (Zeile 29) 1758 (ſtatt: 1757) heißen; die Überſchriften auf SS. 247, 264 und 280 haben zu lauten: A. Auſtraliens Kolonialgeſchichte: die Anfänge. B. Die Entſtehung und Entwicklung der Tochterkolonien ꝛc. C. Die Kolonien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Der Darſtellung des Vertrags vom 15. Jan. 1896 (S. 513) iſt folgendes hinzuzufügen. Nach dem Pariſer Vertrage vom 7. Okt. 1902 räumt Frankreich das 1893 beſetzte Tſchantabun, erhält aber dafür von Siam die Provinzen Meluprey und Baſſac ſowie das benachbarte Gebiet nordöſtlich vom Großen See; damit iſt ein weiteres Stück von Südoſtſiam und vom Mekhong franzöſiſch geworden.

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Illustrationstafeln (darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen) und 120 Textbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 17 Halblederbänden . . . . je	10	—
Ergänzungs- und Registerband (Band XVIII) dazu. Mit 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 56 Illustrationstafeln (darunter 10 Farbendrucktafeln und 7 Kartenbeilagen) und 4 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halblederband	10	—
Erstes Jahres-Supplement (Band XIX) dazu. Mit 622 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 44 Illustrationstafeln (darunter 4 Farbendrucktafeln und 9 Kartenbeilagen) und 5 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halblederband	10	—
Zweites Jahres-Supplement (Band XX) dazu. Mit 675 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 58 Illustrationstafeln (darunter 5 Farbendrucktafeln und 7 Kartenbeilagen) und 1 Textbeilage.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halblederband	10	—
Drittes Jahres-Supplement (Band XXI) dazu. Mit 750 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 67 Illustrationstafeln (darunter 4 Farbendrucktafeln und 7 Kartenbeilagen) und 2 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halblederband	10	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

Finanzwissen, von Prof. Dr. A. **Kerner von Marilaun.** Zweit. durchgesehene Auflage. Mit 177 Abbildungen im Text, 1 Karte und 24 Tafeln in Holzschnitt, Lichtdruck und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24
Erdgeschichte, von Prof. Dr. **Melchior Neumayr.** Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig umgearbeitete Auflage. Mit 677 Abbildungen im Text, 1 Karte und 24 Tafeln in Holzschnitt, Lichtdruck und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. **M. Wilhelm Meyer.** Mit 127 Abbildungen im Text, 12 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Lichtdruck und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24
Das Naturerleben. Gemeinverständliche Ausgestaltung von Dr. **M. Wilhelm Meyer.** Mit mehreren hundert Abbildungen im Text und einem Tafeln in Holzschnitt, Lichtdruck und Farbendruck. In Vorbereitung.	
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. **Wilhelm Haacke.** Mit 1000 Abbildungen auf 40 Tafeln in Holzschnitt.	40
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. **W. Haacke.** Mit 1000 Abbildungen auf 40 Tafeln in Holzschnitt.	40
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. **W. Marshall.** Mit 1000 Abbildungen auf 40 Tafeln in Holzschnitt.	40
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. **W. Marshall.** Mit 1000 Abbildungen auf 40 Tafeln in Holzschnitt.	40
Bilder-Atlas zur Photographie, von Dr. **Moritz Alexander Voltz.** Mit 1000 Abbildungen auf 40 Tafeln in Holzschnitt.	40
Kunstformen der Natur, von Prof. Dr. **Ernst Haeckel.** Mit 100 Abbildungen auf hundertfarbigen Tafeln. In 8 Monatsheften (in Vorbereitung).	8

Geographische Werke.

Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. **Friedrich Ratzel.** Mit 1000 Abbildungen im Text, 1 Karte und 24 Tafeln in Holzschnitt, Lichtdruck und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24
Allgemeine Erdkunde, von Prof. Dr. **Friedrich Ratzel.** Mit 177 Abbildungen im Text, 1 Karte und 24 Tafeln in Holzschnitt, Lichtdruck und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24
Asien, von Prof. Dr. **Wilh. Sievers.** Mit 152 Abbildungen im Text, 11 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. F. Burkard und Prof. Dr. **W. Sievers** bearbeitet von Prof. Dr. **Wilh. Sievers.** Mit 152 Abbildungen im Text, 12 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24
Europa, von Dr. **Friedrich Umlauft** und Prof. Dr. **E. Swarowsky.** Bearbeitet von Prof. Dr. **Wilh. Sievers.** Mit 152 Abbildungen im Text, 11 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Lexikon-8. 24 Lieferungen à 1 Mk. — Subskriptionspreis	24

	M.	Pf.
Australien und Ozeanien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Meyers Hand-Atlas. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten befindlichen Namen. Geheftet, in 38 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in Halbleder	13	50
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 34 Karten und Plänen und 276 Wappenbildern. Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75

Weltgeschichts- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 30 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Von Dr. ***Hans Blum.*** Mit einem Porträt. Gebunden	5	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans F. Helmolt.*** Mit 45 Karten und 183 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 16 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 8 Halblederbänden je	10	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. ***Heinrich Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Kartenbeilage und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Tonätzung. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Meyers Historisch-Geographischer Kalender. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, ethnologischen, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. (Erscheint alljährlich im August)	1	75

Literar- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der antiken Literatur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Literatur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der englischen Literatur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Literatur, von Prof. Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. Dr. ***E. Percopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Digitized by Google

	M.	Pf.
Geschichte der französischen Literatur, von Prof. Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 12 Faksimilebeilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit etwa 1300 Abbildungen im Text und 130 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Tonätzung. (Im Erscheinen.)		
Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	17	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

	M.	Pf.
Deutsche Literatur.		
Arnim, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band .	2	—
Brentano, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Bürger, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band	2	—
Chamisso, herausg. von *H. Kurz*, 2 Bände	4	—
Eichendorff, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände	4	—
Gellert, herausg. von *A. Schullerus*, 1 Band	2	—
Goethe, herausg. von *H. Kurz*, 12 Bände .	30	—
— hrsg. von *K. Heinemann*, 15 Bde., je	2	—
Hauff, herausg. von *M. Mendheim*, 3 Bände	6	—
Hebbel, herausg. von *K. Zeiß*, 4 Bände .	8	—
Heine, herausg. von *E. Elster*, 7 Bände. .	16	—
Herder, herausg. von *H. Kurz*, 4 Bände .	10	—
E. T. A. Hoffmann, herausg. von *V. Schweizer*, 3 Bde.	6	—
H. v. Kleist, herausg. von *H. Kurz*, 2 Bde. .	4	—
Körner, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände	4	—
Lenau, herausg. von *C. Hepp*, 2 Bände . .	4	—
Lessing, herausg. von *F. Bornmüller*, 5 Bde.	12	—
O. Ludwig, herausg. v. *V. Schweizer*, 3 Bände	6	—
Novalis u. Fouqué, herausg. v. *J. Dohmke*, 1 Bd.	2	—
Platen, herausgeg. von *G. A. Wolff u. V. Schweizer*, 2 Bände	4	—
Rückert, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände	4	—
Schiller, herausg. v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden . .	28	—
Tieck, herausg. von *G. L. Klee*, 3 Bände .	6	—
Uhland, herausg. von *L. Fränkel*, 2 Bände	4	—
Wieland, herausg. von *G. L. Klee*, 4 Bände	8	—
Englische Literatur.		
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller* .	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *K. Eitner*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde.	20	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—
Italienische Literatur.		
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner* .	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling* . .	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50
Spanische und portugiesische Literatur.		
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner* . .	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp, Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50
Französische Literatur.		
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Ad. Laun*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner* .	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25
Skandinavische und russische Literatur.		
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *E. Lobedanz*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe* . . .	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff* . .	1	—
Orientalische Literatur.		
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier* . . .	1	—
Morgenländische Anthologie, von *E. Meier*	1	25
Literatur des Altertums.		
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Äschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal* . . .	2	50
— Odyssee, von *F. W. Ehrenthal* . .	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff* . .	2	50

Meyers Volksbücher.

Erschienen sind 1334 Nummern. Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Geheftet, Preis jeder Nummer 10 Pfennig. Gebunden in eleganten Leinenbänden, Preis je nach Umfang. Verzeichnisse sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 072310202

Digitized by Google